

**Victor A. Kravchenko**

Виктор Андреевич Кравченко  
Віктор Андрійович Кравченко

**Als Funktionär  
im sowjetischen Stalinismus**

*(I Chose Freedom, 1946)*

Verlag Autonomie und Chaos  
Leipzig \ Berlin 2023

**VICTOR A. KRAVCHENKO**

**Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus**

Dieses Buch erschien ursprünglich unter dem Titel I CHOSE FREEDOM im Jahr 1946 bei Charles Scribner's Sons, New York.

Die deutsche Übersetzung (von Albert Heß) erschien 1949 unter dem Titel ICH WÄHLTE DIE FREIHEIT. DAS PRIVATE UND POLITISCHE LEBEN EINES SOWJETBEAMTEN im Thomas Verlag Zürich.

Sowohl die englische Originalausgabe als auch die deutsche Erstausgabe wählen die international übliche Transkription des Autornamens; dies wurde für die Neuauflage beibehalten.

Diese erste deutschsprachige Wiederveröffentlichung erscheint 2023 bei A+C Leipzig\Berlin (online) unter dem Titel

ALS FUNKTIONÄR IM SOWJETISCHEN STALINISMUS.

Sie entspricht der Ausgabe 1949. Zu einzelnen Veränderungen bzw. Ergänzungen siehe im Nachwort des Herausgebers (MvL).

Die Neuauflage ist dauerhaft gespeichert auf dem online-Server der DNB (Deutsche Nationalbibliothek) und kann auch von dort heruntergeladen werden.

Zu Titelseite: Die weiß-blau-weiße Flagge ist seit März 2022 Symbol der Proteste gegen den russischen Überfall auf die Ukraine, das in Rußland und anderen Ländern verwendet wird.

**Veränderte Neuauflage mit Anhang**

© 2023 für diese Ausgabe:

Verlag Autonomie und Chaos Leipzig \ Berlin

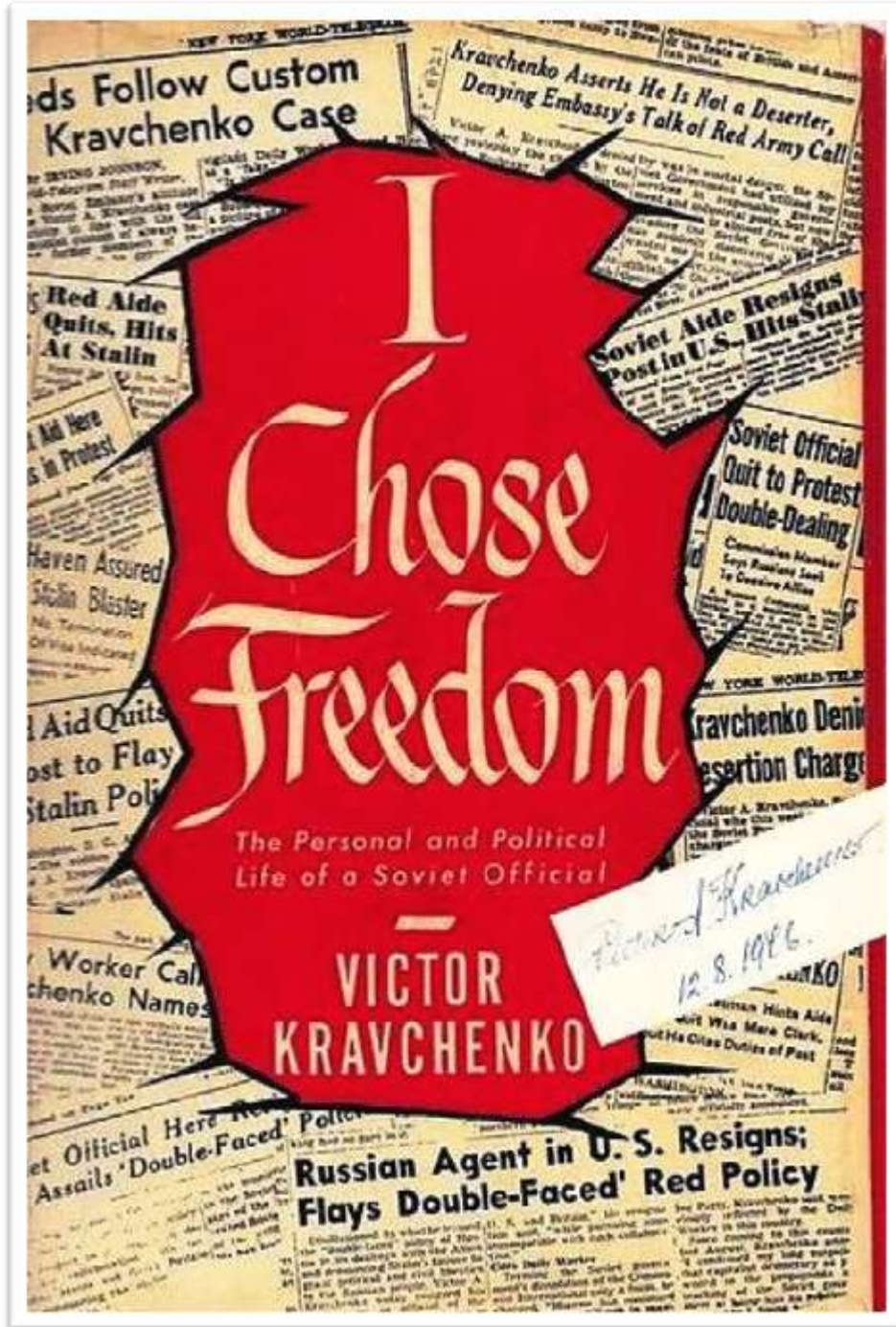
© für Texte im Anhang bei den Rechteinhaber\*innen.

**ISBN 978-3-945980-76-7**

Diese Veröffentlichung kann zur privaten Verwendung sowie für wissenschaftliche Institutionen kostenfrei heruntergeladen und ausgedruckt werden.

VICTOR A. KRAVCHENKO

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus



Schutzumschlag Erstausgabe (Victor Kravchenkos Handexemplar)

**VICTOR A. KRAVCHENKO**

**Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus**



INHALT

**(1) Nächtliche Flucht 10**

*1944 – Nachricht in der New York Times.*

**(2) Russische Kindheit 16**

*Jekaterinoslaw (Dnipro) – Revolution 1905, später erzählt vom Vater – Vater im Gefängnis – Victor lebt bei den väterlichen Großeltern in Alexandrowsk – Kindheit, Schule – 1914: der Vater wird amnestiert – Schulschluß 1916 – Eintritt ins Gymnasium Jekaterinoslaw.*

**(3) Ruhm und Hunger 33**

*1916/7 – Vor der Revolution – Tod der mütterlichen Großmutter – Bürgerkrieg, Banditen – Der väterliche Großvater ist gegen die Revolution – Die Kravchenkos ziehen 1919 in eine "Kommune" für Stadtarbeiter (Gut Iljin bei Korbino am Dnjepr) – Weiterhin Bürgerkrieg Weiße gegen Rote – 1920: Victor in der Erastowka-Landwirtschaftsschule in Kommissarowka – 1921: große Dürre/Hungersnot/Typhus – Nahrungssuche.*

**(4) Jugend in Rot 53**

*Gute Ernte 1922 – Victor beschließt, in einer Grube im Donezgebiet zu arbeiten, bekommt nur Arbeit im Büro – Erfahrungen mit den Menschen – Genosse Lazarew – Victor tritt den Komsomolzen bei – Grubenarbeit, Unfall – 1924: Lenins Tod – Zurück in Korbino – Drei Jahre in einem metallurgischen Betrieb (Petrowski-Lenin-Fabrik) – NEP (Neue Ökonomische Politik) – 1927: Anna – Ende 1927: Militärdienst im "Basmatschi"-Land (Turkestan/Persien) – Baku – Aschabad (später Stalinabad) – nach Verletzung demobilisiert: Sommer 1928. Zurück in die Fabrik.*

**(5) Bruch mit der Vergangenheit 74**

*1929: Beginn der Stalinzeit – Kravchenko ist weiterhin Mitherausgeber der Fabrikzeitung, Artikel von ihm auch in anderen Zeitungen in Charkow und Dnjepropetrowsk (ehemals Jekaterinowsk) – Er wird Parteimitglied – Erste Schauprozesse (Schacht-Skandal) – 1930 Arkadj Rosengoltz – Er lernt Sergo Ordschonikidse kennen – 1931: Immatrikulation am technologischen Institut Charkow.*

**(6) Student in Charkow 86**

*Studium am Flugzeugbauinstitut – Kravchenko findet (kommunistische) Freunde unter den Kommilitonen – Pascha – Gerüchte und Beobachtungen zu den Greueln im Zusammenhang mit der Zwangskollektivierung – Unterricht plötzlich nur in ukrainisch – Claudia Samarin, ihre Lebensgeschichte – Julia Michailowna – Versetzung ans metallurgische Institut Dnjepropetrowsk.*

**(7) Triumph der Maschine 106**

*Innerhalb des Studiums abkommandiert zum Petrowski-Lenin-Betrieb – Erste "Säuberungs"-Aktionen, Aktivität der GPU, Denunziationen, Spitzel – Stalins Rede im Juni 1931 zur "Rationalisierung der Industrie" – Kravchenko ist beauftragt mit einer Untersuchung in einer Fabrik in Nikopol – Er reist nach Moskau zu Ordschonikidse (Kommissar für Schwerindustrie), um über die Mißstände zu sprechen. – Lernt dort auch Nikolai Bucharin kennen – Fünf Tage Urlaub in Moskau – Genosse Lazarew äußert sich kritisch zur Entkulakisierung – Die kleine Katja (im Elternhaus): Opfer der Entkulakisierung.*

**(8) Grauen im Dorf 128**

*Parteiauftrag: Hilfe (= Durchsetzung der Kollektivierung) in dem Dorf Podgorodnoje, zusammen mit Tswetkow und Arschinow – Besuch bei Tswetkows Eltern – Erfahrungen mit dem Zwang, Korn einsammeln zu sollen – Beobachtung einer Liquidation von Kulaken – 1933: Stalins Rede zur "siegreichen Beendigung der Kollektivierung" – Hitler an der Macht, verlorene Hoffnung auf die deutschen Kommunisten – agitatorischer Umgang mit dieser Tatsache.*

**(9) Ernte in der Hölle 155**

*1932 – Die kurze Ehe mit Zinaida – Offizieller Umgang mit der Hungersnot (speziell in der Ukraine) – Eindrücke in Petrowo und Logina und anderen Dörfern im Piatichatsky-Distrikt – Arbeitsschwerpunkt: Sicherung der neuen Ernte, Arbeitssituation in den Kolchosen – Kravchenko handelt entgegen Parteibefehlen, um produktives Arbeiten zu ermöglichen – Er entdeckt, daß Butter für den Export zurückbehalten wird – Mendel M. Chatajewitsch.*

**(10) Meine erste Säuberung 185**

*1933: Zurück am Institut – Kravchenkos Bruch mit der Partei beginnt – Praktischer Ablauf der ersten "Säuberung" im Institut (Fallbeispiele) – Kravchenkos erste eigene Säuberung*

**(11) Elenas Geheimnis 206**

*Liebesbeziehung mit Elena – Elenas Geschichte – Thema: Zwangsrekrutierungen von Spitzeln durch die GPU.*

**(12) Ingenieur in Nikopol 232**

*1. Dezember 1934: Mord an Sergej Kirow und die Folgen – Der Student Andrej S. – Kravchenkos Abschluß des Studiums – Arbeit als Ingenieur bei Trubostal in Nikopol – Erste Erfahrungen mit Dorogan und Gerschgorin, leitenden Funktionären der Geheimpolizei NKVD (früher GPU) in Nikopol – Victors Mutter kommt zu Besuch (und wird aktiv) – Allgegenwärtige Bespitzelung der Funktionäre durch die NKVD: Gromans Brief, Pascha – Zwei Amerikaner, ein Deutscher (Lentz)*

**(13) Schneller, schneller 259**

*1935: Das "Stachanow-Wunder" und die Auswirkungen in der Nikopoler Fabrik – Der Arbeiter Kirjuschkina – Anfang 1936: Ordschonikidse ruft Kravchenko zum Bericht nach Moskau – Sklaven der NKVD (Zwangsarbeit) – Victors Vater darf sich in der Fabrik umsehen, äußert danach differenzierte Kritik.*

**(14) Generalsäuberung 284**

*1936: Erster "Schauprozeß": Lenins alte Garde wird verurteilt und umgebracht – Folgen in Nikopol – Das Zentralkomitee kündigt neue Überprüfungen an, speziell bei den Parteimitgliedern ("Generalsäuberung") – November 1936: Kravchenkos zweite "Säuberung".*

**(15) Eine harte Probe 304**

*Untersuchungskommission gegen Kravchenko – Tatkräftige Unterstützung durch die Eltern – Methodik der NKVD beim Herstellen von "Schuldigen" – Dorogan (NKVD Nikopol) – Freunde unter den Arbeitern: Guschtschin, Silinin, Kirjuschkina – Februar 1937: Sergo Ordschonikidse ist tot.*

**6) Auf der Suche nach Gerechtigkeit 327**

*Über Ordschonikidse – Beginn der Verhöre durch Gerschgorin und Dorogan (NKVD) – Victor sucht Helfer – Genosse Mischa.*

## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

#### (17) **Mitternächtliche Folter 352**

*Fortsetzung der Verhöre bei der NKVD und Versammlung der Parteiorganisation – Verstärkung des Drucks, Anklage auf Sabotage – Einschüchterungen, Konfrontation mit Bitschkow und Bedenkzeit – Wiedersehen mit Mutter – Rehabilitation und Versetzung nach Taganrog.*

#### (18) **Arbeit: Frei und Sklave 382**

*Im Andrejew-Werk – Moskau, März 1938: Beförderung zum Werksleiter, Genosse Mischa und dessen Sicht auf die Säuberungen – Das Nowo-Trubni-Werk in Perwouralsk: Produktionssteigerung, Fall Magrilow – Verhör eines Saboteurs – Ingenieur Panow und Sonderaufträge – Begegnung mit Zwangsarbeitern.*

#### (19) **Wie sie Geschichte schreiben 408**

*Produktionsbetrug – "Der kurze Lehrgang" (Eine neue Geschichte der kommunistischen Partei, 1938) – Wahlkandidat Kusmin – Viktors Privatleben im Ural – Gesetz gegen Verspätungen am Arbeitsplatz.*

#### (20) **Betrug in Sibirien 431**

*1939: Kravchenko wird Direktor einer geplanten Fabrik in Stalinsk (Sibirien) – Angekommen auf der Führungsebene? – Viktors Familie: Brüder Konstantin und Eugen, die Eltern – Irina – Die Mutter besucht Moskau – Fabrik in Kemerowo statt in Stalinsk – "Hauptverschwörer Norkin".*

#### (21) **Während Europa kämpft 453**

*Pakt zwischen Hitler und Stalin – Einschätzungen zur Intention Stalins für diesen Pakt – Bedeutung der NKVD-Sklaven beim Bau des Werkes in Kemerowo – Besichtigung eines Zwangsarbeiterlagers – 1940: Der Bau des Werkes wird eingestellt – Kravchenko wird stv. Cheffingenieur in einem Werk in Fili (bei Moskau) – Iwan F. Tewosian – Kravchenko steht vor Gericht.*

#### (22) **Der unerwartete Krieg 479**

*22. Juni 1941: Angriff der Deutschen – Kravchenko schildert die Stimmung in seiner Umgebung – Wadim Alexandrowitsch Smolyaninow, ehemaliger persönlicher Sekretär Lenins – Stalins Krieg gegen das eigene Volk – Radioapparate werden eingezogen – Bildung einer "freiwilligen Bürgerwehr" – Folgen des Krieges im Innern (Logistik, Versorgung, neue Bürokratien, Propaganda, Ablauf von Evakuierungen, unzureichende Bewaffnung) – Politik der "verbrannten Erde" – NKVD-Spitzel hinter der Front – Situation der Partisanen gegenüber der Bevölkerung – Evakuierung Moskaus (ab August 1942) – Im September tritt Kravchenko in die Rote Armee ein.*

#### (23) **Panik in Moskau 504**

*Kravchenko stationiert in Bolschewo – Niveau der militärischen Ausbildung und Ausrüstung sowie der Instrukturen – Oktober 1942: Evakuierungschaos in Moskau: Panik, Aufruhr, Plünderungen – Truppentransport nach Kasan – Besprizorni (heimatlose Kinder) – Viktors und Dmitris Fußmarsch nach Menselinsk, Kontakt mit der Bevölkerung – Nach Erkrankung zurück nach Moskau – Kravchenko wird Cheffingenieur von Promtrust – Ende Mai 1942: Vorladung beim Sownarkom der RSFSR – Andrej Iwanowitsch Utkin – Konstantin Pamfilow*

#### (24) **Der Kreml in Kriegszeit 531**

*Kravchenko wird Leiter des Departements für die Kriegsbewaffnung beim Sownarkom der RSFSR (Arbeitsplatz im Kreml) – Ständiger Kampf gegen den Mangel an Material aller Art – Verbindendes Gefühl beim Personal in diesem Bereich: Patriotismus – Ermordung von Zwangsarbeitern (beim Rückzug) – Massenhafte Mobilisierung von Minderjährigen zur Arbeit in Fabriken sowie zur Erziehung zu Soldaten, in "Rekrutenschulen" – Alexej Kossygin.*

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

**(25) Die beiden Wahrheiten 555**

*Sonderversorgung der Machtelite – NKVD-Sklaven in einer unterirdischen Fabrik – Fabriken, die für Parteileitung, Regierung und hohe Offiziere fertigen statt ihrem Auftrag gemäß für die Kriegsproduktion – Achselschmuck! – Die "beiden Wahrheiten" (die eine für die Massen und die Außenwelt, die andere für die Parteigetreuen, die Eingeweihten und die inneren Kreise) – Pawel Judin – Sowjetisches Atomprogramm – Vertraulichkeiten zwischen Regierungsfunktionären – Über Stalin – Kravchenko wird Koordinator bei Glawmetal.*

**(26) Auftakt zu Amerika 586**

*1943: Überprüfungen und Verhöre ohne Ende, um für eine Auslandstätigkeit akzeptiert zu werden – Verhaltensmaßregeln für Sowjetbürger im kapitalistischen Ausland – Freund Gregori berichtet von der Folter – Im Zug nach Wladiwostok (Ausreise per Schiff) – Erste Erfahrungen mit US-Amerikanern – Landung in Vancouver (Kanada)*

**(27) Stalins Untergebene im Ausland 611**

*Einkaufen in Vancouver – Im Zug nach Washington (19.8.43) – Organisation in der Sowjeteinkaufskommission in Washington – Kontakte mit Amerikanern und die Gefahren – Rigide Kontrolle und Bespitzelung, verdeckte NKVD-Präsenz – Durchgängig einseitige Wahrnehmung der Sowjetunion bei Amerikanern: grundlegende Kritik Kravchenkos an den irrationalen amerikanischen Vorstellungen über das "Sowjetwunder" (entsprechende Autoren: Henry A. Wallace, Wendell Wilkie: EINE WELT, Joseph E. Davis: MISSION TO MOSKAU)*

**(28) Flucht vor der Ungerechtigkeit . 635**

*Zitat aus Kravchenkos Erklärung nach seinem Untertauchen, veröffentlicht am 4. April 1944 – Erste Reaktionen – Joseph Starobin – Sowjetagenten zeigen sich.*

**(29) Nachwort Victor Kravchenko (1946) 643**

Mondrian Graf v. Lüttichau:

**Nachwort zur Neuauflage (2023) 646**

ANHANG

Opfer des stalinistischen GULAG berichten. Das zweite Buch (*I chose Justice*) und andere Quellen zu Kravchenkos Prozeß **683**

Sebastian Voigt: "Es war mir nicht möglich, zu schweigen über das Erlebte."

Über die Bedeutung des Kravčenko-Prozesses 1949 in Paris für die politische Entwicklung Margarete Buber-Neumanns **700**

"Moskau vor dem Kadi" – DER SPIEGEL 21/1948 **718**

Arthur Koestler: Warum Greuelthaten nicht geglaubt werden [1944] **720**

Arthur Koestler: Sowjet-Mythos und Wirklichkeit [Vor 1946] **725**

Svetlana Alexijewitsch (Exzerpte) **734**

Alex Klevitsky: Victor Kravchenkos Archiv **744**

Michael J. Mangan : Rezension zu Gary Kern: The Kravchenko Case **750**

Literaturhinweise **758**



**VICTOR A. KRAVCHENKO**

**Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus**



## (1) NÄCHTLICHE FLUCHT

*1944 – Nachricht in der New York Times*

In jener Samstagnacht schien jede Minute der Taxifahrt von meinem Mietzimmer zum Unionbahnhof mit Gefahr und Schicksal geladen. Sogar die Straßen und dunklen Häuser blickten finster und feindselig. Während der sieben Monate meines Aufenthaltes in der Hauptstadt hatte ich diese Strecke dutzende Male zurückgelegt, fröhlich und meine Umgebung kaum beachtend. Diesmal aber war alles anders — diesmal machte ich mich aus dem Staub.

Die amerikanische Familie, bei der ich in Washington wohnte, war zu dem Fremden unter ihrem Dach freundlich und großzügig gewesen. Als ich einmal krank lag, pflegten sie mich mit einer ungezwungenen und ungekünstelten Sorglichkeit. Was als bloßes geschäftliches Abkommen begonnen hatte, war zu einer warmen menschlichen Beziehung gereift, welcher die Schranke der Sprache noch einen besonderen Reiz verlieh. Ich fühlte, daß die guten Amerikaner durch ihre Freundlichkeit zu einem einzelnen heimwehkranken Russen ihre Dankbarkeit gegenüber allen Russen bekundeten, den tapferen Verbündeten, die damals an einer Tausendkilometerfront die deutsche Eroberungswoge zurückdämmten. Jeden russischen Sieg rechneten sie mir als persönliches Verdienst an.

Meine Miete war für eine Woche vorausbezahlt. Und doch verließ ich das Haus in jener Nacht ohne ein letztes Abschiedswort. Ich sagte bloß, sie hätten meine Einwilligung, das Zimmer zu vermieten, falls meine Reise unvorhergesehenerweise länger als bis Dienstag dauern sollte. Für den Fall irgendwelcher Nachforschungen durch die russische Einkaufskommission sollten sich meine Gastgeber sowohl über meinen Aufenthalt wie über meinen Entschluß, nicht mehr zurückzukehren, in ehrlicher Unwissenheit befinden.

Im Kommissionsbüro hatte ich seit einigen Tagen Kopfschmerzen und allgemeines Unwohlsein vorgetäuscht. An jenem Morgen machte ich zu einigen meiner Kollegen die Bemerkung, ich würde wohl besser zur Erholung einen Tag zu Hause bleiben und deshalb Montag vielleicht nicht zur Arbeit erscheinen. Ich versuchte nach besten Kräften, eine eintägige Gnadenfrist herauszuschinden, ehe mein Verschwinden entdeckt werden konnte.

## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Nachdem ich mein Gehalt für den Monat März bezogen hatte, bestand ich darauf, daß meine Spesenbelege der letzten Reisen nach Lancaster in Pennsylvania und nach Chicago überprüft würden. Es ergab sich, daß mir noch ungefähr dreißig Dollar zukamen. Der Sinn war dieser, auch die kleinste Möglichkeit für irgendwelche Anklagen auszuschalten, daß meine Flucht wegen finanzieller Unregelmäßigkeiten erfolgt sei. Ebenso vergewisserte ich mich, daß meine Papiere vollkommen in Ordnung waren, und daß andere die Arbeit dort aufnehmen konnten, wo ich sie abgebrochen hatte.

Später, als die Nachrichten über meine Flucht auf den Titelblättern der Washingtoner und New Yorker Zeitungen zu lesen waren, haben sich gewiß einige der Männer und Frauen in der Kommission an eine besondere Wärme in meinen Gesprächen mit ihnen an jenem Samstag erinnert, an einen besonderen Druck in meinem Handschlag, als ich mich "Auf bald!" verabschiedete. Sie haben gewiß erkannt, daß ich ihnen ein letztes und wortloses Lebewohl bot. Nie mehr, nicht einmal hier im freien Amerika, wird es einer von ihnen wagen, mich zu treffen. In den Monaten gemeinsamer Arbeit waren mir einige dieser Leute näher gekommen; ohne viel Worte hatten wir einander verstanden. Wäre ich in der Lage gewesen, offen, gemütvoll, auf russische Art mit ihnen zu sprechen, so würde sicher ein Teil der Last, welche mein Gemüt bedrückte, von mir gewichen sein.

Es war eine kalte, sternenlose Nacht. Der Bahnhof schien von Drohungen zu wimmeln. Wie? Wenn ich irgend einem Kollegen begegnete und dieser Alarm schlug? Denn die beiden Koffer und die unberechtigte Reise würden gewiß seinen Verdacht augenblicklich wecken. Wie? Wenn Genosse Serow und General Rudenko meine Pläne bereits entdeckt hatten? Gleichsam als Antwort auf diese beängstigenden Gedanken erblickte ich plötzlich eine Uniform der Roten Armee. Ich fror vor Schrecken, zog meinen Hut in die Stirn, duckte meinen Kopf tiefer in den aufgeschlagenen Mantelkragen und stahl mich der Mauer entlang, indem ich meinem Landsmann den Rücken kehrte.

Da die Sowjetbeamten immer erste Klasse fahren, nahm ich meinen Platz in der dritten. Dies verminderte die Gefahr, einen Bekannten zu treffen. Im verdunkelten, überfüllten und einschläfernden Wagen war ich mit meinen Gedanken allein.

Seit langer Zeit schon hatte ich gewußt, daß diese entscheidende Stunde unvermeidlich war. Seit Monaten hatte ich die Flucht geplant. Ich hatte mich auf sie gefreut als Befreiung aus dem Irrgarten der Heuchelei, des Grolls und der Geistesverwirrung, durch welchen ich so manches Jahr gewandert bin. Dies sollte meine Buße für die Greuel sein, für die ich mich als ein Mitglied der führenden Oberschicht meines Landes mitschuldig fühlte.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Nun aber, da die Flucht wirklich geschah, spürte ich nichts von einer Erhebung zu neuer Freiheit und nichts von Heiterkeit, sondern nur eine schmerzliche Leere, in der Furcht und Selbstanklage so laut widerhallten, daß mir schien, selbst die schläfrigen Soldaten und Seeleute im verrauchten Wagen müßten davon hören.

Ich durchschneide mein Leben bei seinen Wurzeln, dachte ich. Unwiderrufflich. Vielleicht für immer. In dieser Nacht verwandle ich mich in einen Mann ohne Vaterland, ohne Familie, ohne Freunde. Niemals wieder werde ich die Gesichter meiner Verwandten und Freunde sehen, die Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch sind, nie mehr ihre Hände drücken, nie mehr ihre Stimmen hören. Es ist, als wären sie tot und darum auch in meinem Innern etwas Kostbares gestorben. Immer und ewig wird in meinem Leben diese Leere, diese entsetzliche Lücke und dieses 'Weh wie eine Wunde klaffen.

In meinem Geburtsland werde ich ein Ausgestoßener und Rechtloser. Das politische Regime, dem ich ein Leben voll Arbeit und Vertrauen schenkte, wird unweigerlich mein Todesurteil fällen. Stets werden seine Geheimagenten durch mein Leben geistern. Allen meinen Schritten werden sie nachspüren, Wache unter meinen Fenstern halten und mich erledigen, wenn es ihre Vorgesetzten befehlen. Und diese Amerikaner, bei denen ich mein neues Leben zu verankern hoffe, werden sie je verstehen können, was es für einen russischen Kommunisten bedeutet, mit der Sowjet-Diktatur zu brechen? Sie sind von einer geradezu gesegneten Arglosigkeit, diese Amerikaner!

In meinem Heimatland werden alle, die mit mir zusammen arbeiteten und mit mir befreundet waren, ganz zu schweigen von denen, die mich liebten, für immer befleckt und verdächtig sein. Um weiterleben zu können, müssen sie jede Erinnerung an mich durch ihre Taten widerlegen. Um sich zu retten, müssen sie mich verleugnen und verraten, so wie ich einst andere scheinbar verleugnet und verraten habe, weil sie sich die Rache der Sowjets zugezogen hatten.

Welches moralisches Recht besaß ich denn, diese unschuldigen Geiseln in Rußland zu gefährden, nur um mein eigenes Gewissen zu entlasten und mich von der erkannten Schuld durch die Wahrheit rein zu waschen? Dies war die grausamste aller Fragen. Was hätte wohl mein frommer Großvater, Fjodor Pantelejewitsch, dieser aufrechte Diener Gottes und des Zaren, falls er noch lebte, von meiner Handlung gedacht? Was wird mein Vater, dieser leidenschaftliche russische Revolutionär sagen, falls er die zwei Jahre unter der brutalen deutschen Besetzung überlebt hat?

In diesem Gedankengang lag wenigstens etwas Tröstliches. Großvater konnte nie verstehen, weshalb sein Sohn Andrej, mein Vater, sich gegen den Zaren und die Traditionen seiner Zeit auflehnte. Weil aber Andrej tief an seinem sonderbaren neuen Glauben hing und bereit war, für diesen sogar ins Gefängnis zu wandern, so schloß Großvater seine Vorwürfe stets mit einem Segen. Mein Vater, obwohl er seine Frau und

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

seine Kinder liebte, zögerte nicht, uns Hunger und Tränen auszusetzen, wenn er dadurch seiner Sache dienen konnte. So hatte ich keinen Zweifel, daß er mich verstehen und meine Handlung billigen würde.

Bitterer Trost lag auch im Gedanken, daß mein Bruder Konstantin, der mir immer nahe gestanden, als Offizier an der Kaukasusfront bei der Verteidigung unseres Vaterlandes gegen die Nazi-Eindringlinge gefallen war. Ob wohl die Rache des Staates auch auf eine einsame und hilflose alte Frau, eben aus einem deutschen Konzentrationslager entlassen, übergreifen wird — nur deshalb, weil sie meine Mutter ist? Oder auf die Frau, die während dreier Jahre meine Gattin war, trotzdem sie von meinen politischen Zweifeln und meinen Fluchtplänen nichts wußte?

Diese Gedanken kreisten noch immer in meinem Kopf — ein schmerzliches Trommeln, das wohl inzwischen schwächer geworden ist, doch niemals aufgehört hat — als der Zug an diesem Sonntagmorgen um drei Uhr in New York einfuhr. Auf dem Bahnsteig sah ich wieder den russischen Offizier. Er trug einen Koffer und schenkte mir keine Beachtung. Dennoch hielt ich mich zurück, um eine größere Entfernung zwischen uns zu schaffen.

Unter einem italienischen Namen trug ich mich in einem schmutzigen Hotel ein — ein Hotel jener Art, wo man für sein Zimmer zum voraus bezahlt. Das Zimmer war für einen Selbstmord wie geschaffen; eng, schmutzig, niederdrückend. Ich verriegelte die Türe. Im düsteren Licht einer elektrischen Birne begann ich eine Erklärung zu schreiben, aus der einige Ausschnitte zwei Tage später in der amerikanischen Presse erscheinen sollten.

Hätte jemand mein verstohlenes Gebaren in diesen angespannten Tagen beobachtet, meine schlaflosen Nächte, meine heimliche Flucht aus Washington, mein Versteck in New York, er hätte vermuten müssen, ich hätte irgendein fürchterliches Verbrechen begangen und meide die Polizei. Aber ich hatte weder gestohlen noch gemordet. Ich hatte mich lediglich entschlossen, meine Stellung als Wirtschaftsfunktionär meiner Regierung aufzugeben!

Bestimmt konnte kein Amerikaner verstehen, daß es für den Untertan eines totalitären Regimes kein folgenschwereres und schlimmeres "Verbrechen" gibt. Es war der höchste Grad der Absage an einen irdischen Gott. Es stempelte den Schuldigen nicht nur offiziell zum Ausgestoßenen; da er in seiner Zeit auf Vorschuß lebte, konnte er nicht einmal mehr mit den Angehörigen in der Heimat Briefe wechseln. Das Kainszeichen flammte auf seiner Stirn. Für jeden Sowjetbürger wäre eine Begegnung mit ihm, sei es um ihn einfach zu treffen oder um sich ihm erkenntlich zu zeigen, politischer, vielleicht sogar physischer Selbstmord.

## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Mein Entschluß war ein Schritt, den kein Sowjetrusse, namentlich kein langjähriger, in der Bürokratie weit avancierter Kommunist, leichtfertig und aus plötzlicher Laune unternahm. Dieser Schritt hatte seine Wurzeln irgendwo tief unten in der untersten Schicht meiner Seele, wo er langsam heranwuchs und niemals unterdrückt werden konnte. Die Beweggründe für meine Handlung sind niemals an der Oberfläche zu suchen. Sie liegen tief im Innern, an der Wurzel des ganzen menschlichen Seins.

Montag, den 3. April 1944, sprach ich mit mehreren Reportern. Die Nachricht wurde spät in jener Nacht auf dem Titelblatt der "New York Times" verbreitet. Die Zeit des Erscheinens der Nachricht war bedeutsam. Vielleicht hat sie sogar tatsächlich mein Leben gerettet. Wäre meine Flucht vor der öffentlichen Bekanntgabe meinen Sowjetwächtern bekannt geworden, hätte mich die sowjetrussische Gesandtschaft in Washington zweifellos umgehend dem Staatsdepartement denunziert und meine sofortige Verhaftung vielleicht als deutscher Agent zwecks Auslieferung an die USSR verlangt. Da aber die Amerikaner jetzt um die Tatsachen wußten und dem Drama zuschauten, war wenigstens für den Augenblick die russische Gesandtschaft schachmatt gesetzt.

"Sowjet-Funktionär erklärt hier seinen Rücktritt", meldete die Schlagzeile der "New York Times". Die Meldung selbst begann:

"Victor A. Kravchenko, Funktionär der Sowjet-Einkaufskommission in Washington gab gestern seinen Rücktritt bekannt und stellte sich *unter den Schutz der amerikanischen Öffentlichkeit*. Er klagt die Sowjetregierung hinsichtlich ihres erklärten Wunsches nach Zusammenarbeit mit den Vereinigten Staaten und Großbritannien einer unaufrichtigen Außenpolitik an, und beschuldigt das Stalin-Regime, dem russischen Volk die politischen und bürgerlichen Freiheitsrechte vorzuenthalten.

Kravchenko, dessen Paß mit dem Vermerk *Vertreter der Sowjetregierung* versehen ist, bekleidet in der Roten Armee den Rang eines Hauptmanns und war, bevor er letzten August nach den Vereinigten Staaten kam, Direktor einer Gruppe großer Industriebetriebe in Moskau. Früher diente er als Chef der Munitionsabteilung, die dem Rat der Volkskommissare der russischen sozialistischen föderativen Sowjetrepublik unterstellt ist. Seit 1929 war er Mitglied der russischen kommunistischen Partei und bekleidete unter der Sowjetregierung zahlreiche wichtige Posten in der Volkswirtschaft.

Kravchenko lehnte es aus patriotischen Gründen ab, über Dinge Auskunft zu geben, welche militärische Themen Sowjetrußlands betreffen oder andere Einzelheiten über wirtschaftliche Fragen zu enthüllen, besonders solcher bezüglich des Pacht-Leih-Vertrages<sup>1</sup> und seiner Durchführung, sowohl bei der Sowjet-Einkaufskommission wie in Rußland."

---

<sup>1</sup> Das Leih- und Pachtgesetz (englisch Lend-Lease Act, offiziell *An Act to Promote the Defense of the United States* (Ein Gesetz, um die Verteidigung der Vereinigten Staaten zu fördern) wurde vom US-Kongress am 18. Februar 1941 verabschiedet. Es ermöglichte den Vereinigten Staaten, kriegswichtiges Material wie Waffen, Munition, Fahrzeuge, Treibstoffe, Nahrungsmittel, Flugzeuge etc. an

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Dann folgten Auszüge aus der langen Erklärung, mit der ich mich während des ganzen Sonntags abgemüht hatte. Sie war mit meinem Herzblut geschrieben, doch nur wenig von seiner Farbe schien durch die kalte Druckerschwärze hindurch. Die Bürger eines freien Landes haben keine persönliche Erfahrung, welche ihnen meine Gefühle und meine Handlung glaubhaft macht! Das wirklich Tragische muß ihnen als übertrieben erscheinen.

Ich versuchte, in dieser Erklärung dem amerikanischen Volk, meinen Kameraden in der Heimat und meinen Freunden in der Washingtoner Kommission begreiflich zu machen, weshalb ich den furchtbaren Schritt getan hatte. Aber je mehr ich schrieb, durchstrich und von neuem schrieb, je hoffnungsloser erschien mir mein Unterfangen. Es gibt keine Worte, in keiner Sprache, die ein ganzes Leben zusammenfassen können.

Mein Entschluß, mit dem Sowjetregime zu brechen — was einer persönlichen Kriegserklärung an dieses und an alle Polizeistaaten gleichkam —, war nicht zufällig. Er lag in allem eingeschlossen, was ich jemals erlebt, gedacht und gelebt hatte. So bedeutete es nicht so sehr eine Entscheidung, eine Tat aus der Kraft des Willens, als den logischen und unvermeidlichen Gipfelpunkt einer langen Entwicklung.

Um meinen Entschluß zu erklären, muß ich zu jenem Gerechtigkeitsfeuer zurückgreifen, das meine Kindheit an den Ufern des Dnjepr durchglühte, zu jener Leidenschaft für die Freiheit, die im Herzen des Knaben lohte, als Revolution und Bürgerkrieg die ukrainischen Städte und Steppen überschwemmten, zu jenem Enthusiasmus eines kommunistischen Jungmannes, der damals begeistertes Parteimitglied der Kommunisten war — und schließlich zu den Zweifeln und Enttäuschungen und den verzweifelten Versuchen, Jahr um Jahr einen zerbrechenden und zerschlagenen Glauben mit groben Illusionen zu stützen.

Um meinen Entschluß zu erklären, muß ich mein ganzes Leben und das Leben Rußlands, so wie es in das meine eingegriffen hat, ausführlich nacherzählen.

---

die gegen die Achsenmächte (Deutschland, Italien, Japan) kämpfenden Staaten zu liefern. Großbritannien, die UdSSR, China und viele andere Staaten erhielten aufgrund des Leih- und Pachtgesetzes Güter in einem Gesamtwert von knapp 50 Milliarden US-Dollar (ohne Transportkosten). Das Programm lief im August 1945 aus.

*[Quelle für allgemeine Informationen ist meist – so auch hier – Wikipedia.]*

*[Fußnoten vom Herausgeber der Neuauflage, MvL]*

## 2) Russische Kindheit

*Jekaterinoslaw (Dnipro) – Revolution 1905, später erzählt vom Vater – Vater im Gefängnis – Victor lebt bei den väterlichen Großeltern in Alexandrowsk – Kindheit, Schule – 1914: der Vater wird amnestiert – Schulschluß 1916 – Eintritt ins Gymnasium Jekaterinoslaw.*

### I

Für die drei Söhne von Andrej Fjodorowitsch Kravchenko — von denen ich der mittlere war, jünger als Konstantin und älter als Eugen — bedeutete die Revolution von 1905 ein nachhaltigeres Erlebnis als bloße persönliche Eindrücke. Sie leuchtete in der Farbe der Romantik, und selbst ihr Scheitern war klangvoll und strahlend. Sie barg, wie die Schätze eines Schaukastens im Museum, vollendete Beispiele für Heldentum, Idealismus und Opfermut; Beispiele, nach denen solche Werte im späteren Leben gemessen werden müssen.

Es ist wahr, diese Revolution war zwar ziemlich begrenzt, dennoch erfaßte sie nicht nur die Stadt Jekaterinoslaw<sup>2</sup>, sondern gewann größeres Ausmaß durch geheime Zusammenkünfte, Schlachten und Menschenverfolgungen, in die mein Vater verwickelt war. Bedeutende, mit historischen Orten verknüpfte Namen flammten 1905 erstmals am russischen Himmel auf. Aber die bloße Geschichte verblaßte hinter unserem inneren Wissen, daß der wirkliche Führer und Held des Aufstandes unser starker und schöngewachsener Vater war, schlank und kräftig, mit dunklem, gelocktem Haar und blauen, blitzenden Augen.

Und tatsächlich lagen in unseren zärtlichen Phantasien auch ein paar Körner Wahrheit. Die Revolte hatte mit einem Generalstreik begonnen; der Streik der Bahnarbeiter war sein Anfang, der eigentliche Antrieb des umfassenderen Streiks. Mein Vater, Angestellter in den Bahnschuppen von Jekaterinoslaw, saß im Streikkomitee, blieb der Bewegung mitten im hoffnungslosen Kampf treu und mußte seine Begeisterung in der Späternte des Mißlingens teuer bezahlen.

Wir hörten in unseren jungen Jahren so oft alle Einzelheiten, daß sie tief mit unserem eigenen Leben verwoben schienen. Wir vernahmen nicht nur die Dinge, die geschahen, sondern auch weshalb sie geschahen. Man mußte mich Freiheitsliebe, Gerechtigkeit, Gleichheit und den Haß gegen die Autokratie nicht erst lehren. Sie gingen mir so einfach und natürlich ein, wie meinen Spielgefährten die Ehrfurcht vor Uniformen und der Autorität.

---

<sup>2</sup> Jekaterinoslaw wurde unter diesem Namen 1776 gegründet. Ab 1917 gehört der Ort zur Ukraine. 1926 bis 2016 hieß der Ort Dnipropetrowsk, seit 2016 Dnipro.



Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Die Revolutionsereignisse von 1905, wie sie von meinem Vater und seinen Freunden erzählt wurden, vertieften sich noch durch das eigene Erleben ähnlicher Vorkommnisse in späteren Jahren und sind so tief in meiner Seele eingegraben, daß ich selbst heute noch die donnernden Hufe der Kosakenpferde höre, wie sie Arbeiter und Frauen unserer Stadt zertrampeln. Keine anderen Geräusche der Kindheit sind so deutlich in meinem Gedächtnis haften geblieben, wie dieses schreckliche Sausen der Säbel und Nagaikas. Ich stehe hinter den Barrikaden umgeworfener Fuhrwerke, aufgetürmter Möbel, Pflastersteine und Eisenbahnkupplungen; ringsumher fallen stöhnend meine Genossen, dann fegen Wogen wütender Kosaken über uns hinweg. Ich sehe mich wieder in den Straßenzügen und Gäßchen der Arbeiterviertel, von der zirkassischen<sup>3</sup> Reiterei und Polizei bis in die späte Winternacht hinein verfolgt. Dann ist alles totenstill. Verkrampfte Leichen liegen da, und rote Blutlachen versickern langsam im Schnee wie rote Tintenflecken im Fließblatt auf meinem Schülertisch ..

Hätten sie meinen Vater in jener Octobernacht erwischt, so wäre er wohl mit einigen anderen Mitgliedern des Streikkomitees aufgehängt worden. Doch bevor er floh, vermochte er der Versuchung nicht zu widerstehen, ein letztesmal seine Frau, Konstantin und Babuschka, die Mutter meiner Mutter, die immer bei uns lebte, zu sehen. Mitten in der Nacht machte er sich auf den Weg, schlich durch Seitengäßchen im tiefen Schatten von Haus zu Haus, bis er die Kanatnaistraße Nr. 8 erreichte, wo wir wohnten.

Sein Atem stockte. Alle Lichter im Hause brannten, und er konnte aus dem Innern Geräusche hören. Kein Zweifel: die Polizei durchsuchte den Ort. Und doch konnte er sich nicht zurückziehen, koste es was es wolle, ohne einen letzten Blick auf Heim und Familie zu werfen, die er vielleicht nie wieder sehen sollte. Er zog sich zum Fenster hinauf, richtete sich vorsichtig auf und guckte hinein.

Dann sah er, daß er sich getäuscht hatte. Die Großmutter öffnete auf sein leises Pochen die Türe und gab ihm zu verstehen, er solle sich still verhalten. Er begab sich zum Schlafzimmer, aber sie hielt ihn an. "Tanja schläft", sagte sie. Und fügte dann lächelnd hinzu: "Ja, wieder ein Junge." Sie ging selbst ins Schlafzimmer und kehrte bald mit einem kleinen Bündel zurück, das sie meinem Vater in die Arme legte.

Dies war die Nacht meiner Geburt, eine Nacht des Todes hinter Barrikaden, eine Nacht der Schüsse, blutigen Säbel und der Schmerzensschreie im Gewirr armseliger Gäßchen.

Plötzlich begann ich so gellend zu schreien, daß meine Mutter erwachte. "Horch — dieser Rebell!" sagte mein Vater zärtlich. Seither nannte er mich immer in liebevollen Augenblicken Rebell. Als ich erwachsen war und mich mit den Angelegenheiten einer

---

<sup>3</sup> Die Tscherkessen oder auch Zirkassier sind ein kaukasisches Volk, die sich selbst Adyge nennen.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

siegreichen Revolution beschäftigte, nannte er diesen Übernamen mit ironischem Tonfall, was mir mehr Eindruck machte, als er glaubte.

In den ersten Stunden meines Lebens, als mein Vater zärtlich von seiner Frau Abschied nahm, lag ich zwischen ihnen. Niemand vermag mich durch bloße Logik zu überzeugen, ich hätte seine zärtlichen Worte ja nicht gehört, ich hätte ja nicht gesehen, wie er ihre Hände mit Küssen bedeckte und nicht mit den Augen meines Vaters die blasse Lieblichkeit des Gesichtes meiner Mutter geschaut, wie es sich aus dem schneeweißen Kissenberg hervorhob.

II

In den ersten neun Jahren meines Lebens war mein Vater für mich ein zauberhafter Fremder. Die Zeiten, da er auf freiem Fuße lebte, währten nie so lange, daß er mir, wie die Väter der andern Kinder unserer Straße, vertraut geworden wäre. Äußerst aufregend waren seine Besuche auf der Flucht. Ich freute mich auf sie, als gehörten sie zum Jahresablauf wie gefärbte Ostereier und Christbäume.

Aus gelegentlichen Anspielungen und Bruchstücken, aus zärtlichen Worten meiner Mutter und Babuschkas, aus plötzlicher Besorgnis um seine Sicherheit, aus Fragmenten von Gesprächen, die seine revolutionären Genossen im Flüstertone führten, malte ich mir sein Bild. Oft hielten sich verfolgte Männer in unserem Hause versteckt; Studenten in Uniform, mit asketischen Gesichtern; schäbige, bärtige Männer aus jener geheimnisvollen und ungeheuren Welt, die sie Sibirien nannten. Diese bei uns einkehrenden Besucher und ihre Geschichten von der Flucht aus dem Gefängnis, von bestochenen Beamten, Paßworten und Verkleidungen waren ein Beitrag zum romantischen Bild meines Vaters.

Konstantin, etwa achtzehn Monate älter als ich, trug mir alles Wissenswerte zu.

"Wir müssen daran denken, Vitja," mochte er etwa wichtig sagen, "daß Papa kein Räuber oder Mörder ist. Er ist ein Politischer!"

"Ja, Kotja", stimmte ich ihm dann verständnisvoll bei.

Ein Weihnachtsabend — meine dritte Weihnacht auf dieser Welt — bleibt in meinem Gedächtnis bis zur letzten Einzelheit eingepägt. Eine Albumseite, die ich oft in wechselnden Gefühlen von Glück und Kummer aufschlage.

Babuschka weckt uns aus unserem tiefen Ferienschlaf. Noch sehe ich unsere neuen Spielzeuge auf dem nackten Schlafzimmerboden verstreut herumliegen.

"Kommt, meine Täubchen, und sagt euerm armen Vater Adieu", sagt sie schluchzend.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

In unseren langen Nachthemden, verschlafen und erschrocken, halten wir uns beide an den Händen der Großmutter und werden ins Wohnzimmer geführt. Ich blinzele ins Licht und in die versammelte Menge. Einer ist ein Familienfreund, andere Fremde in Uniformen.

Die Kerzen am Christbaum brennen immer noch; aber jetzt beginnt Mama stumm weinend einen Koffer zu packen. Babuschka führt uns zum Heiligenlicht in der Ikonecke, wo wir mit ihr niederknien, während sie ein Gebet murmelt und mit der Stirn den Boden berührt. Ein Mann, von dem ich weiß, daß er mein Vater ist, hebt mich empor, preßt mich eng an sich und küßt mich viele Male. In dieser Nacht aber sieht er merkwürdig aus — sein Gesicht erscheint mir nackt, da der vertraute Bart und Schnurrbart fehlen. Er nimmt Kotja auf seinen Arm und küßt ihn. Die Großmutter führt uns aus dem Zimmer.

An der Haustür — und dies bleibt mir schärfer als alle anderen Züge dieses Bildes haften — weint ein riesiger, bärtiger Gendarm mit vielen Besätzen auf seiner Uniform, ohne sich zu schämen; große Tränen rollen in seinen stolzen Schnurrbart.

Später erfuhr ich, daß Vater, der sich in dieser Zeit versteckt hielt, den Entschluß gefaßt, am Heiligen Abend seine Angehörigen zu besuchen. Die Polizei, die aus Erfahrung wußte, daß die Flüchtlinge manchmal sogar die Verhaftung wagten, um einen wichtigen Festtag daheim zu verbringen, umstellte unser Haus. Während sie das Haus durchsuchten, gaben sie dem Rebellen eine Stunde Zeit, seine Sachen zu packen, bevor sie ihn abführten.

Oft schlage ich auch eine andere Seite in diesem privaten Album meiner Kindheit auf:

Ein großer, gut aussehender Student kommt eines Abends, während wir zu Nacht essen. Mutter gießt ihm eine Tasse Tee aus dem brodelnden Samowar ein. Aus dem Zittern ihrer Hand und dem Schwanken der Tasse kann ich entnehmen, daß die Worte des Jünglings bedeutsam sind.

Heute nacht sei alles vorbereitet für den Gefängnissturm, sagt er. Wenn keine Schwierigkeiten auftreten, werde Andrej Fjodorowitsch noch vor Mitternacht zu Hause sein. Aber er könne nur einige Minuten bleiben. Mutter müsse für seine Reise Vorbereitungen treffen. In Jekaterinoslaw erwarte ihn ein Versteck, ebenso gute falsche Papiere.

Leider wurden wir ins Bett gesteckt, bevor wir ausfindig machen konnten, wie diese aufregende Geschichte ausgehen sollte.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Am folgenden Tage weinten Mutter und Babuschka wiederholt, trösteten einander gegenseitig und weinten dann nur noch mehr. Der große Student kam mehrmals mit Neuigkeiten, sein Gesicht war lang und kummervoll.

Der Massenbefreiungsanschlag auf das Zuchthaus von Jekaterinoslaw war kläglich gescheitert. Offensichtlich hatte es irgendwo einen Provokateur gegeben. Einige Wächter und Gefangene waren im Kampf getötet worden. Obschon während der langen Wochen der Vorbereitung mehrere Messer und Revolver ins Gefängnis geschmuggelt werden konnten, wurden die Meuterer leicht überwältigt. Das Massaker und die Auspeitschung von politischen Gefangenen in jener Nacht wurde in der russischen Revolutionsgeschichte berühmt.

III

Es stellte sich heraus, daß mein Vater beinahe zu Tode gepeitscht wurde. Er trug die Striemen sein ganzes Leben lang mit Stolz. Er lag im Gefängnislazarett, und sollte er am Leben bleiben, so würde er wahrscheinlich mit einigen anderen Rädelsführern verurteilt werden. Es erwartete ihn katorga — Zwangsarbeit in Sibirien — oder diesmal sogar der Strang...

Einige Monate später kommt der Student noch einmal. Diesmal begleitet ihn ein schlankes, sehr hübsches Mädchen. In großer Erregung wickelt uns Mutter in unsere Mäntel. "Wenn ihr still und folgsam seid, so dürft ihr Papa sehen", sagt sie.

Draußen stehen zwei Wagen. Der Student und das Mädchen besteigen den einen, wir übrigen den andern. Der ihre fährt zuerst, der unsere folgt ihm in diskretem Abstand den breiten Puschkin-Prospekt hinunter. Bald sind wir in Sicht des düsteren alten Gefängnisses, mitten im Herzen der Stadt. Vor einem seiner Türme hält der vordere Wagen für eine Minute — dies ist das Zeichen — dann fährt er weiter. Als unser Wagen denselben Platz erreicht, steigt der Kutscher ab und macht sich am Pferdegeschirr zu schaffen.

Die Augen der Mutter glühen vor Erregung. "Dort, dort ist euer Vater", flüstert sie und deutet auf ein Fenster im Turm. Ich strenge mich an, ihn zu sehen, kann aber nur einen Schattenriß einer Gestalt hinter einem der vergitterten Fenster erkennen, die ein Taschentuch schwenkt. Der Kopf des Mannes ist rasiert und glänzt während er uns zunickt. Tränen überströmen die Wangen meiner Mutter, und Kotja schreit: "Papa! Papa!" Dann klettert der Kutscher wieder auf seinen Bock und peitscht sein Pferd zum Trab an. Mutter schaut zurück und winkt, so lange der Turm in Sichtweite ist.

Der Student und das Mädchen warten auf uns an einem verabredeten Platz im Park. Er küßt die Hand der Mutter, nimmt uns in seine starken Arme und stopft unsere Taschen mit Süßigkeiten voll. Auch das schöne Mädchen ist sehr zärtlich mit uns. Alles

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

in allem ein denkwürdiger Tag, traurig, bedeutsam und voller Spannung. Oftmals wenn ich allein bin und mich Sorge, erinnere ich mich an jenen Tag und fühle mich irgendwie beruhigt.

Es war ein Wunder, daß Vater nicht aufgehängt oder nach Sibirien verbannt wurde, sagte Babuschka oft, blickte dann zum Heiligenlicht und bekreuzigte sich. In diesem Gefängnis wurden sonst jene Gefangenen verwahrt, die ein Todesurteil erwarteten. Es war ihnen versagt, Besuche zu empfangen. Aber irgendwie war seine Bestrafung in eine gewöhnliche Gefängnisstrafe gemildert worden.

Ich war noch zu jung, um mich zu fragen, wie die Kravchenkos es fertig brachten, zu leben, während ihr Ernährer hinter Gittern saß. Zu jener Zeit wurde Eugen geboren. Die Gesinnungsgenossen meines Vaters halfen, so gut sie konnten. Einige Männer der Eisenbahnbaracken brachten Geschenke. Manchmal kamen Hühner, Enten, Früchte und Gemüse von Alexandrowsk, wo meine Großeltern väterlicherseits lebten. Ich sah nichts Seltsames in der Tatsache, daß die Mutter immer Kleider für andere Leute nähte, selbst wenn unsere eigenen Kleider der Ausbesserung bedurften.

Eines Nachts — ich war damals beinahe sechs Jahre alt — konnte ich nicht schlafen. Schuldbewußt schlich ich mich auf den Zehen zur Tür, öffnete sie vorsichtig und schaute hinaus. Ich sah meine Mutter, den Kopf über ihr Nähzeug gebeugt im Lichtkegel einer Kerosinlampe. Wenn ich heute an sie denke, nach all diesen Jahren, so sehe ich sie manchmal, wie sie mir in jener Nacht erschien, von Licht umgeben, mit traurigem Gesicht und schimmerndem Haar.

"Weshalb gehst du nicht zu Bett, Mamotschka?" fragte ich.

"Ich bin nicht müde", lächelte sie. "Aber weshalb schläfst denn du nicht? Macht nichts, komm' her mein Sohn, ich will mit dir reden."

Sie riß einen Faden ab, legte die Arbeit beiseite und nahm mich auf den Schoß.

"Du bist ein guter und kluger Knabe", sagte sie. "Ich bin sicher, daß du mich verstehen wirst ... wenn nicht jetzt, so doch später einmal, wenn du erwachsen bist. Es ist nicht leicht, so viele Mäuler zu füttern, auch wenn ich noch so spät in die Nacht hineinarbeite. Auch müssen deinem Vater Pakete gesandt werden. Es wird ein bißchen leichter sein, Vitja, wenn du zu Großpapa Fjodor Pantelejewitsch nach Alexandrowsk gehst. Er und deine zweite Babuschka und Tante Schura haben dich sehr lieb. Du wirst dort zur Schule gehen, und wir werden dich oft besuchen. Tante Schura kommt morgen hierher, um dich zu holen. Geh jetzt schlafen."

Sie hob mich brüsk von ihrem Schoß, doch ich wußte, daß sie weinte.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Alexandrowsk — nach der Revolution Dsaparosche genannt — war eine saubere, friedliche Provinzstadt. Ihr Leben floß ruhig und scheinbar in alle Ewigkeit gleichförmig dahin, zwischen dem weiten, sanften Dnjepr und der dicht bewaldeten Umgebung. Obschon es einige Backstein- und Ziegelfabriken, ein paar zerstreute Metallanlagen und wenige andere industrielle Neugründungen gab, blieb das Leben der Stadt immer noch eng mit der ukrainischen Erde verbunden. Die meisten Hauswesen besaßen Gemüsegärten und viele auch gepflegte Obstgärten. Fast jeder Hof wimmelte von Hühnern, Gänsen, Enten und Schweinen, so auch dieser, der zum Mittelpunkt meines neuen Lebens werden sollte.

Für einen lebhaften sechsjährigen Knaben war dieser Ort, nach dem städtischen Jekaterinoslaw, äußerst aufregend. Die Sämereien strömten würzige Düfte aus, von denen jeder einzelne mir mein Leben lang noch Heimweh macht. Ich schaute in der Schmiede den stiebenden Funken zu oder beobachtete die Arbeit der Männer und Frauen an den dampfenden Backsteinöfen.

An Markttagen füllte sich die Hauptstraße mit Bauernfuhrwerken, die Männer in wattierten Mänteln oder Schafspelzen, die Frauen in umfangreichen Röcken wie unser Teewärmer zu Hause. Barfüßige Bauernkinder blickten scheu auf uns Stadtbengel. An der Peripherie von Alexandrowsk lagen die großen Gemüsefarmen der Bulgaren, und drüben im Gehölz standen die bunten Wagen der Zigeuner. Dort stellten sie ihre Zelte auf und zündeten in den langen Nächten Lagerfeuer an.

Obschon es einige Bettlerfamilien und einige reiche Familien, wie die Schtschekatihins in ihrem roten Ziegelhaus gab, waren die Bewohner in Alexandrowsk im allgemeinen weder sehr reich noch sehr arm. Der Stolz der Stadt waren zwei Lichtspieltheater. Ältere Bauern, wenn sie die sich bäumenden Gestalten zum erstenmal auf der Leinwand sahen, bekreuzten sich vorsichtshalber vor einer solchen Teufelei. In den fünf Jahren, die ich dort lebte, kam mehrmals eine Theatertruppe von Kiew oder Odessa für eine Vorstellungswoche herüber. Manchmal lockten Gaukler und Akrobaten, Spaßmacher und fremdländisch aussehende Männer mit Bären ganze Heerscharen in die Anlagen.

Die Kravchenkos — Großvater Fjodor Pantelejewitsch, Großmutter Natalia Maximowna und Schura, die Tochter ihres Alters — lebten einfach, aber gesichert durch eine anständige Pension, die noch durch die Miete ihrer zwei oder drei kleineren Häuser ergänzt wurde. Sie verdienten auch durch ihre Wasserversorgung ein paar Rubel monatlich. Für das Vorrecht, Wasser aus unserem Hinterhof zu holen, ließen die Nachbarn hie und da eine kleine Münze durch den Schlitz einer Eisenbüchse fallen.

Großvater besaß den Schlüssel zur Büchse, aber Tante Schura war durch lebenslängliche Übung Meisterin darin geworden, die Kopeken auch ohne Schlüssel herauszubringen, womit sie unverrechnete Auslagen beglich, die für das spartanische

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Verständnis ihres Vaters zuviel gewesen wären. Ihr kleiner Neffe aus Jekaterinoslaw war bald ihr Mitwisser und fühlte sich mit ihr zwar schuldig, doch nicht schuldig genug, um seinen Beuteanteil zurückzuweisen. Mithilfe am wöchentlichen Bodenaufwaschen brachte mir drei Kopeken ein — genug für eine Kinovorstellung und einen Zuckerstengel —, diskretes Verschwinden, wenn sie ihren Freier erwartete, trug ebenfalls zu meinem wöchentlichen Einkommen bei.

Unser Garten und der dichte Obstgarten lieferten Frisch- und Trockengemüse, Früchte und Melonen fürs ganze Jahr, ganz zu schweigen von einer anziehenden Reihe von Konfitüretöpfen, auf die Babuschka mit Recht stolz war. Die Zeit des Einmachens der Konfitüre ist mir unvergeßlich! Die Kupferbottiche, überfließend von saftigen Früchten, der Duft des brodelnden Zuckers, die herrlichen Abende der Kirschenernte und meine dunkelrot gefärbten Hände bleiben mir für immer im Gedächtnis.

Fjodor Pantelejewitsch war etwa achtzig Jahre alt, als ich zu ihm kam. Ein Mann mittlerer Größe, kräftig, breitschultrig und wichtiguerisch, mit schneeweißem Bart und einem ansehnlichen Bauch. Er hatte 1878 im russisch-türkischen Krieg unter General Skobeliew gekämpft und zog sich nach vielen Dienstjahren als nicht bestallter Offizier in den Ruhestand zurück. Natalia Maximowna, etwa zwölf Jahre jünger als ihr Gatte, war eine zierliche, sanfte alte Dame, mit funkelnden, klaren Augen und mit einem Sinn für Humor, der selbst den Großvater schachmatt setzte. Sie behandelte uns alle, ihren Gatten eingeschlossen, als wären wir Kinder, die aufgemuntert und beschwichtigt werden mußten.

An den langen Winterabenden, während die Holzblöcke im großen, weißgetünchten Ofen knackten und die Flammen durch die offene Ofentür seltsame Schattenbilder auf den Fußboden zauberten, liebte es Fjodor Pantelejewitsch Geschichten von Türken und Kurden, von Schlachten und Überrumpelungen zu erzählen. Besonders wenn ein paar alte Bekannte dabei waren, wußte er von Heldentaten zu berichten, die selbst das "Kleine Väterchen" im weit entfernten Petersburg zu bemerken geruht hatte. Diese Taten wurden bei jeder weiteren Wiederholung immer bemerkenswerter.

"Wie wunderbar," pflegte Babuschka wegwerfend zu bemerken, "Pferde zu reiten, Schnurrbärte zu drehen und eine Menge Türken zu erschießen. Als ob das Geist brauchte!"

An Sonn- und Feiertagen pflegte Fjodor Pantelejewitsch seine Uniform anzuziehen, ein blaues Glanzstück, mit glitzernden Messingknöpfen und weißen Paspeln längs den Nähten seiner weiten Reithosen, die unten in Stiefel mündeten. Diese Stiefel putzte er spiegelblank, ordnete die Medaillen und Verdienstkreuze auf seiner Brust und breitete darüber seinen Bart aus. So angetan, nahm er meine winzige Hand in seine große, schwielige Pranke und machte sich auf den Weg zur Kirche. Dann gab es keinen stolzeren Knaben in ganz Alexandrowsk, und es erschien mir durchaus recht, daß

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

bescheidenere Bürger ehrfürchtig ihre Hüte zogen und sich nach Babuschkas Gesundheit erkundigten.

Großvater war nicht weniger stolz auf seinen Enkel, obschon ihm sein Spartanertum jede Sentimentalität verbot. "Andrejs Sohn", sagte er dann mit einstudierter Gleichgültigkeit. Es war kein Geheimnis, daß Großvaters Erstgeborener Andrej ein Arrestant war, ein Zuchthäusler, aber die Nachbarn erwähnten das nie in seiner Hörweite. Es galt als eine jener Heimsuchungen, die Gott jedem seiner frommen Diener auferlegen konnte. Fjodor Pantelejewitsch liebte Andrej und bewunderte ihn sogar, aber er konnte nun einmal einfach nicht den gescheiterten Kopf und das "gute Blut" meines Vaters mit seinen Blasphemien gegen den Zaren in Einklang bringen. Er schrieb sie auf unbestimmte Weise dem Bücherlesen und dem betrüblichen Verfall des martialischen Geistes in Rußland zu.

"Mein ganzes Leben lang bin ich ein guter Soldat gewesen," pflegte er gerne zu sagen, "und so werde ich auch meine Tage beschließen. Ich arbeite und ehre Gott und habe nicht zu klagen. Aber was will denn Andrej? Ich will verdammt sein, wenn ich's weiß!"

Großmutter und Schura, die wußten, daß mich solche Reden verletzten, versuchten dann, ihn zum Schweigen zu bringen. "Andrej ist ein gebildeter Mensch, er versteht die Welt, nicht nur Türken und Kurden", erklärten sie.

"Kann sein, kann sein", lenkte Fjodor Pantelejewitsch düster ein und fügte für mich hinzu: "Andrej sitzt im Gefängnis, das stimmt, aber nicht wegen Diebstahl oder Mord. Nur wegen der Politik. Das ist ein Unterschied."

Wenn ich Briefe von meiner Mutter erhielt, die mir Tante Schura laut vorlas, bevor ich selbst lesen lernte, war in ihnen immer eine Nachricht über den Vater enthalten. Bei solchen Gelegenheiten vergaß Fjodor Pantelejewitsch manchmal sich selbst und stieß bittere Worte über seinen starrköpfigen Sohn aus. Einmal wurde ich dabei so zornig, daß ich laut aufschrie und in blinder Wut auf die Hand des Großvaters einschlug. Statt mich durchzuprügeln, wie ich erwartete, versuchte er mich zu beruhigen, nahm mich zärtlich in seine Arme und sagte, er sei erfreut, daß ich meinen Vater verteidige. "Das hast du von meinem Blut," sagte er, "wir Kravchenkos sind treu."

Dann und wann verbrachte ich ein Wochenende mit einem Freund meines Vaters, einem Metallarbeiter, den ich Onkel Mitja nannte. Es war beinahe wie daheim bei Vater, nur kam noch der Anreiz hinzu, daß drei hübsche und mutwillige Mädchen im Haushalt lebten. Alle drei wuchsen zu anziehenden Frauen heran, die mir im späteren Leben so nahe standen wie Blutsverwandte.



Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Onkel Mitia sprach von Freiheit und Gerechtigkeit und einer besseren Welt, die im Entstehen begriffen sei, ganz wie der Vater, und oft las er uns langsam aus abgegriffenen Büchern von Herzen, Gorki und Tolstoj vor. Ehrfurcht lag in seiner Stimme wie bei Großvater, wenn er die Bibel las. Was ich aber am meisten liebte, das waren jene Tage, da mich Onkel Mitja noch vor der Dämmerung weckte, um auf die Jagd zu gehen. Nach einem anstrengenden Tag in den Wäldern kehrte ich mit seiner Flinte auf der Schulter und einer Tasche voll Hasen und wildem Geflügel zurück, stolz, als hätte ich sie selbst erlegt.

Großvater zog das Fischen vor. Der Dnjepr war sein zweites Heim. Wenn unser Ruderboot auf der ruhigen Oberfläche des Stromes dahintrieb, und wir auf das Anbeißen warteten, erzählte er mir wieder meine Lieblingsgeschichten, in denen die Türken zu Tausenden fielen und Russen, besonders Ukrainer und Kosaken, immer mit Beute und Ehre davankamen. Ohne den hindernden Humor seiner Frau, der seine Einbildungskraft zügelte, waren seine Geschichten noch spannender.

Wenn die Sonne höher stieg, machten wir das Boot an einer Baumgruppe am Ufer fest, zogen unsere Kleider aus, schwammen, spritzten und planschten im Wasser herum voller Überschwang und erinnerten uns kaum der dreiviertel Jahrhunderte, die uns trennten. Müde aber prickelnd von Lebenskraft und so hungrig, daß es schmerzte, kehrten wir nach Hause zurück, den Tagesfang mitschleppend, und Großmama Natalia Maximowna briet im Hofraum einen Fisch. Es reichte aus, nicht nur für uns, sondern auch für gute Freunde und für eine jener Fischsuppen, wie sie nur die Großmutter zubereiten konnte.

Wir Kravchenkos in Alexandrowsk lebten unter einem halb militärischen Regime, gemildert durch die zivilistische Sanftheit Babuschkas. Für ihren Gatten bedeutete Arbeit nicht nur eine Notwendigkeit, sondern auch eine Pflicht, wie das Besuchen der Messe, der Unterhalt des ewigen Lichtleins unter den Ikonen und das Schenken von Brot an die Bettler. Wir gingen früh zu Bett und standen mit der Sonne auf, um im Gemüse- und Obstgarten zu arbeiten und die Tiere zu besorgen. Selbst an Schultagen wurde von mir als Disziplinübung vor dem Frühstück eine zugewiesene Arbeit verlangt. Schularbeiten, so angestrengt ich auch daran arbeiten mochte, zählten nach meines Großvaters Gesetzen nicht als wirkliche Arbeit. Er lehrte mich, sich bei jedem Wetter im Freien zu waschen und zu baden, in eiskaltem Wasser, "wie ein Mann und ein Soldat". Er lehrte mich, Schmerzen zu ertragen ohne mit der Wimper zu zucken und härtete mich früh sowohl gegen Hitze wie gegen Kälte ab.

Das einzige Mal, daß mich Großvater bestrafte, geschah in meinem siebenten oder achten Lebensjahr. Ich ging zu einem Haarschneider, ganz aus eigenem Antrieb, um mir meine Locken schneiden zu lassen. Die Kopeken von Schura ermöglichten mir diesen frühreifen Anflug von Männlichkeit. Als ich nach Hause kam, in einer Wolke

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

starkduftender Pomade, sah mich der Großvater mit einem einzigen Blick an und explodierte. Die Bestrafung paßte zum Verbrechen. Er brachte eine riesige Schafscherhe und vernichtete die Arbeit des Haarschneiders angesichts aller Nachbarn und Spielkameraden. Dann wendete er noch Seife und Wasser an, um die klebrigen Däfte aus der zackigen Landschaft meines Skalps herauszuwaschen.

In der Volksschule schloß ich Freundschaften, von denen wunderbarerweise viele bis ins Reifealter dauerten. Der Schulstunden waren viele und immer gab es Hausaufgaben. Körperliche Züchtigung für Trägheit und Unaufmerksamkeit war eine Selbstverständlichkeit und wurde als wichtiger Bestandteil der Erziehung eines Knaben angesehen.

Glücklicherweise lernte ich leicht. Nur der Religionsunterricht des alten Pater Maxim, der immer durch seinen Bart murmelte, bereitete mir Schwierigkeiten. Es wurde von uns verlangt, lange, sinnlose Gebete auf Altslawisch auswendig herzusagen, und wenn wir stockten, was beinahe allen passierte, trat ein Vergeltungsritus in Kraft. Der Lieblingsschüler Pater Maxims, der pockennarbige Kuzja, machte dann eine Rute bereit, die Schuldigen knieten in einer Reihe nieder und Kuzja schwang die Rute methodisch über die ausgerichteten Hinterteile, während der Priester dazu zählte. Zweifellos war das für unsere Seelen gut, obgleich es unser Altslawisch nicht verbesserte. Nach der Schule lauerten wir selbstverständlich regelmäßig Kuzja auf und gaben ihm mehrfach zurück, was wir erhalten hatten — auch das gehörte zum Ritus!

Eine andere Zielscheibe unserer knabenhaften Grausamkeiten war der junge Schtschekatihin, der Sohn und Erbe des reichsten Mannes der Stadt. Im Gegensatz zu uns, die wir lange Schulwege zu Fuß zurücklegen mußten, kam Nick in einem hübschen Wagen mit Geleit, trug Sammetjacken, gestärkte Kragen und Schuhe mit blanken Knöpfen. Überdies ließ er gerne Münzen in seiner Tasche klingeln. Es war ganz klar, daß solche Verbrechen nicht ungestraft hingehen konnten. Manchmal brachte er es fertig, uns mit Geld und Süßigkeiten zu kaufen, aber — ich muß das gestehen — wir nahmen die Bestechung oftmals an und verabreichten ihm dann trotzdem ein tüchtiges Maß Prügel.

Trotz der strengen Schulordnung spielten wir Fangen und ergötzten uns an kindischen Possen. Einmal — ich erinnere mich daran deutlicher als an wirkliche Tragödien in späteren Jahren — beschlossen ein Klassenkamerad und ich, eine Gemüsefarm an der Stadtgrenze zu plündern. Wir hatten unsere Taschen mit jungen Gurken vollgestopft und versuchten eben die süßlichen frischen Melonen, als uns der riesige Bulgare erwischte. Er prügelte uns nicht, sondern hielt uns statt dessen eine Predigt über die Verwerflichkeit des Diebstahls und befahl uns, die Hosen herunterzulassen. Dann gab er jedem von uns eine Handvoll Gurken und schickte uns ohne Hosen weg.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Stundenlang warteten wir auf die Dämmerung. Im Dunkeln und auf Schleichwegen, um jegliches Zusammentreffen zu vermeiden, machten wir uns auf den schimpflichen Heimweg. Die Scham darüber hielt lange Zeit an, und das Gelächter, das diese Episode in der Stadt ausgelöst hatte, traf uns schmerzlicher als irgendein Ruten- oder Riemenstreich.

Ich erschauere heute, wenn ich daran denke, was für ein elendes Leben wir den hochtrabenderen unserer Lehrer bereiteten. Nur der abgezehrte, bebrillte Aweritschew, unser Lehrer in russischer Sprache, blieb von unseren kleinen Verfolgungen verschont. Er war beinahe ein Prototyp der russischen Intelligenz — leidenschaftlich, poetisch, reich an Worten und ein wenig hilflos. Seine Augen waren tief und fanatisch, und er gestaltete den Unterricht in russischer Literatur selbst für die jüngeren Knaben fesselnd. Jahre später, während eines geschäftlichen Besuches in Dsaparosche, erfuhr ich, daß dieser Aweritschew während der Revolution getötet worden war.

Kindern aus angesehenen Familien war es verboten, zu den Zigeunern zu gehen, aber trotzdem ging ich öfters hin. Als ich mit einem Zigeunerknaben namens Saideman Freundschaft geschlossen hatte, wurde ich beinahe Mitglied dieser Sippschaft. Als wir einmal auf dem gefrorenen Dnjepr Schlittschuh liefen, gab das Eis plötzlich unter mir nach. Saideman sprang in das Eiswasser und zog mich heraus. Dies kittete unsere Freundschaft noch fester.

Oft gelang es mir, unter dem einen oder anderen Vorwand das Haus zu verlassen und ins Zigeunerlager zu eilen. Dann saß ich an ihrem Feuer, hörte ihren Volksgesängen zu und betrachtete gefesselt die seltsamen Gebräuche dieses freundlichen und immer fröhlichen Volkes. Für eine oder zwei Kopeken sagte mir ein Zigeunerweib meine Zukunft voraus. Unweigerlich versicherten sie mir, daß ich einmal reich, hübsch und berühmt werden würde, mein Leben werde einer himmlischen Straße gleichen, besetzt mit köstlichen Edelsteinen, in der Honig in Strömen fließe, ein Glück, das ich mit einem hübschen, manch- mal blonden, manchmal braunen Mädchen teilen sollte.

Einst war eine große Hochzeit im Zigeunerlager angesagt, und schon Wochen vorher trafen sie wichtige Vorbereitungen. Saideman bestand auf meiner Teilnahme, und dies wünschte auch ich von allen Dingen der Welt am sehnlichsten. Wie aber sollte ich in dieser bestimmten Nacht von zu Hause wegkommen? Voller Verzweiflung zog ich meinen Großvater ins Vertrauen. Zuerst wurde er böse, aber als ich ihm erzählte, wie mir Saideman das Leben gerettet hatte, besiegte seine martialische Tapferkeit die Rassenüberlegenheit. Nicht nur durfte ich gehen, sondern er wollte überdies mein Begleiter sein.

Großvater zog zu diesem Anlaß die Uniform an, kämmte seinen Bart breiter als je aus und brachte ein paar kleine Geschenke mit, mit dem Erfolg, daß er Ehrengast der Zeremonie wurde. Meine Aktien stiegen bei den Zigeunern himmelhoch. Jung und alt

## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

hatte den farbenprächtigsten Putz und den klingelndsten Schmuck zur Hochzeit hervorgeholt. Violinen und Gitarren spielten fröhliche und laute Musik tief in die Nacht hinein. Alles in allem war es ein Erlebnis, das im Herzen und in der Seele des Knaben Feuerwerk aufsteigen ließ und ihm auf immer Mitleid für jene Leute einflößte, die für das Zigeunerleben kein Verständnis aufbrachten.

#### IV

Ich ging der Vollendung meines neunten Lebensjahres entgegen, als der erste Weltkrieg ausbrach. Das Leben war plötzlich voll Erregung und Bewegung. Soldaten, Reden, Tränen, Ruhm. Mir war, als hätte sich das Leben in einen ununterbrochenen Festtag verwandelt. Unsere Lehrer vergaßen den Unterricht und verbreiteten sich statt dessen über den Patriotismus; alle, mit Ausnahme von Aweritschew. Pater Maxim betete mit uns leidenschaftliche Gebete um den Sieg. Frauen weinten und rangen die Hände, als ihre Söhne und Männer einrückten.

Auch Babuschka weinte mit; aus Mitgefühl. Der Großvater aber schien ein neuer Mensch geworden zu sein; aufrechter und soldatischer erteilte er der Familie seine Befehle. Er trug nun seine blauweiße Uniform fast täglich; eine Woche ohne Kriegsdemonstration war für ihn eine verlorene Woche. "Ach, wenn nur General Skobeliew noch lebte, er würde diesen Deutschen eine Lehre erteilen. Selbst die Türken konnten gegen ihn nicht aufkommen!"

Eines Tages im August 1914, als Großvater und ich vom Fischzug heimkehrten, klopfte es an die Haustür. Babuschka ging öffnen, wir hörten ihren überraschten Aufschrei und Tränen in ihrer Stimme. "Andruscha! Schaut Kinder, wer hier ist, Andruscha persönlich!"

Es war tatsächlich mein Vater. Er war sauber gekleidet, und als er seinen schwarzen Hut abnahm, sah ich, daß sein Haar nach der neuen Mode glatt nach hinten gebürstet war. Sein Bart war gestutzt wie bei einem Arzt, nicht wie bei einem Arbeiter, und einige Farbtöne heller als das Kopfhaar. Er erschien mir kleiner und weniger strahlend als in meiner Erinnerung, aber auch zugänglicher, mehr wie ein Vater, und ich war erfreut. Nachdem er seine Eltern und seine Schwester geküßt hatte, kam er auf mich zu. Zuerst hielt er mich in Armeslänge vor sich hin und prüfte mich ernst. Offenbar bestand ich die Prüfung, denn er hob mich zu sich empor, umarmte mich und bat alle Welt, seinen starken und hübschen Sohn zu bewundern. Die andern schauten in unverhüllter Freude zu, als sei ich ihr eigenes Werk.

Der Zar hatte für einige Kategorien politischer Verbrecher eine Amnestie erlassen, die glücklicherweise auch meinen Vater auf freien Fuß setzte, und da war er nun, um seine Eltern und seinen Sohn wiederzusehen. Fjodor Pantelejewitsch war durch seinen Besuch geschmeichelt und aufgeregt. Sein Glück war echt. Aber als wir uns zum

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Nachtessen niedersetzten, war der alte Groll gegen seinen Sohn, der immer Unheil stiften mußte, wieder so lebendig wie zuvor.

Großvater trank ein Glas kaltes Wasser, bekreuzigte sich und begann zu essen. Dies war das Zeichen für uns alle, unsere Löffel in unsere Teller mit Fischsuppe zu tauchen. Eine Weile lang hielt der Großvater noch zurück und hörte dem Austausch von Familiennachrichten zu. Schließlich aber sagte er seine Meinung:

"Nun Andrej, sag mir, wozu all dieser Unsinn? Weshalb sitztest du wie ein Verbrecher in den Gefängnissen herum? Was willst du denn eigentlich? Hast du denn gegenüber deiner Frau und deinen Kindern gar kein Pflichtgefühl?"

Der Vater hörte geduldig zu. Sein Gesicht umwölkte sich, aber seine Augen blitzten. Seine Worte prägten sich mir tief ins Gedächtnis ein und mehr noch der Ernst, der dahinter verborgen lag.

"Ich will dir sagen, was ich will, Papa", sagte er. "Ich hoffe, du wirst es verstehen, da ich dein gesundes Urteil hochschätze. Ich will, daß das Volk frei und glücklich sei. Ich will, daß alle Menschen wie Menschen leben. Ich will der politischen Despotie und der wirtschaftlichen Sklaverei ein Ende setzen. Glaub mir, ich bin traurig, daß meine Angehörigen leiden müssen. Dank der Opfer der einen Generation aber, werden viele kommende Generationen glücklicher und zivilisierter sein. Du solltest mich verstehen, Vater, weil du ein gläubiger Mensch bist und vor deinen Schutzheiligen und Märtyrern Kerzen anzündest. Ließen sich diese in ihrem Urteil über gut und schlecht, Tugend und Laster von ihren Frauen und Kindern beeinflussen? Unser geliebtes Rußland ist ein düsteres Land, in dem das Volk ausgenutzt wird und viele unwissend sind. Aber es kann und wird ein helles Land werden, in dem es weder Herren noch Sklaven gibt."

Obschon er mit seinem Vater sprach, fühlte ich, daß seine Worte an mich gerichtet waren. Sie durchrieselten mich wie die Worte des Priesters beim Hochamt.

"Was meine Kinder anbetrifft," fuhr mein Vater fort, und blickte nun mir in die Augen, "so wünsche ich, daß nicht nur sie, sondern alle Kinder durch das Blut, das wir vergossen haben, glücklich werden."

Großvater dachte eine lange Minute nach.

"Es ist nichts Falsches in dem, was du sagtest," erwiderte er, "aber viel, das mich bestürzt. Ich habe immer dem Zaren gedient, wie vor mir mein Vater und vor ihm der seine. Du aber bist anders, Andrej. Du siehst die Dinge aus einem anderen Gesichtswinkel, gewissermaßen von der Unterseite her. Möge Gott dir verzeihen, mein Sohn, wenn du unrecht hast. Aber da du ehrlich an deine Sache glaubst, so mußt du

## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

auch nach deinem Glauben handeln, und ich will nach besten Kräften deinen Kindern helfen, so lang ich lebe."

Bevor ich in dieser Nacht einschlief, gingen mir die Worte des Vaters lange durch den Kopf.

Am andern Morgen begaben wir uns zu einer patriotischen Demonstration. Das Volk paradierte, Orchester spielten, Geistliche in wehenden Gewändern segneten die Massen, und Straßenverkäufer hielten Eis, Limonade und Fleischpastetchen feil. Der Vater führte mich aber bald zu einer Bank in den Anlagen, wo wir Eis aßen und plauderten.

"So treffen wir uns wieder, mein Sohn", sagte er. "Erinnerst du dich noch, wie du mit Mama und Konstantin zum Gefängnis kamst, und wie ich euch vom Totenturm aus zuwinkte?"

Er erzählte mir vom Gefängnisleben, das in seiner Beschreibung irgendwie herrlich erschien: das Leiden wurde durch Kameradschaft und den Glauben an die große Sache gemildert.

"Ich will, daß du dich dein Leben lang dieser Dinge erinnerst. Vergiß niemals, wer du bist. Bleib immer dem Kampf um die Freiheit treu. Es gibt kein Leben ohne Freiheit. Was auch immer mit mir geschieht, du mußt mit allen Mitteln für das Ideale weiterstudieren, weiterarbeiten und weiterkämpfen. Entweder sind wir Schweine oder wir sind Männer, und wenn wir Männer sind, so können wir uns nicht der Sklaverei beugen. Wenn meine Kameraden und ich fallen, so werden unsere Kinder unsere Arbeit fortsetzen."

In dieser Nacht fuhr er nach Jekaterinoslaw, nachdem er mir Geschenke gekauft und versprochen hatte, ich dürfe zu Weihnachten heimkommen.

In den folgenden Monaten schien die Zeit zu schleichen, so begierig war ich darauf, meine Eltern und Brüder wiederzusehen. Die Mutter schrieb fröhliche Briefe. Nun, da Papa wieder arbeite, brauche sie nicht mehr zu nähen, schrieb sie, und alles sei so hübsch, daß ich unser Heim wohl kaum mehr erkennen werde.

Als die Ferien herankamen, wuchs die Aufregung über den nahenden Besuch. Großmutter plagte sich mit ihren Einmachgläsern und Kuchen ab. Die große Sau, die eigens zu diesem Anlaß gemästet worden war, wurde geschlachtet, und wochenlang war jedermann damit beschäftigt, Schweinefleisch zu kochen, Schinken zu räuchern, Fleisch und Gemüse zu hacken und in fette Würste zu stopfen. Schließlich war der große Tag da, und ein Schlitten voller eingewickelter Kravchenkos, hölzerner Koffer und verschiedener Bündel fuhr zum Bahnhof. Tante Schura und ich bestiegen den Zug, die andern winkten vom Bahnsteig in tränenseliger Rührung, als führen wir nach Amerika.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

In Jekaterinoslaw wartete meine ganze Familie. Küsse, Tränen, Ausrufe. Bis wir unser Haus erreichten, war das Eis zwischen meinen Brüdern und mir bereits gebrochen, und wir sprachen alle gleichzeitig und über alles. Mutter wandte kein Auge von mir.

"Wie gut du aussiehst, Vitja! Ein wirklicher kleiner Mann! So gesund und blühend!" wiederholte sie immer wieder.

Das Weihnachtsessen dieses Abends wurde zu einer wichtigen Seite im privaten Album meiner Kindheitsbilder. Der Christbaum berührte die Decke und glänzte wie ein grüngoldener Kirchturm. Der Tisch war mit Eßwaren und Getränken beladen. Die Kinder nahmen an den Trinksprüchen teil und tranken Süßwein aus winzigen, farbigen Gläschen.

Meine Babuschka mütterlicherseits brachte als älteste den ersten Trinkspruch. "Gott sei Dank, sind wir alle lebendig und glücklich beisammen", sagte sie. "Meine lieben Kinder, ich wünsch euch allen das, was sich jeder selbst am meisten wünscht!"

Dann erhob sich der Vater, schön und ernst wie immer, erhob sein Glas und sagte: "Ich schlage vor, daß wir auf das Wohl aller jener trinken, die heute Nacht hinter Gefängnismauern sitzen. Möge ihr und mein Glaube an eine bessere Welt Wirklichkeit werden!"

Babuschka flüsterte: "Andrej, nicht vor den Kindern!" aber sie trank doch mit den andern.

Stundenlang saßen wir um den Christbaum und sangen russische und ukrainische Volkslieder. Auch Revolutionslieder wie "Ihr fielt als Opfer" und die "Marseillaise". Ein Grammophon mit einem riesigen Trichter war Beweis für den neuen Wohlstand der Familie, und die Kinder tanzten zu kreischenden Liedern. Über dem Wein und der Aufregung schlief Eugen ein, während Papa ein Gedicht über Opfer und Ruhm vorlas, und während ich noch über seine siebenjährige Schwächlichkeit, verglichen mit meiner neunjährigen Riesenkraft lachte, fiel auch ich in Schlaf.

Ich kehrte nach Alexandrowsk zurück und wohnte nochmals achtzehn Monate dort, bis zum Schulschluß im Jahre 1916, der meinen Elementarkurs beendigte.

Die Promovierung war denkwürdig, obgleich die Feierlichkeiten und Reden dumpf und fade waren. Der große Tag begann mit meinem ersten, offiziell bewilligten Gang zum Haarschneider. Der lockige Wust meiner dunklen Haare offenbarte den Haarschneider als Künstler. Ich verließ ihn mit einer Frisur, deren Eleganz durch eine schmissige Schmachlocke über dem linken Auge unterstrichen wurde und die meine junge Männlichkeit anzeigte. Dann beschenkte mich der Großvater feierlichst mit einer

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Studententracht mit langen Hosen. Ein langgehegter Wunsch ging in Erfüllung! Es war schön, bald elf Jahre alt und Mittelpunkt der Aufmerksamkeit zu sein.

Fjodor Pantelejewitsch zog an diesem Nachmittag mit seiner eigenen Uniform, auf der alle Auszeichnungen glänzten, bei der Promovierung mehr Augen auf sich, als selbst Papa Schtschekatihin. Großmama trug ihr einziges schwarzes Seidenkleid und bewegte sich in einer Duftwolke von Lavendel und Kampher. Tante Schura und Onkel Mitja waren selbstverständlich ebenfalls anwesend.

Eine weitere Sensation erwartete mich an diesem Abend zu Hause. Der jüngere Bruder meines Vaters, mein Onkel Peter, kam unerwarteterweise von der Front auf Urlaub. Er war das völlige Gegenteil meines Vaters — sorglos, lebensfreudig, voller Scherze und Possen. Zwischen Peter und seinem Vater herrschten keine Spannungen, wie sie die Beziehungen zwischen Fjodor Pantelejewitsch und seinem Sohn Andrej trübten. Ich fühlte unbestimmt, mit einem leichten Anflug von Eifersucht, daß hier Peter der Liebling war.

Als man ihm von den guten Noten erzählte, die ich bei meinen Schlußprüfungen erhalten hatte, flehte Onkel Peter mich lachend und doch halb im Ernst an, ich solle mir statt meines kreuzfahrerischen Vaters lieber ihn zum Vorbild nehmen.

"Hol's der Teufel, wir wollen es lieber ändern überlassen, die Welt zu retten, Vitja", brüllte er. "Es ist schon schwer genug, sich jeweils selber zu retten. Man lebt nur einmal und sollte das genießen, sag' ich."

In der Nacht vor meiner Abreise nach Hause wurde mir erlaubt, ins Zigeunerlager zu gehen, um dort von meinen Freunden Abschied zu nehmen. Ich brachte ihnen ein paar Geschenke mit: ein Paket Tabak für Saidemans Vater, eine Pfeife für Saideman selbst und bunte Bänder für seine Schwestern. Auch das war wie ein Abschied von der eigenen Familie.

Am folgenden Morgen kehrte ich in meine Geburtsstadt zurück und trat einige Monate später ins Gymnasium oder die höhere Schule ein. Unsere Familie war zum erstenmal wieder vereinigt. Eugen besuchte die Elementarschule, und Konstantin war das zweite Jahr auf dem Gymnasium. Da mein Vater zwischen achtzig und hundertzwanzig Rubel monatlich verdiente, ein hübsches Einkommen für einen Arbeiter, und sich seine beiden Söhne auf bestem Wege zu einer guten Bildung befanden, schien das Leben zum mindesten normal und geordnet.

Die Mutter war glücklicher und hübscher, als ich sie je zuvor gesehen hatte. Aber der Vater, der von Natur aus zur Grämlichkeit neigte, fühlte sich unter seiner stillen Oberfläche etwas beunruhigt. Er war sich mehr als wir ändern der Gewitterwolken bewußt, die am russischen Himmel heraufzogen.



### (3) Ruhm und Hunger

*1916/7 – Vor der Revolution – Tod der mütterlichen Großmutter – Bürgerkrieg, Banditen – Der väterliche Großvater ist gegen die Revolution – Die Kravchenkos ziehen 1919 in eine "Kommune" für Stadtarbeiter (Gut Iljin bei Korbino am Dnjepr) – Weiterhin Bürgerkrieg Weiße gegen Rote – 1920: Victor in der Erastowka-Landwirtschaftsschule in Kommissarowka – 1921: große Dürre/Hungersnot/Typhus – Nahrungssuche.*

#### I

Der Winter 1916 stürmte unheilverkündend dem Zusammenbruch des Zarentums entgegen. Wie feuchter Nebel drang das Gefühl des sich nähernden Unheils durch das Gleichmaß unseres täglichen Lebens.

Im Krieg ging es schlecht, und man murrte immer offener, immer nachdrücklicher. Es war kein Geheimnis, daß die Soldaten an der Front in Scharen desertierten und die Disziplin zusammenbrach. Selbst in Jekaterinoslaw verbreiteten sich überall dunkle Gerüchte über einen düsteren Mönch, namens Rasputin, über Schiebereien in hohen Ämtern, über Aufstände wegen Hunger, über deutsche Agenten in der Umgebung der Zarin. Unsere Lehrer strengten sich kaum mehr an, die revolutionären Gespräche der älteren Schüler zu unterdrücken, und die Freunde des Vaters sprachen mit leiser, fester Stimme vom Aufstand der "Massen".

Nach einem langen Arbeitstag in der Fabrik fand der Vater selten Zeit zum Waschen, Essen und Ausspannen. Es gab Zusammenkünfte, Diskussionen und Berichte von Sendlingen aus Petrograd und Kiew. Öfter denn je diente nun unser Haus als Wegstation für Flüchtlinge aus Sibirien und anderen Verbannungsgegenden im fernen Norden. Immer und immer wieder wurden wir Kinder aus dem Wohnzimmer weggeschickt, wo Fabrikarbeiter mit grimmen Gesichtern und hiesige Intellektuelle stundenlang hinter verriegelter Tür beratschlagten.

Eines Nachmittags kehrten meine Eltern äußerst bestürzt nach Hause zurück, nachdem sie ihren Freund Paramonow, der eben aus dem Gefängnis entflohen war, besucht hatten. Die Mutter weinte, und der Vater biß sich auf die Zähne. Als einer der Besatzung des Kreuzers Potemkin, deren Meuterei die Aufstände von 1905 eingeleitet hatte, war dieser Paramonow in unseren Augen eine Heldengestalt. Er war Pate meines jüngeren Bruders. In späteren Tagen setzte ich mir die Geschichte zusammen, die in meinem Gedächtnis als Musterbeispiel für Opfermut eingepägt ist.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Eine Bank auf einem abgelegenen Wege in den Anlagen des Stadtparks war als Stelldichein bestimmt worden, und einige seiner Kameraden trafen sich dort mit dem Matrosen. Sie waren erst ein paar Minuten beisammen, als mehrere Fremde auffallend gleichgültig vorbeispazierten. Paramonow, der in ihnen Polizeioffiziere in Zivil vermutete, nahm hastig Abschied und drückte sich in die Büsche, in der Hoffnung, sich über eine Hecke aus dem Staube zu machen. Gleich darauf hörten seine Freunde Pistolenschüsse. Der Flüchtling war erschossen worden.

Trotz seiner Beanspruchung erübrigte sich mein Vater manchen Abend und gelegentlich auch einen Sonntag, den er mit seinen drei Söhnen verbrachte. Wir lasen zusammen aus Büchern von Herzen, Tolstoj und anderen; Vater wählte einen Abschnitt als Leittext und entwickelte daran seine Ansichten über die russische Emanzipation und die menschliche Freiheit. Sein feuriger und vielleicht wirklichkeitsfremder Idealismus bewegte mich tief. Er basierte auf einer religiösen Ebene.

In dieser Zeit schloß ich auch eine enge Freundschaft mit einem Schulkameraden, namens Spiridonow, dem Sohn eines Gymnasiallehrers, und verbrachte viel meiner Freizeit in seinem Hause. Hier lernte ich zum erstenmal einen intellektuellen Haushalt kennen, wo Literatur, Musik und Theater für ebenso wirklich und weit wichtiger als Brot und Arbeit galten. Der alte Spiridonow lenkte unser eifriges Lesen in breitere Kanäle, nicht nur auf die russischen Klassiker, sondern auch auf die Werke von Shakespeare, Goethe, Anatole France, Knut Hamsun, Hugo, Flaubert, Zola und Dickens.

Rückblickend bin ich über das Ausmaß und die Vielseitigkeit meiner Lektüre während jenes Frühlings der geistigen Entdeckerfahrten erstaunt. Irgendwie wurde die Schönheit und die Leidenschaft der Bücher zusammen mit den erhebenden Hoffnungen meines Vaters zu einem Teil der Revolution, wie sie über den elfjährigen Knaben hereinbrach. Es schien, als würde in wenigen Wochen der Abgrund zwischen Literatur und Wirklichkeit, zwischen Worten und Taten überbrückt.

Die Gewitterwolken platzten in der letzten Februarwoche des Jahres 1917 (im frühen März nach dem westlichen Kalender). Selbst wer diese Ereignisse sicher vorausgesehen hatte, war überrascht und bestürzt. Die Revolution, die ein vertrautes und halb verbotenes Wort gewesen, stand plötzlich als wunderbare und schreckliche Wirklichkeit da. Was die einfache Lösung aller Probleme schien, war zu einer Million neuer Probleme auseinander geborsten, von denen einige lächerlich kleinlich waren, wie zum Beispiel die Beschaffung von Nahrung und Kleidung.

Das Alltagsleben erhielt vermehrtes Gewicht. Schulen, Fabriken und öffentliche Einrichtungen verloren ihre frühere Bedeutung. Das Volk unserer Stadt drängte sich durch die schneebedeckten Straßen. Es war, als hätte man die Häuser, Büros und Läden wie Säcke umgekehrt und als schleuderten sie nun ihren menschlichen Inhalt auf Plätze

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

und Anlagen. Demonstrationen, Fahnen, Rufe, flackernder Zorn, gelegentliche Schießereien — und vor allem all dies umhüllend und beinahe erstickend, nichts als Reden, Reden, Reden. Seit Jahrhunderten grimmig zurückgedämmte Worte brachen sich in leidenschaftlicher, närrischer und inspirierter, hochfliegender und rachsüchtiger Beredsamkeit freie Bahn.

Schlagworte erfüllten die Luft und schienen ihr eigenes fruchtbares Leben zu leben. Nieder mit dem Krieg! Krieg bis zum siegreichen Ende! Vaterland und Freiheit! Die Fabriken den Arbeitern! Auf zur Wahlversammlung! Alle Macht den Sowjets! Neue Wörter und neue Namen knallten und sprudelten durch unsere Köpfe wie Feuerwerk. Bolschewiken, Menschewiken, Kadetten, Soziale Revolutionäre, Anarchisten ... Kerenski, Miliukow, Lenin, Trotzki ... Rote Garde, Weißrussen, Partisanen ...

Rednerpulte wuchsen auf dem Hauptplatz geradezu aus dem Boden. In lautem Umzug folgte Redner auf Redner. Männer und Frauen, die früher kaum ein scheues Flüstern gewagt hatten, fühlten nun den Drang, zu schreien, zu predigen, zu fluchen und zu eifern. Gebildete Männer mit gutgepflegten Bärten wechselten mit Soldaten und Arbeitern. "Richtig! Richtig!" donnerte die Menge, oder "Doloi! Von! — Nieder mit ihm! Raus mit ihm!"

Einmal sprach auch mein Vater an einem Demonstrationstag unter einem Walde von selbstgemachten Fahnen auf dem Podium. Jedermann schien seinen Namen zu kennen.

"Freunde und Brüder! Arbeiter, Bauern, Intellektuelle und Soldaten!" begann er.

Es war das erstemal, daß ich ihn in der Öffentlichkeit sprechen hörte, und ich konnte kaum meine Aufregung verbergen. Seine Stimme war klangvoll, und er schien mir verwandelt; ich mußte mich geradezu vergewissern, ob dies tatsächlich mein eigener Vater sei. Worte und Gedanken, die bisher unsere eigenen, privaten, ja beinahe ein Familiengeheimnis waren, wurden nun wunderbarerweise öffentlich, so daß gleichsam jedermann zu einem Teil der Familie wurde. Er sprach über Gefangenschaft und Verbannung, über das heroische Leben seines Freundes Paramonow, über eine schöne Zukunft. Er trat für Ordnung und Selbstbeherrschung ein und warnte vor denen, die die Revolution mit Blut tränken wollten. Er sprach mit wunderbarer Einfachheit und Ehrlichkeit, als hätte er seine drei Söhne in hundertfacher Gestalt vor sich.

Als er vom Podium herabstieg und die Musik die "Marseillaise" spielte, eilte ich auf ihn zu, bahnte mir mit den Ellbogen einen Weg durch seine bewundernden Freunde und rief: "Hurra, Papa!" Der Vater lachte mit seiner vollen Stimme.

"Siehst du, Vitjenka," sagte er, "nun wird das Volk frei sein. Es war gut, dafür zu kämpfen!" Damals wußte ich, oder vielleicht begriff ich es auch erst später, daß er sich

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

selbst rechtfertigte und mir die Jahre der Armut und der Sorgen erklärte, die er seiner Familie bereitet hatte.

Die Flitterwochen der Revolution brachten aber bald Zwietracht, Anklagen und Leiden im Gefolge. Die Begeisterung wich dem Zorn und der Bitterkeit. Zunehmend mischten sich Steine, Fäuste und Revolverschüsse in die Worte und Beweise. Zur selben Zeit wurde die Nahrung knapper, Holz, Kohle und Petrol schienen zu verschwinden, einige Fabriken arbeiteten nur noch mit Unterbrüchen, andere stellten die Arbeit ganz ein.

"Da habt ihr eure Revolution! Ihr habt sie ja gewollt!" murrten nun besonders die gutgekleideten Leute.

Mein Vater wurde mit jedem Tag trauriger und schweigsamer. Er war reizbarer als ich ihn je in den Jahren der Gefahr und Opfer gesehen hatte. Wenn ich um eine Erklärung der vielen Parteien und Programme in ihn drang, schien er in Verlegenheit zu geraten.

"Es ist zu verwickelt", sagte er dann. "Du bist noch nicht alt genug, um es zu verstehen. Dies ist ein Kampf um Macht. Ganz gleichgültig, was eine Partei sich wünscht, wenn eine einzige Partei gewinnt, so wird es schlimm herauskommen. Dann werden nur neue Herren an die Stelle der alten gesetzt — und die Regierung wird durch Gewalt, nicht durch den freien Willen des Volkes, herrschen. Dafür haben die Revolutionäre nicht ihr Leben hingegeben."

Nachdem wir ein andermal im Bergwerk-Betriebsgebäude, das nun das Hauptquartier der Jekaterinoslawer Sowjets war, den Menschewiken, Bolschewiken, Kadetten und anderen zugehört hatten, schüttelte er traurig seinen Kopf und sagte: "Ich habe gekämpft, um das Zarentum zu stürzen. Für Freiheit, für Fülle, nicht für Gewalt und Rachsucht. Wir sollten freie Wahlen haben und viele Parteien. Wenn eine Partei überhand nimmt, ist es das Ende!"

"Aber was bist denn du, Papa? Ein Menschewik, Bolschewik, sozialer Revolutionär oder was?"

"Keines von allem, Vitja. Denk immer daran: kein Schlagwort, gleichgültig wie treffend, sagt irgend etwas über die wirkliche Politik einer politischen Partei aus, wenn sie einmal am Ruder ist."

Vater ging mit einer Gruppe von Agitatoren an die rumänische Front. Im November, als die Bolschewiken, von Lenin und Trotzki angeführt, die Gewalt über die Regierung

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

und die Revolution in Petrograd<sup>4</sup> an sich rissen, war er noch immer dort. Er kehrte mit der Nachricht zurück, der Krieg sei zu Ende, und die Soldaten würfen einfach ihre Waffen weg und gingen nach Hause. Aber wir wußten das bereits. Kotja und ich und unsere Freunde vom Gymnasium brachten ganze Stunden am Bahnhof zu. Jeder Zug aus dem Süden und Westen war mit Soldaten vollgestopft, sie drängten sich auf den Dächern, hingen an den Fenstern, klammerten sich an die Stangen unter den Wagen und überschwemmten die Lokomotive. Sie sangen Lieder, fluchten, stritten und brüllten Schlagworte. Wir Jünglinge konnten uns dieses Chaos kaum erklären, und unsere Eltern schienen ebenso verwirrt wie wir.

Die einzigen Gewißheiten, die über uns hereinbrachen wie berstende Wände in einer Schauergeschichte, waren golod und cholod: Hunger und Kälte. Das Geld verlor seinen Wert, und die Regale in den Läden wurden immer leerer und staubiger. Tausend Kleinigkeiten, die man für selbstverständlich gehalten hatte — Straßenwischer, Telephondienst, Wasserversorgung, Transportmittel — waren plötzlich schwer erhältlich, wurden kostbar und manchmal sogar unerreichbar. Der Typhus griff um sich, und die täglichen Begräbnisse bildeten einen beinahe ununterbrochenen Zug.

Solang ich mich erinnern kann, sammelte Babuschka immer Brotreste, und Brotkrusten. Von Zeit zu Zeit hatte sie diese geröstet und ihren Lieblingsklöstern und Waisenhäusern geschenkt. Nun waren wir ihr für diese sparsame Gewohnheit dankbar. Nun hoben wir selbst jede Krume auf. Das fröhliche, warme Lampenlicht schien ein Schatz der Vergangenheit. Ein "Qualmer" — ein Docht in eine Untertasse mit Öl getaucht — spendete das einzige Licht an den langen Winterabenden.

Im flackernden, matten Licht eines solchen "Qualmers" pflegte ich Babuschka laut vorzulesen. Sie liebte Nekrassow, Tolstoj und Turgenjew. Dann und wann wiederholte sie eine treffliche Stelle und überhörte dabei die folgenden Sätze.

Eines Nachts, als ich ihr eine Skizze von Turgenjew vorlas, fühlte ich, wie sie mit der Hand nach der meinen tastete. Ich fuhr fort zu lesen. Als ihr Druck nachließ, glaubte ich, sie sei eingeschlafen, und war eben im Begriffe, das Zimmer auf Zehenspitzen zu verlassen, um sie nicht aufzuwecken. Aber als ich aufblickte, sah ich, daß ihre Augen offen standen und sie seltsam ruhig war. Ein Lächeln stand noch auf ihren Lippen.

"Babuschka, Babuschka!" rief ich, und die andern kamen herbeigestürzt.

Auch dieser Tod meiner Großmutter mütterlicherseits ist für mich ein Teil meines Bildes der Revolution. Sie war eine kräftige Frau gewesen, bis sie zwischen die Mühlsteine von golod und cholod geriet. Spiridonow und ich durchstreiften stundenlang

---

<sup>4</sup> Sankt Petersburg hieß von 1914-24 Petrograd und von 1924-91 Leningrad.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

die Stadt, bis wir ein paar frische Blumen für ihren Sarg fanden. Sie ohne Blumen zur letzten Ruhe zu geleiten, erschien uns unschicklich.

Im Norden, im eigentlichen Rußland, hatte sich die Sowjetregierung in wenigen Monaten gefestigt. Im übrigen Lande und besonders in unserer Ukraine dauerte der Bürgerkrieg mehrere Jahre; brutal, blutig, sinnlos in seiner Verwirrung und sittenlos. Die Machtherrschaft über Jekaterinoslaw wechselte jeden Monat von einer Partei zur andern und wieder zurück, manchmal mehrmals in einer einzigen Woche. Wir gaben es auf, darüber in Kenntnis zu bleiben, wer nun gerade am Ruder war. Rote, Weiße, Grüne, Petliuristen, die Truppen Hetman Skoropadskis, Batko Machnos oder Grigoriews.

Wenige Monate standen wir unter deutscher Besetzungsmacht. Dann verschwanden sie, und die Wellen der streitenden Armeen, die meisten in Lum pen, und eigenes wie fremdes Leben gering schätzend, fluteten über den abgekehrten Körper unserer Stadt hinweg.

Einzelbilder blieben mir im Gedächtnis wie Seiten, die aus einem Buch herausgerissen wurden:

Zwei berittene Soldaten in zaristischen Uniformen stürmen in der Nähe unseres Hauses den Puschkin-Prospekt entlang, verfolgt von zwei berittenen Chinesen; der eine schwenkt ein Schwert, der andere ein Gewehr. Der Reiter mit dem Gewehr hält scharf an, zielt mit seiner Büchse und schießt. Der eine der "Weißen" sinkt zu Boden, und sein Pferd hält an. Der andere stutzt einen Augenblick, um nach ihm zu sehen, und diese Pause ermöglicht dem zweiten Chinesen, ihn zu erreichen. Er schlägt mit tierischem Gebrüll wild drein, und eine formlose Masse blutigen Fleisches fällt auf die Pflastersteine. Zwei Leichen bleiben seltsam friedlich in der plötzlichen Stille zurück.

Während eines Spaziergangs diskutieren wir hitzig über ein Buch, das wir zusammen lasen. Kotja und ich kommen zum Gorjainow-Bahnhof, am andern Ende der Stadt. Die vergangene Nacht war vom Lärm einer Schießerei durchrissen worden, obgleich niemand wußte, wer auf wen feuerte. Nun ist der Bahnhof mit Leichen übersät. Ein Zug, voll von deutschen Truppen, steht auf den Schienen. Viele lachende, warm gekleidete Deutsche bahnen sich einen Weg durch die Leichen. Bei einem Leichenhaufen essen ein paar Soldaten Brötchen und trinken Kaffee, jeder stützt nachlässig den Fuß auf einen Leichnam.

Eines Nachts höre ich spät Lärm vor dem Hause. Ich blicke neugierig hinaus. Der Schnee glitzert im Mondlicht, und irgendwo bellt ein Hund. Plötzlich rennt ein großer Mann vorbei und schreit unflätige Worte, als sei er betrunken. Ein paar Sekunden später eilen viele andere vorbei, mit Messern, Stöcken und Gewehren fuchtelnd. Ich verharre eine kurze Weile und höre den Schüssen und Schreien, die die Stille der Nacht zerreißen, zu. Am folgenden Tag spricht jedermann von der Jagd und wie ein

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Banditenführer, namens Bjeloschapka — Weißmütze —, in einer Seitenstraße umringt und von Rotgardisten erschossen wurde.

Kaum daß ein Tag verging, ohne die grauenvollen Pogrome im Judenviertel ohne Anschläge der Banditen auf Banken, ohne Plünderungen von Zügen. Jede neue Regierung nannte ihre Vorgänger Banditen und wurde bald darauf ihrerseits "Banditen" beschimpft. Eine Woche, vielleicht auch länger, regte sich jedermann über die Machno- oder Anarchistenregierung auf, die nun in Jekaterinoslaw verschanzt war, dann kamen die Roten wieder ans Ruder, und es war, als sei Machno nie gesehen worden.

Es ist nicht leicht, diesen Zeitabschnitt wiederzugeben, wie er sich in der Seele des Knaben widerspiegelte. Das Gedächtnis ist durch spätere Kenntnisse und späteres Verständnis verbessert worden. Rückblickend ist es aber eine erstaunliche Tatsache, daß der Gang des gewöhnlichen Lebens unter dem Wirrwarr des Bürgerkrieges, der Unordnung und der Gefahren doch irgendwie weiterging. Wir arbeiteten, studierten, aßen, schliefen, lasen und lachten. Wir schlossen neue Freundschaften und schmiedeten sogar Zukunftspläne. Die Unruhe wurde ein vertrautes und natürliches Ding, beinahe ein Lebensstil, sie war ein neues Element, unter dem das Gleichmaß des Alltagslebens fortschritt.

Das Leben, der Wille, zu überleben, und die Gewohnheit des Fortlebens, waren stärker als alle Gewalttätigkeit.

## II

Das Telegramm aus Alexandrowsk war von Tante Schura unterzeichnet. Ob Onkel Peter zufällig bei uns sei? Vater telegraphierte unverzüglich zurück, das treffe nicht zu. Einige Tage später erhielten wir einen Brief: Peter sei gefunden worden, tot, ermordet. Ob wir zum Begräbnis kommen könnten, es würde vielleicht den alten Leutchen helfen, die Tragödie zu überwinden.

Der Vater machte sich ohne zu zögern auf den Weg, obschon er wenig Hoffnung hatte, noch vor dem Begräbnis Alexandrowsk zu erreichen. Nach einer Beratung mit meiner Mutter, entschloß er sich, Kotja und mich mitzunehmen. Der Anblick ihrer kräftigen, kleinen Enkel könnte den verlassenen Eltern wohl tun.

Peter hatte an den revolutionären Wirren keinen Anteil genommen. Die ganze Angelegenheit langweilte ihn. Sie erschien ihm als leidige Unterbrechung eines Lebens, das trotz seiner Kürze ganz angenehm sein könnte, wenn nur die Leute aufhören wollten, sich darüber aufzuregen und es zu ändern. Nach seiner Rückkehr von der Front legte er seine Uniform weg und nahm die Stelle eines Direktors an einer kleinen Bank in Alexandrowsk ein. Als wir den Zug bestiegen, wunderten wir uns, wie ihn der Tod ereilt haben könnte.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Der Zug war zum Ersticken überfüllt. Millionen von Leuten reisten in dieser Zeit, oder wenigstens schien es so — rannten von einem Feuer ins andere, suchten mitten im nationalen Feuerbrand nach Sicherheit und konnten sich ein paar Schritte Vorsprung vor der Rache verschaffen oder rannten blindlings und kopfvoran hinein. Passagiere und Gepäck versperrten jeden Zoll. Die Leute saßen auf den oberen Schlafbrettern und ließen ihre schmutzigen Schuhe und in Lumpen gehüllten Füße ins Gesicht der unten sitzenden baumeln. Die Luft war stickig und stinkig.

In Slawgorod ging ich zum Waschraum, um Wasser zu holen. Als ich zurückkehrte, stand ein Mann mit gezogenem Mauser am Eingang zu unserem Wagen. Erschreckt rief ich aus: "Papa!"

"Der Teufel hol' deinen Papa! Mach, daß du reinkommst und halt deine Schnauze, sonst knall ich dir das Gehirn aus dem Schädel!" schnarrte mich der Mann an.

Der Zug begann wieder langsam zu fahren, als ich mir meinen Weg zu Vater bahnte. Alle Reisenden hielten die Hände hoch. Kinder wimmerten vor Furcht. Beide Ausgänge des Wagens waren von bewaffneten Männern besetzt, und andere sammelten Geld und Wertsachen ein; systematisch, von Abteil zu Abteil. Nun kamen sie auch zu uns.

"Was hast du bei dir? Gib's raus!" fauchte einer der Banditen meinen Vater an.

"Was ich bei mir habe?" antwortete er ruhig lächelnd. "Eine Uhr, ein paar Rubel und meine beiden Knaben."

Als der Raubzug beendet war, verlangsamte sich der Zug wieder, und die Räuber sprangen ab. Schüsse knallten aus einigen Wagen. Einen der Räuber sah ich anhalten und dann langsam zusammensinken. Ein anderer wurde von einem Passagier erschossen, bevor er Zeit fand, abzuspringen. Sein Leichnam lag noch immer im Zug, als wir unseren Bestimmungsort erreichten. Der Überfall war offenbar von Leuten ausgeführt worden, die noch Anfänger in diesem Berufe waren.

Alexandrowsk erkannte ich kaum wieder. Seine Verzauberung war in diesen beiden Jahren verschwunden; seine frühere Sauberkeit war beschmutzt; wie von der verderblichen Geschichte verschmiert. Der Bahnhof verlassen, die Straßenlaternen zerschlagen. Selbst der Schnee schien schmutzig. Als Vater jemanden fragte, wer an der Regierung sei, zuckte der Fremde voll Ekel die Achseln und murmelte: "Das weiß der Teufel!"

Das Haus, in dem ich die glücklichsten Jahre meiner Kindheit verlebt hatte, schien über Nacht zusammengeschrumpft und alt geworden. Zum Begräbnis waren wir zu spät gekommen. Schuras Brief hatte uns nicht zeitig genug erreicht. Sie nähte mit geröteten Augen und vom Weinen gezeichneten Wangen in einer Ecke. Großmama Natalia



Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Maximowna umarmte uns und versuchte, wie früher, zu lächeln, aber der Glanz ihrer Augen war für immer verschwunden. Sie beherrschte sich nur ein paar Augenblicke, dann brach sie in eintönige Klagen aus, blickte zum ewigen Licht und bekreuzigte sich ständig. "Dein lieber Onkel Petja ist nicht mehr, Vitja! Mein kleiner Sohn Petja ist gestorben, heimgegangen! Lieber Gott, sie haben ihn getötet, und unser Petja lebt nicht mehr!"

Fjodor Pantelejewitsch saß am Tisch und schenkte uns keine Beachtung. Ich konnte kaum glauben, daß dies mein starker, würdiger Großvater sei. Es war, als sei in seinem Innern etwas zusammengeschmolzen und gebe ihm nun dieses schlaffe und unglaublich alte Aussehen. Nach einer Weile blickte er uns an, nickte uns einen Gruß zu und erhob sich langsam.

"Nun, Andrej," sagte er bitter, "nun ist das eingetroffen, worauf du so lange gewartet hast. Da hast du nun deine herrliche Revolution. Die Leute morden, schießen, rauben und martern unser Volk mit Hunger und Kälte! Das ist keine Revolution, sondern Mord und Verbrechen."

Seine Stimme schwoll vor Kummer und Zorn an. "Warum haben diese Hurensöhne Peter ermordet, warum?" rief er, packte meinen Vater an den Schultern und schüttelte ihn. "Die Deutschen töteten uns nicht, wie nun unsere eigenen russischen Brüder! Dank, Andrej, Dank für deine geliebte Revolution!"

Der Vater schwieg gesenkten Hauptes. Er sah die Sinnlosigkeit von Worten und Erklärungen ein. Zum ersten Male sah die Familie Fjodor Pantelejewitsch weinen. Tränen tropften in seinen weißen Bart. Langsam schritt er zur Ikonnische und sank auf die Knie — sein kriegerisch-aufrechter Gang war verschwunden.

"O Gott, hilf deinen verirrt Schafen. Laß nicht zu, daß der Bruder den Bruder und der Sohn den Vater tötet. Heilige Jungfrau, bring dein Volk wieder zur Vernunft und bewahre es vor dem Untergang."

Beruhigt stand er auf und wischte sich die Tränen von den Wangen. "Ach, Andrej, möge dir Gott verzeihen, so wie dir dein Vater verzeiht", und zu seiner Frau gewandt: "Natascha, gib den Kindern zu essen und bring sie zu Bett."

Dann erzählte uns Schura schluchzend vom Tod ihres Bruders. Eines Abends kam er nicht von der Bank zurück. Da sie vermuteten, er könnte sich aus dem einen oder andern Grunde entschlossen haben, uns in Jekaterinoslaw zu besuchen, schickte Schura jenes Telegramm. Vier Tage nach seinem Verschwinden fand ein Bauer den Leichnam Peters bei den Geleisen weit außerhalb der Stadt. Ein Handtuch war ihm in den Mund gestoßen, die Hände auf dem Rücken zusammengebunden, und in seinem Kopf waren mehrere Kugellöcher. Die Schlüssel zur Bank, die er gewöhnlich auf sich trug, waren verschwunden.

## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Sein Herz stand still, aber seine Uhr tickte noch immer ... seine Uhr, die fünf Tage hintereinander lief, ohne aufgezogen zu werden und auf die Petja so stolz war", begann Schura von neuem zu wehklagen.

Offenbar hatten angehende Bankräuber sich der Schlüssel bemächtigt und beschlossen, Peter zu töten, um sich einen Zeugen aus dem Wege zu schaffen. Möglicherweise waren es Leute, die er kannte. Dann verloren sie wahrscheinlich den Mut und ließen ihren räuberischen Plan wieder fallen.

Schweren Herzens kehrten wir nach Hause zurück. Der Großvater erholte sich nie mehr von diesem Schlag der Ermordung seines jüngsten Sohnes. Er starb ein paar Monate später, und seine Gattin folgte ihm bald nach.

### III

Das Gut Iljin bei Korbino am Dnjepr war eines der reichsten und anziehendsten der Umgebung. Es umfaßte Tausende von Ar fruchtbaren Weizen- und Weidlandes, Wälder, Obstgärten, geräumige Stallungen und Molkereien. Breite Kieswege führten vornehm zwischen schattigen Bäumen zum großen Herrschaftshaus hinauf, wo einst die Gutsbesitzer prunkvoll gelebt hatten. Hier verliert der Strom seine matte Trägheit etwas und bahnt sich rauh seinen Weg durch steile, zerklüftete Felsen. Die Natur hat sich selbst übertroffen, um diesem Winkel des Landes Vielfalt und eine beinahe theatralische Schönheit zu verleihen.

Nach der Revolution wurde fast alles Land unter die Bauern aufgeteilt, die es bewirtschaftet hatten. Aber das Kernstück des Gutes — einige fünfhundert Ar Ackerland, die Obstgärten, ein großer Fischteich, das Iljinsche Herrschaftshaus und andere Gebäude — wurde anfangs 1919 in eine Landwirtschaftsgemeinschaft oder "Kommune" für Stadtarbeiter verwandelt. Die Siedler, die aus etwa hundert Familien aus Jekaterinoslaw stammten, nannten sie Nabat, die Sturmglocke.

Auch die Kravchenkos gehörten zu diesen Familien, und die Kommune wurde fast vier Jahre lang, bis ich über siebzehn Jahre alt war, unser neues Heim. Mein Vater war einer der Gründer des Unternehmens und brachte viele Arbeiter seiner Fabrik mit. Der Regionalsowjet billigte den Gedanken, sprach das Land zu und lieferte einige Mittel und Viehbestände, um das, was sich noch immer auf dem alten Gute vorfand, zu ergänzen.

In der Stadt war, mangels Rohmaterial, die Produktion fast völlig lahmgelegt, und der Nahrungsmangel grenzte an Hunger. Flucht aufs Land war eine Hoffnung auf Weiterleben. Ein nagender geistiger Hunger hatte ebenfalls an diesem Unterfangen seinen Anteil. Innerhalb der Grenzen eines genossenschaftlichen Wirtschaftsbetriebes hofften manche dieser Leute wenigstens einige ihrer Träume zu verwirklichen, die sie in

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

den Jahren revolutionärer Glut gehegt hatten. Die Sturmglocke, so hofften sie, würde Alarm schlagen und wieder an die Ideale der Brüderlichkeit gemahnen, die im Tumult des Bruderkrieges in einer Zeit, da die Kommunisten durch ihre Tscheka umfassende Verhaftungen machten und das Volk unter dem geringsten Vorwand erschossen, vergessen worden waren.

Mein Vater war verschiedentlich eingeladen worden, in die kommunistische Partei einzutreten. Er lehnte ab. Für Diktatur und Schreckensherrschaft habe er nichts übrig, erklärte er schroff, auch wenn sie unter roter Flagge segle. Er sah, wie Arbeiter und Intellektuelle, die sich unter dem Zaren jeglichem Kampfe ferngehalten hatten, der Partei beitraten, nun, da sie dauernde Macht zu versprechen schien. Einige von ihnen erdichteten sich romantische Revolutionsbiographien. Dies alles bestärkte meinen Vater nur in seinem Entschluß, im Kampfe um eine bessere Welt ein "Wilder" zu bleiben.

Die Stadtarbeiter brachten für ihre Landarbeit eine Begeisterung mit, die von der Verzweiflung getragen wurde. Sie wollten natürlich Erfolg haben, damit ihre Familien zu essen hatten, aber auch um die früheren Opfer für ihre Sache zu rechtfertigen. Die einheimischen Bauern des Iljingutes und der näheren Umgebung machten sich über die zu Bauern gewordenen Stadtratten lustig.

"Nun wollen wir mal sehen, wie Kommunisten unser Land bestellen", pflegten sie mit breitem Grinsen zu sagen. Ihre Spottreden waren gutmütig und verhüllten eine schlichte Freundlichkeit. Viele von ihnen kamen zu uns, um gute Ratschläge zu geben und uns überall zu helfen. Weit davon entfernt, diesem Versuche zu grollen, nahm ihn die hiesige Bauernschaft sogar unter eine Art unoffizieller, gutnachbarliche Obhut. Oft tauchten sie bei uns auf, wenn die Arbeit am schwersten war und halfen mit, daß das erste Jahr ein Erfolg wurde. Obschon die berühmte Erastowka-Landwirtschaftsschule nicht in der Nähe der Kommune war, kamen uns ein paar ihrer Fachleute zu Hilfe.

Für uns Junge war das Leben in der Kommune voller Aufregung. Ich schätzte die Arbeit, das Landleben und das Gefühl, Gemeinschaftsarbeit mit Kameraden zu leisten. Unsere Eltern sorgten sich über die Vernachlässigung unserer Erziehung und versuchten, diesen Mangel durch improvisierte Schulung wettzumachen, doch niemand von uns teilte ihre Besorgnis über diesen Gegenstand. Schwimmen, Fischen, Rudern, Spielen und Entdeckerfahrten durch die Nachbarschaft füllten unsere Freizeit zwischen der meist harten Arbeit aus. Meine Liebe zu Pferden, die mir angeboren war, konnte sich hier frei ausleben. Grachew, der Stallknecht, fand in mir einen willigen Helfer. Auch das Leben der Bauern zog mich an. Ich schloß viele Freundschaften mit ihnen und verbrachte manchen Abend mit Knaben und Mädchen meines Alters in ihren Häusern.

Der Bürgerkrieg war selbstverständlich niemals weit entfernt. Immer und immer wieder griff er in unser Leben ein und drohte mehrmals die Kommune zu zerstören. Konstantin und ich waren stolz, nun alt genug zu sein, um in die bewaffneten

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Verteidigungseinheiten einzutreten, die von meinem Vater und anderen Führern geschaffen worden waren. Selbst mein jüngerer Bruder Eugen lernte schießen. Einmal überschwemmten die Roten, dann die Weißen, dann wieder irgendeine undefinierbare Freibeuterbande unser Land, forderten Nahrung, Pferdedecken und sogar Pferde. Die militärische Macht und eine gewisse Bereitwilligkeit, Hilfsmittel, die wir entbehren konnten, zu teilen, retteten die Kommune vor größeren Plünderungen.

Ein Zwischenfall hat sich meiner Seele unauslöschlich eingeprägt. Ich weidete an jenem Morgen ein paar Pferde auf einem Hügel, der mir einen guten Ausblick bot, als spiele sich alles auf der Leinwand eines Kinos ab.

Ungefähr dreihundert Reiter, Kosaken und andere Weiße, galoppierten plötzlich von der Hauptstraße weg, quer durch unsere Weizenfelder, auf den Fluß zu. Hinter ihnen folgte eine große Zahl von Roten in hitziger Verfolgung. Hoffnungslos umzingelt setzten die Weißen stracks über die Felsen hinweg in den Fluß und versuchten hinüberzuschwimmen. Aber die Verfolger pflanzten ihre Maschinengewehre an den Felsenrändern auf und mähten sie fast bis auf den letzten Mann nieder.

Kaum einen Monat später wiederholte sich das gleiche Schauspiel bis in jede Einzelheit, nur daß es diesmal die Roten waren, die über die Felsen gedrängt und einzeln einer nach dem andern gepflückt wurden, als sie versuchten, das gegenüberliegende Ufer zu erreichen. Wir gewöhnten uns sehr daran, bei der Kommune oder in ihrer Nähe Leichen ans Ufer gespült zu sehen, daß wir solche Zwischenfälle gar nicht mehr erwähnten.

An einem Herbsttage arbeiteten Grachew und ich kurz vor der Dämmerung in einem der Ställe, als ein großer Bauernwagen, vors zwei Pferden gezogen, in Sicht kam. Vier Männer und eine Frau saßen darin. Sowohl Reiter wie Pferde waren von Staub und Schweiß bedeckt. Am Ende des Gefährtes war ein Maschinengewehr aufgestellt. Die hübsche Frau war etwa dreißig Jahre alt und trug die Abzeichen einer Krankenpflegerin. Einer der Männer trug Zivilkleider, zwei andere Uniformen der Tscheka, der neuen und bereits gefürchteten Geheimpolizei der Sowjets. Der vierte, ein großer, grob aussehender Bursche, trug Seemannsuniform.

Der Zivilist stellte sich vor: Lihomanow — derselbe Lihomanow, der später als Präsident des Jekaterinoslawer Provinzkomitees eine Macht in unserer Gegend wurde. Er sagte, ein Detachement Weißer sei ihnen auf den Fersen, und sie brauchten frische Pferde, um zu fliehen. Es sei keine Zeit, lange mit andern zu beratschlagen; falls wir unsere Pferde wieder zurückhaben wollten, so könnten wir bis Kamenskoje mitkommen.

Wir waren mit dieser Regelung einverstanden, und bald waren wir unser sieben im Wagen und trieben die Pferde an, um den verlorenen Weg wieder gutzumachen. Wir

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

führen so schnell, daß ich nicht erkennen konnte, daß die Hindernisse auf der Straße verstreut herumliegende Leichname waren. Lihomanow sagte uns, dies seien fast alles Rotgardisten; in den letzten paar Tagen habe hier eine große Schlacht stattgefunden.

"Wir werden mit diesen Bastarden noch abrechnen!" schrie der Matrose wiederholt. "Den Magen werden wir ihnen rausschneiden, diesen Hurensöhnen!"

Es gab bis zur Stadt Auly keine widrigen Zwischenfälle mehr, und ich begann mich zu fragen, ob die Gefahr, vor der wir uns auf der Flucht befanden, nicht zum größten Teil Einbildung sei. Hinter Auly bogen wir in eine Straße ein, die sich dem Fluß entlangzog. Wir waren zehn oder fünfzehn Minuten geritten, als wir Hufschläge galoppierender Reiter hinter uns vernahmen und bemerkten, daß ungefähr ein Dutzend Mann uns verfolgten. Wir vernahmen Rufe und wußten, ohne die einzelnen Worte zu verstehen, daß man uns aufforderte, anzuhalten. Unser Matrose sprang mit einem wüsten Fluch ans Maschinengewehr und begann zu feuern. Wir sahen, wie einige der Verfolger von ihren Pferden stürzten. Die Überlebenden beschlossen anscheinend, die Jagd aufzugeben.

Wir erreichten in dieser Nacht Kamenskoje und stiegen in einem kleinen Hause ab, wo Lihomanow offenbar bekannt war. "Du kannst im selben Zimmer mit der Pflegerin schlafen", sagte er zu mir. "Du bist noch ein halber Knabe."

Grachew und dem Matrosen, die abwechselnd bei Wagen und Pferden wachen mußten, wurde der angrenzende Raum zugewiesen. Ich ging hinaus, um der Pflegerin Gelegenheit zu geben ins Bett zu gehen, dann zog auch ich mich im Dunkeln aus und sank bald in tiefen Schlaf.

Es muß ein paar Stunden später gewesen sein, als ich durch Lärm und erhitzte Stimmen geweckt wurde. Als ich den Schlaf abschüttelte, hörte ich die Pflegerin mit erstickter Stimme schreien: "Laß mich los, du Vieh, oder ich alarmiere das ganze Haus. Mach, daß du fortkommst, sag ich dir!" Das Zimmer war vom Mondlicht genügend durchflutet, um mich unseren Matrosen erkennen zu lassen, der, nur halb bekleidet, mit leidenschaftsverzerrten Zügen versuchte, der Frau Gewalt anzutun! Sie wehrte sich nach Kräften, ihr Haar war aufgelöst, und ihre Brüste entblößt, da er ihre Bluse aufgerissen hatte.

Als der Matrose mich im Bett aufsitzen sah, ließ er sie los, rannte fluchend hinaus und schmiß die Tür hinter sich zu. "Dreckbourgeois!" hörte ich ihn murmeln. Die Pflegerin weinte.

"Solche Leute! Solches Gesindel!" schluchzte sie. "Und das sind die Leute, mit denen wir eine Revolution gewinnen sollen."

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Beinah so fassungslos wie sie, bot ich ihr an, Lihomanow und die andern zu rufen.

"Nein, wir wollen Lihomanow lieber nicht beunruhigen", sagte sie. "Er hat ohnehin schon genug Sorgen. Er ist einer der Echten, ein wahrer Idealist."

Wir konnten beide nicht mehr einschlafen. Wir sprachen noch immer — oder besser: sie sprach und ich hörte zu — als es dämmerte. Sie sei die Tochter eines hohen, zaristischen Beamten, sagte sie mir und fügte hinzu: "Als die Revolution ausbrach, begrüßte ich sie von ganzem Herzen. Mein ganzes Leben habe ich das einfache Volk geliebt und wollte ihm helfen. Seinetwegen brach ich mit meiner Familie und besuchte Kurse in einer medizinischen Schule in Charkow. Nun bin ich in der Tscheka. Vieles, was sie tut, billige ich nicht, aber ich bin zum Heilen da, nicht zum Schießen. Wir dürfen den Glauben nicht verlieren, und die Kämpfe von Tausenden aufrichtiger Männer, wie Lihomanow, wegen solcher dunklen und tierischen Elemente, wie dieser Mensch, der mich heute nacht angriff, nicht verleugnen. Für eine einzige, schmutzige Episode stehen hundert heldenhafte."

Ihr Angreifer sei nicht einmal ein wirklicher Matrose, erzählte sie mir im Vertrauen. Er hatte irgendwo eine Matrosenuniform ergattert und trug sie, weil sie ihm ein gewisses revolutionäres Prestige verlieh.

Als Grachew und ich am andern Morgen zur Kommune zurückritten, erzählte ich ihm die Ereignisse dieser Nacht. Er war ein einfacher Arbeiter und begriff wenig von dem, was in unserem Land vorging. Aber was er mir an diesem Morgen sagte, das hatte ich allen Grund, mir in späteren Jahren zu wiederholen.

"Ja, Vitja, die Pflegerin hatte recht. In der Revolution, wie in allem, gibt es Gutes und Schlechtes. Die Frage ist die: wer wird an die Macht gelangen, wenn die Revolution vorbei ist, die ehrlichen Leute oder die Bestien, die Lihomanows oder die falschen Matrosen?"

Jetzt, da wir uns Zeit ließen, konnten wir die Leichen sehen, an denen wir am vergangenen Abend vorbeigeritten waren. An einigen Stellen gab es ganze Erdwälle frisch umgestochener Erde, wo die ansässigen Bauern bereits einige der Leichen verscharrt hatten. Viele der Leichname waren nackt und trugen nur noch ihre Schuhe — die Toten waren entkleidet worden, um die Lebenden zu kleiden.

IV

Am Ende der zweiten Ernte der Kommune, im Herbst 1920, wurden Konstantin und ich in die Erastowka-Landwirtschaftsschule in Kommissarowka aufgenommen.

Diese Schule hatte vor einer Generation Erastus Brodski, ein Großgrundbesitzer des Distrikts, gegründet und großzügig eingerichtet. Er baute sie aus seinem eigenen Gute auf und errichtete auf einem Hügel, mit Aussicht auf einen schönen See, mehrere Gebäude. Die Architektur in einigen Hallen war den traditionellen ukrainischen Herrschaftshäusern angepaßt: Wandmalereien von berühmten Malern, schöne Mosaiks mit Volksmotiven und daneben selbstverständlich die neuesten landwirtschaftlichen Importmaschinen.

Die Schule hatte unter den Händen der Vandalen sehr gelitten. Mehrere Gebäude und Schlafbaracken waren zerstört und nicht mehr verwendbar; Mobiliar und selbst Wände und Deckenbalken als Brennmaterial weggetragen; die Maschinen befanden sich in einem beklagenswerten Zustand. Die Mehrzahl der berühmten Erastowka-Viehbestände — die an europäischen Ausstellungen in Wien und Prag Preismedaillen erhalten hatten, die immer zur Schau standen — waren zerstreut.

Viele der alten Lehrer blieben aber auf ihren Posten, und neue waren dazugekommen, so daß ungefähr sechshundert Studenten aus allen Gegenden Rußlands wieder weiterstudierten und hier trotz der schlimmen Nahrungsmittelknappheit und dem Mangel an Material moderne Bewirtschaftung lernten. Auf dem Schulgelände produzierte Nahrung trug dazu bei, sie am Leben zu erhalten, und gemeinsam ertragene Leiden brachten Lehrer und Schüler einander näher. Die Schule stand unter Sowjetkontrolle, aber es herrschte wenig Politik in den Studierzimmern. Man nahm es als erwiesen an, daß wir durch unsere Ausbildung alles taten, was die "Revolution" von uns erwarten konnte, da wir ja später dem russischen Boden mehr und bessere Nahrung für das russische Volk abgewinnen würden.

Mein Bruder, ich und ein dritter Student, namens Fjodor aus Tuapse, wohnten zusammen in der Hütte eines dortigen Bauern. Der Winter ging schnell vorüber, und im Frühling wurde der Hausunterricht durch praktische Arbeit auf den Schuläckern ersetzt. Später sah ich ein, daß ich weit mehr gelernt hatte, als ich damals glaubte. Die oberflächliche Kenntnis der wissenschaftlichen Bewirtschaftung leistete mir zur Zeit der landwirtschaftlichen Kollektivierung gute Dienste.

Es wurde jeden Tag schwieriger, Nahrung zu beschaffen. Das Geld hatte seinen Wert verloren, und der einzige Handel, der noch möglich war, ging auf der primitiven Ebene des Tausches vor sich. Von der Kommune konnten wir wenig Hilfe erwarten; ihre idyllische Vision eines genossenschaftlichen Unternehmens ging in Zank und Bitterkeit unter. Mehr und mehr Siedler wurden abtrünnig. Die Brotvorräte sanken so tief, daß die

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

strengste Rationierung notwendig wurde. Die Armut war die äußerst unpassende Patin einer neuen Welt, selbst auf der winzigen Stufe der "Sturmglöcke".

Aber die Burschen zwischen zehn und zwanzig ließen sich von diesen Sorgen nicht einschüchtern. Wir waren mit wenig zufrieden und gewohnt, für unsere nächste Mahlzeit auf Raubzüge auszugehen. In diesem Frühling fuhren ganze Wagenladungen von Truppen der Roten Armee durch Komissarowka zur Front, wo der Krieg mit den Polen im Gange war. Unsere Aufgabe bestand einfach darin, die Soldaten ihres Verpflegungsnachschubes zu berauben, und dieses Problem lösten die drei Zimmergenossen von Erastowka in großem Stil.

An Freitagen und manchmal auch an Schultagen, wenn wir uns ein paar Freistunden herauschinden konnten, betrieben wir ein Geschäft am Bahnhof in Form eines "Fahrenden Studentischen Barbierladens". So lautete die Aufschrift auf einem großen Plakat in Kotjas künstlerischer Handschrift. Darunter stand die Ankündigung: "Rasieren und Haarschneiden ... Gute und gewissenhafte Bedienung ... Bezahlung in Waren". Schließlich folgte die Unterschrift mit einem Anflug unartigen Humors: "Unbrauchbares Arbeitsartel". Fjodor, der irgendwo auf seinen Reisen diese Kunst aufgeschnappt hatte, besorgte das Rasieren. Die Brüder Kravchenko übernahmen das Haarschneiden. "Macht euch keine Sorgen," instruierte uns Fjodor, "und macht's wie beim Mähen eines Feldes ... in langen gleichmäßigen Schwüngen ... dann die Stoppeln etwas ausgleichen."

Die Soldaten scharten sich um die jugendlichen Amateurb Barbieri, scherzten mit ihnen und bezahlten unsere Metzgerei mit der Freigebigkeit des einfachen Volkes. Oft brachten wir genügend Brot, Fleisch, Gemüse und andere Produkte nach Hause, um auch unsere Freunde zu versorgen. An einigen Sonntagen schlug unser Freiluft-Studenten-Barbierladen seine Zelte auf dem Stadtmarkt auf und machte blühende Geschäfte. Die Bauern bezahlten mit Eiern und Kartoffeln, gelegentlich sogar mit einem Hühnchen.

Aber nur allzubald versiegte auch diese Quelle. Niemand mehr besaß Nahrungsmittel, um damit Barbierdienste zu bezahlen. Die große Dürre des Jahres 1921 begann, und die Bauern, welche ihre Anzeichen früh bemerkten, wurden sparsam und mürrisch. Da es in der Schule nichts mehr zu essen gab, kehrten wir zur Kommune zurück und sahen, daß die frühere Begeisterung zu Asche stiller Verzweiflung niedergebrannt war. Nur wenige der ursprünglichen Siedler hatten ausgeharrt, und diese hatten zum größten Teil Arbeit in den nahen Betriebsanlagen angenommen.

Ich war nun sechzehn Jahre alt. In Korbino, wenige Kilometer von der "Sturmglöcke" entfernt, gab es eine kleine Eisengießerei. Dort fand ich bei einem Schlosser eine Stelle als Lehrling. Hier leistete ich zum erstenmal schwere körperliche Arbeit gegen Bezahlung. Dies gab mir, wenn ich in meinen ölfleckten Kleidern



Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

schmutzig und vor Müdigkeit wie zerschlagen nach Hause kam, das Gefühl, "wirklich erwachsen" zu sein.

Der Bürgerkrieg war nun beinahe beendet, und die Sowjets hatten die unbestrittene Macht. Manchmal kamen Parteiagitatoren in den Betrieb und hielten uns zur Essenszeit oder nach Feierabend öffentliche Ansprachen. Die älteren Arbeiter übersahen sie zum größten Teil geflissentlich, aber die jüngeren Männer und Frauen hörten aufmerksam zu. Uns gab dies, in einer Zeit allgemeiner Not und Verzweiflung, etwas Hoffnung. Wir hatten auch einen Fabrikklub, der mit Bildern von Lenin, Trotzki, Marx und Engels und Schlagworten in rohen weißen Buchstaben auf rotem Flaggentuch geschmückt war.

Eifrig hörte ich den Vortragenden aus den Hauptstädten zu und hatte sogar den Mut, Fragen zu stellen. Vor dem Hintergrund unserer unmittelbaren Not erschien ihr Zukunftsbild rosiger. Ich wurde zwischen der skeptischen Haltung im eigenen Heim und meinem Durst nach einem Glauben hin- und hergerissen. Ich verstand die Einwendungen meines Vaters gegen die rohen kommunistischen Methoden, aber wie die Zeit verging, schien es meinem jugendlichen Verstand, er sei zu unerbittlich in seiner Tugend, und sein Idealismus sei irgendwie "altmodisch".

"Warum kommst du nicht in den Klub und hörst dir die Vorträge an?" pflegte ich ihn zu fragen. Ich war darauf erpicht, ihn mit in mein neues Leben zu ziehen.

"Was haben sie mir denn zu sagen?" antwortete er dann traurig. "Ich habe mehr vergessen, als sie jemals wußten. Nein, danke, das Ei kann die Henne nichts Neues lehren."

Im Sommer 1921 stand die Hungersnot in voller Blüte und mit ihr der Bruder der Hungersnot — der epidemische Typhus. Sie rafften auf ihrem grausigen Wege viele Millionen von Leben dahin. Nach den langen Jahren des Krieges und Bürgerkrieges blickten wir dem Hunger in seiner ursprünglichsten und grausamsten Form ins Gesicht. Die Dürre hatte im Wolgagebiet ihren Mittelpunkt, aber sie streckte ihre Totenhand auch grimmig über den Dnjepr aus. Das Gebiet der größten Hungersnot deckte sich im allgemeinen mit den Gegenden, wo der Bürgerkrieg am heftigsten gewütet hatte; es war als wehre sich die Erde gegen ihre lange Blutdiät.

Es gibt keine Worte, um die Leiden und Schrecken zu beschreiben. Mit gieriger Verzweiflung faßten die Menschen alle Lebewesen ins Auge — Pferde, Hunde, Katzen, Haustiere. Das Vieh, das nicht geschlachtet wurde, starb Hungers und wurde trotz öffentlicher Warnung vor Pestgefahr verzehrt. Bäume wurden ihrer Rinde beraubt, aus der man "Tee" oder "Suppe" braute. Ungegerbtes Leder wurde als Ersatz gekaut, die Felder bis auf den letzten Strohalm und das letzte Blatt abgegrast. Greuelgeschichten von Bauern, die ihre eigenen Toten aufaßen, wurden immer häufiger und waren

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

unglücklicherweise oft wahr — ich wußte von solchen Fällen in Romankowo, Auly, Pankowka und anderen benachbarten Dörfern.

Der Tod — der aufgedunsene, leichenhafte, häßliche Tod — war in unserem Leben zum Gemeinplatz geworden. Wir alle waren zu sehr mit unserer eigenen Lebensnot beschäftigt, um uns um die anderen zu kümmern. Gute Menschen, die früher andere nicht leiden sehen konnten, versteckten nun ihre Nahrung, um ihr eigenes Leben um ein paar Wochen oder Monate zu verlängern, ohne einen Gedanken an den Nachbarn, der überall in der Runde Hungers starb.

Ich war stark und gesund und brauchte wenig, um mich am Leben zu erhalten. Zusammen mit einem andern Burschen der Kommune, Senja, fuhr ich mit der Bahn in die nördliche Provinz Poltawa auf Nahrungssuche. Wir nahmen alles mit, was wir vielleicht in Eßwaren umsetzen konnten: alte Kleider, Silberlöffel, Einzelstücke an Schmuck, Bürsten und andere Haushaltsartikel. Geld bedeutete nun nichts, aber Waren konnten mit Glück umgetauscht werden.

In wenigen Tagen gelangten wir nach Priluki und beschlossen, hier unser Glück zu versuchen. Hunderte von Genossen waren mit derselben Absicht hergekommen, und die Konkurrenz war gewaltig. Den ganzen Tag standen wir auf den Marktplätzen, unsere Armseligkeiten auf dem Boden vor uns ausgebreitet, und baten die Bauern, unsere Schätze zu prüfen. Abends gingen wir in den Dörfern von Haus zu Haus. Die Tatsache, daß wir beide jung waren; half viel mit; ebenso war es wichtig, daß wir mit den Bauern in ihrer eigenen ukrainischen Sprache sprechen konnten.

Täglich wurden wir ein paar Dinge los, und unsere Säcke füllten sich mit Hafergrütze, Mehl, Erbsen und Bohnen. Wir hatten keinerlei Schwierigkeiten, in Bauernhäusern Unterkunft für die Nacht zu finden, besonders wenn wir unsere Annäherungsversuche über die Mädchen unseres eigenen Alters machten. Für Ringe und billige Broschen brachten es die Mädchen fertig, Salz, Zucker, Sonnenblumensamenöl, Pökelfleisch und andere Schätze auszugraben.

Senja und ich waren glücklicher als ein Bankdirektor, der ein Zehnmillionengeschäft abgeschlossen hat. Wir brachten für mehrere Monate den Lebensunterhalt für unsere Familien zurück.

Der Zug war mit Männern, Frauen und Kindern überfüllt, die alle wieder mit ihren kostbaren Säcken und Bündeln in die Hungergegend zurückkehrten. Wir wagten kein Auge zu schließen, aus Furcht, beraubt zu werden. An der Station Znamenka befahlen uns spät in der Nacht Soldaten und Bahnbeamte, auszusteigen. Wir wurden in einen Wartsaal gepfercht, der bereits von unglücklichen Menschen überfüllt war. Niemand wußte, weshalb der Zug geleert worden war. Jedermann wartete mit Schafsgeduld — durch lange Leiden und abgestumpfte Sinne erlernt — auf einen zweiten Zug. Als er

kam, vermochten ihn nur die Stärkeren und Gewandteren mit Erfolg zu besteigen. Senja und ich blieben zurück.

Öldochte spendeten das einzige Licht im schmutzigen Bahnhofsaal. Die Menge war so dicht, daß die Leute übereinander steigen mußten, um zu den Toiletten zu gelangen. Da und dort schrie ein Kind, Säuglinge sogen an leeren Brüsten. In einer Ecke lag ein Pärchen in leidenschaftlicher Umarmung und kümmerte sich nicht um die groben Witze, die rings herum laut wurden.

Mittelpunkt der Aufmerksamkeit für alle, die noch immer einen Schatten von Neugierde aufzubringen vermochten, war eine junge Frau, die wie ein geprügeltes Tier stöhnte. Andere Frauen schafften rings um sie etwas Raum, Männer brachten Kübel mit Wasser, und die Leute vergaßen ihren eigenen Kampf gegen den Hunger in der Aufregung über das neue Leben, das hier geboren werden sollte. Das dünne Wehgeschrei eines Säuglings zeigte an, daß das Wunder eingetreten war, und die Leute überließen sich wieder ihren eigenen Sorgen.

Am Morgen sah ich die Mutter auf dem kotigen Wartesaalboden liegen, ihr weißes und blutleeres Gesicht hob sich vom schmutzigen Sack unter ihrem Kopf ab. Das Neugeborene lag in Lumpen gewickelt an ihrer Brust. Mein Hals schnürte sich vor Mitleid zusammen. Ich ließ Senja bei unseren Sachen zurück und begab mich ins Dorf. Ich hatte drei zaristische Silberrubel in der Tasche, und in einer halben Stunde Futterhandel gelang es mir, sie gegen eine kleine Flasche heißer Milch und ein kleines hölzernes Schüsselchen voll Haferbrei einzutauschen. Als ich diese Gaben und eines meiner eigenen sauberen Tücher der jungen Frau brachte, starrte sie mich mit ungläubiger Dankbarkeit an.

"Danke, junger Mann", sagte sie auf ukrainisch. Sie hatte schöne Augen in einem gequälten Gesicht. "Wie heißt du?"

"Victor Andrejewitsch", sagte ich.

"Gott behüte dich und segne dich", sagte sie schwach, zum erstenmal lächelnd. "Ich werde meine Tochter Victorina taufen, damit sie sich deiner guten Tat ihr ganzes Leben lang erinnert."

Eben kehrte ich zu Senja am anderen Ende des Saales zurück, als ein junger Rohling, der diese Szene mitangesehen hatte, die häßlichen Worte ausrief: "Schaut her, Genossen, der Vater des Säuglings ist da!"

Er war um einen Kopf größer als ich, breit gebaut und sah kräftig aus. Aber die Wut ist eine schlechte Rechnerin. Ich schlug auf ihn los und streckte ihn zu meinem eigenen Erstaunen zu Boden. Da er bemerkte, daß die Menge zungenfertig meine Partei ergriff,

## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

raffte er sich stillschweigend auf, wischte sich das Blut unter der Nase weg und zog sich zu seinen eigenen Siebensachen zurück.

Kein siegreicher Held wurde je wärmer empfangen, als der junge Victor, der unter seinem Sack mit Lebensmitteln schwankte. In den folgenden Monaten unternahm ich noch mehrere andere Reisen auf der Bahn und zu Pferd. Babuschkas goldenes Kreuz war der letzte Familienschatz, der veräußert wurde; wir hatten daran festgehalten, solange auch nur die geringste Hoffnung bestand, ohne diesen letzten Tausch am Leben zu bleiben. Später kam dann Hilfe aus Amerika, durch die Quäker, Hoovers amerikanische Hilfsaktion und andere Vereinigungen, aber sie erstreckte sich zum größten Teil auf das Wolgagebiet. In der Ukraine war die neue Ernte vielversprechend, und das Leben gewann wieder langsam seinen alten Gang.

Ich kehrte zu meiner Schlosserbank in Korbino zurück.

#### (4) Jugend in Rot

*Gute Ernte 1922 – Victor beschließt, in einer Grube im Donezgebiet zu arbeiten, bekommt nur Arbeit im Büro – Erfahrungen mit den Menschen – Genosse Lazarew – Victor tritt den Komsomolzen bei – Grubenarbeit, Unfall – 1924: Lenins Tod – Zurück in Korbino – Drei Jahre in einem metallurgischen Betrieb (Petrowski-Lenin-Fabrik) – NEP (Neue Ökonomische Politik) – 1927: Anna – Ende 1927: Militärdienst im "Basmatschi"-Land (Turkestan/Persien) – Baku – Aschabad (später Stalinabad) – nach Verletzung demobilisiert: Sommer 1928. Zurück in die Fabrik.*

#### I

Die neue Ernte im Sommer 1922 versprach gut und gesegnet zu werden. Eine Woge neuer Hoffnung ging durch das Land, und das Leben wurde behaglicher. Millionen von Toten ruhten in der Erde, und in schweigendem Einverständnis erwähnte niemand mehr diese Katastrophe. Der böse Traum gehörte der Nacht des Vergessens.

Unser Obstgarten in der "Sturmglöcke" war fruchtbeladen, große und saftige Beeren reiften in der Sonne, im Teiche tummelten sich Schwärme von Fischen, säuselnde Winde strichen über den Dnjepr und zerzausten das goldene Haar unserer Weizenfelder. Ukrainische Mädchen sangen im Chor wieder die alten Lieder, während sie das Getreide einbrachten. Es war gut, fast siebzehn Jahre alt zu sein, sich einen Schnurrbart wachsen zu lassen und in der Gegenwart der Mädchen, die einem gestern noch gleichgültig gewesen, plötzlich verlegen zu werden.

Mein Entschluß, Grubenarbeiter zu werden, stand mit dieser Zeit eines keimenden neuen Lebens irgendwie im Zusammenhang. Ich konnte es kaum erwarten, im Innern der Mutter Erde zu graben, zu bauen, zu erweitern. Natürlich waren die Worte der Vortragenden im Korbinoklub bloße Gemeinplätze, von der kommunistischen Partei vorgeschriebene Formeln und Anweisungen für Propagandawahlredner. Für mich aber bedeuteten sie Trompetenstöße, die zur Arbeit riefen.

"Genossen," sagte der Redner in einer frühen Herbstnacht, "unser Land braucht Kohle, Metall und Öl. Dies sind die lebenswichtigen Nerven der Zukunft. Alle, denen die Revolution teuer ist, müssen in den Fabriken und Bergwerken arbeiten. Unsere Sowjetrepublik braucht starke, schaffende Hände. So werden zum Beispiel Tausende von Arbeitern in den Kohlenbergwerken des Donezbeckens benötigt."

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Senja und ich schauten uns an und wußten, ohne zu sprechen, daß wir beide denselben Entschluß gefaßt hatten.

Als ich zu Hause ankündigte, ich wolle in die Kohlengruben im Donezgebiet, blickte der Vater traurig. Die Mutter weinte leise und erinnerte mich, ich sei doch noch ein Knabe und hätte später noch Zeit genug, zu arbeiten.

Aber sie versuchten nicht, mich zurückzuhalten. Tagelang brachte Mutter meine Kleider in Ordnung und packte sie zärtlich ein.

Wir wurden in eine Grube im Alchewskdistrikt, nahe Algowerowka geschickt. Dies war eines der ältesten Kohlengebiete im Donezbecken und wurde nun stark ausgebaut. Die erste Nacht verbrachten wir in langen, düsteren Baracken, wo mehrere hundert Arbeiter auf den nackten Brettern der oberen und unteren Kojen schliefen. Der Gestank der zusammengepferchten Körper, verdorbener Lebensmittel und schlechten Tabaks war beinahe unerträglich. Ein paar rußige Grubenarbeiter spielten mit fettigen Spielkarten und fluchten lebhaft im schummrigen Licht der "Qualmer".

Die beiden Burschen vom Dnjepr aber, ermüdet von der langen Fahrt in einem überfüllten Zug, schliefen einen süßen Schlaf. Am Morgen erwachten wir und bemerkten, daß unsere Koffer gestohlen waren. Wir besaßen nichts als die schmutzigen Kleider, in denen wir gereist und geschlafen. Ein Rundgang durch die Siedlung der Grubenarbeiter war auch nicht dazu angetan, unseren Mut zu heben. Eine lange, schmutzige Gasse, auf beiden Seiten eingerahmt von verwitterten Hütten und Baracken im Rohbau. Die Luft schwarz von Kohlenstaub. Der romantische Traum, mit unseren eigenen Händen "den Sozialismus aufzubauen" verblaßte rasch, und es brauchte viele Wochen, bis der anfängliche Eifer zurückkehrte.

Senja wurde in eine der Gruben geschickt, die tief in einem Eichenwald lagen. Mein Schicksal fiel dagegen ab. Mangels geschulter Leute bestand der Gewerkschaftsführer darauf, daß ich in einem der Verwaltungsbüros arbeiten solle. Die Wirklichkeit entsprach meinem Wunschbild nicht. Statt einer Hacke, mit der Grubenlampe auf meiner Stirn, schwang ich die Feder und den Rechenschieber.

In den ersten Monaten bewohnten wir eine der großen, schmutzigen Baracken für die Neuankömmlinge. Später wurde uns ein Zimmer in einer der kleinen Behausungen für die alten, eingesessenen Bergarbeiter zugewiesen. Als ich mich einmal an den Kohlenstaub und die primitiven Lebensbedingungen gewöhnt hatte, gewann das neue Leben an Farbe und sogar an Reiz. Ich lebte mitten in einem Querschnitt und einer Musterkarte aller Rassen und sozialen Schichten des russischen Reiches.

Russen und Ukrainer waren natürlich in der Mehrzahl, aber es gab auch Tataren, Armenier und Chinesen, Bergler aus dem Kaukasus und Kasakstaner aus der asiatischen

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Steppe. Einige waren, wie Senja und ich, aus ernster patriotischer Gesinnung gekommen, um sich den Aufgaben der Industrialisierung zu widmen. Die Mehrzahl der Neulinge aber wurde durch die Löhne angezogen, die hier, verglichen mit ihren Dorfverhältnissen, gut waren. Tausende blieben nur so lange, bis sie sich das Geld für eine Kuh, ein Pferd oder den Bau eines neuen Hauses verdient hatten.

Es herrschte nicht viel Sympathie zwischen den verschiedenen Rassen. Sie wollten nicht nur für sich allein leben, sondern auch für sich allein arbeiten; die Orientalen in den tiefsten und schwierigsten Schächten, Russen und Ukrainer an leichteren Posten. Aber die Abgründe, die zwischen den sozialen Schichten klafften, waren noch größer als jene zwischen den Rassen. Die Überbleibsel des "früheren" Volkes — Söhne von Kaufleuten, Großgrundbesitzern, Priestern, Ex-Offizieren und Ex-Beamten des alten Regimes, frühere Studenten — fühlten sich als Außenseiter, die kaum geduldet und offen verachtet wurden.

Das Leben in den Baracken war roh und oft wüst. Männer tranken Wodka aus der Flasche und schwitzten ihn in Streit und Faustkämpfen wieder heraus. Einige spielten und stritten sich brüllend über das sinnloseste Zeug. Ich sah, wie Grubenarbeiter nicht nur ihren Lohn, sondern auch ihr letztes Paar Schuhe und ihre einzige Schlafdecke beim Kartenspiel verloren. Der Arbeiterklub, die literarischen Kurse und die Bibliothek zogen eine Minderheit von ernster gesinnten Arbeitern an.

Ich fand es interessant, die schnelle Wandlung der Bauernburschen zu beobachten, die hier linkisch und staunend zum erstenmal mit der großen Welt außerhalb ihrer Dörfer in Berührung kamen. In Bastschuhen, bauschigen, hausgewobenen Hosen und langen Bauernblusen glotzten sie das "Proletariat" und die ausländischen Völker aus den entlegeneren Teilen Rußlands an.

Wie schnell aber wurden sie andere, wenn auch nicht bessere Menschen. Viele von ihnen kehrten aus der Stadt in Konfektionskleidern zurück, rasiert und parfümiert, mit neuen Schuhen, die elegant quietschten; sie ließen sich in ihrem neuen Staat zum Erstaunen ihrer daheim gebliebenen Angehörigen photographieren; in lärmenden Gruppen stolzierten sie durch die Siedlung, spielten Handharmonika und waren guter Laune. Es gab aber auch solche, die vom Klub und dem Unterricht angezogen wurden, bald die "Rückständigkeit" und den Mangel an "Kultur" ihrer Freunde beklagten und die Politik diskutierten, als seien sie dazu geboren.

Mein eigenes Leben kreiste selbstverständlich um den Klub. Meine Leidenschaft zum Lesen, die durch den Bürgerkrieg und die Hungersnot unterbrochen worden war, lebte wieder neu auf. Neben den in der Bibliothek erhältlichen Büchern liehen wir uns gegenseitig die eigenen aus. Fast jeden Abend und an Freitagen besuchte ich Kurse über Chemie, Mathematik, Physik, oder hörte technischen Ausführungen über die Kohलगewinnung zu. Senja und ich schlossen Freundschaft mit anderen Burschen und

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Mädchen, die ebenso lernbegierig waren wie wir, und der Vorteil früher Übung gab mir einen gewissen Einfluß unter den ernstesten jungen Arbeitern und Arbeiterkindern.

Die Zeitungen widerhallten vom Ruf nach einem besseren Leben für unser Land. Das arme und rückständige Rußland befand sich endlich auf dem Wege zum Fortschritt — es brauchte bloß jedermann mehr Kohle zu gewinnen, mehr Korn zu bestellen und sich besser zu bilden. Ich las diese Aufforderungen, als seien sie an mich persönlich gerichtet. Gelegentlich fuhr einer der großen, neuen Führer — Petrowski, Rakowski oder sogar Lunatscharski — durch unseren Distrikt. Wenn ich ihnen lauschte, fühlte ich mich als Teil von etwas Neuem, Großem, Aufregendem. Im Moskauer Kreml saßen Männer, die wir einfach Genosse nannten — Lenin, Trotzki, Dscherschinski —, aber ich wußte, daß sie das Format von Göttern hatten.

Wenn ich auf mein privates Leben als Kommunist zurückblicke, so bin ich versucht, den Zeitpunkt meiner Bekehrung mit der Ankunft Genosse Lazarew gleichzusetzen, der eine Reihe Vorträge über die Probleme des Sozialismus hielt. Er war ein Mann von ungefähr dreißig Jahren, vom Lehrkörper der Universität Swerdlowsk, groß, schlank und sauber gekleidet. Er sprach natürlich und mit seinen eigenen Worten, nicht in Zitaten aus Marx und Lenin. Was mich besonders beeindruckte, war die Tatsache, daß er eine Krawatte trug, wodurch er die Ansicht jener unter uns, man könne ein guter Sowjetbürger sein und sich trotzdem solchen Bourgeoisluxus leisten, kräftig bestärkte.

Eines Tages saß ich, in ein Buch vertieft, in der Bibliothek, als jemand in meinem Rücken sagte: "Was liest du? Ich bin neugierig."

Ich wandte mich um. Es war Genosse Lazarew.

"*Opinions de M. Jérôme Coignard* von Anatole France", antwortete ich, vor Verlegenheit lächelnd.

"So? Anatole France", sagte er. "Warum nicht russische Klassiker oder einen zeitgenössischen Sowjetschriftsteller?"

"Ich finde vieles bei Anatole France, was ich bei den Sowjetschriftstellern vermisse", sagte ich. "Er ist scharfsinnig und sehr ehrlich. Ich lese die russischen Klassiker, aber die neuen Schriftsteller schreiben nur über Politik und scheinen das wirkliche Leben unserer nächsten Umgebung zu übersehen."

"Sehr interessant, wir wollen darüber einmal abends miteinander diskutieren. Komm auf mein Zimmer, wir wollen nähere Bekanntschaft schließen."

Einige Tage später traf ich ihn wieder bei einer Subbotnik: einer jener Arbeitergemeinschaften, an denen Hunderte von Freiwilligen sich ohne Bezahlung ins



Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Zeug legten, um eine dringliche Arbeit zu vollenden. Diesmal galt es, zur Freilegung einer Straße einen berghohen Kohlenhaufen fortzuschaffen. Genosse Lazarew war in Arbeitskleidern, schweißbedeckt, und handhabte mit großer Geschicklichkeit eine Schaufel. Er begrüßte mich wie einen alten Freund, und ich war erfreut.

An diesem Abend traf er mich wieder in der Bibliothek. Was ich nun lese, wünschte er zu wissen. "*Was sollen wir tun?*" von Tschernischewski", sagte ich ihm.<sup>5</sup>

"Ein bedeutendes Werk", nickte er billigend.

"Ja, und seine Frage, *Was sollen wir tun*, ist eine der Fragen, die mich jetzt beschäftigen", sagte ich.

"Das ist eine Frage, die für Millionen bereits von Lenin und schon vor ihm von Marx beantwortet wurde. Hast du Lenin und Marx gelesen?"

"Hie und da etwas von Lenin", erwiderte ich. "Aber Marx nicht. Ich habe natürlich die Parteiliteratur gelesen, aber ich bin nicht überzeugt, daß sie eine erschöpfende Antwort auf die Frage, was sollen wir tun, gibt."

"Komm mit mir auf mein Zimmer, wir wollen eine Tasse Tee und ein paar Erfrischungen zu uns nehmen und können dort sprechen, ohne jemanden zu stören", lächelte Genosse Lazarew.

Es war ein fleckenlos reiner, heller Raum. Der Diwan mit einer bunten Decke überzogen, sauber geordnete Bücher zwischen Bücherklammern auf dem Schreibtisch, ein paar Blumen in einem farbigen Krug. An der einen Wand hingen mehrere Familienbilder; eines von ihnen zeigte Lazarew als Gymnasiast, ein Hund zu seinen Füßen, ein anderes seine hübsche Schwester, ebenfalls in Studententracht. An einer zweiten Wand hingen eingerahmte Photographien von Lenin und Marx und dazwischen — dies war ein Zug, der mich warm werden ließ und gewann, obgleich ich nicht genau wußte, weshalb — ein bekanntes Bild des alten Leo Tolstoj in seiner langen Bauernbluse, die Daumen im gewobenen Gürtel.

Dies ist kein geiler Matrose, der nachts Pflegerinnen vergewaltigt, dachte ich mir. Einem solchen Kommunisten könnte ich nachfolgen.

"Da ich hier mehrere Monate leben muß," erklärte Lazarew, "habe ich versucht, den Ort etwas wohnlich einzurichten."

---

<sup>5</sup> Nikolai Gawrilowitsch Tschernischewski (1828-89): WAS TUN? AUS ERZÄHLUNGEN VON NEUEN MENSCHEN. (5. Aufl. Aufbau-Verlag, Berlin und Weimar 1979) – Ein sehr gutes Buch, das ich gern zur Lektüre empfehle!

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Wir sprachen in jener Nacht stundenlang über Bücher, die Partei und die Zukunft Rußlands. Mein Platz sei die kommunistische Minderheit, die auf dem Wege vorangehen müsse, sagte Lazarew, und ich solle doch den Komsomolzen beitreten und später dann der Partei. Selbstverständlich, gab er zu, sei die Partei nicht unfehlbar und ihr Programm vielleicht nicht vollkommen, aber Männer seien wichtiger als Programme.

"Wenn kluge, idealistische Jünglinge wie du fernbleiben, was soll dann werden?" fragte er. "Weshalb nicht mit uns zusammenarbeiten und für die gemeinsame Sache kämpfen? Du kannst andern helfen, indem du ein Beispiel für Vaterlandstreue gibst. Blick in den Baracken um dich — Spiel, Schmutz, Besoffenheit und Geilheit, statt Sauberkeit, Bücher und geistigem Licht. Du mußt verstehen lernen, daß eine gewaltige Aufgabe vor uns liegt: das Ausmisten eines Augiasstalles. Wir müssen die matte, schmutzige, unsoziale Vergangenheit ausrotten, die noch überall herrscht, und dazu brauchen wir tüchtige Männer. Der Kernpunkt der Frage, Vitja, ist nicht äußerlicher Sozialismus, sondern Anständigkeit, Bildung und ein leichteres Leben für die Massen. "

Ich war schon zuvor von Kommunisten "gedrängt" worden. Jetzt aber, zum erstenmal, hörte ich ein Echo jenes Geistes, der meine Kindheit beherrscht hatte. Ich diskutierte mit Genosse Lazarew und sagte, ich wolle es mir überlegen, tatsächlich aber stimmte ich ihm bei und hatte mich bereits entschlossen.

Als Genosse Lazarew ein paar Wochen später nach Moskau abreiste, befand auch ich mich unter der riesigen Menge — gewöhnliche Grubenarbeiter, Büroangestellte, aber auch höchste Verwaltungsbeamte —, die ihm am Bahnhof das Geleit gab.

"Da bist du ja, Vitja", begrüßte er mich und hob mich dadurch aus der Menge heraus. "Ich habe zufällig gehört, daß du den Komsomolzen beigetreten bist. Sehr gut! Ich gratuliere! Aber weshalb hast du es mir nicht gesagt? Ich hätte dich empfohlen!"

"Ich weiß und bin dafür dankbar, aber ich wollte es allein tun ... ohne Protektion. "

"Vielleicht hast du recht", lächelte er. "Hier noch ein kleines Geschenk, das ich besonders für dich aufgehoben habe."

Es war ein Buch. Marx oder Lenin, vermutete ich. Auf dem Heimweg sah ich mir den Titel an: Vier Dramen von Shakespeare. Lazarew, ein fanatischer Kommunist und fähiger Führer, brachte Tolstojs Humanismus und die Schönheitsliebe Shakespeares mit seinem leninistisch-marxistischen Glauben in Einklang. Ob diese Mischung wohl Bestand hatte? Ob wohl die Lazarews obenausschwangen?

II

Nun hatte das Leben für mich Sinn und Zweck: angespannte Aufopferung für die neue Sache. Ich war einer der Elite, von der Geschichte dazu auserwählt, mein Volk und die ganze Welt aus der Dunkelheit zum sozialistischen Licht zu führen. Dies tönt anmaßend, das weiß ich, und doch sprachen und fühlten wir so. Zynismus und Selbstsucht mochte es wohl bei einigen der erwachsenen Kommunisten geben, nicht aber in unserem Kreise begeisterter Jünger.

Mein Vorrecht, als einer der Auserwählten, war härtere Arbeit, Geringschätzung des Geldes und Unterdrückung des persönlichen Ehrgeizes. Ich darf nie vergessen, daß ich in erster Linie ein Komsomolze und erst in zweiter Linie ein Mensch bin. Weil ich in einer Grubengegend eingetreten war, in einem Gebiet "industriellen Aufschwungs", schien mir dieser Handlung eine Art mystischer Bedeutung zu verleihen. Ich glaube, ein junger, zaristischer Edelmann, der am Hof eingeführt wurde, muß ungefähr dasselbe "Zugehörigkeitsgefühl" empfunden haben.

Es gab nun fast keine Zeit mehr für kleine Vergnügungen. Das Leben war erfüllt von Pflichten, Kursen, Aufführungen für die Grubenarbeiter und "Parteithesen", die studiert und besprochen werden mußten. Wir waren uns immer bewußt, daß aus unseren Reihen die Lenins und Bucharins von Morgen erstehen mußten. Wir vervollkommneten uns für die Berufung zur Führerschaft, wir waren die Altardiener einer Art materialistischer Religion.

Als ich entdeckte, daß ich mit einer gewissen natürlichen Beredsamkeit schreiben und sprechen konnte, wurde ich bald "Aktivist"! Ich arbeitete auf allen möglichen Komitees, leistete Pionierarbeit unter den parteilosen Ungläubigen und spielte bei den häufigen Feiern eine Rolle. Es galt außer- und oberhalb der regulären revolutionären Festtage zahllose Gelegenheiten zu feiern. Die Installation neuer Maschinen, die Eröffnung eines neuen Schachtes, die Vervollständigung der Produktionspläne wurden durch Demonstrationen, Musik und Reden gefeiert. Anderswo in der Welt mag Kohle Kohle sein — bei uns war sie "Brennmaterial für die Lokomotiven der Revolution".

Durch den Einfluß Genosse Lazarews wurde ich zur Grubenarbeit umgeteilt. Ich brauchte Senja in dieser Beziehung nicht mehr zu beneiden. Wir beiden und mehrere andere junge Grubenarbeiter bildeten ein "Artel", eine Gruppe, die als Gemeinschaft arbeitete und bezahlt wurde. Das Artelsystem wurde damals als Mittel zur Produktionssteigerung begrüßt. Mitglieder guter Artele verdienten gewöhnlich mehr als einzelne Grubenarbeiter. Wir baten um die schwierigsten und gefährlichsten Arbeiten, begierig, unseren Eifer durch Taten zu beweisen. Wir hatten sogar eine Parole, die wir feierlichst den Beamten mitteilten: "Wenn's notwendig ist, so kann's geschafft werden."

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Die Mitglieder unseres Artels wohnten gemeinsam in einem sauberen und bequemen Hause, in dem es gute Bücher gab. Abwechslungsweise machten wir die Reinigungs- und anderen Hausarbeiten. Bilder von Sowjetführern und klassischen russischen Schriftstellern hingen an unseren Wänden und blickten — davon war ich überzeugt — billigend auf dieses Vorbild von "Kultur" inmitten der Rückständigkeit. Unter ihnen befand sich Sergo Ordschonikidse, einer der Männer um Lenin und späterer Kommissar für Großindustrie. Ich liebte sein scharfgeschnittenes Georgiergesicht, mit seiner großen Adlernase und seinem struppigen Hängeschnurrbart. Vielleicht hatte ich das unbestimmte Gefühl, dieser Mann werde eines Tages mein Lehrer und in gewissem Sinne die Inspiration meiner arbeitsreichsten Jahre als Kommunist sein.

Gelegentlich gestatteten wir uns natürlich einen fröhlichen geselligen Abend. Freunde und Genossen trafen sich gerne in unserem Hause — es war so "zivilisiert" und die Unterhaltung so "gebildet". Einer von uns spielte wundervoll Gitarre, wir sangen, tanzten und disputierten bis spät in die Nacht. Eine Anzahl der anziehenderen Mädchen der Gemeinschaft kamen zu diesen Anlässen zu uns. Wenn wir etwas allzu ausgelassen waren, so waren wir schuldbewußt und leisteten durch angestrengtere Arbeit, Studium und Diskussion an den folgenden Tagen Komsomolzenbuße.

Im letzten Herbst wurde die prahlerische Parole unseres Artels einer kritischen Prüfung unterzogen. Ein Stollen war überschwemmt worden. Er wurde mit Holzbalken gestützt, weil man einen Einsturz befürchtete, aber die Arbeit ging ohne Unterbruch weiter. Wir boten uns an, in diesem Stollen zu arbeiten, um den dortigen Arbeitern, größtenteils Tataren und Chinesen, ein gutes Beispiel zu geben.

Ich war im Schacht und arbeitete angestrengt, obschon ich beinahe knietief im Eiswasser stand. Plötzlich schien die ganze Welt zu wanken, zu knarren und zu stöhnen. Ich hörte jemanden erschreckt aufschreien — wahrscheinlich das Echo meines eigenen Schreies in den eigenen Ohren. Ein Teil unseres Stollens war eingestürzt. Als ich die Augen wieder öffnete, befand ich mich in einem großen, weißgetünchten Raum in einem Spitalbett. Ein Arzt im weißen Berufsmantel fühlte meinen Puls und eine hübsche Krankenschwester mittleren Alters stand mit Block und Bleistift daneben. Sie nickte mir lächelnd zu, als sie bemerkte, daß ich mein Bewußtsein wieder erlangt hatte.

"Du wirst bald wieder gesund sein, Genosse Kravchenko, mach dir keine Sorgen", sagte sie, und der Arzt nickte dazu sein Einverständnis.

Sie erzählten mir, ich sei zwei oder drei Stunden im Wasser des eingestürzten Stollens gelegen. Der chinesische Arbeiter neben mir sei getötet worden. Für mich hatte wenig Hoffnung bestanden — wenn ich nicht unter den eingestürzten Wänden erstickt war, so mußte ich im Eiswasser ertrunken sein. Aber hier lag ich nun mit zerschürften Beinen und hohem Fieber, sonst aber in guter Verfassung. Das Fieber entwickelte sich später zu einer Lungenentzündung.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Die beiden Monate im Spital von Algowerowka sind mir seltsamerweise als eine der schönsten Zeiten meiner Jugend in Erinnerung. Die Geschichte meines Artels und ihr Höhepunkt, der Einsturz, wurde durch das Erzählen zur Legende sozialistischen Heldentums, in der ich einer der Helden war. Bedeutende Gewerkschafts- und Parteipersonlichkeiten besuchten mich im Spital, Burschen und Mädchen der Komsomolzen kamen regelmäßig und brachten immer kleine Geschenke mit. An meinem achtzehnten Geburtstag war ich noch immer im Spital. Mitglieder des Artels und seiner Freunde kamen in einer großen Schar auf Besuch — ein Beweis ihrer herzlichen Kameradschaft.

Die hübsche Krankenschwester behandelte mich, als wäre ich ihr eigener Sohn. Tatsächlich hatte ich während der stillen Mattigkeit der Rekonvaleszenzzeit das Gefühl, Lieblingssohn aller Russen — der Arbeiter, der Komsomolzen und der hohen Beamten — zu sein: dieser großen, wunderbaren Familie.

Die Ärzte verboten mir die Gruben für mindestens ein Jahr, und kein Bitten meinerseits vermochte ihren Entschluß wankend zu machen, den sie der Verwaltung mitteilten. Ich hatte kein Verlangen, zu den Büroarbeiten zurückzukehren und bereitete mich deshalb darauf vor, zur Sturmglöckenkommune und nach Jekaterinoslaw zurückzukehren.

Inmitten dieser Vorbereitungen traf mich die Nachricht, daß Lenin am 24. Januar 1924 gestorben sei. In diesem Winkel des Doneztales war der Kummer über diesen Schlag echt und tief. Die Reaktion hatte wenig mit Politik zu tun. Für die einfachen Leute der Bergwerke — selbst für die Spieler und Rohlinge in den Baracken, für die Prahler mit quietschenden Schuhen, ganz zu schweigen von der Kommunistenjugend — war Lenin ein Symbol der Hoffnung gewesen. Wir benötigten den Glauben, die Leiden dieser blutigen Jahre seien die Grundlage für eine bessere Zukunft. Jeder von uns hatte das Gefühl eines persönlichen Verlustes.

Ich marschierte mit tausend andern drei Kilometer zur Gedenkfeier, die außerhalb jener Grubenbüros, "Pariskommunen" genannt, stattfand. Es war ein bitterkalter Nachmittag, und es schneite. Der Wind schnitt wie mit scharfen Messern in die Haut. Die Rednerbühne stand im Freien und war mit roten und schwarzen Bändern dekoriert, obschon bald eine Schneeschicht alles bedeckte. Ein Redner nach dem andern suchte mit den Phrasen offiziellen Kummers den heulenden Wind zu überbrüllen.

"Genossen, Bergarbeiter!" schrie ein pompöser Delegierter aus Charkow. "Lenin ist tot, aber das Werk von Lenin lebt weiter. Der Führer der proletarischen Revolution ... Führer aller arbeitenden Schichten der Welt ... beste Disziplin von Marx und Engels ..."

Die unpersönlichen Worte drückten mich nieder. Weshalb sprechen sie nicht einfach aus dem Herzen, statt aus "Prawda"- und "Iswestja"-Leitartikeln? Als ich durch den

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Schneesturm nach Hause stampfte, freute ich mich, daß Senja und andere ebenso niedergeschlagen waren. Die Redner hatten es nicht vermocht, unser Gefühl für Lenin auszudrücken, weil das, was wir fühlten, weniger mit dem toten Führer, als mit unseren eigenen, lebenden Hoffnungen zu tun hatte.

Wenige Tage später las ich in einer Lokalzeitung Josef Stalins Schwur an Lenins Bahre auf dem Roten Platz in Moskau. Es war ein kurzes, beinahe liturgisches Versprechen, auf dem Wege weiterzugehen, den der tote Führer gewiesen und rührte mich mehr, als es unsere Gedenkversammlung vermocht hatte. Stalin war Mitglied des allmächtigen politischen Büros, Generalsekretär der Partei und schon von allem Anfang an eine wichtige Persönlichkeit im neuen Regime. Doch dies war das erstemal, daß mir seine Existenz deutlich bewußt wurde. Seltsam, dachte ich, daß sein Porträt nicht einmal an unserer Wand hängt.

Seit diesem Tage wurde der Name Stalin so groß, so unausweichlich, daß es schwer ist, sich an eine Zeit zurückzuerinnern, da er noch nicht unser Leben überschattete.

III

Ich war nur etwas mehr als ein Jahr im Grubengebiet gewesen. Und doch fiel es mir schwer, mich von diesem Leben loszulösen. Hätte mir jemand an jenem traurigen Morgen meiner Ankunft gesagt, ich werde einmal diesen schmutzigen Ort, seine rohe Menschlichkeit und seine schwere Arbeit lieb gewinnen, so hätte ich ihn für verrückt gehalten. Entgegen meiner Natur hatte ich begonnen, wie ein Grubenarbeiter zu fühlen — ich sah seine Fehler und Mißerfolge mitfühlend von innen und nicht mehr kritisch von außen.

Eine tiefe Leidenschaft lag in der Trostlosigkeit, Trübseligkeit und Gefahr dieses Lebens, die es mir wert machte. Es ist nicht wahr, daß wir nur das lieben, was fröhlich und schön ist. Das Tragische und das Häßliche kann Einbildungskraft und Sinne ebenfalls bestricken. Wir lieben das, was unser Herz bewegt. Wir sind an Menschen und Orte durch die Gefühle, die sie in uns hervorrufen, gekettet, auch wenn sie unangenehm sind. Nie habe ich meinen Aufenthalt in den Kohlengruben vergessen. Immer habe ich mich den Kohlengräbern, den Bewohnern der schwarzen Unterwelt, nahe gefühlt.

Bei meiner Abreise vom Donezbecken saßen sechs Mitreisende in meinem Abteil. Nach der Sitte aller Russen befanden wir uns bald in einem Gespräch. Obgleich ich der jüngste der Gruppe war, fühlte ich mich für die Richtung des Gesprächs verantwortlich. Als Komsomolze durfte ich keine Gelegenheit verpassen, das glückliche Leben zu predigen, das im Anzug war und die augenblicklichen Schwierigkeiten wegzu erklären.

"Du sprichst die ganze Zeit davon, das Leben werde erträglicher, Genosse," beklagte sich ein Intellektueller, "aber trotzdem haben wir kein Brot, kein Petrol und keine

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Schuhe. Meine Frau und ich frieren und schlottern und haben die halbe Zeit nichts zu essen. Das ist kein Leben, das ist eine Strafe Gottes ..."

Er war mittleren Alters, hager, mit dünnen Gesichtszügen und trug dicke Brillengläser in Goldfassung. Er war mit einem der Jahreszeit widersprechenden Übergangsmantel bekleidet, ein wollener Frauenschal um den Hals; durch die Löcher in seinen Schuhen blitzten weiße Socken.

"Gestatte mir die Frage, was hast du für einen Beruf?" fragte ihn ein anderer der Mitreisenden.

"Ich bin Komponist", versetzte der Intellektuelle feindselig, "ich schreibe Noten, Musik."

"Ach, Noten schreibst du", spöttelte der andere. "Wer braucht denn deine Noten? Wer wünscht in diesen Zeiten rosige, sonnige Walzermusik? Geh in eine Fabrik, leiste wirkliche Arbeit, dann wirst du weniger Grund zum Klagen haben."

"Jedermann soll also in Fabriken arbeiten?" rief der Komponist in großer Wut aus. "Brauchen denn die neuen Baumeister des Sozialismus keine Musik? Sollen wir uns alle in Maschinen ohne Seele verwandeln?"

"Du hast ganz recht, wir brauchen deine verdammten Noten und Lieder nicht. Wir müssen einzig mehr Güter produzieren."

"Die Seelen wurden liquidiert", warf ein dritter bitter ein.

"In diesem Fall hat es gar keinen Sinn, mit euch zu diskutieren", rief nun der Musiker. "Ihr seid vulgär, und ich verschwende keinen Atemzug mehr an euch."

An diesem Punkt des Gesprächs griff mein Komsomolzensgewissen ein, um die Situation zu retten.

"Erlaubt mir, zu euch allen zu reden", sagte ich ernst. "Ihr diskutiert zu hitzig und mit zu wenig Verständnis, wenn ich so sagen darf. Es ist vollkommen richtig, daß wir noch sehr viel entbehren, aber wir strengen uns an, diese Mängel zu beheben. Später werden wir alles haben — und das schließt auch die Musik ein. Mag dieser Bürger hier auch nicht gerade ein Tschaikowsky sein, so hilft er doch, wenn er gute Musik komponiert, am sozialistischen Aufbauwerk mit. Ich komme eben von den Kohlengruben und weiß, wie notwendig wir Kohle brauchen. Aber glaubt mir, wir brauchen Musik nicht weniger dringend als Kohle. Nicht nur unser Körper, auch unser Geist braucht Wärme."

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Sie waren von meinen Worten offensichtlich beeindruckt. Ich brauchte ihnen nicht erst zu sagen, daß ich einer der Auserwählten sei: Autorität lag in meiner Stimme. Ein gutes Dutzend Fragen wurde besprochen, bevor unser Zug Dnjepropetrowsk erreichte — wie Jekaterinoslaw nun genannt wurde — und in allem hatte ich das letzte Wort. Vielleicht zogen diejenigen, die mit mir nicht einverstanden waren, das Schweigen dem gefährlicheren Reden vor — weshalb auch mit einem Komsomolzen rechten?

Gegen Abend erreichte ich die Kommune. Mein Hund Reker kam mir auf der Straße entgegen und zeigte eine tolle Freude. Ich blickte durch ein Fenster unseres Hauses und sah meine Mutter im Licht einer Kerosinlampe lesen. Sie war ein wenig älter, dünner und grauer geworden. Ich öffnete sachte die Tür und sagte mit verstellter Stimme: "Wohnt hier die Bürgerin Kravchenko?"

"Mein lieber Vitja, Liebling!" rief sie glücklich und brach in Freudentränen aus. Im Laufe des Abends erfuhr ich die hiesigen Neuigkeiten. Die Kommune war ausgestorben. Es arbeiteten nur noch drei oder vier Familien auf dem Land. Einige andere lebten zwar noch hier, hatten aber Arbeit in der nahen Industriestadt angenommen. Mein Vater und meine Brüder waren wieder in Dnjepropetrowsk und verdienten gut. Sie hofften, auf den Frühling eine Zwei- oder Dreizimmerwohnung zu finden, damit die Familie sich wieder vereinigen konnte.

Das Land der Kommune war vernachlässigt und düster. Überall klafften Löcher in den Decken, und die Türen waren ausgehängt. Holzlatten hatte man aus Wänden und Dächern herausgerissen und als Brennmaterial fortgeschleppt. Die Bauern der Nachbarschaft sagten: "Da sieht man's. Die Kommunisten können das Land nicht bestellen. Sie können nur verhaften und Steuern einziehen."

Einige besuchten mich, als sie von meiner Rückkehr hörten. Sie behandelten mich mit einer Achtung, wie sie Erwachsenen, die draußen in der Welt gewesen waren, gebührt, und stellten mir Fragen über die Absichten der neuen Regierung in bezug auf die Bauern und ihr Land.

Auch in meinem Betrieb in Korbino wurde ich von den Arbeitern umringt und befragt. Ich antwortete auf eine Weise, wie sie einem getreuen Komsomolzen anstand. Ein paar Tage später sprach ich im Fabrikklub über das Leben der Grubenarbeiter im Donezgebiet. Ohne die Schwierigkeiten und Mängel zu verschweigen, muß es mir doch gelungen sein, ihr Leben anziehend zu schildern. Vier jüngere Arbeiter aus Korbino entschlossen sich, Arbeit finden Gruben anzunehmen, und ich gab ihnen Namen und Adressen der zuständigen Gewerkschaftsführer.

Nachdem ich einen großen Stoß Holz gehackt und die Stalltür ausgebessert hatte — wir hatten immer noch eine Kuh — verließ ich die Kommune und zog ebenfalls in die Stadt. Der Vater und mein jüngerer Bruder Eugen arbeiteten in der metallurgischen



Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Petrowski-Lenin-Fabrik. Konstantin arbeitete in einem andern Betrieb in Dnjeppropetrowsk (dieser neue Sowjetname für Jekaterinoslaw tönte immer noch fremd). Ich blieb dort drei Jahre, bis ich in meinem einundzwanzigsten Altersjahr, gemäß den Gesetzen in der Roten Armee Dienst leisten mußte.

Unser metallurgischer Betrieb bestand aus einer Anzahl von Gebäuden, die mehrere Aren Land am Stadtrande bedeckten. Er beschäftigte etwa 24.000 Arbeiter und Arbeiterinnen und war eine der größten Industrieunternehmen im südlichen Rußland. Vor der Revolution hatten diese Arbeiter in Streiks und Aufständen eine wichtige Rolle gespielt, so daß den Betrieb eine Aura politischer Bedeutung umgab. Hier hatte Genosse Petrowski, der Präsident der ukrainischen Sowjetrepublik, als junger Mann gearbeitet; andere wichtige Kommunistenführer hatten hier ihre ersten proletarischen Wurzeln geschlagen.

Die kommunistische Gewerkschaft, einschließlich wir Komsomolzen, umfaßte etwa 2000 Mann, und die Propagandakampagne war bereits in vollem Gang. Petrowski, Rakowski, Kaganowitsch und andere hohe Führer kamen oft zu Besuch, um vor den Arbeiterversammlungen zu sprechen. Ich betätigte mich immer lebhafter an der Komsomolzenarbeit, besuchte technische Ausbildungskurse, die fast alle meine Abende ausfüllten, und spielte in den politischen und literarischen Debatten, die in den verschiedenen Betriebsvereinen stattfanden, eine hervorragende Rolle.

All diese Jahre vermochten meinen Vater nicht mit den Kommunisten auszusöhnen. Er anerkannte zwar bereitwillig, daß es viele von ihnen ehrlich und ernst meinten, aber die Wirklichkeit der Revolution zeigte ihm noch immer zu wenig Ähnlichkeit mit dem Traum seiner Jugend. Er mischte sich niemals in meine kommunistische Tätigkeit und war im Grunde genommen froh, daß ich mir in der neuen Umgebung einen Platz erkämpfte. Dann und wann aber konnte er sich bitterer Bemerkungen über den Gegensatz zwischen dem freien Leben der Beamten und führenden Ingenieure und dem Elend der einfachen Arbeiter nicht enthalten.

"Wir sprechen von Gleichheit und Gerechtigkeit, mein Sohn", sagte er dann, "doch schau wie Genosse N... lebt mit seinem großen Haus, seinen Motorrädern und guten Kleidern, schau dann in die Baracken, wo die neuen Arbeiter vom Land wie Sardinien zusammengepfercht wohnen. Saubere Zimmer und anständige Nahrung gibt es wohl im Verwaltungsrestaurant, für die Arbeiterkantine aber ist alles gut genug."

"Gib uns Zeit, Papa", bat ich dann. "So viele Fragen sollten auf einmal gelöst werden."

"Ich kenne diese Probleme. Aber ich weiß auch, daß die Kluft zwischen den oberen und unteren Klassen größer wird, nicht kleiner. Macht ist ein gefährlich Ding, Vitja."

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Aus dem mechanischen Laboratorium wurde ich bald in die Röhrenleitungsfabrik befördert, und schon vor Ablauf eines Jahres wurde ich Kontrollvorarbeiter, in einer Lohnkategorie, die das Familieneinkommen wesentlich erhöhte. Da wir zu viert Geld verdienten, lebten wir, trotz der hohen Preise, gut. Die NEP, Neue Ökonomische Politik, unter deren Leitung der private Handel wieder erlaubt war, hatte Hunderte neuer Läden, Wirtschaften und Cafés mit sich gebracht. Mit Geld konnte man wieder fast alles erhalten.

Ich bevorzugte in meinen Beziehungen in der Fabrik vorwiegend die oberen Schichten: Ladeninspektoren, Verwaltungsbeamte und Partei- und Gewerkschaftsfunktionäre. Mir selbst zum Trotz und entgegen den Einschärfungen meines Vaters, den Kontakt mit den Massen nicht zu verlieren, neigte ich dazu, das Sowjetleben mehr und mehr vom günstigeren Gesichtswinkel der "Führerschaft" aus zu betrachten. Weder Eugen noch Kotja zeigten viel politische Begeisterung. Sie arbeiteten gut und angestrengt, besuchten nicht mehr Demonstrationen und Sitzungen als absolut unumgänglich war und begegneten, wie die meisten einfachen Arbeiter, der offiziellen Propaganda mit tüchtigem Skeptizismus.

"Du hast das Zeug zu einem wirklichen kommunistischen Bürokraten in dir, mein großer Bruder", pflegte Eugen mich zu hänseln, "wenn du dich nur nicht durch Vaters romantischen Humanismus vom geraden Wege abbringen läßt."

Der Frühling 1927 unterschied sich wahrscheinlich in nichts von früheren und späteren Frühlingen. Für mich aber wird er für immer in strahlenderen Farben und süßeren Schatten dastehen. Ihr Name war Anna, sie war siebzehn, mit blauen Augen und goldnem Haar. Wir lernten uns bei einer Versammlung im Hause eines Inspektors kennen, und im Augenblick, da wir uns die Hände reichten, verblaßten die ganze Versammlung und die anderen Gäste.

Annas Vater war Chefingenieur bei einer wichtigen Eisenbahn. Obgleich er aus einer Familie der Arbeiterklasse stammte und in seiner Studentenzeit geheimen sozialistischen Kreisen angehört hatte, stand er doch von der neuen Sowjetgesellschaft ziemlich weit entfernt. Ihre Mutter hatte aus ihrem vorrevolutionären Milieu die Manieriertheit und Verachtung für das "gewöhnliche Volk" mit herübergenommen. Selbst in der Glut dieser meiner ersten richtigen Liebesgeschichte blieb das Bewußtsein, Anna sei nicht "meinesgleichen" immer unter der Oberfläche meiner Gefühle wach. Sie gab vor, in meine Komsomolzentätigkeit interessiert zu sein, aber ich wußte sehr wohl, daß es sie langweilte. Was ihre Mutter anbelangt, so machte sie keine Anstrengungen, ihre Verachtung für die Kommunisten, für Sowjetschlagworte und für meinen eigenen bescheidenen Rang als Vorarbeiter zu verheimlichen.

"Wenn dein Komsomolze wenigstens ein Ingenieur wäre", hörte ich sie einmal zufällig eines Nachts zu Anna mürrisch sagen.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Anna selbst wurde zwischen den Einflüssen ihrer Sowjetschule und dem Bourgeoismilieu des eigenen Heimes hin- und hergerissen. Wir konnten es ermöglichen, einen gemeinsamen Monat in einem Erholungsheim unserer Fabrik am Ufer des Dnjeprs zu verbringen. Sie begegnete meinen Versuchen, sie zum Kommunismus zu bekehren, mit Küssen und Umarmungen, die sich als schlagendere Argumente erwiesen.

Wir spürten beide, ohne es in Worten auszudrücken, daß eine Heirat nicht in Frage kam, da wir "ideologisch" nicht zusammenpaßten. Nur wer in einer Zeit und an einem Ort gelebt hat, die von Politik durchtränkt waren, kann das verstehen. Nach unserer Rückkehr nach Dnjepropetrowsk lebten wir aneinander vorbei. Als ich, Ende 1927, in den Militärdienst einrückte, wußten wir beide im geheimen, daß dies das Ende sei. Ich traf sie vierzehn Jahre später wieder — in einem Moskauer Luftschutzkeller.

IV

Die 1000 Kilometer lange Grenze, wo das riesige ausgedörrte Reich Russisch-Zentralasiens an Persien, Afghanistan und Kaschmir grenzt, war lange Zeit Schauplatz des Kampfes gegen die Basmatschi<sup>6</sup>. Nach den militärischen Nachrichten waren diese "Banditen" wiederholt vernichtet worden, doch nur um finsterer als je in neuen Kämpfen und neuen Grausamkeiten wiederaufzuleben.

Jahrelang war die Presse von blutrünstigen Geschichten der Basmatschigreuel und ihrer Bestechlichkeit erfüllt. Sie wurden als wilde Banditen geschildert, die, aufgestachelt von Moslempriestern, für Kriegsbeute als Söldlinge der abgesetzten Emire und Werkzeuge des britischen Imperialismus kämpften. Die Grausamkeit dieser Feinde schien bodenlos. Sie marterten die russischen Gefangenen. Eine bevorzugte Methode bestand darin, die Gefangenen bis zum Halse einzugraben und sie so allmählich durch Hitze und Durst umkommen zu lassen, oder bei lebendigem Leibe Insekten und Geiern auszusetzen.

---

<sup>6</sup> Die Basmatschi (auch Basmatschen oder Basmachi) waren mittelasiatische Aufständische, die sich 1916 gegen die allgemeine Mobilmachung im Ersten Weltkrieg in Turkestan erhoben und bis Mitte der 1920er Jahre gegen die Bolschewiki kämpften. Der Begriff Basmatschi wurde aus der turksprachigen Wurzel bosmoq ("unterdrücken") und dem Suffix für gewohnheitsmäßige Handlungen chi gebildet und bedeutet "Banditen", "Räuber". Während der Oktoberrevolution 1917 kämpften die Basmatschi anfangs als Verbündete der Bolschewiki für ihre kulturelle Selbstbestimmung und nationale Unabhängigkeit. Auf Grund der unvereinbaren politischen Ziele entwickelte sich jedoch sehr schnell eine unversöhnliche Feindschaft zwischen den sozialrevolutionären Bolschewiki und den Basmatschi. Im Bürgerkrieg von 1919 bis 1924 übernahmen kommunistische und den Bolschewiki loyale Akteure nun die koloniale Bezeichnung und nannten ihre Gegner im Bürgerkrieg Basmatschi. Die Führer der Rebellen waren jedoch – im Gegensatz zu ihren Vorgängern vor dem Ersten Weltkrieg – politisch ambitionierte Widerstandskämpfer mit konkreten Vorstellungen zu Staatsaufbau und Staatsaufgaben. In ihren Reihen kämpften Rebellen aus allen möglichen sozialen Kontexten. Sie waren Bauern, Nachkommen von Mitgliedern des vorkolonialen Staatsapparates, Nomaden oder lokale Kämpfer (pahlawon). Sie waren ethnisch wie religiös heterogen. (Wikipedia, Abruf 24.12.22, 11:15) Die Mitglieder dieser bewaffneten Formationen nannten sich Mudschaheddin, also Teilnehmer am Dschihad, dem "heiligen Krieg" der Muslime gegen die "Ungläubigen".

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

In diesen journalistischen Berichten steckten einige Widersprüche. Banditentum und Beute konnten die Hartnäckigkeit und den Opfermut, mit denen kleine Basmatschiformationen sich gegen ausgebildete und gutbewaffnete Truppen der Roten Armee zur Wehr setzten, nicht hinlänglich erklären. Die Räuberei stimmte nicht ganz mit den religiösen Folgerungen aus dem Mullahgeist und den politischen britischen und moslemischen Einflüssen überein.

Später, als ich ein reiferes Urteil über diese Frage besaß, merkte ich, daß die Sowjetversion zum Großteil eine Propagandalüge war. Die Basmatschi waren in Wirklichkeit patriotische Guerillakämpfer, die sich gegen die Unterdrückung ihrer nationalen Unabhängigkeit durch fremde Eindringlinge wehrten. Sie setzten ihr Leben aufs Spiel, um abzuschütteln, was ihnen als Befleckung ihrer alten Lebenssitten und ihres Glaubens erschien. Im Prinzip, wenn nicht gar in Einzelheiten, glichen sie den indischen Freiheitskämpfern, die sich auf der andern Seite der Grenze gegen die Engländer wehrten.

Die zaristischen Lehensherren hatten von Zentralasien Abgaben gefordert, ließen aber den einheimischen Prinzen und Mullahs die Regierung. Sie verletzten die bestehende Ordnung nicht. Die neuen Herren aber hatten die Emire im Namen seltsamer Götter, die Lenin und Marx hießen, vertrieben und machten die muselmanische Religion lächerlich. Sie führten "heidnische" Maschinen und "heidnisches" Gedankengut ein, um die Nomadenbevölkerung aus ihrem tausendjährigen Schläfe zu wecken. Sie verdarben die Jugend mit westlichen Gedanken und brachten es sogar dazu, daß die Frauen ihre Schleier verbrannten und ihre Harems verließen.

Gegen diese Drohungen kämpften die Basmatschi mit heroischem Einsatz in den Grenzgebirgen Persiens, in den afghanischen Ebenen und im eigentlichen Turkmenistan. Es war überdies kein Zweifel, daß sie wenigstens in diesen ersten Jahren die Sympathie aller Zentralasiaten auf ihrer Seite hatten. Kein Zufall, daß an Stelle von ortsansässigen Verbänden Truppen aus dem eigentlichen Rußland in diesem ununterbrochenen Krieg verwendet werden mußten!

Aber auch in der Sowjetversion steckte etwas Wahres. Die Berichte von Basmatschiwut und -greueln zum Beispiel waren nicht übertrieben. Ich vernahm viele entsetzliche Einzelheiten von Augenzeugen und einigen der wenigen Überlebenden. Es war auch eine Tatsache, daß Kriegsbeute und einträglicher Konterbandehandel mit der politischen und religiösen Glut der Guerillas vermennt wurde, so daß es in einigen Fällen schwer zu entscheiden war, wo die Vaterlandsliebe aufhörte und wo das Geschäft begann.

Jedenfalls spielte sich die ganze Geschichte weit entfernt von den jungen Arbeitern und Bauern der südlichen Ukraine ab. Wir hörten davon, wenn überhaupt, nur wie von einem exotischen Schauerdrama in einer weitentfernten und fast sagenhaften Welt. Nun

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

waren wir plötzlich über Nacht Mitspieler in diesem Drama geworden, und in Gedanken an die bevorstehenden Gefahren unter unserem sorglosen Gebaren doch etwas beunruhigt.

Wir vierundzwanzig im Transportwagen waren alles junge Rekruten aus dem Distrikt von Dnjepropetrowsk und wurden ins Basmatschiland verladen. Wir sangen, erzählten Geschichten und waren ehrlich stolz, in die auserlesenen Kavalleriedivisionen eingereiht worden zu sein, die in der turkmenischen Sowjetrepublik stationiert waren.

Aber in der Nacht kamen uns im dunklen Wagen schreckliche Episoden von Basmatschibarbarei in den Sinn, von denen wir gehört oder gelesen hatten.

In einer Stunde des Heimwehs sprachen wir über die Mädchen, die wir in der Heimat zurückgelassen hatten. Zufälligerweise war auch Kostja, ein Vetter meiner Anna, unter diesem Schub Rekruten. Dies und die Aussicht auf eine lange Trennung schürte wieder die Aschengluten meiner Liebe.

Die Spannung einiger Aufenthaltstage in Baku, der Stadt des "schwarzen Goldes", fegte alles andere aus unserem Kopf. Das große Ölzentrum war eine seltsame Mischung von modernem Industrialismus und östlicher Lebensart. Es hatte eine bunte Bevölkerung von Russen und Mongolen, die meisten in westlicher Kleidertracht, aber auch viele in den farbenprächtigen Gewändern des nahen Ostens, den knielangen Jacken mit enger Taille, und den spitzigen Pelzmützen der kasakstanischen Steppen. In den engen, wohlriechenden Moslemsträßchen sah ich zum erstenmal Frauen in Paranjās: einer Art Hemden, die von Kopf bis zu Fuß reichten, mit einem Schleier aus Pferdehaar über dem Gesicht, was sie zu formlosen, wandelnden Säcken verunstaltete.

Baku wird für mich immer mit meinem ersten Meererlebnis verbunden bleiben. Der Anblick einer einzigen riesigen Wasserfläche bis zum Horizont ist für eine Landratte immer denkwürdig. Der Ölgeruch durchdrang die ganze Stadt und schien in die Gesichter und Hände aller Bewohner eingedrungen zu sein.

In Baku trafen wir Hunderte von Rekruten aus anderen Teilen des Landes, Die kleine Fregatte Kollontai trug uns über das Kaspische Meer zum Hafen Krasnowodsk. Bevor wir den Transportzug nach Aschabad bestiegen, schlenderten wir am Meeresstrand. Chardjui-Melonen lagen auf der Werft wie Kanonenkugeln in kleinen Hügeln aufgestapelt. Große schwarzbraune Turkmenen, viele bärtig, alle mit nacktem Oberkörper, mit farbigen Tüchern turbanartig um den Kopf gewickelt, warfen die Melonen im Rhythmus ihren Kameraden auf dem Schiff zu, wozu siereine eintönige Melodie sangen.

Aschabad — später Stalinabad genannt — lag östlich genug, um meine jugendliche Freude am Malerischen zu befriedigen. Ungepflasterte enge Sträßchen wanden sich

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

zwischen glatten, fensterlosen Mauern hindurch und mündeten auf lärmige, lebhafte Plätze, von denen einige überdeckt waren. Die Basare widerhallten vom Hämmern der Schuster, Kupferschmiede und anderer Handwerker, die mit untergeschlagenen Beinen im Freien arbeiteten. Oberall sah man die Moslemfrauen gleich formlosen wandelnden Säulen. Ab und zu lüftete eine vor uns russischen Gaffern einen Zipfel ihres Pferdehaarschleiers mit einer koketten Bewegung.

Unser Zug wurde mit Musik und einer Demonstration begrüßt. Arbeiter der dortigen Baumwollspinnereien standen ausdruckslos, während Beamte hochtrabende Reden hielten, in denen sie die tapferen Genossen begrüßten, die gekommen waren, um die Grenze gegen die Basmatschihalunken zu schützen. Später erst begriff ich, daß die Rote Armee, trotz aller Vorspiegelungen von Kameradschaft, eine Okkupationsarmee auf fremdem Boden war.

Von Aschabad fuhren wir in Güterwagen zum großen Sammelager an der persischen Grenze, das für die nächsten sieben oder acht Monate mein Standort wurde. Wir waren in denselben länglichen, rauhen Baracken untergebracht, in denen früher die zaristischen Truppen stationierten. Das Land, das wir durchfuhren, war zum Großteil öde. Gelbe, ausgedörrte Gegenden wechselten mit Salbeiwiesen. — Die unmittelbare Grenzlandschaft war abwechslungsreicher, mit viel saftigem Grün. Wir befanden uns hier im Vorgebirge der Bergkette, die den nördlichen Rand Persiens bildet.

Unsere militärische Schulung begann mit einem Dampfbad, der Desinfektion unserer Kleider, einem Haarschnitt, der unsere Schädel ebenso kahl rasierte wie unser Gesicht, und mit einer politischen Lektion. Zwischen Basmatschis und Rotarmisten gebe es nur die Alternative: töten oder getötet werden. Einzeln oder zu zweit mußten wir tags und nachts gefährliche Gegenden abpatrouillieren und benötigten Wachsamkeit, Reifertigkeit und gute Schießleistung. Selbst die Ehrgeizlosen unter uns übten sich in den folgenden Wochen mit bemerkenswerter Energie.

Schon bei Beginn meiner Dienstzeit trat ich in die Redaktion der Lagerzeitung, der "Rotfrontwache", ein. Wir Komsomolzen waren bei der Truppe in der Minderzahl und nahmen unsere Verantwortung sehr ernst. Im Militärwesen herrschte ein gutes Maß von Demokratie, verbunden mit strenger Disziplin. Wir zögerten nicht, in der Lagerzeitung Lebensbedingungen und Offiziere oft sogar mit Namen zu kritisieren.

Wir hatten einen Kommandanten namens Galuschka, dessen rohe Umgangsformen bei der Mannschaft keinen Erfolg einbrachten. Gerade weil ich mir die Freiheit wahren wollte, ihn in meiner Eigenschaft als Redaktor zu kritisieren, gehorchte ich ihm ohne zu murren. Damit wünschte ich klarzustellen, daß ich ihm wohl in seiner Eigenschaft als Offizier gehorche, auch wenn ich es andererseits als notwendig erachte, ihn in der Zeitung zu rügen.

## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Eine Zeitlang gab er sich den Anschein, die kleinen Berichte zu übersehen, in denen ich ihn wegen des Anbrüllens der Soldaten, seiner zotigen Sprache und Tyrannei angriff. Aber er kapitulierte bald.

"Genosse Kravchenko, ich habe mit dir zu sprechen", sagte er eines Tages. Während wir von den Baracken zu den Stallungen gingen, wünschte er zu wissen, warum zum Teufel ich ihn angreife. Ob sich das für einen Komsomolzen schicke, die Autorität eines Offiziers der Roten Armee zu untergraben?

"Genosse Galuschka," erklärte ich ihm mit der ganzen Wichtigkeit meiner zweiundzwanzig Jahre, "ganz im Gegenteil. Es ist meine Absicht, deine Autorität zu fördern und nicht sie zu verkleinern. Wenn du fortfährst, deine Mannschaft wie Dreck zu behandeln, so wird sie dich verachten und dir nur widerwillig gehorchen. Behandelst du sie aber wie Menschen und Genossen, so werden sie dir gern und willig gehorchen. Im Ernstfall kann dies über Erfolg oder Mißerfolg im Feld entscheiden."

Wir — der Offizier und der Gemeine — einigten uns. Er versprach, seine Umgangsformen zu ändern, und ich versprach ihm, in der "Rotfrontwache" von ihm abzulassen. Seltsam an dieser Geschichte ist nur, daß Galuschka nicht nur sein Wort hielt, sondern auch, zu seiner eigenen Überraschung, bald einer der beliebtesten Offiziere des Korps war. Wenn Galuschka den Befehl führte, so gehorchten seine Leute mit Freuden. Bei gefährlichen Unternehmungen waren wir durch seinen persönlichen Mut beeindruckt.

Als die Ausbildung beendet war, wurden wir auf nächtliche Streifzüge gegen Schmuggler und Basmatschi geschickt. Auf beiden Seiten der Grenze war es üblich, bezahlte Denunzianten zu bestechen. In persischen und afghanischen Kaffeehäusern sammelten diese Männer Nachrichten über eintreffende oder abgehende Waren und über Angriffspläne auf russische Dörfer. Durch Zwischenhändler erreichten diese Bruchstücke von Nachrichten das Kommando der Roten Armee.

Mehrmals gelang es den Expeditionen trotz langem Suchen nicht, die Fühlung mit dem Gegner herzustellen. Wenigstens einmal in meiner eigenen Dienstzeit kam es zu einem eigenartigen Gefecht, bei dem es auf beiden Seiten Opfer gab — eigenartig, weil in einer stockdunklen, regnerischen Nacht gegen einen unsichtbaren Feind gekämpft wurde.

Ein bärtiger Turkmene in einer turmhohen, schwarzen Pelzmütze führte in jener Nacht unsere Mannschaft in eine Gegend, wo nach seinen Informationen eine Schmugglerbande gefaßt werden sollte. Fast eine Stunde lang ritten wir langsam durch den kalten Regen und hielten hin und wieder an, um nach Geräuschen auszuhorchen. Schließlich wurde die Spur gefunden. Rote Raketen stiegen auf, um die Landschaft zu

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

beleuchten, und Tarasow, der Führer der GPU-Abteilung, die mit dieser Aufgabe betraut worden war, gab den Befehl, uns zu verteilen und anzugreifen.

Ich hatte eine Zeitlang blindlings auf Geräusche geschossen, als ich unversehens beinahe über einen Turkmenen stolperte, der so nahe bei mir stand, daß ich in der Dunkelheit das Funkeln seiner Augen sah. Er zielte mit seinem Gewehr auf mich, aber es gelang mir, als erster zu schießen. Er fiel, war aber offenbar nur verwundet, denn er wiederholte seinen Versuch, zu feuern. Ich sprang vom Pferd und entwand ihm das Gewehr.

"Steh auf!" befahl ich.

Vor mir stand ein alter Mann mit breitem Bart und hielt die Hände hoch. Blut floß ihm über die Wange. Er stammelte etwas in seiner Muttersprache und weinte; zweifellos flehte er um sein Leben. Ich entzog ihm seinen Dolch und übergab ihn einem Offizier.

Bevor die Sonne aufging, war das Treffen beendet. Viele Schmuggler konnten entkommen. Einige Gefangene und ein paar schwer beladene Kamele führten wir ins Lager ab. Noch vor Sonnenuntergang wurden die gefangenen Turkmenen auf Befehl des Kommandeurs durch ein Exekutionspeloton erschossen.

Bald darauf wurde ich mit Kostja und anderen auf einen wenige Kilometer entfernten Vorposten abkommandiert. Die dort stationierte Mannschaft war bei unserer Ankunft über die Ablösung übergücklich. Einer von ihnen war ein Landsmann aus Kiew. Er bedauerte einzig, daß er sein Pferd zurücklassen mußte, ein hübsches, feuriges Tier, das er aus Gründen, die mir nie ganz klar waren, Lord Curzon nannte.

"Wenn du ihn gut behandelst, wird Curzon wie ein Bruder zu dir sein", versicherte er mir. "Er ist klüger als die meisten Menschen."

Unser Posten befand sich unweit einer Paßhöhe zwischen Hügeln. In den folgenden Wochen hatte ich allen Grund, meinem Landsmann dafür dankbar zu sein, daß er mir Lord Curzon vererbt hatte. Das Pferd reagierte nicht nur auf die leiseste Berührung, sondern fast auf jeden meiner Gedanken. Es war eine Beruhigung, dieses Tier unter sich zu wissen, wenn man nachts fern von seinen Kameraden allein auf Wache stand. Jedes Geräusch, das Fallen eines Kieselsteines, ein Rascheln in den Bäumen oder das Geheul eines hungrigen Schakals setzten Curzon und seinen Reiter in Alarmbereitschaft.

Jeder Soldat, dem es gelang, einen Schmuggler zu fassen, wurde mit einem Drittel der Konterbande belohnt. Mir begegnete kein solcher Glücksfall, doch kehrte mancher Mann nach Beendigung seiner Dienstzeit von seinen Frontpatrouillen als reicher Mann in seine Heimat zurück.



Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Nie werde ich den mageren, dunkelhaarigen jüdischen Jüngling Zyama vergessen. Durch welches Kunststück bürokratischer Logik Zyama der Kavallerie zugeteilt und an die persische Grenze geschickt wurde, das konnte weder er, noch sonst jemand ausfindig machen. Er begann seine Laufbahn als Kavallerist nur mit einem einzigen Handicap: einer Todesangst vor Pferden. Einige Leute trieben ihre Scherze mit dem armen Kerl, die meisten aber hatten Mitleid mit ihm. Wir versuchten, ihm beizubringen, wie man ein Pferd besteigt und wie man die Zügel hält. Manchmal glaubten wir, er falle in Ohnmacht oder sterbe auf der Stelle vor lauter Entsetzen. Aber wunderbarerweise wurde Zyama, nachdem er einmal seine Angst überwunden hatte, in kurzer Zeit ein ausgezeichnete Reiter, mit einer Schwäche für halsbrecherische Kunststücke. Er folgte den Spuren der Schmuggler Nacht für Nacht, und einmal gelang es ihm, mit sicherem Instinkt einen schwer beladenen Schmuggler gefangen zu nehmen und sich dadurch ein hübsches Vermögen als Lohn zu verdienen.

Lord Curzon, dessen sicherer Gang mich viele Male gerettet hatte, war auch für das Ende meiner militärischen Laufbahn verantwortlich. Ich befand mich spät nachts mit einem anderen Soldaten in einer bewaldeten Gegend weit von unserem Posten auf Patrouille. In der Ferne hörten wir ein Geräusch! Ich rief dem Unsichtbaren den Befehl zu, anzuhalten, und wir stürmten beide vorwärts. Curzon strauchelte und warf mich Hals über Kopf ab.

Dies war vorläufig alles, was ich wußte. Mein Begleiter rief mich aus einiger Entfernung an, erhielt aber keine Antwort. Er fand mein Pferd, aber keine Spur von mir. Nach erfolglosem Suchen kehrte er ins Lager zurück. Wenige Stunden später fand mich eine Suchpatrouille in einer Wasserpfütze, schrecklich zerschunden und bewußtlos.

Viele Wochen lag ich in einem Militärspital bei Aschabad, von Schmerzen gefoltert. Obwohl ich glaubte, keinen ganzen Knochen mehr im Leibe zu haben, zeigte es sich, daß alle meine Verletzungen äußerlicher Natur waren. Die Freundlichkeit zweier älterer Krankenschwestern machte sie bei mir und allen andern Kranken beliebt. Es war kein Geheimnis, daß sie aus Petrograd geflüchtete Aristokraten waren. Die eine, Lydia Pawlowna, gestand mir, sie sei eine geborene Prinzessin.

Als ich wieder transportfähig war, wurde ich nach Kiew geschickt und blieb dort ungefähr einen Monat in einem Krankenhaus. Nach zwei weiteren Monaten in einem Kiewer Sanatorium wurde ich demobilisiert und kehrte zu meinem Beruf als Vorarbeiter in die Petrowski-Lenin-Fabrik nach Dnjepropetrowsk zurück. Dies alles ereignete sich im Sommer 1928, und ich zählte beinahe dreiundzwanzig Jahre.

## (5) Bruch mit der Vergangenheit

*1929: Beginn der Stalinzeit – Kravchenko ist weiterhin Mitherausgeber der Fabrikzeitung, Artikel von ihm auch in anderen Zeitungen in Charkow und Dnjepropetrowsk (ehemals Jekaterinowsk) – Er wird Parteimitglied – Erste Schauprozesse (Schachti-Skandal) – 1930 Arkadj Rosengoltz – Er lernt Sergo Ordschonikidse kennen – 1931: Immatrikulation am technologischen Institut Charkow.*

### I

Bei einem großen historischen Drama sind sich die kleinen Mitspieler selten der Größe des Geschehens bewußt. Sie sehen alles zu sehr vom Inneren her, um die großen Umrisse erkennen zu können. Zu Beginn des Jahres 1929 gehörte auch ich zu diesen Mitspielern und jungen Enthusiasten, die von den hochgespannten Gedanken und Plänen dieser Zeit begeistert waren. Es war eine Zeit, in der mein Land eine neue und in mancher Hinsicht durchgreifendere Revolution durchlebte, eine Zeit, da Stalin und seine engsten Mitarbeiter in heftigem Kampf mit ihren Gegnern im Politbüro und in der ganzen Partei standen. Sie versuchten mit allen Mitteln, die Überbleibsel der kapitalistischen Wirtschaft und Mentalität auszurotten, um Rußland zur Industrialisierung und zur Kollektivierung der Landwirtschaft zu führen.

Deshalb war dies ein Zeitabschnitt, in dem alles Unklare, Zögernde und Abweichende, das noch immer der Revolution anhing, abgeschüttelt werden mußte. Der politische Kurs der Partei — das heißt, die Pflichterfüllung gegenüber ganz bestimmten Forderungen — wurde wichtiger als alles persönliche Interesse. Die moderne Maschine, Symbol und Mittel der Industrialisierung, erlangte große Bedeutung in unserem Leben, die sich jeden Tag noch erhöhte. Die Maschine wurde zum eifersüchtigen Gott, der befriedigt sein wollte, zu einer beinahe mystischen Kraft im täglichen Leben unseres Volkes. Das Elend der "Humanitätsdusler" galt bloß noch als Überbleibsel einer seltsamen Vergangenheit.

Millionen von Menschen wurden freiwillig oder gewaltsam diesem Prozeß untergeordnet, aus ihrer gewohnten Existenz herausgerissen und neue Wege geführt. Sie waren zum größten Teil unterernährt, ungenügend bekleidet und bar aller tröstenden Illusionen. Ich kannte natürlich die privaten Auswirkungen dieses Vorganges, sowohl die guten wie die schlechten. Aber ich schaute sie mit den Augen eines dreiundzwanzigjährigen Jünglings, politisch bei den Komsomolzen und der Roten Armee geschult, der daran glaubte, daß eine bessere Zukunft für Rußland im Werden begriffen sei. Ich gehörte zu den wachsameren, mit einem sozialen Gewissen

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

ausgestatteten Arbeitern in unserem Betrieb und war von der schöpferischen Macht meiner täglichen Arbeit begeistert.

Es gab viele Mängel und schwere Leiden, aber auch flammende Hoffnung und erhebende Gefühle. Wir setzten große Hoffnung auf die Zukunft unseres Landes, und es war kein Zufall, daß ich gerade diesen Zeitpunkt wählte, um in die Partei einzutreten. Ich gehörte zu jener Minderheit, die vom Gedankengut befruchtet war, das hinter der großen Anstrengung verborgen lag. Wir waren arbeitsbesessen und manchmal fast wie im Delirium. Andere mochten die neue Revolution in stumpfer Mißbilligung erdulden, so wie sie früher die große Hungersnot über sich ergehen ließen. Sie mochten in ihr eine Art nationalen Unglücks sehen. Aber Menschen wie uns, besessen von der Idee und vom Glauben, bedeutete das Elend von Heute nur eine unumgängliche Anleihe für die ruhmreiche Zukunft von Morgen, die dem Land und seinem Volke erblühen würde. Industrialisierung um jeden Preis und Befreiung des Volkes von seiner Rückständigkeit war unser würdigstes Ziel.

Deshalb muß ich der Versuchung widerstehen, die Ereignisse jener Jahre im Lichte meiner heutigen Einstellung zu beurteilen. Mein Leben war voller Arbeit, Anstrengung und Entbehrung. Die Nörgeleien der "altmodischen Liberalen", die nur kritisierten, ohne selbst Hand anzulegen, waren mir ein bloßes Ärgernis.

Ich war völlig von meiner Arbeit als Vorarbeiter der Röhrenfabrik, von neuen Freundschaften mit Beamten und einflußreichen Kommunisten und von meinen dringenden Pflichten als Herausgeber der Fabrikzeitung in Anspruch genommen. Ich fand viel Freude an der Arbeit. Es kam mir nie in den Sinn, nach der angestrengten Tagesarbeit in der heißen, lärmigen Werkstatt oder im Laboratorium, abends für Zusammenkünfte, technische Kurse, soziale Pläne oder Schreibarbeiten zu müde zu sein. Müdigkeit war ein Vorrecht der Bourgeois.

Presse und Radio widerhallten von den Schlagworten dieser neuen Zeit: Holt die kapitalistischen Länder ein und überholt sie! Auf zur Industrialisierung unseres Landes! Vernichtung des Kulakentums als Klasse! Es war, als lebe man ununterbrochen in einer Dampfkesselfabrik: man aß, schlief und arbeitete inmitten eines ungeheuren Schlachtenlärms. Arbeiterversammlungen, lernen und nochmals lernen, scheltende Reden auf in- und ausländische Feinde überschwemmt unser Leben.

Die vom Himmel des Kremls in donnernden Worten kundgegebenen Entschlüsse zu kritisieren, war ebenso sinnlos wie das Rechten mit einem Erdbeben. Wir nahmen sie meist kritiklos an. Selbstverständlich wurden sie uns im Laufe unserer ununterbrochenen, politischen Erziehung erläutert und gerechtfertigt. Was man uns sagte, stimmte nicht notwendig mit dem überein, was in den Köpfen der Kremlführer vorging — doch das ist eine verspätete Erkenntnis.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Die Schatten der GPU, der politischen Staatspolizei, berührten mich nicht.

Nebenbei bemerkt, erschien es mir ganz natürlich, daß in einem so kritischen und gespannten Augenblick in der Geschichte des Landes jedermann sorgfältig geprüft und überwacht wurde. Nur alte Menschen mit langem Gedächtnis wie mein Vater, fühlten sich verletzt, aber ihre Zimperlichkeit war ebenso deplaciert wie Pazifismus auf einem Schlachtfeld.

Früh im Jahre 1929 kam einer der ältesten Bolschewiken, Christian Rakowski, in unsere Fabrik und sprach in einer Massenversammlung. Dies war beinah das letztemal, daß es einem Feinde Stalins erlaubt wurde, zum Volk zu sprechen. Ein paar Tage später erwähnte mein Vater diese Versammlung in einem Gespräch. Er war darüber verdrießlich gewesen — nun verstand ich plötzlich weshalb.

"Rakowski kritisierte die Parteiführung", sagte er. "Ich glaube nicht, daß ich mit ihm einverstanden bin oder daß es viele der Arbeiter waren. Aber wir erfuhren, daß ein Kampf um die Führung entbrannt war und daß Stalin gewann. Einige aus der Zuhörerschaft schienen mit Rakowski einverstanden zu sein, sie stellten Fragen und spendeten ihm Beifall. Dann reiste Rakowski ab. Schon am nächsten Morgen, mein Sohn, wurden die Arbeiter, die ihm freundlich gesinnt gewesen, von der GPU vorgeladen ..."

Ein paar Wochen später traf ich zufällig Kozlow, den Sekretär des Raikoms (des Regionalkomitees) der Partei. Er begrüßte mich herzlich. Ich war eben im Begriffe, formell um meinen Eintritt in die Partei nachzusuchen, wie er wußte, und er hielt mich für einen wertvollen Rekruten. Ich hatte mich in Fabrik- und Stadtangelegenheiten immer eifriger betätigt. Mein Name und mein Bild erschienen immer häufiger in den industriellen, gewerkschaftlichen und lokalen Zeitungen.

"Na, Genosse Kravchenko, du hast mir einen sonderbaren Vater", lachte Kozlow.

"Was ist denn geschehen?" fragte ich ein wenig beunruhigt.

"Nichts von Bedeutung. Ein paar unserer Leute aus dem Raikom gingen auf die mechanische Abteilung. Es wurden dort noch immer ein paar verderbliche Echos von Rakowskis Besuch laut, und wir wollten mit einigen Arbeitern sprechen. Um die Stimmung etwas zu klären. Nun, wir stellten hier und dort ein paar Fragen und kamen schließlich auch zu deinem alten Herrn. *Na, wie steht's?* fragte ich ihn aufs freundlichste. Was glaubst du, daß er mir antwortete? *Belästige mich nicht bei meiner Arbeit. Dies ist eine Fabrik und kein Klub. Wenn du wissen willst, was die Arbeiter denken, so frag deine GPU, die sollte es wissen.* – Was du für einen Vater hast, Victor Andrejewitsch! Senja Wolgin vom Komsomolzenkomitee war auch dabei, weißt du. Auch er versuchte, deinen Vater umzustimmen. *Sie sind ein alter und geachteter*

## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

*Proletarier, Bürger Kravchenko, sagte er. Sie kämpften schon gegen den Zaren. Wir alle wissen das. Deshalb möchten wir auch Ihre Meinung hören. Da verlor dein Vater seine Geduld. Hör mal zu, mein Jüngling, sagte er, politisch gesehen, bist du noch grün hinter den Ohren. Es gibt nichts Wesentliches, das ich mit dir diskutieren könnte."*

Dann wischte Kozlow großmütig die ganze Geschichte beiseite — als bloße Grillen eines verbitterten, alternden Mannes, der die tapfere neue Welt nicht mehr versteht — und sagte: "Nun, wann reichst du dein Gesuch um die Mitgliedschaft ein?"

"Ich denke, bald", antwortete ich.

"Gut! Ich werde bei der Versammlung anwesend sein und dich unterstützen. Wir brauchen dich, Kravchenko. Es liegt noch viel schwere Arbeit vor uns. Auf die ältere Generation können wir nicht zählen, nicht einmal auf die besten unter ihnen."

Von Zeit zu Zeit hatten mich führende Kommunisten auf diese Weise gedrängt, in die Partei einzutreten. Ich arbeite ja ohnehin mit ihnen zusammen, machten sie geltend. Ich unterstütze ja ihren großen Kampf für ein neues Leben, weshalb sollte ich da organisatorisch außerhalb ihrer Reihen stehen? Ich war mit ihnen einverstanden. In meinem Herzen und in meinen Hoffnungen stand ich bereits auf ihrer Seite. Ehrlich, ohne Groll und ohne Zweifel würde ich in die Partei eintreten, und damit jener unsentimentalen Armee von Baumeistern an einer neuen industrialisierten Welt und schließlich einer neuen sozialistischen Welt angehören!

## II

Innerhalb der Grenzen der Parteidoktrin genossen wir in der Fabrikzeitung eine beträchtliche Redefreiheit. Nur zwei vom Herausgeberstab, ein gewisser Bleskow und ich, waren noch nicht Parteimitglieder. Die Zeitung wurde zuerst wöchentlich, später täglich herausgegeben. Sie hatte eine Auflage von rund 35.000 Exemplaren. Sie wurde praktisch von jedermann gelesen, der im Petrowski-Lenin-Betrieb arbeitete. Noch bedeutsamer war, daß sie von Wirtschafts- und Parteibeamten in unserer ganzen Provinz und sogar in Moskau gelesen wurde.

Es stimmt, daß der Inhalt der Zeitung durch eine Zensur ging. Nichts, das auch nur den Schatten eines Zweifels auf die Industrialisierung oder die Parteipolitik warf, konnte je in Druck gehen. Aber niemand dachte auch nur im entferntesten daran, so etwas zu schreiben, wenn er gesund im Kopfe war. Angriffe gegen die Fabrikverwaltung, Gewerkschaftsfunktionäre und Parteibeamte, Ausführungen über spezifische Fehler in der Produktion oder Verwaltung waren aber gestattet, und dies schuf die Illusion, die Zeitung sei das Sprachrohr der öffentlichen Meinung.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Samokritika, Selbstkritik lautete eines der wichtigsten Schlagworte jener Zeit. Jedermann wurde dazu angehalten, über Mängel, Irrtümer und Verbesserungsmethoden in der Tagespresse, in Fabrik- und Wirtschaftszeitungen und in jenen Zetteln der Anschlagbretter, die man "Tapeten" nannte, "alles zu sagen." Selbstkritik war eine List, um die Qualität der Arbeit zu erhöhen, manchmal aber war sie auch eine Geißel, welche die großen Bürokraten über die Köpfe der kleineren Bürokraten sausen ließen.

Die Fabriken wurden damals noch immer von einem "Dreigespann"<sup>7</sup> verwaltet, das sich aus Vertretern der Verwaltung, der Partei und der Gewerkschaft zusammensetzte. Unter dieser Beamtenschar, die sich gegenseitig in ihrer Arbeit überwachte, wurde die Selbstkritik manchmal zu einer Methode, um sich unter der Hand eine Stellung oder Einfluß zu verschaffen.

Ich stürzte mich auf die Aufgabe der Selbstkritik mit einem Schlachteneifer, der einige der Führer unserer Fabrik beunruhigte. Ich geißelte alle Schwächen ehrlich und nach Kräften, gleichgültig, wen ich dabei verletzte. Erst später begann ich zu verstehen, weshalb einige bedeutende Persönlichkeiten des Betriebes sich plötzlich mit mir zu befreunden wünschten. Zweifellos erachteten sie es als eine gute Versicherung, diesen jungen Mann auf ihrer Seite zu wissen, der über eine scharfe Feder verfügte, mit der er allzu selbstzufriedene Hinterteile zu bedrohen pflegte.

Meine Artikel erschienen nicht nur in der Fabrikzeitung, sondern auch in Zeitungen in Charkow und Dnjepropetrowsk, für die ich als Korrespondent dieses großen Industriebetriebes schrieb. Die städtischen Organe der Partei äußerten sich über meine Arbeit und stellten mich als Musterbeispiel "aktivistischer Jugend" hin.

Über was ich schrieb? Über gewissenlose Verschwendung und Vernichtung von Waren. Über Mechaniker, die nicht genügend Ehrfurcht vor ihrem Werkzeug und ihren Maschinen besaßen. Über die hohen Kosten der Einheitsproduktion unseres Betriebes, verglichen mit ähnlichen Betrieben in Schweden oder Amerika. Über die unverantwortliche Haltung von Genosse Soundso gegenüber den Arbeitern. Über die schlechte Qualität der jetzigen Produktion. Wie ein bestimmter Arbeitsprozeß rationeller gestaltet werden könnte, um Tausende von Arbeitsstunden einzusparen.

Aufrüttelnder für die Gleichförmigkeit des Fabriklebens waren meine Ausfälle gegen die unerträglichen Wohnbedingungen jener Arbeiter, die in den Baracken leben mußten. Ich wies darauf hin, die Löhne seien zwar offensichtlich gestiegen, vermöchten aber trotzdem nicht Schritt zu halten mit den Preisen der Waren im Fabrikrestaurant und den Fabrikläden. Und wann würden wohl endlich diese neuen Wohnungen fertiggestellt, von denen man die ganze Zeit sprach? Weshalb wohnten gewisse Beamte

---

<sup>7</sup> Troika (тройка): generelle Organisationsform von Führungsfunktionen in der sowjetisch bestimmten Bürokratie; berüchtigt waren die so genannten Sondergerichte des NKWD. (Taktischer Grund war möglicherweise, daß zwei Personen sich leichter "verbünden" können als drei.) Der Begriff war später auch in der westlichen Politik umgangssprachlich üblich.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

unter ausgezeichneten Lebensbedingungen, während viele Arbeiter in unbeschreiblichem Elend leben mußten?

Durch diese journalistischen Ausfälle zog ich mir viele mächtige Feinde zu. In einigen Fällen verfolgte mich ihr Haß jahrelang. Aber ich schloß auch enge Freundschaften. Ich fand besonders starke Unterstützung bei meinen wiederholten Klagen über die im Verhältnis zur Produktion allzu zahlreichen Beamten in der Fabrik. In einigen technischen Zeitschriften hatte ich Statistiken zusammengestellt, um zu beweisen, daß schwedische metallurgische Betriebe nur einen Verwaltungsbeamten besaßen, während wir deren zwei oder drei hatten. Ich schrieb darin, daß diese sich gegenseitig hinderten, dadurch die Arbeit verlangsamten und die Produktionskosten erhöhten.

Die Selbstkritik war die letzte Möglichkeit der unteren Schichten, in der Sowjetunion mitzusprechen. Sie war eine Art öffentlicher Meinung und hatte den Erfolg, lokale Übergriffe des Beamtentums im Zaume zu halten, auch wenn sie keinen Einfluß auf die selbstherrliche Politik und die Entschlüsse des Machtzentrums in Moskau ausübte.

Aus Gründen, die ich mir selbst kaum erklären konnte — Gründe, die ihre Wurzeln tief in meinem Unterbewußtsein hatten, wo die Erinnerungen an die Kindheitsideale ihr eigenes Leben fristeten —, war ich verlegen, als ich meinem Vater mitteilte, daß ich in die Partei eintreten wolle.

"Ich wußte, daß du früher oder später beitreten würdest", sagte er. "Ich habe dir zugeschaut, wie du mehr und mehr ins politische Leben eingedrungen bist. Du schreibst und studierst Politik. Aber ich kann nicht behaupten, daß mich das übergücklich macht. Du weißt selbst, wieviel Ungerechtigkeit besteht — wie der Graben zwischen den Führern und den Massen immer breiter wird ... Ich möchte gerne wissen, wie du die ganze Sache ansiehst und was dir durch den Kopf geht."

"Ich freue mich, daß du mich fragst, Papa. Ich will offen sprechen. Ich bin dir dankbar und schulde dir viel. Ich respektiere deine Aufrichtigkeit und ehre deine revolutionäre Vergangenheit. Aber bitte, versuch mich zu verstehen. Ich bin nun bald vierundzwanzig. Ich bin erwachsen und arbeite mit modernen Menschen zusammen, die den neuen Ideen und großen Plänen ergeben sind, in einer neuen Umgebung für die Zukunft des Landes. Ich entschloß mich nicht plötzlich für die Partei. Mein Glaube an die Partei hat sich langsam, Stein auf Stein, aufgebaut. Mit der Zeit fühlte ich mich zur Partei gehörig. Ich weiß, daß es viele Schwächen im praktischen, täglichen Leben gibt, viele Karrierensucht, schweinische Haltung und viel Elend. Ich sehe diese Dinge auch nicht lieber als du. Aber ich betrachte sie als bloße Übergangserscheinungen. Die Aufgabe, ein primitives Land in einen modernen, industrialisierten, sozialistischen Staat zu verwandeln, ist gigantisch. Sie kann nicht ohne Fehler und sogar Ungerechtigkeiten gelöst werden. Aber ich will nicht beiseite stehen und kritisieren. Ich will innerhalb der

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Partei ehrlich arbeiten, gegen das Schlechte kämpfen und das Gute fördern. Ich habe mir meinen Schritt lange überlegt. Ob sich die Partei auf dem rechten Weg befindet, das kann nur die Erfahrung und die Zeit lehren. Aber ich glaube an ihre Ziele und bin bereit, alles dafür herzugeben, um sie zu verwirklichen. Schließlich bist du ja nicht gegen die Industrialisierung. Du bist nicht gegen das Ersetzen abgewirtschafteter Pferde durch Traktoren. Du bist nicht dagegen, daß man die Bauern freiwillig an der Kollektivwirtschaft teilnehmen läßt."

Er blickte mich ernst, aber nicht zornig an.

"Selbstredend bin ich nicht gegen diese Dinge, Vitja. Und ich weiß, wie du fühlst. Tatsächlich erkenne ich mich selbst in dir wieder. Genau so dachte auch ich in meiner Jugend. Ich folgte meinem Gewissen und schonte weder mich selbst, noch Frau und Kinder. Besser einen Glauben, als gar keinen. Erinnerst du dich an die Worte Luks in Gorkis BEKENNTNISSEN: *Wenn du glaubst, dann gibt es einen Gott, wenn du nichts glaubst, so gibt es keinen?* Du hast einen Glauben gefunden. Ich wünsche dir aus tiefstem Herzensgrunde Glück und Erfolg. Doch bleibe dem Volke verbunden, Vitja. Beurteile deine Nützlichkeit nicht nach den Anstellungen, die du erhältst, sondern darnach, wie das Volk lebt, ob es ihm besser geht, ob es glücklicher und freier ist. Wenn du ihm wirklich nahestehst, es verstehst und ihm hilfst, so werde ich es dir immer danken. Lebe nicht nach Schlagworten — beurteile die Politiker nach ihren Taten, nicht nach ihren schönen Worten. Im Kreml sind sie große Meister in der Theorie. Wir wollen abwarten, wie sich das in der Praxis auswirkt. Mögest du nie deinen Glauben verlieren."

Er machte eine Pause und fuhr dann fort. "Wer weiß", räumte er ein, "vielleicht werdet ihr, unsere Kinder, darin Erfolg haben, den Massen wirkliche Freiheit und ein besseres Leben zu verschaffen."

"Ich bin überzeugt, daß uns dies gelingt, Papa."

Diese Unterhaltung blieb mir in den folgenden Jahren immer im Gedächtnis, als ich in der Partei und für die Partei arbeitete. Es war mir immer, als blicke mein Vater auf Taten und Tatsachen hinter den Schlagworten und beurteile nur sie.

Im Sommer des Jahres 1929 wurde ich in die Partei aufgenommen. Dies schien mir das größte Ereignis meines Lebens zu sein. Ich gehörte nun zur Elite des neuen Rußlands. Ich war nicht mehr ein Individuum mit freier Wahl der Freunde, Interessen und Anschauungen. Ich war auf ewig einer Idee und einer Sache verschrieben. Ich war Soldat in einer gut geschulten Armee, in der Gehorsam als erste und beinahe einzige Tugend galt. Falsche Leute zu treffen, falschen Worten zuzuhören, war von nun an unverzeihlich.



## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Eines Tages, als ich bereits der Partei beigetreten war, wurden der Geschäftsführer meiner Werkstatt und ich zur Direktion der Fabrik befohlen.

Der Direktor sagte uns, die Qualität unseres Materials, das wir an den Druschkowskibetrieb im Dongebiet lieferten, habe sich verschlechtert. Wir sollten unverzüglich hingehen und genau überprüfen, weshalb unser Material für die dortigen Zwecke ungeeignet sei und ihm dann Rapport erstatten.

Nach einem Aufenthalt von einer Woche kehrte ich mit einem ausführlichen Bericht zurück. Ich glaubte, unsere Schwierigkeiten herausgestrichen, sowie einige Vorschläge zur Behebung gemacht zu haben. Der Direktor war erfreut. Er wollte den Antrag stellen, daß man mich für meine guten Dienste belohne. Ob ich damit zufrieden sei?

"Ich brauche kein Geld", sagte ich. "Aber ich brauche eine Wohnung. Einer meiner Brüder und mein Vater arbeiten, wie Sie wissen, auch in diesem Betrieb. Aber seit einigen Jahren vermissen wir ein wirkliches Familienleben wegen der Wohnungsnot. Augenblicklich leben wir nicht einmal zusammen, und meine Mutter muß auf dem Lande wohnen."

"Ich will sehen, was sich tun läßt", versprach der Direktor. Ein paar Tage später wohnten die Kravchenkos beisammen in einer komfortablen und völlig modernen Wohnung, die zur Fabrik gehörte. Endlich konnte meine Mutter unser Haus in der früheren Sturmglöckerkommune verlassen.

Der sogenannte Schacht-Skandal füllte im Jahre 1928 die einheimische und sogar die ausländische Presse. Eine Gruppe führender Ingenieure der Kohlenindustrie wurde in Moskau in Anwesenheit ausländischer und russischer Korrespondenten vor Gericht gestellt. Durch die Wochenschauen in den Kinos und durch den Rundspruch erfuhr das ganze Land von diesen Vorgängen.

"Hier haben wir die Gründe," sagte der Kreml zur Bevölkerung, "weshalb es so viele Fehlleistungen gibt. Agenten des Kapitalismus und Anhänger des alten Regimes treiben Sabotage und untergraben die Produktion."

Dies war der erste vieler melodramatischer Schau-Prozesse, wie sie später an der Tagesordnung waren und in denen die Angeklagten ruhig ihre Verbrechen gegen den Staat bekannten. Im Schacht-Prozeß leugneten einige der Angeklagten noch diese Anschuldigungen und kämpften um ihr Leben. Solche Überspanntheiten wurden in zukünftigen Gerichtsverfahren vermieden.

Zwei Jahre später fand ein zweiter, noch größerer und noch melodramatischerer Schauprozeß gegen Ingenieure statt. Es war eine Demonstrationsverurteilung der angeblichen Führer einer angeblichen Industriepartei, die die Sowjets stürzen, den

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Kapitalismus wieder einführen und die Macht an sich reißen wollte. Obschon alles voller Ungereimtheiten war, glaubte ich alles, wie auch die große Mehrheit der Bevölkerung. Zu jener Zeit schenkten die Parteileute der neuen Generation unkritisch der Behauptung Glauben, viele Ingenieure und Techniker, die noch vor der Revolution erzogen worden waren, seien selbstredend Partisanen der alten Staatsordnung und möglicherweise, wenn nicht gar tatsächlich, Gegner der Industrialisierungsbemühungen.

Um die Ingenieure, die man aus der Vergangenheit mit herübergenommen hatte, zu ersetzen, war es offenbar notwendig, neue Ingenieure heranzuziehen und auszubilden, die sich nicht an eine Vergangenheit erinnerten, sondern den sowjetischen Gedanken und den Plänen der Partei völlig ergeben waren. Sie mußten vor allem aus jüngeren Arbeitern und Angestellten rekrutiert werden oder aus den verantwortungsbewußten Arbeiterkreisen, die der Partei angehörten oder doch wenigstens eng mit ihrem Gedankengut verbunden waren. Deshalb wurde oben der Entschluß gefaßt, "Tausende" aus Partei und Gewerkschaften heranzubilden und sie in alten und neuen Universitäten und technischen Ausbildungsschulen studieren zu lassen. Dieser Plan hatte im allmächtigen Politbüro selbst seinen Ursprung.

Im Jahre 1930 kam eine Anzahl Vertreter der Zentral-Kontrollkommission der Partei in unseren Betrieb, um die Tätigkeit und das Personal zu überprüfen. Ich wurde auf die Direktion gerufen. Hinter dem großen Mahagonischreibtisch und seinem Telephonwald saß nun im Stuhle des Direktors ein Fremder, in dem ich nach Bildern Arkadj Rosengoltz<sup>8</sup> erkannte, einen der bedeutendsten Moskauer Führer und ein prominentes Mitglied des Zentralkomitees.

"Freut mich sehr, Genosse Kravchenko", lächelte er und schüttelte mir die Hand. "Ich ließ dich rufen, weil mir über deine Arbeit berichtet worden ist. Du interessierst dich für Rationalisierung der Produktion. Das freut mich. Du sagst in der Presse offen deine Meinung. Das ist ebenfalls gut. Benötigst du irgendetwas?"

"Nein, danke, Genosse Rosengoltz."

"Nun, dann erzähl mir etwas von dir."

Ich gab ihm einen kurzgefaßten Überblick über mein Leben. Meine Kindheit in einer Revolutionärsfamilie. Die Arbeit in der Kommune. Meine Dienstzeit in der Roten Armee. Die Zeit in den Kohlengruben und meine Tätigkeit bei den Komsomolzen. Meine Anstellung in diesem Betrieb und meinen Eintritt in die Partei. Wieviele Male sollte ich später noch diese Geschichte wiederholen! Dieses Abspulen der eignen

---

<sup>8</sup> Arkadi Pawlowitsch Rosenholz (russisch Аркадий Павлович Розенгольц; 1889-1938) – Schreibweise mit "h" scheint üblicher zu sein. Er wurde während des "Säuberungs"-Terrors erschossen, ebenso seine Frau.

Biographie ist in der Sowjetgesellschaft beinahe ein Ritual, das beim geringsten Anlaß wörtlich wiederholt werden muß; mündlich und auf Fragebogen.

Rosengoltz hörte zu und prüfte mich sorgfältig. Dann gelangte er offenbar zu einem Entschluß.

"Du bist noch ein junger Mann, kaum fünfundzwanzig", sagte er. "Die Partei braucht Ingenieure für die Industrie. Möchtest du gerne studieren? Wir werden dich für ein paar Jahre auf eine technische Ausbildungsschule schicken. Du wirst dies der Partei zurückzahlen, indem du ihr deine besten Kräfte zur Verfügung stellst. Die Partei braucht eine eigene technische Intelligenz, um die Aufgabe der Industrialisierung im richtigen Einklang mit der Politik durchzuführen."

"Danke, ich schätze mich glücklich, alles für mein Land zu tun, was in meinen Kräften steht."

Am folgenden Tag kam Sergo Ordschonikidse<sup>9</sup> persönlich in den Betrieb. Völlig unerwartet trat er in unsere Abteilung, gefolgt von einem Stab von Betriebs- und Regionalbeamten. Einzig die Gegenwart von Stalin persönlich hätte mich mehr aufregen können. Ordschonikidse war Vertrauter Stalins, Kommissar für Arbeiter-Bauern-Inspektion und Chef der Zentral-Kontroll-Kommission der Partei. Das erste, was ich dachte, war: "Genau wie die Photographie in unserem Artel im Donezbecken."

Er trug dieselbe große, graue Karakulmütze, denselben blauen Kittel mit grauem Kragen. Seine bauschigen Hosen waren in weiche kniehohe Stiefel gesteckt. Seine Adlernase war noch großartiger geschwungen als auf dem Bild, und der Schnurrbart flutete noch ausgedehnter unter dieser Klippe hervor. Mir war, als hätte ich ihn mein ganzes Leben lang gekannt. Etwas von seiner Gemütlichkeit und seinem Lächeln verringerte die Distanz zwischen diesem von Kremlolymp herabgestiegenen Gott und den armseligen Erdenwürmern.

Der Direktor stellte mich vor.

"Ja, ich habe bereits von dir gehört", brummte Ordschonikidse und streckte mir seine Hand hin. "Wie steht's mit der Arbeit hier?"

"Gut," sagte ich und fügte dann hinzu, "obschon es noch besser gehen könnte. "

---

<sup>9</sup> Grigori Konstantinowitsch 'Sergo' Ordschonikidse (1886-1937) war Arzt und ein enger Mitarbeiter Stalins. Ab Dezember 1917 war er Kommissar für die Ukrainische Volksrepublik. Er brachte Georgien und Armenien unter sowjetische Kontrolle und trieb die Industrialisierung der Sowjetunion voran. Für seinen Tod wurde zunächst ein Herzanfall, dann Suizid verbreitet. Nach Angaben verschiedener Personen seines Umfelds wurde er auf Anweisung Stalins ermordet oder aber in den Suizid getrieben. Später wurden mehrere nahe Verwandte Ordschonikidses auf Betreiben Stalins ermordet. Die russische Wikipedia ist informativer als die deutsche: <https://ru.wikipedia.org/wiki/%D0%9E%D1%80%D0%B4%D0%B6%D0%BE%D0%BD%D0%B8%D0%BA%D0%B8%D0%B4%D0%B7%D0%B5.%D0%A1%D0%B5%D1%80%D0%B3%D0%BE>

## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Interessant! Und was können wir tun, um es besser zu machen?"

"Das ist schwer zu sagen, in wenigen 'Worten", erwiderte ich.

"Zier dich nicht, sprich offen", lachte Ordschonikidse.

"Nun, Genosse Kommissar, es verhält sich folgendermaßen", sagte ich. "Der Verwaltungsapparat ist zu groß, es gibt zuviel Leute, die sich gegenseitig hindern. Ich habe die vorrevolutionären Verhältnisse dieses Betriebes geprüft und gefunden, daß der Verwaltungsapparat seither um fast 35 Prozent gestiegen ist. Dies scheint mir falsch zu sein. Die Leute sind sich gegenseitig im Weg. Jedermann soll für das Resultat verantwortlich sein, was praktisch heißt, daß überhaupt niemand verantwortlich ist. Wir arbeiten schlecht und geben zuviel aus. Woher kommt es, daß Kapitalisten mit diesem Betrieb Geschäfte erzielten und wir nur Verluste machen? Schließlich arbeiten die Arbeiter ebensogut wie früher, deshalb muß der Fehler bei uns liegen."

Selbst im hitzigen Eifer meines Ausbruchs bemerkte ich, daß es den Fabrikbeamten immer ungemütlicher wurde. Der Direktor hustete. Die Partei- und Gewerkschaftsvertreter machten nervöse Bewegungen. Die Arbeit in unserer Abteilung hörte auf, und irgendwo aus dem Hintergrund rief eine Stimme: "Ganz recht, Victor Andrejewitsch, ganz recht!"

"Ja," fuhr ich fort, von meinen eignen Worten hingerissen, "oft gibt es viel Worte um nichts. Die Disziplin ist schlecht, weil allzu viele darauf herumreiten. Was wir brauchen, Genosse Ordschonikidse, ist eine einzige Leitung und eine einzige verantwortliche Stelle, der nicht von überall her dreingeredet werden kann."

"Interessant!" sagte er nochmals. "Und alles in allem hast du ganz recht. Auch der Voschd (Führer) denkt in dieser Richtung. Du mußt studieren, Genosse Kravchenko."

Er schüttelte mir die Hand und ging weg, gefolgt von seinem erschreckten Stab. Aber nach ein paar Schritten kehrte er wieder um und sagte zu mir: "Wenn du dich jemals in Schwierigkeiten befindest und dringend etwas brauchst, so schreibe mir! Ich werde helfen!"

Später, in schweren Jahren, nahm ich diese Einladung an. Ich hatte das Gefühl, Ordschonikidse habe mich "adoptiert". Ich besaß einen Schutzherrn unter den Allmächtigen. Bis zu seinem Tod im Jahre 1937 hatte ich das Gefühl eines sicheren Schutzes. In meiner schlimmsten Zeit verlieh mir das Bewußtsein, daß ich mich an Stalins georgischen Mitbürger mit der Hakennase um Hilfe wenden konnte, eine Kühnheit, die andere nicht aufbringen konnten.

## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Die "Lektion", die ich einem Freund Stalins erteilt hatte, war wochenlang das Tagesgespräch der Fabrik. Arbeiter klopfen mir auf die Schulter, erfreut über meine Aufrichtigkeit.

Am nächsten Tage aber wurde ich ins Parteikomiteebüro gerufen. Der Parteisekretär, Konstantin Okorokow, und der Direktor, Genosse Iwantschenko, empfingen mich.

"Was ist denn dir eingefallen, Kravchenko", rief der Sekretär als ich eintrat. "Bist du verrückt geworden? Weißt du, daß uns Sergo einen Riesenskandal machte und uns beinahe die Tintenfüßer an den Kopf schmiß? Er war so sanft und glücklich, bevor du ihn in Wut versetzt hast. Nachher schimpfte er uns faule und untüchtige Bastarden."

Ich stand zu meiner Sache. Ich hätte nur die Wahrheit gesagt, machte ich geltend. Hatte nicht Lenin persönlich erklärt, daß der industrielle Fortschritt eine einheitliche und verantwortliche Führung verlangt? Mit Lenin und Ordschonikidse auf meiner Seite war selbst der Parteisekretär in seiner Wut machtlos. Iwantschenko, der im Grunde genommen mit mir einverstanden und durch die Neugier und Einmischung der Partei- und Gewerkschaftsbeamten verärgert war, konnte ein Lächeln der Genugtuung nicht verkneifen.

Überdies beendigte ich nur noch meine Arbeit in der Werkstatt, um nachher einmal mehr wieder Student zu werden. Ich vermutete, daß einige Leute der Betriebsverwaltung meinen Abgang mit Freuden sahen.

Meine Eltern und Brüder waren über die Wendung der Ereignisse erfreut. Besonders die Mutter hatte sich nie damit versöhnt, daß ich nur ein Vorarbeiter wie mein Vater war. Sie machte sich heimlich Sorgen, daß die Revolution meine Ausbildung unterbrochen hatte. Nun sollte ich mich, wenn auch verspätet, auf eine Laufbahn als Ingenieur vorbereiten, und sie war darüber entzückt. Selbst mein Vater schien völlig glücklich. Er hörte billigend meiner Beschreibung Genosse Ordschonikidses zu.

"Mein Sohn wird Ingenieur", hörte ich ihn eines Abends zu Freunden sagen, als sie um den Familiensamowar saßen. Stolz lag in seiner Stimme.

Mehrere Monate arbeitete ich auf die Aufnahmeprüfung hin. Besondere Vorbereitungskurse wurden jenen glücklichen jungen Männern gegeben, die zu den "Tausenden" von Auserwählten gehörten und die neue Sowjetintelligenz darstellten. Dann immatrikulierte ich mich, zu Beginn des Jahres 1931, am technologischen Institut Charkow.

(6) Student in Charkow

*Studium am Flugzeugbauinstitut – Kravchenko findet (kommunistische) Freunde unter den Kommilitonen – Pascha – Gerüchte und Beobachtungen zu den Greueln im Zusammenhang mit der Zwangskollektivierung – Unterricht plötzlich nur in ukrainisch – Claudia Samarin, ihre Lebensgeschichte – Julia Michailowna – Versetzung ans metallurgische Institut Dnjepropetrowsk*

I

Da war ich nun im Alter von fünfundzwanzig Jahren wieder Student unter Aufsicht des Staates. Ein monatliches Stipendium, das mir aus dem Budget des Petrowski-Lenin-Betriebes ausbezahlt wurde, reichte für meinen Lebensunterhalt und gab auch einen gewissen Spielraum für Kleider und Vergnügungen. Aber golod und cholod, Hunger und Kälte, die Zwillingbrüder, mit denen ich in der Zeit des Bürgerkrieges so gut bekannt geworden war, waren wiederum meine Begleiter. Sie waren zwar nicht mehr so roh und aufsässig wie in der Vergangenheit und gewährten mir dann und wann eine kleine Ruhepause, aber sie nagten und quengelten mich doch beständig, wie ein chronisches Zahnweh.

Das technologische Institut Charkow war im massiven alten Stil erbaut und lag am Rande der schönen Anlagen der Kaplunowskistraße. In früheren Zeiten herrschte hier der typische Universitätsbetrieb. Ich kann mir leicht die jungen Männer aus begüterten Familien in ihren strammsitzenden Uniformen vorstellen, wie sie die Arbeit mit den Freuden des Studentenlebens verbanden und wie der frohe Geist der Jugend die graue Atmosphäre des Studiums belebte. Nun aber war es hier lärmig, überfüllt und lebhaft wie in einer großen Eisengießerei im Hochbetrieb. Wie in einem Bergwerk widerhallte alles von der Dringlichkeit und den lärmenden Schlagworten des Fünfjahresplans.

Wahrscheinlich wurde weder früher noch in späteren Jahren eine so bunt-gemischte Schar Männer und Frauen, Knaben und Mädchen in einer einzigen Ausbildungsschule zusammengepfercht. Die meisten Studenten waren über dreiundzwanzig Jahre alt; eine hübsche Anzahl stand sogar in den Dreißigern. Männer mit Erfahrung und Kultur saßen zusammen mit jungen Arbeitern, denen das Studium als Wunder und auch als Marter erschien, in den gleichen Kursen. Wir waren zu dieser Massenfabrikation einer brandneuen technischen Intelligenz aus Fabriken, Hochöfen, Gruben und Büros, aus der Staatswirtschaft und Armeelagern, mobilisiert worden. Neben ortsansässigen Studenten, die bei ihren Angehörigen wohnten, gab es ernste, feierliche Zentralasiaten, die noch nie zuvor eine westliche Stadt gesehen hatten. Es gab Kriegsveteranen, frühere Partisanen

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

aus Sibirien und Guerillakämpfer neben kommunistischen Funktionären, die mit den Wegen der neuen Politik vertraut waren.

Ebenso einmalig war der Ernst der Studentenschaft, mit dem sie ihr neues Leben in Angriff nahm. Wir machten uns an die Arbeit wie Männer, die sich einen Pfad durch ein gefährliches Dschungel bahnen müssen, wie Männer, die eine feindliche Armee bekämpfen. Dieser Vorgang hatte mit der gelehrten Ruhe gewöhnlicher Schulen zu normalen Zeiten nichts gemeinsam.

Mit tausend anderen Studenten aus den verschiedenen Charkower Instituten wohnte ich im riesigen Bienenschlag auf der Puschkinstraße, den man "Gigant" nannte. Hier wurden vier oder fünf, wenn nicht mehr, in einem Zimmer verfrachtet; im Winter erstarrten wir vor Kälte, und im Sommer wurden wir von der Hitze geröstet . . .

In jenem Winter 1930/31 war der "Gigant" oft so kalt, daß das Wasser in unserem Waschbecken gefror. Wir sammelten Holzstücke, Zaunlatten, zerbrochene Möbelstücke und alte Zeitungen als Nahrung für unseren kleinen Eisenofen mit seinem verrückt gegliederten Kamin, das durch ein Fenster ins Freie führte. So lebten, studierten, diskutierten und träumten wir von der industrialisierten Zukunft unseres Landes, während wir beständig gegen Frost und Hunger kämpften.

Die Frauen bewohnten ihren eigenen Flügel, obschon wir in den Gemeinschaftsräumen und Eßsälen uns frei mischten und keine Hemmungen hatten, gemeinsam in unseren Zimmern zu studieren. Von Puritanismus war im "Giganten" keine Spur. Und doch blieb im allgemeinen der moralische Standard bemerkenswert hoch. Die Studenten lebten zu verbissen, die Not des Alltags war zu groß und ihre gegenseitige Achtung zu echt, um leichtsinnige Liebesgeschichten zu erlauben.

Ich teilte das Zimmer mit vier anderen — Alexej Karnauchow, Georg Vigura, Wanja Awdaschtschenko und Pawel Pacholkin —, und wir gehörten alle zu jenen mobilisierten "Tausenden" und waren alle Parteimitglieder.

Alexej war tatsächlich wegen seiner Mitgliedschaft im Zentralkomitee der Komsomolzenorganisation ein Mann von Bedeutung. Gut gewachsen, mit strohblondem Haar und ernsten braunen Augen, war er innerlich und äußerlich eine angenehme Erscheinung. Er war ehrlich, offen und mit kritischem Verstand begabt: bei den kommunistischen Beamten eine Seltenheit. Er bildete sich nichts auf seine Stellung ein und diskutierte ohne Zurückhaltung alle öffentlichen Fragen.

Alexej und ich wurden augenblicklich gute Freunde. Wir liebten unsere Partei. Wir glaubten an sie. Und gerade deshalb zögerten wir nicht, offen über diese Fragen zu sprechen. Weshalb bestand eine so schreckliche Kluft zwischen den Schlagworten und Erfolgen, zwischen offiziellen Forderungen und wirklichen Tatsachen? Diese Frage

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

wurde nicht zornig, sondern mit großer Rücksicht auf die Partei, besprochen. Es war für uns eine Erleichterung, gemeinsam den um sich greifenden Terror zu erklären, edle Gründe für offenbar unedles Betragen ausfindig zu machen und ganz allgemein in einer elenden Zeit unseren gemeinsamen Glauben zu stärken.

Georg Vigura war Kommunist einer ganz anderen Art. Ihm erschien schon der bloße Gedanke blasphemisch, die Parteiparolen und Entschlüsse zu diskutieren. Was gab es denn zu diskutieren? War nicht alles vollkommen klar? Georg kannte keine eigenen Ansichten — nur Zitate von Stalin, aus der *Iswestjia* und der *"Prawda"* und anderer Autoritäten. Fragen, über die keine offizielle Meinung existierte, waren für ihn einfach nicht vorhanden. Er war überzeugt, daß Alexej und ich mit unserem Hetzen, Sorgen und losen Gerede noch ein schlimmes Ende nehmen würden.

Pacholkin, der Partei ebenso streng ergeben wie Georg, war ein farbloser, sauer arbeitender, langmütiger Bursche. Er war allen seinen Zimmergenossen treu gewogen und machte mir den peinlichen Eindruck, er sei dankbar dafür, daß man ihm zu leben erlaube. Er verehrte Viguras unbedingte Parteifrömmigkeit ebenso sehr wie meine eigenen gefährlichen Fragestellungen. Ich muß gestehen, daß wir den armen Pacholkin etwas ausnützten und ihm mehr Arbeit als billig auf die schwächlichen Schultern bürdeten.

Das eigentliche Sorgenkind unseres Zimmers aber war Wanja Awdaschtschenko. Wanja, der älteste von uns allen, wahrscheinlich bereits über dreißig, war groß, lebhaft, gutmütig und unglaublich faul. In den Jahren des Bürgerkrieges kämpfte er als Partisane und lebte nun von dem langsam verblassenden Ruhm seiner Heldentaten. Dies aber entband ihn, seiner Ansicht nach, von der Notwendigkeit, jemals wieder ernstlich arbeiten zu müssen.

Er war keineswegs dumm, unser Wanja, und hätte sein Studium spielend bewältigt, wenn er sich nur hätte dazu aufraffen können, einmal mit der Arbeit zu beginnen. Wir nahmen ihn ins Kreuzverhör, und er gelobte uns feierlichst, sich von nun an seinen Aufgaben zu widmen, um derentwillen er zu den *"Tausenden"* gewählt worden war. Unsere Bemühungen hatten aber keinen Erfolg. Auf seinem Bett ausgestreckt, gab er vor, chemische Formeln auswendig zu lernen, während er in Wirklichkeit einen billigen Roman verschlang.

Seine Mängel als Student wurden aber durch sein Talent für politische Verbindungen mehr als nur wettgemacht. Er kannte jedermann, und jedermann kannte ihn. Selbstverständlich wurde er in wichtige Komitees gewählt, wo er ebenso selbstverständlich überhaupt nichts arbeitete und deshalb auch keine greifbaren Fehler beging. Er hatte Freunde in der Küche des *"Giganten"*, in den besten Genossenschafts-Kolonialwarenläden und anderen Orten, wo man außerordentliche Rationen ergattern



Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

konnte. Wir teilten mit ihm die Erträgnisse seines politischen Genies, noch während wir ihn für seine Faulheit rügten.

Noch vor Semesterende wurde Wanja aus dem Institut ausgestoßen. Ich war jedoch keineswegs überrascht, als ich ihn viele Jahre später in Moskau wieder traf, und bei dieser Gelegenheit erfuhr, er sei Leiter eines bedeutenden Trusts geworden. Im Aufstieg auf der bürokratischen Leiter war Wanja nicht durch unnötigen Ballast an Wissen, Verständnis oder Feinfühligkeit behindert.

Die politische Erziehung wurde in unserem Leben sogar noch höher eingeschätzt als das technische Können. Was die Regierung wünschte, waren nicht einfach Ingenieure, sondern kommunistisch gesinnte Ingenieure. Unsere Fakultät für Leninismus, mit dem roten Professor Fillipow an der Spitze, machte uns die Hölle heiß. Wer "Das Kapital" von Marx, die "Dialektik" von Engels die Werke Lenins und vor allem – die Abhandlungen Stalins nicht verdauen konnte, der wurde noch schneller aus dem Institut entlassen als jene, die bloß mit Mathematik oder Bauzeichen Schwierigkeiten hatten.

Wir fünf Zimmergenossen studierten am Flugzeugbauinstitut, obgleich einzig Vigura praktische Erfahrung im Flugzeugbau besaß. Dem Flugwesen, als dem modernsten Zweig im russischen Modernisierungsplan, haftete ein symbolischer Wert an, der unseren Herzen wohl tat.

Morgens turnten wir in unserem engen Zimmer, um der Kälte die Spitze zu brechen. Dann frühstückten wir im "Giganten"-Speisesaal. Das übliche Frühstück bestand aus einem kleinen Teller Haferbrei, einem Stück Schwarzbrot und Tee, ohne Zucker oder Zitrone. Während wir zum Institut wanderten, bis auf die Knochen durchfrozen und noch immer hungrig, waren wir aber keineswegs unzufrieden. Wir steckten voller Pläne und Diskussionen — über das Institut, den "Giganten", die Partei und uns selbst.

Trotz unseren verschiedenen Lebensanschauungen und Veranlagungen wurden wir fünf gute Kameraden. Wenn einer von uns eine wichtige Verabredung mit einem Mädchen hatte, so stifteten die anderen eine Krawatte, ein sauberes Hemd, unsere einzige schöne Hose und sogar ein paar Rubel, um ihn für dieses Ereignis würdig auszustatten.

Das Institut besaß, wie jedes andere Sowjetunternehmen, seine eigene Zeitung. Bald war ich Mitarbeiter des Herausgebers. Die Unzufriedenheit mit der Verwaltung des "Giganten" war sehr groß und fand viel Echo in unseren Reihen. Die knappen Rationen, die schlechte Küche, der Mangel an tüchtigen Wäscherinnen, der Schmutz und die schlechte Organisation gaben viel Anlaß zur Kritik.

In einer Massenversammlung der Studenten, die von unserer Partei und von Komsomolzenverbänden organisiert wurde, kam alles zur Sprache. Es gab viele Reden

## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

und Vorschläge. Nach einer vorgängigen Besprechung mit dem leitenden Ausschuß machte ich den Vorschlag, die Studenten sollten zum Teil die Verantwortung für die Verwaltung selbst übernehmen. Alexej schlug dann vor, man solle mich wählen, diese Aufgabe an die Hand zu nehmen. In diesem Augenblick verlangte ein hübsches Mädchen, das ich bisher noch nie bemerkt hatte, das Wort. "Ich bin für die Wahl Genosse Kravchenkos", sagte sie. "Ich kenne ihn seit acht Jahren und kann bezeugen, daß er ein treuer Genosse ist."

Sie war ein entschieden hübsches Mädchen, etwas rundlich, sauber gekleidet und sprach offen und mit Selbstvertrauen. Während der ganzen übrigen Versammlung wunderte ich mich, wer sie sei und woher sie mich kenne. Ich wurde zum Führer der "Gigantenkommune" gewählt. Nach der Versammlung überholte ich das Mädchen in der Halle.

"Wie geht's, Victor Andrejewitsch", lachte sie mutwillig. "Sicher kennst du mich nicht mehr, aber es ist schließlich genug, wenn ich dich kenne."

"Nun, so weihe mich in das Geheimnis ein", entgegnete ich.

"Ich bin Pascha. Hilft dir das ein wenig?"

"Pascha? Nein, es tut mir leid."

"Nun, dann will ich noch einen Hinweis geben. Ich schob einen Kohlenkarren in den Gruben von Algowerowka ..."

Plötzlich erinnerte ich mich.

"Du mein Gott! Kann das dieselbe Pascha sein?" rief ich aus. Wir lachten beide, und ich umarmte sie in aufrichtiger Freude.

"Aljoscha!" rief ich, als Alexej zu uns kam. "Darf ich dir Pascha vorstellen? Als ich sie das letztmal sah, war sie schwarz wie Kohle und in Bauernlumpen ..."

"Und ungebildet ...", ergänzte sie mich.

"Ja, und nun schau sie dir an! Eine Studentin und so kultiviert wie nur möglich, ganz abgesehen davon, daß sie auch unter dem Kohlenstaub hübsch war", fuhr ich fort. "Das ist nun tatsächlich ein Triumph der Revolution!"

Und wirklich war ihre Veränderung ungewöhnlich. Es war fast unmöglich, in diesem Mädchen noch eine Spur jener rückständigen, dummen, jungen Bauerntochter zu finden, die ich in Lumpen gehüllt und mit, langen Haarflechten auf dem Rücken in den

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Gruben gekannt hatte. Ich erinnerte mich, daß sie sich damals wie ein gefangenes, junges Wild gebärdete und unseren Versuchen, sie zu zivilisieren, grollte.

Irgendwo in den Tiefen meines Unterbewußtseins rechnete ich diesen Aufstieg Paschas zu der positiven Seite der Revolution, um so das Gleichgewicht zwischen Gut und Böse rascher herzustellen.

Die Bekanntschaft von Alexej und Pascha ließ sich gut an. Ich fühlte mich als Beschützer und Wächter ihrer Freundschaft.

Mit Hilfe des Stadtsowjets von Charkow und der lokalen Parteiorgane gelang es uns, die Lebensbedingungen im Schlafgebäude zu verbessern. Unsere Lebensmittelrationen wurden erhöht, die Zuteilungen an Brennmaterial vergrößert, im Erdgeschoß mehrere Gemeinschaftswaschküchen eingerichtet. Freiwillige Reinigungsmannschaften wischten die Gänge und — unsere größte Errungenschaft: wir eröffneten einen Coiffeurladen und einen Schönheitssalon.

Als Haupt dieser Anstrengungen stieg mein Kredit bei der Studentenschaft gewaltig.

Aber trotz aller Verbesserungen blieb das Leben auf einer spartanischen Stufe. Neben unseren eigenen Schwierigkeiten erfüllte die meisten von uns die rasche Verschlimmerung der Lebensbedingungen im allgemeinen in der Stadt und mehr noch auf dem Lande mit wachsender Besorgnis. Trotz der Vertuschungsmethode, trotzdem eine offene Diskussion gefährlich war, wußten wir genauen Bescheid über die allgemeine Lage.

Gerüchte schrecklicher Greuelthaten in den Dörfern, im Zusammenhang mit der Ausrottung der Kulaken, gingen von Mund zu Mund. Wir sahen lange Züge mit Güterwagen voller Bauern durch Charkow fahren, wahrscheinlich auf dem Weg nach den Tundras im Norden. Ein Teil der "Liquidation"! Kommunistische Beamte wurden in den Dörfern ermordet und widerspenstige Bauern in Massen hingerichtet. Es zirkulierten auch Gerüchte über das Schlachten der Viehbestände, ein Mittel, das die Bauern bei ihrer Widerstandstaktik der "versengten Erde" gegen die aufgezwungene Kollektivierung häufig anwandten. Ein Moskauer Erlaß, der das unerlaubte Schlachten von Vieh als Staatsverbrechen brandmarkte, bestätigte ebenfalls die schlimmsten dieser Gerüchte.

Die Bahnhöfe der Stadt waren von zerlumpten, hungrigen Bauern überfüllt, die von ihren Heimwesen flüchteten. Besprisorni, heimatlose Kinder, wie es sie während des Bürgerkrieges und den Jahren der Hungersnot so zahllos gegeben hatte, waren wieder überall zu sehen. Bettler, meist Bauern, aber auch Städter, erschienen wieder auf den Straßen.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Die Presse erzählte ruhmreiche Märchen von Erfolgen: Die turkestanisch-sibirische Eisenbahn vollendet. Neue Industriekombinate im Ural, in Sibirien, in allen Landesgegenden eröffnet. In einer Provinz nach der andern die Kollektivierung hundertprozentig durchgeführt. Offene Briefe des "Dankes an Stalin" für neue Fabriken, neue Siedlungsprojekte. Delegationen aus dem Ausland — sogar von Amerika und Australien —, um die Wunder der Pia-tiletka zu bestaunen, priesen in den Interviews die Sowjettriumphe mit übersteigerter Begeisterung. Wie diese Besucher die Kehrseite der Medaille einfach übersehen konnten, blieb ein Geheimnis, das wir Russen niemals lösten.

Was war Wirklichkeit, was Illusion? Der Hunger und das Grauen in den Dörfern, die heimatlosen Kinder — oder die Erfolgsstatistiken? Oder war vielleicht beides wahr? Solche Fragen wurden weder gestellt, noch öffentlich beantwortet. Privat aber besprachen wir sie, Alexej und ich, und Millionen andere.

II

Ein neuer Schlag traf unser Institutsleben kurz nach meinem Eintritt, durch den Befehl, der ganze Unterricht und die Prüfungen seien in ukrainischer Sprache und nicht mehr auf Russisch durchzuführen. Dieser Befehl galt für alle Schulen und Institute. Er dokumentierte Moskaus weitreichendstes Zugeständnis an die nationalistischen Bestrebungen der größten nichtrussischen Sowjetrepublik.

Wir als Ukrainer unter den Studenten hätten uns, theoretisch gesehen, eigentlich freuen sollen. Praktisch jedoch waren wir durch diese Neuerung ebenso beängstigt wie die nicht-ukrainische Minderheit. Selbst jene, die, wie ich, von Kindheit an Ukrainisch sprachen, waren an den Gebrauch dieser Sprache im Unterricht nicht gewöhnt. Mehrere unserer besten Professoren gerieten durch die linguistische Umstellung völlig außer Rand und Band. Am schlimmsten war, daß unsere Heimatsprache mit dem modernen Wissen nicht Schritt gehalten hatte; ihr Wortschatz war für Elektrotechniker, Chemiker, Aerodynamiker, Physiker und die meisten anderen Wissenschaftler ungenügend.

Der arme Wanja, der ohnehin mit den verschiedenen Sprachen auf Kriegsfuß stand, sah sich durch den Ukrainisierungssturm in eine erbarmungswürdige Hilflosigkeit versetzt. Hunderten von Studenten ging es nicht besser. Georg Vigura übersetzte selbstredend alle heiligen Texte seiner Parteiautoritäten ins Ukrainische und blieb vollkommen geeicht wie zuvor. Wir andern trugen die neue Bürde, nahmen im geheimen russische Textbücher zu Hilfe und scherzten über diesen Opera-buffa-Nationalismus.

Was als freies Recht gedacht war, wurde durch die Art der Durchführung zu einer drückenden Pflicht. Die Verwendung unserer eigenen Sprache war nicht mehr bloß gestattet, sondern obligatorisch. Hunderte von Männern und Frauen, die dieser Sprache

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

nicht mächtig waren, verloren ihre Staatsstellen. Wer in der Öffentlichkeit nicht Ukrainisch sprach, geriet in den Verdacht der Revolutionsfeindlichkeit. Kinder aus russischen Familien wurden gequält und in ihren Studien durch die ungewohnte Sprache gehemmt.

Später verschwanden natürlich alle diese Exzesse. Der ukrainische Patriotismus, der sie verursacht hatte, wurde, als unvereinbar mit dem russischen Patriotismus, durch Verbannung oder Tod bestraft. Der alte Bolschewik Skripnik, Erziehungskommissar der Ukraine, mußte als der Sündenbock dieser Neuorientierung herhalten und sah sich — für dieses und andere "ideologische" Verbrechen — zu einem demonstrativen Selbstmord gezwungen.

Solange aber diese Tragikomödie andauerte, war keine Kritik erlaubt. Eines Abends kehrten wir fünf Zimmergenossen des "Giganten" von einer Ansprache Genosse Skripniks über den Segen der Ukrainisierung nach Hause zurück. Wir waren alle von der Ehrlichkeit und Intelligenz dieses Mannes beeindruckt, auch wenn wir an der Weisheit einer solchen Sprachpolitik zweifelten.

"Kann sein, daß er recht hat", sagte Wanja. "Aber, hol's der Teufel, auf Ukrainisch kann ich einfach nichts lernen. Es ist schon schwer genug auf Russisch."

"Du hast kein Recht, so zu sprechen", sagte Vigura und schüttelte traurig sein Haupt. "Die Partei hält es für notwendig, und es ist unsere Pflicht, ihren Befehlen nachzukommen."

"Eine solche Einstellung hat gar keinen Sinn", erklärte Alexej. "Du nützt der Partei keinen Dreck, Georg, wenn du dich weigerst, zu denken. Dieses extreme Ukrainisierungsprogramm schadet unserer Sache und hilft ihr keineswegs. Schließlich können wir seine Ergebnisse besser beobachten als das Politbüro im Kreml."

"Alexej hat recht!" sagte ich. "Die ganze Geschichte ist blödsinnig. Die Leute sollten die Sprache sprechen dürfen, die ihnen paßt."

"Du greifst den Kreml an!" schrie Vigura. "Diese Frage ist gelöst, und ich weigere mich, sie weiter zu diskutieren."

Als wir damit fortfuhren, die Lage zu analysieren und der Hoffnung Ausdruck gaben, daß sie eine Änderung erfahre, verließ Vigura zornig das Zimmer. Am folgenden Tag wurden Alexej und ich vor den Sekretär, des Parteikomitees zitiert. Er sprach zuerst über andere Dinge, kam aber bald auf die Ukrainisierungsfrage zu sprechen. Er glaube, wir seien kritisch eingestellt, sagte er, und würden unsere Zweifel verbreiten.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Offenbar hatte Vigura uns angezeigt. Als er an jenem Abend vom Nachessen zurückkehrte, warteten wir andern vier auf ihn. Wanja übernahm die Führung.

"Georg", sagte er, "du könntest uns bei der Abklärung einer Streitfrage behilflich sein. Du kennst doch die Bibel, nicht wahr?"

"Ja."

"Dann sag uns doch: wieviele Söhne hatte Noah und wie hießen sie?"

"Drei Söhne", antwortete der phantasielose Vigura, "Sem, Ham und Japhet. "

"Nein, du hast unrecht!" sagte Wanja mit eisiger Ironie. "Er hatte zwar drei Söhne, aber sie hießen Sem, Ham und — Judas! Ich hoffe, es geht dir ein Licht auf!"

Vigura errötete. Diesmal war seine selbstgerechte Frömmigkeit erschüttert.

"Ich erfülle stets meine Pflicht!" stammelte er und verließ das Zimmer. Es brauchte mehrere Wochen, bis die Luft nach diesem Zwischenfall wieder rein war. Selbst nach Skripniks Selbstmord, als die Partei eine Haltung einnahm, die sich der meinen und Alexejs annäherte, sah Vigura in seinem Benehmen noch immer nichts Unkorrektes. Jede Zeit habe "ihre eigene Wahrheit", betonte er.

Das Recht, ihre eigene Sprache zu sprechen, ist letzten Endes noch die einzige "Autonomie", welche den nichtrussischen Sowjetrepubliken und Gegenden verbleibt. Aber alles in dieser Sprache Geschriebene oder Gedachte, was nicht genau dem Parteikurs entspricht, gilt als Verrat. Die sprachliche Freiheit, theoretisch der Anfang des nationalen Selbstvertrauens, bedeutet in der Praxis dessen Ende. "Nationalist im Äußern, Sozialist im Innern" lautet das Schlagwort, das in Wirklichkeit einer völlig zentralisierten Polizeikontrolle als Tarnung dient.

"Da haben wir unsere ganze nationale Autonomie!" flüsterte mir einst ein zynischer Freund ins Ohr und zeigte dabei auf eine öffentliche Bedürfnisanstalt, an der die Inschriften "Männer" und "Frauen" auf Russisch und Ukrainisch zweisprachig prangten.

Die Legende, daß die verschiedenen Sowjetrepubliken ein gewisses Maß von Unabhängigkeit und sogar eigene Rechte besitzen, wird aus unerklärlichen Gründen im Ausland geglaubt. In der Sowjetunion selbst weiß man besser Bescheid. Jede kulturelle Regung einer völkischen Minderheit, die den kommunistischen Dogmen auch nur im geringsten widerspricht, wird ohne Gnade unterdrückt. Hunderte von Ukrainern wurden wegen "nationalistischer Abirrungen" und angeblicher separatistischer Umtriebe hingerichtet und Zehntausende eingekerkert und verbannt.

III

Mein Aufenthalt in Charkow nahm ohne vorherige Warnung ein jähes Ende durch einen Beschluß, der ohne mein Wissen geschah. Ich wurde von der Luftschiffahrt zur Metallurgie versetzt und erhielt den Befehl, ein metallurgisches Institut in Leningrad und später ein gleiches in meiner Heimatstadt zu besuchen. So kurz auch mein Charkower Aufenthalt war, er bleibt mir doch deutlich in Erinnerung, erfüllt von Parteiarbeit, publizistischer Betätigung und den Verwaltungsaufgaben am "Giganten".

Tief eingepägt hat sich mir auch die Erinnerung an zwei Frauen. Beide waren schön und, zufällig beide, unglücklich verheiratet.

Unser Chemieprofessor Dr. Samarin war bucklig. Seine langen Arme kontrastierten zu seiner verkrüppelten Gestalt, und sein Kopf glich einer Melone. Aber seine Augen blickten sanft und weise, sein Geist war scharfsinnig und seine Sympathie für das Volk so echt, daß die Studenten darüber seine Verunstaltung vergaßen. Ich freute mich immer wieder begeistert auf seine Vorlesungen.

Eines Tages lud ich ihn ein, mit uns im "Giganten" zu essen. Ich führte ihn durch die Zimmer und die Gemeinschaftsräume, und er war über ihre Ordnung und Sauberkeit erfreut. Nach dem Essen sagte er: "Vitja, du mußt diesen Besuch bald erwidern. Komm einmal zu mir in mein Haus. Meine Frau spielt gut Klavier, und ich weiß, daß du die Musik liebst."

Die Samarins bewohnten eine geschmackvoll eingerichtete Wohnung, in der ein großer Flügel fast das ganze Wohnzimmer ausfüllte. An den Wänden hingen Bilder russischer Klassiker. In einer Ecke auf einem Sockel stand eine Bronzebüste Beethovens.

Ich sah Claudia an jenem Abend nicht nur mit meinen eigenen Augen und Sinnen, sondern auch mit denjenigen ihres Gatten. Seine Liebe für diese schlanke Brünette wurde für mich beinahe greifbar. Es war, als tilge ihre Schönheit seine Verwachsungen und wandle ihn zu einem gesunden Menschen. Ich fühlte mich von ihrer Anmut und von der unbeschreiblichen Trauer, die sie umgab, so stark angezogen, daß mein Gefühl, das beinahe an Schuld grenzte, mir die Freude an der Musik und der Unterhaltung verdarb. Ich erfand eine Entschuldigung, um früh aufzubrechen.

Wenige Tage später, als ich durch den flockigen Schnee stampfte, stand ich plötzlich Claudia gegenüber.

"Du bist kürzlich fortgelaufen", sagte sie, ohne mich erst zu begrüßen. "Zur Strafe mußt du mich heut abend besuchen. Das gilt als Versprechen. Ich erwarte dich."

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Ich war fest entschlossen, nicht hinzugehen. Und doch läutete ich einige Stunden später an ihrer Hausglocke. Der Tisch im Eßzimmer war für zwei gedeckt.

"Aber wo ist Dr. Samarin?" fragte ich, plötzlich verlegen, und sah mich in eine Falle gelockt — nicht durch Claudia, sondern durch meine eigenen Gefühle.

"Ach, er ist bei seinem Bruder auf Besuch, der nicht weit von hier auf dem Lande lebt. Er wird einige Tage fernbleiben."

Unsere Unterhaltung beim Nachtessen blieb trotz der Förderung durch eine Flasche kaukasischen Weines gezwungen. Nach dem Essen schlug ich einen Spaziergang durch den Park vor — Schnee im Mondschein.

"Nein, mein lieber Gefangener", lachte sie, "falls du Mondlichteffekte brauchst — hier hast du die *Mondscheinsonate*", und sie spielte sie mir auf dem Flügel.

Dann spielte und sang sie Zigeunerlieder, von denen mir viele aus meiner Kindheit in Alexandrowsk bekannt waren. Ich erzählte ihr vom Zigeunerlager und meiner Freundschaft mit Saideman. Die ganze Zeit saß ich im großen Lehnstuhl, in dem das letztmal ihr Gatte Platz genommen hatte. Er schien mir wie eine Zitadelle der Selbstverteidigung. Plötzlich, fast unvermittelt, sagte ich, ich müsse aufbrechen.

Sie blickte mich mit traurigem Lächeln an. "Schon wieder läufst du fort", sagte sie. "Aber diesmal laß ich dich nicht weg."

"Es tut mir leid ... aber Aufgaben ... ich habe Aljoscha versprochen, mit ihm zusammen ..."

"Du lügst Vitja, mein Guter, ich spüre es. Komm, laß uns offen sprechen. Weshalb sollte ich nicht das Recht haben, einen Abend in Gesellschaft eines Menschen — nun, eines Menschen, der mir ähnlicher ist, zu verbringen?"

Ihre Stimme klang gepreßt, wie unterdrückte Tränen. Ich setzte mich wieder. Sie erzählte mir einen Teil ihrer Lebensgeschichte, und während sie sprach, wich die Spannung zwischen uns. Vor mir saß ein unglückliches Mädchen, das mir sein Herz ausschüttete.

Beim Ausbruch der Revolution zählte Claudia neun Jahre. Sie war das Kind reicher Eltern, von Hauslehrern und Gouvernanten erzogen. In den ersten Monaten der Revolution wurden ihre Eltern verhaftet und später bei einer Abschachtung von "Bourgeois" ermordet. Nachher lebte Claudia bei einer alten Tante, in einer dunklen Dachstube des Hauses, das einst ihrer Familie gehört hatte, das bittere, halb verbotene Leben des "früheren" Volkes, der Entrechteten und Ausgestoßenen. Die junge Claudia



Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

durfte weder die Schule besuchen, noch arbeiten. Sie bestritten ihren Lebensunterhalt durch den Verkauf versteckter Familiengüter und alter Besitztümer.

"Ich weiß, daß junge Kommunisten wie du diese Kehrseite der Dinge nie gesehen haben", sagte sie. "Du kannst dir keine Vorstellung davon machen, was es bedeutet, verachtet, ausgestoßen und Unerwünschte zu sein. Besonders wenn du jung bist. Armut ist für jedermann schwer zu ertragen, aber für die, welche im Luxus und Überfluß lebten, ist es noch schwerer."

Mit siebzehn Jahren verliebte sie sich in einen Dichter, der doppelt so alt war wie sie, und lebte mit ihm zusammen. Die beiden Monate mit ihm, gestand sie, kamen dem wirklichen Glück am nächsten. Aber er verschwand plötzlich, und bis auf den heutigen Tag hatte sie keine Ahnung, was mit ihm geschehen. Er war dem neuen Regime feindlich gesinnt und befand sich wohl, falls er noch lebte, in einem Konzentrationslager.

"Ich war hübsch, und viele junge Männer umwarben mich. Aber sie waren alles Leute meiner eigenen Klasse, Kinder der Vergangenheit. Ich war so müde und hatte soviel gelitten, daß ich mich nach Sicherheit sehnte. Meine große Liebe, falls sie mir jemals begegnete, sollte die rote Parteikarte besitzen .. . Dann lernte ich eines Tages Dr. Samarin kennen. Er war äußerlich abstoßend, aber ich fühlte mich geschmeichelt, daß ein Kommunist, ein junger Mann, der einen Namen hatte und *dazugehörte*, sich für mich interessierte. Er liebte mich scheu und zärtlich aus der Ferne. Ich fühlte mich unversehens von seiner Treue gerührt und angezogen. Vor allem war ich ihm für seine Güte dankbar. Meine Tante und ich stimmten überein, daß er eine schöne Seele besitze, auch wenn er ein Buckliger und Kommunist war. Es tut mir leid, aber für meine Tante waren diese beiden letzteren Eigenschaften gleich abstoßend. Er besuchte uns über ein Jahr, brachte uns Nahrungsmittel und Kleider, und gab mir Unterricht, ohne ein einziges Wort über seine Gefühle zu verraten. Er brachte es sogar zustande, mir ein Klavier zu verschaffen. Dann sagte ich ihm eines Tages, während ich ihm seine Lieblingsstücke von Tschaikowski vorspielte: *Ich weiß, daß du mich liebst. Ich liebe dich nicht. Aber ich bewundere dich und brauche deinen Schutz und deine Kameradschaft. Weshalb heiraten wir nicht?* Er saß da wie vom Blitz getroffen — glücklich, ungläubig und beschämt. Ich glaube, er fühlte die Wahrheit, selbst wenn er sie verscheuchte, die Wahrheit, daß eine Ehemalige, eine Ausgestoßene, ein Kind der Vergangenheit, aus Verzweiflung einen Krüppel heiratete. Du siehst also, Vitja, wie wenig ihr gescheiten Kommunisten wirklich vom Leben wißt", schloß sie. "Ihr wißt nicht, wieviele Tausende russischer Frauen, die ihrer Herkunft wegen zur Seite geschoben und gemieden wurden, Rettung darin suchten, die neuen Aristokraten, die Kommunisten und Proletarier zu heiraten. Einige von ihnen sind auch glücklich geworden. Ich gehöre nicht zu diesen. Ich kann weder vergessen noch jenen verzeihen, die das Volk, die Menschen und Dinge, die mir teuer waren, zerstört haben. Menschen wie ich, sind einsam. Das ist das

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Schlimmste, glaube ich, diese Einsamkeit. Wir geben vor, jemandem anzugehören. Aber in Gedanken leben wir ein geheimes Leben. Ich habe versucht, zu arbeiten. Einmal bot ich mich an, Musikunterricht in Schulen zu geben. Die Regierung schien sich dafür zu interessieren — bis ich den Fragebogen ausfüllte und dadurch enthüllte, daß ich eine der *Ehemaligen* war."

Es war nach Mitternacht, als ich wegging.

"Wir wollen als Freunde scheiden, Vitja", sagte sie an der Türe. "Denk nicht schlecht von mir. Ich bin elend und habe nichts anderes vor mir als endlose Einsamkeit. Bitte, komm uns besuchen — wenn Dr. Samarin wieder zu Hause ist. Er ist ein guter Lehrer, und ich weiß, wie sehr du ihn bewunderst."

Ich hatte zuviel Hochachtung vor Samarin als Professor und als Mensch, um mich nochmals in sein Familienleben einzumischen.

IV

Ich verkehrte gelegentlich im Hause von Genosse F., einem ukrainischen Beamten, der eine hohe Stellung im Kommissariat der Arbeiter- und Bauern-Inspektion bekleidete. Er war ein altes Parteimitglied in den hohen Fünfgigern, gut erzogen und hatte die meisten der großen Revolutionshelden persönlich gekannt. Er nannte Lenin, Trotzki, Lunatscharski, Sinowiew und andere bei ihren Vornamen. Seine Gattin, eine grauhaarige und würdig aussehende Frau, erinnerte mich immer an die Krupskaja, Lenins Witwe.

Wenn wir zu dritt unter uns waren, sprach Genosse F. stets über Politik. Mochten wir auch mit dem Theater, einem neuen Buch oder meinen Studien beginnen, so diskutierte er doch bald über die landwirtschaftlichen Probleme, den Terror gegen seine alten Genossen oder über das Tempo der Industrialisierung. Gedanken, die mich anderswo entsetzt hätten, schienen in seinem Munde natürlich und glaubhaft. Nachrichten, die ich als "antirevolutionäre Gerüchte" abgelehnt hatte, bestätigte er beiläufig als selbstverständliche Wahrheiten. Dank seiner Arbeit im Kommissariat besaß er genaue Kenntnisse von den Grausamkeiten in den Dörfern, dem Widerstand der Bauern und von den Massenverhaftungen und sprach über diese Dinge, als wären sie allen bekannt.

Genosse F. war, ohne es zu wissen, an meiner Bekanntschaft mit Julia schuld. Er schenkte mir zwei Logen-Freikarten in der Oper für eine Vorstellung von "Chio Chio San".<sup>10</sup> Ich nahm Alexej Karnauchow mit. In der Nachbarloge saßen zwei gut gekleidete und ungewöhnlich hübsche Frauen. In der einen erkannte ich sogleich eine

---

<sup>10</sup> Madame Butterfly (Puccini)

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Patientin, die ich im Kiewer Sanatorium getroffen hatte, als ich mich dort von meinem Unfall an der persischen Grenze erholte.

"Das ist Julia Michailowna, die Frau des R\*\*\*, flüsterte ich meinem Begleiter zu.

"R\*\*\*!" rief er. Dieser Ausruf des Erstaunens war nicht unbegründet. R\*\*\* war einer der wichtigsten Beamten in der ukrainischen Regierung, ein Mann von ungeheurer Macht, von dem es hieß, er sei mit Stalin persönlich befreundet. Ich erinnerte mich, daß er damals seiner Frau aus Charkow regelmäßig per Flugzeug Blumen nach Kiew schickte.

Auch Julia erkannte mich wieder und lud uns ein, sie in der Pause in ihrer Loge zu besuchen. *Wie schön sie ist!* dachte ich. *Weshalb habe ich sie vor drei Jahren in Kiew kaum beachtet? Welch ein Tölpel war ich doch damals!* Bis zum Ende des Aktes wechselten wir Blicke, und sie lächelte mich mit unverhohlener Freude an, wobei ich errötete. Ich scheute mich auch nicht, meine Bewunderung zu zeigen.

Die Oper war todlangweilig. Man hatte an ihr herumgeflickt, um sie ideologisch annehmbar zu machen, und nun strotzte sie vom Bombast revolutionärer Klischees. Aber für den Rest meines Lebens wird jede ihrer Arien die Erinnerung an meine Liebe zu Julia wieder neu erblühen lassen. Sie war eine Frau mittlerer Größe, ein wenig älter als ich, von üppiger, lebhafter Schönheit. Ihr blondes Haar war in dichten Zöpfen zu einem wohlgeordneten Kranz geflochten, der ihre lieblichen Gesichtszüge mit einem goldenen Glanz umspielte.

Als der Vorhang fiel, gingen wir in ihre Loge. Ich stellte Alexej ihr und ihrer Freundin Maria vor. Wir sagten uns die üblichen Gemeinplätze jeder neuen und noch unvertrauten Bekanntschaft. Dennoch lag in unserer Begegnung eine besondere Erregung — eine merkwürdige Spannung, die in keinem Verhältnis zum Inhalt des Gespräches stand.

Wir blieben während des zweiten Aktes in ihrer Loge. Noch vor dem Ende flüsterte Julia: "Warum bis zum bitteren Ende bleiben? Wir wollen lieber nach Hause gehen und etwas essen." Wir stimmten gerne zu.

Vor dem Theater entließ Julia das große Auto, das auf sie wartete. Es sei lustiger, in Schlitten nach Hause zu fahren, sagte sie. Wir wählten uns zwei der saubersten aus der Reihe. Alexej und Maria bestiegen den einen, Julia und ich den andern Schlitten.

An diese Fahrt erinnere ich mich mit erstaunlicher Genauigkeit und Klarheit. Es war eine kalte, klare, flimmernde Nacht mit glitzerndem Schnee. Schneestaub wirbelte unter den Hufen der galoppierenden Pferde, während wir geräuschlos dahinjagten. Unser

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Atem bildete Wolken in der kalten Luft. Ich spürte Julias Hand unter den Pelzdecken über unseren Knien nach der meinen tasten.

Ich erzählte ihr vom Institut, von meiner Laufbahn in der Fabrik und der Partei. Ich erzählte ihr von Alexej und meinen andern Zimmergenossen. Und mitten im ziellosen Gespräch unterbrach ich mich und rief aus: "Wie schön heut nacht alles ist!" Und unsere Lippen begegneten sich in einem langen Kuß.

Bald bogen wir in eine Seitenstraße ein und hielten vor einem kleinen, zweistöckigen Haus, das etwas im Hintergrund stand und von einem hohen Zaun umgeben war, ein Privatsitz, wie ihn wohl früher ein reicher Kaufmann bewohnt hatte. Ein Milizsoldat hielt am Portal Wache. Maria und Alexej, die bemerkten, daß wir allein zu sein wünschten, bestanden darauf, in ein Restaurant zu gehen. Julia öffnete die Tür mit einem Schlüssel und ließ mich eintreten.

Als sie das Licht anzündete, stand ich im elegantesten Hause, das ich jemals gesehen. Orientteppiche auf den Böden, Wandteppiche und Gemälde an den Wänden, Kristalleuchter, weiche Diwans und polierte Mahagonitische. Alles war reich und farbenprächtig, und doch lag in dieser Einrichtung geschmackvolle Zurückhaltung.

Ich stand betäubt und ehrlich erstaunt inmitten dieser Pracht.

Julia lachte. "Es ist Wirklichkeit, Liebster, kein Film", sagte sie und legte ihren Pelzmantel ab.

"Ich ließ mir nicht träumen, daß es so etwas außerhalb der Museen noch gibt", sagte ich.

"Macht nichts, Vitja. Es gibt noch viel in eurem Lande, das ihr euch nicht vorstellen könnt. Komm in die Küche und hilf mir, einen Imbiß zubereiten. Ich sterbe vor Hunger. Die Bedienten haben heute frei — und er ist in Moskau bei irgendeiner Konferenz."

Die Küche verstärkte mein Gefühl von Unwirklichkeit. Hier herrschte der größte Überfluß. Feines Porzellan und ganze Reihen von Kristallgläsern, einige mit zaristischen Wappenschildern, füllten die Schäfte. Ein dickbauchiger, silberner Samowar glitzerte auf einem Nebentischchen. Als sie den großen Eisschrank öffnete, erblickte ich eine Fülle, wie sie mich seinerzeit im Eiskeller meiner Großmutter in Alexandrowsk beeindruckt hatte. Alles schien zu einer anderen Welt zu gehören, fern von den Nöten und Entbehrungen, die zum gewohnten Leben Sowjetrußlands gehörten.

Als ich am Morgen auf mein Zimmer im "Giganten" zurückkehrte, hatte ich kaum noch Zeit, mich zu waschen und zu rasieren, ehe ich ins Institut eilte. Den ganzen Tag hindurch war ich während des Unterrichts ein schläfriger, unaufmerksamer und

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

ziemlich nachtwandlerischer Student. Meine Gedanken weilten bei Julia. Es gibt also wirklich so etwas, wie Liebe auf den ersten Blick, sagte ich mir erstaunt. Aber warum muß es wiederum eine verheiratete und überdies eine mit einem Führer meiner Partei und meines Landes verheiratete Frau sein?

Ich beschloß feierlichst, Julia nicht mehr zu sehen und wunderte mich gleichzeitig, wie ich die wenigen Tage bis zur verabredeten nächsten Begegnung überleben sollte.

*Genosse Kravchenko*, sagte ich in der aerodynamischen Vorlesung streng zu mir, *du benimmst dich wie eine Figur aus einem billigen französischen Kitschroman. Mach Schluß damit! Wozu das ganze Melodrama?*

In jener Nacht zog ich Alexej in mein Vertrauen. Er sah sogleich, daß ich nicht zum Scherzen aufgelegt war, und wir unterhielten uns ernsthaft. Von Maria wußte er, daß Julia seit langem unglücklich verheiratet war. Sie liebte ihren berühmten Gatten nicht. Noch schlimmer: sie war mit seiner Roheit, seinem luxuriösen Lebensstil und seiner Gleichgültigkeit gegenüber den Leiden des Volkes nicht einverstanden.

"Ich weiß, daß es klingt wie Ibsens PUPPENHEIM, hatte ihm Maria gesagt, "aber Julia fühlt sich gefangen und eingekerkert. Sie meint, es sei gleichbedeutend, R\*\*\*s Frau oder die Gattin eines Großfürsten zu sein, und sie empfindet das als Hohn und Spott gegenüber den Leiden des russischen Volkes."

In den folgenden Wochen traf ich Julia oft. Eines Nachts befragte ich sie über ihren Gatten.

"Nicht heut nacht, Liebster", bat sie und brach in Tränen aus. "Wir haben noch eine Menge Zeit, darüber zu sprechen. Ich will nicht unsere ersten, gemeinsamen Abende verderben."

Wir spazierten Arm in Arm in dem geräumigen, von hohen Mauern umgebenen Garten hinter ihrem Hause. Die Wege waren vom Schnee gesäubert und mit frischem Sand bestreut.

"Nein, je eher wir darüber sprechen, desto besser", beharrte ich. "R\*\*\* ist nicht nur dein Gatte, er ist auch einer der Führer meiner Partei."

"Ich bin kein Mitglied deiner Partei," sagte sie, "aber von allem Anfang an bin ich ihr oder wenigstens der Revolution nahegestanden. Mein Vater war ein Gelehrter und großer Liberaler. Wir haben das Wort *liberal* vergessen, Vitja. Wir übergehen es mit einem Lächeln. Aber mit jedem weiteren Jahre beginne ich es höher einzuschätzen — zum mindesten in dem Sinne, wie es mein Vater gebrauchte. Für ihn bedeutete es Liebe zum einfachen Volk, Gerechtigkeit für jedermann und vor allem Ehrfurcht vor jedem

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Manne und jeder Frau. Es gab dem Leben einen großen Wert. Wir mögen es vergessen haben, aber ich glaube, dafür kämpfte die Revolution."

"Seltsam," sagte ich, "dein Vater war Gelehrter, und meiner ist einfacher Fabrikarbeiter. Der eine nannte sich Liberaler, der andere Revolutionär. Wenn du mir aber vom Glauben deines Vaters erzählst, so meine ich, meinen eigenen Vater sprechen zu hören."

"Das ist gar nicht seltsam. Mein Gatte predigt heute den Schwerarbeitern den Sozialismus und beschwört sie, ihn in Zukunft zu verwirklichen. Aber er lebt schließlich heute, nicht in der Zukunft. Für ihn allerdings genügt der heutige Sozialismus. Weshalb hat er all diesen Überfluß," — sie machte eine weite Bewegung, die den Garten, das luxuriöse Haus und ihren Pelzmantel mit einschloß, "während Millionen unterernährt sind und die Konzentrationslager immer größer und scheußlicher werden? Du kannst es mir glauben oder nicht, aber ich sträube mich gegen diese üppige Lebensweise der Führer. Weißt du zufällig, was jetzt in den Dörfern vor sich geht?"

"Leider weiß ich es, Julia, und besser, als ich mir selbst einzugestehen wage."

"Wundere dich nicht, daß ich so spreche. Meine Gefühle sind für R\*\*\* kein Geheimnis. Ich habe ihm oft gesagt, mit welchen Augen ich all das anschau, aber er lacht nur und nennt mich eine sentimentale, kleine Närrin. Es schade niemandem, sagt er, die Führer arbeiteten schwer und verdienten darum ein anständiges Leben. Aber er hat unrecht. Davon bin ich überzeugt. Führer, die selbst nichts entbehren, vergessen bald, was es heißt, zu leiden. Ihr Geschwätz von Opfern wird zur bloßen Heuchelei. Liebster, wir leben hinter Masken und inmitten einer großen Täuschung. Manchmal glaube ich, daß die Ausbeutung und die Barbarei der Vergangenheit ehrlicher waren. Wenigstens gaben sie nicht vor, idealistisch zu sein.<sup>11</sup> Niemand bezeichnete sie als Sozialismus. Ehrliche, junge Kommunisten wie du, sind wirklich glücklich. Du glaubst noch immer und weißt nichts von den schmutzigen Intrigen und tödlichen Kämpfen um die Macht unter der obersten Führerschaft.

Weißt du, was für scheußliche Schlachten beispielsweise um den Besitz eines Landsitzes in den Silberwäldern außerhalb Moskaus geschlagen werden? Oder um ein Winterhaus, das einst einem Kaufmannsprinzen im Kaukasus gehörte? Es wird zuviel gelogen und geheuchelt. Ich stehe ihnen durch meine Stellung so nahe, daß sie mich manchmal fast ersticken. Es ist, als sei man in einen Sumpf geraten und sinke immer tiefer, je mehr man sich anstrengt, wieder herauszukommen."

So unglaublich mir dies auch schien, ich konnte doch ihre Ehrlichkeit nicht bezweifeln.

---

<sup>11</sup> Die Ausbeutung durch die Fürsten legitimierte sich mit "Gott" und "Gottesgnadentum". (MvL)

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Wenn du deinen Gatten wirklich lieben könntest, so würdest du das alles nicht so empfinden", wagte ich einzuwenden. "Ich hoffe, du verstehst mich nicht falsch, aber deine politische Enttäuschung könnte auch nur das Echo deiner persönlichen Abneigung gegen deinen Gatten sein."

Julia dachte lange nach. "Nein, ich glaube, das stimmt nicht", sagte sie schließlich. "Schon in den ersten Jahren meiner Ehe widerstrebten mir die Art und Weise, in der R\*\*\* und seine bedeutenden Freunde leben, ihre Gespräche und ihre Verachtung für eben das Volk, dessen Arbeit sie ausbeuten. Von Anfang an fühlte ich mich wie eine Sklavin auf dem Herrngut eines mächtigen Mannes."

"Nun gut, warum verläßt du deinen Gatten nicht, nimmst eine Arbeit und lebst deinen Idealen? Ich liebe dich und glaube, daß auch du mich liebst. Was hindert uns?"

"Nein, Vitja. So einfach ist es nicht. Ich weiß viel, was du kaum ahnst. Es ist nicht leicht für eine Frau in meiner Lage. Ich kann mich nicht einfach von meinem Gatten trennen und in der anonymen Masse untertauchen. Ich bin den Männern der Macht zu nahe gestanden, und sie würden es nicht zulassen. Ich bitte dich, mich nicht zu fragen und keine weiteren Erklärungen zu verlangen. Wenn du mich liebst, gibst du mir nach. Das ist alles, was ich von dir verlange."

Die ganze Welt unbegrenzter Macht und unbegrenzter Intrigen, auf die sie anspielte, war für mich geheimnisvoll und unverständlich. Zweifellos mußte sich früher ein einfacher Russe, der sich in ein Glied des Zarenhauses verliebte, ungefähr ebenso erbärmlich vorgekommen sein, wie ich mir jetzt.

Nach der Rückkehr ihres Gatten aus Moskau traf ich Julia oft im Hause ihrer Freundin Maria. Es war mir klar, daß ihr Gatte wußte, welches Eigenleben sie führte und daß er beide Augen vor dieser Tatsache verschloß. Wir sprachen davon, eines Tages vor aller Welt als Mann und Frau zusammenzuleben, aber wir glaubten beide nicht recht daran. R\*\*\*s Name stand häufig in den Zeitungen. Einmal hielt er eine Rede, dann unterzeichnete er wieder irgendeinen Erlaß. Sein Name tauchte auch beständig in den Gesprächen auf. R\*\*\* sagte dieses, R\*\*\* sagte jenes. Seine Bedeutung, seine Macht, seine Allgegenwart errichtete viele Trennungsmauern zwischen mir und Julia, selbst wenn sie in meinen Armen lag.

Dann überstürzten sich die Ereignisse plötzlich. Ich wurde vors Zentralkomitee der Partei gerufen. Der stellvertretende Leiter der Personalabteilung, ein gewisser Genosse Schulkin, empfing mich.

"Genosse Kravchenko," teilte er mir mit, "es liegt ein Parteibeschuß vor, der uns dazu anhält, die Ausbildung der Ingenieure mit ihrer früheren Berufstätigkeit in

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Einklang zu bringen. Du hast doch, bevor du im Institut eintratest, in einer metallurgischen Fabrik gearbeitet, nicht wahr?"

"Ja, im Petrowski-Lenin-Betrieb."

"Schön, da haben wir's. Welchen Sinn hat es, dich im Flugzeugbau auszubilden, wenn du einen so schönen Anfang in der Metallurgie gemacht hast?"

"Aber ich ziehe den Flugzeugbau vor!" wandte ich schwächlich ein.

"Kann sein. Aber du wirst zugeben, daß das eine bloß persönliche Vorliebe ist." Dann wandte er sich an einen Sekretär und fügte hinzu: "Sorge dafür, daß Genosse Kravchenko ins metallurgische Institut Dnjepropetrowsk versetzt wird."

Stundenlang wanderte ich durch den Sumskejapark, ungeachtet des Schneewassers des Spätfrühlings. Wie konnte die Partei denn wissen, daß es für mich nicht zwischen Flugzeugbau und Metallurgie zu wählen galt, sondern zwischen Julia und einem Leben ohne sie? Erst viel später kam mir in den Sinn, daß die Partei oder wenigstens einige Parteileute von dieser Tatsache wußten. Trotzdem erschien mir der Parteibeschuß völlig gerecht.

Ich rief Julia an und übermittelte ihr diese Nachricht. Wir trafen uns noch mehrmals vor meiner Abreise. Es waren stürmische, tränenreiche Zusammenkünfte. Ich drang in sie, mit mir zu kommen, ungeachtet der Folgen. Manchmal schien es mir, als gebe sie nach und wolle mir wirklich folgen. Ich kannte den Druck nicht, der auf sie ausgeübt wurde. Jedenfalls war er zu stark, um gebrochen zu werden.

"Frag mich nicht. Sei nicht grausam, Vitja. Ich kann es nicht tun, obschon das Leben ohne dich ein totes Leben sein wird. Frag mich nicht. Es tut ohnehin schon weh genug."

In der Nacht vor meiner Abreise lief ich mit meinem Freund Alexej stundenlang durch die Straßen Charkows. Er versprach mir, mich über Julia auf dem Laufenden zu halten. Ich war entschlossen, mich bald wieder mit ihr zu vereinigen, mindestens nach Beendigung meiner Studien, wenn ich in der Lage sein würde, sie zu heiraten.

Julia, Maria, meine Zimmergenossen und andere Freunde nahmen am folgenden Tage am Bahnhof von mir Abschied. Tränen rollten über Julias Wangen, und jedermann tat, als sehe er es nicht. Es kam mir damals nicht im entferntesten in den Sinn, daß ich sie nie mehr sehen sollte.

Ich schrieb ihr wiederholt aus Dnjepropetrowsk, erhielt aber keine Antwort. Auf mein Drängen ging Alexej zu R\*\*\*s Wohnhaus. Er läutete, und die Tür wurde von einem Dienstmädchen geöffnet. Als er nach der Herrin fragte, begann das Mädchen zu



## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

schluchzen. "Julia ist fort, sie ist nicht mehr hier", weinte sie, konnte aber keine weitere Auskunft geben. Maria sagte, Julia habe sich bald nach meiner Abreise von ihrem Gatten getrennt und die Stadt verlassen. Entweder wußte auch sie nicht mehr, oder sie hatte strikten Befehl, nicht mehr zu sagen.

Die schmerzliche Wunde der Trennung heilte nur langsam. Der dumpfe Schmerz dieses Geheimnisses und die Unsicherheit über ihr Schicksal haben mich nie mehr verlassen. Einmal in späteren Jahren vernahm ich das unbestimmte Gerücht, Julia Michailowna gebe unter einem anderen Namen in einer weitentlegenen Provinz Schulunterricht, aber ich war nicht in der Lage die Wahrheit zu ermitteln. Überdies wäre es grausam gewesen, unter den Trümmern der Zeit nach dem Vergangenen zu graben.

## (7) Triumph der Maschine

*Innerhalb des Studiums abkommandiert zum Petrowski-Lenin-Betrieb – Erste "Säuberungs"-Aktionen, Aktivität der GPU, Denunziationen, Spitzel – Stalins Rede im Juni 1931 zur "Rationalisierung der Industrie" – Kravchenko ist beauftragt mit einer Untersuchung in einer Fabrik in Nikopol – Er reist nach Moskau zu Ordschonikidse (Kommissar für Schwerindustrie), um über die Mißstände zu sprechen. – Lernt dort auch Nikolai Bucharin kennen – Fünf Tage Urlaub in Moskau – Genosse Lazarew äußert sich kritisch zur Entkulakisierung – Die kleine Katja (im Elternhaus): Opfer der Entkulakisierung.*

### I

Meine Eltern und Brüder waren hoch erfreut, mich wieder in Dnjepropetrowsk zu sehen. Um ihnen ihr Glück nicht zu verderben, gab ich mir Mühe, Freude zu heucheln. Dies kostete mich eine beträchtliche Anstrengung, denn der Trennungsschmerz von Julia lastete schwer auf mir. Arbeit war das beste Betäubungsmittel. Mit Feuereifer warf ich mich daher aufs Studium der Parteaufgaben und Fabrikprojekte, um mir keine Zeit zu Trübsinn und Selbstbedauern zu lassen. Ich erteilte ferner auf dem Technikum mehreren Klassen volkswirtschaftlichen Unterricht, um so mein Studenten-Stipendium etwas zu erhöhen.

"Du arbeitest dich zu Tode, Vitjenka", klagte meine Mutter beständig und trachtete vergeblich meinen Eifer zu verstehen.

Da ich zu Hause wohnte, entging ich der Not der Schlafbaracken, die hier noch unordentlicher und ungemütlicher waren als im Charkower "Giganten". Mit der Fabrik, in die ich abkommandiert worden war, fühlte ich mich bald aufs engste verbunden. Ich nahm alte Freundschaften mit Ingenieuren und Verwaltungsbeamten wieder auf und schloß neue mit den Vorarbeitern und Arbeitern. Der Petrowski-Lenin-Betrieb beschäftigte damals gut 35 000 Mann. Er spielte eine wichtige Rolle im Drama des Fünfjahresplanes.

Der neue Fabrikdirektor N. Golubenko erwies sich als ehrlich und intelligent. Da er meine lange Vertrautheit mit der Fabrik und mein besonderes Interesse für die Rationalisierung und Modernisierung der Produktionsleistungen kannte, lud er mich oft zu geschäftlichen Konferenzen ein und betraute mich gelegentlich mit Detailuntersuchungen der neuen Betriebsmethoden.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Ich wohnte mit meinem Vater unter dem gleichen Dach und kam viel mit einfachen Fabrikarbeitern zusammen. So war es mir einfach unmöglich, die Tragödien, die sich draußen auf dem Lande abspielten, länger zu übersehen. Wir Kommunisten mieden dieses Thema in unsern Gesprächen oder versuchten, es durch die hochtrabenden Schlagworte der Partei zu beschönigen. Wir sprachen von der "Bauernfront" und der "Kulakengefahr", von "Dorfsozialismus" und "Klassenwiderstand". Um vor uns selbst bestehen zu können, versuchten wir die Wirklichkeit mit Phrasen zu übertönen.

Die einfachen Arbeiter standen jedoch nicht unter diesem Zwang. Viele unter ihnen waren ehemalige Bauern, und fast alle hatten noch immer Verwandte auf dem Land. Für sie bedeutete daher die Kollektivierung nicht nur eine freie "wissenschaftliche" Angelegenheit. Sie sprachen offen von Gewalt, Grausamkeit, Hunger und Tod — nicht als allgemeine Begriffe, sondern als vertraute Vorgänge, die Iwan und Stepan in diesem und jenem Dorfe betroffen hatten. Hin und wieder berichteten sie von Taten des Kannibalismus in unserer eigenen Provinz. Trotzdem ich solche Schilderungen für übertrieben hielt, schauderte mir.

Auch im Institut erlebten wir das Grauen, das unmittelbar vor unserer Türe begann. Warnungen ergingen an die Übermittler "partei-feindlicher Gerüchte", die als "rechtsbrecherische Trotzlisten und Kulakenagenten" hingestellt wurden. Trotzdem zirkulierten die Gerüchte weiter und fanden eben in diesen Drohungen und Unterdrückungen neue Nahrung. Auch die zweitausend Studenten begannen heimlich nachzudenken. Erprobte Mitglieder gingen oft mit besonderen Aufträgen in die Dörfer. Sie waren verpflichtet, über das Gesehene zu schweigen. Waren schon ihr Schweigen und ihre ausweichenden Antworten beredt genug, so erfüllten uns ihre Eindrücke, die einige uns unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertrauten, vollends mit Grauen.

"Du siehst aus, als hättest du Geister gesehen", sagte ich zu einem Studiengenossen, den ich bei den Parteizellen-Versammlungen kennenlernte. Er kam eben aus dem Gebiet von Poltawa zurück.

"Hab' ich auch", sagte er und schlug die Augen nieder.

Ich drang nicht weiter in ihn. Ich fühlte, daß er sich sehnte, jemandem sein Herz auszuschütten, und ich machte mich aus dem Staub, aus Furcht seine Erzählung löse in mir eine Panik aus.

Hin und wieder wurden "Gerüchtemacher" unter den Studenten verhaftet. Die Überwachung der politischen Moral der Studentenschaft benötigte einen noch größeren Kraftaufwand als die technischen Studien selbst.

Im Institut gab es, wie in jedem Industrieunternehmen oder Regierungsbüro der Sowjetunion, ein Spezialdepartement in Verbindung mit der GPU. Leiter war Genosse

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Lebed. Dieses Büro betraten alle, die zur Befragung gerufen wurden, nur mit Grauen. Wenige wußten, was hinter dem kleinen vergitterten Fensterchen in jener Stahltüre vorging.

Damals war unsere Naivität noch groß, und einige unter uns wußten nicht, daß im Spezialdepartement jeder Student sein eigenes Dossier besaß, in dem jedes Wort und jede Handlung, ja der leiseste Akzent seines Verhaltens aufgezeichnet wurde.

Die Akten der "Personalfälle" enthielten Informationen über das Privatleben, die Verwandtschaft und die politische Vergangenheit des betreffenden Studenten oder Lehrers, sodann vor allem die Anzeigen und Denunziationen der Geheimagenten, die in jedem Unterrichtszimmer und Schlafräum tätig waren, und der freiwilligen Verräter, die sich bei dem Beamtentum beliebt machen oder ihrem Groll oder der Rache freien Lauf lassen wollten.

Zum Schutz der Agenten und zur Sicherung des täglichen Spionagenetzes, erhielten nicht einmal der Direktor des Institutes und der Sekretär seines Parteikomitees Zutritt zu den Dossiers. Das Spezialdepartement hatte in jedem Zweig des Institutes und selbst in den Parteizellen seine Geheimagenten. Aber auch das Parteikomitee wiederum verfügte in den Zellen über seine eigenen Agenten, deren Identität dem Spezialdepartement nicht bekannt war. So gab es unter den Spionen selbst Spione, ein engmaschiges Netz, das lähmende Furcht verbreitete.

Aber das war nicht alles. Neben dem Spezialdepartement hatte die GPU im Institut Agenten, die als Sicherung gegen Lebed und seinen Stab direkt an die regionale Zentrale der GPU Bericht erstatteten. Das Stadtkomitee der Partei beschäftigte Agenten in den Zellen, und das Regionalkomitee erhielt die Geheimberichte seiner besonderen Spione im Stadtkomitee. Diese ineinander-greifenden Pyramiden der Überwachung dehnten sich bis zur höchsten Spitze aus, bis ins Zentralkomitee der Partei in Moskau und schließlich bis ins Politbüro, das Stalin persönlich leitete.

Mannigfache Spionagenetze von der Partei und in der Partei, von der GPU und in der GPU, Informationen sammelnd und miteinander wetteifernd, überzogen das Leben Rußlands von unten nach oben und von oben nach unten. Wir lebten in einer Welt unsichtbarer Augen und Ohren. Der Durchschnittsbürger kannte das Ausmaß und die Dichtigkeit dieses Systems sicher nicht, und auch ich stütze mich in dieser Schilderung bereits auf Entdeckungen, die ich erst viel später machte. Jedermann wußte nur, daß die Wände Ohren hatten und daß Offenherzigkeit der kürzeste Weg zum Ruin war.

Trotzdem verbreiteten sich die illegalen Gerüchte rasch. Ein hinlänglicher Beweis für die Spannung, die zu jener Zeit herrschte. Auch ein Beweis für den charakteristischen russischen Hunger, zu sprechen, mitzufühlen und das Herz auszuschütten. Unter feierlichsten Versprechungen des Stillschweigens wagten wir uns über diese folternden

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Zweifel auszusprechen, beständig in Furcht, jedes gesprochene Wort könnte seinen Weg in unsere Personalakten finden. Wie oft wurde ich in den Jahren der Säuberung, die damals noch vor uns lagen, mit beiläufig geäußerten Bemerkungen konfrontiert, die ich vertrauten Freunden gegenüber gemacht hatte. Wie oft hielt man mir vor, daß ich es unterlassen habe, Bemerkungen anzuzeigen, die andere in meiner Nähe fallen ließen! Die Unterlassung der Denunzierung "antisowjetischer" oder "partei-feindlicher" Beobachtungen konnte leicht als Einverständnis und Teilnahme an der Verschwörung geahndet werden.

Das Spezialdepartement war in der Verfolgung der "Feinde" nicht zimperlich. Einige von uns kannten zum Beispiel die Taktik, mit der es eine strenge Überwachung des betagten und gelehrten Akademikers, Professor Dinnik, Dozent für Maschinenbau, herbeiführte. Neben seinen Vorlesungen arbeitete er an Projekten für lebenswichtige Industrieanlagen, die viel Geld kosteten. Als Nichtparteimitglied, vorrevolutionärer Intellektueller und als Spezialist, der sich offensichtlich um Politik nicht bekümmerte, wurde er bald verdächtig. Wie aber seine Tätigkeit überprüfen, die so ausschließlich technischer Natur war, daß Sabotage nicht leicht festgestellt werden konnte?

Man fand die Lösung in der Gattin des Professors, die als Assistentin in seinem Hauptlabor arbeitete. Sie war eine große, ungelenke Blondine in den dreißiger Jahren, eine angenehme Erscheinung, ungefähr dreißig Jahre jünger als ihr Mann. Da sie aber offenbar seine Arbeit und sein Wissen ehrte, galt sie nicht als genügend verläßlich, um als Agentin der GPU verwendet zu werden. Deshalb wurde ein unwiderstehlicher Liebhaber in ihr Leben gestellt. Der Ingenieur und Parteibüffel Pawlenko, männlich, breitschultrig und mit einem Bulldoggengesicht, riß die junge Frau mit. Professor Dinnik war einer der wenigen Menschen am Institut, die nicht wußten, daß seine Frau einen Liebhaber hatte, und seine Frau eine der wenigen, die nicht den Verdacht hegten, daß ihr Liebhaber bloß Spionagedienste für das Spezialdepartement leistete. Sein Opfer erwies sich als nutzlos — keine Spur von Sabotage konnte im Laboratorium des Professors entdeckt werden.

Obschon man sie selten erwähnte, außer vielleicht in dunklen Anspielungen und symbolischen "politischen Anekdoten" — das heißt in Scherzen mit politischem Hintergrund —, war diese ständige Bepitzelung ebenso wirklich und alles durchdringend, wie die Luft, die wir einatmeten. Sie umschloß und durchdrang die Fabrik in gleichem Maße wie das Institut, die Lokalzeitungen, für die ich schrieb, und die Parteiorganisationen, in denen ich immer aktiver wurde, da ich damals Mitglied des politischen Büros unseres Parteikomitees am Institut war.

Fluten persönlicher Angaben und Denunziationen; die einen selbstgerecht, die andern rachsüchtig und zynisch. Tonnen von Dossiers. Millionen von Spitzeln. Alles sortiert, studiert, klassifiziert und mit Nachweisregistern versehen. Kopien für den

Staatsanwalt, für die Disziplinarbeamten der Partei und für die Geheimarchive der GPU, für den Fall, daß unverzügliches Einschreiten erforderlich war. Tödliche Munition gegen Abtrünnige oder Zweifler. Zehntausende von Registraturschränken, jeder einzelne davon ein Arsenal von Vertraulichkeiten, Indiskretionen, Lügen, Schmeicheleien und Irrtümern.

In unserer führenden Partei hatte dieser ganze, völlig geheime Prozeß der Überwachung und Bloßstellung, durch welchen das altmodische Privatleben für immer liquidiert wurde, einen bezeichnenden Namen. Man nannte ihn "Parteidemokratie".

## II

Genosse Stalin hielt anläßlich einer Konferenz von Wirtschaftsfunktionären im Juni 1931 eine Rede, welche die ganze Sowjetindustrie in ihren Grundlagen erschütterte und das Leben aller Industrie-Arbeiter und -Funktionäre veränderte. Diese Rede enthielt seine berühmten "sechs Punkte" zur Hebung der Leistung, darunter als wichtigste: genaue Kostenberechnung, straffer zentralisierte Führung der Betriebe, vermehrte Verantwortlichkeit für Mißerfolge und Vergeudung, weitgehende Differenzierung der Einkünfte.

"Die Rationalisierung der Industrie", beklagte sich Stalin, "ist längst vom vorgeschriebenen Kurse abgewichen. Unsere Unternehmungen haben seit langem aufgehört zu rechnen, zu zählen und richtige Bilanzen der Einnahmen und Ausgaben aufzustellen ... Niemand scheint mehr für etwas verantwortlich zu sein ... Die Führer halten den Mund. Warum? Allem Anschein nach, weil sie sich vor der Wahrheit fürchten."

Zum Teil war ich über den Klang dieser offiziellen Gedanken erfreut. Fast kamen sie mir wie ein persönlicher Sieg vor, weil ich lange eben für diese Art der Rationalisierung geschrieben und gekämpft hatte. Andere Stellen der Rede aber beunruhigten mich. Leuten, wie meinem Vater, galten sie als Bestätigung ihrer schwärzesten Ahnungen.

Gleichheit der Besoldung, früher eines der sowjetischen Ideale, galt nun plötzlich als Verbrechen. Urawnilowka, Gleichstellung, wurde, als einer sozialistischen Gesellschaft unwürdig, gebrandmarkt. Das "Parteimaximum", das Einkommen der Parteimitglieder, bisher nicht viel höher als der Durchschnitt, wurde aufgehoben, und löste beim Beamtentum wahre Sturzfluten von Gier und Selbstsucht aus. Innerhalb der ganzen Sowjetwirtschaft erfolgte die Einführung des Akkordsystems, selbst bei Arbeiten, für die eine solche Lohnregelung offensichtlich lächerlich, wenn nicht geradezu unmöglich, war. Mit dem seltsamen Sowjetgenius für alles Extreme wurde das Übel der allzu vielen Leiter durch das Übel des uneingeschränkt mächtigen Einzelleiters ersetzt, womit auch der letzte Schein einer "Arbeiterkontrolle von unten" über Bord ging.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Selbstverständlich sind das Anordnen von Neuerungen und ihre Durchführung zweierlei Dinge. Stalin hatte mit seiner Anschuldigung, die Führer scheuten die Wahrheit, durchaus recht. Sie scheuten sie, weil Wahrheit als beinahe konterrevolutionär, auf alle Fälle als gefährlicher Luxus galt. Ein gutgläubiger Irrtum in einem Urteil oder ein unkluger technischer Versuch wurden als Sabotage mit Verbannung oder Gefängnis bestraft. Einen Untergebenen für seine Fehler zur Rechenschaft zu ziehen, war unmenschlich, da ihn dann die polizeiverseuchten Behörden wahrscheinlich wegen vorsätzlicher Verräterei zur Rechenschaft gezogen hätten. Die Scheu vor Verantwortung flocht unlösbare Knoten in die gigantische wirtschaftliche Anstrengung. So sagte mir einst Golubenko:

"Sie verlangen von uns Rationalisierung, Modernisierung und Herabsetzung der Kosten. Das ist alles ganz schön und recht, Genosse Kravchenko. Sobald wir aber etwas Kühnes oder Ungewöhnliches unternehmen, setzen wir damit unser Leben aufs Spiel, nicht wahr? Das Sicherste ist noch immer, überhaupt nichts zu tun."

Im Spätherbst dieses Jahres wurde ich, zusammen mit dem Direktor unseres Institutes, Genosse Tsiplijakow, und einem weiteren Studenten, Beretzkoi, vor das Partei-Regionalkomitee zitiert. Der Sekretär schloß die Türe und gab uns bekannt, er beabsichtige, uns zur Durchführung einer Untersuchung nach Nikopol, einer etwa 100 Kilometer entfernten Stadt, zu senden.

"Trotz der *sechs Punkte* Genosse Stalins", sagte er, "geht die Arbeit schlecht voran. Großes Tamtam und viele Versammlungen, aber die Projekte stehen weit hinter den vorgeschriebenen Terminen. Die Disziplin ist schlecht, und Unzufriedenheit herrscht überall. Ein typischer Fall: Nikopol. Ihr wißt, wir bauen dort ein großes metallurgisches Kombinat. Es kostet mehrere hundert Millionen Rubel. Aber aus irgendeinem Grunde gehen die Bauarbeiten nicht vorwärts, und die Arbeitsleistung ist phantastisch schlecht. Ihr drei geht nach Nikopol. Ihr bleibt dort, solange es notwendig ist: eine Woche oder zwei Wochen. Dann schreibt ihr einen Rapport über die Fehler und macht Verbesserungsvorschläge. Wir werden euren Bericht überprüfen, und wenn wir ihn für wertvoll halten, an Genosse Ordschonikidse weiterleiten."

Bei unserer Ankunft in Nikopol besichtigten wir den Bau, der vor etwa drei Jahren begonnen wurde. Er stand in einer öden Steppe, sechs Kilometer von der Stadt und mehrere Kilometer von der Bahn entfernt. Dieser Umstand vergrößerte die Unannehmlichkeiten der Arbeiter bedeutend. Niemand wußte Bescheid, weshalb diese unpraktische Lage gewählt worden war. Wäre der Bau näher an der Stadt gelegen, so hätte sich auch das Wohnungsproblem leichter lösen lassen.

Der Direktor des Betriebes, Peter Brachko, war neu auf seinem Posten. Er übte deshalb bei der Enthüllung der Unmenge von Fehlern und Dummheiten, unter denen die Arbeit litt, keine Zurückhaltung.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Ich traf den Betrieb in solcher Verwirrung und solchem Schmutz," seufzte er, "daß schon die Vorarbeiten allein einen ungeheuren Aufwand verlangen. Überdies sind die verschiedenen Zweige des Unternehmens nicht koordiniert. Ihr wißt wohl gut genug, Genossen, daß jeder metallurgische Betrieb von anderen Betrieben abhängt. Einen Betrieb einzeln, ohne Bezug auf die andern, aufzubauen, ist sinnlos. In der Gesamtstatistik mag es sich zwar gut ausnehmen; aber wesentlich weniger schön, wenn man auf die wirkliche Leistung blickt."

Ober die ganze ungeheure Anlage verstreut, die für die projektierten Fabriken, Gießereien, Verwaltungsgebäude und Wohnsiedlungen abgesteckt war, sahen wir mit Entsetzen teure, meist deutsche Importmaschinen, die im Freien verrosteten. Oberall trafen wir auf verlassene Baustellen, die einen halb fertiggestellt, die andern noch kaum über die Grundsteinlegung hinaus fortgeschritten.

"Das ist ja scheußlich, Genosse Brachko", sagte ich, als wir uns eben durch eine schmutzige Wildnis von Ziegelsteinen und Metall den Weg bahnten.

"Ich weiß, aber was kann ich dagegen tun? Kaum haben wir mit der Arbeit an einem Gebäude einmal richtig begonnen, kommt schon ein Befehl der Regierung, sofort abubrechen und alle Kräfte an einem vollkommen neuen Ort einzusetzen. Die Pläne hätten wieder gewechselt! Dabei können die Arbeiter bei weitem nicht die Leistungen erfüllen, die ihnen vorgeschrieben sind. Krankheit und Schichtschwänzen nehmen erschreckend überhand. Die Arbeiter langweilen sich, sie wohnen unter schlimmen Bedingungen und erhalten, unter uns gesagt, für ihre schwere Arbeit auch zu wenig Nahrung."

Dann fügte er in einem Anflug von Genugtuung hinzu: "Natürlich bin ich neu hier. Dies alles ist eine Erbschaft, die ich von der früheren Verwaltung übernehmen mußte."

Armer Brachko! Wie konnte er ahnen, daß er in ein paar Jahren die Schweinerei in Nikopol mit seiner Freiheit bezahlen mußte? Und ich, wie konnte ich ahnen, daß ich eines Tages selbst dazu bestimmt sein würde, in der Direktion dieses "Giganten" eine führende Rolle zu spielen? In seliger Unwissenheit über unsere künftigen Schicksale durchschritten wir diese unglaubliche Verwirrung.

Die Untersuchungskommission befragte die Ingenieure, Vorarbeiter und auch einzelne Arbeiter. Es wurde uns klar, daß die Arbeit nur ruckweise vorstatten ging, daß man Geld und Kraft verschwendete. Ich vermochte zwei Hauptursachen zu erkennen.

Die erste war die Einmischung von oben und die Nadelstiche von außen. Riesenhaft, wie nun einmal dieser Betrieb war, gehörte er zu einem gigantischen Gesamtplan, der sich menschlichem Begreifen entzog. Eine kleine, an sich berechnete Änderung verursachte oft in den entfernteren Teilen ernste Mißstände. Die Beamten, die nicht



Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

direkt im Betrieb standen, konnten die schädlichen Wirkungen ihrer beiläufigen Befehle auf dieses oder jenes Unternehmen nur selten erkennen. Die lokalen Beamten gaben sich mit dem Gehorchen zufrieden und hofften das Beste. Überdies trug jede Einmischung auch polizeilichen Charakter. Endlose Verhaftungen und Drohungen schufen eine Atmosphäre von Angst und Unsicherheit.

Die zweite Ursache lag zur Hauptsache in der Unterschätzung des menschlichen Faktors im Produktionsprozeß. Obschon Millionen und Millionen von Rubeln für unbenötigte Maschinen und preisgegebene Bauprojekte leichtsinnig zum Fenster hinausgeschmissen wurden, waren die Löhne — wenn man bedenkt, was man damals mit einem Rubel kaufen konnte — erbärmlich niedrig angesetzt. Die Wohnungen der Arbeiter existierten wohl auf dem Papier, aber die Arbeiter aus Fleisch und Blut verfrachtete man in rasch errichtete Holzbaracken, denen es selbst an den primitivsten hygienischen Einrichtungen fehlte, mit lecken Dächern, feuchten Wänden und Böden. Der Nachdruck lag auf der Produktion, bei völliger Mißachtung der Arbeiter.

An unserem zweiten Abend in Nikopol beschloß ich, zusammen mit dem Bauleiter, dem dortigen Parteisekretär und dem für die Unterkunft verantwortlichen Beamten, die Baracken zu besuchen. Durch fußtiefen Schmutz wadend, gelangten wir zu den Reihen freudloser Wohnungen. Obschon es in den Verwaltungsgebäuden elektrisches Licht gab, hatte man es nicht bis in die Arbeiterquartiere geleitet. Einige Kerosinlampen, daneben da und dort ein Docht in einer Olschale, warfen ein gruftähnliches Dämmerlicht über das schmutzige Bild.

Eine der Baracken erschien von außen fast vollkommen dunkel. Ich klopfte; ein älterer bärtiger Mann öffnete die Türe.

"Guten Abend, Genosse, dürfen wir eintreten?"

"Wer bist du?"

"Ich bin der Parteisekretär, und dies hier", er deutete auf mich, "ist eine Kommission aus dem Zentrum."

"Trifft sich glänzend!" sagte der Arbeiter mit grober Ironie. "Willkommen in unserem Palast! Möchtest du ein paar Ratten oder lieber Wanzen? Mach dir nichts aus dem Gestank."

Die Baracke war fast finster. Auf ein paar Pritschen lasen jüngere Arbeiter beim Lichte von "Qualmern". Andere spielten Karten. Die Mehrzahl der fünfzig oder sechzig Mann beachtete uns überhaupt nicht. Andere drängten sich um uns, bereit, sich zu beklagen und zu fluchen. Eine Ratte tummelte sich zu unseren Füßen.

"Nennst du diesen Mist Bettzeug?" sagte einer der Arbeiter. "Sind das Kissen? Nein, lauter schmutzige Lumpen!"

"Wie oft werden die Betttücher gewechselt?" fragte ich.

"Wenn du Glück hast, monatlich, sonst alle zwei, alle drei Monate, oder überhaupt nie."

"Ungeziefer und Mäuse bekämpft man hier nicht", rief ein anderer. "Komm her, ich will dir's zeigen."

Er hob eine eiserne Bettstatt am einen Ende empor und stieß sie mehrmals auf den Boden. Die in ihren Nestern aufgestörten Wanzen fielen massenhaft auf den Boden. Unwillkürlich trat ich erschrocken zurück.

"Weshalb sollte es kein Ungeziefer geben?" nahm ein anderer Arbeiter den Bericht wieder auf. "Wir arbeiten in Schichten. Die einen gehen, die andern kehren wieder, bevor die Betten noch kalt geworden sind. Und die Böden werden nur einmal im Monat aufgewaschen. Dies ist kein Leben, das ist eine Marter. Wenn's regnet, sind wir in einer Arche Noah, und wenn's kalt ist, am Nordpol."

"Warum schweigt ihr denn und beklagt euch nicht?" fragte ich.

"Beklagen!" verlachte er mich. "Das nützt keinen Dreck. Kommissionen kommen, wie die eure, und dann hören wir nichts mehr. Wir wollen arbeiten, wir begreifen, daß das notwendig ist. Aber wir sind aus Fleisch und Blut, nicht aus Stein. Überdies faßten die Arbeiter einer andern Baracke den Entschluß, etwas gegen diese scheußlichen Lebensbedingungen zu unternehmen. Sie beschlossen, die Arbeit einzustellen bis Abhilfe geschaffen werde. Na, du wirst ja wissen, was dann geschah."

"Was geschah?"

Allgemeines Schweigen.

"Fürchte dich nicht und erzähl's mir. Ich komme von Dnjepropetrowsk und weiß es wirklich nicht."

"Nun, die Rädelsführer wurden abgeholt", meldete sich einer.

"Wohin abgeholt?"

"Nicht in die Kirche oder in eine Bierkneipe, das garantiere ich dir — zur GPU natürlich. Und sie kamen nie mehr zurück."

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Sie hatten wohl Ferien in Sibirien nötig", warf der bärtige Arbeiter mit bitterem Lachen ein.

Ich erstattete meinen Kollegen der Kommission Bericht. Auch sie hatten Wohnsiedlungen und die fertigen Fabrikgebäude inspiziert. Keiner von uns steuerte optimistische Beiträge bei. Die ganze Nacht wälzte ich mich im Bett herum. Der Schmutz, die Leiden und die Bitterkeit lasteten schwer auf mir. Die Gleichgültigkeit jener, die zu müde und abgestumpft schienen, um sich noch zu beklagen, bedrückte mich fast noch mehr als der Hohn und Haß der Arbeiter, die frei herausgesprochen hatten. Die Episode der Rädelsführer, die "abgeholt" worden waren, machte das ganze Bild noch trüber und noch hoffnungsloser.

Am nächsten Tage wurde eine Versammlung aller verantwortlichen Führer des Nikopolbetriebes im Stadtkomitee der Partei einberufen. Ich hielt mit der Schilderung des Gesehenen nicht zurück. Direktor Brachko gab den Befehl, daß innerhalb fünf Tagen die unhaltbaren Zustände in den Baracken behoben sein müßten, ansonst die Betriebsbeamten von den "höchsten Instanzen" der Sowjetmacht zur Rechenschaft gezogen würden. Genosse Tsiplijakow gab das Bleiben der Kommission auf weitere fünf Tage bekannt.

Das waren unheimliche Tage. Hunderte von Arbeitern putzten, wuschen und besserten aus. Dank verzweifelter Telephone nach Charkow und in einem Fall sogar nach Moskau, trafen Körbe voll frischer Bettücher und Kissen ein. Elektrische Leitungen wurden in die Baracken gelegt. Dieselben Beamten, die es zugelassen hatten, daß sich diese schlimmen Verhältnisse häuften, waren nun eifrig und sogar freudig dabei, die Lebensbedingungen zu verbessern.

"Wir billigten diese Mißstände nicht," sagte mir einer von ihnen, "aber wir hatten nicht die Macht, ihnen zu begegnen. Es ist leichter, die Dinge schlittern zu lassen, als zu handeln. Niemand will die Verantwortung auf sich nehmen. Diese Reinigungsarbeiten zum Beispiel, sind nur möglich, weil ihr das Regionalkomitee repräsentiert. Im Budget sind keine Beträge für saubere Leintücher oder notwendige Reparaturen vorgesehen, und wer wollte es wagen, mit dem Budget Schindluder zu treiben. Es ist ein circulus vitiosus."

Am Abend vor unserer Abreise aß ich mit einem der Chefindingenieure. Er war ein älterer Mann, kein Parteimitglied.

"Ich gehöre nicht eurer Partei an", sagte er, "sondern bin nur ein alter, russischer Intellektueller. Ich mische mich nicht in eure inneren Angelegenheiten. Aber ich bin Ingenieur und will nicht, daß meine Arbeit vergeblich sei. Ich liebe mein Land und will, daß es ihm gut geht. Bitte, glaub mir das. Alles was wir der Führung vorschlagen, wird kritisiert. Es wird nach politischen, statt nach technischen Gesichtspunkten beurteilt."

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Wie immer auch die Entscheidung lautet, wir müssen gehorchen, auch wenn sie sinnlos ist. Wenn die Führung Fehler begeht, so leiden wir darunter, halten aber den Mund. Wir müssen sogar unseren Sternen danken, wenn wir nicht für fremde Schnitzer verantwortlich gemacht werden."

"Wie steht's mit den hiesigen Parteileuten? Helfen sie denn nicht?"

"Oh, mein lieber Genosse Kravchenko, es gibt wohl viele Beamte, die uns beaufsichtigen, aber wenige, die uns helfen. Das Betriebskomitee der Partei kontrolliert, das Stadtkomitee kontrolliert, die GPU kontrolliert und jetzt seid ihr da, um zu kontrollieren. Sie kontrollieren uns und sich selber gegenseitig. Früher wurden intelligenten Leuten Millionen von Rubeln anvertraut, und sie erhielten genügend Freiheit, um darüber zu verfügen. Wie es aber jetzt steht, brauchen wir mehr Zeit mit Sorgen, was wohl dieser oder jener denkt, als mit wirklicher Ingenieur- und Aufbauarbeit. Ich bin ein alter Mann und wage es deshalb, offen herauszusprechen."

Schweren Herzens verließ ich Nikopol. Rückblickend ist das Erstaunliche an diesem Besuch, daß wunderbarerweise doch ein großer Teil des riesigen metallurgischen Kombinats erbaut werden konnte. Langsamer und teurer zwar als vorgesehen, und mit einem fast unberechenbaren Aufwand an Leben und Leiden. Aber es wurde doch gebaut.

Wir verfaßten einen ausführlichen Bericht an die Partei, die ihrerseits die Vorschläge nach Moskau weiterleitete. Mein eigener Bericht beschönigte nichts, nicht einmal die Wanzen und die GPU-Verhaftungen der klagenden Arbeiter. Ob dieser letzte Punkt Moskau je erreichte, weiß ich nicht.

Diese Erfahrung bestärkte mich in einem Plan, der mich seit Monaten beschäftigte. Ich wollte nach Moskau gehen und versuchen, Genosse Ordschonikidse zu sprechen. Ich wollte mit ihm von Mann zu Mann über die Mängel und Mißstände sprechen, die mich überall umgaben. Da meine Absicht sich mit den Nöten der Petrowski-Lenin-Fabrik deckte, erhielt ich von Direktor Golubenko die Erlaubnis, und er willigte auch ein, mir die Auslagen der Reise zu vergüten.

### III

Direkt vom Bahnhof eilte ich zum Kommissariat für Schwerindustrie.

Dies war mein dritter Besuch in Moskau. Bei meinen früheren Besuchen hatte ich jedoch den Gegensatz zwischen der Hauptstadt und dem übrigen Land nicht so stark bemerkt. Es war ein Gegensatz, hervorgerufen zum Teil von den Verbesserungen des Stadtbildes, mehr jedoch noch von der schnellen Verelendung der Provinzstädte.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Nach Dnjepropetrowsk und selbst Charkow nahm sich Moskau wie ein Himmel voller Überfluß aus. Die Schlangen vor den Läden waren weniger lang und die Gestelle in den Läden weniger leer. Hier pulste ein fühlbarer Rhythmus von Tätigkeit und eine optimistische Stimmung. Die Straßen waren sauber gewischt und die Hauptstraßen neu asphaltiert. Neue, moderne Gebäude beeindruckten den auswärtigen Besucher. Die Droschke fuhr mich über den Theaterplatz, mit seinen Theatern, Hotels, der großen Oper und vielen schönen Kaufläden. Die sich auf den Bürgersteigen drängenden Menschen waren besser gekleidet und, was mich am meisten freute, sie liefen nicht ziellos herum. In ihrer Haltung lag eine Lebhaftigkeit, wie sie im allgemeinen Rußland fremd ist.

Nachdem ich mich ausgewiesen und einen Paß bekommen hatte, stellte ich mich dem Sekretär Kommissar Ordschonikidses, Genosse Semuschkin, vor. Glücklicherweise kannte ich ihn von früher her, und das ebnete mir meinen Weg. Ich zeigte ihm meine Briefe von Golubenko und anderen, und er meldete dem Kommissar meine Ankunft.

Sechzehn Leute waren im Vorraum. Alle gut genährt und gut gekleidet. Einige trugen ausländische Kleidungen. Beinahe alle hatten Aktenmappen bei sich. Alles in allem zeugte ihr Äußeres von Wohlstand und Eigendünkel. Offenbar waren sie Leiter großer Industrieunternehmungen, Verwaltungsräte großer Industrieprojekte und gehörten zu den obersten Schichten der Wirtschaftsführung. Als jüngster Mann im Zimmer, in einer Kleidung, die ans Fadenscheinige grenzte, kam ich mir fast wie ein Eindringling oder armer Verwandter vor. Die andern musterten mich ein wenig mißtrauisch, als wollten sie sagen: "Was hat wohl dieser Kerl in unserer bedeutenden Gesellschaft zu suchen?"

Hinter der großen Türe, die ins Büro des Kommissars führte, hörten wir plötzlich Lärm und Rufe. Ich erkannte den georgischen Akzent Ordschonikidses. Wir blickten mit Interesse und einiger Beunruhigung zur Tür. Falls der Kommissar schlechter Laune war, bedeutete dies für unsere verschiedenen Missionen ein schlechtes Omen. Dann öffnete sich die Tür heftig. Ein dicker, schwitzender und offensichtlich erschrockener Mann stürzte heraus, einen offenen Koffer schleppend. Aus dem Koffer fielen mehrere Löffel, Messer und Gabeln auf den Boden. Der durch sein Gewicht behinderte arme Kerl bückte sich, um die Gegenstände aufzulesen, warf sie nervös in seinen Koffer, schloß ihn mit zitternden Händen und stürzte, ohne uns anzublicken, hinaus.

Eine oder zwei Minuten später kam Ordschonikidse heraus, lächelnd und freundlich, ohne eine Spur der heftigen Szene zu verraten. Als Zeichen der Ehrfurcht standen alle auf.

"Gewiß, ich habe diesen Halunken angebrüllt," erklärte er lachend, "und er hat es verdient. Er brachte mir Muster einer Massenfabrikation von Bestecken! Dieses Zeug taugt nicht einmal für Wilde — roh und häßlich wie Spaten. Wir müssen uns langsam

## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

den Gedanken aus dem Kopf schlagen, Genossen, daß für das russische Volk alles gut genug ist. Jetzt wollen wir sehen, was euch alle hierher geführt hat."

Mit Semuschkin im Gefolge ging der Kommissar von einem Besucher zum andern. Nachdem er sich den Auftrag des Mannes angehört hatte, übergab er ihn entweder einem Assistenten oder forderte ihn auf, zu einer bestimmten Zeit später vorbeizukommen. Seit ich ihn zum letztenmal getroffen hatte, war Ordschonikidse etwas fester geworden. Grau schimmerte in seinem buschigen Haar und seinem hängenden Schnurrbart. Aber die humorvolle und ungekünstelte Art seines Auftretens flößte noch immer Vertrauen ein.

Als die Reihe an mich kam, händigte ich ihm meine Briefe aus. Den einen davon überflog er rasch, dann blickte er mit einem Zwinkern in den 'Augen auf.

"Wie geht's, alter Freund?" sagte er. "Ja, ja, ich erinnere mich gut an dich, Genosse Kravchenko. Ich hoffe, du machst in deinen Studien Fortschritte, und ich freue mich darauf, mit dir zu verhandeln. Sagen wir, heut nacht um zehn. Genosse Semuschkin nimm dich dieses Genossen an. Sorge dafür, daß er es gemütlich hat."

Als sich der Kommissar in sein Büro zurückgezogen hatte, kam Semuschkin auf mich zu und drückte mir beglückwünschend den Arm. Offenbar war mir Ordschonikidse freundlich gesinnt, und sein Sekretär handelte nach seiner Anweisung. Die andern blickten mich nun mit einem gewissen Neid an — ein so junger Mann und stand bereits in der Sonne des allmächtigen Lächelns .. .

Ich wurde in einem großen Lincoln ins Hotel Metropol gefahren. Nachdem ich eine Empfehlung des Kommissariats vorgewiesen hatte, wurde mir unverzüglich ein großes Zimmer in einem der oberen Stockwerke angewiesen. Meine Begegnung mit einem der Mächtigen stärkte mein Selbstbewußtsein.

Gegen Abend ging ich ins Hotel-Restaurant, einen hohen Raum, mit riesigen tropischen Topfpflanzen geschmückt. Er war überfüllt, und ein großes Jazzorchester spielte Potpourrimusik. In der Mitte des Raumes gab es eine Art von Fischteich, an dessen polierten Ufern die Paare so dicht gedrängt zu Jazzmusik tanzten, daß sie als eine einzige wogende Masse erschienen.

Ich brauchte einige Minuten, um mich an den ungewohnten Anblick zu gewöhnen. War dies wirklich ein Teil unserer Sowjetunion? Oder war ich versehentlich in ein Kino geraten? Hinter einer Palme geborgen, betrachtete ich die Essenden und Tanzenden. Hin und wieder sah ich Männer in russischer Tracht, die übrigen aber waren auf europäische Art gekleidet und trugen Krawatten. Einige Frauen tanzten in ausgeschnittenen Abendkleidern, wie ich sie, außer auf Buchumschlägen, noch nie gesehen hatte. Viele Fremde waren da, einige im Smoking und gestärkten weißen Hemden. Durch einen

## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Bogengang am einen Ende des Restaurants sah ich in eine Bar, wo hübsche Mädchen ausländisch aussehenden Männern auf hohen Stühlen Getränke servierten.

Bei der Betrachtung des Ortes kamen mir plötzlich die Baracken von Nikopol in den Sinn. "Willkommen in unserem Palast, Genossen. Was zieht ihr vor, Ratten oder Wanzen?" Aber ich verscheuchte den Gedanken. Das war Moskau. Bald würde ich mit einem der mächtigsten Führer unseres Landes "beratschlagen".

Lange vor der festgesetzten Stunde fand ich mich wieder im Empfangsraum des Kommissariats ein. Kurz vor zehn Uhr kam Semuschkin.

"Du wirst wohl etwas warten müssen. Genosse Bucharin ist beim Kommissar."

Genosse Bucharin! Mein Herz machte einen Sprung. Das war beinahe wie ein Zusammentreffen mit Lenin. Unter den großen Namen der Revolution stand Bucharins Name gleich hinter Lenin und Trotzki. Bei meiner Vorbereitung auf den Eintritt bei den Komsomolzen hatte ich sein "Abc des Kommunismus" studiert. In den letzten paar Jahren allerdings war Nikolai Bucharin<sup>12</sup> als "rechts Abirrender" verdammt und seiner offiziellen Ämter beraubt worden. Seine Bücher standen auf dem Index. Noch immer aber lag Magie in seinem Namen; und das Bewußtsein, er sei jetzt dort, auf der anderen Seite dieser Türe, versetzte mich wider meinen Willen in Aufregung.

Gleich darauf forderte mich Semuschkin auf, einzutreten. "Bucharin ist immer noch drinnen", flüsterte er. "Der Kommissar bat ihn, zu bleiben und dich kennenzulernen."

Dann drückte ich Ordschonikidse und Bucharin die Hand. Der Kommissar saß hinter einem großen, mit Papieren, Büchern, einem halben Dutzend Telephonen und einem Klingelbrett bedeckten Schreibtisch. Bucharin und ich saßen ihm gegenüber auf der anderen Seite des Tisches. Es war ein riesiges Zimmer, an den Wänden hingen Gemälde von Marx, Lenin und Stalin. Eine Photographie Stalins stand auf dem Schreibtisch. Eine persönliche Widmung "Für Sergo" war in die eine Ecke geschrieben.

"Nun, Genosse Kravchenko", sagte der Kommissar und versuchte, mir meine Befangenheit zu nehmen, "erzähl uns kurz und klar, was du vom Nikopolprojekt weißt."

"Zuerst, Genosse Kommissar, möchte ich über den Betrieb in Dnjepropetrowsk sprechen. Ich habe über seine Arbeit meine eigenen Ansichten, die ich dir gerne vorlegen möchte."

"Schön. Los."

---

<sup>12</sup> Nikolai Iwanowitsch Bucharin (1888-1938), ein russischer Politiker, marxistischer Wirtschaftstheoretiker und Philosoph. Er nahm an den russischen Revolutionen von 1905 sowie 1917 teil und wurde im Zuge der Stalinschen "Säuberungen" erschossen.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Da ich mir die Probleme schon zum voraus im Kopf zurechtgelegt hatte, vermochte ich sie in aller Deutlichkeit darzulegen. Bestimmte Abteilungen des Betriebes erforderten Modernisierung und Erweiterungen. Im Eifer, lauter neue Fabriken zu erbauen, führte ich aus, seien ein paar der alten Fabriken vernachlässigt worden. Ich versuchte, mathematisch zu beweisen, daß man durch die Investierung von einigen Millionen Rubel für Verbesserungen dieses Betriebes eine größere Produktionsleistung erzielen könne als durch die Verwendung einer noch zehnmal größeren Summe für den Bau neuer Betriebe.

Bucharin lächelte übers ganze Gesicht und nickte mit dem Kopf zum Zeichen seines Einverständnisses. Es war allgemein bekannt, daß er sich dem "extremen Tempo" der Neubauten widersetzte. Ehe man ihn zum Schweigen brachte, hatte er einige Punkte des Fünfjahresplanes "reines Abenteuerum" genannt.

"Im allgemeinen bin ich mit dir einverstanden, Genosse Kravchenko," sagte Ordschonikidse, "obgleich die besonderen Probleme des Petrowski-Lenin-Kombinates noch studiert werden müssen." Er machte sich ein paar Notizen auf ein Blatt. "Richte Direktor Golubenko aus, seine Forderungen würden sorgfältig geprüft. Nun weiter ..."

Ich ging dann dazu über, meine Eindrücke in Nikopol zu schildern. Zuerst hielt ich mich an die formellen, technischen Sätze, die ich mir im voraus zurechtgelegt hatte. Aber während ich sprach, überwältigten mich die Erinnerungen an die Baracken, an die Mißstimmungen und den Schmutz. Unwille schlich sich in meine Stimme, als ich die Vergeudung, den Wirrwarr und besonders die unerträglichen Lebensbedingungen der gewöhnlichen Arbeiter schilderte.

"Genosse Kommissar, ich bin überzeugt, wir könnten riesige Summen an diesem Projekt sparen, wenn ein paar Millionen dafür angelegt würden, bessere Lebensbedingungen für die Arbeiter zu schaffen. Die Vernachlässigung des menschlichen Faktors verwandelt an einem Ort wie Nikopol den ganzen Plan in eine Tragödie der Verschwendung."

"Bravo!" warf Bucharin ein, und Ordschonikidse versuchte vergeblich ein Lächeln zu unterdrücken.

"Das Hauptproblem", fuhr ich fort, von meiner eigenen Beredsamkeit hingerissen, "besteht im Lohnsystem, angefangen beim Chefingenieur bis hinunter zum einfachsten Arbeiter. An zweiter Stelle steht die Frage der Bedarfsartikel; damit die Arbeiter mit dem verdienten Geld kaufen können, was sie brauchen: Nahrung, Kleider und Haushaltsartikel. Als ich dich zum erstenmal traf, Genosse Kommissar, beklagte ich mich über die Einmischung in die Verwaltung eines Unternehmens. Einheitliche Leitung und Verantwortlichkeit sind gute Dinge. Aber nun sind wir ins andere Extrem gefallen, und die Arbeiter haben überhaupt nichts mehr zu sagen. Sie werden sogar von



Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

der GPU verhaftet, wenn sie es wagen, gegen die scheußlichen Lebensbedingungen zu protestieren. Aber ich rede zu viel. Verzeih, aber dies alles geht mir sehr nahe."

"Nein, nein, nur weiter, Genosse", rief Ordschonikidse aus. "Es ist erfrischend, jemanden mit dem ganzen Mund und nicht nur in Bruchstücken sprechen zu hören. Alles was du sagst, ist wahr. Glaube nicht, wir wüßten das nicht. Ich versichere dir, auch Genosse Stalin beschäftigt sich sehr mit dem Lohnproblem. Aber es ist leichter, das Übel zu diagnostizieren, als es zu heilen."

Die Besprechung dauerte fast eine Stunde. Einmal fragte mich der Kommissar, ob ich schon im Ausland gewesen sei.

"Nein," antwortete ich, "aber ich lese technische Zeitschriften aus Schweden, Deutschland und Amerika. Wir haben noch viel zu lernen."

"Wenn du an deinem Institut abgeschlossen hast, werden wir dich vielleicht nach Amerika und Deutschland schicken. Doch jetzt wollen wir das Geschäftliche für einen Augenblick beiseite lassen. Hast du schon unsere Theater besucht? Und die Museen?"

"Noch nicht, aber ich hoffe, noch so viel wie möglich unter Dach zu bringen. "

"Gut, ich will dir fünf Tage Urlaub in Moskau bewilligen. Warte im Vorzimmer auf Semuschkin. Und nun auf Wiedersehen bis zum nächstenmal."

Ich war ein wenig betäubt, als ich sie verließ. Noch nie war ich so nahe mit der Macht in Berührung gekommen, und dieses Gefühl berauschte mich. Die im Vorzimmer sitzenden Leute betrachteten mich mit unverhohlener Neugierde. Jemand, der eine kostbare Stunde des Kommissars für sich in Beschlag legen konnte, mußte "bedeutend" sein. Semuschkin gesellte sich bald zu mir.

"Na, Genosse, ich gratuliere. Sicherlich sind deine Aktien gestiegen!" sagte er. "Hier sind Billette für das Bolschoitheater und das Moskauer Kunsttheater. Deine Auslagen im Hotel, werden beglichen. Und hier hast du tausend Rubel Taschengeld. Ein Geschenk Genosse Ordschonikidses. Viel Vergnügen, und wenn du etwas brauchst, so ruf mich einfach an."

Wieder wurde ich in einem großen Wagen ins Hotel gefahren. Als ich ins Metropol-Restaurant essen ging, sang ein Zigeunerchor bekannte Volkslieder. Irgendwie war die Fremdheit des Ortes verflogen. Die Tatsache, daß ich eben erst von einer geheimen Beratung mit Ordschonikidse und Bucharin kam, bewirkte, daß ich mich hier, fast wie einer der Auserwählten, zu Hause fühlte. Wie leicht war es, sich den Fleischtöpfen der Macht und des Überflusses hinzugeben! Wie lange würden wohl die Leiden einiger unbekannter und verlauster Arbeiter in Orten wie Nikopol auf meinem Gewissen lasten,

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

wenn auch ich in Moskau lebte, mit viel Geld in den Taschen, einem zugeteilten Automobil und Jazzorchester, die die Selbstvorwürfe betäubten?

In den nächsten fünf Tagen besuchte ich ein Ballett, mehrere Opern, eine Moskauer Kunstaussstellung und verbrachte einen Abend im Wachtangow-Theater. Viele Stunden verweilte ich in der Tretjakow-Galerie, dem Revolutionsmuseum, der Lenin-Bibliothek und bei anderen "Sehenswürdigkeiten, die man gesehen haben muß!" Welchen Reichtum von Schönheit und Wissen gab es doch in der Welt!

Da ich mich erinnerte, Genosse Lazarew, der mich vor so vielen Jahren in den Donezkohlengruben der Partei und ihren Idealen nahegebracht hatte, sei in Moskau, beschloß ich, ihn zu besuchen. Er erinnerte sich meiner und bereitete mir einen sehr herzlichen Empfang. Er wohnte in einer kleinen Wohnung, in einer der neuen Wohnsiedelungen auf der anderen Seite des Flusses. Aus Gründen, die ich kaum in Worten hätte fassen können, war ich über das Bildnis Tolstojs begeistert, das noch immer an seiner Wand hing . . .

Er stellte mir seine Gattin vor, eine anziehende junge Frau, wie er aktives Parteimitglied. Ober dampfenden Teegläsern erzählte ich ihnen mein Leben seit unserm letzten Zusammentreffen im Kohlengebiet. Der Bericht schloß natürlich mit einem genauen und begeisterten Bericht über meine Begegnung mit Ordschonikidse und Bucharin. Lazarew hörte mir schweigend zu. Ich spürte, wie ihn meine Begeisterung aufbrachte.

"Tausend Rubel, Theaterfreikarten, Lincoln, das Metropol", sagte er ein bißchen traurig. "Ja, so haben auch die Großfürsten des alten Regimes ihre bevorzugten Erfolgsmänner behandelt. Nur die Namen haben sich geändert."

"Du bist nicht ganz gerecht, Genosse Lazarew", erwiderte ich etwas hitzig. "Was mich beeindruckte, war, daß der Kommissar einwilligte, mir zuzuhören. Ich bin überzeugt, er versteht die Lage unseres einfachen Volkes und fühlt mit ihm. Und wenn er so fühlt, so muß ich annehmen, daß auch Stalin so fühlt. Deshalb fühle ich mich ermutigt."

Lazarew bekleidete einen wichtigen Posten an der Universität Moskau. Er diente bei mächtigen Parteikomitees. Und doch schienen sich, als wir an diesem Nachmittag miteinander sprachen, unsere Rollen merkwürdigerweise vertauscht zu haben. Seine sprudelnde Hoffnungsfreude und seine Glut waren verebbt. Nun war ich derjenige, welcher die Partei in Schutz nahm.

"Bist du kürzlich in den Dörfern gewesen?" fragte er mich plötzlich.

"Nein, aber ich weiß ziemlich genau, was dort vorgeht."

## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Wissen und Sehen sind zweierlei. Wie du weißt, bin ich soeben aus der Ukraine, aus dem Gebiet von Odessa, zurückgekehrt. Ich mußte in einer bestimmten Gegend die Kollektivierung durchsetzen. Ich bedaure, mein Freund, darüber nicht so ruhig sprechen zu können, wie du von der Großzügigkeit deines Kommissars ..."

Lazarew war, wie er mir erzählte, als Mitglied eines Komitees vertrauenswürdiger Parteileute, von Moskau nach Odessa geschickt worden, nachdem viele der dortigen Führer entlassen worden waren, da sie in der Durchführung der vorgeschriebenen Aufgabe für ihr Gebiet versagt hatten. Der Widerstand der Bauern tobte dort besonders erbittert und grenzte oft an Selbstmord; es mußten "scharfe Maßnahmen" angewendet werden, welche die Fähigkeiten der Beamten aus Odessa überstiegen. Man hielt die Lage für so ernst, daß Molotow persönlich als Vertreter des Politbüros mitkam, um das Vorgehen der Regierung zu unterstützen.

"Genosse Molotow versammelte alle Aktivisten", sagte Lazarew, "und sprach scharf und deutlich mit ihnen. Die Arbeit müsse geschafft werden, gleichgültig, wie viele Leben es koste. Solange es noch Millionen von kleinen Gutsbesitzern im Lande gebe, sei die Revolution in Gefahr. Es bestehe immer die Möglichkeit, daß sie sich im Kriegsfall mit dem Feinde verbündeten, um ihr Eigentum zu verteidigen. Sanftheit oder Mitleid seien jetzt nicht am Platz. Wir verstanden ihn richtig. Nach einem solchen Aufruf, Victor Andrejewitsch, gab es für das Grauen keine Grenzen mehr."

Lazarew bedeckte das Gesicht mit beiden Händen, als wolle er die schreckliche Erinnerung verbannen.

Bevor ich die Hauptstadt verließ, besuchte ich noch mehrere andere Bekannte. Einige wiederkauten Parteischlagworte und Zeitungsartikel. Es waren die Zufriedenen, die auf der Insel Moskau in einem Propagandaparadiese lebten, das mit dem übrigen Lande fast keine Beziehungen unterhielt. Andere, wie Lazarew, trugen äußerlich den künstlichen Optimismus der Hauptstadt zur Schau, waren aber tief erschüttert und bluteten innerlich. Sie verdarben meine hochfliegende Stimmung, in die mich mein Besuch beim Kommissar versetzt hatte, und wiesen meinen Gedanken eine neue Richtung.

In meinem Bericht über meine Erlebnisse zeigte ich sowohl zu Hause, wie im Rapport an Golubenko wenig Begeisterung. Aus einem dumpfen Schuldgefühl heraus, das zu unbestimmt war, als daß ich es hätte erklären können, erwähnte ich weder die tausend Rubel, noch die Automobile und die Theaterkarten.

Nikopol, Moskau und andere Unterbrechungen meiner Studien mußten durch vermehrte Arbeit wieder aufgeholt werden. Glücklicherweise gingen mir die technischen Studien leicht von der Hand, so daß mein Rückstand rasch behoben war.

IV

Ein paar Monate nach meiner Rückkehr aus Moskau trat die kleine Katja in unser Familienleben. Eines Abends, als ich vom Unterricht nach Hause kam, wollte ich ins Badezimmer gehen, um mich vor dem Essen zu waschen. Meine Mutter hielt mich zurück. "Das kleine Mädchen badet", flüsterte sie.

"Welches kleines Mädchen?"

"Schsch ..., ich sag's dir später. Schreckliche Dinge gehen in den Dörfern vor."

Ich ging in mein Zimmer, und meine Mutter kam bald nach. In wenigen Worten erzählte sie mir die Geschichte. Meine Kusine Natascha, Mitglied der Partei und Leiterin einer Fabriksschule, kehrte von einer Geschäftsreise zurück. Ein vor Schmutz starrendes, zerlumptes, kleines Mädchen von zehn oder elf Jahren, eines der neuen "wilden Kinder" kam in ihren Zug und bettelte mit einer zitternden, kaum hörbaren Stimme um Brot. Der Anblick war vertraut genug, aber irgend etwas an dem jämmerlichen Blick und den eingefallenen Zügen des Kindes rührte Natascha tief. Sie brachte das verwahrloste Kind in unser Haus.

"Ich glaube, es war die Kälte", entschuldigte sich Natascha bei meiner Mutter. "Ich konnte den Gedanken nicht ertragen, daß das barfußige, halb-nackte Menschenkind in der Kälte einer solchen Nacht draußen sein sollte."

Mutter beschloß sogleich, das Kind zu behalten. "Einen Mund mehr zu füttern, machte bei so vielen nichts aus." Ich nahm sie in meine Arme und küßte sie.

"Du bist wirklich eine Mutter", sagte ich. "Ich bin glücklich, daß du dich dafür entschlossen hast."

Wir gingen ins Eßzimmer. Die kleine Katja kauerte bei den Zentralheizungsrohren am Boden. Sie war bleich, eingeschüchtert und duckte sich, als wolle sie sich klein und unsichtbar machen. Sie verschwand in den Falten eines Rockes meiner Mutter. Ihr nasses schwarzes Haar war in der Mitte gescheitelt und geflochten, das kleine Gesicht oval, grau vor Erschöpfung und frühzeitig gealtert, aber die Gesichtszüge gut, ja sogar hübsch. Sie saß totenstill, nur ihre großen blauen Augen wanderten überall hin.

"Warum sitzt du auf dem Boden, Katja? Komm, setz dich auf diesen Stuhl. Das ist mein Sohn, Victor Andrejewitsch. Gib ihm die Hand."

Das Kind gehorchte.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Hallo Katja", sagte ich und kauerte nieder, um ihr ins Gesicht zu sehen. "Warum bist du so still? Du brauchst dich nicht zu fürchten. Wir haben dich alle gern. Hat dir jemand etwas zuleide getan?"

"Nein", sagte sie flüsternd.

Am Eßtisch verhielt sich Katja scheu und still. Ungeschickt umklammerte sie ihren Löffel. Dann aber siegte der Hunger über ihre Schüchternheit, und sie begann das Essen zu verschlingen. Wir versuchten, gleichgültig über verschiedene Dinge zu sprechen, aber der Heißhunger dieses Kindes wirkte niederschmetternd auf uns. Mein Vater sprach kaum ein Wort.

Als die Mutter nach dem Essen das Geschirr abwaschen ging, sagte Katja: "Tante, darf ich dir helfen?"

Wie sie die Teller vom Tisch in die Küche trug, war sie zum erstenmal wieder ein normales kleines Mädchen. In ihrem zu weiten Rock sah sie wie verkleidet aus. Unsere Nachbarin, Olga Iwanowna, trat ein. Sie war eine regsame Angestellte im Regionalpartei Komitee. Nicht nur billigte sie es, daß wir das Kind zu uns genommen hatten, sondern sie anerkannte auch, die Kosten für die Kleider des Mädchens mit uns zu teilen. Plötzlich hörten wir die Kleine in der Küche weinen.

"Sie soll sich nur ausweinen", sagte die Mutter.

Aber das Weinen wurde immer lauter und zum Schluchzen. In ihrer klagenden, primitiven Bauernsprache wiederholte sie andauernd auf Ukrainisch:

"Wo ist meine Mama? Wo ist mein Papa? Ach, wo ist mein großer Bruder Walja?"

Wir gingen in die Küche. Das Mädchen saß auf einen Stuhl gekauert, rang seine kleinen, knöchigen Hände, und Tränen strömten über seine eingefallenen Wangen.

"Bitte beruhige dich, meine liebste Katja", bat die Mutter. "Niemand wird dir etwas zuleide tun. Du darfst nun mit uns zusammenleben, wir werden dir Schuhe und Kleider kaufen und dich lesen und schreiben lehren. Ich werde dir eine gute Mutter sein, das darfst du mir glauben."

Das Kind ließ sich nicht trösten. Es begann von sich selbst zu erzählen. "Nicht jetzt, kleines Täubchen, nicht jetzt. Du kannst uns das ein andermal erzählen", mahnte die Mutter.

"Ich kann nicht", schluchzte Katja. "Ich muß es jetzt sagen. Ich halte es nicht aus, nicht zu sprechen. Ich bin schon ein ganzes Jahr ohne meine Familie. Ein ganzes Jahr."

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Wir wohnten in Pokrownaja. Mein Vater wollte nicht in das Kolchos. Viele Leute stritten mit ihm, schleppten ihn fort und schlugen ihn, aber er wollte nicht beitreten. Sie schrien ihn an, er sei ein Kulakenagent."

"War dein Vater ein Kulake?" fragte ich. "Weißt du denn, was das heißt, ein Kulakenagent?"

"Nein, Onkel, ich weiß nicht, was diese Worte bedeuten. Unser Lehrer hat sie uns nicht erklärt. Wir hatten ein Pferd, eine Kuh, eine Färse, fünf Schafe, ein paar Schweine und eine Scheune. Das war alles. Jede Nacht kam der Polizist und nahm Papa mit in den Dorfsowjet. Sie verlangten Korn von ihm und glaubten nicht, daß er keins mehr hatte. Es war aber so, ich schwöre es."

Sie bekreuzigte sich feierlich.

"Eine ganze Woche lang ließen sie Vater nicht schlafen und schlugen ihn mit Stöcken und Revolvern, bis er am ganzen Leibe grün und gelb und geschwollen war. Als sie das letzte Pud Korn aus ihm herausgepreßt hatten", erzählte Katja, "schlachtete Vater ein Schwein. Etwas vom Fleisch ließ er für die Familie zurück, und verkaufte das übrige in der Stadt, um Brot zu kaufen. Dann schlachtete er ein Kalb. Wieder holten ‚sie‘ ihn jede Nacht. Sie sagten ihm, es sei ein Verbrechen, ohne Erlaubnis Vieh zu schlachten.

"Dann kamen eines Morgens, etwa vor einem Jahr, Fremde in unser Haus", fuhr Katja fort. "Einer von ihnen war von der GPU, und auch der Präsident unseres Sowjets war dabei. Ein dritter schrieb alles, was sich im Hause befand, in ein Buch auf, sogar die Möbel, unsere Kleider, Teller und Pfannen. Dann kamen Wagen, und alle unsere Sachen wurden weggeführt und die restlichen Tiere ins Kolchos getrieben. Mamoschka, meine liebe Mutter, schrie, fiel auf die Knie und betete, und sogar der Vater und mein großer Bruder Walja weinten, und auch meine Schwester Schura. Aber es half alles nichts. Man befahl uns, uns anzukleiden und etwas Brot, gesalzenes Fleisch, Zwiebeln und Kartoffeln mitzunehmen, weil wir auf eine lange Reise gingen."

Die Erinnerung war zuviel für Katja. Wiederum brach sie in wildes Schluchzen aus. Aber sie bestand trotzdem darauf, mit ihrer Erzählung fortzufahren.

"Sie sperrten uns alle in die alte Kirche. Dort waren bereits viele andere Eltern und Kinder aus unserem Dorf, alle mit ihren Bündeln und alle weinten. Hier brachten wir die ganze Nacht im Dunkeln zu, beteten und weinten, beteten und weinten. Am Morgen wurden ungefähr dreißig Familien die Straße heruntergetrieben, umringt von Milizsoldaten. Die Leute auf der Straße bekreuzigten sich, als sie uns sahen, und begannen ebenfalls zu weinen."

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Am Bahnhof befanden sich viele Leute aus anderen Dörfern in der gleichen Lage wie wir. Wohl Tausende. Wir wurden alle in eine Steinscheune getrieben, aber meinen Hund Wolchok ließen sie nicht hinein, obschon er uns den ganzen Weg gefolgt war. Ich hörte ihn draußen heulen, als ich im Finstern stand. Dann wurden wir herausgelassen und in Viehwagen verladen, die in einer langen Reihe dastanden, aber ich sah Wolchok nirgends, und der Wärter gab mir einen Fußtritt, als ich nach ihm fragte. Sobald unser Wagen so voll war, daß kein Platz mehr frei war, auch zum Stehen nicht, wurde er von außen verriegelt. Wir schrien alle auf und beteten zur heiligen Jungfrau. Dann fuhr der Zug ab. Niemand wußte, wohin wir fuhren. Einige glaubten, nach Sibirien, andere widersprachen und sagten, in den hohen Norden oder sogar in die heißen Wüsten."

"In der Nähe von Charkow durften meine Schwester Schura und ich aussteigen, um etwas Wasser zu holen. Mama gab uns etwas Geld und eine Flasche und sagte, wir sollten versuchen, etwas Milch zu kaufen für unseren kranken Bruder, der noch ein Wickelkind und sehr krank war. Wir baten den Wächter so lange, er solle uns doch aussteigen lassen, bis er es uns schließlich erlaubte, was aber gegen seinen Befehl war. Nicht weit entfernt standen ein paar Bauernhütten, und wir rannten hin, so schnell uns unsere Füße trugen. Als wir diesen Leuten sagten, wer wir seien, begannen sie zu weinen. Sie gaben uns sogleich etwas zu essen, füllten dann die Flasche mit Milch und wollten kein Geld annehmen. Dann rannten wir zum Bahnhof zurück. Aber wir waren zu spät, und der Zug war ohne uns abgefahren."

Wieder stockte Katja und weinte nach Mutter, Vater, Bruder und Schwester. Nun weinten fast alle in der Küche mit dem Kind. Je mehr die Mutter versuchte, das Kind zu trösten, um so lauter schluchzte sie selbst. Mein Vater sah finster aus und sagte nichts. Ich konnte sehen, wie seine Gesichtsmuskeln krampfhaft zuckten.

Katja und ihre Schwester waren nun frische Rekruten jener riesigen Armee der heimatlosen Kinder. Sie wanderten miteinander von Dorf zu Dorf. Sie lernten betteln, nach Nahrung zu stöbern und blind mit dem Zug zu fahren. Sie sprachen den Jargon der heimatlosen Geschöpfe. Dann verloren sie sich auf dem Marktplatz einer Stadt, als sie sich vor einem Milizsoldaten flüchteten, und Katja blieb allein in der Welt, bis Natascha sie in unser Heim führte.

Wir bekamen Katja bald lieb, und sie fühlte sich bei uns zu Hause. Aber von Zeit zu Zeit konnten wir nachts ihr unterdrücktes Schluchzen und ihre Klagen hören, die an primitive Grabgesänge erinnerten: "Wo bist du, mein Mütterchen? Wo bist du, Papotschka?"

## (8) Grauen im Dorf

*Parteiauftrag: Hilfe (= Durchsetzung der Kollektivierung) in dem Dorf Podgorodnoje, zusammen mit Tswetkow und Arschinow – Besuch bei Tswetkows Eltern – Erfahrungen mit dem Zwang, Korn einsammeln zu sollen – Beobachtung einer Liquidation von Kulaken – 1933: Stalins Rede zur "siegreichen Beendigung der Kollektivierung" – Hitler an der Macht, verlorene Hoffnung auf die deutschen Kommunisten – agitatorischer Umgang mit dieser Tatsache.*

### I

Wie oft verschließt man Geist und Augen vor unangenehmen Wahrheiten, um seelische Kämpfe zu vermeiden. Entschuldigungen, zornige und leidenschaftliche Ausfälle, dienen zur Beruhigung. Plötzlich aber geschieht etwas, das uns zwingt, Geist und Augen wieder weit zu öffnen. Zum erstenmal blickt man ohne Blinzeln den Tatsachen in die Augen.

So ging es auch mir in den Wochen, nachdem die kleine Katja unser Haus betreten hatte. Unbewußt hatte ich bisher die zersetzende Wirklichkeit von meinem Glauben ferngehalten. Ich hatte mich vor jeder Gelegenheit gedrückt, mich ins nahe Kollektivierungsgebiet zu begeben. Mit einem Mal zwang mich das Schicksal eines unschuldigen Kindes, dem harten Los des russischen Bauern ins Antlitz zu blicken. Ich faßte den Entschluß, die erste Gelegenheit zu benützen, um tief in die Gebiete der Kollektivierung einzudringen.

Schneller als ich gehofft, bot sich dazu die Möglichkeit. Durch das Parteibüro des Institutes erhielt ich den Befehl, mich beim Regionalkomitee zu melden. Zweck: Mobilisierung von Parteibrigaden zur Arbeit in den Dörfern.

Ungefähr achtzig meist jüngere Männer fanden sich in der Konferenzhalle ein. Einige von ihnen kannte ich aus meiner Parteitätigkeit der letzten Jahre. Wir waren alle gespannt; einige von uns konnten ihre Besorgnis nicht verbergen. Wir sollten in die Dörfer gesandt werden, um beim Einbringen des Korns zu helfen und um die Schlußphase der Ernte zu beschleunigen. Es kam uns aber vor, als zögen wir mitten in einen blutigen Krieg, und dementsprechend war auch unser Benehmen.

Genosse Hatajewitsch, Mitglied des Zentralkomitees der Partei, hielt eine Ansprache. Sie steigerte unsere Nervosität. Halb hatten wir eine technische Einführung in den Ackerbau und die Dorfwirtschaft erwartet. Statt dessen hörten wir einen feurigen



Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Appell, rücksichtslos vorzugehen und den Kampf in einem Geiste zu führen, bei dem es nur die Wahl zwischen unbedingtem Gehorsam oder Tod gab.

"Genossen", sagte er, "ihr geht für vier oder sechs Wochen aufs Land. Das Gebiet von Dnjepropetrowsk ist im Rückstand. Die Partei und Genosse Stalin befahlen uns, bis zum Frühling die Kollektivierung durchzuführen, und da stehen wir nun am Ende des Sommers, und die Aufgabe ist noch immer nicht beendet. Die Dorfbehörden haben eine Einspritzung bolschewistischen Eisens nötig. Deshalb schicken wir euch. Ihr müßt eure Pflicht mit dem strengsten Verantwortungsbewußtsein erfüllen, ohne zu wimmern und ohne den Geist des niederträchtigen Liberalismus. Werft eure Bourgeois-Menschenfreundlichkeit zum Fenster hinaus und handelt als Bolschewiken, die Genosse Stalins würdig sind. Schlagt den Kulaken nieder, wo immer er den Kopf erhebt. Es ist Krieg — entweder sie oder wir! Dieses letzte verfallende Überbleibsel einer kapitalistischen Wirtschaft muß um jeden Preis vernichtet werden! Zweitens, Genossen, ist es unbedingt notwendig, den Plan der Regierung für die Kornablieferung einzuhalten. Die Kulaken und sogar einige der mittleren und *armen* Bauern liefern ihr Korn nicht ab. Sie sabotieren die Parteipolitik. Und die Ortsbehörden schrecken manchmal zurück und zeigen Schwäche. Eure Aufgabe ist es, das Korn um jeden Preis herauszubekommen. Pumpt es heraus, wo es auch immer versteckt sein mag, in Ufen, unter Betten, in Kellern oder in den Hinterhöfen. Durch euch, die Parteibrigaden, sollen die Dörfer die Bedeutung der bolschewistischen Unerbittlichkeit kennen lernen. Ihr müßt und werdet das Korn finden! Dies ist eine Aufforderung an die letzte Kraft eurer Einsatzbereitschaft und an euren Tschekageist. Scheut nicht davor zurück, auch die äußersten Maßnahmen zu ergreifen. Die Partei steht voll und ganz hinter euch. Genosse Stalin erwartet es von euch. Es ist ein Kampf auf Leben und Tod; besser zu scharf als zu milde! Eure dritte, wichtige Aufgabe besteht darin, das Korn zu dreschen, die Geräte, Pflüge, Traktoren, Mähmaschinen und andere Ausrüstungen wieder instandzustellen. Der Klassenkampf hat in den Dörfern die schärfsten Formen angenommen. Dies ist keine Zeit für Zimperlichkeit oder schwächliche Sentimentalität. Kulakenagenten verkleiden sich und schleichen in die Sammellager, um Sabotage zu treiben und das Vieh zu schlachten. Was von euch verlangt wird, ist bolschewistische Wachsamkeit, Unversöhnlichkeit und Mut. Ich bin überzeugt, ihr werdet die Anweisungen der Partei und die Befehle unseres geliebten Führers durchführen."

Diese Schlußworte, eine verkappte Drohung, wurden in gehorsamem Beifallsklatschen erstickt.

"Gibt es etwas zu fragen? Ist alles klar?"

Es gab nichts zu fragen.

"Dann wartet hier. Ihr werdet einzeln zu Genosse Brodski geführt."

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Ich fragte mich: Sind das alle "Instruktionen", die wir erhalten? Ist es möglich, daß von Studenten und Industriebeamten die Lösung riesiger wirtschaftlicher und politischer Probleme auf den Dörfern durch das Mittel verschärfter "bolschewistischer Unerbittlichkeit" gefordert wird? Wie kann eine solche in Wirtschaftsfragen unerfahrene Gruppe junger Leute damit betraut werden, das Schicksal von Hunderttausenden von Bauern zu entscheiden?

Als hätte er meine Gedanken gelesen, sagte ein junger Mann zu meiner Rechten mit leiser Stimme: "Genosse Kravchenko, ich hoffe, wir werden weitere Instruktionen erhalten. Ich meine über die praktische Durchführung."

"Ich weiß nicht", sagte ich. Ich erkannte in ihm einen Studenten des Institutes, aber das war auch alles, was ich von ihm wußte. Ich hatte nicht im Sinn, meine Übung in "bolschewistischer Unerbittlichkeit" damit zu beginnen, daß ich mich in "gefährliche" Diskussionen mit einem Fremden einließ.

"Weißt du, Genosse," fuhr er fort, "ich habe noch nie in einem Dorf gelebt. Ich weiß nichts vom Landleben und habe nicht die leiseste Ahnung, wie ich diese großen Aufgaben bewältigen soll, die der Sekretär uns umschrieb. Und doch ist es klar, nicht wahr, daß wir mit unseren Parteikarten und vielleicht sogar mit unseren Köpfen bezahlen müssen, wenn wir scheitern?"

Ich war beunruhigt. Entweder ist der Bursche von einer unglaublichen Naivität, dachte ich, oder er versucht mich zu einer unvorsichtigen Bemerkung zu verleiten.

"Bedaure", sagte ich und gab mir keine Mühe, meinen Unwillen zu verbergen. "Du hattest ja Gelegenheit, Fragen zu stellen."

"Das stimmt. Nur klatschte jedermann, und mir fehlte der Mut zum Geständnis, mir sei überhaupt nichts klar. Aber ich kenne dich vom Institut her, Genosse Kravchenko, und habe Vertrauen in dich. Könnte ich nur mit dir in die gleiche Gruppe kommen, so wäre mir wohler."

Ich blickte ihm scharf in die Augen und schämte mich plötzlich meines Mißtrauens. Seine Besorgnis schien echt. Obschon er nur ein paar Jahre jünger war als ich, machte er einen schüchternen und knabenhaften Eindruck.

"Mir soll's recht sein, wenn es dir gelingt", sagte ich. "Doch ich glaube, die Gruppen sind bereits gebildet."

"Ich will's versuchen", lächelte er, neuen Mut in der Stimme. "Mein Name ist Tswetkow, Sergej Alexejewitsch Tswetkow."

## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Dann ging er. Ein paar Minuten später wurde ich ins Büro Genosse Brodskis gerufen. Ein kräftig gebauter Mann mit einer mächtigen, schwarzen Mähne saß hinter einem großen Schreibtisch.

"Genosse Kravchenko", begann er sogleich, "verstehst du etwas vom Leben der Bauern?"

"Ich lebte einige Jahre in einer landwirtschaftlichen Kommune; während des Bürgerkrieges. Auch absolvierte ich 1920 bis 1921 Kurse auf einer landwirtschaftlichen Schule."

"Ausgezeichnet! Wenige dieser Leute können zwischen Weizen und Unkraut unterscheiden."

Er drückte auf eine Klingel, und zwei andere Männer wurden hereingeführt. Der eine, zum Zeichen seines Erfolges scheu lächelnd, war der Student Tswetkow, der andere ein etwa vierzigjähriger Mann, den ich nicht kannte.

"Reicht euch die Hand", sagte Genosse Brodski. "Ihr drei werdet zusammenarbeiten. Ihr geht ins Dorf Podgorodnoje. Du, Genosse Kravchenko, bist für das Dreschen verantwortlich. Du trägst auch die Verantwortung, daß alle Geräte und Maschinen instandgestellt werden. Du, Genosse Tswetkow, wirst, zusammen mit Genosse Arschinow, die Kollektivierung und das Einziehen des Kornes besorgen. Ihr arbeitet unter Genosse Arschinow. Er leitet eure Dreiergruppe. Er ist nicht nur ein alter Parteiarbeiter, sondern hat auch Beziehungen zur Staatsanwaltschaft. Das ist alles. Geht durch die Halle und holt eure Befehle und das Geld."

Arschinow war ein untersetzter, kleiner Mann, Haupt und Gesicht glatt rasiert, verwittert wie ein alter Fels. Die Grenze zwischen Stirn und Kopfhaut war nicht festzustellen. Sein Gesicht war flachgedrückt und leicht verzogen, als sehe man es durch eine zerbrochene Scheibe; seine Augen wirkten wie Schlitze in einer Platte. Der ganze Eindruck war entschieden unerfreulich.

Im Vorraum befahl uns Arschinow warme Kleider, soviel Nahrungsmittel wie wir nur kaufen könnten und "selbstredend", fügte er hinzu, "einen Revolver" mitzubringen. Nachdem wir vereinbart, uns am folgenden Tage im Wartesaal des Bahnhofs zu treffen, trennten wir uns, Arschinow in der einen, Tswetkow und ich in der entgegengesetzten Richtung.

Tswetkow war offenbar kein Mensch, der seine Eindrücke für sich behalten konnte.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Victor Andrejewitsch," sagte er, "um ehrlich zu sein, mir ist unser Leiter nicht eben sympathisch. Ich hoffe, daß ich mich irre, aber ich habe das Gefühl, als gingen wir einer schweren Zeit entgegen."

"Schwatz keinen Unsinn, Genosse Tswetkow. Warum schon zu Beginn ein Vorurteil gegen einen Genossen, der uns völlig fremd ist? Er kann sich als anständiger Kerl entpuppen. Offenbar schenkte ihm die Partei Vertrauen, und das ist das mindeste, was auch wir tun können. Die Hauptsache ist, die Arbeit nicht in einer defeatistischen Stimmung zu beginnen."

Noch während ich sprach, wurde es mir bewußt, daß ich eher mich selbst als meinen Gefährten aufmunterte.

"Und wozu Revolver?" fuhr dieser fort. "Wir werden doch das Korn nicht mit Gewalt wegnehmen. Lenin sagte doch, das Kolchos sei eine freiwillige Genossenschaft, und Stalin hat oft dasselbe wiederholt. Erst gestern las ich – "

"Hör mal zu, Tswetkow. Sei mir nicht böse, wenn ich offen zu dir spreche. Du sagst merkwürdige Dinge. Ich bin fast berechtigt, zu glauben, du seiest außerordentlich naiv oder man habe dich mir auf die Fersen gesetzt."

"Mein Gott! Was für ein schrecklicher Gedanke!" rief er mit entsetzter Stimme, die mich sogleich meine Offenheit bereuen ließ. "Ich bin überzeugt, daß du bald einsehen wirst, wie falsch du mich beurteilst. Auch was meine Naivität anbelangt. Ich verstehe den Ernst der Aufgaben, die vor uns liegen. Deshalb wundere ich mich, daß wir keine ausführlicheren, praktischen Ratschläge erhielten. Ich bin Russe und der Sohn eines Russen. Niemals war ich ein Provokateur und könnte auch mein ganzes Leben lang keiner werden, selbst nicht um den Preis meines Lebens. Wie schrecklich, daß man sich gegenseitig der Spionage und Provokation verdächtigt ..." Dann, als sei er inspiriert worden, fügte er hinzu: "Komm mit mir und mach die Bekanntschaft meiner Familie. Mein Heim ist nur wenige Häuserblöcke weit."

Dies war ein vernünftiger Gedanke. Die Begegnung mit seinen Eltern und die Atmosphäre seines bescheidenen Heimes beseitigten meine letzten Zweifel an seiner Aufrichtigkeit, obschon sie den Eindruck von Schwäche und Unerfahrenheit noch verstärkten. Sein Vater war ein ältlicher Mann mit einer Brille und einem kleinen Spitzbart, seine Mutter eine zarte, kleine Frau, grauhaarig und freundlich.

Beide kamen mir vor wie Gestalten aus einem vorrevolutionären Buch, merkwürdig unberührt von der Gewalttätigkeit dieser ereignisreichen Jahre. Sie schienen in einer eigenen Welt zu leben, in die das Böse nicht leicht von außen einbrechen konnte. Es war mir fast unfaßbar, daß der ältere Tswetkow ein Parteimitglied aus den Jahren vor

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

1917 sein sollte. Aber es war aufmunternd, daß ein durch und durch "guter" Russe, im alten und fast vergessenen Sinne des Wortes, in der Partei bis heute mitgekommen war.

"Serjoscha," beklagte sich Frau Tswetkow, "weshalb hast du mir nicht gesagt, daß ihr aufs Land geht? Ich höre die schrecklichsten Dinge ..."

"Nein, nein, meine Liebe," protestierte ihr Gatte, "all das Geschwätz über die Greuel der Kollektivierung ist übertrieben. Die Dinge können nicht so schlecht stehen, wie man sie hinstellt. Ich selbst bin altes Parteimitglied und völlig damit einverstanden, daß die Kollektivierung unsere einzige Hoffnung ist, die zur Lösung der Wirtschaftsfrage führt. Viel hängt von der Art der Leute ab, welche die Befehle ausführen. Ich hoffe, daß weder du, Sergej, noch Genosse Kravchenko sich dazu erniedrigen werden, Greueln zu begehen. Ich bin sicher, daß die Partei das nicht wünscht."

Als ich nach Hause kam, erzählte ich meiner Familie meine Mission in die Bauerngegend. Noch immer unter dem Einfluß der Geschichte Katjas, waren alle darauf gespannt und darüber beunruhigt, was mich wohl erwartete. Ich war bereits im Bett, als es an meine Tür klopfte. Meine Mutter trat ein.

"Verzeihe die Störung, Vitja," sagte sie und setzte sich auf meinen Bettrand, "aber vielleicht habe ich im Trubel deiner Abreise morgen keine Gelegenheit, mit dir zu sprechen. Ich weiß, daß das Bauernelend dir schwer auf dem Herzen liegt, und es gibt noch andere, die so denken. Bitte bleibe ruhig und stärke dich für das Kommende. Bedenke auch, daß eine einzige Gegend noch keinen allgemein gültigen Beweis liefert. Es wäre mir leid, wenn dein ganzes Leben als Kommunist durch eine einzige traurige Erfahrung zerstört würde. Und ich weiß, du wirst es den unglücklichen Bauern so leicht machen, als du irgend kannst."

"Vielen Dank, Mutter, und mach dir keine Sorgen wegen mir. Ich werde stark sein. Ich weiß, daß die Revolution kein Vergnügen ist."

II

Im Zug nach Podgorodnoje verlief die Unterhaltung unserer Dreiergruppe alles eher als freundschaftlich. Arschinows Revolver, der an einem Riemen auffällig von seiner Schulter herunterbaumelte, regte uns auf. Arschinow seinerseits machte keinen Hehl aus seiner Verachtung für den blonden, hübschen Jüngling Tswetkow. Wir vermieden es, von unserer gemeinsamen Aufgabe zu sprechen.

"Victor Andrejewitsch, meine Eltern lassen dich herzlich grüßen", sagte Tswetkow.

"Danke Serjoscha. Wo arbeitet übrigens dein Vater?"

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"In einem Bahnbüro. Er ist Ingenieur, weißt du. Er arbeitet schon sehr lange dort und war sogar schon vor 1917 in der Partei."

Arschinow schien verblüfft. Offenbar hatte er Tswetkow als Sohn irgendeines intellektuellen, mit weißem Kragen und ohne Einfluß, eingeschätzt. Als Sohn eines alten Bolschewiken mochte es schwieriger sein, mit dem Jüngling fertig zu werden.

"Wie? Dein Vater Parteimitglied!" sagte Arschinow sichtlich verärgert.

"Ja, natürlich, weshalb fragst du?"

"Ach nichts. Nur so."

Wir erreichten gegen Sonnenuntergang unseren Bestimmungsort. Feiner Sprühregen fiel. Die Straße zum Dorf war aufgeweicht. Die Bauern, denen wir begegneten, blickten uns ohne besonderes Interesse an. Nur Arschinows Pistole, die beim Gehen an seine fetten Schenkel klatschte, erregte Aufsehen.

"Hör mal zu, Genosse Arschinow," flüsterte ich, "möchtest du nicht lieber deinen Mauser unter den Mantel schieben? Es hat keinen Sinn, die Leute einzuschüchtern."

"Das ist meine Sache!"

"Nein, Genosse, keineswegs. Wir haben eine gemeinsame Aufgabe. Es geht auch uns etwas an, und was noch wichtiger ist, die Partei. Ich bestehe darauf, daß du tust, was ich fordere oder ich gehe nicht in deiner Gesellschaft ins Dorf."

"Genosse Kravchenko hat recht", sagte Tswetkow. "Weshalb sollen wir die Pferde sinnlos scheu machen? Auch ich habe einen Revolver, aber ich trage ihn unter dem Mantel."

Widerstrebend gab Arschinow nach. Auf dem Rest unseres Weges sprach er nicht mehr mit uns.

Der Dorfsowjet entpuppte sich als ein großes, häßliches Holzhaus in verlottertem Zustand. Im Innenraum brannte düster eine Petrollampe unter einem Papierschirm. Das Zimmer war voll Rauch, der Boden mit Zigarettenstummeln übersät. Ungefähr zwanzig Bauern kauerten am Boden, schweigsam und offensichtlich schlechter Laune.

"Wo ist der Vorsitzende des Sowjets?" fragte Arschinow mit lauter Stimme, die seine Autorität unterstreichen sollte.

"Dort, in seinem Büro", deuteten die Bauern.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Und was macht ihr da? Habt ihr nichts Gescheiteres zu tun, als auf euren Hintern zu hocken?"

"Es gibt viel zu tun", beehrte einer der Bauern auf. "Wir wurden hierher befohlen. Sie fordern Brot von mir, aber ich muß selbst um Brot betteln."

Arschinow höhnte: "Mir scheint, ich muß hier meine Hände tief in den Dreck stecken."

Wir folgten ihm ins Büro. Ein junger Mann mit eingefallenem Gesicht und geschlagenem Blick saß müde hinter einem Tisch und sprach mit einem alten Bauern.

"Wir sind die Parteibrigade und kommen in geschäftlichen Angelegenheiten", sagte Arschinow bedeutsam.

"Sehr erfreut, wie geht's?" erwiderte der Vorsitzende, erhob sich und gab uns die Hand. Sein Gesicht strafte seine Worte Lügen. Er war über unsere Ankunft keineswegs entzückt. "Ich werde den Plan gleich holen, dann wollen wir ans Geschäft."

"Worauf warten die Leute da draußen?" fragte Arschinow.

"Ich habe sie herbestellt. Es ist schwer mit diesen Bauern. Sie behaupten immerfort, kein Korn zu haben und damit Schluß. Die Ernte war in diesen Gegenden schlecht, und jedermann macht sich Sorgen wegen des kommenden Winters. Es ist nicht leicht, das Korn von ihnen herauszukriegen, Genossen. Sie weigern sich, in die Kollektivbetriebe einzutreten. Du kannst sie töten, aber sie kommen nicht."

"Dafür wollen wir schon sorgen", sagte Arschinow und schnitt eine Grimasse. "Na, da du sie schon einmal hergerufen hast, machst du wohl besser zuerst mit ihnen Schluß; wir beginnen morgen früh."

Der Vorsitzende klingelte einem seiner Assistenten und erteilte ihm flüsternd Befehle. Der Mann begleitete uns ins Dorf. In der Hauptstraße herrschte niederdrückende Stille, die bloß gelegentlich durch das Bellen eines Hundes unterbrochen wurde. Hier und da sahen wir in einem Fenster flackerndes Licht oder Rauch aus einem Kamin aufsteigen. Als wir vor ein großes Haus gelangten, das sichtlich schöner war als die Nachbarhäuser, hielt unser Führer an.

"Hier bist du einquartiert, Genosse Arschinow", sagte er. "Ich hoffe, es gefällt dir hier."

Uns beide führte er weiter, die Straße hinab, zu einem hablich aussehenden Hause mit Nebengebäuden, einem kleinen Garten und einem Ziehbrunnen.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Es wird euch hier gefallen", sagte er. "Die Stupenkos sind kürzlich in das Kolchos eingetreten. Ihr Haus ist sauber, und es gibt hier auch keine kleinen Kinder, die euch ärgern. Lauter ältere Leute, und" — mit einem Seitenblick auf Tswetkow — "eine hübsche Tochter."

Unter der Haustüre stand ein großgewachsener, glattrasierter Mann mit hängendem Schnurrbart. Er zählte ungefähr sechzig Jahre und empfing uns nach alter ukrainischer Sitte. Seine Begrüßung war voller Zurückhaltung und natürlicher Würde, was mir gefiel. Sodann führte er uns in ein kleines, aber sauberes und bequemes Zimmer.

"Wenn ihr euch gewaschen habt," sagte er, "so kommt und setzt euch zu uns. Ihr habt Anteil an allem, was Gott uns beschert. Es ist leider wenig genug."

Wir trafen die ganze Familie beim Essen. Die etwa achtzehnjährige Tochter des Hauses war wirklich hübsch. Die freundliche alte Mutter, ein farbiges Mundtuch unter dem Kinn, hatte die schwieligen, arbeitszerfurchten Hände einer Bäuerin. Auch ein achtjähriger Knabe saß am Tisch. Wir stellten uns vor und nahmen bei ihnen Platz. Eine dampfende ukrainische Borscht-Suppe ohne Fleisch, wurde in unsere Schüsseln geschöpft. Der zweite Gang bestand aus gebratenen Kartoffeln und Kraut. Das Brot war in hauchdünne Scheiben geschnitten, die alle so andächtig aßen, als seien es geweihte Oblaten.

Da mir das Leben der Bauern vertraut war, und damit auch die Tatsache, daß früher Brot, in dicke Scheiben geschnitten, die Hauptnahrung bildete, erkannte ich sogleich die Notlage dieser Familie. Serjoscha und ich entschuldigten uns, gingen auf unser Zimmer und kehrten mit den mitgebrachten Lebensmittelpaketen zurück. Ungläubig starrten uns die Stupenkos an, als wir Würste, verschiedene Fischarten und sogar kaltes Huhn auspackten. Wir forderten sie inständig auf, mit uns zu teilen, wonach die frostige Atmosphäre alsbald auftaute.

"Danke, danke", wiederholte die alte Bäuerin in einem fort. "Welch ein Glück ihr in unser bescheidenes Heim bringt!"

"Wie lange schon haben wir keine Würste und kein Zuckerwerk mehr gesehen!" rief ihr Gatte aus. "Zwar geht es uns besser, als den meisten Bauern. Aber auch so ist es noch schwer genug. Unsere Vorräte werden kaum bis zur nächsten Ernte ausreichen. O, Genossen, Genossen, wohin sind wir in unserer gesegneten Ukraine gekommen! Hat einer ein Stück Brot, so ißt er es nur noch im Verborgenen, damit ihn seine Nachbarn nicht ertappen."

"Wie heißt denn dein kleiner Sohn?" fragte ich. Ich hatte den Knaben beobachtet, der unnatürlich schweigsam und melancholisch war. Selbst das Zuckerwerk schluckte er teilnahmslos, ohne Begeisterung.



Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Wasja", antwortete der Knabe auf meine Frage und verließ plötzlich das Zimmer.

"Er ist nicht unser leiblicher Sohn", erklärte unser Gastgeber. "Er ist — nun, wie soll ich das ausdrücken? Er ist ein Waisenkind der Kollektivierung."

"Was meinst du damit?"

"Er ist eben ein Waisenkind, das ist alles. Bitte befrage den Knaben nicht. Er ist noch immer wie betäubt von diesem Schlag. Jeden Abend geht er zu seinem Haus und irrt stundenlang im Hof umher. Wir versuchen ihm begreiflich zu machen, daß es sinnlos ist, sich selbst zu quälen, aber trotzdem geht er immer wieder hin. "

"Was geschah? Erzähle."

"Ich weiß nicht, ob ich soll. Ihr seid neu angekommen und überdies von der Regierung."

"Komm, Väterchen, du brauchst dich nicht zu fürchten. Wir sind keine Bösewichte. Wir lieben die Bauern und möchten ihnen helfen."

"Nun, so will ich's wagen. Ihr seht beide anständig aus. Zudem bin ich zu alt, um mich zu fürchten. Aber welch ein schreckliches Elend, falls meiner Tochter etwas zustoßen sollte."

Dann erzählte er uns:

"Etwa zehn Häuser von hier wohnten die Worwans, Mann, Frau und ein Kind, eben Wasja, den ihr gesehen habt. Eine glückliche Familie. Sie arbeiteten angestrengt. Es waren gute Menschen. Keine Kulaken — sie besaßen bloß einige Pferde, eine Kuh, ein Schwein und Hühner, wie jedermann hier in der Gegend. So viel *sie* auch mit ihm *diskutierten*, er wollte einfach nicht in den Kollektivbetrieb eintreten. Alles Korn, das er noch besaß, wurde ihm genommen. Wieder sprachen sie auf ihn ein und drohten. Aber er gab nicht nach. *Es ist mein Land*, wiederholte er immer wieder, *meine Tiere, mein Haus, und ich geb sie nicht der Regierung*. Dann kamen Männer aus der Stadt — Männer mit dem Befehl, ehrliche Menschen von Haus und Hof zu verjagen und zu verbannen. Sie nahmen ein Inventar seines Eigentums auf und führten alles weg bis zum letzten Kochtopf und Lappen. Geräte und Vieh kamen in den Kollektivbetrieb. Worwan wurde als Kulak und Kulakenagent verschrien; am Abend verhafteten sie ihn. Seine Frau und sein Knabe begannen zu weinen und schreien, und der Mann wollte nicht mit. Dann schlugen sie ihn, bis er über und über mit Blut überströmt war und schlepten ihn aus dem Hause, durch den Schlamm und die Straße hinunter zum Dorfsowjet. Seine Frau rannte schreiend, klagend und hilferufend hinter ihm her und bat Gott, ihr zu helfen. Wir alle rannten hinaus, konnten aber nichts gegen die bewaffneten

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Wächter ausrichten, obgleich wir wußten, daß Worwan kein Kulake war und wir ihn alle gern hatten. Die unglückliche Frau rief immer wieder: *Wer wird nun für uns sorgen, Piotr? Wohin verschleppen sie dich, diese Bestien, diese Ungläubigen!* Einer der GPU-Leute stieß sie so fest, daß sie in den Schmutz fiel, während sie Worwan zu den Viehwagen schleppten. Wo er sich jetzt befindet, weiß Gott allein. Wir führten die Frau ins Haus zurück und versuchten, sie zu beruhigen. Schließlich schlief sie ein, und wir gingen alle weg."

Die beiden Frauen am Tisch begannen zu weinen, während er erzählte. Unser Gastgeber tat einen tiefen Zug an seiner hausgemachten, übelriechenden Zigarette und fuhr fort:

"Am folgenden Morgen wollte eine Nachbarin die arme Frau Worwan besuchen, konnte sie aber nicht finden. Sie rief ihren Namen und erhielt keine Antwort. Deshalb ging sie in die leere Scheune und gewahrte ein Bild, das sie aufschreien ließ wie eine Verrückte. Viele Bauern kamen herbeigerannt, darunter auch ich. Die Frau hing an einem Strick, der an einem Dachsparren festgeknüpft war, und war schon erstarrt. Ich kann den Anblick nie mehr vergessen, und wenn ich hundert Jahre alt werde. Dies alles geschah vor kaum einem Monat. Meine Frau und ich beschlossen, Wasja in unser Haus zu nehmen, da wir ja keine eigenen kleinen Kinder haben. Er hat nun einen Monat geschwiegen oder geweint und irrt jeden Abend, wie ich bereits sagte, durch das verlassene Haus. Dann kehrt er heim und geht ohne ein Wort auf dem Ofen schlafen. Nachdem den Worwans dies zustieß, beratschlagten meine Frau und ich, und wir entschlossen uns, ins Kolchos einzutreten ... freiwillig!"

Lange Zeit saßen wir schweigend. Das Schicksal der Worwans traf mich, wie das Erlebnis Katjas, auf eine ganz andere Art als die Statistiken der Deportationen und Todesfälle.

"Dank, Väterchen, Dank für dein Vertrauen", sagte schließlich Tswetkow. "Du kannst gewiß sein, daß ich dich nicht enttäuschen werde. Bitte glaub mir, nicht alle Kommunisten sind so. Viele von uns verurteilen solche Dinge wie du, und die Partei selbst ist auch dagegen."

Er schien sich selbst, mich und die Partei zu entschuldigen.

"Ja, Dank für deine Gastfreundschaft und dein Vertrauen", unterstützte ich meinen Begleiter. "Wir werden einen Monat bei dir wohnen. Wir möchten so wenig wie möglich zur Last fallen. Hier ist all unser Geld. Wir bestehen auf Bezahlung. Kauf, was du brauchst und laß dich durch uns nicht stören."

"Ich habe Befehl, kein Geld anzunehmen."

## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Kümmere dich nicht darum. Wir haben das Geld zu diesem Zweck vom Regionalkomitee erhalten. Ich hoffe, du wirst uns helfen. Wir wollen nur das Gute. Du kennst dein Dorf, wir nicht."

Lange Zeit konnte ich nicht einschlafen, aber ich verhielt mich ruhig, um Tswetkow nicht zu stören. Ich war sehr erfreut, daß er sich als anständiges Menschenkind entpuppte und nicht als engstirniger, "getreuer" Kommunist.

"Schläfst du schon, Victor?" hörte ich ihn plötzlich.

"Nein, Serjoscha, ich kann nicht schlafen. Mir gehen diese Dinge immer und immer wieder durch den Kopf."

"Weißt du, ich schäme mich geradezu, diesen guten Bauern in die Augen zu sehen. Irgendwie fühle ich mich für die Schandtat dieser Halunken selbst verantwortlich. Und erst der Gedanke, daß sie es im Namen unserer geliebten Partei taten!"

Ich hatte mich entschlossen, allzu vertrauliche Gespräche mit Tswetkow zu vermeiden. Er war offensichtlich kein sehr starker Mensch. So bestand immer die Gefahr, daß er unter Druck zusammenbrechen und ungewollt meine Worte wiederholen würde. Je weniger er wußte, um so besser für ihn und für mich.

"Wir schlafen besser", drängte ich. "Wir müssen morgen früh aufstehen."

Als wir am Morgen den Sowjet erreichten, war Arschinow schon dort; in einer zischenden Laune. Er war wütend, weil er in einem Hause einquartiert worden war, wo es nicht genügend zu essen gab und wo sich seine Gastgeber zwar als korrekt, aber als nicht allzu freundlich erwiesen. Den ganzen Morgen durchgingen wir Protokolle, und der Vorsitzende informierte uns über die neueste Lage. Wir teilten das Dorf in Sektoren auf und beschlossen, welche Kolchosbauern für die Durchführung der Pläne in jedem Bezirk verantwortlich sein sollten.

Dann gingen der Vorsitzende des Sowjets, Arschinow und Serjoscha ins Dorf, um sich mit den dortigen Verhältnissen vertraut zu machen. Der Präsident und ich besuchten das Kolchos.

Im geräumigen Hofe eines früheren Gutsbesitzes, dessen Hauptgebäude halb verfallen war, standen Heuschuber, angefüllt mit frischgeerntetem Korn. Wenigstens hatte man das Korn von den Feldern eingebracht. Wenn jedermann mit vollem Einsatz arbeitete, konnte das Dreschen in zehn oder zwölf Tagen beendet sein. Dies war jedoch der einzige, zufriedenstellende Punkt. Alles andere befand sich in einem erschreckenden Zustand der Vernachlässigung und Verwirrung.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Große Mengen von Geräten und Maschinen, die früher von ihren Eigentümern wie kostbare Juwelen behütet wurden, lagen schmutzig, rostig und vernachlässigt unter freiem Himmel. Ausgemergelte ungepflegte Kühe und Pferde stampften durch den Hof. Hühner, Gänse und Enten stöberten herdenweise im ungedroschenen Korn herum. Wir gingen in den Stall. Pferde standen knietief im Kot, "Zeitung lesend" wie der Bauernausdruck lautet, wenn das Vieh ohne Nahrung in den Ställen steht. Auch die Kühe in der Scheune befanden sich im selben Zustand.

Ich war von diesem mit dem Wesen des ukrainischen Bauern unvereinbaren Anblick entsetzt. "Versammle unverzüglich die Mitglieder", befahl ich unwirsch dem Präsidenten.

In einer halben Stunde waren jene Männer und Frauen, die theoretisch die Aufsicht über das Kolchos hatten, im Hofe versammelt. Ihre Gesichter wirkten nicht ermutigend. Sie schienen zu sagen: *Da steht schon wieder solch ein Eindringling ... was können wir anderes tun, als zuhören?*

"Nun, wie steht's, ihr Bauern?" begann ich und versuchte freundlich zu sein.

"So, so ... noch immer am Leben, wie du siehst", sagte einer von ihnen mit mürrischer Stimme.

"Keine Reichen, keine Armen, lauter Bettler!", fügte ein zweiter hinzu. Ich tat, als sei ich über diese Ironie erhaben.

"Ich bin vom Regionalkomitee der Partei geschickt, um euch beim Dreschen, der Instandstellung der Maschinen und der Herstellung der Ordnung zu helfen. Sagt mir, ihr Bauern, wer wählte den Präsidenten dieses Kolchos?"

"Wir alle", antworteten die Mitglieder.

"Gut, weshalb bringt ihr ihn dann in Schwierigkeiten? Seht ihr denn nicht ein, daß er die Verantwortung für diese Unordnung tragen wird? Blickt einmal um euch. Schämt ihr euch nicht als Bauern? Schmutzige Ställe. Ungeschützte Kornspeicher. Überall verderben wertvolle Geräte. Es wäre ein Leichtes, euren Präsidenten dafür ins Gefängnis zu bringen — und euch damit! Aber dazu bin ich nicht hier. Gefängnisse geben kein Brot. Wem schadet ihr durch diese furchtbare Schlamperei, mir oder euch selbst? Ich habe auf dem Land gelebt. Einige meiner Angehörigen waren Bauern. Aber noch nie habe ich etwas so Schändliches gesehen wie diese Ställe, diese Scheunen und diesen Hof. Ich weiß, wie es einigen unter euch zu Mute ist. Warum aber sollen die Kühe und Pferde dafür bestraft werden? Ich schäme mich für euch. Ich weiß, daß ihr immer noch gute Bauern seid, und ich appelliere an euren Bauernstolz!"

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Richtig! Dieser Genosse spricht vernünftig", rief jemand aus.

"Nun wollen wir mit der Arbeit beginnen. Genosse Präsident, eröffne die Versammlung. Wähle die Leute aus, damit jeder von uns genau weiß, was er zu tun hat. Wir wollen die Namen, Zeiten und unsere Pflichten aufschreiben."

Stundenlang sprachen wir und schmiedeten Pläne. Viele der Bauern weigerten sich, eine Verantwortung auf sich zu nehmen. Schließlich übernahm aber doch jedes Mitglied seine besondere Pflicht — die Organisation des Dreschens, die Reinigung der Ställe, die Aufnahme des Inventars der Geräte und so weiter. Die Versammlung schloß in freundschaftlicher Stimmung.

Beim Mittagessen sagte mir mein Gastgeber, er habe nach der Versammlung einige der Mitglieder gesprochen. "Sie sind mit dir zufrieden, besonders weil du nicht fluchst, tobst und drohst."

"Sag mir, Väterchen, hatte ich nicht recht, zu verlangen, daß sie im Kolchos unverzüglich Ordnung schaffen?"

"Vollkommen recht. Die Bauern wissen selbst, daß die Dinge nicht so gehen wie sie sollten. Sie sind nur verbittert, weil sie ihr Land, ihr Vieh und ihre Maschinen verloren haben. Aber schließlich müssen die Dinge in Ordnung gebracht werden. Das Leben muß weiter gehen."

Nach dem Essen traf ich Serjoscha allein. Er sah unglücklich aus.

"Nun, wie steht's?"

"Nicht eben gut, Victor Andrejewitsch. Ich handle nach Arschinows Plänen. Aber ich habe nicht viel Erfolg. Ich befragte die Schuldigen, einen nach dem andern. Es war immer dieselbe Geschichte. Der Bauer zieht seine Mütze und sitzt respektvoll ab. *Du hast dein Korn noch nicht abgeliefert*, beginne ich. – *Vielleicht, vielleicht auch nicht*. – *Du schuldest dem Staat noch zwölf Pud*, sage ich. – *Woher soll ich so viel Korn nehmen?* und er zuckt mit den Schultern. *Ich hab' keins mehr*. – *Wieviel kannst du heute abliefern?* – *Vielleicht zwei Puds, vielleicht auch drei*. So geht's vorwärts und rückwärts. Ich bestehe darauf. die Regierung benötigt das Korn, und der Bauer antwortet: *Die Regierung benötigt es, und meine Frau und Kinder? Die brauchen es wohl nicht? Du weißt selbst, daß die Ernte schlecht war. Wer ernährt uns das ganze Jahr, nachdem ihr uns das Korn geraubt habt?*

Ich sammelte heute zweiundfünfzig Pud ein. Aber das ist noch kein Bruchteil dessen, was Arschinow von mir erwartet. Aber ich kann's nicht besser machen. Diese Leute sind müde, mürrisch und zu Tode erschrocken. Kann sein, daß einige von ihnen mehr Korn

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

besitzen, als sie zugeben, aber sie wollen es nicht herausgeben, sie wagen nicht, es herauszugeben, da der lange Winter vor der Tür steht und es so viele Mäuler zu stopfen gibt."

"Mach dir nicht zuviel Sorgen, Serjoscha", versuchte ich ihn zu beruhigen. "Mach es so gut du kannst. Aufregung hilft nicht weiter."

Am folgenden Morgen ging ich mit meinem Gastgeber ins Kolchos. Ich freute mich, daß die Arbeit in vollem Gange war. Geräte wurden gereinigt und geölt, der Mist aus Scheunen und Ställen gefahren, die Vorbereitungen zur Drescharbeit getroffen. Die Arbeit dauerte mehrere Tage, bis der Ort wieder sein früheres Aussehen hatte. Noch bedeutsamer war der Umstand, daß sich die Laune der Bauern besserte. Frauen und Mädchen sangen sogar wieder die alten ukrainischen Arbeitslieder. Dieses einfache Volk liebte im Grunde genommen seine Arbeit. Das Wetter war gut, und sie wußten noch besser als ich, den Wert eines jeden schönen Tages zu schätzen.

Mehr als eine Woche verging. Die Ausbesserungsarbeiten verzögerten sich durch den Mangel an Nägeln, Draht, Eisen, Bauholz und anderen notwendigen Materialien. Aber die bäurische Schlaueit überwand diese Hindernisse. Nur konnte unser Rechnungssystem nicht aufgezeichnet werden, da wir kein Papier hatten. Man beschloß deshalb, Serjoscha für einen Tag nach Dnjepropetrowsk zu senden, um Einkäufe zu machen.

Als ich an jenem Abend nach Hause kam, bemerkte ich wie Serjoscha mit einer Schnur, in die er Knoten flocht, dem kleinen Wasja Maß nahm. Ich tat, als hätte ich nichts gesehen.

Am folgenden Tag, als Serjoscha fort war, besuchte ich Arschinow. Er sah, daß meine Arbeit gut vonstatten ging, und war eifersüchtig auf meinen Erfolg. Er machte seiner Reizbarkeit mit einer Tirade gegen Tswetkow Luft, den er als einen weichlichen, schwächlichen, verdammten liberalen Scheißkerl bezeichnete.

"Gestern durchsuchte ich ein paar Häuser", sagte er. "Von Bauern, die unser Schwächling durchschlüpfen ließ. Bei jedem fand ich verstecktes Korn. Ohne Umschweife beschlagnahmte ich alles. Die Sowjetregierung belügen, das können sie, diese schmutzigen Kulakbastarden! Ich werde ihnen einen Denkkzettel geben, den sie nicht mehr vergessen! Ich war heute beim Distriktkomitee, und sie stehen hinter mir. Am Dienstag geht's los."

"Was geht los?" – "Das ist meine Sache."

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Das Dreschen hielt den ganzen Sonntag hindurch an. Ich brauchte die Bauern dazu nicht aufzumuntern. Selbst die frömmsten unter ihnen begriffen, daß die Zeit knapp war. Gegen Sonnenuntergang kehrte Serjoscha mit einem großen Koffer und mehreren Taschen zurück. Er brachte Geschenke für die ganze Familie mit: Bücher für die Tochter, Nähfaden für die Mutter und Tabak für den alten Stupenko. Der begeisternde Höhepunkt des glücklichen Ereignisses trat ein, als Serjoscha aus seinem dicken Koffer ein paar lange Hosen, eine Jacke, Schuhe und Unterwäsche für Wasja zum Vorschein brachte.

Der Knabe wurde augenblicklich in seinen neuen Staat eingekleidet und ringsum bewundert. Einige Nachbarn kamen, um das Waisenglückskind Wasja in seinem neuen Aufzug zu bestaunen. Der Knabe selbst lächelte zum erstenmal, seit wir ihn kannten.

"Danke, Onkel Serjoscha", sagte er.

Als ihm Serjoscha auch noch ein Notizbuch, Bleistifte und eine Schachtel mit bunten Süßigkeiten schenkte, traten ihm Tränen in die Augen.

Es war bereits nach Mitternacht, als die Familie zu Bett ging. Als wir allein auf unserem Zimmer waren, fragte ich Tswetkow, wie er mit Arschinow auskomme.

"Er ist ein Hurensohn und ein Sadist, Victor Andrejewitsch. Ich habe es hinausgezögert, dir davon zu erzählen, doch nun kann ich nicht länger schweigen. Dieses Vieh schleppt die Bauern mitten in der Nacht aus ihren Häusern, flucht sie an und bedroht sie mit seiner Mauserpistole. Man hat mir sogar erzählt, er schlage sie brutal."

"Warum zum Teufel hast du mir das nicht früher gesagt? Zieh dich wieder an und dann los!"

Durch die Holzläden konnte ich Licht im Sowjetgebäude sehen. Bauern kauerten auf dem Boden. Eine bewaffnete Schildwache stand an der Türe und ein Dorfpolizist mit einem Revolver saß rauchend im Innern. Als ich eintrat, hörte ich hinter der geschlossenen Tür des Büros die Schreie eines Bauern und Arschinows Flüche.

"Weshalb sind all diese Leute zu so später Stunde noch hier?" fragte ich den Dorfpolizisten, und meine Stimme schwoll vor Zorn.

Er sprang auf die Füße.

"Wie gewöhnlich", sagte er. "Genosse Arschinow pumpt Korn und führt ein kleines Zwiegespräch mit denen, die nicht ins Kolchos eintreten wollen." Plötzlich wurde Arschinows Stimme schrill, ein schwerer Gegenstand krachte auf den Boden, und wir

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

hörten den Bauern stöhnen: "Warum schlägst du mich? Du hast kein Recht, mich zu schlagen ..." Dann brüllte Arschinow: "He, Polizist, wirf dieses Schwein in den Kühler. Dich will ich lehren, du Kulakratte!"

Der Dorfpolizist eilte gegen das angrenzende Zimmer. Ich hielt ihn am Arm zurück.

"Bleib hier", sagte ich. "Ich gehe selbst."

Ich riß die Tür auf. Arschinow erschrak. Er biß sich auf die Lippen, rutschte unruhig auf seinem Stuhl hin und her und machte eine Bewegung nach seiner Pistole auf dem Tisch. Der Bauer, welcher der Länge nach auf dem Boden ausgestreckt lag, war ein alter Mann in zerlumpten Kleidern. Sein Gesicht war blutüberströmt. Ich machte ihm ein Zeichen, hinauszugehen.

Dann ging ich auf Arschinow zu. Ich konnte mich kaum davor zurückhalten, meine Fäuste zu gebrauchen.

"Laß die Bauern in Ruhe!" rief ich. "Und zwar sofort, hörst du?"

"Ich führe hier den Befehl, Genosse Kravchenko. Steck deine Nase nicht in meine Angelegenheiten."

"Nein, dies ist eine Angelegenheit der Partei. Als Kommunist laß ich es nicht zu, daß die Sowjetmacht durch einen Sadisten und Barbaren entehrt wird. Genosse Tswetkow," rief ich ins Vorzimmer, "schreib die Namen des Dorfpolizisten und des alten Mannes auf, der eben geprügelt wurde."

Arschinow versuchte kühn aufzutreten, war aber doch offensichtlich durch meinen Zorn aus der Fassung geraten.

"Zum Donnerwetter, was hast du eigentlich im Sinn?" sagte er. "Was soll das bedeuten — Provokation? Versuchst du, einen Abgesandten des Regionalkomitees in den Augen der Massen zu entehren?"

"Hör mit deiner Heuchelei auf! Leute wie du entehren die Partei und das Land. Polizist! Laß jedermann heimgehen! Genossen, Bauern, wenn wieder jemand geprügelt wird, so kommt zu mir. Es ist gegen das Gesetz."

Tswetkow kam ins Büro. Er war bleich wie ein Gespenst. Seine Hände zitterten. Ich befahl ihm, nach Hause zu gehen und auf mich zu warten. Dann wandte ich mich an Arschinow:



Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Hör mal zu, Arschinow. Weißt du überhaupt, was du hier tust? Ist das Kollektivierung oder Banditentum mit Hilfe eines Mausers? Du bist berechtigt, Korn zu verlangen und, wenn notwendig, Hausdurchsuchungen anzuordnen. Aber du hast kein Recht, Gewalt anzuwenden und nächtliche Inquisitionssitzungen abzuhalten. Wenn du nicht mit dem Regionalkomitee in Konflikt kommen willst, so hörst du augenblicklich mit diesen Dingen auf. Sonst werde ich dich bloßstellen, koste es was es wolle. Verstanden?"

Ich wandte mich ab und ging. Serjoscha war noch nicht zu Hause. Ich sorgte mich um ihn. Aber nach einer halben Stunde kam er.

"Ich war noch in der Hütte des Bauern, der geprügelt wurde", erzählte er mir. "Er hat eine kranke Frau, fünf Kinder und keine einzige Brotrinde im Haus. Sein Haus riecht nach Armut und Verzweiflung. Und so was nennen wir einen Kulaken! Die Kleinen gehen in Lumpen und Fetzen. Sie sehen alle wie Gespenster aus. Ich sah den Kochtopf auf dem Ofen: ein paar Kartoffeln in Wasser. Das war ihr Nachtessen. Und hier, Victor," er zeigte mir einen schmutzigen Papierfetzen, "hier hat mir der alte Mann seine Beitrittserklärung ins Kolchos abgegeben. Ich bat ihn, doch mit seiner Familie Mitleid zu haben und nicht so starrköpfig zu sein. Schließlich willigte er ein."

"Geh schlafen, Serjoscha. Mach dir keine Sorgen. Wir werden schon einen Ausweg finden."

Und seine Frage vorwegnehmend, fügte ich hinzu: "Ich erzähle dir dann morgen von meinem Gespräch mit Arschinow. Du arbeitest am besten weiter mit ihm, als sei nichts geschehen. Und, ach ja, ich möchte dir noch danken für die Kleider Wasjas."

Ich küßte ihn auf beide Wangen.

"Danke, Victor. Als ich nach Hause kam, erzählte ich meinen Leuten die ganze Geschichte. Vater ging weg und hat irgendwie bei seinen Freunden ein Paar Schuhe aufgetrieben. Die Mutter durchstöberte die Dachstube und fand eine meiner alten Kleidungen aus der Schülerzeit. Sie arbeitete den ganzen Tag daran, um sie auf Wasjas Maße zurechtzuschneiden."

"Ja, die Partei hat Männer wie deinen Vater — und Männer wie Arschinow", sagte ich.

III

Im Kolchos gingen die Dinge gut voran, besser noch, als ich gehofft hatte. Das Dreschen war in vollem Gange, Vieh und Pferde wurden wieder gepflegt, und die Landwirtschaftsgeräte waren wieder beinahe instandgestellt.

Auf meine Anregung hin beschloß die Versammlung, zu Ehren des Abschlusses des Dreschens ein Essen zu geben. Mittwoch sollte der große Tag sein, und am Dienstag war jedermann damit einverstanden, bis zum Morgengrauen durchzuarbeiten, um das Fest zu rechtfertigen. Schweine wurden geschlachtet, lange Tische im Kolchos improvisiert. Der Bratengeruch und die Freude an diesem Anlaß weckten im Dorf eine Art Festtagsstimmung.

Am Dienstag nachmittag ging ich auf die Felder hinaus, wo die Frauen das Korn entschoteten und auf Wagen verluden. Ich beteiligte mich einige Stunden an der Arbeit — und an den Liedern — und genoß die körperliche Anstrengung. Obschon ich scharf aufgetreten war, zweifelte ich, ob es mir gelingen werde, Arschinow völlig zu zügeln. Diese Frage beschäftigte mich ununterbrochen. Hier auf dem Felde konnte ich sie vergessen. Die Bäuerinnen taten zwar so, als belustigten sie sich über meine Anfängerkünste beim Entschoten, aber offensichtlich waren sie doch geschmeichelt, daß "die Regierung" sich zu ihrer bescheidenen Arbeit herabließ.

Als es dämmerte, fuhr ich mit mehreren Begleitern wieder ins Dorf. Augenblicklich spürten wir, daß irgend etwas vorgefallen war. Erregte Gruppen standen umher. Frauen weinten. Ich eilte zum Sowjetgebäude.

"Was geht hier vor?" fragte ich den Dorfpolizisten.

"Wieder einmal eine Zusammentreibung von Kulaken", versetzte er. "Dieses schmutzige Geschäft wird wohl nie ein Ende nehmen. GPU-Männer und Leute vom Distriktkomitee sind heute morgen eingetroffen."

Eine große Menge hatte sich vor dem Gebäude angesammelt. Polizisten versuchten sie zu zerstreuen, aber sie kamen immer wieder zurück. Einige fluchten. Eine Anzahl Frauen und Kinder weinten und riefen die Namen ihrer Gatten und Väter. Es war wie in einem bösen Traum.

Im Sowjetgebäude sprach Arschinow mit einem GPU-Beamten. Beide lächelten und tauschten augenscheinlich miteinander Höflichkeiten aus. Im Hinterhof standen etwa zwanzig Bauern, junge und alte, mit Bündeln auf dem Rücken, bewacht von GPU-Soldaten mit gespanntem Revolver. Einige weinten, die andern standen mürrisch, verzweifelt und hoffnungslos.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Dies war also die "Liquidation der Kulaken-Klasse"! Einfache Bauern wurden von ihrem Grund und Boden verschleppt, aller ihrer irdischen Güter beraubt und nach irgendeinem weitentfernten Holzfällerlager oder zu Bewässerungsarbeiten verschickt. Aus irgendeinem Grunde ließ man diesmal die Familien zurück. Ihre Schreie durchschnitten die Luft. Als ich aus dem Sowjethaus trat, sah ich, wie zwei Milizsoldaten einen Bauern mittleren Alters abführten. Es war offensichtlich, daß man ihn mit Fäusten bearbeitet hatte — sein Gesicht war grün und blau und sein Gang gequält. Seine zerrissenen Kleider zeugten von einem Kampf.

Als ich niedergeschlagen, beschämt und hilflos dastand, schrie eine Frau mit unirdischer Stimme auf. Jedermann schaute in der Richtung des Schreies, und ein paar GPU-Männer stürzten auf die Frau zu. Ihre Haare waren aufgelöst. Sie hielt ein brennendes Kornbündel in den Händen. Noch ehe sie jemand erreichen konnte, hatte sie das brennende Bündel auf das Strohdach des Hauses geschleudert, das augenblicklich in Flammen aufging.

"Ketzer! Mörder!" schrie sie. "Unser ganzes Leben lang haben wir für unser Haus gearbeitet. Ihr sollt es nicht bekommen. Die Flammen sollen es haben!" Ihre Schreie verwandelten sich plötzlich in verrücktes Gelächter.

Bauern stürzten in das brennende Haus und begannen Möbel herauszuschleppen. Die ganze Szene hatte etwas Groteskes, Unwirkliches — das Feuer, die Klagerufe, die irre Frau und die durch den Schmutz gezerrten, zur Deportation zusammengepferchten Bauern. Am unmenschlichsten mutete mich jedoch der Anblick Arschinows und der GPU-Beamten an, die gleichmütig aussahen, als sei dies alles ein tägliches Einerlei und die brennende Hütte ein Freudenfeuer zu ihrer Unterhaltung.

Inmitten von all dem stand ich zitternd, verwirrt und kaum meiner Sinne mächtig. Ich hatte das Bedürfnis, zu schießen, irgend jemanden zu erschießen, um meine unerträgliche Spannung zu lösen. Nie zuvor und niemals seither war ich so nahe daran, den Kopf zu verlieren. Ich griff unter den Mantel nach meinem Revolver. Da hielt mich eine starke Hand am Arm zurück. Es war mein Gastgeber, Stupenko. Vielleicht hatte er meine Gedanken erraten.

"Quäl dich nicht ab, Victor Andrejewitsch", sagte er. "Wenn du eine Dummheit begehst, schadest du nur dir selbst, ohne uns zu helfen. Glaub mir, ich bin ein alter Mann und weiß das. Reiß dich zusammen. Du hilfst mehr, wenn du Schwierigkeiten vermeidest, da dies hier ja doch außer deiner Macht steht. Laß uns nach Hause gehn. Du bist weiß wie ein Leintuch. Ich habe mich daran gewöhnt. Dies ist alles nichts. Die großen Deportationen letztes Jahr waren noch schlimmer."

Zu Hause lief ich in steigender Erregung und Verzweiflung in meinem engen Zimmer auf und ab. Ich hatte im Sinn gehabt, beim Distriktkomitee der Partei gegen

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Arschinow zu protestieren. Nun aber begingen Vertreter des Komitees, gemeinsam mit der GPU, dieselben Brutalitäten. Bestand da noch Hoffnung, vom Regionalkomitee Genugtuung zu erlangen?

Der Verdacht, diese Greuel seien keine Einzelfälle, sondern von den höchsten Behörden geplante und unterstützte Maßnahmen, ging mir schon lange durch den Kopf. In dieser Nacht wurde er mir zur Gewißheit, und für den Augenblick war ich ohne jede Hoffnung. Diese Schande wäre leichter zu ertragen gewesen, wenn die Möglichkeit bestanden hätte, Arschinow und andere vereinzelt Täter anzuklagen.

Aus Übermüdung schlief ich in den Kleidern ein. Als ich einige Stunden später wieder die Augen öffnete, erschrak ich, weil Serjoscha nicht in seinem Bett lag. Ich eilte in den Hof, dann in den Garten.

"Wer ist da?" hörte ich Serjoschas Stimme und sah das Blitzen eines Revolvers. Er saß auf einer Bank unter dem Kirschbaum. Mit einem Satz war ich bei ihm und entwand ihm die Waffe. Serjoscha barg das Gesicht in den Händen, von Schluchzen durchwühlt.

"Du bist ein Narr", sagte ich, "und ein Schwächling. Ich bin gar nicht stolz auf dich. Wem willst du helfen, indem du dich selbst tötest? Das ist Unsinn. Das ist keine Lösung, Serjoscha. Wir müssen am Leben bleiben und tun was wir können, um die Bürde unseres russischen Volkes etwas zu erleichtern. Wenn wir uns selbst beseitigen, bleiben nur noch die Arschinows übrig."

Er beruhigte sich ein wenig und schaute mir in die Augen.

"Victor Andrejewitsch, ich habe alles gesehen und alles verstanden. Politisch bin ich nun um einen Kopf gewachsen. Es hat keinen Sinn, sich selbst zum Narren zu halten. Die Partei selbst ist schuldig. Sie ist schuldig der Unmenschlichkeit, der Gewalttätigkeit und des Mordes. Die hübschen Phrasen in unseren Reden sind nur Tarnung einer grausamen Wirklichkeit. Hat mein gutherziger Vater etwa dafür sein ganzes Leben lang gearbeitet? War es das, woran ich seit meinem Eintritt in die Partei immer geglaubt habe?"

Ich brachte ihn zu Bett. Aber wir konnten beide nicht schlafen. Wir sprachen über das, was wir gesehen hatten. Es paßte alles so gut zu dem, was wir früher gehört hatten, daß wir über die Wahrheit der "parteifeindlichen Gerüchte" nicht mehr im Zweifel sein konnten. Wir waren froh, als der alte Mann an unsere Türe klopfte und sagte: "Zeit zum Aufstehen, Genossen."

Das Festessen fand an diesem Tage wie vorgesehen statt, aber die Freude war verschwunden. Die Erinnerung an die "Kulakendeportation" lastete schwer auf uns allen.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Mein Verkehr mit Arschinow bewegte sich auf einer rein dienstlichen Basis. Ich verfaßte einen langen, ausführlichen Bericht über sein Benehmen und schickte ihn dem Regionalkomitee. Nach den Massenverhaftungen traten die wenigen zurückgebliebenen Unentwegten "freiwillig" in das Kolchos ein. Diese Leute wählten offenbar lieber den Hunger zu Hause, als die Verbannung ins Ungewisse. In vielen Fällen holten die Bauern die Erlaubnis ein, ihren restlichen Viehbestand und sogar ihre Möbel zu verkaufen, um mit dem Erlös in der Stadt Korn zu kaufen und so den Forderungen der Regierung nachzukommen.

Die Dorfkirche war in einen Kornspeicher verwandelt worden. Als dieser voll war, triumphierte Arschinow. Er prahlte mit seinen "Erfolgen" und verpaßte keine Gelegenheit, Tswetkow zu hänseln.

"Schau mir zu, wie ich es mache, und lerne daraus", sagte er. "Es ist ein Jammer, daß du die Bedeutung der bolschewistischen Unerbittlichkeit nicht verstehst."

Der Tag unserer Abreise kam näher. Arschinow gab uns bekannt, er bleibe noch einige Tage, um alles zu kontrollieren. Ich zweifelte kaum daran, daß er blieb, um "Beweismaterial" gegen Tswetkow und mich zu sammeln. Die letzten Tage im Kolchos verbrachte ich mit der Vorbereitung der Belege für meinen Schlußbericht.

"Nun, da die Ernte eingebracht ist, könnt ihr wohl ausrechnen, was ihr für euere Arbeit bekommt?" sagte ich den Kolchosbauern.

"Ja, wir haben gerechnet und gerechnet", sagte der Präsident und schüttelte traurig den Kopf. "Jeder Kolchosbauer erarbeitete sich täglich ungefähr 1200 Gramm Korn. Wir arbeiteten nur einen Teil des Jahres, und diese Bezahlung muß den Bauern und seine Familie fürs ganze Jahr erhalten. Wie wir 1200 Gramm strecken sollen, um unsere Familien bis zur nächsten Ernte zu ernähren, das weiß Gott allein oder vielleicht deine Partei."

"Ich glaube, wir werden alle Hungers sterben", fügte ein zweiter bitter hinzu.

Wahrscheinlich meinte er das nicht buchstäblich. Wie sollte er ahnen, daß fast die ganze Bevölkerung volt Podgorodnoje im kommenden Jahr durch die Hungersnot ausgelöscht wird? Wie sollte er ahnen, daß die Regierung sogar noch einen Teil des Kornes beschlagnahmen wird, das ihnen für ihre Arbeit zukam?

Wir schieden von den Dorfbewohnern als Freunde. Sie hatten für Tswetkow und mich eine echte Zuneigung gefaßt. Auch unsere Gastgeber bedauerten unser Scheiden aufrichtig. Beim Abschiedessen brachte, der alte Stupenko eine große Flasche Kirschwasser ins Eßzimmer, die er im Hinterhof ausgegraben hatte und die noch immer mit Erde bekrustet war.

## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Du lieber Gott, ich habe sie mir für einen besonders wichtigen Festtag aufgespart", verkündigte er. "Ich sagte mir, bei der Heirat meiner Tochter oder nach meinem Tode sollen die Leute ein Gläschen trinken und meiner freundlich gedenken. Nun ist es euer Abschied, der mit dem Besten, was ich noch besitze, begossen werden soll! So trinken wir denn auf eure Gesundheit und auf das Wohl unseres armen gequälten Landes."

Nach dem Essen sangen wir alte ukrainische Lieder, und die Frau Stupenkos, durch den starken Branntwein etwas angeheitert, erzählte rührende Geschichten und Heldenlegenden, wie sie sie einst als Kind Wort für Wort von ihrer Großmutter gehört hatte.

Zurück in Dnjepropetrowsk. Das Regionalkomitee schien mit meiner Arbeit zufrieden. Aber für meinen Rapport über Arschinow zeigte niemand wirkliches Interesse.

"Sicher hat er seine Fehler", sagte man mir. "Doch haben nicht wir alle schon Fehler begangen? Aber eines muß man ihm zugute halten: Seine Erfolge!"

Ich sandte einen Brief an die Moskauer "Prawda", in dem ich über einen Fall von Brutalität berichtete, der die Partei auf dem Lande in Mißkredit bringe. Der Brief blieb unbeantwortet und unveröffentlicht.

Durch meinen Aufenthalt auf dem Lande war ich mit meinen Studien arg ins Hintertreffen gekommen. Um wieder aufzuholen, arbeitete ich angestrongter denn je. Je tiefer ich mich hinter meinen technischen Büchern verschanzte, um so weniger Zeit blieb mir für peinliche Gedanken und Zweifel. Die Arbeit wurde zu einem Betäubungsmittel, von dem ich hohe Dosen schluckte.

#### IV

Im Krieg besteht ein handgreiflicher Unterschied zwischen den Frontkämpfern und den Menschen der Etappe. Es ist dies ein Unterschied, der weder durch die eingehenden Nachrichten, noch durch lebhaftete Anteilnahme am Kriegsgeschehen überwunden werden kann. Es ist ein Unterschied, der seinen Sitz in den Nerven, nicht im Verstand hat.

Jene Kommunisten, die unmittelbar mit den Greueln der Kollektivierung in Berührung standen, waren nachher gezeichnete Menschen. Wir trugen unsere Narben. Wir hatten Gespenster gesehen. Wir konnten beinahe an unserer Schweigsamkeit erkannt werden, und an der Art und Weise, wie wir vor Diskussionen über die "Bauernfront" zurückschreckten. Wir mochten wohl diesen Gegenstand unter uns besprechen, wie Serjoscha und ich nach unserer Rückkehr, aber es kam uns sinnlos vor, mit

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Ueingeweihten darüber zu reden. Im Umgang mit ihnen fehlte uns das gemeinsame Vokabular unserer Erfahrungen.

Ich meine natürlich nicht die Arschinows. In jedem politischen System gibt es Polizisten und Henker. Ich meine jene Kommunisten, deren Gefühle durch Zynismus noch nicht völlig abgestumpft waren. Wir mochten uns noch sehr abmühen, die Rechnung der Grausamkeiten — heute tausend Opfer täglich um das Glück der noch ungeborenen Tausend von morgen zu sichern — ging nicht auf. Es fiel uns schwer, den Wirtschaftsterror zu rechtfertigen.

Im Januar 1933 erklärte Stalin unserem Land anlässlich einer Sitzung des Zentralkomitees der Partei, die Kollektivierung sei siegreich beendet worden.

"Das Kolchossystem hat das Elend und die Armut auf dem Lande behoben", erklärte er wörtlich. "Zehn Millionen armer Bauern befinden sich nun in einem gesicherten Lebensstand ... Unter dem alten Regime arbeiteten die Bauern für das Wohl der Großgrundbesitzer, Kulaken und Spekulanten ... Sie arbeiteten und hungerten und machten andere reich. Unter dem neuen Kolchossystem arbeiten die Bauern für sich selbst und für das Kolchos."

Die Versammlung brach, laut Presseberichten, in stürmischen Beifall aus. Die Delegierten riefen: "Ein Hoch auf den großen und weisen Vater und Lehrer, Genosse Stalin!"

Während ich diese Berichte las, dachte ich an Podgorodnoje und dessen terrorisierte Bevölkerung ... an Arschinow, der die Bauern prügelte ... an die irre Frau, die ihr Haus anzündete ... an die zerlumpten Bauern, die im Hinterhof zur Verbannung zusammengetrieben wurden. Wie jedermann in der Ukraine wußte ich, daß heute im Lande der totalen Kollektivierung und des "glücklichen Lebens" eine ebenso katastrophale Hungersnot wie vor zehn Jahren wütete.

Nein, Stalins Worte vermochten uns nicht zu beruhigen. Um unseren Glauben wieder herzustellen oder ihn wenigstens vor dem Absinken in die Verzweiflung zu bewahren, mußten wir unser Augenmerk von den Dörfern abwenden und andere Teile des Bildes betrachten, so beispielsweise die industriellen Fortschritte und "die steigende Flut der Revolution in den kapitalistischen Ländern".

"Weißt du, Victor Andrejewitsch", sagte Serjoscha, "ich habe die Rede von Genosse Stalin vor dem Januarplenum des Zentralkomitees mehrmals gelesen. Was er von den Dörfern sagte, läßt mich erschauern. Nun also sind die Bauern *frei* ... *Die Armut ist vom Lande vertrieben* ... Nach all dem, was wir beide gesehen haben!"

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Aber die industrielle Seite, Serjoscha, zeigt ein anderes Bild. Wie viel neue Fabriken, Gruben, Gießereien, Dämme und Elektrizitätswerke! Herrlich ist es doch, zu spüren, daß wir in Siebenmeilenstiefeln vorwärts schreiten. Wir sind nicht länger eine rückständige Nation. Sogar in Amerika müssen tüchtige Ingenieure auf den Straßen Schuhsohlen und Äpfel verkaufen, während du und ich hier angestrengt studieren können, weil unser Land mehr Ingenieure benötigt. Dort drüben: Arbeitslosigkeit, bei uns: zu wenig Hände, um die Arbeit zu bewältigen."

"Trotzdem; Victor Andrejewitsch, kann ich die Greuelthaten von Podgorodnoje nicht vergessen ..."

"Ich auch nicht, Serjoscha."

Stalins Rede wurde uns von Parteipredigern bei Zellen- und Distriktversammlungen eingehämmert. Der Preis dafür ist zwar hoch, sagten sie, aber schaut auf die neuen Unternehmungen, die wie Pilze aus dem Boden schießen. Magnitostroi. Dnjeprostroi. Das Stalingrader Flugzeugwerk. Das metallurgische Kombinat in Nikopol. Dutzend andere. Während die kapitalistische Welt Krise um Krise durchmacht, marschiert die sozialistische Sowjetwelt. Unsere Krisen sind Wachstumsschwierigkeiten, nicht Zerfallserscheinungen.

Der Zusammenbruch des Weltkapitalismus und das Ende seiner "vorübergehenden Stabilisierung" war der große Trost in den Geburtswehen Rußlands. Unserer sinkenden Lebensmittelversorgung mußte durch strenge Rationierung gesteuert werden. In den Dörfern herrschte Hungersnot. Gefängnisse, Absonderungslager und Konzentrationslager füllten sich mit "Volksfeinden". Tausende unserer Intelligenz — Ingenieure, Beamte, sogar bekannte Kommunisten — wurden als Saboteure und "Agenten fremder Regierungen" liquidiert. Aber die internationale Arbeiterklasse erhob sich! Stalin faßte diese Situation in folgende Worte: "Die Erfolge des Fünfjahresplanes mobilisieren die revolutionäre Kraft der Arbeiterklasse aller Länder."

Genau dreiundzwanzig Tage nach Stalins Rede gelangte in Deutschland Hitler zur Macht! Die Seifenblase des großen Trostes zerplatzte uns vor der Nase.

Jahrelang hatte die ganze Sowjetpropaganda Deutschland als das erste große, kapitalistische Land hingestellt, das dem Beispiel Sowjetrußlands folgen werde. Tag und Nacht war die Moral unserer Genossen durch diese Vision aufrecht erhalten worden. Die deutschen Sozialdemokraten, diese "Lakaien der Bourgeoisie", waren bankrott, während die kommunistische Partei Millionen von Stimmen erhielt.

Kein Wunder, daß uns dieser Schlag betäubte. Mehrere Tage lang wußte niemand, was er davon halten sollte. Dann begann die große Übersetzung der Propagandamaschine zu spielen. Die öffentliche Erklärung, auf die sich die höchsten



Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Moskauerkreise geeinigt hatten, wurde in die Parteimassen gepumpt. Höchste Beamte sprachen an den Regionalversammlungen, niedrigere Beamte gaben die Botschaft an Distriktversammlungen weiter, und reisende Agitatoren trugen sie in die kleinsten Parteizellen.

Im großen Ganzen sagte man uns folgendes: Der Triumph des Faschismus in Deutschland müsse in Wirklichkeit als verborgener Sieg der Weltrevolution gedeutet werden. Er bilde das letzte Bollwerk des agonisierenden Kapitalismus. Nun sei es aus mit den Grimassen der Parlamentshanswürste einer Schwindeldemokratie. Selbst mit Hilfe ihrer sozialistischen und liberalen Lakaien könnten die Kapitalisten die unzufriedenen Massen nicht mehr länger in Schach halten und müßten ihre Zuflucht beim unverfälschten Terror des Faschismus suchen.

"Der deutsche Faschismus ist die Lanzenspitze des Weltkapitalismus", erklärte ein Redner im Institut. "Endlich hat der Kapitalismus seine Maske fallen gelassen. Die Arbeiter der ganzen Welt stehen heute vor der klaren Wahl zwischen Faschismus und Kommunismus. Können wir an ihrer Entscheidung zweifeln? Die Sowjetunion bildet das einzige Bollwerk gegen den Faschismus; das Proletariat aller Länder steht auf unserer Seite. Genossen! Mussolini in Italien und Hitler in Deutschland sind die Vorläufer unserer Revolution. Indem sie das wahre Gesicht des modernen Kapitalismus-Faschismus enthüllen, zwingen sie die Massen schlechthin zum Verstehen der Wahrheit. In unserem Schlagwort: *Je schlimmer, je besser!*, steckt eine Macht." <sup>13</sup>

So wurde die Niederlage in Deutschland in einen Sieg des Fünfjahresplanes gewandelt. Aber wir selbst waren in vertraulichen Gesprächen auf unsern Zimmern von dieser Interpretation keineswegs überzeugt. Schließlich wurden Sozialdemokraten, Liberale und sogar reaktionäre Gewerkschaften zusammen mit den Kommunisten in Deutschland liquidiert. Steckte hier nicht ein Fehler in der Parteithese? War es wirklich notwendig gewesen, unsere ganze Kraft auf die Bekämpfung der Sozialisten und Demokraten zu konzentrieren, wo wir doch gemeinsam die Nazi besiegt hätten? Ist es wirklich unvermeidlich, daß die kapitalistischen Länder, allen voran England, im kommenden Kriege gegen Rußland zusammen mit Hitlerdeutschland marschieren?

Zur Beantwortung solcher Fragen dienten uns nur die knappen und widerspruchsvollen Informationen, die von der Regierung zugelassen wurden. Ausländische Zeitungen und Zeitschriften waren verboten. Es stimmt zwar, daß wir Parteileute durch besondere Tagesberichte mehr erfahren durften, als die gewöhnliche Bevölkerung, aber auch unsere geistige Nahrung wurde ausgewählt und "bearbeitet". Nur ein Dummkopf konnte daran zweifeln, daß auch unsere vertraulichen Nachrichten streng rationiert und zum Großteil zurechtgestutzt waren.

---

<sup>13</sup> Diese Sprachregelung wurde während der '68er-Bewegung im Westen noch einmal aufgeköcht!

## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Die offizielle Version über Hitler-Deutschland befriedigte die meisten Kommunisten nicht. Da sie in einem kritischen Augenblick im Sowjetleben ausgegeben wurde, verstärkte sie noch den Trübsinn, der sich in den Reihen der Getreuen ausbreitete. Die Parteipresse sprach unheilverkündend von "defaitistischen Stimmungen", die ausgerottet werden mußten. Man traf Vorbereitungen für die große "Säuberung" der Partei, welche die Zweifler, die Zimperlichen und von Blut und Leiden Übersättigten ausscheiden sollte.

## (9) Ernte in der Hölle

*1932 – Die kurze Ehe mit Zinaida – Offizieller Umgang mit der Hungersnot (speziell in der Ukraine) – Eindrücke in Petrowo und Logina und anderen Dörfern im Piatichatsky-Distrikt – Arbeitsschwerpunkt: Sicherung der neuen Ernte, Arbeitssituation in den Kolchosen – Kravchenko handelt entgegen Parteibefehlen, um produktives Arbeiten zu ermöglichen – Er entdeckt, daß Butter für den Export zurückbehalten wird – Mendel M. Chatajewitsch.*

### I

Für aktive Kommunisten waren Weltereignisse und Ereignisse zu Hause keine bloßen Geschehnisse, die sich vom persönlichen Leben trennen ließen. Es gab für uns kaum eine Grenze zwischen privatem und öffentlichem Leben. Unser Alltagsleben war mit den politischen Ereignissen verquickt. Hitlers Triumph, die Zahlen der Kollektivierung und die letzten Leitartikel der "Prawda" bildeten Marksteine in meinem persönlichen Leben.

Für einen Außenstehenden mag es vielleicht ungläubhaft klingen, und doch ist es Tatsache, daß sich diese politischen Ereignisse in meiner Erinnerung deutlicher und schärfer eingepägt haben als meine kurze Ehe mit Zinaida.

Ich traf Zina wenige Monate vor meiner Abreise aufs Land. Ihre Schönheit war sanft und blumenhaft, nicht von jener sprühenden und sinnlichen Art, die mich an Julia fesselte. Sie war zart, gefühlvoll und besaß eine weiche Stimme; aber hinter ihrer Zerbrechlichkeit verbarg sich ein harter Kern von Selbstsucht. Die meisten unserer Sowjetmädchen gingen in äußerlicher Betriebsamkeit völlig auf. Sie waren schlicht, robust, und wie wir in unserer Parteisprache sagten: sozialbewußt. Zina hingegen beschäftigte sich nur mit sich selbst.

Für Zina gab es nichts außer ihren persönlichen Gefühlen und Bevorzugungen. Ein echter "Bourgeoisstyp". Meine Freunde warnten mich. Von Anfang an trübte meine Verliebtheit ein beunruhigendes Schuldgefühl. Noch ehe wir unsere Ehe schlossen, protestierte sie gegen meinen überfüllten Arbeitstag.

"Und ich? Du scheinst für mich nie Zeit zu haben", beklagte sie sich.

Ebenso ungehalten war sie über meine bescheidene finanzielle Lage und über die Tatsache, daß wir bei meiner Familie wohnen mußten. Auch ihre Angehörigen machten aus ihrer Enttäuschung kein Hehl, daß sie keine "gute Partie" gemacht habe.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Der Befehl, mich in die Kollektivierungsgegenden zu begeben, kam uns deshalb beiden gelegen. Er ermöglichte einen willkommenen Unterbruch, und die wenigen Wochen der Trennung genügten, um die Ehe in Brüche gehen zu lassen. Als ich mit schwerem Herzen und zerquältem Geist vom Lande zurück kam, verletzte mich Zinas Mangel an Interesse für meine Erlebnisse. Zuerst bemerkte ich nicht einmal, daß sie neue Kleider trug — ein Seidenkleid und sogar Juwelen.

Eine Scheidung war damals noch eine einfache und einseitige Sache. Man registrierte die Liquidation seiner Ehe und gab dem Partner durch eine Postkarte Bescheid. Nach der Auflösung meiner Ehe erfuhr ich, daß Zina während meiner Abwesenheit "interessante, neue Bekanntschaften" gemacht habe. Ihre Selbstsucht hatte sie auf den rechten Weg geführt. Unter ihren neuen Freunden befand sich auch ein Mann mit guter Stellung und Beziehungen zu den oberen Schichten der Mächtigen und Einflußreichen, der es sich leisten konnte, ihren "Bourgeoisgeschmack" zu befriedigen. Sie heiratete ihn bald nach unserer Scheidung.

Zinas blütenhafte Schönheit war schon für einen armen Schlucker von Studenten ein zu großer Luxus, und erst recht für einen ernsthaften Kommunisten. Noch jahrelang sah ich sie immer wieder im Theater und bei Konzerten. Stets war sie gut gekleidet und hielt sich als eine der Erfolgreichen unserer neuen Gesellschaft in Distanz vom Pöbel. Ich konnte es kaum mehr glauben, daß ich einmal mit ihr verheiratet war.<sup>14</sup>

II

Der Tod war die erste Dividende der Kollektivierung. Obschon kein Wort über diese Tragödie in den Zeitungen erschien, wußte jedermann, daß die Hungersnot in ganz Südrußland und Zentralasien wütete. Was für uns völlig sicher war, lehnten wir dennoch als "antisowjetische Gerüchte" ab.

Trotz der scharfen Polizeimaßnahmen, die eine Auswanderung der Opfer verhindern sollten, wurde Dnjepropetrowsk von hungernden Bauern überschwemmt. Viele lagerten abgestumpft und selbst für das Betteln zu schwach, an den Bahnhöfen. Ihre Kinder waren Skelette mit geschwollenen Bäuchen. Früher schickten Freunde und Verwandte vom Land Lebensmittelpakete in die Stadt. Jetzt geschah das Umgekehrte. Unsere eigenen Rationen waren jedoch so klein und ungewiß, daß nur wenige es wagten, sie zu verschenken.

---

<sup>14</sup> Sinaida Gorlowa trat während Kravchenkos Prozeß gegen Les Lettres françaises als Zeugin gegen ihn auf; sie reiste dazu aus der Sowjetunion ein. (vgl. Berberova, Hildesheim 1991, S.85 ff.) – In dem russischen Artikel von Alex Klevitsky (siehe hier im Anhang) steht: "Als er über den Prozeß sprach, erwähnte Andrew die erste Frau von Victor Kravchenko, die vom KGB mit der Verhaftung ihres Sohnes gedroht wurde, wenn sie sich weigerte, im Prozeß auszusagen. Die zweite Frau weigerte sich zu gehen. Sie starb wenige Tage später. Beim Überqueren der Straße wurde sie von einem Auto angefahren. Der Fahrer floh vom Tatort und ... er wurde nicht gefunden."

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Da sich die Hungersnot zeitlich mit dem triumphalen Abschluß des ersten Piatiletka (Fünfjahresplan) nach vier Jahren deckte, überbordete die Presse von übertriebenen Lobliedern auf "unsere Erfolge". Und doch vermochte die ohrenbetäubende Propaganda das Röcheln der Sterbenden nicht ganz zu übertönen. Manchen mutete das Triumphgeschrei über das neue "glückliche Leben" geradezu dämonisch an und noch schrecklicher als die Hungersnot selbst.

Alles hing von der kommenden Ernte ab. Würde wohl die hungerleidende Bauernbevölkerung die Kraft und den Willen aufbringen, inmitten des millionenfachen Todes zu ernten und zu dreschen? Um das Einbringen der Ernte sicherzustellen, um die verzweifelten Kolchosbauern am Essen der grünen Schoten zu hindern, um die Kolchosen vor einem Zusammenbruch wegen schlechter Verwaltung zu schützen und damit die Feinde der Kollektivierung zu bekämpfen, bildete man in den Dörfern besondere Politische Abteilungen aus erprobten Kommunisten — Soldaten, Beamten, Fachleuten, NKVD-Männern und Studenten. Eine Armee von mehr als 100.000 Unentwegten, ausgewählt durch das Zentralkomitee der Partei, wurde mit dem Auftrag, die neue Ernte zu sichern, auf das ganze Kollektivierungsgebiet verteilt. Auch ich befand mich unter den Mobilisierten.

Etwa dreihundert Mann aus verschiedenen städtischen Organisationen versammelten sich im Hauptquartier des Regionalkomitees. Der Sekretär des Komitees, Genosse Hatajewitsch, einer der führenden Kommunisten der Ukraine, hielt die Ansprache. Er verbarg die Schwierigkeiten nicht, die uns auf dem Lande erwarteten. Immer und immer wieder wies er auf die kommende "Säuberung" der Partei hin, die auf einen späteren Termin in diesem Jahre angesetzt war. Die Anspielung war zu deutlich, um überhört zu werden. Von unserem Erfolg oder Mißerfolg in den Hungergebieten würde unsere politische Laufbahn abhängen.

"Eure Treue zur Partei und Genosse Stalin wird nach eurer Arbeit in den Dörfern geprüft und abgeschätzt werden", erklärte er unheilverkündend. "Jetzt ist kein Platz mehr für Schwäche. Dies ist keine Aufgabe für Weichlinge. Ihr werdet einen zähen Magen und einen eisernen Willen benötigen. Die Partei wird keine Entschuldigungen für Mißerfolge annehmen."

Mit einem Befehl des Regionalkomitees in der Tasche machte ich mich in Begleitung eines Studiengenossen und Freundes namens Juri, auf den Weg nach dem Piatchatsky-Distrikt. Wir sahen, daß die Ortsbeamten jenes Distriktes durch ihre Leiden entnervt waren. Wir befragten sie über die kommende Ernte, aber sie sprachen nur vom Massenhunger, epidemischem Typhus und Meldungen von Menschenfresserei.

Daß wir das Einbringen und Dreschen der neuen Ernte vorbereiten mußten, darin waren sie mit uns einverstanden. Die Frage aber nach der Durchführung schien für ihren gelähmten Willen unlösbar. Polizeiposten und Gefängnisse waren mit Bauern aus

benachbarten Dörfern überfüllt, die wegen unerlaubten Erntens von Getreide verhaftet worden waren. Die offiziellen Anklagen lauteten auf "Sabotage" und "Diebstahl an Staatseigentum".

Wir kamen gegen Abend in das große Dorf Petrowo. Es herrschte unnatürliche Stille.

"Alle Hunde sind aufgefressen, deshalb ist's so still", erklärte uns der Bauer, der uns zur Politischen Abteilung führte. "Die Leute gehen nicht mehr aus, sie sind zu schwach", fügte er noch hinzu. Nachdem wir den Leiter der Politischen Abteilung gesprochen hatten, wies man uns als Nachtquartier in eine Bauernhütte.

Ein schwacher "Qualmer" spendete das einzige Licht im Haus. Unsere Gastgeberin war eine junge Bäuerin. Aus ihren verhungerten Gesichtszügen schien alles Gefühl, sogar Traurigkeit und Furcht, gewichen. Eine lebende Totenmaske. In einer Ecke lagen auf einem schmalen Bett zwei Kinder, so ruhig wie Tote. Nur ihre Augen sprachen von Leben. Ich zuckte zusammen, als ich ihrem Blick begegnete.

"Es tut uns leid, dich zu stören", sagte Juri. "Wir werden dir aber nicht lange zur Last fallen, am Morgen reisen wir wieder weiter." Er sprach mit einer unnatürlich gedämpften Stimme, als befände er sich in einem Krankenhaus oder auf einem Friedhof.

"Seid willkommen," sagte die junge Frau, "es tut mir nur leid, daß ich euch nichts anbieten kann. Seit vielen Wochen gibt es in diesem Haus keine Brotkrume mehr. Ich habe noch ein paar Kartoffeln, aber ich wage nicht, sie zu früh zu verbrauchen." Sie weinte still. "Wird das je ein Ende nehmen, oder müssen auch meine Kinder und ich, wie die andern, sterben?"

"Wo ist dein Gatte?" fragte ich.

"Ich weiß es nicht. Er wurde verhaftet und wahrscheinlich verbannt. Auch mein Vater und meine Brüder wurden verbannt. Uns ließen sie sicher nur zurück, damit wir Hungers sterben."

Juri sagte, er wolle rauchen und verließ überstürzt das Haus. Ich wußte, daß er einen Zusammenbruch befürchtete — und nicht in Gegenwart der Fremden weinen wollte.

"Verzweifle nicht!" sagte ich zu der Frau. "Ich weiß, daß es schwer ist, aber wenn du deine Kinder liebst, so wirst du den Kampf nicht aufgeben. Bring sie an den Tisch. Mein Genosse und ich haben etwas Lebensmittel aus der Stadt bei uns, und ihr könnt mit uns essen."

Juri kam zurück. Wir breiteten alle unsere Vorräte auf den Tisch aus und aßen selbst so wenig wie möglich, damit den andern um so mehr verblieb. Die Kinder starteten den

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Schinken, den Trockenfisch und den Tee mit Zucker mit aufgerissenen Augen an. Sie aßen rasch und gierig, als fürchteten sie, alles könnte auf ebenso wunderbare Weise wieder verschwinden, wie es gekommen war. Nachdem sie die Kinder zu Bett gebracht hatte, begann unsere Gastgeberin zu erzählen.

"Von den Toten will ich nicht sprechen", sagte sie. "Das weißt du ja alles schon. Die Halbtoten und die Fasttoten, das ist noch schlimmer. Hunderte von Menschen in Petrowo sind vor Hunger aufgeschwollen. Ich weiß nicht, wieviele täglich sterben. Viele sind so schwach, daß sie das Haus nicht mehr verlassen können. Dann und wann fährt ein Wagen von Haus zu Haus und lädt die Leichen auf. Wir haben alles gegessen, was uns in die Finger kam — Katzen, Hunde, Mäuse und Vögel. Morgen bei Tageslicht wirst du sehen, daß den Bäumen die Rinde fehlt. Auch diese haben wir gegessen. Auch Roßmist."

Sie mußte mein Erstaunen und mein Erschrecken bemerkt haben. "Ja, auch Roßmist. Wir kämpfen darum. Er enthält gelegentlich noch ganze Körner."

Es war Juris erster Besuch auf dem Land. Ich fürchtete, der erste Eindruck dieses Grauens könnte ihn zu sehr erschüttern und unterbrach deshalb die Frau in ihrer Erzählung, mit der Aufforderung, wir wollten uns alle zur Ruhe legen. Aber weder Juri noch ich fanden Schlaf. Wir waren froh, als der Morgen graute.

Kurz nach Sonnenaufgang trafen wir auf der Politischen Abteilung ein, fanden aber nur den Landwirt der Staatsfarm. Als er mich herzlich umarmte, stellte es sich heraus, daß er ein alter Bekannter war, ein Student der landwirtschaftlichen Schule Erastowka. Ich fragte ihn nach seinem Freund, Jascha Gromow, der mit mir vor einigen Jahren in der Fabrik gearbeitet hatte.

"Er wird gleich hier sein. Bleibst du in Petrowo oder mußt du weiter?"

"Wir gehen noch ein Stück weiter", antwortete ich. "Wir machten hier nur Halt, um uns ein wenig umzusehen. Aber ich möchte dich um einen Gefallen bitten, Genosse Baschmakow. Kannst du etwas Nahrungsmittel entbehren?"

"Meinst du für dich?"

"Na, sagen wir mal für mich. Ich werde natürlich bezahlen."

"Bezahlen! Als ob mich das Geld kümmerte. Komm mit in mein Haus. Ich wohne nicht weit von hier, und wir wollen sehen, was wir entbehren können. "

Als wir zu seinem Hause gingen, sagte er: "Ich weiß natürlich, daß du die Nahrung für ein paar arme Teufel willst und mache dir deswegen keinen Vorwurf. Aber, Genosse

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Kravchenko, du wirst wenig Erfolg haben, wenn du dem Mitleid die Oberhand läßt. Du mußt lernen, dich selbst zu ernähren, selbst wenn andere vor Hunger sterben. Sonst bleibt niemand übrig, der die Ernte einbringen kann. Immer, wenn deine Gefühle mächtiger werden als dein Verstand, mußt du dir sagen: *Die einzige Möglichkeit, der Hungersnot zu steuern, besteht in der Sicherstellung der neuen Ernte.* Glaub nicht, daß es mir selbst leicht gefallen ist. Ich bin kein Rohling."

Trotzdem gab er mir etwas Schinken, ein Fläschchen Öl, ein wenig Mehl und eine kleine Tasche mit Korn. Ich bedankte mich und brachte das Paket ins Haus unserer Bäuerin. Die junge Frau brachte vor Freude kein Wort des Dankes über ihre Lippen. Ich mied ihre Dankbarkeit wie einen grausamen Vorwurf.

Dann schritten Juri und ich durchs Dorf. Wiederum bedrückte uns die unnatürliche Stille. Bald gelangten wir auf einen offenen Platz, wo zweifellos einst der Markt gewesen sein mußte. Plötzlich griff Juni nach meinem Arm und drückte ihn, bis er schmerzte: Vor uns auf der Erde lagen tote Männer, Frauen und Kinder hingestreckt, mit dünnem, schmutzigem Stroh bedeckt. Ich zählte siebzehn Tote. Noch während wir hinstarrten, fuhr ein Wagen vor. Zwei Männer luden die Leichen wie Klafterholz auf.

Während Juri zur Staatsfarm ging, um unsere Transportfrage zu regeln, kehrte ich zurück in die Politische Abteilung zu einem Gespräch mit Gromow. Er war überglücklich, mich zu sehen. Jeder Besucher aus jener merkwürdigen Welt, außerhalb dieser Hungerzone, war willkommen, da er daran erinnerte, daß irgendwo das Leben noch normal verlief. Er führte mich zur Staatsfarm. Diese war ein Regierungsunternehmen, in dem die Bauern gegen Lohn arbeiteten, im Gegensatz zum Kolchos oder dem Kollektivbetrieb, der von den Bauern gemeinsam bewirtschaftet wurde.

"Jascha", sagte ich, während wir durch die halbreifen Weizen- und Gerstenfelder gingen, "heute morgen war ich auf dem Marktplatz ..."

"Ich weiß, Vitja. Wieviele waren es heute morgen? Nur siebzehn? Meistens sind es mehr. Weißt du, die Regierung hat im letzten Herbst alles Korn aus ihnen herausgepumpt. Was können wir tun, als ihre Leichen sammeln und verbrennen? Das Wenige, was sie für ihre Arbeit erhielten oder trotz allem verstecken konnten, haben sie schon lange aufgezehrt. Es ist traurig und scheußlich. Komm in mein Haus, zu einem kurzen Gespräch. Ich war allzu lange mit meinen Gedanken allein."

Hungertod ist ein einförmiges Gesprächsthema. Eintönig und gleichförmig. War es nicht schon ein makabres Unterfangen, diese höllische Wirklichkeit in platten Gemeinplätzen zu beschreiben? Was mir Jascha erzählte, glich schließlich aufs Haar der Schilderung der Bäuerin von gestern abend und dem, was ich mit eigenen Augen auf dem Marktplatz gesehen hatte. Bereits gewöhnte ich mich an dieses Klima des Grauens



Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

und stählte mich innerlich gegen die Wirklichkeit, die mich gestern noch weich gemacht hatte.

Wir plauderten lange. Gromow beschrieb mir die Männer, mit denen ich in den Dörfern zusammenarbeiten mußte, und versprach, mir nach Kräften zu helfen. Er winkte zum Abschied, als Juni und ich in einer Tatschanka, einem Zweiräderwagen, abfuhren, der uns von der Staatsfarm zur Verfügung gestellt worden war.

Die Sonne sank, und der Himmel leuchtete blutrot. Der Alte, der den Wagen lenkte, sprach mit seinen Pferden: "Hü, meine kleinen Falken! Vorwärts, meine Augäpfel!"

Ich bot ihm eine Zigarette an. Durch den guten Tabak hob sich seine Stimmung sichtlich. Er wühlte unter seinem Sitz, zog eine Rohrflöte hervor und begann traurige ukrainische Volksweisen zu blasen.

"Du scheinst ein lustiges, Leben zu führen, Väterchen", sagte Juni.

"Ach ja, wir leben hier wie die Großfürsten, ein Paar Hosen für zwei Männer, und jedermann lebt bis er stirbt. Keine Armen, keine Reichen, lauter Bettler. Hopp, nehmt diesen Hügel schön, meine kleinen Falken! Zeigt's diesen Städtern, meine Kleinen!"

"Und wer bist du denn, Großväterchen?" fragte ich.

"Jedermann kennt mich hier. Als ich noch mein eigenes Gut besaß und viel zu essen hatte, nannte man mich Kusma Iwanowitsch. Nun, da ich Fuhrmann bin, nennt man mich nur noch Kuska. Es ist nichts übrig geblieben als diese Flöte, deshalb spiel ich darauf. Meine Alte starb im letzten Winter am Hunger. Meine Tochter ist verheiratet und arbeitet in den Kohlengruben. Zwei meiner Söhne und ihre Familien wurden von den Genossen nach Sibirien verbannt ... als Kulakagenten. Weil sie aber sehen, daß ich ein alter und harmloser Mann bin, gaben sie mir diese Stelle als Kutscher in der Staatsfarm. Lange Zeit wollten sie mich nicht nehmen, weil sie befürchteten, ich könnte der Farm schaden. Warum soll ich etwas zerstören, wo ich doch bereits mit einem Fuß im Grabe stehe? Ich mache alles, was sie mir befehlen, und meine einzige Freude am Leben sind diese Pferde. Ich Sorge gut für sie. Sie gehören zwar der Regierung, aber ich tue so, als gehörten sie mir. Sie sind meine Familie —, die einzigen, die mir noch verblieben sind. Ich füttere sie, putze sie und spreche mit ihnen. Sie verstehen mich — jedes Wort. Bei meinen Pferden bin ich wieder Kusma Iwanowitsch, nicht einfach Kuska. Mein einziger Wunsch ist, neben meiner Alten begraben zu werden, wenn die Reihe an mich kommt. Ich habe ein paar gute Menschen darum gebeten, und sie haben es mir versprochen. Deshalb brauche ich mich, wie du siehst, um nichts zu sorgen."

Er fing wieder an zu spielen.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Es war bereits Nacht, als er vor der Politischen Abteilung des Dorfes anhielt, das unser Bestimmungsort war. Die Politische Abteilung befand sich in einem vornehmen Hause am Ende eines von Pappeln umrahmten Kiesweges. Drinnen waren mehrere Beamte, die uns erwarteten. Sie empfingen uns freundlich. Nach der gegenseitigen Vorstellung gingen wir mit ihnen zur Hütte, die der Assistent des Leiters bewohnte. Der Ort war sauber, und das Nachtessen, obgleich einfach, doch gut und reichlich.

Im fröhlichen Licht einer Kerosinlampe, am gut bestellten Tisch, war es schwer, sich vorzustellen, daß in allen umliegenden Häusern Hunger und Tod die Herrschaft führten. Ich studierte diese Männer, mit denen ich nun zusammenarbeiten sollte, und es war klar, daß auch sie mich ihrerseits gründlich musterten.

Der Leiter der Politischen Abteilung, Somanow, war Soldat, Oberstleutnant der Artillerie. Klein, untersetzt, etwa vierzig Jahre alt, mit einem ruhigen und sympathischen Gesicht. Ich hatte ihn sogleich gern. Sein Assistent, unser Gastgeber, war Direktor einer Metallfabrik im Donezbecken. Gut gekleidet, etwas lärmig, zungenfertig und überschäumend von lustigen Geschichten. Der zweite Assistent war ein junger GPU-Offizier, ein dunkler, hübscher Bursche, der wenig sprach, aber aufmerksam zuhörte. Das vierte Mitglied der Politischen Abteilung war ein Zeitungsredaktor einer Provinzstadt.

Wir prüften uns alle gegenseitig. Ich ließ beiläufig die Namen meiner bedeutenden Freunde fallen und gestattete mir auch einen Hinweis auf meine persönliche Bekanntschaft mit Kommissar Ordschonikidse. Als ich die Namen bekannter GPU-Leute aus meiner Heimatstadt erwähnte, verschärfte der GPU-Offizier unbewußt seine Aufmerksamkeit. Mit allem was noch vor mir lag, war ich für meine Selbstbehauptung froh um jede, auch die kleinste Bekanntschaft, die mein politisches Prestige erhöhte.

Nach dem Essen fand eine formelle Konferenz statt. Juri und ich wurden in die Pläne eingeweiht und mit der Eigenart verschiedener lokaler Beamten in den Kolchosen — für die wir verantwortlich sein würden —, vertraut gemacht. Glücklicherweise versprach die Ernte in dieser Gegend gut zu werden. Unsere Aufgabe war, sie zu schützen, ihr Einbringen zu überwachen und dafür zu sorgen, daß die Regierung ihren vollen Anteil erhielt. Der 1. September war das für die Ernte festgesetzte Datum. Obschon jeder von uns einen bestimmten Sektor unter seiner Aufsicht hatte, brachte uns die gemeinschaftliche Verantwortung doch nahe.

Am folgenden Morgen bat mich Genosse Somanow in sein Privatbüro.

"Du hast mehr Erfahrung in der Landwirtschaft als die meisten der bevollmächtigten Volksvertreter, was sehr gut ist", sagte er. "Ich möchte dich warnen. Du wirst viel Leiden sehen und stehst ganz auf dir selbst. Ich will mir nicht anmaßen, dir zu sagen,

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

wie du die Sache anpacken sollst. Nur dies: Laß dich nicht gehen, sonst wirst du dir und der Arbeit schaden. Mach was du für notwendig hältst und lehne jede Einmischung ab. Wenn du den Plan in deiner Sektion erfüllst, wird dir alles andere verziehen. Wenn nicht — nun, wir alle kennen ja die Folgen. Ich werde dir helfen, wo ich kann. Die Präsidenten der Kolchosen und die Vertreter der Dorfsowjets erwarten deine Ankunft. Alles Gute!"

Bald waren Juri und ich wieder unterwegs. Seine Dörfer lagen etwa acht Kilometer von den meinen entfernt. Wir erreichten Logina, das mein Hauptquartier werden sollte; ich ging ins dortige Sowjetgebäude, und Juri fuhr allein weiter.

Das Sowjethauptquartier war klein aber sauber. Ich platzte mitten in eine Versammlung. Nachdem ich mich vorgestellt und meine Befehle vorgezeigt hatte, die mich als bevollmächtigten Volksvertreter der Politischen Abteilung und des Regionalkomitees auswiesen, drängte ich auf die Weiterführung der Versammlung. Der Vorsitzende der Sowjet hieß Belousow und hatte offenbar eine Vorliebe für den hiesigen Parteisekretär, Genosse Kobsar. Auch der Verwalter der Erntemaschinen, Karas, war anwesend.

"Genosse Kravchenko, du führst hier den Oberbefehl. Übernimm den Vorsitz", sagte Kobsar.

"Nein, nein. Nur weiter. Ich höre zu, wenn ihr nichts dagegen habt. Genossen, von nun an gibt es kein *wir* und kein *du*. Wir müssen alle zusammenarbeiten. Ihr kennt die Probleme besser als ich, und ich werde mich auf euch verlassen. Zugleich bin ich für das Ganze verantwortlich und werde die Schlußentscheidungen treffen. Meine erste Sitzung werde ich morgen abhalten und hoffe, daß ihr alle gut vorbereitet, mit den notwendigen Unterlagen, erscheinen werdet. Jeder Kolchospräsident soll seine Arbeitspläne mitbringen. Bis dahin fahrt mit den begonnenen Besprechungen ruhig fort."

Die Sitzung nahm ihren Fortgang. Die Präsidenten der Kolchosen sprachen der Reihe nach. Sie bestanden alle darauf, daß ihre Bauern ohne Nahrung zu schwach seien, um die Ernte einzubringen.

"Meine Bauern hungern", sagte der eine. "Viele liegen aufgeschwollen zu Hause. Wir können mit ihnen als Arbeiter nicht rechnen. Es werden noch mehr ausfallen oder sterben, ehe die Ernte unter Dach ist. Was läßt sich dagegen tun?"

Belousow und Kobsar antworteten in allgemeinen Redewendungen, zitierten die Parteibefehle und machten mir den Eindruck von ratlosen, verwirrten und im Grunde genommen gleichgültigen Menschen. So überlegte ich: Ich verlasse mich besser auf die Bauern, als auf diese Beamten.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Es war mir klar, daß sich die Sowjet- und Parteifunktionäre an die Hungersnot allzusehr gewöhnt hatten und daß es nötig war, ihre Apathie zu überwinden, um die Ernte einzubringen.

"Komm zum Übernachten in mein Haus", schlug Belousow vor, als die Konferenz aufbrach. "Du bist gewiß müde von der Reise. Ich glaube, ich kann ein oder zwei Tropfen zu deiner Stärkung auftreiben."

"Es wäre mir eine Ehre, wenn du zu mir kämest", sagte einer der Kolchospräsidenten. "Ich heiße Tschadai. Meine Familie ist klein, und wir können dir ein eigenes Zimmer geben."

Ich beschloß, Tschadais Einladung sogleich anzunehmen. Je enger ich mit dem Kolchos in Verbindung kam, um so besser für mich. Ich gab allen die Hand und ging mit Tschadai, einem einfachen, intelligenten Mann mittleren Alters. Er war glattrasiert und sah sympathisch aus. Ein zweiter Kolchospräsident, Demtschenko, begleitete uns.

"Nun, meine Freunde," lachte ich, als wir das Haus erreichten, "wir wollen zuerst in die Ställe gehen. So hat man's mich gelehrt. Meine alte Großmutter in Alexandrowsk sagte jeweils vor dem Schlafengehen: *Schau zu, daß das Vieh und die Pferde gut versorgt sind.*"

"So, stammst du von Bauern ab?"

"Nicht ganz, Genosse Demtschenko, aber ich habe lange auf dem Lande gelebt."

Beim Licht einer Laterne sah ich, daß Pferde in den Stallungen standen, aber ohne Heu. Auch war der Stall nicht allzu sauber.

"Dieser Hurensohn!" rief Tschadai selbstgefällig aus. "Nun hat er schon wieder die Ställe vernachlässigt! Ich werde ihm morgen einheizen."

"Ich weiß nicht, wer hier den Dienst tut", sagte ich. "Aber meiner Ansicht nach würde ich an deiner Stelle mir selber die Hölle heiß machen. Du bist der Präsident, und wenn etwas schief geht, bist du selbst schuld. Das ist der Sinn der Führerschaft."

"Ich glaube, du hast recht", gab Tschadai verdrießlich zu. "Aber es ist nicht so einfach. Wenn die Leute Hunger haben, wollen sie nicht arbeiten. Sie können sich nicht mehr auf die Arbeit konzentrieren."

"Ja", stimmte Demtschenko zu, "es ist keineswegs einfach. Nun, gute Nacht, ihr beiden, auf Morgen!"

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Im Hause lernte ich Tschadais Frau und Kinder kennen. Obschon sie alle dünn und ausgemergelt aussahen, waren ihre Lebensbedingungen doch bei weitem nicht so schlecht, wie in den meisten Bauernhäusern.

"Genosse Tschadai, sag mir, von Mann zu Mann, nicht dienstlich, wie's den Leuten hier geht", sagte ich. "Welches sind deine Erntepläne? In welchem Zustand befinden sich die Maschinen? Verheimliche nichts vor mir. Sei im Gegenteil offen zu mir, da wir ja schließlich beide an der gleichen Sache interessiert sind."

"Ich weiß nicht, wo beginnen, Genosse Kravchenko. Die Ernte ist nicht schlecht. Die Maschinen sind in Ordnung, wenn auch einige Teile fehlen. Aber ohne diese Bestandteile stecken wir fest."

"Erstelle eine Liste des Fehlenden, und ich will sie in die Politische Abteilung in Petrowo weiterleiten."

"Danke, das wird eine große Hilfe sein. Beängstigend ist auch die Lage der Pferde. Wir haben kein Futter. Wenn wir nur etwas Hafer bekämen .. . Natürlich könnten wir ein bißchen von der neuen Ernte abmähen, aber das verstößt gegen die Befehle."

"Befehl oder nicht Befehl, wir tun's, wenn kein anderer Ausweg bleibt", sagte ich. "Ich übernehme die volle Verantwortung. Dies ist eine unserer ersten Aufgaben für morgen. Ohne Pferde — was sollen wir ohne Pferde zustande bringen? Und ohne Hafer werden wir bald keine Pferde mehr haben. "

"Ich fürchte, Belousow und Kobsar werden damit nicht einverstanden sein", warnte mich Tschadai.

"Überlaß das nur mir."

"Am wichtigsten scheint mir schließlich, Genosse Kravchenko, die Lage der Bauern selbst. Sie sterben dahin wie die Fliegen. Oder sie sind zu schwach und zu aufgeschwollen, um sich zu bewegen. Wer soll das Korn ernten? Ich bat den Sowjet, uns etwas Korn zu leihen. Schließlich schickten sie mir dreizehn Puds. Aber ich bin weder Moses noch Jesus. Mit dreizehn Pud kann ich nicht Tausende von Menschen ernähren. Ich sage dir, Genosse, als ich in der Armee diente, habe ich Blut und Tod gesehen, aber nie so Schreckliches wie die jetzigen Vorgänge in meinem Dorf."

Dann schaute er mir in die Augen. Ein leiser Hoffnungsschimmer brach durch seine Traurigkeit. "Genosse bevollmächtigter Volksvertreter, wenn du die Ernte einbringen willst, mußt du zuerst diese Leute vor dem Hunger retten. Ich kann dem Elend nicht mehr länger zusehen. Ich halte es einfach nicht mehr aus!"

"Ich kann dir nichts versprechen, Genosse Tschadai, ich kann nur einen Versuch machen: Wir wollen morgen früh aufstehen und von Haus zu Haus gehen. Ich will mir zuerst alles selbst ansehen, bevor ich mich entschieße, zu handeln."

### III

Was ich mit Tschadai an diesem Morgen auf der Runde von Haus zu Haus sah, war unsagbar schrecklich. Auf dem Schlachtfeld sterben die Menschen rasch. Sie kämpfen. Kameradschaft und Pflichtgefühl halten ihre Moral. Hier sah ich, wie Menschen einsam und verborgen dahinstarben, ohne die Ausrede des Opfers für eine gute Sache. Ein politischer Entscheid hatte sie in eine Falle gelockt. Durch Beschlüsse, die in der entfernten Hauptstadt an Konferenz- und Bankettischen getroffen wurden, verfielen ihre Heimwesen dem Hunger. Zur Milderung des Grauens blieb nicht einmal der Trost der Unvermeidlichkeit.

Den schrecklichsten Anblick boten die kleinen Kinder, deren Glieder wie Skelette aus den aufgedunsenen Körpern ragten. Die Hungersnot hatte jede Spur von Jugend in ihren Gesichtern ausgelöscht und sie in verzerrte Fratzen verwandelt. Nur aus ihren Augen sprach noch die Kindheit. Überall lagen Männer und Frauen hingestreckt mit gedunsenen Gesichtern und Bäuchen und völlig ausdruckslosen Augen.

Wir klopfen an eine Türe und erhielten keine Antwort. Wir klopfen nochmals. Besorgt stieß ich die Tür auf, und wir betraten den engen Vorraum einer Einzimmerhütte. Zuerst fielen meine Augen auf ein ewiges Licht über einem breiten Bett, dann auf den Körper einer Frau mittleren Alters, die in eine saubere, gestickte ukrainische Bluse gekleidet, mit gekreuzten Armen auf ihrem Bette lag. Am Fußende des Bettes standen eine alte Frau und zwei Kinder: ein Knabe von ungefähr elf und ein Mädchen von ungefähr zehn Jahren. Die Kinder weinten still und wiederholten in klagendem Singsang immer wieder: "Mama, meine liebe Mama". Ich blickte um mich, und meine Augen fielen auf den geschwollenen, untätigen Körper eines Mannes, der auf dem Ofenbrett lag. Das Gespenstische dieses Anblicks war nicht der Leichnam auf dem Bett, sondern der Zustand der lebendigen Zeugen. Die Beine der alten Frau waren zu einem unglaublichen Umfang angeschwollen; Mann und Kinder befanden sich offenbar in den letzten Stadien des Hungertodes. Rasch zog ich mich zurück und schämte mich meiner Voreiligkeit.

Im nächsten Haus trafen wir einen Mann von etwa vierzig Jahren, der auf einer Bank saß und Schuhe flickte. Sein Gesicht war aufgeschwollen. Ein abgemagerter kleiner Knabe, wenig mehr als ein Skelett, las ein Buch, und eine hagere Frau machte sich am Ofen zu schaffen.

"Was kochst du, Natalka?" fragte Tschadai.

"Du weißt schon, was ich koche", antwortete sie, und in ihrer Stimme lag eine mörderische Wut.

Tschadai zupfte mich am Ärmel, und wir gingen hinaus.

"Weshalb wurde sie so zornig?" fragte ich.

"Weil — nun, ich schäme mich, es dir zu sagen, Victor Andrejewitsch ... weil sie Roßmist und Unkraut kochte."

Mein erster Impuls war, ins Haus zurückzukehren und sie daran zu hindern, aber Tschadai hielt mich zurück.

"Geh nicht hinein, bitte nicht! Du weißt nicht, wie es den Hungernden zumute ist. Sie könnten dich aus Verzweiflung töten, wenn du ihr den Inhalt ihres Kochtopfes wegnimmst."

Nachdem wir in etwa zwölf Häusern gewesen waren, gab ich dem Drängen Tschadais, die Inspektion abubrechen, nach.

"Es ist überall dasselbe. Du hast genug gesehen", sagte er.

Meine Aufgabe war mir klar. Die Lage war allzu verzweifelt, um halbe Maßnahmen zu gestatten. Welches auch immer die Folgen für mich selbst sein mochten, ich sah mich gezwungen, die Gesetze und Befehle zu übertreten. Zuerst mußte ich die Kraft dieser Bauern wiederherstellen. Sonst war alles verloren. Ich ging zum Hause Tschadais, schrieb einen Brief an Genosse Somanow, dem Leiter unserer Politischen Abteilung, und sandte ihn durch Boten ab. Gegen Abend kehrte der Bote mit der Antwort zurück:

"Ich bin mir der Lage wohl bewußt. Ich bitte dich sehr, die Sache immer und immer wieder abzuwägen und alles wohl zu bedenken. Dein Vorschlag ist eine ernste Verletzung unserer genauen Befehle. Falls du jedoch keinen anderen Ausweg siehst, dann handle nach deinem Ermessen. Ich werde versuchen, etwas Korn für dich aufzutreiben, habe aber offen gestanden, wenig Hoffnung auf Erfolg."

Diese Antwort genügte mir. Wenigstens war sie nicht abschlägig. Mein Vorschlag bestand darin, etwas Hafer zu schneiden, um die Pferde zu füttern und für die Bevölkerung an den Rändern der Felder ein wenig Gerste zu mähen. Vorzeitiges Schneiden aber wurde, in einer Nummer der "Iswestija", die vor mir lag, als "Diebstahl am Staatseigentum" und "Kulakensabotage" gebrandmarkt. Für solche "Verbrechen" verhaftete und deportierte man die Bauern.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Im zweiten Kolchos waren die Verhältnisse im wesentlichen gleich. Einige der Bauern besaßen noch immer Kühe, mußten aber alle Milch der Staatsmolkerei abliefern. Wer sich noch herumschleppte, war schwach, apathisch und tief verzweifelt.

Ich bat Tschadai und Demtschenko, die beiden Dorfschulmeister, die Ärztin und einige andere intelligente und tätige Frauen des Kolchos herbeizurufen. Zugleich schickte ich nach Belousow, Kobsar und Karas. Nachdem sie alle eingetroffen, saßen sie erwartungsvoll umher und wunderten sich, welchen Hasen ich wohl unter meinem Parteihut hervorzaubern würde. Einige von ihnen, besonders Kobsar, konnten ihre Zweifel nicht verbergen.

"Ich habe euch hergebeten, Genossen, besonders die Frauen," begann ich, "weil ich euren Rat benötige. Ich freue mich, daß der Vorsitzende des Sowjets, der Parteisekretär und der Leiter der Traktorstation auch anwesend sind. Ich bin von Haus zu Haus gegangen und kenne nun die Lage. Besonders beunruhigt mich der Zustand der Kinder. Wie kann man von den Leuten erwarten, daß sie arbeiten, wenn ihre Kinder zu Hause verhungern? Mein Plan ist folgender: Tschadai sagt mir, daß einige Häuser im Dorf leer stehen. Ihr Frauen sollt sie reinigen und in menschenwürdige Wohnungen verwandeln. Wir wollen mit den Kindern beginnen. Sie werden in diesen Häusern leben, bis die Ernte vorüber ist. Bringt sie zusammen, schneidet ihnen die Haare, badet und impft sie gegen den Typhus. Ich weiß, Genossin Ärztin, daß du die notwendigen Medikamente hast. Stellt in den Gärten dieser Häuser einige Tische auf und sorgt für große Kocheimer. Wollt ihr helfen?"

"Gewiß wollen wir das", sagte eine Frau. "Wie aber steht es mit der Nahrung?"

"Das kommt später. Zuerst will ich wissen, wer euch am geeignetsten erscheint, um für die Kinder zu sorgen."

"Kononenko", riefen mehrere Stimmen. "Iwan Petrowitsch ... der Lehrer. "

"Iwan Petrowitsch," wandte ich mich an den alten Mann, den man mir zeigte, "da die Leute in dich Vertrauen haben, will auch ich dir vertrauen. Du übernimmst die Verantwortung für die Kinder. Wähle dir ein paar Gehilfen aus. Du kannst dich ganz auf mich verlassen. Wenn sich jemand einzumischen versucht, so laß es mich wissen."

"Das will ich gerne tun", sagte der Lehrer, "warum auch nicht? Dies ist ja mein eigenes Volk; wenn du uns nur Nahrung verschaffst, so garantiere ich für das übrige." Tränen standen in seinen Augen.

"Danke, Iwan Petrowitsch. Du darfst mit der Voraussetzung beginnen, daß es Nahrung geben wird. Mein Wort darauf."



Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Ich entließ alle außer den Funktionären. Diese führte ich in ein anderes Zimmer und schloß die Tür.

"Genossen, laßt uns mit dem Geschäftlichen beginnen", sagte ich. "Entsetzt euch nicht über das, was ich euch nun sagen werde. Ich kenne die Befehle so gut wie ihr, vielleicht noch besser. Trotzdem gebe ich den Kolchosbauern die Erlaubnis, Hafer und Futter für die Pferde zu schneiden. Zweitens gebe ich unverzüglich die Erlaubnis, an den Rändern der Felder und an den reifen Stellen Gerste zu mähen. Beginnt sofort mit dem Dreschen und nehmt genügend Frucht, damit jede Familie täglich ein Kilogramm Hafergrütze erhält. Vergrößert dann die Zuteilung langsam, so daß bei Erntebeginn die Leute stark genug sind, um zu arbeiten. Teilt ferner Iwan Petrowitsch genügend neues Getreide zu, damit er die Kinder versorgen kann. Ihr seid ebenfalls ermächtigt, soviele Schweine zu schlachten, als es braucht, um der Hafergrütze für die Kinder ein wenig Fleisch und Fett beizugeben."

Während ich sprach, ging ein Ausdruck von Zweifel, der sich rasch in Grauen wandelte, über die Gesichter der Beamten. Ihre Augen sagten beredter als Worte: *Ist dieser Mann verrückt geworden? Will er, daß wir alle zusammen mit ihm erschossen werden?*

"Aber Genosse Kravchenko ...", begann Kobsar.

"Es gibt hier keine *Aber*. Macht, was ich euch sage. Ich nehme die ganze Verantwortung auf mich."

"Es ist meine Pflicht, die Politische Abteilung davon zu unterrichten —", rief Belousow und erhob sich erregt.

"Nein, Genosse Belousow," kam mir der Leiter der Traktorstation zu Hilfe, "du bist im Unrecht. Wenn der bevollmächtigte Volksvertreter des Regionalkomitees das befiehlt, dann weiß er, was er tut, und wir ändern sollten das Maul halten."

"Ich verbiete dir nicht, wen immer du willst, davon zu unterrichten", sagte ich. "Das steht dir frei. Aber wenn du meine Befehle nicht ausführst, so mache ich dich dafür haftbar, und du, Genosse Kobsar, wirst es mit deiner Parteikarte bezahlen, wenn du nicht dafür sorgst, daß meine Anordnungen unverzüglich ausgeführt werden. Das ist alles, Genossen."

Als wir weggingen, spürte ich, wie eine Hand dankbar die meine drückte. Es war Tschadai. Dann kam Demtschenko auf mich zu.

"Ich werde dir helfen, und wenn es mein Leben kostet", flüsterte er heiser. "Da du nun den Schritt einmal unternommen hast, solltest du auch einen Blick in den

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Genossenschaftsladen werfen. Komm mit, ich will dich Makarenko, dem Leiter, vorstellen."

Der Laden war schmutzig und vernachlässigt. Außer einigen Gipsbüsten von Stalin und ganzen Stößen lithographierter Bilder anderer Führer, waren die Gestelle leer. Makarenko war ein untertäniger, schlauer, kleiner Mann und versuchte, sich gleich bei mir einzuschmeicheln. Ich sagte ihm kurz meinen Entschluß, die Kinder der Dörfer zu ernähren und forderte ihn zur Mithilfe auf.

"Ich weiß, daß du Lebensmittel versteckt hast. Gib sie sofort heraus. Sobald die Ernte eingebracht ist, werden wir dich mit Korn bezahlen. Es soll dir kein Nachteil daraus entstehen!"

Der kleine Mann war erschrocken. Er schwankte zwischen den Befehlen aus dem Hauptquartier und seiner Furcht, mich als Parteivertreter zu beleidigen.

"Ja, Genosse. Ich habe etwas Salz, Süßigkeiten, etwa zehn Pud Gerste, geräucherten Fisch und ein bißchen Seife. Wenn die Kolchosen ein Versprechen unterzeichnen, mit Korn und Heu zu bezahlen, so bin ich einverstanden. Zuerst aber muß ich die Erlaubnis des Distriktbüros einholen. Ich gebe dir morgen Bescheid. Aber auch ich will dir noch einen guten Rat geben. Warum nicht ebenfalls die Molkerei anzapfen?"

"Was meinst du damit?"

"Er meint den Ort, an dem wir unsere Milch abliefern", erklärte Demtschenko. "Sie wird dort zu Exportbutter verarbeitet."

"Exportbutter!"

"Ja, Genosse Kravchenko, für das Ausland. Sie wird in Papier verpackt, auf dem fremde Worte stehen. Du siehst, Hungersnot und Außenhandel sind zweierlei Dinge."

"Gut! Führe mich dorthin", sagte ich.

Die Molkerei lag etwas außerhalb des Dorfes. Der Betriebsleiter war Parteimitglied, leutselig und tief unglücklich. Er führte mich durch den Betrieb. In einem der Säle wurde die Butter in Model gepreßt und in Papier eingewickelt, das die englische Aufschrift trug: "USSR BUTTEREXPORT."

"Ich weiß, daß die Bauern hungern", sagte der Leiter. "Der Gedanke, daß diese Butter ausgeführt wird, um gutgenährte Ausländer vollzustopfen, bohrt in mir wie ein Messerstich. Aber was soll ich tun? Ich habe meine Befehle. Ich bin mit meiner Aufgabe im Rückstand und werde zweifellos bestraft. Die Bauern stehlen die Milch; sie

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

sind hungrig. Und die Kühe liefern keine Milch, weil sie nicht genügend Futter bekommen."

"Trotzdem", sagte ich, "brauche ich deine Hilfe. Die Kinder müssen ernährt werden. Es gibt doch sicherlich Nebenprodukte der Butter, die wir verwenden können."

"Du hast gut reden. Aber ich muß, wie Makarenko, nicht nur die Befehle von oben ausführen, sondern überdies noch die hiesigen Beamten ernähren. Sie alle, Kobsar, Belousow und ihre verschiedenen Mitarbeiter leben von meiner Butter und Milch."

"Gut, ab heute wird alle Buttermilch dem neuen Kinderprojekt abgeliefert", erklärte ich.

"Mir soll's recht sein, vorausgesetzt, daß meine Vorgesetzten einverstanden sind." Dann zögerte er einen Augenblick, als sammle er seine letzten Mutreserven. "Nein, ich will doch lieber nicht fragen. Sag deinen Leuten, sie sollen morgen die Buttermilch abholen. Auch ich habe Kinder."

Zornig fuhr ich ins Dorf zurück. Mitten in der Hungersnot ging Butter ins Ausland! Im Geiste sah ich in London, Berlin und Paris die Leute Butter mit dem Sowjetstempel versehen, essen. *Sie müssen im Überfluß leben, um Butter exportieren zu können*, hörte ich sie sagen. *Dies, Freunde, ist der beste Beweis für den aktiven Sozialismus!* Als ich durch die Felder fuhr, erklang keines der lieblichen ukrainischen Lieder, die mir so teuer waren. Dieses Volk hatte das Singen verlernt. Ich hörte nur das Röcheln der Sterbenden und das Schmatzen fetter Ausländer, die unsere Butter aßen ...

Als ich unsere Kolchosfelder erreichte, schnitten die Bauern Hafer und Gerste. In den Gärten der Dörfer wurden mehrere hundert Kinder zur gründlichen Waschung und Reinigung versammelt. Der alte Iwan Petrowitsch leitete die Arbeit, bei welcher ihn ungefähr zwanzig Männer und Frauen unterstützten. Tschadais Gattin, meine Gastgeberin, war unter den Frauen, welche eifrig die Häuser reinigten. Mein Zorn verwandelte sich in Zuneigung für dieses schlichte Volk. Ich hatte gesehen, wie sie unter Geißeln und Kanonen murrten. Nun sah ich sie eifrig und selbstlos bei einer gemeinsamen Arbeit, hinter der keine Drohungen standen.

Als wir an diesem Abend beim Nachtessen saßen, kam ein Stallknecht zu Tschadai. Ein Pferd war gestorben. Tschadai befahl ihm, das Tier zu häuten und den Kadaver weit vor das Dorf zu führen, mit Petrol zu begießen und mit ungelöschtem Kalk zu überschütten. Sonst würden hungrige Dorfbewohner das kranke Fleisch essen, erklärte er mir. Später kamen der Schulmeister und die Ärztin. Sie berichteten von guten Fortschritten. Die neue Gerste wurde an Öfen getrocknet, und ab morgen würden die Kinder der Kolchos ihr erstes gutes Frühstück bekommen. Bereits hatte man einige Schweine geschlachtet.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Es wurde uns von der Buttermilch berichtet", sagte Iwan Petrowitsch. "Aber einige der Kinder sind bereits zu schwach; wir müssen Milch für sie haben."

Ich sann einen Augenblick nach. Ich war bereits so tief in Gesetzeswidrigkeiten und Kulaksabotage verstrickt, daß ich ebensogut noch einen Schritt weiter gehen konnte.

"Tschadai", sagte ich, "ich ermächtige dich offiziell, in Gegenwart dieser Zeugen, den Beamten keine Milch mehr abzuliefern und einen Drittel der ganzen Produktion zum Gebrauch der Kinderheime zurückzubehalten. Sage Demtschenko, daß diese Befehle auch für sein Kolchos gelten."

Nachts im Bett dachte ich an die neue privilegierte Klasse im Dorf — an die Partei- und Sowjetfunktionäre, die Milch, Butter und andere Unterstützungen aus dem Genossenschaftsladen erhielten, während alle andern ringsum verhungerten. Sie gehorchten sklavisch den Befehlen von oben, gleichgültig gegenüber den Leiden des einfachen Volkes. Diese Korruption des Charakters durch Begünstigungen war verheerend. Männer, die noch vor wenigen Jahren selbst arme Bauern gewesen, hatten bereits die letzte Spur von Mitgefühl für ihren Nachbarn verloren. Sie bildeten eine Klasse für sich, lebten abgesondert, halfen sich gegenseitig und rotteten sich gegen die Gemeinde zusammen.

Am folgenden Morgen besichtigte ich die Ernte-, Dresch- und Schwingmaschinen. Die Einzelteile, die ich verlangt hatte, waren eingetroffen und Männer mit den Reparaturarbeiten beschäftigt. Ein Kolchosmitglied erzählte mir von seinen Schwierigkeiten, als einer der Bauern zu uns herüberkam und ihm etwas ins Ohr flüsterte.

"Sprich laut, damit es der bevollmächtigte Volksvertreter auch hört!" sagte der Bauer.

"Nun, es ist so, Genosse bevollmächtigter Volksvertreter. In der letzten Nacht ging ein Pferd ein. Die Haut wurde abgezogen, der Kadaver in Petrol eingeweicht und mit ungelöschtem Kalk bedeckt. Als sie aber heute morgen das Pferd verscharren wollten, war keine Spur mehr vom Kadaver zu finden. Das ganze kranke und verdorbene Fleisch ist über Nacht weggeschafft worden. Gott, wie weit sind wir gekommen, Genossen!"

IV

Die Zeit des Erntebeginns rückte näher. Im Dorf herrschte eine andere Stimmung. Die meisten Familien hatten eines oder mehrere Kinder in Iwan Petrowitschs Kindergarten abgegeben, und allen Mitgliedern der Kolchosen war eine kleine Gersteration zugeteilt worden. Eines Morgens sprach ich zu einer Massenversammlung von Kolchosbauern. Nach der Versammlung blieb ich stehen und unterhielt mich mit

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

den Leuten. Jemand brachte eine Balalaika, und ein Bauer spielte Handharmonika. Ich hörte wieder unsere ukrainischen Lieder, und mein Herz öffnete sich.

Ein junger Mann trat auf mich zu. Die Botschaft, welche er mir zu bringen hatte, schien für seine Zunge zu schwer, zuletzt aber preßte er sie doch hervor.

"Genosse bevollmächtigter Volksvertreter! Du wirst im Sowjet verlangt! Es will jemand mit dir sprechen. Von ... von ... der GPU!"

Wer nahe genug stand, um ihn zu verstehen, trat einen Schritt zurück und sang nicht weiter. Die Neuigkeit meiner Vorladung vor die Geheimpolizei, verbreitete sich durch die ganze Versammlung. Es wurde still. Wie ich vom Kolchospräsidenten schon wußte, erwartete man überall im Dorf meine Bestrafung wegen der neuen Verordnungen.

Im Sowjetgebäude fand ich den hübschen jungen GPU-Offizier vor, den ich bereits in der Politischen Abteilung getroffen hatte. Kobsar und Belousow waren bei ihm. Ich wandte mich an Kobsar: "Warum warst du heute nicht an der Versammlung? Du weißt, daß ich deine Anwesenheit ausdrücklich verlangt habe."

"Bedaure, aber ich hatte Wichtigeres zu tun", murmelte er. Sein Auftreten war mürrisch.

"Ich möchte gern mit dir allein sprechen, Genosse Kravchenko", sagte der GPU-Offizier.

"Schön. Begleite mich in mein Büro ins Kolchos."

Er begleitete mich. Unterwegs und später, als wir im Büro saßen, sprachen wir in Gemeinplätzen über die Dorfangelegenheiten, die Aussichten auf eine gute Ernte und ähnliches. "Genosse Skopin," sagte ich schließlich, "sprechen wir von der Hauptsache. Was führt dich hierher?"

"Nun, wir haben verschiedene Berichte und offizielle Erklärungen über dein Benehmen erhalten", sagte er. "Sie besagen etwa folgendes: Du brichst die Gesetze, kümmerst dich nicht um die Parteibefehle und bist rücksichtslos gegen die hiesigen Behörden."

"Wen meinst du mit *Wir haben erhalten*..? Spielst du auf den Leiter der Politischen Abteilung an? Bist du in seinem Auftrag hier?"

"Das ist Nebensache."

"Im Gegenteil, das ist die Hauptsache. Bist du ermächtigt, mich zu verhören?"

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Ich bin hier, um mit dir privat eine freundschaftliche Unterhaltung zu führen. Es handelt sich nicht um ein Verhör."

"Genosse Skopin, ich handle nach meinem Gewissen und kann mein Verhalten nicht mit dir diskutieren. Nur der Leiter der Politischen Abteilung hat das Recht, mich auszufragen. Ich bin der bevollmächtigte Volksvertreter des Regionalkomitees und schulde nur ihm für mein Verhalten Rechenschaft. Die Ortsbehörden sind verpflichtet, mir zu helfen. Statt dessen tun sie überhaupt nichts und mästen ihre Bäuche mit guter Nahrung, während das Volk verhungert. Ich habe Listen, was jeder einzelne Beamte aus den Kolchosen und dem Dorfladen für seinen Privatgebrauch bezogen hat. Ich weiß nur zu gut, wer mich denunziert. Aber ich weiß auch von den Saufgelagen dieser Herren! Ich habe hier viel gelernt."

"Um dir die Wahrheit zu sagen, Genosse Kravchenko, komme ich ganz aus eigenem Antrieb. Der Chef weiß nichts davon. Ich beschloß, erst einmal mit dir zu sprechen, ehe ich ihm die Dokumente vorlege. Man hat mir berichtet, daß du Vorräte aus der Molkerei und den Genossenschaftsläden nimmst, daß du Milchlieferungen zurückhältst, die für den Staat bestimmt sind und Korn vor der Zeit mähen lässest. Dies sind immerhin ernsthafte Dinge."

"Bitte richte deinen Bericht an die Politische Abteilung. Sag ihnen, daß ich zu meinen Handlungen stehe. Ich werde morgen früh persönlich dort sein und Bericht erstatten. Möchtest du jetzt das Dorf besichtigen, Genosse Skopin?"

"Nein, ich habe keine Zeit. Auf Wiedersehen. Ich tue nur meine Pflicht, so wie ich sie auffasse."

"Auf Wiedersehen, Genosse. Auf Morgen."

Am folgenden Tag meldete ich mich bei Genosse Somanow.

"Du hattest vollkommen recht, dich zu weigern, ohne meine Einwilligung mit Skopin zu sprechen", sagte er mir. "Diese Faulenzer in deinen Dörfern schreiben Denunziationen ... um sich zu sichern für den Fall, daß du in die Tinte kommst. Ich weiß, wie angestrengt du gearbeitet hast. Ich kenne auch die Risiken, die du auf dich nimmst, und auch ich werde selbstverständlich dafür verantwortlich gemacht. Wenn wir die Ernte zur vorgeschriebenen Zeit einbringen und dem Staate abliefern, ist alles in Ordnung. Wenn nicht, fallen unsere Köpfe."

"Ich war immer offen zu dir, Genosse Somanow. Ich habe dich über meine Handlungen auf dem Laufenden gehalten. Aber ich will die Verantwortung allein tragen. Hier ist der Brief, den du mir geschickt hast und in dem du mir zu verstehen gabst, ich möge nach meinem Gutdünken handeln. Nimm ihn zurück!"

## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Er nahm den Brief, steckte ihn in die Tasche und rief: "Genosse Skopin!"

Der GPU-Offizier trat ein.

"Bring mir bitte sämtliche Akten, Erklärungen und das Material, das Genosse Kravchenko betrifft."

Skopin brachte einen dicken Ordner, den Somanow mir übergab, und ging hinaus. Er wartete, während ich las. Ich notierte mir die Namen der GPU-Agenten, die mich verklagt und der Beamten, die mich denunziert hatten. Somanow versprach mir, die Akten zu vernichten und legte sie mittlerweile in sein eigenes Safe.

"Ich werde dich morgen in Logina aufsuchen. Mach, daß die Beamten zur Stelle sind. Denen werde ich die Hölle heiß machen, wie sie es verdienen."

Nach meiner Rückkehr ins Dorf verglich ich die Namen der Denunzianten mit der offiziellen Bürgerliste. Ich entdeckte, daß sie alle sorgfältig über den ganzen Distrikt verteilt waren. Der eine arbeitete in der Genossenschaft, ein zweiter in der Molkerei, ein dritter in der Kolchosverwaltung und ein vierter war Fahrer bei der Traktorstation. Die GPU hatte ihre Augen und Ohren sorgfältig verteilt, damit ihr auch das Geheimste nicht verborgen blieb. Ich stellte fest, daß hinter dem Rücken der formalen Behörden und Wirtschaftsleiter ein Netz von Spionen stand — Spione des Sicherheitspolizeisystems und Spione der Partei, die sich gegenseitig nicht kannten. Hinter der scheinbaren Regierung stand die wirkliche Regierung.

Später an diesem Tage traf ich zufällig Iwan Petrowitsch. Er glühte förmlich vor Erregung über seine Arbeit.

"Es ist wunderbar, zu sehen wie die Kleinen wieder gesund werden," sagte er, als wir zusammen des Weges gingen, "wie ihre Kindheit wiederkehrt. Wir kennen die Gefahren, die du auf dich nimmst. Um völlig offen zu sein: das ganze Dorf ist besorgt über die GPU-Vorladung."

"Kein Grund zur Besorgnis," lächelte ich, "die Götter sind auf meiner Seite. Bis jetzt wenigstens. Aber ich bin froh, daß die Bauern den Ernst der Lage kennen. Jetzt ist es an ihnen, mir zu vergelten und auch sich selbst. Die Ernte wird bald beginnen. Falls dir einige Müßiggänger zur Verfügung stehen, so laß sie herumreden, daß ich keinen Dank wünsche. Ich will Arbeit, harte Arbeit, Tag und Nacht. Sag ihnen folgendes: *Kolchosbauern, wollt ihr Genosse Kravchenkos Kopf retten? Dann erntet, drescht und liefert das Korn planmäßig ab.* Ich kann von mir aus nicht darum bitten, aber du kannst es."

## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Du kannst überzeugt sein, daß ich deinem Wunsch nachkomme. Du hast Freunde hier. Glaub mir, wir werden jedem Faulenzer so einheizen, daß er lieber in der Hölle wäre."

Somanow war bereits eingetroffen, als ich am folgenden Tag das Sowjethauptquartier erreichte. Noch ehe ich eingetreten war, vernahm ich seine donnernde Stimme. Die ganze Beamtenfamilie, einschließlich des Ladenleiters, war versammelt.

"Genosse Kravchenko ist hier der Chef", predigte der Leiter der Politischen Abteilung. "Seine Befehle sind Gesetz. Die Zeit ist knapp, und wir haben keine Zeit für euren Unsinn. Macht euch an die Arbeit und helft ihm. Geht selbst auf die Felder. Es ist gut für eure Gesundheit. Und hier kommt ja der bevollmächtigte Volksvertreter persönlich."

Er begrüßte mich so herzlich, als hätte er mich seit Jahren nicht mehr gesehen. Eine demonstrative Freundlichkeit, um meine Feinde zu beeindrucken. Wir verließen zusammen die Versammlung und gingen zum Verwaltungsgebäude des Kolchos.

"Victor Andrejewitsch," sagte er, "ich stamme selbst von Bauern ab, und die Leiden meines Volkes schmerzen mich tief. Tränen, Blut, Tod und Verbannung! Und warum? Das Land ist fruchtbar, und das Volk arbeitet angestrengt. Warum müssen wir sie hungern, sterben und verderben lassen? Je mehr ich darüber nachsinne, um so verwirrter werde ich. Aber ich werde dir in einigen Tagen etwas mehr Mehl senden, auch Bestandteile für die Dreschmaschinen. Aber das war es nicht, was ich dir wirklich sagen wollte. Ich wollte dir sagen, wie sehr ich alles, was du getan hast, besonders für die Kinder, hochschätze." Er blieb plötzlich stehen. "Victor Andrejewitsch, wir beide sind Kommunisten, aber wir sind auch Menschen. Ich werde für dich eintreten, wie für mich selbst."

Zwei Tage später war alles bereit. In der Morgendämmerung fuhr ich auf die Felder hinaus. Die Kolchosmitglieder, Männer und Frauen, waren schon an der Arbeit. Sie mähten das Korn und banden es in Garben. Bald trafen auch die Ortsbeamten ein und boten ihre Hilfe an. Die Lektion hatte offenbar gewirkt. Überall rege Tätigkeit. So wie der Lenker eines Autos am Brummen seines Motors erkennen kann, daß er gut läuft, so spürte ich an diesem Morgen an der Stimmung, daß alles gut ging.

Vergangene Nacht waren Nahrungsmittel und Wasser auf die Felder geschafft worden. Für die Kleinkinder wurden Zelte aufgestellt. Diese Bauern lebten, heute wie früher, bis nach der Ernte von ihren Heimwesen entfernt im Freien. Mit meiner Erlaubnis hatten sie einen Ochsen und einige Schweine geschlachtet. Obschon es unter den Hunderten von Männern und Frauen nur wenige gab, die genug gegessen hatten



Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

und wenige, die nicht geschwächt oder wirklich krank waren, sangen, scherzten und arbeiteten sie trotzdem von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang.

"Es geht in Ordnung," flüsterte mir Iwan Petrowitsch ins Ohr, "sie wollen alle deinen Kopf retten." Wir lachten.

Den nächsten Tag verbrachte ich auf dem Kolchos, wo Demtschenko Präsident war. Auch hier hatte die Ernte gut begonnen, und die Stimmung war ausgezeichnet. Nach wenigen Tagen, sogar noch während des Mähens, begannen andere Abteilungen bereits mit dem Dreschen. In überladenen Karren floß das Korn zu den Getreidespeichern.

Eines Tages, mitten im Höhepunkt der Ernte, ritt ich auf Demtschenkos Felder hinaus. Da ich gewahrte, daß eine der Erntemaschinen stillstand, galoppierte ich hin, um nach dem Grund zu sehen. Der Lenker hatte aus Übermüdung das Bewußtsein verloren. Mehrere Frauen standen um ihn herum und versuchten, ihn zum Bewußtsein zu bringen. Ich befahl ihnen, den Mann ins Dorf zu schaffen und bestieg selbst die Maschine. Seit den Tagen der Sturmglöckenkommune hatte ich keine Maschine mehr gelenkt, und es war aufregend, so Stunde um Stunde zu arbeiten.

Gegen Abend, als ich von einem anderen Fahrer abgelöst wurde, entdeckte ich einen peinlichen Verlust. Meine Briefftasche war verschwunden. Alles Geld, das ich auf der Welt besaß, kümmerte mich nicht. Aber mein Mandat war verloren und noch schlimmer — meine Parteikarte. Am gleichen Abend und am folgenden Tage durchsuchten wir die Felder, fanden aber keine Spur der Briefftasche. Ich meldete den Verlust der Politischen Abteilung und dem Regionalkomitee. Dieses Mißgeschick sollte mich noch jahrelang plagen.

Eine andere Unannehmlichkeit kam in Form eines Befehles der Politischen Abteilung: "Gemäß Anweisungen des Regionalexekutivkomitees muß in der Dorfkirche ein Lager für das Regierungsgetreide eingerichtet werden. Diese Aufgabe muß innerhalb achtundvierzig Stunden durchgeführt und ihr Vollzug gemeldet werden."

Dieser Befehl beunruhigte mich, denn ich zweifelte nicht an der Reaktion der Bauern. Es war eine blödsinnige Maßnahme. Ein Schraubenschlüssel in das Räderwerk einer kritischen Ernte geworfen! Aber Kobsar, Belousow und die andern machten sich mit Vergnügen an die Arbeit. Langsam und unmerklich waren sie zu Gegnern der Bevölkerung geworden und schätzen alles was die Bauern haßten — eben weil diese es haßten. Die Ortskomsomolzen gingen freudig daran, die Altäre und allen Schmuck aus der Kirche wegzuschaffen.<sup>15</sup>

---

<sup>15</sup> Belousow = Vorsitzender des Sowjet (eine Art Gemeinderat ohne Machtbefugnisse); Kobsar = Parteisekretär; Karas = Verwalter der Erntemaschinen.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Die Nachricht ging wie ein Lauffeuer durch die Felder. Viele Bauern warfen ihre Geräte weg und eilten ins Dorf. Sie fluchten, rangen die Hände und weinten, als sie sahen, wie die heiligen Bilder entfernt wurden. Die Kirchenschändung war nur ein Teil dessen, was sie verletzte. Sie spürten aus dem Ganzen eine unmittelbare Beleidigung ihrer Menschenwürde.

"Alles haben sie uns genommen", klagte ein älterer Bauer. "Sie haben uns nichts übrig gelassen, und nun rauben sie uns noch unseren letzten Trost. Wo sollen wir unsere Kinder taufen und unsere Toten begraben? Wo sollen wir in unsern Nöten Trost finden? Die Halunken! Die Ketzer!"

Ich war machtlos. Es bedurfte meiner und Iwan Petrowitschs ganzer Kraft und Beredsamkeit, um die Arbeit wieder in Gang zu bringen. Eben, als wir an den Erfolg unserer Anstrengungen glaubten, brachte ein neuer Zwischenfall wieder alles in Verwirrung. Er ereignete sich am folgenden Sonntag. Der Sekretär der Ortskomsomolzen, ein blöder Jüngling namens Tschisch, mit fleckigem Gesicht, tauchte plötzlich auf der Straße auf, seine Freundin am Arm, spielte auf einer Balalaika und sang bekannte religionsfeindliche Lieder. Dies war an und für sich nichts Neues. Was Anstoß erregte, war ihr Aufzug. Tschisch und das Mädchen trugen knallrote Seidenröcke, die in den Hüften mit goldenen Borden und Seidenquasten gehalten wurden. Die Dorfbewohner erkannten augenblicklich ihre Kirchenbehänge. Rasch steigerte sich ihr Unwille zu einer gewalttätigen Stimmung. Nur der Umstand, daß sie schnellere Beine hatten als die alten Bauern und sich so in den Gemeinschaftsladen flüchten konnten, rettete die beiden Komsomolzen vor dem sicheren Tod durch die Hände einer wütenden Menge.

Als ich von diesem Zwischenfall erfuhr, schickte ich nach Tschisch.

"Weshalb hast du die Kirchenbehänge gestohlen?" rief ich.

"Ich habe nicht gestohlen. Ich nahm die Dinge in aller Öffentlichkeit. Andere Genossen haben dasselbe getan."

"Schön, du und deine Genossen bringen unverzüglich alles was ihr genommen habt, wieder zurück. Verstanden? Wenn nicht, liefere ich euch samt den Halunken, die sich für euch einsetzen, der Polizei aus. Und noch etwas: Solange ich hier bin, gibt es in der Öffentlichkeit keine religionsfeindlichen Possen mehr. Das ist Befehl!"

Einige Tage später schlachtete das Kolchos einen großen Ochsen. Das Fleisch wurde eingesalzen und in einen Eiskeller zum späteren Gebrauch versorgt. Am Abend teilte mir Tschadai mit, ein Teil des Fleisches sei gestohlen worden. Ich ließ Genosse Karas kommen. Er willigte ein, mir zu helfen. Wir warteten bis beinahe Mitternacht. Tschadai und Karas trugen Jagdflinten, ich meinen Browning. Wir alle hegten unsere klugen

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Vermutungen über die wahrscheinlichen Diebe und waren entschlossen, rücksichtslos zuzuschlagen.

"Wir wollen unterwegs halten und Sekretär Kobsar mitnehmen", sagte ich. "Er sollte wissen, was in seinem Distrikt vor sich geht."

Sein Haus lag im Dunkeln. Tschadai klopfte. Da er keine Antwort erhielt, öffnete er die Tür. Plötzlich hörten wir Stimmen. Ich ging hinein und ließ meine Taschenlampe aufleuchten. Eine Frau schrie auf. Ich richtete das Licht in der Richtung ihrer Stimme. Ein völlig nacktes, junges Mädchen versuchte ein Kleid über den Kopf zu ziehen. Aufschreiend vor Schrecken, rannte sie aus dem Haus in die Nacht hinaus.

Ich richtete die Lampe auf den Tisch. Da standen eine Flasche Wodka, zwei gebratene Tauben und eine große Schüssel mit gebratenem Fleisch. Kobsar saß halbnackt auf dem Bett, aufgelöst und verwirrt. In einem Wollschal, auf einem Stuhl, entdeckte ich ein großes Ochsenherz.

"Woher hast du dieses Fleisch?" fragte ich.

"Ich kaufte es ... beim Genossenschaftsladen ... du kannst mich ja kontrollieren. "

"Das werde ich auch. Kommt, Genossen, er soll seine Mahlzeit beenden, einschließlich dem Ochsenherz."

Unter Tschadais Führung stiegen wir zu einem Haus auf einem Hügel am Dorfrand. Dies war vermutlich der Schauplatz der "Orgien", von denen die Bauern so erbittert sprachen. Vorsichtig und geräuschlos näherten wir uns dem Hause. Durch einen Spalt in einem Fensterladen blickte ich in ein großes Zimmer. Ein Tisch war mit Flaschen, Fleisch, Brot und Gemüse beladen. In intime Gruppen aufgeteilt sah ich drei Männer — den Warenhausleiter, den Gehilfen des Genossenschaftsladens und den Müller — und drei mehr oder weniger unbedeckte Frauen.

Karas postierte sich an der Haustür, Tschadai am Hinterausgang. Ich klopfte ans Fenster.

"Wer ist da?" rief eine erschrockene Stimme.

"Der bevollmächtigte Volksvertreter. Sofort aufmachen oder ich schieße." Die Tür wurde geöffnet. Statt wilder Lustbarkeit herrschte nun Verwirrung und Panik. Die Frauen weinten.

"Ich kam nur, weil ich hungrig war", klagte eine von ihnen.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Sie zwangen mich, herzukommen", schrie eine zweite. Ich befahl den Frauen sich anzukleiden und wegzugehen, dann forderte ich meine beiden Genossen auf, das Haus zu durchsuchen. Sie fanden ein Pud Fleisch, viel Fett, Hafergrütze, Honig und mehrere Säcke Mehl.

"Während eure Nachbarn verhungern, stiehlt ihr Gauner ihnen die Nahrung vor dem Mund weg!" schrie ich wutentbrannt. "Und ihr nennt euch Kommunisten! Nehmt diese Vorräte auf euren Buckel! Und nun los, zum Sowjetgebäude!"

Ich schritt hinter den dreien her, bis wir im Sowjet waren. Am Morgen kamen die Milizsoldaten und führten die drei Diebe ins Distriktzentrum Piatichatky zur Verurteilung ab. Als die Geschichte ruchbar wurde, waren die Bauern unwillig.

"Du hättest sie nicht zur Verurteilung wegschicken sollen", sagten mir viele. "Wir wissen besser als das Gericht, was mit ihnen zu geschehen hat."

Als das erste neue Korn in den Kornspeicher beim Bahnhof gebracht wurde, machte ich eine Entdeckung, die mich erzittern ließ. In dem Ziegelsteinbau lagen tausende Pud Korn der vorjährigen Ernte aufgestapelt! Dies waren die von der Regierung befohlenen Staatsreserven für den Distrikt, und ihr Vorhandensein wurde von den Beamten der verhungerten Bevölkerung verheimlicht! Hunderte von Männern, Frauen und Kindern waren in diesen Dörfern an Unterernährung gestorben, obschon das Korn beinahe vor ihren Türen aufgestapelt lag!

Die Bauern, die bei dieser Entdeckung der "Staatsreserven" bei mir waren, starteten mit ungläubigen Augen und fluchten vor Zorn. Ich machte ihnen natürlich keinen Vorwurf, aber ich forderte sie ehrenwörtlich auf, zu schweigen, aus Furcht, diese Neuigkeit könnte die Moral der Erntearbeiter untergraben. Später erfuhr ich, daß die Regierung in vielen andern Teilen des Landes ebenfalls riesige Reserven aufbewahrte, während die Bauern in den gleichen Gegenden verhungerten. Warum dies geschah, konnte nur Stalins Politbüro wissen — ich wußte es nicht.

V

Die Ernte war im wesentlichen eingebracht. Im Dämmerlicht des wundervollen Tages fuhr ich in einem Zweiräderwagen auf die Felder hinaus. Aus der Ferne hörte ich ein Herbstlied; die Stimmen der Männer und Frauen klangen schön zusammen. Nach all dem Tod und Leiden, wieder einmal Gesang! Gesegnete Schlichtheit und abgründige Gütigkeit dieses Volkes auf unserer ukrainischen Erde!

Bald bemerkte ich, daß die Sänger auf mich zu marschierten, wie in einer Prozession, Schulmeister Iwan Petrowitsch an der Spitze. Es war ein herzerfrischender Anblick: die Männer in ihren besten Kleidern, die Frauen in gestickten Festtagsblusen, geflochtene

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Kränze aus Feldblumen im Haar; echte Lebensfreude strahlte auf ihren Gesichtern. Ich hielt den Wagen an und stieg aus. Der Zug nahte und hielt ebenfalls. Es waren vielleicht zweihundert Bauern und Bäuerinnen.

"Victor Andrejewitsch," sagte der Schulmeister mit lauter Stimme, so daß ihn alle hören konnten, "wir haben gehalten, was wir versprochen haben. Die Ernte ist eingebracht — zehn Tage vor der festgesetzten Zeit. Du hast gesehen, wie wir gearbeitet haben. Und du weißt ja, daß die meisten von uns hungrig und schwach waren vom schrecklichen Winter und Frühling — das ist echtes Heldentum."

"Dank dir, Iwan Petrowitsch," antwortete ich, "und Dank euch allen, Genossen."

Der Zug löste sich auf. Die jungen Leute tanzten zur Handharmonika. Tschadai und Demtschenko kamen zu mir. Im Laufe des Jahres, seit der letzten Ernte, war beinahe die Hälfte der Bevölkerung des Dorfes am Hunger und an Hungerkrankheiten gestorben. Nun hatten die Überlebenden ein neues Leben begonnen. Der Staat würde zwar das meiste neue Korn wegnehmen, aber die Ernte war gut, und was übrig blieb, reichte beinahe aus, um das Leben ein weiteres Jahr zu fristen.

Ein Fest im Freien fand auf Demtschenkos Feldern statt. Ich konnte seine Einladung nicht abschlagen, obgleich ich dringende Briefe zu schreiben hatte. Hunderte von Bauern saßen an den Tischen. Die Szenerie war mit Laternen und riesigen Freudenfeuern beleuchtet. Nach stundenlangem Händeschütteln, gegenseitigen Beglückwünschungen und Reden ging das Essen in Musik und Tanz über. Auch hier schien die Hoffnung auf ein neues Leben wieder auferstanden. Ich schrieb in jener Nacht in meinem Zimmer meinen Schlußbericht an die Politische Abteilung und gab den Abschluß meiner Aufgabe bekannt, zehn Tage vor der festgesetzten Frist. Ich berichtete auch über die Verhaftung der Diebe und schlug die Beseitigung von Kobsar, Tschisch und mehreren anderen Funktionären vor.

Als ich einige Tage später eines der Felder inspizierte, hörte ich plötzlich den Lärm eines Autos. Mit Erstaunen sah ich mehrere schöne, große Wagen die Straße herunterfahren. Das mußten bedeutende Gäste sein. Ich spornte mein Pferd an und galoppierte auf sie zu. Sie hielten, und ein halbes Dutzend Männer entstieg den Wagen. Einer kam auf mich zu. Genosse Hatajewitsch.<sup>16</sup> Ich stieg vom Pferd und schritt auf ihn zu.

---

<sup>16</sup> Mendel Markowitsch Chatajewitsch (russisch Мендель Маркович Хатаевич) (1893-1937), kam aus jüdischer Familie, war Bolschewik seit 1913, war einer der Organisatoren des Kampfes um die Errichtung der Sowjetmacht im Gebiet Gomel (Belarus). Ab 1930 war er Mitglied im Zentralkomitee der KPdSU und des Zentralexekutivkomitees der SU, 1932 bis 1937 Mitglied des Politbüros der KPU(B). 1933 wurde er erster Sekretär des Dnepropetrowsker ZK. Im Oktober 1937 wurde er Opfer der Stalinschen Säuberungen. Weder in der ukrainischen noch in der russischen Wikipedia steht etwas zu seiner Funktion bei der Zwangskollektivierung. Nur auf einer lettischen Seite fand ich zu ihm (auf englisch): <Khatayevich was running the communist party in the Tatar republic at the beginning of the drive to force the peasants onto collective farms, and in March 1930, when Joseph

## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Wir gaben uns die Hand. Dann fragte er mit strenger Stimme: "Genosse Kravchenko, wann bist du mit der Ernte fertig geworden?"

"Vor drei Tagen, das sind zehn Tage vor der für diesen Distrikt festgesetzten Frist."

"Ich habe es gehört. Aber auch andere Dinge. Wer gab dir zum Beispiel die Erlaubnis, Hafer und Gerste zu schneiden und Staatsmilch zu verteilen? Weshalb hast du die religionsfeindliche Arbeit verboten? Bist du ein getreues Parteimitglied oder ein Anarchist?"

"Genosse Hatajewitsch," antwortete ich ruhig, "ich konnte nicht anders handeln. Kinder starben. Pferde starben. Die Kolchosbauern hatten nicht die Kraft zum Ernten. Der Staat hat sein Korn in gutem Zustand und vor der Zeit erhalten. Es stimmt, dies alles hat uns mehrere hundert Pud Korn gekostet. Aber mit diesen paar Hundert Pud rettete ich viele Tausende von Pud. Wenn das ein Verbrechen ist, so bin ich bereit, dafür zu büßen."

Hatajewitsch nahm meinen Arm. Er drückte ihn freundlich, was gar nicht mit seinem barschen Ton in Einklang stand. Offenbar machte er eine Szene "für den Ruf". Er begab sich mit mir außer Hörweite seiner Genossen und Wachen.

"Du bist ein zukünftiger Ingenieur und ein tüchtiges Parteimitglied, hat man mir gesagt. Aber ich bin nicht sicher, ob du die jüngsten Ereignisse verstehst. Es ist ein erbarmungsloser Kampf zwischen den Bauern und unserer Regierung im Gange. Ein Kampf um Leben und Tod. Dieses Jahr war eine Prüfung für unsere Kraft und ihre Ausdauer. Es brauchte eine Hungersnot, um ihnen zu zeigen, wer Meister ist. Sie hat Millionen von Leben gekostet, aber das Kollektivierungssystem hat sich durchgesetzt. Wir haben den Krieg gewonnen. Ich befürchte, Genosse Kravchenko, daß dein Herz stärker ist als dein Verstand. Wäre jedermann so mild wie du, wir hätten diesen Krieg nicht gewonnen. Versteh mich recht, ich schelte dich nicht. Ich weiß im Gegenteil, daß du hier erstklassige Arbeit geleistet hast. Im Vertrauen und unter uns gesagt: auch mein Herz blutet für die armen Bauern. Aber ich will, daß du dich an meine Kritik erinnerst — und wenn dich jemand fragt, so vergiß nicht, zu sagen, daß ich dich zurechtgewiesen habe."

Selbst der mächtige Hatajewitsch schien sich um seinen Ruf zu sorgen ... wegen der kommenden "Säuberung".

---

Stalin had an article published in Pravda, entitled Dizzy with Success, which blamed local officials for the excesses committed during the early months of the new policy, which he had initiated. In April, Khatayevich wrote an unusually outspoken response, in which he suggested that a large share of the blame lay at the centre. He claimed: "Instructions should have been given to the central press so that, in criticising the deviations and excesses which took place, they should attack and mock not only local officials. Many directives on collectivising all livestock, including the smallest types, came from the agricultural commissariat.">  
<https://lv.listvote.com/lists/person/mendel-markowitsch-chatajewitsch-4496515>

---

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Wenig Minuten später war er wieder von seinen Gehilfen und bewaffneten Wachen umringt. Die Autos fuhren in wogenden Staubwolken ins nächste Dorf. Ich ritt nach Hause und fragte mich, wer mich wohl bei Hatajewitsch verraten habe. Bestimmt nicht Somanow. Es mußte Skopin gewesen sein. Stand er auch äußerlich unter Somanows Befehl, so war er in Wirklichkeit doch einzig der GPU ergeben, der wirklichen Macht in unserem Lande. Zweifellos hatte er Kopien der Denunziationen hergestellt. Daß meine Vermutung stimmte, sollte die Zukunft erweisen, als bei der "Säuberung" die Reihe an mich kam.

Ich bereitete mich auf meine Abreise vor. Die Begeisterung über die erfolgreiche Ernte hatte sich gelegt. Die Bauern wußten bereits von ihrem kleinen Anteil. Nach der Bezahlung des Staates für den Gebrauch seiner Maschinen, nach dem Abzug des Staatsvorrates und der Ablieferung der vorgeschriebenen Prozente der Gesamternte an die Regierung, blieb wenig genug übrig. Die durchschnittliche Entschädigung pro Person und Arbeitstag belief sich auf wenig mehr als viereinhalb Pud Korn. Dieser Betrag war erschreckend niedrig. Bei weitem nicht genug, um eine Familie zu ernähren, geschweige denn, es zu ermöglichen, Kleider und andere notwendige Dinge für ein Jahr zu kaufen.

Es stimmt zwar, daß die Bauern zusätzlich etwas Sonnenblumensamen, Korn und Gemüse erhielten. Was aber konnten sie für den Ertrag ihrer Arbeit kaufen? Die billigste Sorte Bauernschuhe kostete zu jener Zeit achtzig Rubel, das einfachste Baumwollkleid hundert Rubel. Neben den offiziellen Preisen, die der Staat für das Korn bezahlte, erhielten die Kolchosbauern so wenig für ihre Arbeit, daß ein Kleid und ein Paar Schuhe beinahe den Arbeitslohn eines Jahres aufzehrten! Da die gleiche Regierung das Korn kaufte und die Schuhe verkaufte und in beiden Fällen die Preise nach ihrem eigenen Gutdünken festsetzte, war es in Wirklichkeit ein System raffinierter Ausbeutung. Die Geheimpolizei und die Parteibürokraten diktierten dem Lande diese wirtschaftliche Herzlosigkeit.

Einige der Bauern konnten vielleicht nicht schreiben — aber trotzdem begriffen alle diese Ungerechtigkeit nur allzu gut.

"Sozialismus? Räuberei wäre ein besserer Name", spotteten sie.

Ich hatte während dieser Monate Juri mehrmals getroffen. Einmal war ich auch zu seinen Gunsten bei der Politischen Abteilung eingetreten. Er war über seine Erlebnisse enttäuscht und niedergeschlagen, weil seine Ernte weit hinter der meinen zurückblieb. Ich fühlte mich ihm sehr verbunden. Wie hätte ich vermuten können, daß er in späteren Jahren zu jenen gehören würde, die mich denunzierten, als ich in politische Schwierigkeiten geriet? Zweifellos tat er es nur unter unwiderstehlichem Druck.

## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Fast das ganze Dorf gab mir das Abschiedsgeleit. Tränen rollten über die Wangen des lieben, alten Iwan Petrowitsch. Tschadai und seine Familie nahmen mir das Versprechen ab, ihnen zu schreiben. Ich winkte allen noch einmal zu, als der Fuhrmann seine Pferde antrieb.



## (10) Meine erste Säuberung

*1933: Zurück am Institut – Kravchenkos Bruch mit der Partei beginnt – Praktischer Ablauf der ersten "Säuberung" im Institut (Fallbeispiele) – Kravchenkos erste eigene Säuberung*

### I.

Nach meiner Rückkehr aus der Hungerzone war es nicht leicht, wieder in den gewohnten Alltag zurückzufinden. Im Lichte meiner Erinnerungen schienen mir die Vorlesungen, Fabrikkonferenzen, Zellenversammlungen und sogar das Leben zu Hause unbedeutend und platt. Ich war nervös und ungeduldig. Nach mehreren erfolglosen Versuchen, eine zusammenhängende Erzählung aus mir herauszubringen, ließ mein Vater von mir ab. Kommunisten schaffen sich mit der Zeit eine Art Unempfindlichkeit gegenüber dem politischen Gewäsch der Zeitungen, des Radios und der Versammlungen; jetzt aber erschöpfte mich all dies bis zu körperlichen Schmerzen.

Rückblickend neige ich zur Ansicht, daß ich damals innerlich, in den geheimen Winkeln meines Wesens, den Bruch mit der Partei begonnen habe. Die Dorfgreuel ließen seelische Wunden zurück, die nie mehr heilten. Gerade deshalb aber suchte mein Bewußtsein verzweifelt nach Alibis und Gewissenskompromissen. Wie konnte es auch anders sein, mußte man sich doch, um überhaupt durchzukommen, mit einer Wirklichkeit abfinden, aus der es keine Flucht gab!

Man konnte schließlich nicht einfach aus der Partei "austreten". Man konnte nicht einmal seine Tätigkeit verringern oder eine Glaubenskrise vortäuschen. Einmal in die Partei eingetreten, war man für immer gefangen. Man konnte wohl ausgestoßen werden, was einer Katastrophe gleichkam, aber sich nicht einfach lossagen. Eine Enthüllung meiner wahren Gefühle hätte Entlassung von der Schule, Schande, Verfolgung und vielleicht Konzentrationslager oder sogar das unvermeidliche Ende bedeutet.

Es war daher angezeigt, diese Gefühle zu unterdrücken und sie ins Unterbewußtsein zu verdrängen. Ich versuchte angestrengt, meine Treue wieder aufzufrischen. Da die Säuberung bevorstand, war dies noch dringlicher als zuvor.

Hunderte von Säuberungskommissionen wurden gewählt. Bald sollten sie mit ihren öffentlichen Sitzungen in Fabriken, Büros, öffentlichen Einrichtungen und Schulen beginnen. Jeder Kommunist im Lande mußte durch diese öffentliche Beichte und Untersuchung Spießbruten laufen. Mehr denn je waren wir uns dieser unsichtbaren aber allgegenwärtigen Augen und Ohren bewußt, jener dicken Aktenbündel, die unser Privatleben und unsere geheimsten Gedanken enthielten, und der persönlichen Feinde,

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

die vielleicht diese Gelegenheit ergriffen, um unsere wirklichen oder erfundenen Sünden ans Tageslicht zu bringen.

Werde ich heil durch diese schwere Prüfung kommen? Dies war meine dringlichste Frage und auch diejenige eines jeden Kommunisten. Sie klang bei allen unseren Handlungen mit und verbarg sich hinter jedem gesprochenen Worte. Wir ließen ab, Pläne für die Zukunft zu schmieden — es gab keine Zukunft mehr, wenn diese Hürde nicht sicher genommen wurde.

In jedem Stockwerk des metallurgischen Institutes stand ein besonderer Kasten, um die unterzeichneten oder anonymen "Aussagen" über Kommunisten aufzunehmen. Das Spezialdepartement arbeitete Tag und Nacht hinter seiner Stahltür, ordnete, sortierte, verglich. Die Säuberungszeit war eine Jagdzeit, um Leute aufzuspüren, denen man grollte: Sie war eine Festzeit für die Neidischen, Verbitterten und die Angeber.

Eine Säuberungskommission bestand gewöhnlich aus zwei oder drei Mitgliedern und einem Vorsitzenden: alles Parteileute von unbefleckter Treue. Sie bildete eine Art Gerichtshof und amtete zugleich als Staatsanwalt und Richter. Ein gewisser Genosse Galebo, später ein großes Tier im Volkskommissariat der Eisenmetallurgie, war Vorsitzender der Kommission am Institut.

Bei der Säuberung Durchgefallene verloren ihre Parteikarte. Sie waren dann Ex-Parteileute, von den Nichtparteileuten grundsätzlich verschieden. Von nun an wurde ihm stets mißtraut, jede Beförderung war ihm versagt, und in kritischer Zeit verfolgte man ihn als möglichen "Volksfeind". Ausstoßung war das schlimmste Schicksal, das einem Parteimitglied widerfahren konnte. Es stempelte ihn zum politisch Aussätzigen. Seine früheren Freunde mieden ihn und obrigkeitshörige oder geängstigte Verwandte verleugneten ihn. Eine bloße Begegnung mit einem solchen Unglücklichen hieß die Gefahr politischer Befleckung auf sich nehmen.

Die Furcht, welche sich gegen Ende des Jahres 1933 durch das Institut ausbreitete, als die Säuberung unmittelbar bevorstand, war deshalb wohl begründet. Die Presse veröffentlichte Listen, wo und wann einer gesäubert werden sollte. Um ihm zu schaden, genügte es, der Kommission eine Denunziation einzusenden und diese dem Material beizufügen, das bereits in den Parteiakten und GPU-Dossiers aufgehäuft war. Die allzu menschliche Schwäche, bedeutendere und erfolgreichere Mitmenschen anzuschwärzen, wurde kunstvoll entfacht.

Die erste Bedingung zur Erhaltung der Mitgliedschaft war selbstverständlich die genaueste Befolgung des allgemeinen Parteikurses, vor allem fleckenlose Treue zu Stalin. Selbst die Andeutung einer "Abirrung" konnte das Schicksal endgültig besiegeln. Aber auch das Privatleben und Gedanken über alle möglichen Gegenstände waren beliebte Zielscheiben für öffentliche Angriffe. Das Verfahren vereinigte die

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

schlimmsten Arten von Beichten, den dritten Steigerungsgrad des Verhörs und die Bärenjagd, wobei der Kommunist die Rolle des Bären zu übernehmen hatte. Für das Opfer war es eine fürchterliche Qual, für die Zuhörer nur allzu oft ein Zirkus. Der Besuch war für alle Parteileute während den ganzen Säuberungswochen obligatorisch und die "parteilosen Massen" wurden ermuntert, ebenfalls teilzunehmen.

Kein Kommunist wurde zum voraus über die Klagen informiert, die gegen ihn vorlagen. Diese Ungewißheit war vielleicht das Schwerste im ganzen Drama. Man tappte im Dunkeln und bereitete sich gegen Überraschungen vor. Man überprüfte immer und immer wieder die Vergangenheit und fragte sich, wo die Gefahr wohl lauern mochte.

Hatte man nicht in einer Nacht vor drei Jahren, unter dem Einfluß guter Kameradschaft, etwas zuviel gesagt? Vielleicht zeigte einer der guten Kameraden die unvorsichtige Bemerkung an ... War nicht ein Onkel Offizier unter dem Zaren gewesen? Nun, man hatte ihn ja nie getroffen. Was aber, wenn jemand diesen Geist ausgegraben hatte und man vor der Anklage stand, ihn vor der Partei zu verstecken? Eine einstige Geliebte war später als Rechtsbrüchige verhaftet worden. Wie, wenn diese Beziehung zu einem Klassenfeind plötzlich aufgeworfen wurde? Pawlow wird wahrscheinlich ausgestoßen werden, wie soll ich mich von ihm loslösen, bevor er mich mit in den Abgrund reißt? Rette deine eigene Haut — à tout prix — denn der Einsatz ist das Leben.

Die Säuberung an unserem Institut wurde offiziell mit einer langatmigen und schmerzhaft dummen Ansprache des Vorsitzenden Galembo eröffnet. Er sagte uns, unsere geliebte Partei sei von "fremden Elementen", doppelzüngigen Feinden, Opportunisten, maskierten Abgeirrten und wirklichen Klassenfeinden durchsetzt. Unsere Aufgabe sei, sie aufzuspüren, ihnen die Masken vom Gesicht zu reißen und ihren Verrat ans Tageslicht zu bringen. Das Land habe soeben die Kollektivierung und die Liquidation der Kulaken als Klasse siegreich beendet. Der erste Fünfjahresplan sei mit triumphalem Erfolge abgeschlossen und ein zweiter begonnen worden. Wer zweifle, daß wir uns auf dem Siegeswege zum Vollsozialismus und zum glücklichen Leben befinden, sei ein Halunke und Agent des Feindes. Diese müßten ausgerottet werden, um die Partei und ihren großen Führer und Vater, unseren geliebten Genossen Stalin, gesund zu erhalten.

Jede Erwähnung des Namens des Führers wurde mit donnerndem Applaus begrüßt, der sich über viele selbstbewußte Minuten ausdehnte.

Schließlich begann die Säuberung. Das trug sich folgendermaßen zu: Die Kommissionsmitglieder saßen hinter einem rot drapierten Tisch, auf einer mit Bildern von Mitgliedern des Politbüros und Schlagworten behängten Bühne; eine Büste Stalins, mit Blumen bekränzt, nahm den Ehrenplatz ein. Der Kommunist, der geprüft werden

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

sollte, wurde auf die Bühne gerufen. Er gab seine Parteikarte dem Vorsitzenden ab und begann mit einem Bericht seiner Lebensgeschichte. Dies war ein politischer und geistiger Entkleidungsakt — ein Bericht über seine Herkunft, seine Laufbahn, seine Interessen, wobei das Hauptgewicht auf der Beichte von Sünden, Halbsünden und Fehlern lag. Es war immer noch besser, seine Fehler selbst einzugestehen, wenn man den Verdacht hegte, sie seien der Kommission bekannt; denn etwas vor der Partei "geheimzuhalten", war ebenso schwerwiegend wie ein verheimlichtes Verbrechen.

Nach der Beichte wurde der Prüfling von Mitgliedern der Kommission und von Leuten aus der Zuhörerschaft ins Kreuzverhör genommen. Man erinnerte ihn an Auslassungen und versuchte, ihn in Widersprüche zu verwickeln. Genossen sprachen für oder gegen ihn. Zeigte sich die Kommission dem Opfer freundlich gesinnt, so dauerte der Vorgang gewöhnlich nicht lange und war oft reine Formsache. Spürte aber die Zuhörerschaft, daß das Opfer in Ungnade gefallen war oder sich wirklich auf der schiefen Ebene befand, so warf sie sich darauf und trat es ohne Gnade nieder. Besonders seine erschrockenen Freunde und Vertrauten beeilten sich, an dieser Steinigung mit Worten teilzunehmen, um sich selbst zu schützen. Die harte Probe mochte eine halbe Stunde oder auch einen ganzen Abend dauern. Der Angeklagte konnte sich wehren, rechten, bitten, Beweise seiner Unschuld anbieten, weinen oder in Verwirrung und unglücklichem Schweigen zermalmt werden.

Wenn einer die Säuberung bestanden hatte, so wurde ihm seine Parteikarte wieder ausgehändigt. Freunde beglückwünschten ihn und waren um ihretwillen erleichtert. In einigen Fällen vertagte die Kommission das Urteil, um weitere Erkundigungen einzuziehen. Die Ausgestoßenen wurden ignoriert und gemieden. Sie standen allein da. Sie konnten nur in Verwirrung auf eine zertrümmerte Welt blicken, aus dem Saale stolpern und sich als Entrechtete und Parias fühlen. Selbstmord der ausgestoßenen Mitglieder war keine Seltenheit.

Überall in ganz Sowjetrußland, in den Provinzen und in den Großstädten waren ähnliche Säuberungen im Gange. Presse und Radio brachten Ausschnitte aus diesen zahlreichen Schaustellungen. Das Ganze wurde als "Parteidemokratie" verballhornt. Während ich im Auditorium des Institutes saß, empfand ich die ganze Szene als nur einen kleinen Ausschnitt aus einem Riesendrama, in dem Millionen Männer und Frauen als Schauspieler mitwirkten und dessen Bühne ein Sechstel der Erdoberfläche umfaßte.

Beunruhigt und in steigender Nervosität erwartete ich meinen Auftritt.

II

"Genosse Sanin, bitte!" ruft der Vorsitzende Galembo.

Ein blonder Mann, Mitte dreißig, schreitet rasch zur Bühne und gibt seine Karte ab. Er ist mager, schlacksig, macht aber einen angenehmen Eindruck und trägt eine Brille. Wir alle kennen und lieben ihn. Er ist Dozent für Mathematik und gefällt, weil er ein wenig hilflos und nicht allzu streng ist. Er erzählt seine Lebensgeschichte. Als Sohn eines Bauern eröffnete er seine kommunistische Laufbahn mit dem Eintritt bei den Komsomolzen. Sein Berufsleben begann er als Dreher in einer Fabrik. Dann besuchte er das Institut, widmete sich Forschungsarbeiten und wurde schließlich Lehrer.

Das klingt wie eine Musterlaufbahn. Die Menge ist gelangweilt. Plötzlich wird der Bericht seiner fleckenlosen Lebensgeschichte durch ein Kommissionsmitglied unterbrochen. "Genosse Sanin", sagt er ruhig, "hast du einmal zusammen mit anderen Studenten in deiner Studienzeit ein trotzkistisches Programmdokument unterzeichnet?"

Die Zuhörerschaft wird unruhig. Die Leute flüstern und wechseln vielsagende Blicke.

"Ja, aber ich habe es schon längst gestanden, und jedermann weiß das."

"Du hast es also unterschrieben?" beharrt das Kommissionsmitglied. "Du leugnest das nicht?"

"Natürlich nicht. Ich habe nie ein Geheimnis daraus gemacht. Alle meine Kollegen und die Partei wissen, daß ich diesen Fehler beging und ihn in der Folge eingestand."

"Kann sein, Genosse Sanin. Und doch frage ich mich, ob uns wirklich alles bekannt ist. Es nimmt mich zum Beispiel wunder, ob es bekannt ist, daß du noch immer solche von der Partei und dem Sowjetvolk verdamnte Ansichten vertrittst?"

Die Aufregung im Saal steigert sich. Die Menge riecht Blut. Sanins ehemalige Kameraden beginnen sich zu sorgen. Einer nach dem andern bestürmt ihn mit Fragen, mit der deutlichen Absicht, ihn zu "erwischen" und den eigenen Kopf zu retten. Je näher sie ihm gestanden haben, um so heftiger beschuldigen sie ihn und tragen eine gerechte Abscheu vor seinen scheußlichen "Verbrechen" zur Schau. Sie kennen seine Schwächen, seine angreifbaren Punkte und nützen sie aus. Sanin verwirrt sich und sagt nicht immer das, was er eigentlich zu sagen beabsichtigt.

"Genossen der Kommission," bittet er, "ich habe meinen Fehler schon lange bereut. Ich habe die Trotzlisten nie ernstlich unterstützt. Ich bin nie ihrer Organisation beigetreten. Nur einmal, in einem schwachen Augenblick, ließ ich mich dazu verführen,

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

ein Schriftstück zu unterzeichnen, doch habe ich das rasch bekannt. Diese Leute, die mich anklagen, wissen das alles ganz genau. Ich kann nicht verstehen, weshalb sie die Wahrheit verleugnen ..."

Aber der Vorsitzende unterbricht ihn. Seine Stimme ist voll Hohn. "Das tut nichts zur Sache," sagte er, "wir wissen ganz genau, wie leicht ihr Trotzlisten und Parteifeinde die Farbe wechselt. Wir haben Beweise, daß du dich innerlich nicht gewandelt hast, und nicht umsonst erheben deine nächsten Freunde ihre Anklagen." Sich zur Zuhörerschaft wendend, fügt er hinzu: "Wer will noch sprechen?"

Zweifellos ist Sanins Schicksal besiegelt. Nun, da er am Boden liegt, beeilen sich seine Freunde, ihn zu zertreten und ihn in den Abgrund zu stürzen. Sie melden sich zum Wort und stellen Sanin als Betrüger hin, der äußerlich der Partei ergeben, innerlich aber faul und "abgeirrt" sei. Niemand bringt eine wesentliche Anklage vor, sie verdammen ihn mit bloßen, feierlichen Beteuerungen. Plötzlich geschieht das Unerwartete. Die Zuhörerschaft ist elektrisiert. Ein bekannter und vom ganzen Institut hochgeachteter Ingenieur verlangt das Wort.

"Ich habe allen diesen Bemerkungen aufmerksam zugehört," beginnt er, "aber ich habe nichts gehört, das wirklich einleuchtend wäre. Genossen, wir entscheiden über das Schicksal eines Parteimitglieds ob es politisch leben oder sterben soll. Wo sind die konkreten Anklagen? Es sind überhaupt keine vorhanden!"

Seine Verteidigung gießt nur Öl ins Feuer. Leidenschaften flammen auf. Ermutigt von der Kommission, die ihr Urteil zweifellos schon zum voraus gefällt hatte, fahren Sanins Gefährten fort, ihn anzuklagen und mit Verleumdungen zu überhäufen. Er wird aus der Partei ausgestoßen.

Unmittelbar darauf hören wir die Lebensgeschichte eines Studenten. Er ist dunkel, hat eine dicke Haarmähne und jüdische Gesichtszüge. Er ist jung, und seine Laufbahn ist kurz. Er kommt rasch zur Befragung.

"Sag mir, Genosse Schulman, welches war der gesellschaftliche Stand deiner Eltern vor der Revolution?"

"Mein Vater war Schneider, meine Mutter gewöhnliche Hausfrau."

"Schulman lügt!" ruft jemand aus dem Zuhörersaal.

Lebhafte Unruhe. Dies wird doch noch eine interessante Sitzung. Schulman ist ein mürrischer Bücherwurm, der wenig Freunde besitzt.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Wie kannst du beweisen, daß dieses Parteimitglied die Kommission und die Partei betrügt?" fragt Galembo den Rufer. Offenbar ist diese Unterbrechung keine Überraschung für die Kommission.

"Ich kann es beweisen. Schulman und ich kamen beide aus der Stadt Tscherkassy. Ich bin eben erst ins Institut eingetreten und sehe Schulman zum erstenmal. Aber ich kenne seine Familie. Ich weiß, daß sein Vater eine Schneiderwerkstatt besaß — und mehrere Arbeiter angestellt hatte. Er war ein Ausbeuter der Arbeiter. Das Geschäft stand an der Alexandrowskystraße. Ich weiß wohl, was ich sage. Als Sohn eines Ausbeuters sollte Schulman aus unserer geliebten Partei ausgestoßen werden."

Schulman erleicht. Er knackt nervös mit seinen Fingern. Diese Wendung der Dinge kommt ihm überraschend, und er kann kaum Worte finden.

"Bist du aus Tscherkassy?" fragt der Vorsitzende streng, nachdem er durch Klopfen die Ruhe wiederhergestellt hat.

"Ja, natürlich... Ich habe es bereits gesagt."

"Betrieb dein Vater an der erwähnten Straße einen Schneiderladen?"

"Ja, natürlich. Aber er war kein Ausbeuter. Die anderen Schneider waren Mitglieder eines Artels. Er war bloß der Verantwortliche. Es handelte sich um eine Art Genossenschaft, ich schwöre es, Genossen. Überdies hatte ich nichts damit zu tun. Ich selbst arbeitete in einer Fabrik, in einer andern Stadt."

"War er nicht dein Vater?"

"Gewiß, gewiß, er war mein Vater."

"So hast du also vor der Partei die Tatsache verheimlicht, daß du aus einer Familie von Ausbeutern stammst?"

"Ich verstecke nichts. Es war ein Artel, eine Genossenschaft. Ich arbeitete in einer Fabrik, und mein Ruf als Parteimitglied und als Student ist gut."

Sein Auftreten zeugt gegen ihn. Je aufgeregter er wird, um so deutlicher wird sein jüdischer Akzent. Gelächter wird im Saal hörbar.

"Werft ihn raus!" ruft jemand. "Raus mit ihm, er hat die Partei betrogen!"

Schulman strauchelt, als er die Bühne verläßt, er ist von Tränen geblendet. Jedermann ist sich bewußt, daß er nun aus dem Institut herausgeschmissen wird und daß seine Laufbahn beendet ist.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Die nächsten paar Fälle verlaufen schablonenmäßig. Alle erhalten ihre Ausweise nach kurzer Befragung von Galembo zurück. Dann steht Genosse Tsarew im Bühnenlicht. Obschon beinahe vierzig Jahre alt, ist er noch Student. Stirn und Wangen sind tief durchfurcht. Sein Auftreten spricht von einem lebhaften, militärischen Wesen, und seine Beichte enthüllt bald, daß er viele Jahre in der Armee diente und während des Bürgerkriegs führende Stellungen bekleidete. In der Folge wurde er Fabrikfunktionär, und vor zwei Jahren trat er ins Institut ein. Er ist verheiratet und hat zwei Kinder.

"Nun, Genosse Tsarew," fragte der Vorsitzende, "was dachtest du über die Kollektivierung? Welches war deine wirkliche Haltung?"

"Ich arbeitete auf den Dörfern, Genosse, und half bei der Liquidation der Kulaken als Klasse mit. Ich gebe zu, daß mich gewisse Maßnahmen ziemlich verwirrten und mir unerfreulich vorkamen, aber im Prinzip war ich damit einverstanden."

"Du scheinst meine Frage nicht zu verstehen, Genosse Tsarew, oder vielleicht willst du sie auch nicht verstehen. Du warst nicht der einzige, dem dieses große Unternehmen unerfreulich vorkam. Ich will deine politische Reaktion wissen."

"Ich habe mich niemals der Partei widersetzt."

"Das stimmt nun leider nicht." Das Kommissionsmitglied fuchtelt mit einigen geheimnisvollen Zetteln in der Hand herum. "Wir haben hier Beweise dafür, daß du zur Zeit der Kulakenliquidation die Erklärung Bucharins, welche die Politik Genosse Stalins kritisiert, gebilligt hast. Genossen Kasarik und Somow, bitte tretet vor und bestätigt eure Erklärungen an die Kommission."

Viele von uns kannten die beiden Studenten: Sie gehörten zu jenen, die wenig studieren und viel sprechen. Sie treten vor die Zuhörerschaft und wiederholen ihre Aussagen. Während sie mit Tsarew auf dem Lande waren, habe er sich über die ganze Kollektivierungspolitik kritisch geäußert. Sie zitierten ihn angeblich wörtlich. Tsarews Versuche, sie zu unterbrechen, scheitern. Offensichtlich ist sein Fall hoffnungslos. Tsarews Benehmen in den Dörfern und jedes seiner Worte sah den meinen verzweifelt ähnlich.

"Nun, Tsarew," wendet sich ihm der Vorsitzende zu, "leugnest du noch immer deine Mißbilligung der Parteipolitik?"

"Ja. Sie übertreiben. Überdies ist Kritik nicht notwendigerweise gleichbedeutend mit Mißbilligung. Ich bin auch nur ein Mensch. Es gab so viel Leiden um mich herum."

Galembo brüllt ihn nieder, weil er fürchtet, er könnte zuviel sagen. "Treue Parteimitglieder vertrauen ihrem Zentralkomitee und unserem geliebten Führer,



Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Genosse Stalin." – Beifall der Zuhörer. – "In der Partei hat es keinen Platz für Leute wie du, welche noch die Frechheit haben, ihre Fehler abzuleugnen." – Noch mehr Beifall. – "Ausgestoßen!"

"Ich werde ans Zentralkomitee appellieren", ruft Tsarew aus. "Mein Kriegsruf spricht für sich selbst und meine Arbeit in den Dörfern war erfolgreich. Ich habe mein Blut für die Revolution vergossen. Ihr habt kein Recht, mich zu vernichten!"

Aber die Kommissionsmitglieder hören ihm nicht zu. Sie ziehen bereits die Akten des nächsten hervor. Tsarew war einer der beliebtesten Leute im Institut, aber wie er nun den Schauplatz verläßt, weicht jedermann vor ihm zurück. Er kann es kaum fassen, was ihm zugestoßen ist — ausgerechnet ihm!

Nun ist Duchowtsew an der Reihe. Er war Arbeiter seit seinem achten Lebensjahr, wurde dann Vorarbeiter und in die Reihen der "Tausende" gewählt, um Ingenieur zu werden. Er macht einen erstklassigen Eindruck. Seine Antworten auf politische Fragen und Fallen über die Parteigeschichte sind fehlerlos.

"Genosse Duchowtsew, bist du verheiratet?" fragt Galembo beiläufig.

" Ja."

"Wann wurdest du getraut und wer ist deine Frau?"

"Ich heiratete letztes Jahr. Meine Frau ist die Tochter eines Buchhalters und augenblicklich Krankenschwester in einem Spital."

"Sag mir, hast du deine Heirat eingetragen oder nicht? Mit andern Worten, wie wurde deine Ehe geschlossen?"

Duchowtsew wird rot. Er wird nervös vor Verwirrung. Plötzlich wird ihm die Bedeutung der Frage bewußt. Die Zuhörerschaft ist gespannt und erwartungsvoll. Kein Laut ist hörbar. Schließlich bekennt er mit leiser Stimme die schreckliche Wahrheit: "Ich wurde in der Kirche getraut", sagt er niedergeschlagen.

Der Bann ist gebrochen. Die Zuhörer krümmen sich vor Lachen.

"Ich weiß, Genossen, daß dies lächerlich klingt", erhebt Duchowtsew seine Stimme über das Gelächter. "Es ist lächerlich, und ich gebe es auch zu. Eine kirchliche Zeremonie bedeutet mir nichts, glaubt mir. Aber ich liebe meine Frau, und ihre Eltern wollten uns die Heirat nicht gestatten, wenn ich nicht mit dieser kirchlichen Komödie einverstanden gewesen wäre. Es sind rückständige Leute. Meine Frau schenkt diesem Aberglauben ebensowenig Beachtung wie ich. Aber sie ist die einzige Tochter und

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

wollte die alten Leutchen nicht verletzen. Ich stritt mich mit ihr, bat sie und warnte sie, dies würde ein schlechtes Ende nehmen, aber sie wollte nicht nachgeben, und andererseits konnte ich nicht ohne sie leben. Deshalb heirateten wir schließlich im geheimen in einer entfernten Dorfkirche. Auf dem Heimweg verbarg ich den Brautschleier und die Blumen in meiner Brusttasche."

Die Menge kann ihre Belustigung nicht mehr zurückhalten. Der Vorsitzende verlangt Ordnung, aber vergeblich. Duchowtsew hat seine Beherrschung verloren und ruft noch lauter: "Wir sind keine Gläubigen, ich versichere es dir. Meine Frau arbeitet, und ich studiere, wir haben ein Kind. Ich bitte euch, Genossen, vergebt mir meinen Fehler. Ich gebe zu, in diesem Punkt schuldig zu sein, dieses Verbrechen vor der Partei versteckt zu haben."

Obleich sich mehrere Leute zu seiner Verteidigung melden, wird er ausgestoßen. Nicht die kirchliche Trauung an sich, sondern vor allem die Tatsache, daß er es unterließ, ein so schweres Vergehen seinen Vorgesetzten zu melden, ist sein Hauptverbrechen.

So dauert die Säuberung Tag für Tag fort. Die Sitzungen beginnen unmittelbar nach den Vorlesungen, das heißt ungefähr um fünf Uhr nachmittags und dauern bis spät in die Nacht. Am Ende der ersten Woche, als das Geschäft zur öden Plackerei geworden ist und sich mit seinen Begleiterscheinungen von Tränen, Gelächter und Albernheit fortschleppt, werden wir plötzlich wieder aufgeschreckt. Ein begabter Lehrer und Forschungsspezialist, Genosse Peter Jolkin, wird aufgerufen. Wir wissen, daß sein Vater ein ehemaliger Priester ist, was seine Lage unsicher macht. Selbstverständlich hat sein Vater der Kirche abgeschworen und ist sogar der "Gesellschaft der Gottlosen" beigetreten, um den Flecken am Ruf seines Kindes reinzuwaschen.

Ohne diesen Übertritt wäre Peter trotz seiner Fähigkeiten als Wissenschaftler niemals in die Partei aufgenommen worden. Die Hingabe dieses Mannes an seine Forschungsarbeit war völlig selbstlos. Er hatte lange als Berater verschiedener Fabriken, in Laboratorien und als Lehrer gearbeitet. Es mutete fast an, als versuche er durch übermäßigen Eifer den "beschämenden" Familienhintergrund auszulöschen.

Ich begegnete ihm am Morgen vor seiner Säuberung zufällig im Gang. "Nun Peter, wie fühlst du dich", fragte ich.

"Nicht allzu gut, Vitja. *Werde ich von einem Pfeil durchbohrt zu Boden sinken, oder wird der Kelch an mir vorübergehen?*"

"Oho! Wenn du sogar zu Zitaten aus *Eugen Onegin* Zuflucht nimmst, dann machst du dir wirklich Sorgen", lachte ich.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Jetzt steht er vor einer ungewöhnlich großen Menge und erzählt seine Lebensgeschichte. Er zeigt sich zur Beichte geneigt, vielleicht wegen seines geistlichen Hintergrundes. Er habe die Schande seines Lebens nie verborgen, erklärt er, und überdies habe sein Vater öffentlich mit der Religion gebrochen. Es sei nicht leicht gewesen, das Alte auszulöschen und dem Neuen Raum zu schaffen. Es sei eine lange und ernste Arbeit gewesen, jede Spur von Aberglauben aus der Kindheit zu beseitigen. Aber er habe es vollbracht, Genossen, und nun widme er seine ganze Kraft der Forschung. Auf diese Art könne er am besten der Partei und Stalin dienen.

"Sag mir, Genosse Jolkin," sagt der Vorsitzende Galembo, "hast du Sanin lange gekannt?"

"Ja, eine ganze Weile. Wir waren Klassengenossen und wurden zur selben Zeit am Institut fertig, und nun geben wir beide hier Unterricht."

"War es dir bekannt, daß Sanin ein trotzkistisches Schriftstück unterzeichnete?"

"Ja, genau so wie es viele andere hier auch wußten."

"Von den andern will ich das nicht wissen, sondern von dir."

"Ja, ich wußte das von Sanin und leugne es nicht", gibt Jolkin zu.

"Weshalb hast du dann", hebt Galembo zornig seine Stimme, "der Säuberungskommission nicht gemeldet, daß du es wußtest?"

"Es war kein Anlaß vorhanden, eine solche Erklärung zu machen. Die Tatsache war so allgemein bekannt, daß mir das gar nicht in den Sinn kam. Sanin selbst gab seinen Fehler öffentlich bekannt, und die ganze Geschichte trug sich vor langer Zeit zu."

"Hör mal, Jolkin. Du leugnest nicht, daß du mit Sanin eng befreundet warst. Du bist ein unterrichtetes Parteimitglied. Du solltest wissen wie die Parteifeinde (die der Rechten und die der Linken) ihr wahres Gesicht zu verbergen pflegen. Hast du irgendwelche Haltung bolschewistischer Wachsamkeit bekundet? Hast du Sanins Worte angezeigt?"

"Er sagte in meiner Gegenwart nie so etwas. Ich habe nichts hinzuzufügen."

"Na schön, kanntest du Ponomerew?" Diesmal geht ein anderes Kommissionsmitglied zur Offensive über.

"Ja, ich kannte ihn. Auch er unterzeichnete das trotzkistische Schriftstück."

"Hast du die Säuberungskommission davon unterrichtet?"

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Nein, aus demselben Grunde wie bei Sanin nicht."

"In andern Worten, du hattest nicht nur trotzkistische Freunde, sondern hast außerdem ihre schmutzige Arbeit vor der Partei verborgen."

"Erstens sind diese Lehrer keine persönlichen Freunde von mir, sondern Mitprofessoren und bedeuten mir weder mehr noch weniger als eine Menge anderer Mitglieder des Lehrkörpers. Zweitens hat keiner von ihnen aus seiner Vergangenheit ein Geheimnis gemacht."

"Genosse Jolkin, du scheinst dir nicht bewußt zu sein, daß sich die Partei im Kampf gegen Abirrende befindet. Du nimmst den ganzen Kampf auf die leichte Schulter, nicht wahr? Wenn nun deine Freunde maskierte Troztkisten sind? Das geht dich wohl nichts an? Wie sollen wir dir Vertrauen schenken?"

"Ich weiß nicht, worin meine Schuld bestehen soll", sagt Jolkin mit fester Stimme.

"Um so schlimmer für dich", erklärt Galembo.

Die Untersuchung nimmt für Peter einen schlimmen Verlauf. Mehrere Leute, die die Richtung dieser Flut spüren, erheben sich, um den Kopf des Wissenschaftlers unters Wasser zu drücken. Da platzt einer, der von seiner eigenen Unehrllichkeit überwältigt wird, mitten im Satz plötzlich stammelnd heraus: "Aber ich spreche ja Unsinn. Genosse Jolkin ist ein wunderbarer Kamerad und großer Mann."

Der Saal wird plötzlich still, als sei er durch den Schlag dieser kühnen Handlung plötzlich gelähmt worden. Auch die Mitglieder der Kommission müssen nochmals fünf rhetorische Minuten einschalten, um sich wieder in die angemessene Wut zu versetzen. Jolkin geht zu jedermanns Überraschung seiner Karte verlustig.

Später erfuhr ich, daß seine Familie durch seine Ausstoßung vernichtet wurde. Zu allem Elend wurde auch noch seine Schwester, eine Studentin in einem anderen Institut, bloß deswegen ausgestoßen, weil ihr Bruder in Ungnade gefallen war. So war das Opfer ihres Vaters wertlos geworden, und zwei wertvolle Karrieren vernichtet. – Aber nach monatelangen Gesuchen, an denen sich viele hochgestellte Genossen, die von Jolkins Geist beeindruckt waren, beteiligten, sprach man ihm die Mitgliedschaft wieder zu. Damit war auch seine Schwester zwangsläufig wieder rehabilitiert.

Die Sitzung geht weiter. Vier oder fünf Genossen gelangen ohne Schwierigkeiten durch die Säuberung. Dann wird eine junge Studentin, die wir alle kennen und für ihre Intelligenz und Aufopferung bewundern, aufgerufen. Sie ist eine Brünette mit blitzenden Augen und klangvoller Stimme: eine jener Frauen, die anziehend wirken, ohne auch nur im geringsten hübsch zu sein. Sie gibt an, Tochter eines Handwerkers,

eines Zimmermanns, zu sein. Sie arbeitete früher in einer Fabrik, studierte abends und wurde schließlich am Institut für Ingenieururse zugelassen.

"Genossin Granik", fragt der Vorsitzende, "bist du verheiratet?"

"Ja." – "Wie lange?" – "Fünf Jahre." – "Und wer ist dein Gatte?"

"Er ist ein früherer Arbeiter. Ich lernte ihn beim Beruf kennen. Später war er Vorarbeiter in einem Eisenschmelzbetrieb."

"Ist er Parteimitglied?" – "Nein, jetzt nicht. Aber er war es."

Die Zuhörerschaft riecht plötzlich wieder Blut. Wer, um zu rauchen, auf den Gang ausgetreten war, kehrte zurück. Köpfe recken sich nach vorn.

"Weshalb verließ er die Partei? Oder wurde er etwa ausgestoßen?"

"Mein Mann wurde ausgestoßen", sagt die Granik mit ruhiger Stimme, "weil er an der Oppositionsbewegung der Arbeiter teilnahm."

"Ließest du dich damals von ihm scheiden?" – "Nein." – "Wo ist dein Mann jetzt?"

"Er wurde verhaftet. Er ist in einem GPU-Gefängnis."

Die Menge ist nun gespannt. Dies ist ein wirkliches Drama: Die Parteifrau mit dem parteifeindlichen Gatten bildet ein Lieblingsmotiv in Sowjetschauspielen. Mit Hilfe des Autors stellt sie immer die Partei über ihre Liebe.

"Ist dies die erste Verhaftung deines Mannes?" – "Nein, die zweite."

"Und du hast dich noch immer nicht von ihm scheiden lassen?" – "Nein."

"Hast du ihn im Gefängnis besucht?" – "Ja, ich besuche ihn jede Woche."

"Warum?" – "Warum? Ich bringe ihm Lebensmittelpakete, Wäsche und Zigaretten."

"Könnte das niemand anders besorgen?"

"Doch, ich glaube — er hat eine Mutter und eine Schwester."

"Dann sag uns, warum du ihn im Gefängnis besuchst. Du bist doch Parteimitglied, oder nicht? Und doch hast du keine Bedenken, einem Manne zu helfen, der ein Feind der Partei ist."

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Er ist mein Mann."

"Ach! Er ist dein Mann! Ist vielleicht die Sicherheit der Partei nicht wichtiger als engstirnige, persönliche Erwägungen?"

"Ich bin politisch nicht einig mit ihm. Ich versuche ihn zu überzeugen und ihm zu beweisen, daß er unrecht hat. Jedesmal wenn ich ihn besuche, diskutieren wir, bis wir uns streiten."

"Ach, du gehst also bloß aus Propagandagründen ins Gefängnis?"

Galembos Hohn löst die Spannung. Da und dort lachen die Leute. Ausrufe werden laut: "Genug! Werft sie raus!"

"Darf ich fragen, Genosse Vorsitzender," erhebt die Studentin ihre Stimme, "ob das eine Parteisäuberung oder ein Zirkus ist? Ich verlange von dir, deine politischen Anklagen gegen mich vorzubringen und nicht mein Privatleben zum Gelächter des Saales zu machen."

"Na schön, warum antwortest du dann nicht genau, und sagst uns, warum du einen Klassenfeind und von der Partei Abirrenden wöchentlich besuchst?"

"Ich sagte es bereits. Er ist nicht nur mein Gatte, sondern er ist auch ein Mensch. Es wäre treulos und feige, sich scheiden zu lassen, wenn er sich in Schwierigkeiten befindet. Ich verurteile seine Ansichten. Aber wir arbeiteten, studierten und lebten zusammen. Wir haben bestimmte Gefühle füreinander. Wir lieben uns!"

Lautes Gelächter begrüßt dieses Geständnis. Eine angebliche Kommunistin und in einen GPU-Gefangenen verliebt!

"Kurz," faßt Galembo zusammen, "du gibst als Parteimitglied nicht einmal deinen Fehler zu, mit einem Feind des Volkes in Verbindung zu stehen. Ich glaube, der Fall liegt klar. Bürgerin Granik verdient nicht, in den Reihen der Partei zu verbleiben. Es wird ihr nicht mehr gestattet sein, mit den Interessen unseres Landes zu spielen."

Beifall. Rufe: "Richtig! Raus mit ihr!" Und doch schlägt ihr eine Welle von Mitgefühl entgegen, als sie mit erhobenem Kopf und zitternden Lippen die Bühne und durch den mittleren Gang den Saal verläßt. Ein neben mir sitzender Student flüstert mir ins Ohr: "Ich bin nicht für die Granik, aber dies ist schließlich eine Privatsache und hätte nicht so angefaßt werden dürfen."

Ich schweige. Wie kann ich wissen, ob mein Nachbar ehrlich entrüstet ist oder ob er ein verstecktes Motiv hat und mich vielleicht zu einer gefährlichen Bemerkung verleiten will?

### III

Als Serjoscha Tswetkows Name aufgerufen wird, beginnt mein Herz laut zu pochen. Seine Prüfung wird bestimmt die Erlebnisse auf dem Lande berühren. Dies kann auch mich hineinziehen. Ich weiß, daß er gefühlvoll ist und um seine und meine Sicherheit bangt.

Wie er vorne steht und alle Augen auf ihn gerichtet sind, macht er einen allzu jugendlichen und hilflosen Eindruck. Seine Jugend ist fast eine Herausforderung an diese grimmige Versammlung. Er ist offenbar nervös. Aber er bringt seine Geschichte zusammenhängend vor. Er blickt beständig in eine Ecke des Saales; ich folge seinen Augen und sehe seinen Vater, der ihm aufmunternd zulächelt. Einmal begegnet sein Blick auch dem meinem. Ich lächle und mache ihm ebenfalls Zeichen der Aufmunterung. Als er von seiner Arbeit im Dorf zu erzählen beginnt, unterbricht ihn der Vorsitzende.

"Genosse Tswetkow, ist dein Vater Parteimitglied?"

"Ja, und er ist bereits erfolgreich durch die Säuberung gelangt."

"Sag uns, wie es dir während der Kollektivierung im Dorfe zumute war?"

Ich kann sehen, wie Serjoscha erbleicht. Er blickt zu mir hin und sagt: "Ich führte die mir vom Regionalkomitee vorgeschriebene Aufgabe durch, aber ich gestehe, daß meine Reaktion auf gewisse Vorfälle im Dorf negativ war."

"Wir haben Beweise," fährt Galembo fort, "daß du nicht genügend hart warst und bei vielen Gelegenheiten schwankende und ungenügende Entscheidungskraft verrietest. Was kannst du hierzu antworten?"

Ich spüre, daß Tswetkow untergeht, wenn er keine Unterstützung erhält. Es ist dringend notwendig, ihm eine Möglichkeit zu geben, sich wieder zu fassen. Erregt stehe ich auf und bitte um die Erlaubnis, zu sprechen.

"Was hast du zu fragen?" sagt der Vorsitzende.

"Ich möchte darauf dringen, daß du den Namen der Person, die über diesen Genossen derart feindliche Erklärung abgegeben hat, bekannt gibst."

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Er ist aus der Staatsanwaltschaft."

"Trotzdem, Genosse, ist sein Name von Bedeutung. Ich war mit Genosse Tswetkow im Dorf und kenne die Tatsachen."

"Gut," stimmte der Vorsitzende zu, "sein Name ist Arschinow."

"Das dachte ich mir", sage ich triumphierend, um Serjoscha das Stichwort zu geben. Dieses Zwischenspiel hatte ihm Zeit gegeben sich zu beruhigen. Die bloße Erwähnung von Arschinows Name scheint seinen Zorn wieder aufleben zu lassen und ihm sein Selbstvertrauen zurückzugeben.

"Arschinow!" sagt er. "Ich sage dir, daß die Erklärung dieses Mannes falsch und wertlos ist. Sie ist von persönlichen Erwägungen beeinflusst. Er fürchtet sich dermaßen, daß ich aussage was ich von ihm weiß; er will sich selbst sichern, indem er mich denunziert. Dies war mein erster Aufenthalt auf dem Lande. Natürlich hatte ich keine Erfahrung und mag in der Arbeit Fehler begangen haben. Andererseits wandte Arschinow schändliche Methoden an — Methoden, die seither von der Partei abgelehnt und angegriffen worden sind. Bei meiner Rückkehr erstattete ich dem Regionalkomitee über sein Benehmen Bericht. Nicht ich bin schuldig, sondern eben dieser Arschinow."

"Aber stimmt es nicht, daß Arschinow gerade dort eine gewaltige Kornsammlung erzielte, wo du zuvor versagt hast?"

"Ja, so war es in mehreren Fällen. Aber daraus läßt sich nicht folgern, daß ich Parteibefehle verletzte und mich derart benahm, wie er!"

"Sehr gut. Wer wünscht das Wort?"

Ich stand auf, und der Vorsitzende gab mir ein Zeichen, fortzufahren.

"Ich arbeitete zusammen mit Genosse Tswetkow und Genosse Arschinow in Podgorodnoje. Ich werde die Einzelheiten erzählen, wenn die Reihe an mir ist. Jetzt möchte ich nur sagen, daß Genosse Tswetkow ein ehrlicher, kameradschaftlicher und gewissenhafter Kommunist ist. Er ist im allgemeinen ein anständiger Kerl, auch wenn er noch nicht viel Erfahrung hat. Wir dürfen ihn nicht zum Opfer dieser Arschinow-Methoden machen — wenn der hier wäre, so würde ich Hackfleisch aus ihm machen. Wenn du erlaubst, so will ich dir ein wenig von Arschinows *Erfolgen* erzählen."

"Laß hören! fahr weiter!" riefen Stimmen, aber der Vorsitzende ist sichtlich beunruhigt. Er wünscht hier keinen Bericht über die Greuel im Dorf.



Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Genossen, wir prüfen hier den Ruf Tswetkows, nicht Arschinows. Der Genosse im Saal kann seinen Bericht der Kommission privat mitteilen."

Ich gehe auf die Bühne und erzähle mit leiser Stimme einige der Brutalitäten Arschinows. Die Kommissionsmitglieder machen Notizen. Ob sie dieses Theater für das Publikum aufführen oder die Tatsachen wirklich nicht kennen, werde ich nie erfahren. Ich hatte die Tatsachen in allen Einzelheiten berichtet, aber es war immerhin möglich, daß Arschinow Freunde hatte, die mächtig genug waren, um meine Berichte von der Säuberungskommission fernzuhalten.

Mein Eintreten für Serjoscha ermutigt auch andere. Drei Männer und zwei Frauen sprechen zu seinen Gunsten. Seine Karte wird ihm zurückgegeben. Er kommt direkt auf mich zu und drückt mir dankbar die Hand, Tränen in den Augen. Dann geht er zu seinem Vater, der ihn umarmt.

Ich hoffe, unmittelbar nach Tswetkow aufgerufen zu werden. Ich könnte aus dem günstigen Eindruck, den er hinterlassen zu haben scheint, Nutzen ziehen. Es wird aber Genosse Grintschenko vom Institut aufgerufen, Dozent über Marxismus und Leninismus. Er ist in gewissem Sinne ein unbedeutender Fall, ein "Geistiger" und ideologischer Lehrer. Wenn es überhaupt jemand auf der Institutsliste gibt, der, ipso facto, über alle Kritik erhaben ist, so ist es dieser große, ehrlich aussehende Dozent. Als Lehrer ist er ziemlich langweilig, als Mensch aber bewundernswert.

Grintschenko liest auf Ukrainisch, in seiner Muttersprache, trotzdem die früheren Sprachexzesse nicht nur fallen gelassen, sondern sogar als "nationalistische Abirrung" verdammt wurden. Er ist fanatischer Kommunist, von dem die Studenten sagen: *Grintschenko — der geht jede Nacht mit Marx ins Bett*. Weil wir wenig von seinem Leben wissen, hören wir seiner Beichte mit besonderer Aufmerksamkeit zu.

Er sei der Sohn einer armen Bauernfamilie, sagt er, und habe bis zur Revolution als Stallbursche auf einem reichen Gut gedient. Er war neunzehnjährig, als der Zar gestürzt wurde und vereinigte sich sogleich mit den Bolschewiken. In der Roten Armee erlangte er den Grad eines Kompanieführers und wurde im Kampf mehrmals verletzt. Nach den Bürgerkriegen besuchte er ein besonderes Institut für kommunistische Theorie, und hier ist er nun und liest über Leninismus. Wirklich eine makellose Sowjetlaufbahn.

"Ich muß jedoch der Kommission und den versammelten Genossen meine nationalistischen Irrtümer gestehen", schloß er. "Ich folgte der Führung Skripniks und anderer, die vom allgemeinen Kurs abwichen. Dies ist ein Teil einer bitteren Vergangenheit, den ich bedaure und der völlig vergessen ist."

"Alles ist also vergessen?" unterbricht ihn der Vorsitzende auf höchst unheilverkündende Art. Wiederum ist jedermann auf der Hut. "Aber triffst du dich nicht

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

immer noch mit gewissen Leuten — sagen wir einmal —?" und er erwähnt drei oder vier Namen.

"Ja, ich mag sie hie und da zufällig getroffen haben. Man kann das kaum vermeiden. Sie waren ukrainische Nationalisten, und ich stehe mit ihnen nicht gut."

"Bist du jemals mit ihnen in brieflichem Verkehr gestanden?" – "Nein."

"Hast du diese Männer wieder getroffen, nachdem dir die Partei deine Sünde großzügigerweise verziehen hat?"

"Nein. Obschon ich, wenn ich mich recht erinnere, einmal einen gemeinsamen Bekannten dieser Leute traf. Wir sprachen nicht über Politik."

"Weißt du, wo sich diese Nationalisten jetzt befinden?"

"Ich erhielt die Nachricht, einige von ihnen seien verhaftet worden. Ich weiß nicht welche."

"Wer brachte dir diese Nachricht?"

"Der gemeinsame Bekannte, den ich zufällig traf."

"Eben hast du behauptet, mit ihm nicht über Politik gesprochen zu haben. Wie kommt es dann, daß er dir von den Verhaftungen erzählte?"

"Nun, es kann sein, daß ich das falsche Wort gebraucht habe. Nicht eine Nachricht, sondern nur eine beiläufige Bemerkung."

"Du bist naiv, Genosse Grintschenko, wenn du glaubst, uns Sand in die Augen streuen zu können. Wir wissen zum Beispiel, daß du ungehalten warst, als du von ihrer Verhaftung hörtest."

"Es tut mir leid, aber da muß jemand gelogen haben."

"Im Gegenteil, wir besitzen aus manchen Quellen die Bestätigung, daß du noch immer in erster Linie Ukrainer und erst in zweiter Leninist bist. Wir besitzen Berichte zweier deiner nächsten Genossen —", und wieder erwähnt er Namen.

Grintschenko scheint geschlagen. Es ist uns klar, daß die Träger der erwähnten Namen sich nicht mehr auf freiem Fuße befinden.

"Ich kann nicht verstehen, weshalb sie solche Dinge gegen mich aussagen", murmelt Grintschenko. "Ja, sie waren meine besten Freunde."

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Ich vermute, Grintschenko," fügt ein Kommissionsmitglied hinzu, "daß du dich nie gegen die Kollektivierung geäußert hast?"

"Nein, kann sein, daß ich mich gegen gewisse Exzesse geäußert habe, aber niemals, niemals gegen die Parteibeschlüsse."

"Das genügt. Nun wollen wir die Genossen aus der Zuhörerschaft anhören. "

Ein Dozent über Marxismus und Leninismus nach dem andern erhebt sich, um über seinen Kollegen herzufallen. Sie halten Reden über die Unvereinbarkeit von Nationalismus und Kommunismus. Sie suchen hastig in ihrem Gedächtnis nach Anschuldigungen gegen den Mann auf der Bühne, und tatsächlich gelingt es ihnen, halberinnerte Bruchstücke aus Unterhaltungen auszugraben. Sie geben keine Daten an, so daß für Grintschenko selbst seine nationalistische Begeisterung zu einer Zeit, da sie noch obligatorisch war (vor dem Wechsel des Regierungskurses), heute als Nagel für seinen politischen Sarg dient.

So wird auch Grintschenko, der fanatische Leninist mit dem schönen ukrainischen Kopf, ausgestoßen und entehrt. Seine Laufbahn ist beendet.

Noch frage ich mich, was wohl mit ihm geschehen wird, als mein eigener Name aufgerufen wird. Ich eile zur Bühne. Ich erzähle meine Lebensgeschichte — die Dorfkommune, die Donezkohlengrube, die Fabrik, die persische Front, wieder zurück in die Fabrik und schließlich am Institut. Während ich spreche, spüre ich, daß es eine eindruckliche Biographie ist. Meine "Ursprünge" sind völlig proletarisch, meine Handlungen waren immer kommunistisch. Als sei es nebensächlich, beiläufig, erwähne ich meine Inspektion in Nikopol und meinen langen Besuch bei Ordschonikidse ... Schließlich schildere ich in einer kurzen Zusammenfassung meine beiden Missionen aufs Land. Da ich weiß, daß mich andere angezeigt haben, verberge ich die Tatsache nicht, einige gewagte Entschlüsse gefaßt zu haben, hebe aber hervor, daß sie durch die Notwendigkeit gerechtfertigt gewesen seien.

"Unter welchen Umständen hast du deine Parteikarte verloren? Bist du dir bewußt, daß dies eine ernste Verletzung der Parteivorschriften ist?"

"Ich weiß es, und es tut mir leid, Genossen. Es geschah in der Hitze der Erntearbeiten. Ich ersetzte einen Kolchosbauern, der plötzlich ohnmächtig geworden war, und verlor im Trubel meine Brieftasche. Hier ist eine Bestätigung dieser Tatsache durch die lokale Politische Abteilung."

Die Kommission prüft das Schriftstück, fügt es meinem Dossier bei und fährt mit dem Verhör fort.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Wir haben Beweise, daß du dich den energischen Maßnahmen, die bei der Kornsammlung angewendet wurden, widersetzt hast und daß du einen bevollmächtigten Volksvertreter der Partei entehrt hast."

"Im Gegenteil, Genossen. Er war es, der die Partei entehrte. Ich vermute, ihr bezieht euch auf Arschinow. Ich habe euch bereits von seinen Methoden erzählt."

"Nun gut, sagen wir mal, es sei Arschinow."

"In diesem Falle, Genosse Vorsitzender, ist hier eine Abschrift meines Berichtes ans Regionalkomitee und an die *Prawda* über diesen Burschen. Du kannst daraus ersehen, daß er dem Namen eines Kommunisten Schande machte. Ich tat alles, was in meiner Macht stand, um den guten Namen der Partei gegen seine Handlungen zu schützen. Deshalb versucht er meine Stellung zu untergraben. Er hat körperliche Methoden angewendet."

"Welche Art körperliche Methoden?" fragt jemand aus dem Saal.

"Dieser Tatsachen ist sich die Kommission bereits voll bewußt", sagt der Vorsitzende rasch. Es liegt ihm daran, das Gesprächsthema schnell zu wechseln. "Du würdest uns besser etwas von deinen eigenen Methoden erzählen — während der Ernte in Logina."

Dies ist die schwerste Hürde. Ich habe mir meine Antworten im Kopfe zurechtgelegt. Seit Tagen weiß ich genau, was ich nun sagen muß. Aber irgendwie verwickeln sich die vorbereiteten Sätze in meinem Kopf zu einem einzigen Knäuel. Ich kann ihn nicht entwirren. Ich gestehe, zur Rettung der Ernte Hafer und Gerste gemäht, einen Kindergarten organisiert und "scharfe Maßnahmen" getroffen zu haben, um die Kinder und das Volk zu ernähren.

"Genosse Hatajewitsch dankte mir persönlich für die Ernte, die zehn Tage vor der festgesetzten Frist beendet wurde. Hier ist eine offizielle Bestätigung meiner guten Arbeit von der Politischen Abteilung." Ich überreiche ihnen das Papier. "Worüber kann ich sonst noch Auskunft geben?"

Der Vorsitzende ist in Verlegenheit. Ich bin gut ausgerüstet mit Schriftstücken. Falls er im Sinne hatte, den Fall gegen mich aufzuziehen, so zögert er nun. Ich kann noch immer gerettet werden. Er nimmt einen anderen Kurs. Ich atme auf.

"Welches ist der Beruf deines Vaters?"

"Er arbeitet im Petrowski-Lenin-Betrieb, zusammen mit meinem jüngeren Bruder. Mein älterer Bruder ist Rechnungsführer in einer chemischen Fabrik."

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Ist dein Vater Parteimitglied?" – "Nein."

"Und deine Brüder?" – "Auch nicht."

"Warum war dein Vater vor der Revolution im Gefängnis?"

"Wegen revolutionärer Umtriebe — im Aufstand des Jahrs 1905 und auch später."

"Welcher Partei gehörte er an?" – "Er gehörte nie einer Partei an."

"Bist du sicher?" – "Ganz sicher, Genosse Galembo."

"Gut, will sich jemand dazu äußern?"

Drei Genossen erheben sich, um mich anzugreifen. Mehrere andere, darunter Serjoscha, loben mich. Aber es gibt keine Feuerwerke. Die Leute gehen hinaus, um zu rauchen und zu plaudern. Ein langweiliger Fall ... Ich erhalte meine Karte.

Bevor ich die Plattform verlasse, frage ich die Kommissionsmitglieder nach dem Namen des Denunzianten über die Loginaperiode. Sie schlagen in den Akten nach. Offenbar hatte der Mann nicht verlangt, daß sein Name verschwiegen werde.

"Es ist ein Parteimitglied, Genosse Skopin", sagt man mir.

"Wie ich es mir gedacht habe", lächle ich. Also hatte mir das GPU-Mitglied der Politischen Abteilung meine Weigerung, mit ihm zu sprechen, doch nicht verziehen!

Freunde umringen mich, drücken mir die Hand. Das Leben steht uns wieder offen — wir sind immer noch Parteileute und in guter Stellung.

Anfangs 1934 gab Genosse Lasar Kaganowitsch in Moskau bekannt, es seien 182.500 Mitglieder aus der Partei gejagt worden. Die Endzahlen lauteten sogar noch höher, weil in einigen Gegenden die Säuberung noch nicht beendet war. Über 200.000 Parteikarrieren wurden auf diese Art beendet. Dies sei jedoch noch kein Beweis dafür, behauptete Kaganowitsch, daß die Partei nun "gesäubert" und wirklich "monolithisch" sei.

Ein Beweis des Gegenteils war mein eigener Fall. Obschon ich gut durch die Säuberung gekommen, war ich ohne Zweifel skeptischer und verwirrter als Tausende von Männern und Frauen, die auf den politischen Kehrighaufen geworfen wurden. Dasselbe galt auch für Tausende andere. Die Führer mochten sich sagen, die "letzten Überreste der Abgeirrten und Parteifeinde seien liquidiert". Die Durchschnittsparteimitglieder wußten jedoch besser Bescheid.

(11) Elenas Geheimnis

*Liebesbeziehung mit Elena – Elenas Geschichte – Thema: Zwangsrekrutierungen von Spitzeln durch die GPU.*

I

Nach der Säuberung verschwanden im Institut viele vertraute Gesichter aus Fakultät und Studentenschaft. Wer übriggeblieben war, arbeitete jetzt freier und, angestregter, da ihn die Finger der Furcht nicht mehr am Halse würgten. Es war mein letztes Studienjahr. Bereits widmete ich, als Teil meines Lehrplanes, die meiste Zeit den praktischen Ingenieurfragen des Betriebes. Nach Abschluß meiner Studien durfte ich mit einem verantwortungsvollen Posten in der sich ausdehnenden metallurgischen Industrie rechnen.

Kurz nach Beendigung der Säuberung begegnete ich Elena. Durch die Alchimie der Liebe wurde das Drama ihrer persönlichen Leiden zu einem wesentlichen Teil meiner eigenen Erfahrung: es gehört zu meinem Privatleben. Tatsächlich haben wenige Erlebnisse so starke Wundmale in meiner Haltung zur Sowjetmacht zurückgelassen, als jene Dinge, die Elena zustießen.

Oft habe ich mich über die Rolle des bloßen Zufalls in der Erfüllung des menschlichen Schicksals gewundert. Als sie nach Dnjepropetrowsk kam, bewohnte Elena eine Wohnung in meiner Nachbarschaft. Sie ging morgens zur gleichen Zeit zur Arbeit, wie ich ins Institut. Wir bestiegen deshalb manchmal den gleichen Straßenbahnwagen. Zum erstenmal bemerkte ich sie, als wir beide in einem treibenden Schneesturm, zusammen mit einem Dutzend anderer eingemummter Männer und Frauen, an der Haltestelle warteten.

Dies war Zufall. Auch die zweite und dritte dieser Begegnungen war zufällig. Dann aber begann ich mich nach der großen Brünette umzublicken und schließlich auf sie zu warten. Ich ließ viele Wagen vorbeifahren und war unlogischerweise ungehalten, wenn sie zu spät kam. Wenn ich ihre geschmeidige Gestalt aus dem Winkel meiner Augen herankommen sah, so überhüpfte mein Herz ein oder zwei Schläge.. Ich hatte den — wie sich später herausstellte, völlig richtigen — Verdacht, sie sei sich meines Interesses durchaus bewußt und es sei ihr nicht ganz gleichgültig. Später lachten wir oft über diese wortlose Verehrung an einer Straßenbahnstation.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Als ich ihr dann endlich vorgestellt wurde — wieder durch einen Zufall —, war es uns, als hätten wir uns schon lange gekannt. Es war spät abends.

Ich kehrte von einer langen Sitzung des Regionalkomitees zurück. Der Saal war rauchverpestet und die Diskussion langweilig. Es war schön, nun im Freien zu sein, die klare Luft' einzuatmen und unter dem beißenden Frost zu erschauern. Plötzlich hörte ich meinen Namen rufen. Ich hatte die beiden Frauen kaum bemerkt, die ich eben überholte.

Ich wandte mich um und erkannte die Ärztin, die mich im Spital, nach meiner Dienstzeit an der persischen Grenze, behandelt hatte. Neben ihr schritt die hübsche Unbekannte.

"Victor Andrejewitsch," begrüßte die Ärztin mich herzlich, "wie geht's denn? Ich bin wirklich erfreut, dich wiederzusehen. Ich habe deine Zeitungsberichte gelesen und durch gemeinsame Freunde von deinen glänzenden Fortschritten gehört. Aber verzeih, ich möchte dir meine junge Freundin Elena Petrowna vorstellen."

Sie war nicht wenig erstaunt über die Begeisterung, mit der wir uns die Hände schüttelten und über die Verwirrung in unsern Zügen. Sie konnte natürlich kaum vermuten, daß wir seit beinahe einem Monat von einer solchen Begegnung träumten, um die Kluft zwischen uns zu überbrücken. Ihr Erstaunen wurde aber zweifellos noch erhöht, als wir eine Entschuldigung erfanden, um sie zur Straßenbahn zu begleiten und gemeinsam allein weiterzugehen. Da wir beide im selben Distrikt wohnten, war dieser Vorwand leicht zu finden.

Die wesentlichsten Teile von Elenas einzigartiger Schönheit waren Anmut und Eleganz. Sie hatte ein hübsches Gesicht. Aber es wäre einem Maler nicht eingefallen, bloß ihr Gesicht auf die Leinwand zu bannen. Er hätte ganz natürlicherweise ihren ganzen Körper malen wollen. In dieser Nacht unseres ersten Zusammentreffens trug sie einen schwarzen Pelzmantel, der in die Taille geschnitten war und in einen wehenden Rock nach kaukasischer Art auslief. Ein randloser Hut aus weißem Pelz, der keck auf ihr dunkles Haar gesetzt war, unterstrich noch ihre schlanke Größe. Auf ihren Augenbrauen glitzerten ein paar Schneeflocken wie Juwelen.

Wir spazierten beinahe eine Stunde lang Arm in Arm und sprachen von uns, von der Welt und wiederum von uns. Auch sie war eben aus einer dumpfen Versammlung gekommen und empfand die starke Kälte und die kristallklare Luft erfrischend. Dies sei ihr erster Besuch in Dnjespropetrowsk, sagte sie, aber sie arbeite als Architektin in einem Planungsbüro der Regierung und werde sich wahrscheinlich für längere Zeit hier niederlassen. Sie hatte am Kunstinstitut in Charkow studiert, war auf Architektur spezialisiert und hatte vor etwa vier Jahren ihr Studium abgeschlossen.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Wie glücklich ich bin, dich kennengelernt zu haben," sagte ich, "ich habe das Gefühl, unser Zusammentreffen wird sich zu einer richtigen Freundschaft entwickeln."

"Ich auch", sagte sie lächelnd, "aber offengestanden, hoffe ich es um deinetwillen nicht. Wenn du auch nur ein bißchen vernünftig wärest, Victor Andrejewitsch, so würdest du dieses erste Zusammentreffen zugleich das letzte sein lassen."

Obgleich sie lachte, verstörte mich ihre Bemerkung. Ich vermutete sogleich, sie sei ernster gemeint, als ihr Gebaren verriet und spiele auf irgendeine persönliche Tragödie an. Es lag keine Freude in ihrem Lachen, und in ihren Augen lauerte eine seltsame Melancholie, die zugleich zu ihrer Schönheit paßte und deren Reiz erhöhte.

"Ich werde mein Glück auf dich bauen", sagte ich.

"Erinnere dich, daß ich dich gewarnt habe."

"Gut, ich werde daran denken. Aber du solltest mir dafür etwas mehr von dir selbst erzählen. Zum Beispiel —"

"Frag mich nicht", unterbrach sie mich. "Ja. Ich bin verheiratet. Mein Mann ist ein guter aber unglücklicher Mensch. Wir wohnen unter demselben Dach, und ich Sorge für ihn wie eine Schwester. Darüber hinaus aber sind wir nur dem Namen nach Mann und Frau. Ich liebe ihn nicht ... auf diese Art ... Ich bin froh, dich kennengelernt zu haben. Ich war sehr einsam."

"Einsam? Du? Mit einem Heim, einer Laufbahn, deiner Schönheit?"

"Ach, wohl kenne ich viele Leute, vielleicht nur allzu viele. Und doch beneide ich dich, weil du ein wirkliches Heim und eine Mutter hast. Mein Vater ist tot, und meine Mutter lebt in Kiew. Einesteils bin ich froh darüber — es gibt in diesen Zeiten Dinge, die man nicht einmal seiner eigenen Mutter sagen kann. Aber ich beneide dich auch um deine Illusionen, denn du bist offensichtlich ein treuer Kommunist."

"Man kann auch treu sein, wenn ein paar Illusionen zerstört worden sind", sagte ich. "Aber lassen wir die Politik beiseite. Erzähle mir mehr von deinem Mann ..."

"Bitte, verlange das nicht von mir. Wenn du mich wirklich wiedersehen willst, so mache ich nur diese eine Bedingung: du tust, als sei er nicht da. In einem tieferen Sinne ist er es auch nicht. Aber ich muß meine Warnung wiederholen. Du bist voller Hoffnung und Glauben. Ich habe keines von beiden. Ich bin eine der letzten im Umzug, während du an der Spitze stehst. Du wirst besser weiterkommen, wenn du allein marschierst."



Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Ich weigere mich, deine Warnung anzunehmen. Koste es, was es wolle, ich will dich öfters sehen." Ich nahm eine scherzhafte Miene an. "Ich werde es niemals bedauern, dich kennen gelernt zu haben, und wenn mich alle Höllenqualen befallen."

"Sagtest du Höllenqualen?" lächelte sie traurig. "Ich weiß nichts von den Höllenqualen, aber ich weiß viel von den Qualen unseres jetzigen Lebens. Sie sind schlimmer, viel schlimmer, weil sie den Menschen im Leben heimsuchen, nicht erst nach dem Tode."

Als ich mich an ihrer Haustür von ihr verabschiedete, verabredeten wir, uns am kommenden Samstagabend wieder im Park zu treffen. Ich besorgte Karten für ein Galakonzert, an dem die berühmten Künstler des Moskauer Balletts, Victorina Krieger und Golubin mitwirkten. Es war eine Qual, auf den Samstag zu warten, aber ich vermied es doch, sie auf der Straßenbahn zu treffen. Ich freute mich immer auf die Zeit des Schlafengehens, weil sie den Tag unseres Stelldicheins näherbrachte.

Als wir uns trafen, war ich glücklich, am Druck ihrer Hand und am Erröten ihrer Wangen zu spüren, daß auch Elena ungeduldig auf dieses Wiedersehen gewartet hatte. Wir spazierten, sprachen und gingen dann in die Oper. Sie war aufgeregt wie ein Kind an einem Festtag.

"Wenn ich bei dir bin, so vergesse ich alle meine Sorgen", flüsterte sie mir mitten während Golubins Auftritt als Korsar ins Ohr.

Obschon sie nicht mehr jung war, tanzte die Krieger immer noch göttlich und wurde in ganz Rußland bewundert. An diesem Abend tanzte sie Szenen aus ihrer berühmten Rolle im "Schwanensee" und erntete stürmischen Beifall. Dann begann ein Sänger die Arie: "Gib mir, o gib mir meine Freiheit. Ich werde meine Schande zu rächen wissen. Ich werde meine Ehre und meinen Ruhm retten ..." Ich spürte, wie Elena meine Hand drückte, bis sie schmerzte.

"Hör zu, Victor Andrejewitsch, diese Worte haben einen tiefen Sinn für mich, und für so viele andere", sagte sie mit leiser, fester Stimme.

Dann sang eine dicke Frau Lisas Arie aus der "Pique Dame". Ich fühlte, daß Elenas Freude am Konzert verschwunden war. Sie rutschte nervös auf ihrem Stuhl hin und her und seufzte. Die Sängerin kam zur Stelle: "Die kleine Wolke kam näher, brachte den Sturm mit sich und zerstörte Glück und Hoffnung ..." Elena erhob sich plötzlich und zog mich mit sich fort.

"Komm, Victor Andrejewitsch, wir wollen gehn", sagte sie. "Bitte! Ich kann nicht mehr länger zuhören!"

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Draußen in der eiskalten Luft beruhigte sie sich. Ich stellte keine Fragen. Welches auch immer das traurige Geheimnis war, das ihr Leben überschattete, ich hatte mich entschlossen, nicht mehr darnach zu fragen.

"Wir wollen in ein Restaurant gehen", sagte ich, "und fröhliche Musik hören. "

"Gut, aber unter einer Bedingung: ich bezahle für mich selbst. Du bist ein Student, und ich arbeite, es liegt kein Grund vor, weshalb du bezahlen solltest."

Wir trafen uns während der folgenden Monate mindestens einmal wöchentlich, gewöhnlich öfters. Der Winter machte dem Frühling Platz. Ich stellte Elena meiner Mutter vor — die beiden Frauen verstanden sich auf den ersten Blick. Dann trafen sich meine Mutter und Elena häufig, auch wenn ich nicht zugegen war.

"Sie ist eine reizende Frau", sagte mir meine Mutter, "und sie hat dich sehr lieb. Ich kenne deine Gefühle zu ihr. Aber es ist irgend etwas in ihrem Leben, das ihr schwer auf der Seele lastet."

"Ich weiß, Mutter, und ich besitze keinen Schlüssel zu ihrem Unglück. Ich habe entdeckt, daß Fragen sie nur verletzen, und ich stelle keine mehr."

"Du hast recht, Vitja. Sie ist eine gute Frau, und du solltest ihr vertrauen. Was auch immer Elena Sorgen bereiten mag, es kann nichts Schlechtes von ihrer Seite sein. Sie gehört zu jenen Menschen, die niemandem ein Leid antun können — außer sich selbst."

Eines Nachts, nachdem wir beide bei meiner Familie gegessen hatten, blieb Elena am Abend bei mir. Wir lasen zusammen und hörten Radio. Wir beide wußten, ohne es in Worte zu fassen, daß sie nicht nach Hause gehen werde.

"Dies ist unsere Hochzeitsnacht, Victor. Ich liebe dich von ganzem Herzen und ganzer Seele", sagte Elena. "Bitte glaub mir, du bist der erste und einzige Mann in meinem Leben, seit ich aufgehört habe, meinen Gatten zu lieben."

## II

Monate vergingen. Elena kam oft in unser Haus und wurde ein Mitglied unserer Familie. Meine Eltern und meine Brüder bewunderten sie alle. Eine Aura von Glanz umgab sie, die ihre Helligkeit über den ganzen Haushalt ausstrahlte. Und doch verließ mich selten das nagende Bewußtsein, ein wesentlicher Teil ihres Lebens sei mir verschlossen. Manchmal spürte ich, daß sie in einer beständigen Alarmbereitschaft lebte, als sei ihr Leben ein Haus, das am Rande eines gefährlichen Abgrundes errichtet wurde.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Dann kam der Tag, da meine Besorgnis einen Anhaltspunkt fand. Obgleich ich mir meinen Verdacht als Sorge um ihr Wohlergehen deutete, war er doch zum größten Teil gewöhnliche Eifersucht des Männchens.

Ich ging eines Nachmittags nach den Vorlesungen mit ein paar Klassenkameraden zu einem Fußballspiel ins Stadtstadion. Zwischen den Halbzeiten eilten wir in den Erfrischungsraum, um Bier zu trinken. Wie gewöhnlich stand eine lange Schlange vor dem Büfett, und wir schlossen uns an. Während des Wartens schaute ich ziellos durch die Tür ins angrenzende Restaurant und erblickte plötzlich Elena, elegant gekleidet, in der Gesellschaft zweier Männer, die unverkennbar Ausländer waren. Alle drei tranken Wein und plauderten fröhlich; und die Männer, schien es mir, blickten kühn und gierig nach Elena.

Obschon ich der zweiten Hälfte des Spieles beiwohnte, sah ich es nicht. Was tat Elena in der Gesellschaft von Ausländern? Nach dem Spiel sah ich sie mit ihren Begleitern weggehen. Sie fuhren in einem großen Auto fort. Den ganzen Tag war ich wie betäubt und konnte in jener Nacht nicht schlafen.

Am folgenden Tage kam Elena zum Essen zu uns, wie wir schon früher verabredet hatten. Ich beobachtete sie während des ganzen Essens, aber sie zeigte keine Spur von Veränderung. Konnte ihre Bekanntschaft mit Ausländern — in unserem Lande ein gefährlich Ding — ihr so gewohnt sein, daß es sie unberührt ließ? Als wir allein waren, erwähnte sie beiläufig, sie sei am gestrigen Tage an einem Fußballspiel gewesen.

"Der Leiter meines Büros bat mich, mit ein paar Besuchern hinzugehen", sagte sie. "Sie waren äußerst langweilig."

Ich sagte nicht, daß ich sie gesehen hatte. Als sie das Zimmer verließ, um in die Küche zu gehen, bemerkte ich, daß ihre Handtasche offen stand und sah ein paar Papiere darin. Noch immer von Zweifeln und Eifersucht geplagt, überflog ich sie rasch. Ein Blatt war in deutscher Sprache beschrieben. Obschon ich dieser Sprache nicht mächtig war, erkannte ich, daß der Inhalt technischer Natur war: Angaben von Maßen und Maschinen. Das andere Blatt war in russischer Sprache. Es begann: "Dem beigelegten Rapport das Material beifügend, möchte ich feststellen ..." Da hörte ich Elenas Schritte und legte die Papiere rasch wieder zurück.

Ich zweifelte nicht daran, daß diese Papiere irgendwie mit den beiden Ausländern in Beziehung standen und die ganze Geschichte den Schlüssel zum Geheimnis ihres Lebens barg.

Als wir uns spät in der Nacht trennten, fragte ich sie, wann wir uns wieder treffen wollten.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Freitagabend", sagte sie.

"Unglücklicherweise muß ich an diesem Freitag wiederum Vorträge halten. Sagen wir lieber Donnerstag."

"Das tut mir leid, Liebster, aber am Donnerstag muß ich ein dringendes Geschäft erledigen."

Durch den Verdacht argwöhnisch geworden, wurde mir plötzlich bewußt, was mir bisher entgangen war: seit Monaten war Elena immer am Donnerstag zu beschäftigt gewesen, um mich treffen zu können. Ich beschloß, ihr an diesem Donnerstag, wenn irgend möglich, zu folgen, um alles herauszubringen.

Es war eine dunkle, regnerische Nacht, die meine Amateurdetektivarbeit noch erleichterte. Ich hatte sie eine Straßenbahn besteigen sehen und sprang in den hinteren Wagen. Als sie in der Nähe des Stadtzentrums ausstieg, sprang auch ich ab und folgte ihr auf der andern Straßenseite in einiger Entfernung. Sie näherte sich einer Art großen Privathauses. Sie klingelte. Ein uniformierter Mann öffnete, ließ sie eintreten, blickte vorsichtig umher und schloß dann die Türe wieder.

Aus einem Hausgang, der mir eine gute Übersicht über das Haus bot, beobachtete ich das Privathaus fast zwei Stunden lang. Ich sah Menschen kommen und gehen. Aus den Fenstern der Nebenhäuser fiel genügend Licht auf den Eingang, um ihre Gesichter erkennen zu lassen. Jedesmal öffnete sich die Türe, und der Uniformierte prüfte die Straße, als wolle er sich versichern, daß er nicht beobachtet werde. Die meisten der Besucher waren Frauen. Einige von ihnen kannte ich. Die eine war eine für ihre Schönheit und Anmut als Gastgeberin in der ganzen Stadt bekannte Frau, die Gattin eines führenden Arztes, eines Professors der Gynäkologie. Eine andere war eine bekannte Sängerin unserer Stadtoper. Auch ein bedeutender Ingenieur war dabei, den ich oft bei technischen Konferenzen traf. In einigen der Besucherinnen, die wartend unter der Türe standen, erkannte ich Frauen, die ich im Theater und bei Sportanlässen oft gesehen hatte — die Dnjepropetrowsker Modedamen.

Schließlich trat Elena wieder heraus, begleitet von zwei Männern in Regenmänteln. Als der eine den Mantel öffnete, um aus einer Innentasche eine Zigarette zu holen, bemerkte ich, daß er eine Uniform trug. Es war unverkennbar eine GPU-Uniform. Ich wußte alles, was ich zu wissen wünschte. Elena, das war mir nun klar, gehörte jener Legion von Spionen an, die in allen Winkeln unseres Rußlands arbeiteten!

Ich befand mich in einem panischen Aufruhr. Die ganze Nacht warf ich mich im Bett umher und versuchte meine Gedanken zu ordnen. Theoretisch und als Kommunist konnte ich kaum die überzeugende GPU-Spionage verurteilen. Es war mir kein Geheimnis, daß Tausende von Personen, die scheinbar andere Berufstätigkeiten

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

ausübten, sich in Wirklichkeit mit Spionage beschäftigten. Und doch versetzte mir die Tatsache, daß die Frau, die ich liebte, offenbar eine GPU-Agentin war, einen schweren Schlag. Irgendein atavistischer Instinkt gegen das Spitzelwesen sandte mir kalte Schauer den Rücken hinunter.

Obgleich wir derartiges Wissen in die entferntesten Regionen unseres Innern verbannten, wußten einige von uns Kommunisten nur allzu gut, daß ganze Scharen unschuldiger Männer und Frauen in den Gefängnissen und in Arbeitslagern zusammengepfercht wurden. Wir erklärten uns das als "Präventivaktionen" — oder wichen der moralischen Frage völlig aus, indem wir uns weigerten, sie mit ungetrübten Augen anzusehen. War es möglich, daß Elena, die mir so nahe und teuer war, Unschuldigen Tod und Schmerzen bringen konnte? Je mehr ich mit dieser schrecklichen Entdeckung rang, um so hoffnungsloser erschien mir meine Lage. Ich wurde zwischen Liebe und einem Gefühl des Grauens hin- und hergerissen.

Am Morgen schickte ich Elena eine Nachricht. Ich sagte ihr, ich müsse für ungefähr eine Woche die Stadt verlassen. Aus Furcht, sie könnte zu Hause nach mir forschen, oder ich könnte ihr zufällig begegnen, ging ich ins Haus eines Freundes. Am nächsten Donnerstag beobachtete ich wiederum das geheimnisvolle Privathaus von meinem Versteck auf der andern Straßenseite aus. Wiederum sah ich Elena und einige andere, meist Frauen, ankommen. Der Plan war mir klar. Alle, auch die Frauen bekannter Funktionär, erstatteten hier Bericht über die Arbeit der vergangenen Woche und erhielten offenbar neue Anweisungen. Ein Privathaus eignete sich für dieses Geschäft besser und war sicherer als das Hauptquartier der GPU.

In jener Nacht kehrte ich nach Hause zurück. Ich schrieb Elena, ich könne sie aus Gründen, die ich leider verschweigen müsse, nicht mehr sehen. Unser Verhältnis, sagte ich darin, sei zu Ende, und ich sei ihr dankbar, wenn sie meinen Entschluß annehme und nicht versuche, eine Beziehung wieder anzuknüpfen, die nun unmöglich geworden sei.

Durch diesen Entschluß war ich dermaßen erschüttert, daß ich weder arbeiten noch klar denken konnte. Ich blieb dem Institut fern und irrte stundenlang durch die Straßen der Stadt, in einem vergeblichen Bemühen, dem verzehrenden Schmerz zu entfliehen. Allem zugrunde und mit meinem brennenden Verlangen, Elena wieder zu treffen, vermischt, lag der quälende Zweifel, ob ich sie auch gerecht behandle.

Ein paar Tage später, als ich aus dem Institut zurückkehrte, übergab mir meine Mutter einen Brief.

"Elena ließ ihn für dich zurück", sagte sie. "Sie scheint in großer Verwirrung zu sein. Ihre Augen waren vom Weinen geschwollen. Ich will mich nicht in deine persönlichen Angelegenheiten einmischen, Vitja, aber ich hoffe, du bist dir bewußt, was du tust. Wunden, die uns von geliebten Menschen zugefügt werden, sind die schmerzlichsten."

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Elenas Brief war kurz:

"Liebster Vitja, ich erbitte mir eine letzte Gunst von dir. Triff mich morgen abend um 6 Uhr am Bahnhof. Ich bitte dich, mir diesen letzten Gefallen zu erweisen, bevor wir uns auf immer trennen."

Ich erwartete sie bereits, als sie ankam. Sie trug einen kleinen Koffer. Ihr Leiden war ihr ins Gesicht gezeichnet und durchbohrte mich wie ein Messerstich.

"Wir gehen ans Ufer des Samarafusses," teilte sie mir mit, "und werden im Freien essen und sprechen. Ich habe die Fahrkarten bereits gelöst."

Im Zug sprachen wir über Gemeinplätze: über meine Vorbereitung aufs Schlußexamen am Institut, über ein Bauprojekt, an dem sie arbeitete. Wir kamen an einer kleinen Haltestelle an und folgten dann einer Landstraße bis an den Fluß. Eine Zeitlang mieden wir beide eine ernsthafte Unterhaltung, als wollten wir ausgerechnet das Thema umgehen, das uns ja hierhergeführt hatte. Die Nacht brach schon fast herein, und in der Ferne hörten wir donnern.

"Wir wollen noch schnell schwimmen gehen, bevor das Gewitter platzt", schlug ich vor.

Wir entledigten uns unserer Kleider und sprangen in den Fluß. Nach dem erfrischenden Bad kleideten wir uns wieder an, und sie breitete das Essen auf einem Tischtuch aus. Auch eine Flasche Napareuliwein hatte sie mitgebracht.

"Einst, vor langer Zeit, haben wir zusammen getrunken, als wir uns kennen lernten. Nun wollen wir auf unseren Abschied trinken", sagte Elena. Ihre Augen waren von Tränen verschleiert. "Erinnere dich daran, daß ich dir gesagt habe, es wäre besser, wenn wir uns nicht mehr treffen würden. Nun verliere ich dich und werde wieder einsam sein."

Wir berührten beide das Essen nicht, tranken aber den Wein.

"Sag mir nun, Vitja, was plötzlich geschehen ist. Hast du aufgehört, mich zu lieben?"

"Ich liebe dich noch, wie immer. Deshalb bin ich auch hier. Weil ich auf deine Ehrlichkeit zähle, Elena, bin ich gekommen. Kannst du mir nicht dein Geheimnis verraten? Ich will nicht mit Bitten fortfahren und wie ein kleiner Junge genasführt werden."

"Was willst du wissen? Etwas über meinen Gatten?"

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Nein, über dich. Ich weiß, weshalb du mit Ausländern ausgehst. Ich weiß um deine abendlichen Zusammenkünfte an den Donnerstagen in einem Hause der Y ... straße. Was soll ich sonst noch sagen?"

"Ach, mein Gott, mein Gott", begann sie zu schluchzen. "Was soll ich tun? Was soll ich nur tun?"

Plötzlich blitzte es. Die ersten schweren Regentropfen fielen. Wir suchten in einer verlassenen Fischerhütte der Nachbarschaft Zuflucht. Während es dunkelte, saßen wir auf einem Stoß duftenden Heus, und Elena erzählte mir ihre Geschichte.

"Ich liebe dich zu sehr, um dich aufzugeben", sagte sie. "Liebster, versuche mir mit offenem Herzen zuzuhören. Ich werde dir erzählen, was ich sonst noch keiner Menschenseele erzählt habe, nicht einmal meiner Mutter und schon ganz bestimmt nicht meinem Gatten. Wenn du mich bis zum Ende angehört hast, so kannst du dich entscheiden."

Dies ist die Geschichte Elenas, in ihren eigenen Worten, so wie sie mir in Erinnerung sind:

III

*Wir wohnten in Kiew. Meine Mutter war eine ehemalige Schullehrerin. Mein Vater war ein bekannter Ingenieur. Er arbeitete bei einem lokalen Trust und verdiente gut. Ich war ihre einzige Tochter und hatte eine glückliche Kindheit. Es mangelte mir nichts. Ich wurde in Musik und Sprachen unterrichtet und wuchs ohne Sorgen auf. Am liebsten zeichnete ich.*

*Unsere Nachbarn hatten einen Sohn, Sergej, der das technische Institut in Charkow besuchte. Im Sommer sollte er nach Hause kommen. Wir waren befreundet. Als ich älter wurde, verwandelte sich die Freundschaft in Liebe. Ich war nur wenig über siebzehn Jahre alt, als er um meine Hand anhielt. Ich nahm seinen Antrag an, und wir zogen nach Charkow. Ich konnte meinem Ehrgeiz nachleben und ins Kunstinstitut eintreten, wo ich 1930 die Schlußprüfungen bestand.*

*Du weißt natürlich, daß in diesem Jahre viele Ingenieure und Spezialisten der Sabotage angeklagt wurden. Ich war gerade zufällig bei meinen Angehörigen in Kiew zu Besuch, als GPU-Offiziere kamen und meinen Vater verhafteten. Sie machten eine Haussuchung, zerschnitten sogar Heiligenbilder, Sofas und Matratzen, konnten aber selbstverständlich nichts finden. Die ganze Anklage der Sabotage gegen meinen milden und gelehrten Vater war phantastisch. Sie war so völlig aus der Luft gegriffen, daß Mutter und ich uns damit trösteten, er werde bald wieder freigelassen werden.*

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

*Natürlich blieb ich in Kiew, um ihr während dieser schweren Prüfung beizustehen. Unser glückliches Leben war zu Ende. Wir hatten keine Ahnung, was sie mit Papa vorhatten, und es wurde uns nicht erlaubt, ihn zu besuchen. Jeden Abend, Woche auf Woche, dann Monat auf Monat ging ich zum Gefängnis, um Lebensmittelpakete abzugeben. Stundenlang, in Regen und Schnee, stand ich zusammen mit anderen unglücklichen Frauen Schlange. Ich jagte auch durch die äußeren Büros der GPU, in der vergeblichen Hoffnung, meinem Vater zu helfen.*

*Als ich einmal wieder zur GPU ging, wurde ich ins Büro des Leiters beordert. Ich fragte mich, warum er mich wohl kommen ließ. Ich traf einen Mann mittleren Alters. Er war höflich und eindrucklich. Er hörte meinen Bitten zu. Dann sagte er:*

*"Nun hörst aber du einmal mir zu, Elena Petrowna. Du bist eine hübsche Frau, ja sogar schön. Überdies hast du ein kultiviertes Benehmen und machst einen guten Eindruck. Dies sind Gaben, die sich unserem Land als sehr nützlich erweisen könnten — ganz abgesehen von dir und deinem Vater. Wir können dir helfen, sofern du gewillt bist, auch uns zu helfen. Ich brauche dir nicht viel mehr zu sagen; ich sehe, du bist nicht nur anmutig, sondern auch einsichtig. Mach nun keine saure Miene und zieh dich nicht wieder zurück. Was ich vorschlage, ist nicht so dreckig, wie das Leben selbst. Ich verlange ja nicht, daß du mit jemandem ins Bett gehst. Wir haben auch solche Frauen, und einige von ihnen sind sehr ehrenwerte Persönlichkeiten in unserer Stadt. Du kannst uns als reine, unnahbare Frau viel nützlicher sein. Wir werden dafür sorgen, daß du mit den richtigen Leuten zusammengebracht wirst, wo du eine Menge Dinge hören wirst, die unsere Regierung wissen muß. Selbstredend werden wir dich gut bezahlen und nicht nur dich, sondern auch deine Angehörigen unter unseren Schutz stellen."*

*Er bot mir eine Zigarette an, die ich ablehnte. Dann nahm er eine Schachtel mit Süßigkeiten aus einer Schreibtischlade und bot sie mir an. Ich blickte ihn ungläubig an.*

*"Mit anderen Worten," sagte ich schließlich, "alles was du von mir verlangst, ist die Auslieferung von ein paar Menschenleben, vielleicht Freunde und Bekannte meines Vaters, um dir zu weiteren, sensationellen Fällen zu verhelfen? Wenn ich einwillige, so wirst du meinen Vater entlassen. Habe ich dich recht verstanden? Genau das, mit ein paar Süßigkeiten als Dreingabe?"*

*Er lachte. "Das nenne ich eine etwas allzu übertriebene Vereinfachung."*

*"Nun, es tut mir leid, aber ich kann nicht annehmen."*

*"Entscheide dich nicht vorschnell, Elena Petrowna. Wir haben Zeit in Hülle und Fülle. Bedenke es dir und komm dann wieder vorbei. Wenn du übrigens jemand von unserem Gespräch eine Andeutung machst, so werden wir den kleinen Vogel für lange, lange Zeit in einen Käfig setzen. Bitte unterschreibe dieses Papier."*



Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

*Es war so abgefaßt, daß der Unterzeichnende sich verpflichtete, niemandem von der stattgefundenen Unterhaltung zu erzählen und schreckliche Strafen für jeden Wortbruch auf sich zu nehmen.*

*Die Zeit verging unter schwerem Kummer, Vitja. Da mir die Gelegenheit geboten war, meines Vaters Freiheit zu erkaufen, indem ich zur Agentin wurde, fühlte ich mich fast für seine verlängerte Einkerkierung schuldig. Glücklicherweise wußte ich, daß er der letzte Mensch auf Erden war, der mir deswegen einen Vorwurf gemacht hätte. Ich war körperlich und geistig müde. Dann wurde ich wieder vor den Leiter der GPU zitiert. Diesmal war seine Höflichkeit verschwunden. Es gab keine Angebote von Zigaretten oder Süßigkeiten mehr.*

*Als ich eintrat, machte er sich in seinen Akten zu schaffen und gab vor, mich nicht zu bemerken. Während ich noch unschlüssig dastand, hörte ich irgendwo im Gange schreckliche Schreie. Unwillkürlich schrie auch ich vor Furcht auf. Er blickte auf.*

*"Ach, du bist wieder hier", sagte er. "Bist du durch den unangenehmen Lärm da draußen erschrocken? Du hast ganz recht, es ist jemand, der etwas aufgemuntert wird, sich doch zu erinnern ... Ja, das ist natürlich eine schwere Aufgabe. Es braucht Nerven aus Stahl. Nun, willst du meinen Vorschlag annehmen?"*

*"Nein, ich nehme ihn nicht an — ich kann ihn nicht annehmen."*

*"Ist das dein letztes Wort?"*

*"Ja, mein letztes Wort."*

*"In diesem Falle tut es mir außerordentlich leid für dich und für deinen Vater. Aber ich glaube, du wirst deine Meinung doch noch ändern. Nun, auf Wiedersehen. "*

*Er beschäftigte sich wieder mit seinen Papieren. Ich ging.*

*Als an diesem Tage die Reihe an mich kam, beim Gefängnistor ein Paket für meinen Vater abzugeben, wiederholte der diensttuende Tschekist den Namen meines Vaters: "Ladynin? Nein, ich kann das Paket nicht annehmen."*

*Ich erstarrte vor Schrecken.*

*"Was ist geschehen?" rief ich. "Es ist mein Vater. Ist er tot? Ist er verbannt worden?"*

*"Ich weiß das nicht. Geh weiter. Die nächste!"*

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

*"Aber er ist ein alter Mann. Er ist unschuldig. Ich muß wissen, was mit ihm geschehen ist!"*

*"Mach, daß du weiterkommst, oder ich werde dich mit Gewalt fortschaffen lassen. Du hältst die Schlange auf."*

*Ich ging zu einem anderen Schalter mit der Aufschrift: "Auskunft". Ich sagte dem Beamten, ich möchte gerne Auskunft über meinen Vater haben und nannte den Namen. Er schloß das Fenster, und ich sah ihn telefonieren. Ich strengte mich an, seine Worte zu verstehen, hörte aber nur ein einziges Wort: Krankenhaus. Er öffnete wieder das Fenster und sagte: "Es gibt keine Auskunft, tut mir leid."*

*Kaum imstande, mich auf den Beinen zu halten, wandte ich mich ab, um nach Hause zu gehen. Um meine Mutter nicht aufzuregen, schenkte ich das Lebensmittelpaket einem Bettler. Am folgenden Tag versuchte ich, einen Arzt zu finden, der im Gefängnisspital arbeitete, in der schwachen Hoffnung, einige Nachrichten über meinen Vater zu erhalten. Ich begann meine Suche bei mehreren Ärzten, die Freunde unserer Familie waren. Einer schickte mich zum andern. Nach stundenlangem Suchen gab mir einer den Namen eines Arztes an, von dem er glaubte, er stehe mit dem Kiewer Gefängnis in Verbindung.*

*Ich ging hin. Der Arzt empfing mich im Glauben, ich sei eine Patientin. Sobald sich aber die Türe hinter ihm schloß, sank ich vor ihm auf die Knie und erzählte ihm unter Tränen meine Pläne. Er war ein freundlicher Mann, aber meine Geschichte brachte ihn völlig außer Fassung. Er bat mich, ihn zu verlassen. Seine Arbeit im Krankenhaus sei geheim, sagte er, und er dürfte mir nichts sagen.*

*"Bitte, bedenke, meine Liebe," sagte er, "daß ich Frau und Kind habe. Ich kann keine Gefahren auf mich nehmen. Es tut mir aufrichtig leid, aber ich kann nichts, gar nichts für dich tun. Bitte, geh nun und bringe aus Liebe zu deiner eigenen Familie nicht auch noch die meine ins Elend."*

*Aber ich weigerte mich, zu gehen. Ich weinte und sprach, bis ich ihn auf meiner Seite hatte. Er willigte ein, meinen Vater ausfindig zu machen, wenn er sich tatsächlich im Krankenhaus befindet. Ich solle ihm in drei Tagen aus einer öffentlichen Sprechstation anrufen.*

*Meine Mutter fuhr fort, Lebensmittelpakete zu machen, die ich regelmäßig Bettlern schenkte. Ich wartete auf den festgesetzten Tag. Endlich hatte ich den Arzt am Apparat.*

*"Nimm dich zusammen," warnte er mich, "ich habe schlimme Nachrichten. Dein Vater ist im Krankenhaus. Sein Zustand, fürchte ich, ist hoffnungslos. Er hat eine*

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

*Lungenentzündung ... Oberdies ..." er zögerte — "hat er ziemlich schlimme Quetschungen erlitten. Nun, adieu. Es tut mir sehr leid."*

*Widerstrebend ging ich zum Hauptquartier der GPU und ließ mich beim Leiter anmelden. Ich wurde beinahe unverzüglich vorgelassen. Er empfing mich an der Tür seines Büros und lächelte übers ganze Gesicht.*

*"Nun, etwas Neues? Hast du dich schließlich doch entschlossen?"*

*"Nein", sagte ich. "Bevor ich mich dazu entschieße, muß ich meinen Vater sehen."*

*"Das wird sich schwer machen lassen. Ich will dich zwar nicht beunruhigen, aber dein Vater befindet sich im Krankenhaus — und ist nicht gerade in einem sehr präsentablen Zustand."*

*"Bitte, bitte, laß mich ihn besuchen. Schließlich bist du doch auch nur ein Mensch ..."*

*"Es gibt hier keine Menschen, Elena Petrowna, nur untertänige Diener der Revolution. Wir haben hier keinen Raum für Gefühle. Unsere Werkzeuge gegen Staatsfeinde sind Schmerzen und Tod. Je früher du das einsiehst, um so besser. Ich will dir einen Besuch bei deinem Vater erlauben, aber nur weil ich deine Hilfe brauche. Geh ins Gefängnis. Bis du dort bist, werde ich sie benachrichtigt haben. Und überdenk auf deinem Weg nochmals mein Angebot. Sei keine Närrin."*

*Ich wurde zu einer Wache geführt. Mein Vater war in Erwartung meines Besuches in ein Einzelzimmer übergeführt worden. Er lag auf einem Eisenbett: ruhig, wie ein Toter. Seit den Monaten, da ich ihn zum letztenmal gesehen hatte, war sein Bart grau geworden. Er war nur noch Haut und Knochen. Auf seiner Stirn und seinen hohlen Wangen waren häßliche blaue Schwellungen zu entdecken. Seine Hände und Arme waren verbunden. Ich trat an sein Bett. Er war allzu erschöpft, um mich mit einem Lächeln zu begrüßen. Als er zu sprechen begann, sah ich mit Entsetzen, daß einer seiner vorderen Schneidezähne ausgeschlagen war.*

*"Weine nicht, Jolotschka", sagte er mit schwacher Stimme Dies war sein Kosename für mich seit der Kindheit.*

*Ich war gewarnt worden, nur fünf Minuten privat mit ihm zu sprechen und alle Politik beiseitezulassen. Aber der tschekistische Wärter war durch diesen Anblick gerührt worden. Er kehrte uns den Rücken zu, als Zeichen, daß er nicht zuhört. Mein Vater winkte mir, mich zu ihm niederzubeugen und flüsterte mir ins Ohr:*

*"Du siehst, wie ich aussehe, Jolotschka. Tag für Tag haben sie mich geschlagen. Martern ist ihr Beruf. Hunderte werden in diesem Gefängnis mit nassen Tüchern*

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

*gepeitscht, wochenlang wachgehalten oder in eiskalten Zimmern eingeschlossen. Sie haben mich ohne Gnade geschlagen, um die Namen meiner Komplizen aus mir herauszubekommen. Wie konnte ich sie ihnen sagen, da ja gar keine da waren? Nichts als ihre eigene entflammte Einbildung. Sie sehen Geister. Manchmal wünschte ich geradezu, ich hätte etwas zu gestehen. Ich erinnerte mich nebensächlicher Fehler und beichtete sie als Sabotagehandlungen. Ich erfand Beispiele von Sabotage. Aber sie schlugen mich nur noch mehr, weil diese Fälschungen viel zu naiv waren, um einer Prüfung standzuhalten. Doch warum soll ich dir mehr davon erzählen? Ich hatte von der GPU und ihren Methoden gehört, aber meine schlimmsten Vorstellungen waren nichts im Vergleich zur Wirklichkeit. Dies sind keine Menschen, sondern Ungeheuer. Ach, Jolotschka, mein Kind, wie tief sind diese Menschen gesunken ..."*

*"Du wirst wieder gesund werden, Vater, und ich werde dich aus dieser Hölle befreien. Ich verspreche ..."*

*"Nein, es ist hoffnungslos, mein Kind. Die Ärzte waren offen mit mir. Die Wunden der Martern hätten vielleicht wieder heilen können. Aber die Kältebehandlung hat mir eine Lungenentzündung gebracht. In meinem Zustand und in meinem Alter kann ich nicht mehr genesen. In ein paar Tagen werde ich tot sein. Versuche dies zu vergessen und arbeite weiter, als sei nichts geschehen. Sei gut zu Mutter und Sergej."*

*"Genossin, die fünf Minuten sind um. Du mußt gehen."*

*Ein paar Tage später starb mein Vater. Ich kehrte zu meinem Gatten nach Charkow zurück.*

IV

Ich unterbrach Elenas Erzählung:

*"Laß ab, Liebste, ich will nicht mehr wissen. Du tust mir leid, und ich schäme mich für mich selbst. Verzeih mir mein törichtes Benehmen."*

*"Nein, nein, nun, da ich einmal damit begonnen habe, mußt du mich auch bis zum bitteren Ende anhören", sagte sie. "Ich will, daß du alles weißt und verstehst. Dies ist erst der Anfang des Grauens."*

Und sie fuhr mit ihrem grausen Berichte fort:

*Das Jahr 1931 verging, ebenso der Großteil des Jahres 1932. Unterdessen hatte mein Gatte die Studien abgeschlossen und arbeitete in einem großen Betrieb. Wie andere Techniker, befand er sich zu jener Zeit in einer beständigen Furcht vor der Verhaftung. Er hatte zwar nichts auf dem Gewissen, aber diese sinnlose und*

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

*nichtendenwollende Furcht war trotzdem da, da wir sahen, wie seine Kollegen, einer nach dem andern, verhaftet wurden.*

*Trotzdem, als er dann wirklich verhaftet wurde, konnte ich es nicht glauben. Ich kannte alle seine Freunde, alle seine Gedanken und alle seine Handlungen. Er war keines einzigen feindseligen Gedankens fähig. Wiederum stand ich in den trüben Schlangen in Regen und Schnee, zusammen mit Tausenden von anderen Frauen, um dem Gefangenen Pakete abzugeben.*

*Unter einem lächerlichen Vorwand wurde ich aus meiner Stellung entlassen. Es war klar, daß meine Vorgesetzten nicht die Frau eines verhafteten Ingenieurs in ihrer Nähe wissen wollten. Allmählich verkaufte ich alles, was ich besaß, Stück um Stück, um Nahrungsmittel für mich und meinen eingekerkerten Gatten kaufen zu können. Ich gab Musikunterricht. Ein paar Freunde halfen mir mit Geld aus, aber immer unter dem Versprechen, daß ich niemandem sage, sie hätten mich getroffen oder mir geholfen. Als Frau eines "Staatsfeindes" war auch ich zur Aussätzigen und Ausgestoßenen geworden.*

*Einige Monate nach Sergejs Verhaftung wurde mein Paket am Gefängnistor zurückgewiesen. Es war mir, als werde ein alter Schauerfilm nochmals gespielt. Ich ging an einen andern Schalter und verlangte vor den Leiter geführt zu werden. Nach zwei Stunden Wartezeit wurde ich ins Büro von Genosse T. geleitet. Er war einer der Assistenten des Leiters der Charkower GPU. Ein großer, hübscher, gutgenährter blonder Mann. Er strahlte förmlich Bezauberung aus.*

*"Ach, ich habe fast vermutet, noch einen solchen Besuch zu erhalten", sagte er, als er mir die Hand reichte und mir galant einen Stuhl hinschob. "Ich schätze solche Besuche von schönen Frauen. Übrigens erhielt ich von unserem Kiewer Hauptquartier einen eingehenden Bericht über dich. Wie schade, daß wir uns unter so — sagen wir einmal: dienstlichen Umständen begegnen. Trotzdem, ich bin für diese Gelegenheit sehr dankbar."*

*"Du meinst wohl, du hast die Gelegenheit geschaffen, indem du die Annahme eines Paketes für meinen Gatten verweigern ließest", sagte ich.*

*"Wie? Sie verweigerten die Annahme eines Paketes? Diese idiotischen Tölpel! Ich will sofort dafür sorgen!"*

*Er drückte auf einen Knopf, und ein schmucker Offizier trat ein. Er befahl ihm, Pakete für meinen Gatten müßten zugelassen werden. Der Of fizier verschwand wieder.*

*"Bitte, glaub mir, Elena Petrowna, daß ich die Leiden bedaure, die du durchgemacht hast. Aber letzten Endes war es deine eigene Wahl. Der vor zwei Jahren in Kiew*

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

*gemachte Vorschlag hat immer noch Gültigkeit, wie du weißt. Wir Tschekisten halten unser Wort."*

*"Warum hältst du meinen Mann gefangen?" erwiderte ich. "Du weißt ebensogut wie ich, daß er unschuldig ist. Wenn du je eine Mutter oder eine Schwester hattest, so hättest du Mitleid mit mir. Ich kann nicht eure Spionin werden. Dies geht gegen meinen Charakter. Lieber würde ich sterben. Aber zu allem anderen bin ich bereit, um meinen Gatten zu retten. Ich kann den Gedanken an seine Leiden einfach nicht ertragen."*

*Ich sprach und sprach, wiederholte mich, bat und drohte abwechslungsweise. Er hörte mir geduldig zu. Als ich erschöpft war, trat er auf mich zu und klopfte mir beinahe väterlich auf die Schulter.*

*"Das Leben ist grausam, Elena Petrowna," sagte er, "man muß deshalb praktisch sein. Du solltest in erster Linie an dich selbst denken. Warum bist du so starrköpfig? Warum kommst du nicht zu uns?"*

*"Ich will dir sagen warum. Die Ermordung meines unschuldigen Vaters ist der eine Grund, und die Ermordung von tausend anderen Menschen wie er sind tausend andere Gründe. Auch für meinen Gatten will ich nicht die Tränen und das Blut anderer Frauen und Mütter auf mein Gewissen laden. Darum."*

*"Ich verstehe deine Empfindlichkeit wegen Tränen und Blut", sagte er. "Aber sei vernünftig, wenn du kannst. Wir werden dir keine Aufgaben stellen, die Blut und Tränen bringen. Wir brauchen dich, um unter Ausländern zu arbeiten. Unser Land ist von kapitalistischen Hyänen umstellt, die nach dem Blute der Revolution heulen. Aber ich will dich jetzt nicht drängen. Doch jederzeit, wenn du deine Ansicht geändert hast, stehe ich zu deiner Verfügung. Dein Vater ist tot. Dies kann nicht mehr ungeschehen gemacht werden. Aber noch kannst du deinen Gatten retten. Es ist nicht an mir, sondern an dir."*

*Er versprach jedoch, daß Sergej meine Pakete erhalten würde — bis er offiziell verurteilt und verbannt werde. Ein paar Wochen später wurde mir mitgeteilt, er sei zu zehn Jahren Zwangsarbeit in ein Konzentrationslager im Ural verbracht worden.*

*Lange Zeit kämpfte ich mit der Versuchung, doch für die GPU zu arbeiten. Ich sehnte mich nach Sergej. Ich war des Kampfes müde. Weshalb sollte ich mich in einer solchen Zeit der Falschheit und Ungerechtigkeit wie ein Don Quichote benehmen? Oftmals entschloß ich mich, den schicksalsträchtigen Schritt auszuführen. Aber jedesmal sagte etwas in meinem Innern, etwas zu tief Verwurzeltes, als daß ich es hätte erklären können, immer im letzten Augenblick: "Nein! Du darfst nicht!" Der Gedanke ans Spionieren und sich als Freund aufzuspielen, während man jemanden auf die Schlachtbank führte, entsetzte mich. Er verursachte mir körperliche Übelkeit.*

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

*Fast ein Jahr lang schrieb ich beständig Petitionen an verschiedene Regierungsdepartemente und bat um eine Wiederaufnahme des Falles. Natürlich erfolglos. Dann geschah etwas. Ich besuchte mit einer Freundin eine ukrainische Bilderausstellung. Plötzlich bemerkte ich in der Menge Genosse T. Er war in Begleitung einer außerordentlich schönen Frau. Sein Gebaren ihr gegenüber machte es deutlich, daß er in ihrer Gewalt war und nicht umgekehrt. Sie war launisch, und er war so aufmerksam und gehorsam wie ein hoffnungslos verliebter Schuljunge.*

*Der grausame Tschekabeamte, der das Schicksal Zehntausender in der hohlen Hand hielt, benahm sich bei dieser strahlenden Frau wie ein Mondkalb! Das Paradoxe an diesem Anblick gab mir einen Gedanken ein. So phantastisch er auch im ersten Augenblick anmutete, ich war doch entschlossen, ihm zu folgen.*

*Es war nicht allzu schwierig, die Identität von Genosse T.'s Freundin festzustellen. Dann spürte ich ihre Adresse auf. Ich hielt vor der Haustüre des großen Apartmenthauses, in dem sie wohnte, nach ihr Ausschau. Ich folgte ihr die Treppen hinan. Als sie vor ihrer Wohnungstür nach den Schlüsseln suchte, ging ich kühn auf sie zu und begann zu sprechen.*

*"Um der Liebe Gottes willen, bitte ich dich, mich nur ein paar Minuten anzuhören", sagte ich.*

*Zuerst war sie entsetzt. Dann aber, nachdem sie mich eingehender geprüft hatte, sah sie ein, daß ich wohl nichts Böses im Schilde führe.*

*"Ich verstehe nichts. Was willst du denn? Aber komm herein. Wir können nicht hier im Gang stehenbleiben."*

*Wir gingen in ihr Wohnzimmer, das mit vorzüglichem Geschmack möbliert war. Ein breites, großes Klavier stand in der einen Ecke. Nach meinem stundenlangen Warten auf der Straße muß ich ermüdet und elend ausgesehen haben.*

*"Zieh deinen Mantel aus, Kind, und nimm Platz", sagte die Frau. "Ich werde etwas Kaffee machen. Du bist ja mehr tot als lebendig."*

*Ich ergriff ihre Hand, und sie hörte meiner Geschichte zu. Ich erzählte vom Tod meines Vaters, von den Leiden meiner Mutter und von der Verbannung meines Gatten. Ich brauchte ihre Hilfe. Durch ihren Tschekafreund konnte sie für mich die Bewilligung erlangen, meinen Gatten zu besuchen. Dies war das einzige, was ich noch für ihn tun konnte. Mein Seelenschmerz war so tief, daß er die Frau rührte. Sie begann selbst zu weinen.*

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

*Sie stellte mir viele Fragen. Dann schritt sie den großen, teppichbelegten Raum auf und nieder und dachte nach. In ihrer Verwirrung setzte sie sich sogar ans Klavier und spielte einige Akkorde.*

*"Elena Petrowna," sagte sie schließlich, "es tut mir leid, daß ich gar keine Versprechungen machen kann, außer dem Versprechen, es zu versuchen. Du verstehst natürlich, daß du unter keinen Umständen jemals diesen Besuch erwähnen darfst, nicht einmal am Telephon, wenn du mit mir sprichst."*

*Sie küßte mich mit einer Zärtlichkeit, die mich überraschte. Ich vermutete, sie sei vielleicht doch nicht so glücklich und vielleicht nicht so weltlich, wie sie sich gab. An jenem Abend ging ich in die Kirche und betete so inbrünstig wie nur eine Gläubige; lange Zeit. Ich bin keine Gläubige, Vitja, aber in Augenblicken der Krisis gehe ich zu den Gewohnheiten der Kindheit zurück. Dann telephonierte ich der Geliebten von T. und erfuhr, daß meine Gebete erhört worden waren. Sie bat mich, sogleich zu ihr zu kommen.*

*Als ich ankam, weinte ich vor Freude und küßte ihr die Hände. Sie sagte mir, ich solle nochmals eine Petition für einen Besuch bei meinem Gatten machen und versicherte mich, diesmal werde sie bestimmt bewilligt werden. Aber über sich selbst gab sie mir nicht mehr als eine schwache Andeutung.*

*"So ist das Leben, Elena Petrowna. Es gab eine Zeit, da ich nicht so gut lebte wie jetzt, aber ich war damals viel glücklicher. Es wird mir wenigstens einen Augenblick lang Freude machen, zu wissen, dir und deinem Gatten ein wenig Linderung im Elend gebracht zu haben. Es ist erfrischend, zur Abwechslung einmal etwas Anständiges zu tun. Vergiß, daß wir uns je getroffen haben. Du sollst mich nie mehr anrufen und mich nie erkennen, wenn du mich zufällig siehst."*

*So saß ich denn schon nach wenigen Wochen im Zug nach dem Ural. Ich trug große Bündel mit mir. Den letzten Rappen hatte ich für Nahrungsmittel, warme Unterkleider, Schuhe und Tabak ausgegeben. Ich malte mir unsere Begegnung aus: Sergejs Freude, sein strahlendes Gesicht, ein paar Augenblicke des Glücks. Nach Swerdlowsk verließ ich an einer kleinen Station den Zug. Herbstlicher Regen fiel, und ich schien in einer Welt von Eintönigkeit und tiefem Schmutz gelandet zu sein. Das Konzentrationslager war viele Kilometer vom Bahnhof entfernt, und ich hatte große Mühe, einen Bauern zu überreden, mich hinzufahren. Wir fuhren eine lange Zeit. Rund um uns waren dichte Wälder und hohe Felsen. Endlich gelangten wir zu einer Art Hochebene, einem großen, freien Raum, der von hohen Stacheldrahtzäunen umschlossen war.*

*Hinter dem Zaun konnte ich die langen Reihen der Baracken mit ihren kleinen vergitterten Fenstern erkennen. Wächter patrouillierten auf und ab, einige mit bössartig dreinschauenden Hunden an den Fersen. Während ich noch im Regen am Tor stand und*



Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

*auf meine Zulassung wartete, kam eine Abteilung von etwa dreihundert Gefangenen in Viererkolonnen von ihrer Arbeit aus den Wäldern ins Lager. Noch nie in meinem Leben hatte ich menschliche Wesen derart entwürdigt und verwüstet gesehen. Dies waren keine Menschen mehr, sondern häßliche Schatten von Menschen, abstoßende Karikaturen menschlicher Wesen, in Lumpen und Fetzen. Alle waren bärtig, ausgemergelt und schleppten ihre Füße in den letzten Stadien einer tödlichen Müdigkeit durch den Schlamm. Vitja, ich finde einfach keine Worte, um dich diesen Anblick von Elend nachfühlen zu lassen.*

*Im Wachthaus legte ich meine Ausweise vor. Ein Tschekist trat ein, stellte viele Fragen und ließ dann eine weibliche Agentin kommen, die mich durchsuchte. Sie durchsuchte nicht nur meine Kleider, sondern auch meinen Körper. Bleistift und Papier wurden weggenommen, ebenso ein kleines Manicurescherchen in meiner Handtasche. Dann sagten sie, ich dürfe keine Pakete mitnehmen; nur den offenen Tabak, Zigaretten und Seife durfte ich behalten.*

*"Dies ist keine Sommerfrische oder Liegekur, Bürgerin", bellte mich der Tschekist an. "Was wir ihnen zu essen und als Kleidung geben, genügt. Dies sind Staatsfeinde."*

*Ich setzte mich in dem kleinen, schmutzigen Zimmer, um auf Sergej zu warten. An den Wänden hingen von Fliegen beschmutzte Bilder Stalins, Dscherschinskis und Jagodas. Auch ein rauher Fetzen Fahmentuch war da mit der Aufschrift: "Wiedergeburt durch Arbeit". Ich schaute beständig zum Fenster hinaus. Dann näherte sich ein eingefallener Greis in Begleitung eines Tschekisten mit gezogenem Revolver. Der zerzauste Bart des Mannes war grau, sein Haar weiß; er war ausgemergelt und bot einen schrecklichen Anblick. Ober das eine Auge war ihm ein schmutziger Fetzen gebunden, und im allgemeinen machte er den Eindruck, als sei er dem Fegfeuer entsprungen. Durch dieses elende Geschöpf gerührt, wandte ich mich an den Beamten.*

*"Hör mal, Genosse," sagte ich, "siehst du den Greis dort drüben. Gib ihm bitte dieses Paket Zigaretten."*

*Dies war das einzige, womit ich ihm mein Mitgefühl ausdrücken konnte. Der Offizier brach in ein schallendes Gelächter aus und schlug sich entzückt auf die Schenkel.*

*"Da will ich doch verdammt sein! Hältst du mich zum Narren, oder kennst du wirklich deinen eigenen Gatten nicht mehr?"*

*Ich war versteinert vor Grauen. Die Türe öffnete sich, und der Greis trat ein. Als er näher kam, erkannte ich tatsächlich Sergej, aber gebrochen, gealtert und kaum mehr menschenähnlich. Es war alles unglaublich. Ich ging auf ihn zu, nahm ihn in meine Arme und flüsterte: "Lieber Serjoscha, armer Serjoscha!"*

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

*Er schaute mich verwirrt an, das Gesicht vor Erregung verzerrt. Dann fiel er plötzlich auf die Knie, begann zu schluchzen und mein Kleid, meine Knie und meine Hände zu küssen. Ich beruhigte ihn und ließ ihn neben mir auf die Bank sitzen. Nach dieser Reise durch halb Rußland durfte ich ihn nur zehn Minuten sprechen. Und wir waren gewarnt worden, nur von persönlichen Dingen zu sprechen. Kaum hatten wir uns gesetzt, um zu plaudern, hörten wir die Aufforderung:*

*"Eure Zeit ist um. Eine Minute für den Abschied."*

*"Elena, Liebste," flüsterte der arme Sergej, "rette mich, wenn du irgend kannst. Das Leben hier ist schrecklicher, als sich irgendwer draußen in der Welt vorstellen kann, und schlimmer, als ich es mir je hätte träumen lassen. Wir werden wie Tiere behandelt, nicht wie Menschen. Die Gefangenen sterben täglich wie die Fliegen dahin. Wir werden geschlagen und hungern. Elena, Elena, rette mich. Ich kann kein weiteres Jahr in dieser Hölle überleben."*

*"Halt die Schnauze, du Halunke!" brüllte ihn der Tschekist an.*

*Ich versprach Sergej, mein Möglichstes zu tun. Vor Augen das qualvolle Bild dieser Ruine, die einmal mein Gatte gewesen war, kehrte ich nach Charkow zurück. Alles Zögern war verschwunden. Ich konnte ihn nicht dort lassen, nur um meinen eigenen Stolz und meine moralische Reinheit zu bewahren. Ich ging zu Genosse T., und wir schlossen den Handel ab: Ich übernahm die Fesseln der GPU für Sergejs Freiheit.*

*"Ich versichere dich mit meinem persönlichen Ehrenwort, Elena Petrowna, daß du niemals Aufgaben erhalten wirst, die Blut und Tränen in sich bergen, wie du es zu nennen beliebst. Andererseits aber wirst du es mit deinem Kopfe bezahlen, wenn du auch nur je die kleinste Andeutung über deine Beziehungen zu uns machst."*

*"Aber merk dir für immer", versetzte ich, "daß ich nicht meinen Gatten rette, um den Gatten, Vater oder Bruder einer anderen Frau einem ähnlichen Schicksal auszuliefern. Du weißt ganz genau, daß Sergej unschuldig ist und die meisten anderen in diesem höllischen Loch auch. Lieber lasse ich mich töten, als bei einer solchen Ungerechtigkeit mitzuhelfen. Auch muß ich mir das Recht auserbitten, den Dienst wieder zu verlassen. Ich muß das schriftlich haben."*

*"Ich verstehe dich, und du hast auch bereits mein Ehrenwort dafür, aber schriftlich kann ich dir gar nichts geben. Du mußt mir vertrauen. Du wirst das Vorrecht haben, dich zurückzuziehen. So, und nun wollen wir das Geschäft besiegeln. Fülle dieses Beitrittsgesuch aus."*

*Es war ein Fragebogen von etwa zehn Seiten Umfang. Nichts aus meinem Leben und meinen Ansichten, aus dem Leben und den Ansichten meiner Verwandten und Freunde*

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

war vom Fragesteller übersehen worden. Lange saß ich über dem Blatt und unterzeichnete es schließlich. Der stellvertretende GPU-Leiter Genosse T. sah es durch, machte ein paar Randglossen, und schloß es in seinen Safe ein. Dann zog er Mantel und Hut an, und wir verließen zusammen sein Hauptquartier.

Ein Wagen führte uns an ein paar Häuserblocks vorüber zum Intourist-Hotel. Dort stiegen wir aus.

"Ich werde allein vorangehen", sagte er. "Du folgst mir nach genau drei Minuten. Geh hinauf in den fünften Stock des Hotels." Er erwähnte die Zimmernummer. "Ich werde dich dort erwarten. Aber schau nicht so entsetzt aus. Jetzt bin ich ein Tschekist und kein Mann, du brauchst dich also nicht zu fürchten."

Ein paar Minuten später waren wir zusammen im Zimmer. Als ein Kellner klopfte, um Essen und Wein zu bringen, versteckte ich mich im angrenzenden Raum.

"Kluges Mädchen," gratulierte mir der Chef, als der Kellner gegangen war, "aber hier ist Diskretion nicht wesentlich. Jedermann im Intourist-Hotel, vom Direktor bis hinunter zur Putzfrau, arbeitet für die GPU."

Während des Essens gab er mir die ersten Anleitungen und eine Art Schnellbleiche in GPU-Methoden.

"Ich bedaure, daß du für jetzt noch nicht mit mir zusammenarbeitest," erklärte er, "aber eines Tages, nach deiner Rückkehr nach Charkow, werden wir zusammen Wunder vollbringen."

"Wohin muß ich zuerst gehen?"

"Du wirst ein paar Monate in Charkow bleiben. Du hast noch viel zu lernen. Dann wollen wir dich nach Dnjepropetrowsk schicken. Es ist eine hübsche Stadt. Wegen des großen Staudamms, der Betriebsbauten und anderer fortschreitender Arbeiten, sind dort eine ganze Menge Ausländer versammelt. Ingenieure aus Amerika, deutsche Spezialisten und so weiter. Es gibt dort viel Arbeit. Du mußt immer im Auge behalten, daß ich dich persönlich empfohlen habe und deshalb auch verantwortlich für dich bin. Wenn du uns Streiche spielst, so werde ich dafür herhalten müssen. Du kannst annehmen, du befindest dich ja in meiner Gewalt, aber es ist im Grunde genommen gerade umgekehrt. Ich bin in deiner Gewalt. Wenn du einmal einen Fehler im guten Glauben machst, so wird das entschuldigt werden. Aber Allah sei dir gnädig, wenn du versuchst, uns zu täuschen oder nach links arbeitest, wie man zu sagen pflegt. Ja, ich bin in deiner Gewalt, und deshalb habe ich es auch für gut gehalten, erst einmal dieses kleine Tête-à-tête mit dir zu haben."

*"Ich höre zu", sagte ich.*

*"Mein erster Ratschlag, Elena Petrowna, ist Übung des Gedächtnisses, besonders deines visuellen Gedächtnisses. Schreib nie etwas nieder. Nimm's mit deinem Geist auf und behalt es dort. Dies läßt sich durch Übung lernen. Papiere und Aufzeichnungen sind gefährlich. Behalte das, was du brauchst, im Gedächtnis — Namen, Adressen, Telephonnummern, Tatsachen. Gedächtnis ist dein Hauptwerkzeug. Pflege deine Kenntnisse in Fremdsprachen. Auch sie sind wertvolle Werkzeuge. Dasselbe gilt auch für deine Schönheit. Du bist eine der anziehendsten Frauen in unserem Dienst, und es ist ein Teil deiner Aufgabe, immer anziehend zu bleiben. Sei nicht knauserig mit Kleidern und Kosmetik — dies sind gerechtfertigte Auslagen, und sie werden vergütet. Du wirst von Zeit zu Zeit andere Agenten von uns treffen. Du darfst nie in einen von ihnen Vertrauen haben. Erwähne nie die Art deiner Aufgabe, auch noch so beiläufig nicht. Wenn du zusammen mit anderen GPU-Leuten an einer Aufgabe zu arbeiten hast, so führe nur die Aufgabe aus, die dir zugeteilt wurde, auch wenn es sinnlos aussieht. Du bist einzig dafür verantwortlich. Noch ein wichtiger Ratschlag, meine Liebe. Nimm nie etwas zu trinken an, wenn es nicht in deiner Gegenwart ausgeschenkt wird und wenn nicht auch dein Gastgeber mittrinkt. Befreunde dich nie mit einem Mann, der in unseren Diensten steht, ohne besondere Einwilligung deines Vorgesetzten und erstatte über jede neue Bekanntschaft Bericht, wie unbedeutend und zufällig sie dir auch vorkommen mag. Du wirst zu unseren eigenen Läden Zutritt erhalten und Coupons bekommen, die dir Kleidung und Nahrung verschaffen, wie sie gewöhnliche Bürger nicht erhalten. Die Wächter über der Sicherheit unseres Landes sollen nichts entbehren, und du bist nun eine von uns."*

*"Nur noch eine Frage", unterbrach ich ihn. "Wann wird mein Gatte zurückkommen?"*

*"Mach dir keine Sorgen. Wir halten unser Wort. Er wird eine gute Stellung in Dnjepropetrowsk erhalten, und du wirst dort als Architektin arbeiten."*

*In etwa zwei Monaten kam Sergej. Er ist ein verständiger und freundlicher Mensch. Er wußte, daß ich für ihn nur Mitleid empfand und daß nun jene intime Liebe im alten Sinne nicht mehr in Frage kam. Dieser Teil unserer Beziehung war durch die Sowjetregierung getötet worden. Er fragte mich*

*niemals, wie es mir gelungen sei, ihn zu befreien, vielleicht ist sein Verdacht noch schrecklicher als die grausame Wirklichkeit.*

*Ich hatte eine schwere Entscheidung zu treffen. Aber, Vitja, wenn du das Konzentrationslager gesehen hättest und die schreckliche Verwandlung Sergejs, so würdest du verstehen, warum ich, nach jahrelangem Widerstreben, schließlich doch nachgegeben habe. Ich bin nur eine einzige aus einer Armee von Tausenden, die auf*

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

*diese Art gezwungen werden, GPU-Dienste zu leisten. Wir werden voneinander getrennt gehalten. In jenem Hause, wo du mich gesehen hast, sieht kein Besucher je den anderen. Jeder wird in ein abgeschlossenes Zimmer geführt, und wir begegnen einander nie, nicht einmal durch Zufall. Aber einige dieser Leute habe ich im Laufe gemeinsamer Aufträge kennengelernt. Es sind Frauen hoher Funktionär und anderer bedeutender Persönlichkeiten darunter.*

*Manchmal werden sie bei irgendeiner Unbesonnenheit erwischt und zur Annahme des Dienstes gepreßt. Manchmal locken sie auch eine Frau in eine Liebesgeschichte und zwingen sie dann unter der Drohung, sie ihrem Gatten zu verraten, zu ihrer Arbeit. Manchmal werden auch, glaube ich, Frauen für Verbrechen angeklagt, die sie gar nicht begingen; sie werden so überzeugend umgarnt, daß kein Gatte sie für unschuldig halten würde. Und so geben auch sie manchmal nach. Es gibt Hunderte, Tausende von schmutzigen Tricks, um die Armee der Spione aufzubauen, Vitja. Nur wenige machen es aus Macht- und Geldgier. Meistens geben sie unter irgendeinem unwiderstehlichen Druck nach. Es ist alles so brutal und ekelhaft.*

"Also deshalb bist du nach Dnjepropetrowsk gekommen, Elena?"

"Ja, Vitja. Und so habe ich dich kennengelernt, etwa einen Monat nach meiner Abreise von Charkow. Ich erstattete natürlich über unsere Bekanntschaft Bericht — es blieb mir keine Wahl. Sonst aber über nichts, liebster Vitja."

"Sagte dir dein Chef etwas über mich?"

"Natürlich. Aber nichts Belastendes. Dein Ruf scheint, was die GPU anbetrifft, gut zu sein. Bist du immer noch erstaunt und entsetzt, daß ich eine Agentin bin?"

"Um die Wahrheit zu sagen, ja. Es braucht Zeit, diesen Schlag zu überwinden. "

"Und doch, Vitja, bist du ein Kommunist. Als Kommunist ist es deine Pflicht, über alles Bericht zu erstatten, was der Partei schaden kann, ob es dir nun paßt oder nicht. Besteht denn schließlich wirklich ein so großer Unterschied zwischen diesen Millionen freiwilliger Angeber und jenen, die dazu gezwungen werden? Sind wir nicht beide im selben schmutzigen Netz gefangen?"

"Es ist etwas Wahres an dem, was du sagst, wenn auch der Vergleich etwas — wie soll ich sagen — etwas primitiv ist. Freiwillig oder unfreiwillig verteidigen wir doch beide das Regime."

"Nun, mein Lieber, da ich den Schritt einmal unternommen habe, dir alles zu erzählen, liegt mein Leben in deinen Händen. Als guter Kommunist bist du verpflichtet, mich zu verraten. Und doch weiß ich sehr gut, daß du das nicht tun wirst. Ich würde bis

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

ans Ende der Welt gehen, um den Klauen der GPU zu entgehen, aber ihr Arm ist lang. Es gibt keine Flucht außer dem Tode. Oft glaube ich, Selbstmord sei der einzige Ausweg. Vitja, mein Liebster, sei vorsichtig. Wir leben in einem Land, in dem alle unsere Nachbarn Masken tragen. Vertraue niemandem, niemandem, mit deinen Gedanken. Ich spreche jetzt nicht von Pförtner- und Schlüssellochspionen, sondern von den ehrenwertesten Bürgern der Stadt. Die einzige Sicherheit liegt in der Annahme, daß jedermann, ohne Ausnahme, denunziert, denunziert und nochmals denunziert ... O, Vitja, ich bin so müde und verzweifelt. Ich werde dich zärtlich lieben, auch wenn du mich wegwirfst."

"Elena, sprich keinen Unsinn", sagte ich, und Zärtlichkeit für dieses in die Falle gelockte Mädchen stieg in mir auf. "Ich fühle mich bloß elend, weil ich dir nicht helfen kann. Es ist für einen Mann zum verrückt werden, so machtlos zu sein und seiner Geliebten nicht helfen zu können."

"Wir wollen schwimmen gehen", schlug Elena vor. "Schon die bloße Erinnerung an das, was ich durchgemacht habe, gibt mir ein Gefühl der Unsauberkeit. "

Das Wasser war warm. Wir schwammen im Dunkeln, im Regen, unter dem Blitzen und Donnern des Gewitters. Es war närrisch und sinnlos, schien aber doch irgendwie das Grauen ihrer Geschichte abzuwaschen. Ich trug sie aus dem Wasser in die Fischerhütte und trocknete sie ab, als sei sie ein Kind. Dann brachte ich sie im süßduftenden Heu zu Bett. Erschöpft von den Aufregungen dieses merkwürdigen Tages, schlief sie beinahe augenblicklich ein.

Am Morgen bestiegen wir den Zug, zurück zur Stadt!

"Weißt du, Vitja," flüsterte sie mir zu, "ich fühle mich viel besser und sauberer, nun, da dieses schreckliche Geheimnis nicht mehr zwischen uns steht. Wenn du mich nur weiterhin liebst, so werde ich glücklich sein, wie nie zuvor."

Ein paar Wochen später begab sich Elena nach Kiew, um ihre Mutter zu besuchen, und ich traf sie dort. An einem sonnigen Tag gingen wir zusammen auf den Friedhof. Ich beseitigte das Unkraut vom Grab ihres Vaters und schmückte es mit Schnittblumen. Ich hatte einen Topf Farbe mitgebracht und strich das Gitterwerk ums Grab und das eiserne Kreuz zu seinen Häupten. Elena weinte nicht. Aber während ich arbeitete, erzählte sie mir von ihrem Vater und ihrer glücklichen Kindheit.

"Wenn die GPU wüßte, daß du das Grab geschmückt hast, so würden sie dich verhaften, Vitja", sagte sie auf unserem Heimweg in die Stadt. "Selbst noch im Tode ist es gefährlich, meinem armen, unschuldigen Vater Gutes zu erweisen. Aber deine kleine menschliche Handlung hat dich mir noch lieber gemacht. "

## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"In diesem Fall ist es das Risiko wert", sagte ich.

"Und es quält dich nicht, als guter Kommunist?"

"Kein bißchen. Vielleicht bin ich in diesem Sinne kein guter Kommunist."

Wir gingen in die Anlagen von Kiew. Ein Orchester spielte im früheren Zarengarten. Die damals beliebteste Melodie war ein dummes Lied, das das "glückliche und freudige Leben" der Sowjetbürger verherrlichte. Elena und ich blickten einander an. Wir brauchten keine Worte, um uns unsere Gedanken mitzuteilen.

## (12) Ingenieur in Nikopol

*1. Dezember 1934: Mord an Sergej Kirow und die Folgen – Der Student Andrej S. – Kravchenkos Abschluß des Studiums – Arbeit als Ingenieur bei Trubostal in Nikopol – Erste Erfahrungen mit Dorogan und Gerschgorn, leitenden Funktionären der Geheimpolizei NKVD (früher GPU) in Nikopol – Victors Mutter kommt zu Besuch (und wird aktiv) – Allgegenwärtige Bespitzelung der Funktionäre durch die NKWD: Gromans Brief, Pascha – Zwei Amerikaner, ein Deutscher (Lentz)*

### I

Die Prüflinge unseres Institutes bereiteten sich angestrengt auf ihr Schlußexamen vor. Ein von der Regierungskommission angenommenes persönliches Bauprojekt war Bedingung fürs Diplom. Ich arbeitete an dem meinen angestrengt. Zudem verbrachten wir viel Zeit in verschiedenen metallurgischen Betrieben als eine Art praktische Ausbildung. Was wir am dringendsten brauchten, war etwas geistige Ruhe und Ferien von der Politik. Aber das Schicksal ließ das nicht zu — ausgerechnet diese letzten Monate tobte das politische Drama am heftigsten.

Auch im günstigsten Falle gab es wenig Ruhe im Institut. Aufgaben anderwärts und die Säuberungen beanspruchten unsere Kräfte allzu sehr. Manchmal wurde das Studium zur bloßen Nebenbeschäftigung. Nun wurde auch noch die letzte Ruhe gestört: ein Revolverschuß, der am 1. Dezember 1934 im fernen Leningrad abgefeuert wurde, erschütterte unser Leben in Dnjepropetrowsk mit der Wucht eines Erdbebens.

Der Schuß wurde von einem jungen Kommunisten namens Nikolajew abgefeuert, und zwar in der Halle des früheren Smolni-Institutes, des jetzigen Parteihauptquartiers. Sergej Kirow, Mitglied des Politbüros und eigentlicher Diktator Nordrußlands, fiel tot vor Nikolajews Füße. Das Echo dieses Schusses war noch viele Jahre lang zu hören. Hunderttausende von Existenzen wurden zerstört oder völlig ausgelöscht, bevor es endlich verklang. Auch ich mußte mit jahrelangen Leiden für die Handlung dieses unbekanntem jungen Mannes büßen.

Stalin und Woroschilow fuhren nach Leningrad. Stalin persönlich soll die Oberaufsicht über das strenge Verhör Nikolajews geführt haben, nach Gerüchten, die in Parteikreisen zirkulierten. Selbstverständlich konnte kein Außenstehender erfahren, was



Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

er zu hören bekam, aber aus seinem nachfolgenden Betragen kann man schließen, daß Stalin fast panisch erschreckt war.

Hunderte von Verdächtigen wurden in Leningrad verhaftet und ohne Gerichtsverfahren summarisch erschossen. Hunderte von anderen wurden aus den Gefängniszellen hervorgeholt, wo sie schon seit Jahren schmachteten, und in der Wut der behördlichen Rache als Parteifeinde erschossen. Die Ortsgefängnisse waren zum Ersticken überfüllt. Schreckenszüge schleppten weitere Tausende von "politisch fremden Elementen" aus der Stadt nach entfernten Verbannungsplätzen. Dann dehnte sich der neue Terror auf Moskau, Kiew, Charkow und schließlich aufs ganze Land aus.

Die ersten Berichte über Kirows Tod bezeichneten den Mörder als Werkzeug feiger Ausländer — Estländer, Polen, Deutscher und zuletzt Engländer. Dann traf eine Reihe offizieller Meldungen ein, die Nikolajew undeutlich mit gegenwärtigen und früheren Anhängern Trotzks, Zinowjews, Kamenjews und anderer alter abweichender Bolschewiken in Zusammenhang brachten. Beinahe stündlich vergrößerte sich der Kreis der angeblich direkt oder "moralisch" Beteiligten, bis er schließlich jedermann umfaßte, der je an Stalins Politik gezweifelt hatte.<sup>17</sup>

Der Propagandaapparat wurde auf Hochtouren gebracht. Sie vergaßen, daß sie erst gestern noch mit der beispiellosen Einheit ihrer "monolithischen" Partei geprahlt hatten, und so schrien jetzt die Führer und ihre Presse überschäumend, die Partei berge Verräter, Abirrende, doppelzüngige Betrüger und Saboteure. Es wurden dunkle Andeutungen gemacht, Anschläge und Verschwörungen in Verbindung mit der kapitalistischen Welt seien in Vorbereitung, um das sozialistische Vaterland mit Krieg zu überziehen. Auch wer ein schlechtes Gefühl für die politische Wetterlage hatte, wußte, daß nun ein Aderlassen im Stile Dschingiskhans beginnen werde. Und sie hatten

---

<sup>17</sup> Sergei Mironowitsch Kirow (1886–1934) nahm an der Russischen Revolution von 1905 teil und wurde im Februar 1905 erstmals verhaftet. Nachdem er kurze Zeit später freigelassen worden war, schloss er sich den Bolschewiken an. In mehreren Artikeln, die nach dem Sturz des Zarismus und der Abdankung von Zar Nikolaus II. erschienen, erwies sich Kirow als Verehrer von Alexander Kerenski, dem Leiter der Übergangsregierung zwischen Februar- und Oktoberrevolution. Nach der erfolgreich verlaufenen Oktoberrevolution wurde er Mitglied eines sogenannten "sozialistischen Blocks", der die Menschewiki, Bolschewiki, Volkssozialisten und Sozial-Revolutionäre in seinen Reihen vereinigte. Nach etlichen Umorientierungen zeigte er sich als ein Hardliner und Anhänger Stalins. Er unterstützte ihn besonders in der Kampagne der Entkulakisierung, in der äußerst brutale Vorgehensweisen gegen die Bauern angewendet wurden. In den 1930er Jahren wurde Kirow zunehmend populärer, sowohl bei den Parteigenossen als auch beim Volk. Seit 1930 war er Mitglied des Politbüros. Jedoch blieb die Rolle Kirows auf Leningrad und den Nordwesten der Sowjetunion begrenzt. Bei der geheimen Wahl zum Zentralkomitee auf dem XVII. Parteitag der KPdSU 1934 stimmten 292 Delegierte gegen Stalin und nur drei gegen Kirow, eine Demütigung für Stalin.

Der Mord an Kirow war einer der Anlässe für die in den Jahren 1936 bis 1939 folgenden Verhaftungen ("Säuberungen"), die öffentlichen Schauprozesse und die Moskauer Prozesse, in denen hohe sowjetische Partei- und Staatsfunktionäre als angebliche Hintermänner im Mordfall Kirow, wegen ihrer Beziehungen zur Opposition Trotzks und angeblicher terroristischer staatsfeindlicher Aktivitäten angeklagt wurden. Als "Beweise" hierfür dienten vom NKWD durch Folter erpreßte Geständnisse der Angeklagten.

Stalins Nachfolger Chruschtschow verwies in seiner Geheimrede 1956 darauf, daß "nach der verbrecherischen Ermordung S. M. Kirows" Massenrepressalien begannen. Chruschtschow machte Andeutungen über eine Beteiligung Stalins, indem er "äußerst verdächtige Umstände" andeutete. 1937 seien dann leitende Mitarbeiter des Leningrader NKWD erschossen worden: "Man darf vermuten, daß sie erschossen wurden, um die Spuren der Organisatoren des Mordes an Kirow zu verwischen". (Nach deutscher und russischer Wikipedia)

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

recht. Die nächsten paar Jahre sollten den schrecklichsten offiziellen Terror mit sich bringen, den die ganze russische Geschichte je gesehen hat.

In Parteikreisen tauchte das Gerücht auf, Nikolajews Tat sei gar nicht politischer Natur gewesen — er hätte aus Eifersucht geschossen, da Kirow seine hübsche Frau verführt habe. Solche illegalen Zuflüsterungen vermischten sich mit der offiziellen Propaganda und hüllten diesen Mordfall in Zauberei und ein Geheimnis, das bis zum heutigen Tage noch nicht gelüftet worden ist. Zeitig wurde ein "verschlossener Brief" vom Zentralkomitee herausgegeben und unter dem Siegel der Verschwiegenheit vor besonderen Versammlungen der aktivsten Parteimitglieder des Landes vorgelesen. Darin wurde die Ermordung Kirows als Ausdruck eines weitreichenden Kampfes der Revolutionsfeinde gegen die Parteipolitik und die Führer dargestellt.

Welches nun auch die unmittelbaren Beweggründe oder verborgenen Motive für Nikolajews Schuß sein mochten, einem denkenden Kommunisten erschien er als Symbol der Verzweiflung, die unter der glatten Oberfläche des Lebens in seinem Lande herrschte. Jeder von uns kannte die Bitterkeit und Verzweiflung seines eigenen Herzens. Manchmal wagten wir unsere Zweifel in Zweier- und Dreiergruppen zu erörtern. Es brauchte die Ermordung eines der nächsten Freunde Stalins, um uns zum Bewußtsein zu bringen, daß unsere privaten Sorgen nur ein Teil eines großen überirdischen Flusses der Unzufriedenheit waren, der durch das Herz eines großen Volkes floß.

Äußerlich war alles still. Die Kritiker von rechts und links waren zum Schweigen gebracht worden, und Stalin, unsere Sonne, schien wohlwollend über unserer einstimmigen Partei. Die Bauern waren nun durch Gewaltmethoden und Hungersnot gründlich gebändigt. Kein Wort des Protestes wurde über das tödliche Tempo der Industrialisierung, über die Nahrungsmittelknappheit, über die Not und die vielen Verhaftungen laut. Innerlich aber kochten in der Partei und im Staat viele vor Groll. Unter dem Banne der Gleichgültigkeit, unter einer Schicht schweigender Verzweiflung gährte die heiße Lava primitiver Wut.

Dies sollte der Welt heute klar vor Augen stehen zur Rechtfertigung des russischen Volkes. Sie waren ihren Leiden gegenüber machtlos, geschwächt durch zwanzig Kriegsjahre, Revolution, Unterernährung und systematische Verfolgung, durch Schlagworte betäubt, von Lügen verwirrt und völlig von der Außenwelt abgeschlossen. Und doch haben sie die Brutalität ihrer Führer nie gebilligt. Die Bitterkeit war in der Partei selber am größten, weil sie mit einem Gefühl von Schuld und einer verärgerten Hilflosigkeit gegenüber den Führern und ihrer Macht vermischt war.

Es war kein Zufall, daß Nikolajew und die der direkten Teilnahme an seinem Verbrechen Beschuldigten alles junge Leute waren, Produkte der Sowjetepoche, meistens Studenten. Traditionsgemäß waren die höheren Schulen Rußlands der

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Nährboden des revolutionären Idealismus. Nun wurde ein solcher Idealismus konterrevolutionär genannt, aber er folgte noch immer derselben Tradition.

Obgleich kein Wort davon in die Presse gelangte, war es den Kommunisten ganz allgemein bekannt, daß nach der Kirow-Affäre Tausende von Studenten verhaftet und Hunderte zum Tode verurteilt wurden. Bereits eine Zusammenkunft im Hause eines Studenten, um einen Abend bei Tanz und Vergnügen zuzubringen, genügte, um den Verdacht der GPU zu erwecken.

Das plötzliche Verschwinden von Studenten aus unserem Institut war gar nichts Ungewöhnliches. Wir stellten keine Fragen. Wir gaben vor, es nicht zu bemerken. Aber unsere Sympathien gehörten immer den verhafteten Studenten und niemals der Polizei. In unserem geheimsten Innern beschlossen wir, unsere Zunge im Zaum zu halten, denn offen herauszusprechen war gleichbedeutend mit "antikommunistischer" Propaganda.

Meine eigene Enttäuschung ging bereits tiefer, als ich mir selbst zu gestehen wagte, ganz zu schweigen von anderen. Eben deshalb vermied ich jedes politische Gespräch. Da ich aber im Innersten Russe und Mensch war, sagte ich hie und da zu Freunden, denen ich vertraute, allzu viel — und verbrachte daraufhin unglückliche, kummervolle Wochen, und fragte mich, ob mich der eine oder andere wohl angezeigt habe.

Der Mord in Leningrad gab der Studentenschaft eine Art romantischer Hoffnung. War dieser Terrorakt nicht das Zeichen einer echten Volksbewegung? War es möglich, daß die GPU, trotz all ihrer Macht, darin versagt hatte, eine unterirdische Opposition zu unterdrücken? Schließlich bildeten wir doch einen Teil einer Nation, die für geheime revolutionäre Konspirationen, politische Anschläge und Bombenattentate bekannt war.

Aber auch die nackte Furcht packte uns. Neue Säuberungen waren unumgänglich. Das erste Anzeichen der Reaktion des Politbüros bestand in der Bekanntgabe, alle Parteikarten würden überprüft und erneuert werden. Ohne daß dieses Vorgehen offiziell *tschistka*<sup>18</sup> genannt wurde, mußten wir uns nochmals einer Untersuchung unterziehen, weniger als ein Jahr nach der gründlichen politischen Frühjahrsreinigung.

Mein Studienfreund M. war einer der wenigen, zu dem ich manchmal offen über politische Fragen zu sprechen wagte. Wir stimmten so sehr miteinander überein, daß wir zusammen oft kühne Bemerkungen wagten. Kurz nach Kirows Tod lud mich M. eines Abends zu einer Versammlung bei Andrej S. ein, den ich nicht allzu gut kannte.

"Wir werden Tee trinken und einen Schwatz abhalten", sagte er mir. Ich zögerte zu gehen; es lag ein falscher Ton in der beiläufigen Einladung. Aber schließlich gewannen die Neugier und mein verwirrter Zustand die Oberhand, und ich ging hin.

---

<sup>18</sup> чистка = Reinigung, Säuberung

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Andrej war ein großer, bleicher Mann von etwa dreißig Jahren, mit offenen Gesichtszügen und tiefliegenden blauen Augen. Er war belesen und vermochte sogar über so trockene Gegenstände wie den Fortschritt der Stahlherstellung anregend zu sprechen. Er war allgemein beliebt und geachtet.

In seinem kleinen Zimmer traf ich in jener Nacht M. und zwei andere Studenten, beide aus anderen Instituten. Wir saßen beim trüben Licht einer einzigen Glühbirne um den brodelnden Samowar herum, sprachen aufs Geratewohl drauflos und krochen um den heißen Brei herum, als wollten wir alle erst einander richtig abschätzen. Mir fiel die seltsame Tatsache auf, daß sich die Männer unter falschen Namen ansprachen. Schon das verlieh der Versammlung die Note einer Verschwörung, die zugleich einschüchterte und irgendwie erschreckte. Das Spiel mit dem Feuer ist für viele Russen ein anziehendes und verlockendes Unterfangen.

Ich war in diesem gefährlichen politischen Kreise ein Neuling, die andern aber schienen ein vertrautes Spiel zu betreiben. Nach kurzer Zeit fiel alle Zurückhaltung. Als sich das Gespräch über Kirows Ermordung erhitzte, wurden die Stimmen lauter, und die Augen begannen zu blitzen. Von den eigenen Worten hingerissen, sprachen wir bald vom "Tyranen im Kreml" und von Mitleid mit dem "unterdrückten russischen Volk". Es kam mir vor als durchlebe ich eine Erinnerung der Kindheit zum zweitenmal: mein Vater und seine revolutionären Freunde bei einer hitzigen politischen Diskussion über die zaristische Unterdrückung in unserem Wohnzimmer am Puschkin-Prospekt ...

"Den Schuß Nikolajews", sagte Andrej, "hielten wir für die Tat eines Provokateurs! Sie war überflüssig und richtete nur Schaden an. Stalin mußte einen Angriffspunkt finden, von dem aus er ein Vernichtungspogrom gegen den abirrenden Teil der Partei wagen konnte — nun ist er ihm mundgerecht serviert worden. Die Frage dreht sich nun nicht mehr um Nikolajew. Er und seine Freunde sind verurteilt. Aber die Kremlbande besitzt nun einen vollkommenen Rückenschutz, um ihre Kritiker und Gegner bis auf den letzten Mann zu liquidieren. erinnert euch an meine Worte, Genossen; viele Tausende, vielleicht Millionen werden für Nikolajews Schuß zu büßen haben. Wenn wir bis jetzt von Freiheit und Demokratie in der Partei träumen konnten — so ist dieser Traum nun ausgeträumt — ausgeträumt, sag ich euch. Die letzte Hoffnung ist verschwunden. Rußland wird sich bald zu Tode bluten!"

In wachsender Erregung durchschritt er das Zimmer. Seine Leidenschaft und Glut steckte uns alle an. Wir kamen uns vor, wie Menschen auf einem sinkenden Schiff, denen das gurgelnde Wasser bereits bis zum Halse steht. Andrej blieb stehen, schwankte wie ein Betrunkener und fuhr dann fort: "Stalin und Woroschilow waren anwesend, als Nikolajew gemartert wurde. Zufällig weiß ich das, Genossen! Sie wollten Namen, Namen und nochmals Namen hören ... als Futter für ihre Hinrichtungen. Aber es ist gleichgültig, was die Tschekisten aus Nikolajew herausbrachten. Sie werden

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

ohnehin jene Art von Beichte aufgesetzt haben, die Stalin braucht, und dann wird das Blutbad ruhig weitergehen: theoretisch gerechtfertigt."

Das jüngste Mitglied unserer Versammlung war ein kleiner anämischer Student. In seiner Zerbrechlichkeit sah er merkwürdig schön aus, als er sich plötzlich erhob und das "Credo" des dekabristischen Dichters Ryljew<sup>19</sup> zu rezitieren begann:

"Ich weiß, der Tod erwartet jenen,  
Der sich zuerst zu erheben wagt  
Gegen den Tyrannen des Volkes.  
Mein Urteil erwartet mich schon ...  
Ich sterbe für mein geliebtes Land,  
Ich fühle es, ich weiß es ..."

Sein schmales Gesicht verwandelte sich, als er diese Worte aussprach. Er mutete wie eine Gestalt der großen revolutionären Szenen aus Dostojewski und Gorki an. Obgleich es wunderschön war, tat es mir doch sehr leid, daß ich mich in diese Versammlung hatte hineinziehen lassen. Es war so beunruhigend, kindisch, wert- und sinnlos. Der tatsächliche Grund für die Zusammenkunft blieb mir schleierhaft. Ein verbotenes, vielfältiges Pamphlet eines führenden Oppositionisten — Sleprow<sup>20</sup> — wurde vorgelesen, worin der Kremldiktator und seine Anhänger scharf angegriffen wurden. Dies war die einzige interessante Neuigkeit, die ich an dieser seltsamen Sitzung vernahm. Wie Andrej in den Besitz dieses seltsamen Schriftstückes gelangt war, konnte ich mir nicht vorstellen. Jedenfalls hätte das bloße Lesen eines solchen Pamphletes genügt, um mich nach Sibirien zu verbannen, hätte die GPU darum gewußt.

Es dämmerte bereits, als wir aufbrachen. Erst draußen, als ich im bleichen Morgen durch den Schnee stampfte, wurde mir die Tragweite meiner Handlung so richtig bewußt. Ich hatte an einer Verschwörerversammlung teilgenommen, eine Handlung, für die in ganz Rußland Tausende anderer Studenten mit ihrer Freiheit und ihrem Leben bezahlen mußten. Wenn die Regierung davon Wind bekam, so war ich erledigt. Trotzdem suchte ich an diesem Morgen beständig nach Andrej. Ich fühlte mich zu ihm

---

<sup>19</sup> Kondrati Fjodorowitsch Rylejew (russisch Кондратий Фёдорович Рылеев, wiss. Transliteration Kondratij Fëdorovič Ryleev; \* 18. jul. / 29. September 1795greg. in Batowo bei Gattschina; † 13. jul. / 25. Juli 1826greg. in Sankt Petersburg) war ein russischer Dichter und prominenter Teilnehmer des Dekabristenaufstands, nach dessen Scheitern er vor Gericht gestellt, zum Tode verurteilt und hingerichtet wurde.

<sup>20</sup> Alexander Nikolajewitsch Sleprow (russisch Александр Николаевич Слепков; \* 1899 in Rjasan; † 26. Mai 1937 in Moskau) war ein russischer Revolutionär.

Der Gymnasiast war 1917 Mitglied der Konstitutionell-Demokratischen Partei Russlands (Kadetten) und trat nach deren Verbot 1918 den Bolschewiki bei. Er diplomierte an der IRP in Geschichte und Ökonomie. 1924 bis 1928 arbeitete er bei der Zeitung Prawda und der Zeitschrift Bolschewik. In den 1930er Jahren war er Theoretiker der "Rjutin-Gruppe" und äußerte Bedauern über seine Rolle, die er im Kampf gegen Trotzki gespielt habe. 1932 wurde er das erste Mal verhaftet, 1937 in Moskau hingerichtet, wie auch seine jüngeren Brüder Wassili und Wladimir. –

Martemjan Nikititsch Rjutin (russisch Мартемьян Никитич Рютин; \* 13. Februar 1890; † 10. Januar 1937) war ein sowjetischer Politiker. Er geriet ab 1928 in Opposition zur Parteiführung um Josef Stalin. 1932 veröffentlichte er einen Bericht mit dem Titel "Stalin und die Krise der proletarischen Diktatur". Kurz darauf wurde er verhaftet und zu zehn Jahren Gefängnis verurteilt, 1937 jedoch in einem geheimen weiteren Prozess zum Tode verurteilt und erschossen.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

hingezogen, nicht trotz, sondern gerade wegen der Gefahr. Ich brannte darauf, Näheres über dieses "Wir" zu erfahren, das die ganze Nacht hindurch unser Gespräch beherrscht hatte.

Um ein Uhr wurde ich ins Parteibüro gerufen. Auch andere waren vorgeladen worden, darunter mein Freund M. Der Parteisekretär sah ernst aus, als er die Türe hinter uns schloß und uns alle anblickte. Ich war auf das Schlimmste gefaßt.

"Genossen," sagte er, "ich habe traurige Nachrichten. Ich hielt es für besser, daß ihr sogleich alles erfahrt. Einer unserer besten Genossen beging heute morgen in seinem Zimmer Selbstmord. Wahrscheinlich eine Liebesgeschichte oder eine persönliche Tragödie anderer Art."

"Wer ist es?" fragte ich.

"Andrej S. Er war ein guter Student und guter Genosse. Schade ..."

Als wir wieder weggingen, tastete M. nach meiner Hand und drückte sie. Tränen rollten über seine Wangen. Andrejs leidenschaftliche Glut war also keine Pose gewesen. "Die letzte Hoffnung ist verschwunden. Rußland wird sich bald zu Tode bluten!" Noch monatelang klangen seine Worte in unseren Ohren nach. Glücklicherweise für uns andere Teilnehmer jener Versammlung, blieb diese nächtliche Sitzung, da wir das "Credo" angehört hatten, während allen folgenden Säuberungsjahren ein Geheimnis.

Obschon niemand genau wußte, weshalb Andrej Selbstmord begangen hatte, schwirrten fieberhafte Gerüchte durchs ganze Institut. Jedermann spürte, daß sein Tod auf irgendeine geheimnisvolle Art mit dem Leningrader Mordfall und der panischen Furcht, die bereits die ganze Partei und die ganze Sowjetbürokratie überflutete, in Zusammenhang stand.

Die Kontrolle der Parteikarten war nicht öffentlich wie die Säuberung. Sie hatte statt dessen den Charakter eines Polizeiverhörs. Einer um den andern wurden wir aufgerufen und verhört. Als die Reihe an mich kam, betrat ich das Büro ziemlich beunruhigt und kalter Schweiß stand mir auf der Stirn. Wie, wenn die Versammlung in Andrejs Zimmer, wenige Stunden vor seinem Selbstmord, entdeckt worden war? Die Frage war unlogisch —, hätte die GPU davon gewußt, so wäre ich schon lange zuvor verhaftet worden. Aber große Furcht ist ebenso unlogisch wie große Liebe.

"Nimm Platz, Genosse Kravchenko", sagte der Mann hinter dem Pult, "und gib mir deine Parteikarte."

Ich erkannte in ihm einen aktiven Kommunisten aus Dnjepropetrowsk. Es waren noch zwei andere Männer zugegen. Der eine war mir fremd, im zweiten aber erkannte

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

ich trotz der Zivilkleider einen GPU-Beamten. Die anderen stellten die Fragen, aber es war deutlich, daß diesmal der Polizeibeamte der wahre Richter war. Er hatte ein Aktenbündel vor sich, wahrscheinlich mein Personaldossier; schaute gelegentlich hinein und reichte dann und wann dem Mann am Schreibtisch irgendein Schriftstück.

Es war wieder die vertraute Prüfungsform — das rituelle Hersagen der Biographie; Freunde, Verwandte, Parteiarbeit. Aber gerade das Sture dieser Wiederholung wirkte beruhigend. Sie legten besonderes Gewicht auf die Namen meiner Parteipaten. Ich nannte sie ihnen.

"Sind sie noch immer Parteimitglieder?"

"Soweit es mir bekannt ist, ja", sagte ich.

"Nahm jemals einer von ihnen an irgendeiner Oppositionsbewegung teil?"

"Sollte das zutreffen, so bin ich mir dieser Tatsache nicht bewußt."

"Genosse Kravchenko, ist es nicht merkwürdig, daß du als einziger deiner Familie Parteimitglied bist. Warum stehen dein Vater und deine Brüder außerhalb unserer Reihen?"

"Wieso merkwürdig? Es gibt in unserem Lande, nach der Zählung zu urteilen, weniger Parteimitglieder als Parteilose."

"Sein Vater", warf der GPU-Mann ein, "war vor der Revolution politisch tätig, aber offenbar sind die Bolschewiken nicht ganz nach seinem Geschmack."

"Halt, Genosse," sagte ich, "es ist nicht gerecht, solche Schlüsse zu ziehen, nur weil jemand nicht der Partei beitrifft."

"Ach, ich will ja deinen Vater gar nicht angreifen. Ich wies nur auf diese Tatsache hin", sagte der Polizeibeamte mit ironischem Lächeln.

Die Befragung dauerte noch etwa eine Stunde. In der Folge faßte ich wieder Selbstvertrauen. Offenbar war mein Ruf noch immer sauber. Ich war wiederum gerettet. Am Schluß der Unterredung wurde mir meine Parteikarte wieder ausgehändigt. Aber dieses Vorgehen ließ in meinem Mund einen bitteren Geschmack zurück. Theoretisch waren wir Kommunisten die Führer unseres Landes, die "Crème de la Crème" der Baumeister einer neuen Welt. Praktisch jedoch waren wir hilflose Bauern in diesem Schachspiel, das der Polizeistab nach eigenen Regeln spielte.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Tausende von Kommunisten wurden in unserer Stadt aus der Partei gestoßen. Dasselbe galt auch für andere Städte im Land. Und diesmal war Ausstoßung oft gleichbedeutend mit augenblicklicher Verhaftung.

II

Meine Diplomarbeit — Beschreibung und Plan einer neuen Röhrenfabrikationsmaschine eigener Erfindung — wurde nicht nur gut taxiert, sondern auch durch ein Regierungspatent ausgezeichnet. Obschon die Maschine nie hergestellt wurde, stellte sie mich doch, wenigstens theoretisch, in die Reihen der technischen Erfinder.

Nach Beendigung der schriftlichen Prüfung absolvierte ich noch die mündliche Schlußprüfung vor der staatlichen Prüfungskommission. Ein Prüfungsbankett war der Schlußstein meines Studentenlebens. Wir aßen, tranken, sangen und machten in Sowjetpatriotismus. Ein Redner nach dem andern erwähnte die Tatsache, wir seien auf Staatskosten ausgebildet worden und müßten nun mit der Rückzahlung beginnen, mit hundertfacher Rückzahlung im Dienste des Fünfjahresplanes und zum Ruhme der Partei.

So war ich nun schließlich doch noch fertiger Ingenieur geworden. Noch vor vier Jahren war mir dieses Ziel ruhmvoll erschienen. Nun war der Ruhm irgendwie verschwunden. Er war durch das Grauen im Dorf und die große Hungersnot, durch die Parteisäuberung und den wogenden Zynismus in meiner Umgebung getrübt worden. Die letzten traurigen Überreste des einstigen Glanzes waren durch Elenas Erzählung, Andrejs Selbstmord und durch die Stimmung von Verzweiflung und Sinnlosigkeit, die dadurch entstand, vernichtet.

Für eine Proletarierfamilie wie die meine war ein ausgebildeter Ingenieur Grund zum Stolz. Ich heuchelte Freude, die ich gar nicht empfand. Meine Mutter durchschaute zweifellos das Spiel, spielte aber ihrerseits mit. Mein Vater wußte wohl, daß der Weg eines Sowjetingenieurs mit politischen Fallgruben versehen war: er war zurückhaltend und sogar besorgt. Für meine Brüder Eugen und Konstantin, die der Politik gleichgültig gegenüber standen, bot mein Diplom bloß eine Gelegenheit zur Verbesserung meiner wirtschaftlichen Verhältnisse.

Elenas Stolz war mit Trauer gemischt. Ihre Liebe und ihr Mitgefühl trugen dazu bei, meinen eigenen verwirrten Geist zu beruhigen. Sie sollte nach Charkow versetzt werden, und es war nur wahrscheinlich, daß auch ich in irgendein weit entferntes metallurgisches Zentrum geschickt würde. Unsere Beziehung, die wild zwischen Ekstase und Kummer hin- und herschwankte, war dazu bestimmt, durch eine Reihe schwerer Prüfungen zu gehen. So sehr ich auch versuchen mochte, mein Wissen, daß sie Geheimagentin war, zu verwischen, es stand doch immer als Gespenst am Bankett unserer Liebe.



Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Eine Kopie meines Prüfungsplanes schickte ich an Kommissar Ordschonikidse und erhielt eine herzliche Antwort. Ich hatte meine Beziehung zu ihm während der Studentenjahre aufrechterhalten. Diese offizielle Beziehung war sogar tatsächlich und kaum wahrnehmbar zu einer persönlichen Freundschaft herangereift.

Einmal, im Jahre 1933, hegte ich den Gedanken einer ständigen Sowjetindustrierausstellung, ähnlich den Ausstellungen in Deutschland. Ich brachte diesen Vorschlag in Zeitungsartikeln vor die Öffentlichkeit, wo mein Bild und das Lob über diese "bolschewistische Initiative" erschienen. Dann arbeitete ich zu diesem Gedanken einen sorgfältigen Plan aus und sandte ihn Ordschonikidse. Es wurde nichts aus diesem Vorschlag, aber mein Schutzherr aus dem Kreml war erfreut und teilte mir seine Freude auf die ihm eigene herzliche, kaukasische Art mit. Dann unterbreitete ich einen ähnlichen Vorschlag für eine Landwirtschaftsausstellung, dem ein glücklicheres Geschick widerfuhr. Einige Zeit später wurde er verwirklicht, wenn auch ohne Erwähnung meines Namens.

Für eine Anstellung hätte ich mich direkt mit Ordschonikidse in Verbindung setzen können, dem Mann Nr. 1 in der Sowjetindustrie, aber ich zog es vor, seine Freundschaft nicht in Anspruch zu nehmen. Statt dessen wurde ich Trubostal, dem metallurgischen Trust, der die Herstellung aller Stahlröhren und großer anderer Stahlprodukte fürs ganze Land unter sich hatte, zur Verfügung gestellt. Er wurde von Jakob Iwantschenko geleitet, der früher einige Zeit Direktor der Petrowski-Lenin-Fabrik gewesen war und mich deshalb gut kannte. Bei einer Besprechung in seinem Charkower Büro teilte man mich dem neuen metallurgischen Kombinat in Nikopol zu, das im April den Betrieb aufnehmen sollte.

Ich hatte den Schmutz, die Verwirrung und die Verbitterung nicht vergessen, die ich als Parteiabgesandter in Nikopol gesehen hatte, und die Erinnerungen daran genügten, um mich zu deprimieren. Es schien unglaublich, daß der Betrieb trotz aller Vergeudung und allem menschlichen Leiden nun die Arbeit aufnehmen sollte. Nikopol war symbolisch für die gesamten Industrialisierungsanstrengungen: für die Verschwendung von Material und Menschenleben, für die barbarische Unzulänglichkeit und für das Vorwärtskommen trotz all dieser Schwierigkeiten.

Meine Mutter und Elena winkten mir vom Quai aus Abschied bis das Schiff nach Nikopol hinter der nächsten Biegung des Dnjepr verschwunden war. Ich war mir zutiefst bewußt, daß nun ein neuer Lebensabschnitt begann. Ich war nun 29 Jahre alt, ein spätes Alter um mit einer Ingenieurkarriere zu beginnen, aber ich konnte meinen Anfang bereits hoch oben in den Rängen machen — als Leiter eines großen Industrieunternehmens. Über Nacht hatte ich mich nun in ein Mitglied der "Elite" der Sowjetgesellschaft verwandelt und gehörte zu jener Million Parteifunktionär,

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Industrielleiter und Polizeifunktionäre, die, zusammengefaßt, die neue Aristokratie Rußlands bildeten.

Nikopol ist eine alte Dnjeprstadt. Sie riecht nach Fluß und ist von dichtem Wald und Weizenland umgeben. Sie liegt in einem Gebiet, das in der ganzen Welt für seine reichen Manganvorkommen bekannt ist, ein Metall, das zur Stahlproduktion notwendig ist. Auch wichtige Eisenlager gibt es in der Nähe, was die Stadt zu einem natürlichen Zentrum der Metallurgie macht. Die Straßen und Häuser von Nikopol rührten in mir das Heimweh nach meinen Kindheitsjahren bei Großvater Fjodor Pantelejewitsch im benachbarten Alexandrowsk, das nun Zaparodsche hieß, wieder auf.

Unglücklicherweise lag die Anlage weit von der Stadt entfernt in einer düsteren Einöde. Die fünftausend Arbeiter waren noch immer zum Großteil in rohe Bretterbaracken gepfercht. Sie waren zwar besser als jene, die mich bei meinem ersten Besuche so aufgebracht hatten, aber immer noch geeigneter für Tiere, als für Menschen. Die einfachen Arbeiter aßen in einer großen, unsaubereren, übelriechenden Kantine mit Selbstbedienung; ein saubereres und besser versorgtes Speisehaus bediente die Vorarbeiter und Ingenieure; ein drittes und völlig modernes Restaurant stand jenen wenigen bedeutenden Beamten zur Verfügung, die überdies in ihrem eigenem Heim mit guter Nahrung versorgt wurden. Diese krassen Klassenunterschiede sind in Rußland so traditionsgemäß, daß sie nur Ausländern in unserem "proletarischen" Land als paradox erschienen.

Ich selbst wurde in einem bequemen Haus mit fünf Zimmern untergebracht, etwa ein Kilometer von der Fabrik entfernt. Es war eines von acht gleichen Häusern, die den obersten Leitern zur Verfügung standen. Das meine war von hohen Bäumen umgeben und hatte einen hübschen, gut gepflegten Blumengarten und einen kleinen Obstgarten hinter dem Haus. Es war mit Badezimmer, Radio und sogar mit einem mächtigen Kühlschrank versehen. In der Garage standen ein Auto und ein paar gute Pferde — alles Fabrikeigentum natürlich, aber ausschließlich mein Eigentum, solange ich diese Stellung innehatte. Ein Chauffeur, ein Stallbursche und eine Bäuerin für den Haushalt und das Kochen waren inbegriffen; die Frau bezahlte ich, die andern beiden wurden von der Fabrik entlohnt.

Mein Einkommen schwankte zwischen 1500 und 1800 Rubel monatlich, doch stieg es oft, Gratifikationen eingeschlossen, bis auf 2000 Rubel und mehr. Was dies unter Sowjetverhältnissen wert ist, kann man der Tatsache entnehmen, daß Vorarbeiter und gelernte Arbeiter unter meinem Kommando selten mehr als 400 Rubel verdienten, während ungelernete Männer und Frauen nur zwischen 120 und 575 Rubel erhielten. Die Proletarier, unter deren Namen die Sowjetgesellschaft lebte, hatten selbstverständlich keinen Anteil an meinen Privilegien, die mit mir nur etwa zehn andere des ganzen Kombinats teilten.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Ich arbeitete angestrengt und stets unter einem schrecklichen Druck. Ein Tag, an dem ich weniger als zwölf Stunden im Betrieb arbeitete, war fast ein Feiertag, und es gab Zeiten, da ich achtundvierzig und sogar zweiundsiebzig Stunden an meiner Arbeit ausharrte, ausgenommen wenige kurze Stunden des Schlafes auf meiner Couch im Büro. Und doch fühlte ich mich manchmal schuldig, wenn ich allein in meinem Haus war, und die dralle, rotbackige Pascha in der Küche für mich ein gutes Essen kochte, wenn der Staatsgärtner meinen Garten spritzte, und mein Kühlschrank mit frischem Gemüse, Melonen, Kaviar und Schlagsahne gefüllt war.

Ich dachte an die Männer in den Baracken, an ihre Kinder und an ihr armseliges Leben. Wie konnte ich es ihnen verargen, wenn sie mir — wie ich vermutete — grollten und mich sogar als einen ihrer *novi barii*, neuen Herren, haßten? Wie konnte ich es ihnen klar machen, daß der Unterschied zwischen ihrem Elend und meinem Wohlleben nicht meine eigene Wahl war; daß auch ich nur ein hilfloses Rädchen in einer mächtigen Maschine darstellte, daß mein Reichtum ein Geschenk des Staats war und mir willkürlich und ohne vorherige Warnung wieder entzogen werden konnte?

Ich wünschte aufrichtig, freundliche und herzliche Beziehungen zu den Arbeitern zu unterhalten. Ich verstand sie, und ihre Hoffnungen und Nöte standen mir nahe. Aber der Umgang eines Ingenieurs in meiner Stellung mit einfachen Arbeitern konnte leicht deren Stolz verletzen; er schmeckte nach Gönnerschaft. Überdies hätte sich das Beamtentum gegen dieses Fraternisieren aufgelehnt und es als disziplinschädlich gebrandmarkt. Theoretisch repräsentierten wir die "Macht der Arbeiter", praktisch aber waren wir eine Klasse für uns. Eine tiefe Kluft klaffte zwischen der Welt der Schlagworte und der Welt der Wirklichkeit.

Derselbe Genosse Brachko, der früher den Befehl über den Bau der Fabrik geführt hatte, war nun Direktor. Die Zeit hatte seine etwas jähe Natur gedämpft und ihn zu einem viel angenehmeren Mitmenschen gewandelt. Nur Brachko und Chefingenieur Wischnew standen in der technischen Verwaltung über mir. Auf politischem Gebiet waren Alexej Koslow, Leiter des Parteikomitees der Fabrik, und Genosse Starostin, der Vorsitzende der Gewerkschaft, die Hauptpersonen.

Koslow war ein älterer Mann, ziemlich menschlich und ehrlich um das Wohl der Arbeiter besorgt. Aber Starostin war ein Karrierehengst reinster Rasse und überdies dumm. Er schaute so grob und ölig aus, wie er auch tatsächlich war. Glücklicherweise besaß er als Gewerkschaftsfunktionär mehr Ansehen als wirkliche Macht. Da die Gewerkschaftsfunktionäre ohne Erlaubnis der Partei den Mund nicht öffnen, geschweige denn Entscheidungen treffen durften, waren sie im allgemeinen Leute ohne Bedeutung.

Die ganze Einrichtung der Arbeitsorganisationen unter einer Diktatur erschien als seltsames Überbleibsel einer fernen Vergangenheit. Es war nicht einmal mehr eine

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Täuschung, da niemand von der Salbaderei der Versammlungen und Beschlüsse hinter Licht geführt wurde, am allerwenigsten die Arbeiter. Einzig die Gewerkschaftsbeiträge hatten wirkliche Bedeutung für die Mitglieder, da sie aus den armseligen Löhnen bezahlt werden mußten. Starostins Einfluß war so geringfügig, daß es sich jeder hohe Beamte leisten konnte, ihn zu übersehen, aber jedes Wort von Koslow war Gesetz.

Wir Leiter kamen natürlicherweise viel miteinander in Berührung. Wir begannen die Schwächen und Besonderheiten gegenseitig aufs peinlichste zu erkunden. Der Sekretär des `Stadtpartei Komitees von Nikopol, Brodski, ein großer stämmiger Mann, den ich in Dnjepropetrowsk gekannt hatte, warf ebenfalls ein wachsames Auge auf unsere Betriebe. Und der Chef der Geheimpolizei von Nikopol, Dorogan, überwachte uns mit Hunderten von Augen — durch das Spezialdepartement, das Geheimdepartement in meinem Betrieb und durch Legionen von beruflichen, freiwilligen und gezwungenen Angebern in jedem Laden, jedem Büro und jedem Departement.

Dorogan war ein grober, leidenschaftlicher Mensch mit dem Gesicht einer Bulldogge, von seinem Schöpfer aus Granit geschaffen, um unter jedem Regime als Polizeifunktionär dienen zu können. In den Jahren, da mein Vater von der zaristischen Geheimpolizei verfolgt wurde, sah ich ähnliche Kreaturen.

Die GPU war kürzlich umgetauft worden. Sie war nun nicht mehr ein politisches Staatsdepartement (GPU oder OGPU), sondern ein Kommissariat innerer Angelegenheiten und wurde mit NKVD abgekürzt. Ursprünglich Tscheka, dann GPU, nun NKVD: der Namenwechsel hatte weder die Methoden, noch den schrecklichen Ruf dieses "nackten Schwertes der Revolution" geändert. Wer mit dieser furchtbaren Organisation in Verbindung stand, wurde noch immer Tschekist genannt, abgeleitet vom ursprünglichen Namen, und noch Jahre nachdem sie NKVD hieß, sprach Rußland noch immer von der GPU.

Unsere Berührung mit der örtlichen NKVD-Organisation vollzog sich weniger über deren Chef Dorogan, als über seinen energischen Assistenten Gerschgorin<sup>21</sup>, welcher die Wirtschaftsabteilung der NKVD für die Stadt Nikopol und Umgebung unter sich hatte. Dieser Gerschgorin bewohnt in meinem Privatmuseum von Niederträchtigkeiten eine eigene Nische. Ein fetter Mann mit verkniffenen kleinen Augen in einem fleischigen, glattrasierten Gesicht, dessen geschorener Schädel Ähnlichkeit mit einer Bergkuppe hatte. Abwechslungsweise war er liebedienerisch und beleidigend, je nach dem Menschen, an den er sich wandte. Falls er auch nur einen Funken von Menschenwürde

---

<sup>21</sup> Gemeint ist wohl der Name Гершгорин (also eher "Gerschgorin", ein jüdisch-russischer Familienname). Als NKVD-Angehörigen konnte ich finden: Gershgorin, Georgy Iosifovich. Geboren am 30.03.1906; Geburtsort - Krivoy Rog.  
[https://nkvd.memo.ru/index.php/%D0%93%D0%B5%D1%80%D1%88%D0%B3%D0%BE%D1%80%D0%B8%D0%BD\\_%D0%93%D0%B5%D0%BE%D1%80%D0%B3%D0%B8%D0%B9\\_%D0%98%D0%BE%D1%81%D0%B8%D1%84%D0%BE%D0%B2%D0%B8%D1%87](https://nkvd.memo.ru/index.php/%D0%93%D0%B5%D1%80%D1%88%D0%B3%D0%BE%D1%80%D0%B8%D0%BD_%D0%93%D0%B5%D0%BE%D1%80%D0%B3%D0%B8%D0%B9_%D0%98%D0%BE%D1%81%D0%B8%D1%84%D0%BE%D0%B2%D0%B8%D1%87)

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

in sich trug, so war es mir wenigstens in all den Jahren unserer unerfreulichen Bekanntschaft nicht vergönnt, etwas davon zu erblicken.

Im ersten Monat mußte ich hauptsächlich Maschinen einrichten und andere Vorarbeiten zur Organisation der Produktion leisten. Es gab zwei Röhrenwalzwerke. Jedes beschäftigte etwa 1500 Männer und Frauen, und nach kurzer Zeit war ich für das eine dieser beiden Werke voll verantwortlich. Im Spätjuni begannen wir mit der Produktion. Ich liebte die Verantwortung, trotz aller Gefahren, und gönnte mir in meinem Eifer, die Arbeit auf einer Dreischichten-Basis in Schwung zu behalten, kaum Zeit zum Schlaf.

Dann und wann ging ich durch den Betrieb, und wenn ich spürte, daß alles glatt vonstatten ging, war ich unaussprechlich glücklich. In solchen Augenblicken wußte ich im Mark meiner Knochen, was "Arbeitsfreude" heißt. Wenn es bloß weniger Spione und weniger Verdächtigungen gegeben und der Meltau von Furcht ein Ende genommen hätte, der den Geist der Leute vergiftete, und so schwer auf ihnen lastete!

Ich wußte wohl, daß jeder meiner Schritte, und zwar nicht nur im Betrieb, sondern auch in meinem Privatleben, beobachtet wurde. Ich hielt es für sicher, daß meine Privatsekretärin, eine Frau mittleren Alters, namens Tuwina, mürrisch und tüchtig, über mich rapportierte. Ebenso mein Chauffeur, mein Dienstmädchen, und zumindest einer, vielleicht auch mehrere, meiner Assistenten. Diese Erkenntnis verbannte ich in den Hintergrund meines Bewußtseins, aber sie war dort immer gegenwärtig wie ein heftiges Jucken, das meine Arbeit und mein Denken störte.

Wiederholt stellte ich fest, daß jedes Wort, das ich bei einer durch mich einberufenen mechanischen Produktionskonferenz sprach, Hantowitsch, dem Chef des Spezialdepartements, bekannt war und durch ihn natürlich auch dem verschlagenen Gerschgorin. An diesen Konferenzen gab es nichts Geheimes oder Bedeutsames. Gerne hätte ich darüber Protokolle ausgegeben, die jedermann sehen mochte. Aber es war die Technik der Spionage, die mich vor Ekel fast ersticken ließ. Gerade weil ich mich selbst nie als möglichen "Angeber" vorstellen konnte, verletzte mich dieses Spionieren wie eine Beleidigung.

Kein industrieller Prozeß funktioniert mit absoluter Vollkommenheit. Maschinendefekte, Fehler, Sorglosigkeit aus Übermüdung und irrige Produktionspläne kommen immer wieder vor. Dies ganz besonders in einer völlig neuen Fabrik, die ausländische Maschinen verwendet und bemannt ist zum Großteil mit unerfahrenen Arbeitern und solchen, die frisch vom Land kommen. Aber jeder unvorhergesehene Zwischenfall brachte die NKVD-Leute auf den Schauplatz, die aufgeregt nach dem Geruch von "Sabotage" und "Meuterei" schnüffelten. Offene Verhöre fanden in den Büros des Geheimdepartements statt, oft auch geheime nächtliche Befragungen und Einschüchterungen in den NKVD-Hauptquartieren der Stadt.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Im Falle eines Unfalls, gleichgültig wie belanglos er auch sein mochte, gab ich den Befehl, daß man mich unverzüglich rufen lasse, auch wenn man mich mitten in der Nacht wecken mußte. Aber wie rasch ich auch auf dem Schauplatz eintreffen mochte, die NKVD-Günstlinge waren durchwegs immer vor mir dort, verdächtigend und höhnisch anklagend.

Dies war die Atmosphäre, in der wir von allem Anfang an zu arbeiten hatten. Die älteren Ingenieure und Verwaltungsbeamten sahen darin das natürliche Klima der Sowjetindustrie und machten ihre privaten Witze über die allgegenwärtigen "Schreiber" an Ort und Stelle. Ich konnte mich niemals völlig akklimatisieren. Und diese Lebensbedingungen wurden mit jedem weiteren Monat schlimmer, als die Generalsäuberung, die durch Kirows Tod ausbrach, an Wucht zunahm. Schon nach einem Jahr schien Nikopol weniger ein Industriezentrum zu sein, als vielmehr ein Jagdgrund der Polizei und ihrer Geheimagenten.

III

Meine Mutter kam auf Besuch. Besonderen Eindruck machte ihr das vornehme Haus, seine teuren Möbel, der moderne Komfort und besonders die Tatsache, daß mir allein fünf Zimmer zur Verfügung standen. Ihr Zweitgeborener hatte sicher "seinen Weg gemacht"! Die Küche mit dem geräumigen Eisschrank und der reichlichen Versorgung zog sie an wie ein Magnet. Als ich einige Kollegen zum Nachtessen und einem anschließenden geselligen Abend ihr zu Ehren einlud, bestand sie darauf, selbst zu kochen. Pascha schaute bewundernd zu, als die Mutter ihres Arbeitgebers besondere Platten zubereitete, die ihr Sohn seit seiner Kindheit liebte.

Nach dem Essen kamen einige andere Gäste, unter anderem auch ein Werkmeister und mehrere Arbeiter aus dem Betrieb. Alle verhielten sich gegen die kleine Frau mit dem grauen Haar und dem gepflegten Aussehen äußerst zuvorkommend. Einmal flüsterte sie mir ins Ohr: "Du bist beliebt bei deinen Leuten, Vitja. Ich sehe es aus der Art, wie sie sich benehmen. Das ist gut, sehr gut!"

Als ich am folgenden Morgen meiner Mutter zum Abschied einen Kuß gab, bat ich sie, sich nicht allzusehr zu langweilen, da ich erst spät nach Hause käme. Es kam mir keineswegs in den Sinn, daß sie für diesen Tag ihre eigenen Pläne habe. Eine erste Ahnung ihrer Tätigkeit stieg mir an jenem Nachmittag auf. Einer der Ingenieure berichtete, er habe meine Mutter im Restaurant mit den Köchinnen und Serviertöchtern sprechen sehen. Offenbar hatte ihr jemand eine Zutrittskarte verschafft, dachte ich, und die Neugierde hatte sie direkt in die Küche geführt.

In jener Nacht kam ich so spät nach Hause, daß meine Mutter bereits zu Bett war. Am andern Tag wurde mir wiederum gemeldet, sie befinde sich auf dem Fabrikareal und, wie mein Gewährsmann berichtete, "sie streiche mit einem Notizbuch in der Hand

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

umher". Ich hörte, daß sie die Baracken, die Genossenschaftsläden und die Kinderkrippe besuchte. Ich hatte einen sehr strengen Tag im Büro, ohne geistige Muße, um über das "Umherstreichen" meiner Mutter besorgt zu sein.

Als ich am Abend nach Hause kam, saß sie an meinem Schreibtisch, die Brille tief unten auf ihrer kleinen Nase und kritzelte auf sehr geschäftliche Art auf ein Blatt Papier. Ich stellte keine Fragen und wartete ein wenig beunruhigt, bis sie die erste Bewegung mache. Nach dem Essen, als Pascha den Tisch abgeräumt hatte, sagte meine Mutter: "Und nun, Vitja, habe ich mit dir zu sprechen — und zwar ernst."

"Gut. Was quält dich, Mutter?"

Wie ein Bevollmächtigter, der seiner Versammlung Bericht erstattet, gab sie mir bekannt, sie habe eine gründliche Inspektion der Fabrik vorgenommen: Wohnungen, Kinderkrippen, Klubs, Baderäume und hygienische Einrichtungen. In ihrer Stimme lag ein Vorwurf.

"Ich bin entsetzt über das, was ich sah", faßte sie zusammen. "Bist du dir bewußt, wie deine Arbeiter hier behandelt werden? Was euch Direktoren und Beamte angeht, so seid ihr mit allem versorgt, die einfachen Arbeiter aber leben im Schmutz und werden vernachlässigt. Die Küche ist faul. Die Speisekarte ohne jede Abwechslung. Und was die Baracken anbetrifft — hältst du sie wirklich eines Sowjetarbeiters würdig?"

"Warum wirfst du das mir vor? Ich tue mein möglichstes. Mich kannst du kaum dafür verantwortlich machen."

"Du bist einer der Führer hier, Vitja, und solltest dich verantwortlich fühlen. Schau dein eigenes Leben an — quält dieser Unterschied nie dein Gewissen?"

"Es tut mir leid, aber das verstehst du nicht, Mutter. Wir Funktionäre sind keine Chefs im alten Sinne. Die Befehle kommen vom Zentrum, und uns sind Hände und Füße gebunden. Ich ließ das Speiselokal reinigen. Ich bestehe darauf, daß es dreimal täglich, nach jeder Schicht, gesäubert wird. Abgesehen von solchen Kleinigkeiten bin ich aber hilflos. Es ist eine Frage der Löhne, der Wohnungspläne und der für Bekleidung und Schuhwerk festgesetzten Preise — alles Dinge, die in Moskau beschlossen werden. Ich habe alle Hände voll damit zu tun, Röhren herzustellen."

"Wenigstens solltest du die Tatsachen kennen! Ich habe mir Notizen gemacht. Hier sind sie. Wußtest du, daß die Frauen für ihre Einkäufe vier und mehr Kilometer zur Stadt reiten oder gehen müssen? Warum gibt es hier keinen Markt, auf den die Kolchosbauern ihre Waren bringen können? Wie ich sehe, hast du ein eigenes, hübsches Badezimmer. Aber die Arbeiter! Tausende von Arbeitern benützen nur eine schmutzige Höhle, die den Namen Bad gar nicht verdient — und selbst diese funktioniert nicht."

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Weshalb gibt es in einem Unternehmen wie diesem, das zehn Millionen kostete, keine anständigen Waschräume für Männer und Frauen? Hier noch ein Beispiel, Vitja: Die Kinderkrippen: Nicht genügend Laufleinen, nicht genügend Arzneien, von gar nichts ist genügend da!"

"Du siehst das Bild schwärzer, als es ist", sagte ich niedergeschlagen. Ich zweifelte nicht daran, daß meine Mutter recht hatte.

"Ich mache dir keinen Vorwurf, mein Sohn, aber wenn es vielleicht du und die anderen Direktoren wissen, so kann etwas getan werden."

Nun war die geschäftliche Haltung meiner Mutter bereits zusammengebrochen. Dies war eine Pose, die sie nicht allzu lange aufrecht erhalten konnte. Ihre Augen schwammen in Tränen. Was sie gesehen hatte, hatte sie verletzt — sogar der Gegensatz zwischen der Bequemlichkeit ihres Sohnes und dem Elend der Arbeiter.

Ein paar Tage, nachdem sie nach Dnjepropetrowsk abgereist war, berief Genosse Koslow eine Konferenz von Technikern, Partei- und Gewerkschaftsbeamten ein. Das Parteibüro war überfüllt, als ich ankam. Es stehe nur eine Frage auf der Traktandenliste, sagte Koslow, nämlich die Lebensbedingungen unserer Arbeiter. Ich war aufgeregt. Hier bot sich, schneller noch als ich gehofft hatte, eine Gelegenheit, der Verwaltung die Tatsachen zu unterbreiten, die meine Mutter für mich zusammengestellt hatte! Was für ein glücklicher Zufall, sagte ich mir.

Viele Leute sprachen in jenen allgemeinen Phrasen, die der Gegenstand nahelegte. Selbstverständlich waren die Lebensbedingungen scheußlich, aber was konnte man dagegen tun? Als die Reihe an mich kam, war ich in der Lage, auf die Einzelheiten einzugehen. Da die Lektion meiner Mutter mir noch frisch im Gedächtnis war, wiederholte ich einfach ihre Angaben.

Ich gab nicht nur ihre Tatsachen, sondern auch ihren Zorn, ihren Kummer und ihre Vorwürfe wieder. Offenbar waren die meisten meiner Zuhörer ebenso bewegt wie ich vor einigen Tagen. Es gäbe viel, was wir tun könnten, sagte ich, selbst mit den uns zur Verfügung stehenden Mitteln, wenn wir nur nicht so sehr mit "unseren eigenen Geschäften" beschäftigt wären. Laßt uns damit beginnen, auch die täglichen Schwierigkeiten der Arbeiter als "unsere eigenen Geschäfte" anzusehen, erklärte ich.

"Woher hat wohl Kravchenko so zahlreiche Informationen?" fragte jemand.

"Ach, da steckt wohl seine Mutter dahinter", sagte Starostin, der Leiter der Gewerkschaft, und Spott lag in seiner Stimme. "Habt ihr das nicht gewußt: sie ist eine selbsternannte Schnüffelbrigade, die alles wie eine Barina auf ihrem Gut inspiziert und auskundschaftet ... Die große Dame glaubt, Nikopol gehöre ihr, weil ihr Sohn einer



Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

der Leiter ist. Wir verstehen diese Schnüffelei ... Sie schlägt politisches Kapital für ihren Sohn heraus!"

Allgemeiner Aufruhr herrschte. Alle sprachen zugleich. Das Blut stieg mir in den Kopf, und ich war sprachlos vor Wut. Koslow drückte meinen Arm, um mich zurückzuhalten.

"Still, Genossen!" rief er und schlug mit der Faust auf seinen Tisch. "Genosse Starostin spricht wie ein Dummkopf. Kravchenkos Mutter ist keine Barina, und er weiß das. Sie ist die Gattin eines alten Arbeiters, eines Veteranen von 1905, mit einer revolutionären Gefängnisvergangenheit. Du solltest dich schämen, sie anzugreifen. Willst du damit deine eigene Faulheit und Gleichgültigkeit gegenüber den Lebensbedingungen der Arbeiter verschleiern?"

Lautes Gelächter. Der Vorsitzende der Gewerkschaft war so allgemein verhaßt, daß eine Gelegenheit, ihn lächerlich zu machen und dazu noch mit dem Segen des Parteisekretärs, allzu günstig war, um übersprungen zu werden.

"Ich weiß zufällig, daß die alte Frau dich zu sprechen versuchte, Genosse Starostin, aber du wolltest sie nicht empfangen", fuhr Koslow fort. "Ohne Zweifel wolltest du nicht mit solchem Unsinn belästigt werden — wie Wanzen in den Baracken und schmutzigen Leintüchern in den Kinderkrippen. Aber ich habe mit ihr gesprochen — sie bewies eine Art von Sowjetinitiative, wie man sie selten sieht."

Also hatte meine Mutter nicht nur alles geprüft, sondern war auch mit ihren Resultaten zu den führenden Leuten gegangen! Dies hatte sie mir nicht verraten. Diese Konferenz war nicht Zufall, sondern der unmittelbare Erfolg ihrer "Schnüffelei". Welche Güte und welcher Mut besaß diese Frau! Trotz der Verlegenheit, in die sie mich gebracht hatte, überfloß mein Herz von Liebe zu ihr.

In den folgenden Monaten trug die naive Einmischung meiner Mutter Früchte. Ein Kolchosmarkt wurde in der Nähe des Betriebes eingerichtet. Die Säuglingsheime wurden gereinigt und mit mehr Leinen versehen. Die Geschichte des Feldzuges, den Frau Kravchenko für sie geführt hatte, machte bei den Arbeitern die Runde, und ihr Sohn nahm an dem bescheidenen "Ruhm" teil.

IV

Eines Nachts sah ich in der Stadt meine altjüngferliche Sekretärin, Genossin Tuwina, aus dem Nikopoler NKVD-Gebäude kommen. Ich hatte nie daran gezweifelt, daß sie über mich Bericht erstatte — den Vorgesetzten auszuspionieren ist ja die Hauptbeschäftigung der Sowjetsekretärinnen. Aber das Wissen um die Tatsache und die wirkliche Begegnung sind zweierlei. Am nächsten Tag gab ich unserem

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Personaldepartement die Anweisung, diese Frau aus meinem Büro zu entfernen und mir eine andere Kraft, wenn möglich einen Mann, zu empfehlen.

Wenige Tage später kam ein etwa zweiunddreißigjähriger Mann mit einer Empfehlung des Personalleiters zu mir. Sein Äußeres war bemerkenswert. Das erste Wort, das mir in den Sinn kam, als ich ihn erblickte, war *Vogelscheuche*. Er war ein mit Fetzen bedecktes Skelett. Seine Schuhe hatten Löcher, seine Hosen waren verflickt, seine Jacke ein roh geschneidertes Ding aus Sacktuch. Selbst in unseren sowjetischen Lebensbedingungen stellte er ein außerordentliches Exemplar von Elend dar. Seine verhungerten Gesichtszüge waren aber sauber geschnitten und wirkten unter dem rötlichen Haar, das an den Schläfen bereits ergraute, sogar anziehend.

"Ich weiß, wie ich aussehe, Genosse Kravchenko", sagte er, "aber ich bitte dich, dies nicht gegen mich auszulegen. Weißt du, ich komme eben aus einem Gefängnislager aus einer vierjährigen Haft. Das Personaldepartement weiß es. Wenn du mir eine Chance gibst, so bin ich überzeugt, daß du mit meiner Arbeit zufrieden sein wirst."

Er sprach wie ein gebildeter Mensch. Meine anfängliche Abneigung verwandelte sich in Mitleid. Der arme Kerl hatte offensichtlich eine schreckliche Leidenszeit hinter sich. Ich klingelte um Tee und belegte Brötchen. Er versuchte sich zu beherrschen, aß langsam und nur so nebenbei, aber es war offensichtlich, daß er Hunger hatte. Während wir sprachen, läutete mein Telephon. Romanow, ein bedeutender und liebenswürdiger Funktionär aus einer anderen Abteilung war am Apparat. Obschon nicht Parteimitglied, genoß Romanow das Vertrauen der ganzen Verwaltung Koslows.

"Victor Andrejewitsch", sagte er, "ich würde es als persönliche Gunstbezeugung ansehen, wenn du Bürger Groman, der sich jetzt in deinem Büro befindet, anstellen würdest. Er ist trotz seinem Mißgeschick ein verlässlicher Bursche."

"Kennst du ihn schon lange?"

"Nein, ich bin aber in der Lage, ihn empfehlen zu können."

"Danke, es ist nett von dir, mich das wissen zu lassen."

Während Groman im Empfangszimmer wartete, telephonierte ich der NKVD und wurde mit Gerschgorin verbunden. Es war meine Pflicht, ihm davon Mitteilung zu machen, da mein Sekretär wichtige amtliche Schriftstücke in die Hände bekam. Als ich ihm die Geschichte erzählte, bat er mich, einen Augenblick zu warten. Bald darauf war er wieder am Apparat und versicherte mir, er habe nichts einzuwenden, falls ich den Mann sonst für geeignet halte.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Als ich dem zerschissenen ehemaligen Häftling mitteilte, er könne in einem oder zwei Tagen zur Arbeit antreten, lächelte er zum erstenmal. Er war überwältigt und dankbar. Ich gab ihm Vorschuß und befahl dem Betriebsladen, ihm die notwendigen Kleidungsstücke auszuhändigen. Auch half ich ihm durch meinen Assistenten zu einem annehmbaren Zimmer in einer der Fabrikwohnungen.

Groman erwies sich sehr bald als intelligent und tüchtig. Er nahm mir viel Kleinarbeit ab. In besserer Kleidung, als seine Knochen langsam wieder Fleisch ansetzten und seine Augen lebendiger wurden, schien er ein neugeborener Mann. Oft kam er zur Arbeit in mein Haus, und gelegentlich fuhr ich ihn nach der Arbeit nach Hause. Unsere Beziehung fußte auf einer menschlichen Grundlage. Ich bedankte mich bei Romanow für die Empfehlung dieses erstklassigen Sekretärs.

Viele Wochen vergingen. Eines Morgens erschien Groman nicht mehr zur Arbeit. Ich vermutete, er sei krank. Als er auch am folgenden Tage sich nicht zeigte, wurde ich unruhig und beschloß, nach Arbeitsschluß jemanden in sein Haus zu senden, um nachzusehen, was los sei. Er hatte kein Telephon. Als ich einige in meinen Schreibtisch gestoßene Papiere durchsah, stieß ich auf ein paar handgeschriebene und zusammengefaltete Blätter. Ich erkannte Gromans Handschrift. Instinktiv vermied ich es, die Blätter zu berühren und las die einleitenden Worte: *"Lieber Victor Andrejewitsch. Wenn du diese Zeilen liest, werde ich nicht mehr in Nikopol sein. Ich versuche, zu fliehen aus diesem Land des Grauens. Selbst der Tod ist besser, als ein Leben als Sklave ..."*

Ich brach in kalten Schweiß aus. Nervös verschloß ich die Tür. Dann zog ich Handschuhe an und nahm den Brief in die Hände. Es war ein außerordentliches Schriftstück. Obgleich ich nicht mehr alle Worte in Erinnerung habe, prägte sich doch der Inhalt tief in meinen Geist ein:

*"Ich danke dir aus dem Grunde eines treuen russischen Herzens für alles, was du für mich getan hast. Deine Freundlichkeit hat in mir Gefühle der Menschlichkeit erweckt, die ich für tot und für immer verloren glaubte. Dies ist auch einer der Gründe für meinen Entschluß, zu fliehen. So mir Gott hilft, werde ich die Grenze überqueren. Werde ich erwischt, so wird man mich selbstverständlich erschießen. Ich hasse das Sowjetregime und seine Polizei mit einem tödlichen Haß. Obgleich ich kein Verbrechen begangen habe — es sei denn, Freiheitsliebe sei ein Verbrechen —, mußte ich ihre Folterkammern und Gefängnisse kennen lernen. Als ich entlassen wurde, merkte ich, daß meine Freiheit begrenzt war und ich nicht einmal Arbeit finden konnte, wenn ich mich nicht in den Dienst meiner Marterer stellte. Am Abend, bevor ich dich traf, war ich eben aus einem Konzentrationslager in Nikopol eingetroffen, wie man mir befohlen hatte. Ich ging zur NKVD und wurde vor Gerschgorin geführt. So kam ich zu dir. All das geschah — auch die Empfehlung durch Romanow — als Teil einer häßlichen Komödie,*

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

*deren Opfer du wurdest. Es machte mir nichts aus, als Spion zu arbeiten. Da ich alle Kommunisten hasse, war es für mich eine Gelegenheit zur Rache, indem ich einige von ihnen in Schwierigkeiten, je größere, desto besser, bringen konnte. In dir erblickte ich mein erstes Opfer. Aber sehr bald begann ich, dich zu achten und haßte mich selbst für das, was ich dir hatte antun wollen. Ich will, daß du weißt, daß ich nach einiger Zeit zum Hauptangeber wurde, was dich anbetrifft. Wenn ein Mensch einmal durch das Fegefeuer der NKVD hindurchgegangen ist, dann vertraut man ihm. Diese Teufel wissen, daß die Furcht ihre menschlichen Spielzeuge zur Treue zwingt. Täglich erstatteten die anderen Agenten deines Betriebs und deines Büros mir Bericht. Einmal wöchentlich verarbeitete ich ihre Angaben zu einem zusammenfassenden Bericht über deine Arbeit, deine Worte, deine Freunde und sogar dein Mienenspiel, zusammen mit Mängeln in der Arbeit deines Betriebes. Obschon sich die Spione gegenseitig nicht kannten, kannte ich sie alle. Das geringste, das ich dir als Dank für dein Mitgefühl tun kann, ist die Bekanntgabe dieser Menschen."*

Hier folgte eine Liste. Sie umfaßte Romanow, den freundlichen Romanow, den wir alle gern hatten und dem wir seiner sanften, väterlichen Art wegen vertrauten.<sup>22</sup> Sie umfaßte auch mehrere meiner engsten Kollegen im Betrieb, Vorarbeiter, einfache Arbeiter und Angestellte der Kommissariate. Das Netz der Angeber wob durch jeden Laden und jedes Büro der Fabrik und umfaßte alle Stufen des technologischen Vorgangs.

*"Hüte dich vor diesen Leuten, Victor Andrejewitsch! Sie achten die Wahrheit nicht. Ihre Laufbahn hängt vom Aufdecken von Anschlägen ab, und sie werden in Versuchung geführt, Anschläge zu erfinden, um sie aufzudecken. Du solltest wissen, daß Menschen, die von den Tschekisten körperlich gebrochen und seelisch demoralisiert worden sind, alles tun, alles gestehen und jedermann anklagen. Mehrere von diesen umgeben dich — hier folgten wieder Namen — auch ich war einer von ihnen. Vermutlich wirst du diesen Brief als Falle betrachten. Dies kann ich dir nicht verübeln. Ich kann nur bei Gott und meiner verehrten Mutter schwören, daß ich hiermit versuche, jene Wochen wieder gutzumachen, die ich darauf verwendete, einen Mann auszuspionieren, der mir freundlich gesinnt war und den Menschen in mir achtete. Ob du mir glauben willst, das sei deinem eigenen Gefühl anheimgestellt. Wenn du diesen Brief Gerschgorin aushändigst, so wird er mich als Lügner brandmarken und unverzüglich sein Spionagenetz erneuern. Wenn du mir aber vertraust, so vernichte diesen Brief, heuchle Unwillen über mein geheimnisvolles Verschwinden, und niemals wird bei ihnen der Verdacht aufkommen, ich habe sie verraten. Wie auch immer du dich entscheidest, ich bitte dich um all dessen willen, was dir heilig ist, mir wenigstens einen Tag Schutzfrist zu gewähren, ehe du mein Verschwinden meldest. Dieser Tag kann über Leben und Tod entscheiden. Ich bitte dich auf meinen Knien darum, mein lieber Victor Andrejewitsch. Ich danke dir für alles, was du für mich getan hast. Dank auch für die Hilfe, ein*

---

<sup>22</sup> Er trat bei Kravchenkos Prozeß in Paris gegen ihn auf.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

*anständiges Menschenwesen wieder dem Leben zurückzugeben, das von seinen Henkersknechten beinahe ausgelöscht worden wäre. Wenn ich am Leben bleibe, so werde ich immer für dich beten."*

Eine innere Stimme hieß mich, dem Flüchtling Glauben zu schenken. Vielleicht war ich auch dazu gelangt, seiner Art zu vertrauen, die er mir in unseren Gelegenheitsgesprächen der vergangenen Wochen offenbart hatte. Trotz dieser inneren Überzeugung war es mir, als spiele ich mit meinem Leben, als ich mir die Namen herauschrieb, die er mir angegeben hatte. Dann verbrannte ich den Brief und beseitigte vorsichtig jede Spur von Asche.

Gegen Feierabend schickte ich einen Boten nach Gromans Zimmer. Er berichtete mir am folgenden Morgen, die Familie, bei der Groman wohnte, hätte gesagt, er sei seit zwei Tagen nicht mehr zu Hause gewesen. Daraufhin rief ich das Personaldepartement an und fragte mit vorgetäuschem Zorn, warum sie mir keinen verlässlicheren Sekretär finden könnten. Dies sei der dritte Tag, da er seiner Arbeit fern bleibe, ohne auch nur eine Erklärung abzugeben — beklagte ich mich.

Noch in derselben Stunde kam Gerschorn persönlich, begleitet von einem Uniformierten, in großer Aufregung zu mir. Sie stellten mir Fragen, durchsuchten Gromans Schreibtisch und gingen wieder. Ob dem Flüchtling die Flucht geglückt war, konnte ich nie erfahren. Die Chancen, sich unbemerkt über eine Sowjetgrenze zu schleichen, sind sehr gering, und doch ist Hunderten das Wagnis geglückt.

Die Informationen über die Spione meiner Umgebung waren wertvoll. Sie versetzten mich in die Lage, mich und manchmal auch andere zu schützen. Wenn ich wollte, daß etwas unverzüglich die Ohren der Polizei erreichte, brauchte ich es bloß beiläufig in Hörweite der Angeber bei den Schmelzöfen, in der Werkzeugabteilung, vor dem Leiter der Auslieferungsabteilung, Ingenieur Makarow, vor Vorarbeiter Judawin, dem Gewerkschaftsbeamten Iwanow, Starostins Assistenten, zu erwähnen. Die gesellschaftliche Beziehung mit Romanow wurde eine schmerzliche Angelegenheit, und doch konnte ich ihn nicht fallenlassen, ohne Verdacht zu erregen.

Gromans Nachfolgerin war eine junge, hübsche und arbeitsame Komsomolzin. Zweifellos hob sie die Fäden der Spionage dort auf, wo sie der unglückliche Groman fallen gelassen hatte.

Auch der Name meines Chauffeurs war auf Gromans Liste gewesen, was mich kaum überraschte. Er erstattete der Informationsabteilung der NKVD direkt Bericht. Aber der Name meines Dienstmädchens Pascha stand nicht auf der Liste. Ich erfuhr jedoch zeitig, daß dies entweder ein Versehen war oder daß Groman einfach nichts von ihr wußte.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Eines Tages, da Pascha bereits fast ein Jahr in meinem Hause war, kehrte ich von einem Besuch aus Moskau zurück. Sie half mir meine Koffer auspacken. Ich hatte ihr ein paar Geschenke gekauft — einen grellbedruckten Schal, mehrere Wollstrümpfe und ein paar Hausschuhe. Wie mir schien, nahm sie diese Geschenke mit merkwürdiger Zurückhaltung an.

"Gefallen sie dir nicht, Pascha?" fragte ich.

"O doch, und ich danke vielmals, Victor Andrejewitsch."

Aber noch am selben Abend kam Pascha, nachdem sie das Essen aufgetragen hatte, mit den Geschenken ins Eßzimmer. Sie weinte laut, nach Bauernart. Fragend blickte ich sie an.

"Ich kann diese Dinge nicht annehmen, Victor Andrejewitsch", schluchzte sie. "Bitte, bitte nimm sie wieder zurück."

"Nun gut, aber sag mir warum. Welch ein Geheimnis ist das?"

"Gott möge mir verzeihen," sagte sie und bekreuzigte sich, "aber ich kann es dir nicht sagen. Aber zwing mich nicht, diese Geschenke zu behalten."

Aber nach einigem Drängen und dem Versprechen der Verschwiegenheit, erzählte sie es mir. Es kam auf folgendes heraus: Sie könne diese Geschenke von einem guten Menschen nicht annehmen, während sie als Spionin gegen ihn handle.

"Ja, seit ich bei dir bin, habe ich wöchentlich der NKVD Bericht erstattet", sagte sie. "Ich kam vom Land und erhielt diese Anstellung. Kaum hatte ich mich aber in deinem Haus niedergelassen, als man mir befahl, zur NKVD zu kommen, wo man mir erklärte, was ich zu tun habe. Ich weigerte mich, weinte und sagte, es sei gegen meine Religion, aber der uniformierte Mann sagte nur: *Pascha, sei keine Närrin. Du willst doch, daß dein Vater aus der Verbannung zurückkommt, nicht wahr? Nun, wenn du uns aufrichtig und treu dienst, so wollen wir das besorgen.* Wöchentlich gehe ich in ein Privathaus in Nikopol und erzähle alles, was ich weiß, besonders wer hierher kommt und was gesprochen wird. *Schimpfen sie über die Regierung?* fragen sie mich, und ich bekreuzige mich immer und sage: *Nein, im Gegenteil.* Sie lachen, wenn ich mich bekreuzige, diese Ketzer!"

Ich überzeugte die arme Pascha von meiner Verzeihung. Ich würde niemals erzählen, was sie mir gesagt habe, falls auch sie den Mund halte. Ich überzeugte sie sogar, es sei nun, da sie mich in ihr Vertrauen gezogen habe, nur recht und billig, die Geschenke anzunehmen.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

In der kommenden Zeit meines Aufenthaltes in diesem Hause fuhr Pascha fort, über mich Bericht zu erstatten. Wir kamen nie mehr auf ihre tränenreiche Beichte zurück. Aber mehrmals stellte sie mir Fragen, mit denen sie zweifellos feststellen wollte, ob es mir erwünscht sei, daß sie gewisse Vorkommnisse weitermelde. Ich gab ihr zu verstehen, daß ich nichts zu verbergen hätte, und daß in jedem Fall das, was sie verschwieg, doch nur durch andere angezeigt werde.

Gewöhnlich waren einige ausländische Ingenieure, Amerikaner und Deutsche, in Nikopol, um importierte Maschinen einzurichten und ihre Leistungsfähigkeit zu erhöhen. Für die Russen aller Klassen waren sie zugleich Gegenstand der Anziehung und der Furcht. Sich ihnen beizugesellen — "Kontakt mit Klassenfeinden" aufzunehmen — war gefährlich, aber gerade diese Aura von Gefahr gab ihm eine Art von Reiz. Gut gekleidet, in ihrer Rede und ihrem Gebaren frei, erschienen sie wie Bewohner eines andern Sterns. Die völlige Furchtlosigkeit, mit der sie arbeiteten und sprachen und zu einem gewissen Grade sogar Kritik übten — als gäbe es keine NKVD, keinen Gerschorn und keine Angeber — war am bemerkenswertesten.

Als Genosse Brachko vorschlug, ich solle zwei Amerikaner in mein Haus aufnehmen, war ich offensichtlich beunruhigt. Die fraglichen Männer kamen aus Youngstown. Ihre Arbeit in Nikopol sollte mehrere Monate in Anspruch nehmen. Das hiesige Hotel war armselig. Als Junggeselle mit einem großen Haus konnte ich mich nicht weigern, sie aufzunehmen. Aber ich befürchtete Schwierigkeiten aus diesem erzwungenen "Kontakt mit fremden Klassenelementen."

Larry und Joe waren große, blonde, freundliche Männer, von ihrer eintönigen Umgebung verwirrt und litten offenbar an Heimweh. In den Monaten, da sie meine Gäste waren, wurden wir, trotz den Hindernissen der verschiedenen Sprache, Freunde. Kein einziges Mal berührte einer von ihnen politische Fragen. Einem Sowjetbürger, für den Politik und Leben beinahe dasselbe sind, kam diese Gleichgültigkeit nicht nur unglaublich, sondern unnatürlich vor. Der Geist dieser Amerikaner richtete sich nur auf ihre Arbeit. In der Freizeit erzählten sie Geschichten, spielten Karten und hielten nach "Gesellschaften" Ausschau. Gesellig und völlig offen in ihren Beziehungen zu anderen Menschen, konnten sie nie verstehen, warum sie so völlig allein gelassen, warum sie so selten von den Männern, mit denen sie im Betrieb zusammen arbeiteten, eingeladen wurden.

Larry und Joe waren ein paar Wochen bei mir gewesen, als Gerschorn mir eines Morgens früh anrief.

"Deine Amerikaner gehen heute auf die Jagd", teilte er mir mit.

"Ich weiß. Warum?"

## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Ich wünsche, daß du mir telephonierst, sobald sie das Haus verlassen haben. Gib deiner Magd frei und Sorge dafür, daß sie nicht vor fünf Uhr zurückkommt."

Nach dem Frühstück machten sich die Amerikaner gut gelaunt auf den Weg. Sie klopfen mir auf ihre überschwengliche Art auf den Rücken und versprachen, alles was sie ergattern könnten, mir zu bringen. Es blieb mir keine Wahl, als der NKVD anzurufen. Ungefähr um elf Uhr kam Gerschorn in Begleitung eines zweiten Mannes. Sie betraten mein Haus, als gehöre es ihnen, und bewegten sich, als seien sie mit jeder Einzelheit vertraut. Ein quälender Gedanke kam mir: Wahrscheinlich haben sie in meiner Abwesenheit den Ort schon oft durchsucht!

Im Zimmer meiner Gäste machten die Agenten eine gründliche Durchsuchung. Sie durchsuchten das Innere der Taschen, die Aufschläge der Hosen, Hemdmanschetten, die Aufschläge der Jacken, Schuhsohlen und alles, das irgendwie als Versteck hätte dienen können. Alle Bücher, Zeitschriften, Notizbücher und Briefe wurden gründlich durchsucht. Einige Gegenstände wurden photographiert. Jeder Name und jede Telephonnummer wurden sorgfältig abgeschrieben. Gerschorn schien besonders vom Rasierzeug der Amerikaner beunruhigt. Er drückte und schüttelte die Rasierapparate, studierte die Bürsten und betastete die Crémétuben, vielleicht überzeugt, dies seien die wahrscheinlichsten Verstecke der amerikanischen Geheimnisse. Gerschorns Begleiter war kein hiesiger Agent. Er sprach offensichtlich gut englisch.

Um vier Uhr war die Durchsuchung beendet. Die Polizeiaagenten hatten nichts gefunden, denn in ihren Gesichtern leuchtete keine Entdeckerfreude.

"Du begreifst natürlich, Genosse Kravchenko, daß kein Wort darüber bekannt werden darf", sagte Gerschorn. "Sollte etwas durchsickern, so wird die NKVD unmittelbar dich dafür verantwortlich machen. Unterschreibe diese Bestätigung!"

Es war ein Formular, jedermann vertraut, der einmal mit der Geheimpolizei zu tun gehabt hatte: Eine "freiwillige" Verpflichtung, den Mund zu halten. Als die Leute gingen, schritt ich niedergeschlagen durch das Haus, ein Fremdling in meinem eigenen Heim. Ich schämte mich, den Amerikanern bei ihrer Rückkehr ins Gesicht zu sehen, und erfand einen Vorwand, um den Abend auswärts zu verbringen.

Ich war überzeugt, daß keiner von ihnen auch nur den leisesten Verdacht hatte, daß seine Sachen durchsucht worden waren, oder daß jede Minute seines Aufenthalts in Rußland überwacht und ausspioniert wurde. In einem mitteilbaren Augenblick, lange nachdem die beiden Nikopol verlassen hatten, erlaubte mir Gerschorn einen Blick in ihre Dossiers zu werfen. Sie enthielten unter anderem Photographien, welche die Fremden in kompromittierenden Umständen mit Frauen in einem Moskauer Hotel zeigten. In jenem Hotelzimmer hatten sie sich wohl kaum träumen lassen, daß versteckte Photographen diese Gelegenheitsliebesabenteuer festhielten. Gerschorn



Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

schmatzte genießerisch mit seinen dicken Lippen, als er ein anstößiges Bild nach dem andern zeigte.

"Aber wozu brauchst du sie?" fragte ich. "Die Männer sind wieder in Amerika. "

"Ja, sie sind wieder in Amerika. Aber du kannst Gift drauf nehmen, daß sie keine pöbelhaften Artikel gegen unser sozialistisches Vaterland schreiben werden, wie dies einige amerikanische Bastarde taten, nachdem sie unser gutes Gold genommen und unsere beste Nahrung gefressen hatten."

Ein anderer ausländischer Ingenieur, dessen Mißgeschick in Nikopol mir noch im Gedächtnis ist, hieß Lentz. Er war ein Deutscher, mit einem Stierennacken, der in drei deutlich abgegrenzte Fettwülste zerfiel. Er war hierher geschickt, um wichtige Maschinen zu installieren. Obschon er mit zwei Dolmetschern ausgerüstet war, zog ich es vor, durch einen meiner Leute im Betrieb, Jurew, der etwas Deutsch sprach, mit ihm zu verkehren.

Die eine Dolmetscherin von Lentz war eine Agentin aus Dnjepropetrowsk, die zu diesem Anlaß nach Nikopol gesandt worden war. In ihren frühen Dreißigerjahren, lebhaft und ganz hübsch, hatte sie keine Schwierigkeiten, ihre Aufgabe zu erfüllen. Es war bald ein offenes Geheimnis, daß Alexandra mit Lentz zusammenlebte. Sie prunkte mit Seidenstrümpfen, ausländischen Handtaschen und anderen verräterischen Geschenken. Die NKVD jedoch mußte beschlossenen haben, daß eine Frau nicht genüge und fügte dem Stab noch die junge Natascha bei.

Natascha war die Tochter eines Priesters, der schon seit Jahren verbannt worden war, und sie war deshalb in der Stadt bekannt. Noch nicht ganz zwanzig Jahre alt, war sie von einer zarten, fast kindlichen Schönheit. Durch Jurew wußte ich, daß sie durch Drohungen gegen ihren Vater und durch Versprechungen, daß er ihr schreiben dürfe, dazu gezwungen wurde, Dolmetscherin von Lentz zu werden. An einem schönen Sonntag gingen der Deutsche, seine beiden Dolmetscherinnen und ein angeblicher Freund von ihnen, ein "Fahrer", auf eine Bootsfahrt auf den Dnjepr. Sie hatten ganze Mengen von Nahrungsmitteln, Wein und Wodka, im Motorboot und ein Grammophon mit russischen und deutschen Platten als romantische Beigabe. Nachdem sie an einem kühlen und hübschen Plätzchen am Ufer des Flusses gespeist hatten und der Musik zuhörten, ging der "Fahrer" mit der älteren Frau auf einen Spaziergang. Lentz, der nun von Wein, Frauen und deutschen Liedern langsam erglüht war, blieb in Gesellschaft der schmackhaften Natascha zurück.

Wie erwartet, verliebte er sich. Das Mädchen widersetzte sich, halb ermunternd, halb zurückhaltend, seinen Angriffen. Ingenieur Lentz wurde immer zudringlicher. Gerade in dem Augenblick, als er ihre Bluse aufriß und ihre Mädchenbrüste entblößte, glaubte der Deutsche in den nahen Büschen ein Geräusch zu vernehmen. Er ließ seine Beute fahren

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

und war mit einem einzigen Satz im Gebüsch, gerade als der "Fahrer" eine zweite Photographie des Schauplatzes knipsen wollte.

Lentz, sichtlich ernüchtert, entriß ihm den Apparat, brach ihn in Stücke und warf ihn in den Fluß. Er sagte dem NKVD-"Fahrer" alle Schande und kehrte nach Hause zurück. Als er sich am folgenden Tage bei der Verwaltung beschwerte und drohte, das Vorkommnis der deutschen Gesandtschaft zu berichten, wurde ihm versichert, dies sei nur ein Streich ohne politische Bedeutung gewesen. Lentz aber war kein Dummkopf.

"Ich bin ein besserer Photograph als eure Polizei", prahlte er und brüllte vor Lachen: "Schaut euch mal diese Serie an!"

Und er zeigte eine Reihe von Bildern, die ihn und Alexandra in erotischen Stellungen darstellten.

"Wenn eure Regierung Bilder von mir und der hübschen Natascha wünscht, so wäre ich dem gerne nachgekommen", sagte er. "Ihr hättet euch die Spesen für Motorboot und Picknick ersparen können. Wie ihr seht, bin ich selbst ein fanatischer Photograph."

Lentz wurde bald gebeten, Rußland zu verlassen. Seine Einwilligung, sich nicht bei der deutschen Gesandtschaft zu beklagen, wurde wohl in guten, deutschen Mark bezahlt. Alexandra kehrte nach Dnjepropetrowsk zurück, wo sie für ihr Talent reichliche Möglichkeiten bei den zahlreichen fremden Technikern, die in jener Stadt arbeiteten, erhielt. Ob Natascha jemals mit dem Vorrecht, ihrem Vater schreiben zu dürfen, bezahlt wurde, weiß ich nicht. Jurew wurde, als man ihn im nächsten Jahr verhaftete, unter anderem angeklagt, "mit deutschen Faschisten gemeinsame Sache gemacht zu haben". Die Anklage fußte ausschließlich auf seinen gelegentlichen Dolmetscherdiensten bei Lentz.

(13) **Schneller, schneller**

*1935: Das "Stachanow-Wunder" und die Auswirkungen in der Nikopoler Fabrik – Der Arbeiter Kirjuschkina – Anfang 1936: Ordschonikidse ruft Kravchenko zum Bericht nach Moskau – Sklaven der NKVD (Zwangsarbeit) – Victors Vater darf sich in der Fabrik umsehen, äußert danach differenzierte Kritik.*

I

Im September 1935 ereignete sich im Kohlengebiet des Donezbeckens ein "Wunder". Ein Arbeiter Namens Stachanow förderte in einer einzigen Schicht 102 Tonnen Kohle zutage — das Vierzehnfache des normalen Ertrages pro Grubenarbeiter! Wenige Ereignisse der ganzen modernen Geschichte sind mit einem so anhaltenden, übertriebenen und schauspielerischen Beifall begrüßt worden. Es war sicherlich ein ganz weltliches Wunder und an den Rändern etwas schäbig. Für einen praktischen Ingenieur lagen die Täuschungen ziemlich offen zutage. Es war klar, daß bestimmte Bedingungen, bestimmte Werkzeuge und Hilfe herbeigeschafft worden waren, um Stachanow diesen Rekord zu ermöglichen.<sup>23</sup> Es handelte sich um ein für den Kreml zurechtgelegtes Wunder, das ihm gestattete, eine neue Religion von Stapel laufen zu lassen — die Religion der Beschleunigung.

Was Stachanow getan hatte, konnten alle Grubenarbeiter tun! Was Grubenarbeiter leisten konnten, das konnten auch alle anderen Industrien leisten! Zusammenfassend bedeutete die neue Religion folgendes: Zweifler wurden verurteilt und brauchten nicht erst auf das nächste Leben zu warten, um ihren Anteil am Fegefeuer zu erhalten. Techniker, die praktische Einwände machten, waren Defaitisten, Feinde des Stachanowismus! Arbeiter, die das vom Donezkohlengraber erreichte Maß nicht erfüllen konnten, waren Drückeberger!

Moskau schrie die neuen Stachanowschen Schlagworte in die Welt hinaus. Telegraphische Befehle aus den Hauptquartieren von Charkow und Moskau begannen Nikopol zu überschwemmen. Jeder Befehl war eine grobe Drohung. Wir mußten unverzüglich Stachanowbrigaden schaffen als Schrittmacher für die Nachhinkenden. Ingenieure oder Oberaufseher, die Einwände erhoben, wurden als Saboteure behandelt.

Unser Betrieb hatte noch keine sechs Monate gearbeitet. Man arbeitete mit vielen Belastungen in drei Schichten. Weder die Menge noch die Qualität des Stahls und

---

<sup>23</sup> Nach russischer Wikipedia hatte sich der zuständige Parteifunktionär der Mine (K.G. Petrov) eine zweckmäßigere Arbeitsteilung (im Sinne des Taylorismus) ausgedacht, die dann mit einer sorgsam ausgewählten Arbeitsgruppe getestet wurde, derjenigen von Alexej Stachanov. Das neue Prinzip führte zu einer entsprechenden Änderung der Arbeitstechnologie im sowjetischen Bergbau.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

anderer Rohstoffe waren hinreichend. Die Arbeiter waren meist Anfänger und die Leiter meist unerfahren. Wegen der Unterernährung und den schlechten Lebensbedingungen waren die körperlichen Leistungsfähigkeiten des Personals schlecht. Was wir am meisten brauchten, war eine langsamere Ergänzung des Produktionsvorgangs. Dies schien der schlechtest gewählte Augenblick, um die Arbeiter und die Maschinen zu überlasten. Der Schlüssel zu einer regelmäßigen Produktion wäre gleichmäßige Gemeinschaftsarbeit und nicht Rekordsucht gewesen. Über 1500 Arbeiter, die an einer gemeinsamen Aufgabe arbeiteten, bei der eine Handlung aus der andern resultierte, konnten die Arbeit nicht willkürlich beschleunigen, ohne die ganze Produktion ins Wanken zu bringen.

Aber Befehl war Befehl. Parteiführer Koslow und Direktor Brachko riefen die Ingenieure und Abteilungsleiter zusammen. Genosse Brodski vom Stadtkomitee war auch anwesend. Beide, Brodski und Koslow, mochten als Laien über die Anwendung des Stachanowsystems in unseren Werken einige Illusionen haben. Brachko aber war ein praktischer Industrieller und sah die Sinnwidrigkeit ebenso klar wie ich. Aber wir hatten beide keine Wahl und mußten in Ordnung und Wirksamkeit stachanowsche Beschleunigungsbrigaden aufstellen, koste es was es wolle.

"Gestattet Genosse Brachko eine Frage?" sagte einer der Ingenieure.

"Sprich nur, Lasar Petrowitsch."

"Ich bin der Leiter einer Abteilung, die 180 Mann beschäftigt; wenn einige von ihnen rascher arbeiten als die übrigen, so wird die ganze Abteilung in ein Chaos verwandelt. Sag mir bitte ganz konkret, was ich tun soll, um den Stachanowismus zu fördern?"

Brachko konnte es ihm selbstverständlich nicht sagen. Er konnte bloß die Schlagworte wiederholen, die von Moskau ausgegeben wurden und sich selbst in sinnlosen politischen Sprüchen verwickeln. Er tat mir leid. Er war ebenso sehr wie wir andern das Opfer einer umfassenden Super-Planung.

Schließlich war auch ich in meinem eigenen Werk verpflichtet, zu dieser künstlichen Beschleunigung Zuflucht zu nehmen, die ich in meinem Herzen für ein Verbrechen gegen Maschinen und Arbeiter hielt. Auf direkten Befehl des Parteikomitees gruppierte ich die Arbeit um und vereinigte die besten Arbeiter, Werkmeister und Ingenieure in einer einzigen Schicht. Dann wählten wir die besten Werkzeuge und Materialien aus und reservierten sie für diese besondere Schicht. Nachdem wir unsere Karten so verteilt hatten, gaben wir das Startzeichen für dieses blendende Spiel.

Eines Abends um elf Uhr begann die "Stachanowschicht" ihre Arbeit in Gegenwart von Reportern und Photographen. Wie erwartet, überschritt sie die Normalquote um 8 %. Es gab strahlende Schlagzeilen. Glückwünsche von Beamten der Hauptstädte

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

trafen ein. Jedermann atmete wieder freier — wir hatten den Blitz abgelenkt. Als verantwortlicher technischer Leiter erntete ich einen Großteil des Lobes.

Aber dieser "Sieg" an der Industriefront verursachte mir bloß Übelkeit. Er war im Grunde genommen betrügerisch und mußte notwendigerweise Rückschläge zur Folge haben. Die beiden anderen Schichten, die ihres besten Personals und ihrer besten Werkzeuge beraubt waren, verloren mehr, als die begünstigte Gruppe eingebracht hatte. Durch den Gegensatz schienen sie unwirksam, wenn nicht geradezu "faul". Natürlicherweise waren sie wütend darüber, daß sie zum Sündenbock gemacht wurden. Sie fluchten über die Glücklichen und die Funktionäre.

Durch die ganzen Sowjetlande wurde die Beschleunigung zu einer wütenden Schlacht, die sich in der vertrauten Atmosphäre von Furcht und Unterdrückung abspielte. Tausende von Verwaltern wurden entlassen, viele von ihnen wegen Sabotage der neuen "sozialistischen Produktion" und für "Versagen bei der Durchführung der Stachanow-Bedingungen" verhaftet. Jedes Zurückbleiben der Produktion wurde den Ingenieuren und Technikern zur Last gelegt. Das in der Öffentlichkeit gemalte Bild zeigte, wie die Arbeiter willig die Produktion steigern wollten, aber von verschlagenen Leitern "gebremst" wurden.

Dadurch wurde ein Keil zwischen die Arbeiter und den technischen Stab getrieben.

Selbst dem einfachsten Fabrik- oder Grubenarbeiter war es klar, daß die neuen Rekorde, die durch die erzwungene Beschleunigung erzielt wurden, nun bald als "Norm" für jedermann aufgestellt würden.

Als im November die Schlacht ihren Höhepunkt erreichte, erfolgte die Einberufung einer nationalen Versammlung führender Stachanow-Männer nach Moskau. Stalin hielt eine Rede und überhäufte sie mit Schmeicheleien, indem er ihren Eifer der Rückständigkeit der anderen Arbeiter gegenüberstellte. Von da an wurden die Stachanowiter tatsächlich zu einer Arbeiterelite, die viel mehr verdiente, als ihre Genossen und alle Arten von Vorteilen genossen — besonders was Nahrung und Kleidung anbetraf — , die dem gewöhnlichen Arbeiter nicht zugänglich waren.

So jagte der Kreml einen Keil zwischen die verschiedenen Arbeiterschichten. Die altbekannte Technik der Aufteilung wurde unter dem Banner des "aufbauenden Sozialismus" auf die ganze Nation ausgedehnt.

Es dauerte nicht lange, bis sich die schlimmsten Befürchtungen der Arbeiter verwirklichten. Scharfe Befehle trafen ein, die Produktions-"Normen", nach denen die Löhne ausbezahlt wurden, zu revidieren und sie 10 bis 20 Prozent zu erhöhen. Dies war nichts anderes als ein deutlicher Befehl, 10 bis 20 Prozent Mehrarbeit beim selben Lohn herauszuschinden. In meinem Betrieb von 1500 Mann eigneten sich vielleicht 200 als

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Stachanowiter oder Beschleunigungskönige. Für die andern bedeutete die Erhöhung der Norm einfach eine ernstliche Beschneidung ihres Verdienstes. Der allgemeine Groll war still, mürrisch, aber unmißverständlich.

Um dem Unrecht noch eine Beleidigung hinzuzufügen, mußten die neuen Normen von den Arbeitern selbst nicht nur "freiwillig", sondern sogar begeistert gefordert und angenommen werden. Diese Posse fand in einer Reihe von Versammlungen statt. Zuerst wurde eine, die ganze Fabrik umfassende Versammlung führender Parteileute, Techniker, Gewerkschaftsführer und "Aktivisten" der Arbeiter einberufen. Sie mußten die Verantwortung für die Erziehung der Arbeitermassen zum "Verständnis" und zur Annahme der neuen Anteile übernehmen.

Alles war vorbereitet und zum vornherein ausgeprobt. Stalins Rede zum Lobe der Stachanowiter wurde verlesen. Starostin erklärte der Gewerkschaft, Koslow der Partei, andere dem technischen Personal schlankweg, daß die niederen Normen, die damals in Kraft waren, eine Beleidigung für den sozialistischen Eifer und produktiven Geist unserer Partei und Fabrik seien. Ehrgeizige Kommunisten, die nach Anerkennung und Beförderung strebten, benützten diese Gelegenheit, um ihre Verehrung für Stalin in Reden zu bekunden, die in Presse und Rundfunk wiederhallten.

Schließlich wurde "einstimmig" eine Resolution angenommen, in der man eine hohe Steigerung der Lohnanteile vorschlug.

Dann wurden getrennte Versammlungen der verschiedenen Einzelwerke einberufen, an denen alle Arbeiter teilnahmen. Technische und politische Führer proklâmierten, unterstützt von "Aktivisten", die erprobten Schlagworte und Vorschläge. An der Versammlung meines Werkes saßen die Arbeiter mürrisch, schweigsam und teilnahmslos da. Automatisch zollten sie jeder Erwähnung von Stalins Name Beifall. Die schwitzenden Parteibüffel, die im ganzen Saale verstreut waren, vermochten nicht die erwünschte Temperatur von Begeisterung anzufachen. Die meisten Männer und Frauen hatten soeben acht Stunden harter Arbeit hinter sich. Sie waren müde, gelangweilt und hatten nur den einen Wunsch, die Komödie bald zu beenden und nach Hause zu gehen. Ein Bericht über die ruhmreichen Erfolge der Stachanowiter wurde vorgelesen, neu vorgeschlagene Lohnziffern bekannt gegeben. Dann verlangten einige Gewerkschaftsmitglieder, die schon zuvor zu diesem Zweck bearbeitet worden waren, das Wort und befürworteten die Annahme der neuen Vorschläge. Damit begann die Abstimmung ...

"Genossen, ich schlage vor, daß die Resolution einstimmig angenommen wird", rief der Gewerkschaftsvorsitzende, wie man es ihm eingebleut hat.

Wer ist dafür? Ein Wald träger Hände. Wer ist dagegen? Schweigen. Plötzlich rief eine Frauenstimme: "Genosse Vorsitzender, Kirjuschkin hat nicht gestimmt."

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Zum erstenmal kommt Leben in die Versammlung. Ein Rebell in unserer Mitte! Ein Löwe unter den Hasen! Irgendein dunkler Kirjuschkin, wer das auch immer sein mochte, wagte es, seine Hand nicht zu erheben und sein Verbrechen gegen den Sozialismus war augenblicklich aufgedeckt! Rebellion am einen Ende, Wachsamkeit am andern, das Land war noch eben zur rechten Zeit gerettet worden ...

"Genosse Kirjuschkin, hast du nicht gestimmt?" fragte der Vorsitzende verdrießlich.

Ein abgezehrter, demütig aussehender Mann stand auf. Sein mit Öl beschmiertes Gesicht war ruhig, und er sprach mit Würde.

"Wozu soll ich stimmen?" sagte er und zuckte pathetisch mit den Schultern. "Auf die eine oder andere Art wird die Norm doch angenommen. Meine Aufgabe ist die Arbeit, und ich arbeite. Was willst du sonst noch? Nun gut, hier ist auch meine Stimme." Er hob seine schwielige Hand. "Meine Frau und meine Kinder erwarten von mir, daß ich mehr Geld verdiene, und dies bedeutet, daß ich nur noch weniger heimbringe ..."

Einige Leute lachten, aber im allgemeinen blieb die Zuhörerschaft schweigsam und war von den Worten und dem Auftreten des Mannes gerührt.

"Genossen, Kirjuschkin kompromittiert die Versammlung und bewirft die große stachanowitische Bewegung mit Schmutz!" schrie jemand. "Er hat kein Klassenbewußtsein !"

"Klassenbewußtsein?" Kirjuschkin, noch immer stehend, zuckte wiederum mit den Schultern. "Ich weiß nicht, was du meinst. Ja, ich bin mir bewußt, daß ich nur 540 Rubel monatlich verdiene und drei Kinder und eine Frau zu ernähren habe."

"Genug mit dieser Komödie! Wir wollen die Resolution annehmen!" unterbrach ihn der Vorsitzende. Aber der mürrische Arbeiter schien von seinem eigenen Mut überwältigt zu sein. Ihn stach der Hafer.

"Was soll das heißen: Komödie?" erhob er unerwartet seine Stimme. "Schau mich an: dieses eine Arbeitskleid ist das einzige, was ich besitze. Bald fällt es noch völlig auseinander. Mit meinen 140 Rubel im Monat hungert meine Familie. Wenn das eine Komödie ist, was ist dann erst eine Tragödie?"

Er setzte sich. Es gab nur mehr wenig Gelächter.

Meine Aufgabe war es, der Versammlung vom Gesichtspunkt eines Ingenieurs aus zu beweisen, daß die neue Norm möglich und gerecht sei. Es blieb mir keine Wahl. Während ich sprach, überzeugte ich beinahe mich selbst, wenn nicht gar die Zuhörer, daß uns alle ein neues und besseres Leben erwarte, sobald wir alle einmal gelernt hätten,

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

gut zu arbeiten und wirksam zu produzieren. Unsere Generation hätte die Faulheit und Rückständigkeit wieder gutzumachen, sagte ich. Mich dauerten diese beunruhigten Männer und Frauen meines Volkes. Zu Recht oder zu Unrecht waren wir die von der Geschichte zum Opfer und zum Leiden bestimmte Generation.

Während ich noch über meiner Rede erwarnte, hämmerte im Hintergrund meines Geistes beständig der eine Gedanke: Ich muß Kirjuschkin helfen...

Mit oberflächlichem Beifall wurde die Versammlung beschlossen. Die Leute zerstreuten sich. Am folgenden Tag beschrieben Presse und Radio von Nikopol die Versammlung in heuchlerischer Sprache voll politischer Hyperbeln: "Unter donnerndem Applaus des Proletariates des metallurgischen Kombinats von Nikopol verlangte das Personal gestern eine Revision der veralteten Normen. Einstimmig begrüßten sie ..." Kein Wort über Kirjuschkin.

Nach Feierabend ließ ich Kirjuschkin in mein Büro kommen. Als seine Schicht fertig war, hörte ich einen Aufruhr in meinem Empfangszimmer.

"Wohin willst du? Genosse Kravchenko ist sehr beschäftigt!" sagte meine Sekretärin.

"Ich will ihn ja gar nicht sehen, da kannst du sicher sein! Er hat aber nach mir geschickt."

"Was hast du bei ihm zu tun?"

"Was kann ich schon mit dem Chef zu tun haben? Er ruft, und ich komme." Ich klingelte nach meiner Sekretärin und befahl ihr, den Genossen hereinzuführen. Kirjuschkin trat ein, den Hut in der Hand.

"Bitte, nimm Platz", sagte ich.

"Danke, ich kann auch stehen."

"Wozu stehen? Setz dich nur."

Er nahm auf einem Stuhl auf der anderen Seite des Schreibtisches Platz. Ich fragte ihn, wie es mit der Arbeit gehe.

"Wie es jedermann geht", erwiderte er. "Ich arbeite, solange meine Kräfte es erlauben."

Er war vor zwei Jahren zur Fabrik gekommen, erfuhr ich, vom Land, nachdem sein Hof kollektiviert worden war. Früher hatte er in der Roten Armee gedient. Er hatte



Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

etwas von seinem Hab und Gut hierher mitgebracht, nan aber alles verkauft, da er sich in Not befand.

"Meine Frau reinigt die Böden in einigen Wohnungen der Beamten, das gibt einen Zuschuß, auch wäscht sie hie und da für andere. Aber wir haben drei kleine Kinder. Es ist nicht leicht. Aber wozu klagen? Vielen Arbeitern geht es nicht besser als mir."

Er sprach langsam, wog seine Worte ab und blickte mir gerade ins Gesicht. Weder Hochmut noch Furcht sprachen aus seinem Auftreten — nur abgründiger, resignierter Kummer. "Ja, Victor Andrejewitsch, was gibt es da zu sprechen? Du — du bist einer der Leiter. Du lebst gut. Du lebst in deiner Welt, ich in der meinen. Du wirst niemals das Volk verstehen, aus dem ich komme."

"Sei davon nicht allzu überzeugt, Genosse Kirjuschkin. Vielleicht verstehe ich es besser, als du glaubst. Aber sag mir, möchtest du gerne an der Schneidmaschine arbeiten? Du wirst dort 220 oder mehr Rubel verdienen, und es werden dir besondere Kleider und Schuhe zugeteilt."

"Sehr gern. Man muß leben, weißt du."

Ich gab Befehl, daß er dieser neuen Arbeit zugeteilt werde. Er dankte mir und ging. Tief im Innersten freute es mich, daß er immer würdevoll geblieben war, ohne zu versuchen, auf kriecherischem Wege etwas zu erlangen. Ich rief Starostin an und ließ Kirjuschkin aus dem Gemeinsamen Hilfsfonds einen Vorschuß auszahlen. Überdies ließ ich ihm Arbeitskleider und Schuhe liefern.

## II

Die soziale Kluft zwischen einem Kirjuschkin und einem Stachanow-"Aristokraten" machte sich schärfer bemerkbar als der Unterschied zwischen den Arbeitern und ihrer Leitung, sei es auch nur deshalb, weil die Kirjuschkins und die Stachanows täglich miteinander in Berührung kamen. Der Staatspolitik schien es daran gelegen, diese Klüfte noch zu erweitern und wo immer möglich, andere Spannungen der Gegensätze und des Verdachtes zu schaffen.<sup>24</sup>

Ingenieure und Verwaltungsbeamte wurden Tag für Tag wegen angeblichem "Konservativismus" und "Zurückhalten" der Schrittmacher, als Klasse angegriffen. Um selbst diesen Angriffen zu entgehen, spielten auch die Parteifunktionäre in diesem Spiel der Spezialistenhetze mit. Unsere Autorität sank weiterhin. Als sie spürten, daß sie die Oberhand besaßen, trafen einige Ingenieure, Vorarbeiter und sogar Drehbankarbeiter willkürliche Beschlüsse, die ihre eigenen Verdienste erhöhten, und oft katastrophale

---

<sup>24</sup> *Divide et impera!*

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Folgen für die Gesamtproduktion nach sich zogen. Die Politik mit dem wehenden Banner der Leistungsfähigkeit zeigte den richtigen Weg. Kommunisten und Polizeibeamte hatten sogar in rein technischen Fragen gegenüber Ingenieuren und Verwaltern das letzte Wort. Wir lebten in der Industrie inmitten einer Ara der Anarchie und des Bürgerkriegs. Ich stand zwischen Befehlen aus Moskau und Verdächtigungen von unten, zwischen schweren Aufgaben und zerfallender Disziplin. Nervosität und Spannung wurden für mich zum Normalzustand.

Eines Nachts weckte mich das Telephon. Eine Maschine war plötzlich stehengeblieben, und das halbe Werk konnte nicht mehr weiterarbeiten. "Noch mehr Kopfweh!" murmelte ich und begann mich anzukleiden. Als ich die Fabrik erreichte, waren bereits ganze Schwärme von Beamten zugegen. Der Chef der Nikopoler NKVD, Dorogan persönlich, war da und mit ihm Gerschorn und andere Assistenten. Koslow, Starostin und verschiedene Ingenieure rannten im Kreise herum, während in meinem Büro Polizeibeamte Verdächtige verhörten und Notizen machten.

Was geschehen, war mir augenblicklich klar. Mehrere stachanowitische Enthusiasten hatten eigenmächtig versucht, die Rotationsgeschwindigkeit einer Walze zu erhöhen. Da die Röhre aber nicht mit stalinistischem Glauben getränkt war, sprang ein großes Stück auf den wichtigsten Treibriemen ab und setzte dadurch eine der Maschinen außer Gefecht. Die Sachlage war ernst; da die Maschine deutscher Herkunft war, konnte sie lange Zeit weder ausgebessert noch ersetzt werden.

Die Polizeiköpfe des Beamtenschwarmes waren jedoch weniger damit beschäftigt, die Arbeit wieder in Gang zu bringen, als vielmehr Schuldige zu finden. Die Prüfenden surrten durch den Betrieb. Private Verhöre mit Drohungen und Flüchen nahmen im NKVD-Hauptquartier ihren Fortgang. Mehrmals wurde ich dorthin gerufen und befragt; nach einer solchen Nacht war ich in der Fabrik kaum mehr viel wert. Einfache und auf der Hand liegende Erklärungen machten Gerschorns unwissendem und abwegigem Geist keinen Eindruck. Er brüllte, rauchte und verlangte "Beweise" gegen diesen oder jenen. Jedesmal, wenn er einen Namen nannte, zog er ebenfalls ein Dossier hervor ... Nicht nur Beamte, sondern auch einfache Fabrikarbeiter standen unter Bewachung.

"Kravchenko, du arbeitest nicht mit uns", schrie Gerschorn. "Das kann dir noch teuer zu stehen kommen, glaub mir! Du solltest uns um deiner selbst willen helfen, die Saboteure zu finden."

Inmitten dieser aufregenden Tage besuchte mich der mechanische Spezialist Dubinski in Begleitung seines Assistenten Schpatschinski. Während andere explodierten und verhörten, hatten diese beiden alten Mechaniker Metalle geprüft, Wärmeexperimente gemacht und Pläne ausgearbeitet. Sie glaubten, im Stande zu sein, Ersatzteile herzustellen, wollten aber die Versicherung, daß ihnen der Verlust von Zeit und Material im Falle des Mißlingens nicht vorgeworfen werde.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Nachdem ich ihre Pläne und Ziffern studiert hatte, hielt ich das Experiment eines Versuches wert. Um diese Männer zu decken und mich selbst zu schützen, benachrichtigte ich Brachko, Koslow und Brodski von meinem Entschluß. Auch diktierte ich einen ausführlichen Bericht für Trubostal in Charkow. Dann bezeichnete ich die notwendigen Leute und das Material und gab das Zeichen zum Arbeitsbeginn.

Trotz aller meiner politischen Vorsicht war ich tief beunruhigt. Ich wußte zufällig aus dem Verlauf der Befragungen der NKVD, daß ausgerechnet dieser Dubinski unter einer Gewitterwolke des Verdachtes stand. Er war ein stiller, würdiger und sehr fähiger alter Mann, den jedermann bewunderte. Er hatte sich selbst gebildet und war sehr belesen, ein typischer vorrevolutionärer Intellektueller — ein Mensch, wie sie eben jetzt der politischen Ketzerei besonders verdächtigt wurden. Dubinski war einst Mitglied des menschewistischen Flügels der Sozialdemokraten unter dem Zaren gewesen. Achtzehn Jahre uneigennütziger Arbeit bei den Sowjets hatten es nicht vermocht, diesen schrecklichen Flecken aus seiner Vergangenheit zu tilgen.

Alles in allem mußte er ein ideales Objekt für die Verfolgung der Polizeiköpfe, der Beunruhigten, der Ehrgeizigen und der Jäger nach Opfern werden. Es lag nicht wenig Hohn in der Tatsache, daß ausgerechnet Dubinski der einzige war, der einen praktischen Gedanken geäußert hatte, um die Produktion wieder flott zu machen. Ging sein Versuch fehl, so fürchtete ich, daß dies gerade jene Gelegenheit biete, auf die Gerschorn und seine Bande noch warteten. Dann konnten sie den ehemaligen Menschewiken der absichtlichen Sabotage anklagen.

Ich blieb beinahe vier Tage mit Dubinski und Schpatschinski im Betrieb. Die NKVD-Angeber schielten seitwärts nach uns, bereit, uns anzuzeigen, falls der Versuch mißglückte. Schließlich probierten wir die Maschine mit den neu hergestellten Ersatzteilen unter großer Spannung aus. Es klappte! Die Produktion konnte weitergehen.

Trotzdem dauerte die Untersuchung noch einige Wochen an. Da es der Polizei nicht gelungen war, einen Sündenbock für den Defekt zu finden, war sie weiterhin mürrisch und enttäuscht, als sei sie um ihren Beuteanteil betrogen worden. Meine Beziehungen zu ihr wurden durch diesen Zwischenfall kaum besser. Ich hatte kein Geheimnis aus meiner Ansicht gemacht, daß die ganze Geschichte ein belangloser Zwischenfall sei, der keine solche Aufmerksamkeit der Polizei verdiene.

Auch meine Beziehungen zu den Gewerkschafts- und Parteiaktivisten verbesserten sich nicht. Es verging keine Woche, daß nicht ihr politischer Eifer und mein gesunder Menschenverstand hart aufeinander prallten. Von Dutzenden von Zwischenfällen greife ich nur einige wenige heraus.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Eines Morgens fand ich meinen Betrieb merkwürdig gestört. Die Laune war schlecht. Die Atmosphäre schien mit Elektrizität geladen. Bald fand ich die Erklärung. In einer Ecke, leicht sichtbar für jedermann, waren ein paar Röhren kunstvoll aufgestapelt, und darüber stand auf einem großen Plakat:

"Die Arbeiter und Ingenieure dieser Abteilung sollten wissen, wer die Stachanowbewegung sabotiert!"

Darunter eine lange Liste von Namen. Offenbar war eine Serie von defekten Röhren entdeckt worden, und die verantwortliche Gruppe wurde auf diese Weise öffentlich erniedrigt. Ich kannte die aufgeführten Arbeiter als treue Durchschnittsarbeiter. Diese Mängel waren wahrscheinlich Verunreinigungen im Stahl zuzuschreiben und konnten nicht einfach diesen Männern zur Last gelegt werden. Ich befahl die Entfernung des Plakates. Starostin war wütend. Er beschimpfte mich für meine Einmischung in seine Arbeit und "politische Erziehung" der Gewerkschaftsmitglieder und gab mir dunkel zu verstehen, er werde mich bei den "zuständigen Instanzen" anzeigen.

Bald darauf bemerkte ich, daß der alte, grauhaarige Makajew, ein Drechsler, dessen Arbeit ich schätzte, schweigend bei seiner Arbeit weinte. Als ich ihn fragte, was los sei, wies er auf die gegenüberliegende Wand. Eine Karikatur von ihm war dort angeklebt und darunter stand geschrieben: "Verderber des Stachanowismus!"

"Victor Andrejewitsch, bitte befreie mich von dieser Schande", bat er. "Ich gebe zu, daß ich vielleicht einen Fehler gemacht habe. Meine Frau ist krank, und ich habe seit mehreren Tagen kein Auge mehr geschlossen. Ich bin auch nur ein Mensch und habe vielleicht einen Fehler gemacht. Genügt es denn nicht, daß ich für diesen Fehler weniger verdiene? Muß ich auch noch der Lächerlichkeit preisgegeben werden?"

Ich rief den Vorarbeiter.

"Wer hat dieses Plakat aufgemacht?" fragte ich.

"Der Vorsitzende der Gewerkschaft unserer Abteilung."

"Reiß es sofort herunter und bring es in mein Büro."

"Das kann ich nicht, Genosse Kravchenko. Ich käme in Schwierigkeiten."

"Sag ihm, ich hätte es befohlen und übernehme die volle Verantwortung."

Das beleidigende Plakat wurde entfernt. In wenigen Minuten umringte mich eine Schar Gewerkschaftsfunktionäre und Parteieiferer. Sie sprachen alle zugleich. Ich verhindere die "politische Erziehung" und fördere die Rückständigkeit. Ich

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"unterminiere die Autorität der Gewerkschaft und der Polizei". Sie würden sich über mich in Charkow und sogar in Moskau beklagen.

"Schön, schön, Genossen", sagte ich. "Schüttet nur euer Herz aus; was mich anbetrifft, so seid ihr es, die mich hindert, indem ihr mein Personal beleidigt und die Arbeitsmoral untergräbt. Ich führe hier den Befehl, und es ist eure Pflicht, mit mir zusammenzuarbeiten, statt über meinen Kopf hinweg zu handeln. Zufällig sollten einige von euch jetzt arbeiten, statt hier mit mir zu diskutieren."

Später an diesem Tage wurde ich zu Koslow gerufen. Die Klagen dieser "großen" Makajewaffäre waren bis zu ihm gedrungen. Ich legte ihm meine Ansicht dar und war erfreut, daß er mir zustimmte. Er wollte mir helfen, falls diese dumme Geschichte weiter um sich greife. Die Nachricht, daß ich auf Seite der Arbeiter gegen die Eiferer Partei ergriffen habe, schuf eine Sensation und erhöhte meine Beliebtheit bei den Arbeitern, aber ich verletzte damit eine große Zahl von Funktionären und einflußreichen Parteileuten.

Viele Wochen meiner Zeit und Kraft wurden auch durch den Fall einer defekten deutschen Maschine in Anspruch genommen. Die Auswechslung erwies sich als schwierig, und eine meiner Werkstätten wurde für drei oder vier Tage lahmgelegt. Wieder wurde unsere Abteilung von Polizeiangen und grimmig blickenden "Autoritäten" überschwemmt.

Meine eigene Analyse zeigte mir bald das wahre Bild. Der Zwischenfall war in der Nacht geschehen. Das Licht in der Werkstatt war schlecht, und jemand hatte zufällig ein falsches Stück Stahl aufgehoben. Die Maschine war bloß für Stahl mit geringem Kohlenstoffgehalt gebaut. Wenn Stahl benutzt wurde, der 18 bis 20 Prozent Chrom und 2 Prozent Nickel enthielt, brach die Unterlage: Dies war das ganze Geheimnis. Die Wirtschaftsabteilung, unzufrieden mit meiner Erklärung und noch immer auf der Spur nach einer unsichtbaren Sabotage, die ihrem Herzen teuer war, führte eine eigene Stahlanalyse durch und befragte Dutzende von Arbeitern, zog Spezialisten von auswärts zu und holte Begutachtungen eines Professors der Metallurgie vom Dnjepropetrowsker Institut ein. Gerade die Übereinstimmung der Berichte fiel der Polizei als "merkwürdig" auf. Welches war das "politische Gesicht" des Professors, der mit Kravchenko einig ging? Waren wir beide vielleicht miteinander bekannt? Wiederum verbrachte ich lange Nächte in Diskussionen und war mir bewußt, daß jedes unvorsichtige Wort, jeder verräterische Satz einige Arbeiter oder Ingenieure, geschweige denn mich selbst ruinieren konnte. Auch diesmal versuchte Gerschgorin verzweifelt seine Anklagen gegen Dubinski<sup>25</sup> zu verstärken. Immer wieder verteidigte ich den Mechaniker.

---

<sup>25</sup> Arbeiter (ehemaliger Menschewik), siehe hier zuvor.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Ein dringender Auftrag mit der Unterschrift Ordschonikidses versehen, rostfreie Röhren herzustellen, erreichte mich. Unsere Fabrik war für diesen besonderen Auftrag nicht ausgerüstet. Wir hatten keine Erfahrung in dieser Art Arbeit und begannen sie erst, nachdem wir die Behörden gewarnt hatten, nicht allzu viel zu erwarten. Um uns zu helfen, traf eine besondere Delegation aus Moskau ein. Spezialisten, die sich in dieser besonderen Röhrenart und in der chemischen Industrie, für die sie hergestellt werden sollten, auskannten. Unter ihnen befand sich ein metallurgischer Fachmann namens Timoschenko — ein magerer, junger Mann mit einer Brille, bereits ergraut, und, wie es mir schien, beständig beunruhigt. Man sagte mir, er sei der Sohn des berühmten Professors Timoschenko<sup>26</sup>, der in Amerika lebte und auch dort dozierte.

Wie erwartet, ging die Arbeit anfänglich langsam voran. Nur 10 Prozent der produzierten Röhren waren gebrauchsfähig, und es gab Tage, an denen die gesamte Produktion nichts taugte. Experten kamen aus verschiedenen Trusts, um uns Ratschläge zu erteilen. Wir hielten lange Konferenzen über die Temperaturen, Beschleunigungen, Stahlsorten und Stahlmischungen ab. Jeder von uns wollte den Befehl ausführen und wurde durch die Verzögerungen niedergeschlagen. Welches auch immer unsere geheime politische Einstellung sein mochte, wir alle spürten, daß Leute wie Stalin kommen und gehen, daß Rußland aber für immer bestehen bleibt, und um diese industrielle Zukunft Rußlands ging es hier. Was aber die wimmelnden Angeber anbetraf, so bedeuteten ihnen unsere Schwierigkeiten nur das eine — Sabotagemöglichkeit.

Schließlich lösten wir die technischen Fragen. Die rostfreie Stahlröhre wurde hergestellt und vom chemischen Kombinat Kemerowo angenommen. Hübsche Gratifikationen erreichten alle Beteiligten. Aber Gerschgorin und seine Genossen glaubten einen Fang getan zu haben und ließen nicht mehr locker. Der Betroffene war natürlich der junge Timoschenko, der zusammen mit einigen anderen Ingenieuren des Charkower Trusts hierhergesandt worden war. In einer vulkanischen Mitternachtssitzung goß Gerschgorin seine glühende Lava über meinen müden Kopf aus. Weshalb ich den Sohn eines faulen Emigranten "protegiere"? Ob ich denn nicht wisse, daß Timoschenko mit seinem Vater, der sich "den Kapitalisten verkauft habe", in Verbindung stehe?

"Ich kann nur sagen, daß der junge Timoschenko angestrengt arbeitete und seine Pflicht erfüllte", beharrte ich. "Wir hatten viele Schwierigkeiten, aber ich kann dir versichern, daß nichts auf seine Schuld zurückzuführen ist."

"Du spielst mit dem Feuer, Kravchenko! Es sollte dir bewußt sein, daß hier die chemische Industrie auf dem Spiel steht. Es ist eine Angelegenheit der nationalen

---

<sup>26</sup> Stepan Tymoschenko: ERINNERUNGEN [engl. AS I REMEMBER, van Nostrand 1968] (Berlin 2006)

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Verteidigung! Und doch rührst du keinen Finger, um uns zu helfen, die faulen Elemente zu eliminieren!"

Erst als ich in offener Verzweiflung damit drohte, Ordschonikidse zu telephonieren und ihm diese Einmischung der Polizei in meine Arbeit zu unterbreiten, ließ Gerschgorn endlich ab. Die Tatsache, daß ich einen mächtigen Schutzherrn besaß, war mein einziger Vorteil in dieser Lage, wo ein Ingenieur ohne Einfluß sich schon längst in einem Gefängnis oder Zwangsarbeitslager befunden hätte.

Zu Anfang des Jahres 1936 berief mich Ordschonikidse nach Moskau. Mir kam das wie ein Eingriff meines Schutzengels vor. Meine Beziehungen zur NKVD waren in eine Sackgasse geraten. Meine Weigerung, unschuldige Männer zu beschuldigen oder mich mit der Besessenheit der Polizei ins Einverständnis zu setzen, machte mein Leben in Nikopol unerträglich. Ich hatte den Mut aufgebracht, dem Kommissar die Tatsachen vorzulegen, und dies war meine Chance.

Nach einer herzlichen Begrüßung teilte mir Ordschonikidse mit, warum er nach mir geschickt habe. In der Ölindustrie von Baku herrschte Mangel an besonderen Röhren. Der ganze Ölplan hing von der Geschwindigkeit ab, mit der wir eine bestimmte Menge von Röhren herstellen konnten.

"Ich wende mich an dich, mein Freund," sagte er, "weil ich weiß, daß ich mich auf dich verlassen kann. Du wirst Werkzeuge, das Material und Fachleute, die du brauchst, erhalten. Wenn du Erfolg hast, so erhältst du ein Automobil und eine Auszeichnung als Belohnung, ebenso Gratifikationen für alle deine Mitarbeiter."

"Ich werde selbstverständlich mein möglichstes tun, und es freut mich, daß du einsehst, daß uns gewisse Werkzeuge fehlen. Aber, Grigori Konstantinowitsch, ich muß dir sagen, daß ich unter einer beständigen Einmischung der NKVD arbeiten muß, die das Leben zur Unmöglichkeit macht. Ich bin verzweifelt."

"Was willst du damit sagen?"

Ich gab ihm einen eingehenden Bericht über die raffinierte Bespitzelung, die Verfolgungsmasche und die Denunziationen, die aus meiner Fabrik — und allen anderen Unternehmungen in Nikopol — eine Hölle machten. Ich erzählte die Bemühungen Dorogans und Gerschgorns, begreifliche Vorkommnisse in erfundene Sabotage zu verwandeln, von dem Druck auf unschuldige Leute wie Timoschenko und Dubinski.

"Ich spreche nicht gern über diese Dinge," schloß ich, "aber ich kann nicht mehr länger schweigen. Wer leitet eigentlich die Metallurgie: das Kommissariat für Schwerindustrie oder die NKVD? Wie können wir etwas Neues ausprobieren, wie können wir Befehle ausführen, welche Experimente erfordern, wie können wir

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

überhaupt noch einen Fortschritt erzielen, wenn jeder Fehlschlag und jeder Fehlstart als Sabotage ausgelegt werden? Wie soll ein Mann überhaupt noch arbeiten, wenn er beständig von Polizeischnüfflern, Parteikommissionen, Gewerkschaftsbrigaden, Stachanowiten und hundert anderen *kontrolliert* wird? Warum können wir nicht dieses Bespitzelungswesen abschaffen und die Leute in Frieden arbeiten lassen? Die alte Generation von Ingenieuren und Spezialisten ist zum Großteil tot oder liquidiert. Wir sind Sowjetleute, und die meisten von uns sind Produkte der Parteierziehung. Wenn man uns nicht vertraut, daß wir ehrlich arbeiten, welche Hoffnung auf Fortschritt besteht dann noch in unserem Lande? Ich meinerseits, Genosse Kommissar, kann nicht mehr länger unter solchen Lebensbedingungen arbeiten. Diese Halunken wirbeln mich wie einen Kreisel herum. Wie soll man in einem Zustande beständigen Schwindels noch arbeiten?"

Ordschonikidse machte ein ernstes Gesicht. Er biß sich auf die Lippen. In den letzten zwei Jahren war er rasch gealtert. Er lächelte nicht mehr so schnell wie früher und strahlte nicht mehr das alte Selbstvertrauen und die alte Energie aus. Was er auch fühlen mochte, er war wohl kaum in der Lage, sein Herz einem unbedeutenden Industrieleiter auszuschütten. Schließlich war er ein Mitglied des Politbüros und einer der zwölf Leute, die Stalin am nächsten standen.

"Beruhige dich, mein Freund", sagte er ruhig. "Ich mache es dir nicht zum Vorwurf, daß du so sprichst. Es gibt viele Dinge, die du von deinem Standpunkt aus nicht sehen kannst. Ich will dir aber die Tatsache nicht verbergen, daß du nur einer von hundert führenden Ingenieuren und Parteimitgliedern bist, die hier in diesem Büro dieselbe Klage vorbrachten ... Was nun deinen persönlichen Fall anbetrifft, so verspreche ich dir, daß dir niemand in die Quere kommen soll, solange ich lebe und solange du fortfährst, ehrlich zu arbeiten. Ich gebe dir mein Ehrenwort dafür."

Noch während ich bei ihm saß, rief er Genosse Hatajewitsch, den Sekretär des Regionalkomitees von Dnjepropetrowsk an, in dessen Machtbereich auch Nikopol lag. Er tadelte in meiner Gegenwart Hatajewitsch streng und befahl, die NKVD von Nikopol müsse sofort aufhören, Genosse Kravchenko zu behelligen oder sie hätten ihm ihr Verhalten zu begründen.

"Nun, bist du zufrieden?" lächelte er, als er den Hörer ablegte.

"Vielen Dank. Aber dies löst wohl kaum das größere Problem. Das schreckliche System bleibt bestehen."

Von diesem Tage an bis zu Ordschonikidses plötzlichem Tod wurde ich niemals wieder von der NKVD vorgeladen oder ins Kreuzverhör genommen. Aber die Spitzel meiner Umgebung — Makarow, Romanow, Judawin und hundert andere arbeiteten so sorgsam wie je. Nur blieb ich unangreifbar. Welche Zweifel oder Anklagen auch immer



## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

die Geheimpolizei gegen mich haben mochte, augenblicklich waren sie durch den Befehl meines Moskauer Schutzherrn eingedämmt. Eines Tages wurden sie dann plötzlich entfesselt und überschwemmen mein Leben mit einer rasenden Flut.

Wieder in Nikopol, berief ich die wichtigsten Mitglieder der Fabrik und der technischen Verwaltung zu mir und unterbreitete ihnen die Aufgabe, die mir Ordschonikidse gestellt hatte. Ich teilte den verschiedenen Leuten ihre Arbeiten zu. Material und Werkzeuge trafen ein, wie vom Kommissar versprochen, und die Arbeit wurde rasch in Angriff genommen. In den folgenden Wochen schlief ich mehr in meinem Büro als zu Hause. Die Bakuröhren konnten vor der festgesetzten Frist abgeliefert werden. Einmal mehr überschwemmen offizielle Gratulationen aus Charkow und Moskau die Fabrik, mein Bild erschien in den Zeitungen, und Iwantschenko flog aus Charkow nach Nikopol, um mir persönlich zu danken.

In der Überwindung dieser schweren technischen Aufgabe lag ein echter Stolz. Das Wissen, daß ich tausend Hindernisse überwunden hatte, gewährte mir und meinen Mitarbeitern größere Genugtuung als die öffentliche Anerkennung und die freigebigen Geldgratifikationen.

Während seines Aufenthaltes in Nikopol gab mir Iwantschenko ein Nachtessen. Wir kannten uns nun schon viele Jahre. Ich hatte Vertrauen in ihn. Seit mehr als einem Jahr arbeitete ich in der Fabrik. Durch den Eingriff des Kommissars verbesserte sich mein persönliches Schicksal, und doch wand ich mich noch immer im Netze der Spionage. Ich erzählte Iwantschenko Dutzende von Beispielen, wie die Einmischung der Polizei und die Sabotagepanik die Initiative zerstörten und die Produktion hemmten.

"Ich weiß, wie es dir zu Mute ist, Victor Andrejewitsch", erwiderte er bekümmert. "Glaub nur nicht, daß es in den höheren Posten besser steht. Ich zum Beispiel, der Leiter eines der größten Trusts, ein Mitglied der Regierung, ein alter Kommunist und ein Mann, der mithalf, in der Oktoberrevolution den Winterpalast zu stürmen — man sollte glauben, daß man wenigstens mir vertraut. Aber nein! Diese Ameisen und Termiten haben sich so rasch vermehrt, daß ich mich vor ihnen fürchte — ich, der nie davor zurückschreckte, im Kampf mein Leben aufs Spiel zu setzen. Sie haben mich mit ihren Durchsuchungen und Befragungen so verwirrt, daß ich nicht mehr weiß, wo ich gehe und stehe. Wozu das alles? Ich glaube, das weiß nur der Chef ..."

### III

Diese zeitweilige Erleichterung des Polizeidruckes gab mir die kurzfristige Illusion persönlicher Unabhängigkeit. Aus diesem Grunde erweckte in mir die angekündigte Verfassung Stalins ebenfalls einige Hoffnungen. Die Konzentration der ganzen Macht in den Händen eines einzigen Parteimitglieds schien von geringerer Bedeutung, als die ausdrücklichen Garantien der Bürgerrechte und vor allem die Einschränkung der

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Beschlagnahmungen und Verhaftungen. War dieses neue Schriftstück wirklich ein Anzeichen der Besinnung an höchster Stelle, dann durfte ich damit rechnen, daß die schlimmste Phase des Terrors überwunden sei.

Um zu leben, benötigt der Mensch ebenso sehr die Hoffnung wie Luft. So griff auch ich wie Millionen andere begierig nach dem Versprechen vermehrter Menschenrechte für den gewöhnlichen Sowjetbürger. Wir klammerten uns an diesen Strohalm der Hoffnung, um nicht in die Tiefen der Verzagtheit zu versinken. Abgesehen von einer Minderheit verbitterter Zyniker, die in der neuen Verfassung nur einen weiteren Betrug sahen, wünschten besonders wir Kommunisten ehrlich an sie zu glauben. Ein solches gelegentliches Wiederaufflackern der Hoffnung war beinahe eine Lebensnotwendigkeit. Wir brauchten diese Unterwerfung unter einen verrückten Glauben, wir brauchten diese Selbsttäuschung und den Betrug unserer Sinne. Ängstlich schüttelten wir die Zweifel ab, erfanden Ausflüchte, stachelten einander durch optimistische Erwartungen auf, an die wir als einzelne kaum mehr glauben konnten. Die "demokratischste Verfassung der Welt" wirkte in unserer politischen Einöde Wunder.

War es möglich, daß der Tod Kirows unsere Führer veranlaßt hatte, die Schrauben etwas zu lockern? Europa schien sich auf einen Krieg vorzubereiten. Dem italienischen Diebstahl Abessinians folgte der spanische Bürgerkrieg. Hitler schwang sein Nazischwert. Hatten vielleicht deshalb unsere Führer beschlossen, durch die großzügige Verabreichung einiger Freiheitskrumen, die russischen Massen hinter sich zu scharen? So entzündeten wir unsere Hoffnungen und schlugen unsere Zweifel nieder. Denn es war nicht leicht, in einer Zeit, da die Stürme der Willkür und des Terrors schärfer denn je über das Land fegten, den kleinen Funken der Hoffnung vor dem Erlöschen zu bewahren. Um ihn zu retten, sahen wir uns buchstäblich gezwungen, die Augen zu verschließen.

Unser Kombinat in Nikopol wurde vergrößert. Scharen neuer Bauarbeiter belasteten unsere Lebensmittelversorgung und verschärften die Wohnungsnot. Eines Tages, inmitten der aufgeblähten Hoffnungen auf eine Wendung zum Besseren, bemerkte ich in der Nähe des neuen Baugebietes ein Kontingent von bewaffneten NKVD-Soldaten. Dies konnte nur das eine bedeuten: Man hatte die Zwangsarbeit eingeführt.

Ich näherte mich dem Schauplatz. Meine Vermutung erwies sich als richtig. Vier- oder fünfhundert abgezehrte Männer und Frauen arbeiteten unter Aufsicht der bewaffneten Wache. Sie waren die elendeste Menschengruppe, die ich jemals gesehen hatte. Ihr trübseliges Schweigen wirkte noch niederschmetternder als der Schmutz, die Zerlumptheit und ihre körperliche Erniedrigung. Sie gingen wie betäubte Menschen an ihre Arbeit, zu apathisch, um ihrer Umgebung auch nur die geringste Aufmerksamkeit zu schenken oder mit den freien Arbeitern zu sprechen.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Am Ende jedes Arbeitstages marschierten die Gefangenen in Kolonnen nach den Gefängnisbaracken in einigen Kilometern Entfernung. Vorsichtig zog ich Erkundigungen ein und erfuhr, diese Arbeit sei von den Baubeamten in formeller Unterhandlung mit der NKVD vereinbart worden. Als Entgelt bezahlten sie der NKVD eine bestimmte Summe pro Gefangenen, ungefähr entsprechend dem Arbeitslohn eines freien Arbeiters. Da die NKVD Millionen von politischen Gefangenen selbst beschäftigte — in der Salz- oder Goldgewinnung, beim Eisenbahnbau, beim Roden von Wäldern, beim Entwässern von Sümpfen und beim Bau von Hafenanlagen —, verschacherte sie ihre überzähligen Sklaven auch an andere Sowjetunternehmungen.

In jenem Sommer fuhr ich an einem Wochenende mit einem Freund in einem Motorboot den Dnjepr hinab. Wir hatten reichlich Nahrung und eine Flasche Wein bei uns und aßen an einem kühlen, bewaldeten Platz am Ufer. Dann machten wir einen langen Spaziergang und folgten einer Straße, die dem Ufer entlang führte. Plötzlich vernahmen wir vor uns Geräusche. Nach einer Straßenbiegung gelangten wir in eine flache, sumpfige Ebene, wo einige hundert Männer und Frauen unter militärischer Bewachung arbeiteten.

Mir war, als sei ich ungewollt Zeuge einer unsauberen Handlung geworden. Ich wollte mich sogleich zurückziehen, als hätte ich nichts gesehen; aber dennoch blieben wir gebannt stehen. Die zerlumpten Arbeiter standen knietief in Sumpf und Wasser und glichen kaum mehr Menschen. Ganze Wolken von Stechmücken lagerten über ihnen. Die Wachen hatten Feuer entzündet, um die Insekten zu vertreiben; aber die Gefangenen schienen an diese Pest gewohnt. Meine Augen hafteten auf einer jungen Frau mit totenähnlichen Zügen. Ihre Hände und ihr Gesicht waren schwarz von Moskitos, dennoch handhabte sie ihre Schaufel so apathisch, als merke sie nicht, daß sie bei lebendigem Leibe verzehrt wurde.

Ein Offizier trat auf uns zu.

"Weshalb kümmert ihr euch nicht um eure eigenen Geschäfte, Bürger?" fragte er. "Dies ist kein öffentliches Schauspiel."

"Ich bin Parteimitglied und Leiter eines Betriebs", sagte ich. "Rein technisch interessiert. Was geschieht hier?"

"Wir entwässern den Sumpf."

"Ein NKVD-Plan?" fragte ich.

"Nein, der Nikopoler Sowjet leitet das Projekt mit beigezogenen NKVD-Arbeitern. "

Wir kehrten schweigend zu unserem Motorboot zurück und fuhren nach Hause. Eine Fortsetzung des Ausflugs wäre nach diesem Erlebnis unpassend gewesen. Den ganzen Morgen hatten wir von der Verfassung gesprochen und von der Möglichkeit, daß ihre Versprechen sich erfüllten. Wir griffen dieses Thema nicht wieder auf.

#### IV

Zwischen meinem Vater und mir war seit meinem Eintritt in die Partei eine gewisse Entfremdung eingetreten. Irgendwie fühlte ich mich in seiner Gegenwart gezwungen, gerade die Obergriffe der Polizei, die ich innerlich verurteilte und haßte, zu verharmlosen und zu glossieren. Ich war wegen seiner hohen Ansprüche, seiner mahnenden Menschenfreundlichkeit und seiner Abneigung gegen jeglichen Kompromiß im geheimen aufgebracht. Rückblickend weiß ich, daß es sich so verhielt, wie ich damals vermutete. Mein Vater war für mich zum verkörperten Gewissen geworden. Das Mißverständnis lag nicht so sehr auf seiner Seite, als bei mir selbst. Wäre ich mit meinem Gewissen ausgesöhnt gewesen, so hätte ich mich auch mit meinem Vater verstanden.

Bei meinen Besuchen zu Hause erzählte er mir manchmal von den Verhaftungen und vom "Verschwinden" solcher Männer, die Jahre hindurch unsere Bekannten in der Fabrik von Dnjepropetrowsk waren. Mir war, als mache er mich als Parteimitglied für jede Ungerechtigkeit persönlich verantwortlich. Ich erzählte ihm nichts von ähnlichen Verhaftungen in Nikopol, von den Zwangsarbeiterkontingenten und von den gegen mich erhobenen Spionageverdächtigungen.

Dieser irrationale Impuls, ausgerechnet vor meinem Vater Dinge zu verheimlichen, quälte mich, stimmte mich zornig und beschämt. Es war, als wollte ich irgendetwas vor mir selbst verbergen . . .

Auf einen Besuch meines Vaters in Nikopol legte ich durchaus keinen Wert. Ich wollte nicht, daß die ernsten Augen meines Vaters den Glanz, in dem ich nun lebte, überprüften. Und dennoch drang ich in ihn, einige Tage mit mir zu verbringen, und er willigte schließlich auch ein. Als er mein großes Haus, den Blumengarten, den Obstgarten und die Garage besichtigte, wurde ich immer ungeduldiger und verlegener.

"Du lebst wie ein Pomeschik, wie ein Gutsbesitzer", waren die einzigen Worte meines Vaters.

Als er mich um eine Zutrittskarte für die Fabrik bat, geriet ich wieder in die gleiche, unvernünftige Verlegenheit. Es widerstrebte mir, der unverblünten Aufrichtigkeit meines Vaters einen Einblick in die dortigen Zustände zu geben. Dennoch unterschrieb ich pflichtschuldig eine Reihe von Bewilligungsscheinen. In den nächsten Tagen sah ich ihn selten. Überall im Betrieb schloß er Freundschaften. Dieser sympathische alte

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Mann, mit den markanten und wohlgefälligen Zügen und seinen jugendlichen, ernsten Augen fühlte sich überall bei den Arbeitern völlig zu Hause. Sie nahmen ihn unwillkürlich als einen der ihren auf. Noch Monate nach seinem Besuch fragten Männer und Frauen meines Betriebs in schlichter und herzlicher Anteilnahme nach meinem Vater.

"Genosse Kravchenko, dein Vater ist ein feiner Mann, ein feiner Mann", sagte mir der alte Dubinski. "Man wird richtig stolz, Handarbeiter zu sein. Und das muß ich noch sagen: er versteht mehr von den Maschinen, als die meisten unserer Ingenieure."

"Oh ja," pflichtete ich etwas linkisch bei, "er war mein erster Lehrer in der Industrie." Gegen Ende jenes Tages saß ich mit mehreren Kollegen über einem Plan gebeugt in meinem Büro, als ich draußen im Empfangszimmer Lärm hörte. Meine Sekretärin hob ihre Stimme.

"Ich frage dich, Bürger, aus welchem Grunde du Genosse Kravchenko sehen muß?"

"Geht dich das etwas an?" übertönte sie die Stimme meines Vaters. "Ist er ein Bürokrat oder ein Genosse, daß man erst um Erlaubnis bitten muß? Nichts als Zutrittskarten und Bewilligungen!"

"Dann gestatte ich dir nicht einzutreten, Bürger. Vorschriften sind nun einmal Vorschriften."

"Dies für deine Vorschriften!" rief er und riß die Tür zu meinem Büro auf. Er war erschrocken, andere Leute bei mir zu sehen, konnte aber den Ausbruch seiner Wut nicht zurückhalten.

"Was sind das für Vorschriften, Vitja? Selbst in den Zeiten der Romanows durfte ein Mann seinen Chef sehen ..., aber ich bitte um Entschuldigung, ich glaubte, du seiest allein."

Ich stellte meinen Vater den anderen vor und entließ sie. Mein Vater entschuldigte sich.

"Ich war ein bißchen grob, bitte verzeih mir. Aber dieser Bürokratismus und dieser Abstand zwischen dem gewöhnlichen Volk und den Beamten geht mir auf die Nerven."

Als ich ihn wieder beruhigt hatte, bat er um eine Gunst. Ob ich ihm gestatten wolle, die Arbeitsprotokolle meines Werkes durchzusehen? Da er während mehrerer Tage den Arbeitsbetrieb studiert hatte, wollte er nun wissen, wieviel die Schmiede, Drechsler, Walzer, Elektriker und andere Arbeiter verdienten. Er wünschte auch zu wissen, wie viele von ihnen in den Erholungsheimen der Regierung waren und andere Vorteile des

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

vergangenen Jahres genossen hatten. Da keine dieser Auskünfte geheim war, klingelte ich dem Buchhalter und befahl ihm, meinem Vater die notwendigen Angaben zu machen.<sup>27</sup>

Ich blieb noch einige Stunden länger im Betrieb. Als ich nach Hause kam, war mein Vater bereits dort. Beim Essen schien er zerstreut. Wir sprachen über Gemeinplätze. Ich verstand, daß er seine Munition für ein "ernstes" Gespräch auf später versparte. Als er mir vorschlug, ich solle Pascha für den Abend freigeben, wurde meine Vermutung zur Gewißheit.

"Wir brauchen keine fremden Ohren", sagte mein Vater.

Ich legte mich auf mein Sofa im Studierzimmer, zündete eine Zigarette an und bereitete mich darauf vor, ihm zuzuhören.

"Nun, Vater, was liegt dir auf dem Herzen?"

"Ich wollte schon lange offen und frei mit dir sprechen, mein Sohn. Du bist mir teuer, nicht nur als Sohn, sondern auch als Mensch, den ich nun dreißig Jahre lang beobachtet habe, und doch wird es immer schwerer für uns, offen miteinander zu sein. Das ist traurig: es ist ein Anzeichen der Furcht, unter der wir in diesen Tagen leben."

"Das tut mir leid, Vater. Aber mich nimmt wunder, ob du mit der Geschichte Schritt gehalten hast. Ich meine, ob du nicht noch im Klima eines vergangenen Zeitalters lebst."

"Ich gebe zu, Vitja, daß du viel mehr als ich von der heutigen Politik verstehst. Du bist ein aktiver Parteimann und ein wichtiger Funktionär. Du hast 1500 Menschen unter dir und produzierst für etwa zehn Millionen Ware. Aber ich glaube, über das Leben des einfachen Volkes, der Arbeiter und Bauern mehr zu wissen, als du. Du kommst vom rechten Weg ab. Du siehst die Massen durch das falsche Ende des Teleskops an. Du hast Geld, Luxus, Autos, Diener ..."

"Vater, ich glaube nicht, daß diese Vorwürfe gerechtfertigt sind. Ich habe diese Dinge doch nicht gestohlen, nicht wahr? Die Regierung stellt sie mir zur Verfügung, und ich arbeite dafür angestrengt als irgend ein Bauer."

"Ich will dir keine Vorwürfe machen. Versuche, mich richtig zu verstehen. Ich frage mich besorgt, ob du alles Mitgefühl mit dem einfachen Volke verloren hast, ob du, um

---

<sup>27</sup> Im Westen würde (jedenfalls heutzutage) eine derartige informelle und unbegleitete Besichtigung oder Inspektion des Vaters eines Industrielleiters gegen die Sicherheitsbestimmungen verstoßen, was vermutlich für alle Menschen auch selbstverständlich wäre.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

es ungeschminkt auszudrücken, ebenso zufrieden bist, wie die übrigen Bürokraten, zu den Führern des elenden russischen Volkes zu gehören. "

"Ich verstehe nicht, was du eigentlich von mir forderst. Ich bin nur ein kleines Rad in einer großen Maschine. Die Wahrheit ist die, Vater, daß ich so angestrengt arbeiten muß, daß mir nicht einmal Zeit und Kraft verbleiben, um mich mit solchen Fragen abzugeben. Ich bin unter der Last meiner Arbeit erdrückt."

"Kurz, du treibst Vogelstraußpolitik. Du steckst den Kopf in den Sand, und alle Probleme verschwinden. Du sagst: Der Fehler liegt nicht bei mir, was soll ich meines Bruders Hüter sein? Und damit ist alles erledigt. Ja, es gab auch früher solche Leute. Die Leiden deines Landes rühren dein Herz nicht mehr."

"Hör mal zu, Vater! Glaube nicht, daß ich nicht genau weiß, was vor sich geht, oder daß ich dem System nachgegeben habe. Schließlich kannst du nicht wissen, was in meinem Inneren und im Inneren von Millionen anderer Kommunisten vor sich geht. Aber, was soll ich tun? Soll ich auf die Straßen gehen und *Hilfe! Mörder!* rufen? Überdies gibt es auch einige positive Faktoren. Neue Fabriken, neue Gruben, Eisenbahnen ..."

"Selbstverständlich, Victor, selbstverständlich. Aber Revolutionen werden nicht für Fabriken und Eisenbahnen gemacht. Sie sind für das Volk. Das Wesentliche an der Sache sind die persönlichen Rechte und Freiheiten. Ohne diese, ohne Menschenwürde, sind die Menschen nur Sklaven, gleichgültig wie industrialisiert ihr Gefängnis auch sein mag. Wenn ihr Kommunisten mit euren Fabriken prahlen wollt, ist die Voraussetzung, daß die Menschen ein besseres Leben leben. Wie aber steht es damit in unserem Lande?"

"Verglichen mit dem elenden Leben unter dem Zaren – gut."

"Vitja, wozu dich selbst täuschen? Erinnerst du dich an dein Leben beim Großvater und zu Hause, als du noch ein Knabe warst? Wir waren nicht reich, aber es fehlte uns nie an Brot, Milch und Kleidung. Du und deine Brüder hatten sogar eine Amme. Wir lebten anständig. Wenn wir aber jetzt zurückschauen, so erscheint unser damaliges Leben, verglichen mit dem der Arbeiterfamilien von heute, beinahe als luxuriös. Wie viele Arbeiter besitzen heute ein Heim, wie wir es damals hatten? In der Vergangenheit fristete nur eine sehr kleine Minderheit ein so hoffnungsloses Hungerleben, wie heute die Mehrheit. Ich hatte meine Gründe, heute in deinem Betrieb Angaben zu verlangen. Ich entsinne mich zufällig sehr genau der entsprechenden Zahlen vor der Revolution. Schmiede erhalten heute in Nikopol zwischen 145 und 200 Rubel monatlich. Vor dem Jahre 1917 erhielten sie 35 bis 50 Rubel. Ein gelernter Walzer verdiente damals zwischen 45 und 85 Rubel. Heute verdient er 200 bis 350 Rubel. Zieht man auch noch die Drechsler, Schmelzer und Kranarbeiter zum Vergleich bei, so schwanken die Löhne

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

heute um etwa 240 Rubel, während sie früher etwa 55 Rubel betragen. Dies klingt sehr positiv. Aber welche Rubel waren es damals, und welche Rubel sind es heute? Vor der Revolution kostete ein Kilogramm Brot fünf Kopeken. Was kostet es heute? Zwischen 1 Rubel und 20 Kopeken und 2 Rubel. Ein Kilogramm Fleisch kostete 15 oder 20 Kopeken. Jetzt, falls überhaupt erhältlich, mußt du ungefähr 12 Rubel dafür bezahlen, das heißt sechzigmal mehr! Was hast du für die Kleidung bezahlt, die du jetzt trägst?"

"Achthundert Rubel."

"Achthundert Rubel — der Lohn von drei oder vier Monaten eines gelernten Schmelzers! Weißt du, was das früher gekostet hätte? Ungefähr 15 Rubel, höchstens zwanzig. Da hast du das Bild: die Löhne sind drei- oder viermal so hoch als früher, und dies wird als großer wirtschaftlicher Erfolg gepriesen. Aber die Lebenskosten haben sich nicht nur verfünffacht, sondern sind um das Fünzfache, Vierzig- bis Fünfzigfache gestiegen. Ein Schmied, der 50 Rubel monatlich verdiente, pflegte ein wohlhabender Arbeiter zu sein. Heute verdient er 200 Rubel und ist ein elender Bettler."

"Aber du vergißt die Vorteile, die er heute genießt — freie, bezahlte Ferien, medizinische Hilfe, Kinderkrippen ..."

"Gut. Wir wollen auch diese Wohltaten unter die Lupe nehmen. Du nennst sie frei, aber du weißt ganz gut, daß ein Großteil zur Finanzierung dieser Wohltaten an den Löhnen abgezogen wird. Einschließlich Gewerkschaftsabgaben, erzwungenen Anleihen und so weiter, werden einem Arbeiter 20 bis 25 Prozent des Verdienstes abgezogen. Für 20 bis 25 Prozent seines Lohnes konnte ein Arbeiter früher sich selbst jegliche medizinische Hilfe und Ferien verschaffen, die er benötigte, ohne der Regierung verpflichtet zu sein. Wozu Kinderkrippen? Weil nur wenige Frauen es sich leisten können, zu Hause zu bleiben und für ihre Kinder zu sorgen. Mit 50 Rubel monatlich war ein Mann in der Lage, seine Familie anständig durchzubringen. Heute muß er mit 200 Rubel seine Frau und seine Kinder zur Arbeit schicken, um überhaupt leben zu können. Und was die ärztliche Hilfe anbetrifft, so wollen wir darüber lieber so wenig Worte wie möglich verlieren. Wenn du krank bist, Vitja, gehst du dann in das staatliche Spital?"

"Nein, ich lasse mir Dr. Gorkin privat kommen."

"Natürlich. Das macht jedermann, der es sich leisten kann. Du weißt so gut wie ich, daß die einzige Möglichkeit, anständig behandelt zu werden, darin besteht, daß man dafür bezahlt. Die ärztliche Hilfe ist, wie alles andere, von Bürokratie und Teilnahmslosigkeit verseucht. Und wie steht es mit den Ferien in Erholungsheimen, mit denen die kommunistische Presse immer prahlt? In deinem Betrieb, Vitja, hast du 1500



Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Arbeiter. Weißt du zufällig, wieviele von ihnen im vergangenen Jahre in Erholungsheimen waren?"

"Nein. Einige hundert, schätze ich."

"Du täuschst dich. Ich überprüfte heute die Zahlen. Nur 57 im ganzen Betrieb. Alle 1500 Mann bezahlten für dieses Vorrecht — nur 57 genossen es. Die übrigen Heime waren natürlich die ganze Zeit besetzt — von Direktoren, Parteibeamten, führenden Stachanowiten und anderen Schoßkindern des Staates. Natürlich bin ich für Sozialversicherung, ärztliche Pflege und alles andere, vorausgesetzt, daß es den Leuten aus dem Profit ausbezahlt wird, den der Staat als Eigentümer und Leiter der Fabriken daraus zieht — den Profiten, die früher von den Kapitalisten gemacht wurden — und nicht aus den Verdiensten der Arbeiter selbst. Dies war das Hauptanliegen der Revolution. Aber wo sind eure Profite? Eure Wirtschaft und eure Industrie arbeiten mit Verlust, und wir, die Bürger, sind gezwungen, diese Verluste zu decken. Was uns verletzt, mein Sohn, ist die Tatsache, daß ihr Kleinigkeiten gebt und damit prahlt, als wären es Berge. Ich bedaure, es sagen zu müssen, aber der wirtschaftliche Fortschritt ist, gemessen am Aufwand, klein. Nur unschuldige Ausländer und junge Leute ohne Erinnerung an die Vergangenheit glauben diese Märchen. Für mich sind solche mehr physischen Tatsachen weniger bedeutend, als die politischen und geistigen. Aller Nachdruck eurer Propaganda liegt ausschließlich auf dem materiellen Erfolg. Ich messe mit euren eigenen Maßen."

"Nun, wenn alles doch so schön war — Vater, warum gingst du dann ins Gefängnis und hast an der Revolution gearbeitet?"

"Sprich keinen Unsinn! Du weißt, daß ich nichts bedaure und es noch einmal tun würde. Wir kämpften gegen das Böse. Wir setzten unser Leben aufs Spiel, um die politische Tyrannei und die wirtschaftliche Versklavung zu stürzen. Das heißt aber nicht, daß wir auf die gleichen Übel unter anderem Namen stolz sein müssen. Diese Methode, gegenwärtige Ungerechtigkeit durch einen Hinweis auf Mißstände der Vergangenheit zu rechtfertigen, ist ein billiger demagogischer Trick."

"Jetzt aber gehört alles dem Volk. Es gibt keine Kapitalisten und keine Ausbeuter mehr."

Je länger die Diskussion dauerte, um so mehr ärgerte sie mich, gerade weil ich in meinem Herzen mit meinem Vater in so manchen Dingen übereinstimmte.

"Mach dich nicht lächerlich, Vitja. Der Arbeiter, der trotz der Tatsache, daß er und meistens auch die andern Mitglieder seiner Familie arbeiten, unterernährt ist, kümmert sich nicht darum, ob ihn ein privater Besitzer oder der Staat ausbeutet. Wenn er ins Gefängnis oder in die Verbannung geschleppt wird, dann ist es ihm ein geringer Trost,

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

daß dies in seinem eigenen Namen geschieht. Wenn schließlich früher ein kapitalistischer Chef mich ungenügend bezahlte oder es versäumte, mir anständige Arbeitsbedingungen zu verschaffen, so wechselte ich meine Stelle. Ich konnte meine Mitarbeiter aufwiegeln, Protestversammlungen einberufen, Streiks organisieren, in eine politische Partei eintreten und Oppositionsschriften drucken. Versuche etwas Ähnliches heute, und du wirst in einem Gefängnis landen — oder noch schlimmer. Glaub mir, wir hatten weit größere Chancen, mit hunderttausend kapitalistischen Arbeitgebern fertig zu werden, als heute mit dem einzigen Arbeitgeber, dem Staat. Warum? Weil der Staat über eine Armee, eine Geheimpolizei und unbeschränkte Macht verfügt. Mein ganzes Leben lang habe ich gegen den Kapitalismus gekämpft und bin noch immer dessen Feind. Aber das bedeutet noch lange nicht, daß ich heute für einen Polizei-Sozialismus Hurra brülle."

Ich schwieg und schaute so finster wie möglich vor mich hin.

"Und schließlich konnten wir damals denken was wir wollten. Es gab viele politische Parteien, Parteirichtungen und Meinungen. So streng auch der Absolutismus war, im Vergleich nahm er sich geradezu liberal aus. Gewiß, die zaristische Polizei knüppelte die Streikenden nieder, erschöß einzelne, namentlich verbannte Revolutionäre. Aber dennoch herrschte ein anderer Maßstab. Die Zahl der politischen Gefangenen ging in die Tausende, nicht wie heute in die Millionen. Jede Ungerechtigkeit löste Proteste, Demonstrationen und Massenversammlungen aus. Heute herrscht nur noch die Stille eines Friedhofs. Nimm unsere sogenannten Gewerkschaften. Was anderes sind sie, als ein Werkzeug, um uns die Entscheidungen der Regierung aufzuzwingen und Mehrleistungen aus uns herauszupressen? Sie waren einst politische Schulen, in denen wir lernten, unsere Rechte zu fordern und für sie zu kämpfen. Wer wagt heute noch gegen einen Mißbrauch zu protestieren? Die Presse, die sich als Sprachrohr der öffentlichen Meinung ausgibt, ist Eigentum der Partei und des Staates. Sie verbreitet ausschließlich deren Ansichten. Noch etwas, mein Sohn. Du weißt, daß ich niemals gläubig war, aber ich habe das Recht der Menschen, ihrem Gotte zu huldigen, immer geachtet. Wie wenig ist von diesem Recht geblieben! Wie könntest du noch deine Stellung behalten und deine Laufbahn garantieren, wenn du zufällig ein Kirchgänger wärest? Unmöglich! Selbst in den schlimmsten Tagen Romanows durften die Leute wenigstens das Land verlassen. Nun sind wir alle eingeschlossen; wer die Grenze zu überschreiten versucht, wird wie ein Hund niedergeknallt. Und nicht nur sie, sondern auch ihre Familien werden bestraft. Das Land verlassen? Du fesselst die Arbeiter an ihre Maschinen und die Bauern an ihr Land wie Sklaven."

"Warum sagst du immer *du*, als ob dies alles meine eigenen Taten wären?"

"Verzeih mir, Vitja, aber als Kommunist kannst du deinen Anteil an der Verantwortung nicht ablehnen."

## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Bin ich denn die NKVD oder das Politbüro? In allem übrigen denkst du realistisch, Vater, aber du scheinst die Tatsache zu übersehen, daß nicht nur die gewöhnlichen, sondern sogar die verantwortlichen Kommunisten genau so machtlos sind wie die übrige Bevölkerung. Vielleicht noch machtloser. "

"Ich will nicht ungerecht sein, Vitja. Ich weiß, wie wenig ein einzelner ausrichten kann. Ich will nicht, daß du rufst: *Hilfe! Mörder!*, aber ich möchte wenigstens wissen, daß meine Erziehung bei dir nicht ein vollkommener Mißerfolg war — daß du dir wenigstens der Wahrheit bewußt bist."

"Ja, ich erkenne diese Wahrheit, schärfer als du glaubst. In diesem Punkt kannst du beruhigt sein. Aber ich klammere mich noch immer an die Fetzen der Hoffnung. Ich weigere mich, zynisch zu werden. Was beispielsweise die neue Verfassung anbetrifft, so werden wir vielleicht schlußendlich doch mehr Freiheit erhalten ..."

"Ich wollte, ich könnte deinen Glauben teilen. Aber was für einen Wert haben Worte auf geduldigem Papier, solange die Geheimpolizei macht, was sie will und solange nur eine einzige Partei mit ihrer eigenen Presse und ihrem eigenen Gott — Stalin — und ihrem eigenen Gericht existiert und alle abweichenden Ansichten als Verbrechen bestraft? Ich bin zu alt, um in Illusionen leben zu können. Wenn ich ein Anzeichen der Verminderung des Terrors wahrnehme — die Morgendämmerung wirklicher Freiheit — so werde ich der erste sein, der sie mit aufrichtiger Freude begrüßt. Bis jetzt aber sehe ich noch kein solches Anzeichen. Wenn ich eure Prahlereien höre und die neue Verfassung lese, Victor, muß ich an Voltaires Zeilen denken: *So reich und freundlich gab noch keine Hand / Dem Menschen ringsum Seifenblasen.*

Glaube nicht, daß es mir leicht fällt, so zu sprechen. Ich freue mich nicht, daß mein Sohn zu den neuen Ausbeutern gehört, auch wenn man ihm selbst daraus keinen Vorwurf machen kann ... Vielleicht wird eine Zeit kommen, da wir einander besser verstehen ..."

Und die Zeit kam, schneller noch als wir beide erwarteten.

## (14) Generalsäuberung

*1936: Erster "Schauprozeß": Lenins alte Garde wird verurteilt und umgebracht – Folgen in Nikopol – Das Zentralkomitee kündigt neue Überprüfungen an, speziell bei den Parteimitgliedern ("Generalsäuberung") – November 1936: Kravchenkos zweite "Säuberung".*

### I

Nach einer Versammlung des Stadtkomitees der Partei fuhr ich mit einem guten Freund in die Fabrikverwaltung. Er war eben an diesem Morgen aus Moskau zurückgekehrt, wo er gute Beziehungen besaß, so daß ich von ihm einige Neuigkeiten erwarten durfte. Die Verhaftung und der bevorstehende Prozeß von Sinowjew<sup>28</sup>, Kamenjew<sup>29</sup> und anderer alter Bolschewiken war angekündigt. Deshalb war ich, wie

---

<sup>28</sup> Grigori Jewsejewitsch Sinowjew (1883-1936), jüdischer Abkunft (ursprünglicher Name: Owsej-Gerschen Aronowitsch Radomyslski-Apfelbaum). Sinowjew war enger Vertrauter Lenins, mit dem er eine lange Zeit zusammen im Exil verbrachte und mit dem er auch vor der Oktoberrevolution aus der Schweiz zurückkehrte. Im Dezember 1917 wurde er als Nachfolger des zum Volkskommissar ernannten Leo Trotzki zum Vorsitzenden des Petrograder Sowjets gewählt, was er bis 1926 blieb. Im September 1918 brachte Sinowjew bei einem Treffen von Kommunisten in Petrograd, so der antikommunistische Historiker Robert Conquest, die implizite Bereitschaft zum Massenmord, die in der Einstellung der Bolschewiki gegenüber dem Klassenkampf enthalten gewesen sei, zum Ausdruck, als er erklärte: "Wir müssen 90 der 100 Millionen Rußlands für unsere Sache gewinnen, den Übrigen haben wir nichts zu sagen, sie müssen vernichtet werden." – Nach Lenins Erkrankung und Tod bildete er zusammen mit Stalin und Kamenew zunächst das sogenannte Triumvirat, den engsten Machtzirkel der Kommunistischen Partei, um den gemeinsamen innerparteilichen Kontrahenten Leo Trotzki. Von Stalins Machtfülle beunruhigt, betrieb er jedoch dessen Sturz. – Sinowjew verlor 1926 seine Funktionen als Vorsitzender der Komintern und als Leningrader Parteichef, wurde als angeblicher Drahtzieher einer Verschwörung aus dem Politbüro, 1927 aus der Partei ausgeschlossen, später unter Reuebezeugungen wieder aufgenommen, erneut ausgeschlossen und nach Sibirien verbannt. Nach erzwungener öffentlicher Abkehr von jeglicher Opposition durfte er 1933 in die Partei zurückkehren und wurde Anfang 1934 zum Rektor der Universität in Swerdlowsk (Ural) ernannt, während Stalin schon seine definitive Vernichtung plante. Hierfür konstruierte Stalin die Verschwörungstheorie, es gäbe einen "trotzkistisch-sinowjewischen Block, die er später – mit Blick auf die Abstammung der Angegriffenen – noch durch antisemitische Ausfälle erweiterte. 1936 wurde Sinowjew entgegen Stalins Zusagen unter absurden, unter Folter erpressten "Geständnissen" (er mußte sich u. a. selbst als Faschisten bezeichnen) zusammen mit anderen in einem ersten inszenierten Schauprozess zum Tode verurteilt und in der Moskauer Lubjanka erschossen. Die Urteile waren, wie Chruschtschow später berichtete, schon vor dem Prozess von Stalin persönlich abgesegnet worden. Die Familienangehörigen Sinowjews und der anderen Ermordeten wurden in Arbeitslager deportiert oder ebenfalls umgebracht.

Die Kugeln, mit denen Kamenew und Sinowjew getötet wurden, wurden in ein kleines Glaskästchen mit dem darauf geschriebenen Namen des Opfers gesteckt und vom Geheimdienstchef Genrich Jagoda privat behalten. Nachdem Jagoda exekutiert worden war, übernahm sein Nachfolger Nikolai Jeschow die Kugeln, die nach dessen Exekution in den Besitz seines Nachfolgers Lawrenti Beria übergingen, der später ebenfalls hingerichtet wurde. (Nach deutscher Wikipedia)

<sup>29</sup> Lew Borissowitsch Kamenew (1883-1936), aus jüdischer Familie (ursprünglich Leo Rosenfeld) sah sich seit 1902 als Berufsrevolutionär. Heiratete die Schwester Leo Trotzki. In Genf einer der engsten Mitarbeiter Lenins. Zusammen mit Sinowjew widersprach er bereits während der Oktoberrevolution Lenin in einer grundlegenden taktischen Frage; beide wurden daraufhin kurzzeitig von diesem aus der Partei ausgeschlossen. Nach verirrten innerparteilichen Machtkämpfen wurde ihm und Sinowjew öffentlich vorgeworfen, Drahtzieher des Attentates auf Kirow zu sein. Bald darauf wurde er während der Stalinschen Säuberungen verhaftet und in einem geheimen Prozeß angeklagt. Zunächst wurde er 1935 zu fünf Jahren Haft verurteilt. Im selben Jahr fand ein neuer Prozeß gegen ihn statt, wobei die Strafe auf zehn Jahre verlängert wurde.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

jedermann, auf jede Neuigkeit gespannt. Mitglieder von Lenins "Generalstab der Revolution" im Gefängnis, mit Hinrichtung bedroht! Dieser Gedanke war unfassbar, unglaublich.

Die Masse der Bevölkerung — so urteilte ich wenigstens nach den Arbeitern von Nikopol — verhielt sich ziemlich gleichgültig gegenüber dem Familienstreit ihrer neuen Herren. Das tragische Schicksal von Lenins alten Genossen erweckte kein besonderes Mitgefühl. Aber die Parteimitglieder, die parteilosen Beamten und die Mitglieder der führenden Elite im allgemeinen, waren dadurch zutiefst erschüttert. Bis anhin galt die alte leninistische Garde als sakrosankt. Sie mochten wohl denunziert, verbannt und mit häßlichen Anklagen befleckt werden, ihr Leben aber schien unverletzlich. Selbst Leo Trotzki, nachdem er in Ungnade gefallen war, wurde bloß nach Alma Ata in Zentralasien verbannt und dann nach der Türkei abgeschoben. Nun aber sollte Gregorij Sinowjew, der einstige Führer der kommunistischen Internationale, der Mann, dessen (vermutlich gefälschte) Briefe einst genügt hatten, eine Wahl in England zu beeinflussen, öffentlich mit dem Tode büßen! Dies war bestimmt nicht nur ein lokaler Sturm, sondern der Beginn eines Zyklons, der durch die ganze Partei, die ganze Bürokratie und das ganze Land wüten und blutige Spuren von Tod und Verwüstung hinterlassen würde.

"Victor," sagte mein Begleiter leise, wegen des Chauffeurs vor uns, "sitzt dein Kopf fest?"

"Was willst du damit sagen?"

"Ich glaube, daß bald viele Köpfe rollen werden."

"Was soll denn schon mit meinem Kopf geschehen? Ich gehöre nicht zur Opposition und war auch niemals dabei. Ich halte mich an meine Arbeit und kümmere mich nicht um Politik."

"Selig, wer da glaubt. Warten wir ab." Seine Worte waren scherzhaft, sein Ton aber todernst.

"Wir wollen den Rest des Weges zu Fuß gehen. Es ist eine so wunderschöne Mondnacht", schlug ich vor und gab ihm mit dem Ellbogen ein Zeichen. Wir entließen

---

1936 wurden er und Sinowjew auf ihre Bitten hin ein letztes Mal von Stalin empfangen. Stalin eröffnete ihnen in seinem Arbeitszimmer, ihre Schuld sei bereits bewiesen, aber wenn sie während des bevorstehenden Prozesses alles gestehen würden, besonders die unmittelbare Führung Trotzki bei ihrer konterrevolutionären Aktivität, werde er sich bemühen, ihr Leben zu retten. Nach längerem Schweigen erklärte Sinowjew für beide sein Einverständnis. Wie Sinowjew wurde er im ersten Schauprozess, dem "Prozess der Sechzehn" im August 1936 zum Tode verurteilt und danach hingerichtet. Kamenew wurde 1988 in der Sowjetunion rehabilitiert und postum wieder in die KPdSU aufgenommen. (Nach Wikipedia)

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

das Auto. In einem Land, wo allzu viele Wände diktaphonische Ohren besitzen und die meisten Chauffeure auch für die Geheimpolizei arbeiten, ist es am sichersten, beim Spazieren zu sprechen.

"Was ist los? Sprich deutlich", drang ich in ihn.

"Moskau steht Kopf, und Leningrad ebenfalls. Tausende von Verhaftungen. Es wird nichts mehr verheimlicht. Kommunisten und Parteilose werden direkt vom Büro weg verhaftet, vor den Augen der Öffentlichkeit. Ein halbes Dutzend bedeutender Parteileute, die ich gewöhnlich in Moskau aufsuche, gelten geheimnisvoll als vermißt. Die NKVD wütet bis in die Spitze der Partei hinauf, reißt große Tiere, Kommissare, Trustleiter und sogar Männer des Kremls zu Boden. Jedermann ist mürrisch, steif und zutiefst eingeschüchtert. Einige Genossen sind überzeugt, daß Sinowjew und Kamenjew hingerichtet werden und daß ganze Bataillone ihnen nachfolgen. Kaum zu glauben. Eine Sinnlosigkeit. Aber so ist es! Man behandelt uns wie Kulaken und Weißrussen."

"Wer kommt als nächster an die Reihe?"

"Deine Vermutung kann genau so zutreffen wie die meine. Wahrscheinlich wird keiner verschont bleiben. Ich meine damit, daß auch die Anonymität weder dich noch mich retten kann. Zwei unserer Ingenieure" — er nannte ihre Namen — "wurden letzte Nacht festgenommen. Sie glauben, dies sei für alle noch ein Geheimnis. Direktor Brachko erhielt den Befehl, sie mit einem besonderen Zug nach Moskau zu schicken. An der Station Zaparodsche wurden sie von der NKVD herausgeholt und in ein geschlossenes Auto überführt. Einer meiner Freunde war zufällig am Bahnhof und hat alles mitangesehen. Die Dinge werden nun einen raschen Verlauf nehmen. Paß nur auf!"

Und wirklich — sie überstürzten sich. Kaum hatte ich am folgenden Morgen den Betrieb erreicht, als mir einer meiner Assistenten als Neuigkeit die Verhaftung zweier Ingenieure verriet. Wie bei so manchem Sowjet-"Geheimnis", wußte die ganze Fabrik davon. Im Laufe des Vormittags rief mir Lenski, der zweite Sekretär des Parteikomitees der Fabrik, an. Er bat mich, augenblicklich zu ihm zu kommen. Obgleich Lenski ein sanfter, angenehmer Mensch war, der wie ein Dorfschulmeister aussah, stand er im Geruche der Unbarmherzigkeit.

"Genosse Kravchenko, ich möchte dich in einer sehr heiklen Sache konsultieren", begann er. "Es handelt sich um Arkadi Limanski. Du hast seine Arbeit beobachtet. Er war schon in deinem Hause zu Besuch und du auch im seinen. Sprach er mit dir jemals über Politik? Zum Beispiel über seine politische Vergangenheit in Leningrad?"

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Nein, wir besprachen kaum je etwas anderes als geschäftliche Dinge. Unsere Betriebe sind auf Zusammenarbeit angewiesen. Dies brachte uns einander näher. Ich kann mich an kein politisches Gespräch erinnern."

Dies stimmte tatsächlich. Unter den sowjetischen Lebensbedingungen kommen sich wenige Männer, die zusammenarbeiten, so nahe, daß sie einen Meinungs austausch über "heikle" Fragen wagen. Limanski und ich hatten diesen Punkt bestimmt nicht erreicht. Lenski war enttäuscht und notierte sich zweifellos, ich "schütze" einen Verdächtigen. Am Abend, teilte er mir mit, sollte eine Parteibüroversammlung über den "Fall Limanski" stattfinden. Bis dahin dürfe ich nicht verlauten lassen, daß ich über diesen Gegenstand befragt worden sei.

Limanski kam in ausgezeichneter Laune zu dieser Versammlung. Er hatte nicht den leisesten Verdacht, daß das dringliche Geschäft ihn selbst betraf. Er war ein stattlicher Bursche von etwa fünfunddreißig Jahren, mit einer Schwäche für gute Kleidung. Da er einmal im Ausland — in Deutschland — mit einer offiziellen Einkaufskommission gewesen war, fühlte er sich selbst als Kosmopolit, der den Provinzialismus Nikopols ein wenig verachtete.

Die Versammlungshalle war blau von Rauch. Lenski führte den Vorsitz. Neben ihm saß ein Fremder — ein vollgefressener Kerl mit einem kahlgeschorenen Stierenkopf und finsternen Zügen. Obgleich er Zivilkleider trug, verriet seine aufrechte, eindruckliche Haltung den eingefleischten Tschekisten. Die Art, mit der er die Aktenmappe in seinem Schoß umspannte, ließ ahnen, daß ihr Inhalt für einige Anwesende nichts Gutes barg.

"Genossen, die Versammlung des Parteibüros wurde ordnungsgemäß einberufen", sagte Lenski. "Auf der heutigen Traktandenliste steht nur ein einziger Punkt: Unterwerkführer und kommunistisches Parteimitglied Arkadi Wassiliewitsch Limanski."

"Ich?" rief Limanski aus und sprang auf. Ein albernes Lächeln stand noch immer auf seinem Gesicht. Der Schlag kam so plötzlich, daß er ihn nicht sogleich verspürte.

"Ja, du! Setz dich, bis du aufgerufen wirst."

Limanski setzte sich langsam in seinen Stuhl. Plötzlich schien jeder Blutstropfen aus seinem Gesicht gewichen. Er wischte seine Stirn mit einem Taschentuch.

"Genossen, hat einer von euch etwas zu dieser Befragung zu bemerken?" Niemand antwortete.

"Nun gut. Dann steh auf, Limanski, und erzähle uns kurz von deiner Tätigkeit, besonders in Leningrad."

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Der arme Limanski zitterte wie in einem heftigen Fieber. Sonst schlagfertig und selbstsicher, fiel es ihm plötzlich schwer, den Ereignissen zu folgen. Stammelnd durchschwankte er seine Biographie, begann immer wieder von vorne und erwähnte in seiner Verwirrung völlig belanglose Dinge, unter anderem auch seine Heirat. Der Fremde wurde ungeduldig.

"Wir interessieren uns nicht für dein Privatleben", sagte er. "Wir wünschen etwas über deine politische Vergangenheit zu hören."

"Nun, Genossen, das ist kein Geheimnis ... Ich habe es schon hundertmal erklärt ... ich meine wegen Leningrad. Ich war damals ein wenig unsicher .. Ich schwankte und kam mit einigen Trotzlisten zusammen. Das ist kein Geheimnis, und die Partei hat es mir verziehen. Ja, sie vertraute mir, und ich habe mir einen guten Ruf geschaffen. Du kannst jeden hier fragen. Dazu war es, Genossen, schon so lange her ..."

"Lange her!" schnarrte Lenski. "Die schmutzige Arbeit von Sinowiew und Trotzki und anderer verrückter Hunde ist auch schon lange her. Dieses Alibi wird die Feinde des Volkes nicht mehr retten. Sag mir, Limanski, hast du dich jemals gegen das Zentralkomitee und unseren geliebten Führer, Genosse Stalin, geäußert?"

"Nein, natürlich nicht."

Lenski wandte sich an den Tschekisten, der nun losdonnerte: "Bürger Limanski, du lügst der Partei ins Gesicht! Hast du nicht an einer Aktivistenversammlung im Distrikt N... im August das Maul aufgerissen...?" Der Übergang von "Genosse" zu "Bürger" war unheilverkündend.

"Ja, jetzt beginne ich mich zu erinnern", murmelte Limanski. Er klammerte sich am Stuhl fest, um sich einen Halt zu geben.

"Erinnere dich lieber noch an weitere Dinge. An wen erinnerst du dich sonst noch in Leningrad, der auch *schwankte* und ein bißchen *unsicher* war?"

"Es ist schwer, sich zu erinnern ... nach so vielen Jahren. Doch wart einmal —" Er nannte ein halbes Dutzend Namen.

"Und wo sind diese ehrenwerten Leute jetzt?"

"Ich habe keine Ahnung ... Sie werden wohl arbeiten."

"Nun, ich kann es dir sagen. Sie sind alle verhaftet! Hast du übrigens irgendein Schriftstück der Opposition mit ihnen gemeinsam unterzeichnet?"



Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"O nein ... das heißt, ich glaube nicht."

"Dann will ich deinem Gedächtnis nachhelfen. Hier ist eine Photokopie. Komm hierher und schau sie dir an. Kennst du vielleicht dies hier? Deine Unterschrift? "

Limanski prüfte das Schriftstück und kehrte dann, stolpernd wie ein Blinder, zu seinem Platz zurück.

"Aber du konntest dich wohl nicht erinnern, was? Du warst mit deinen Gedanken vermutlich bei deinem Hochzeitstag und deiner Reise, was?"

"Das vorgewiesene Schriftstück war privat, keineswegs politischer Natur, und es ist schon so viele Jahre her ..."

Das Kreuzverhör dauerte noch etwa eine halbe Stunde. Limanski, der zuletzt völlig demoralisiert war, leugnete unnötigerweise nebensächliche Dinge und konnte jedesmal durch vorliegendes Beweismaterial der Unwahrheit überführt werden. Kein einziger Punkt war an sich bedeutsam, aber alle zusammen, vom Tschekisten gewichtig betont und sodann von Lenski wiederholt, fielen ins Gewicht. Es folgte eine etwas mühselige Diskussion. Ein paar wenige traten für den Mann ein, und eine ganze Menge verurteilte ihn. Schlußendlich stieß ihn die Versammlung einstimmig aus der Partei und forderte das Stadtkomitee auf, diesen Entschluß zu bestätigen. Als wir das Zimmer verließen, sprach niemand. Wir vermieden es, einander anzublicken.

Auf meinem Heimweg sah ich wenig später im Büro Limanskis Licht und ging kurzerhand, ohne anzuklopfen, hinein. Ich fand ihn hinter seinem Schreibtisch sitzend, den Kopf in den Händen vergraben; seine breiten Schultern zuckten von unterdrücktem Weinen. Noch vor einer Stunde war er ein starker, vertrauensvoller Funktionär gewesen, nicht ohne einen Anflug von bürokratischer Arroganz, nun plötzlich eine mitleiderregende, bebende Ruine.

"Victor Andrejewitsch!" rief er aus und blickte erstaunt auf. "Dank für dein Kommen, dies ist das Ende! Ausstoßung, Verhaftung und was dann? Meine Frau ... Ach Gott! Vielleicht würde ich mich besser erschießen."

Er wollte keinen Trost — und hatte auch recht. Das Stadtkomitee bestätigte seine Ausstoßung bald. Limanski wurde an eine untergeordnetere Stellung in einen Betrieb nach Charkow versetzt und bald darauf verhaftet. Was nachher mit ihm geschah, erfuhr niemand in Nikopol.

Eine oder zwei Wochen später hatte ich geschäftlich mit Brachkos Assistenten, einem Parteimitglied namens Alexej Suchin, zu tun. Ich trat rasch in sein

Empfangszimmer und war eben im Begriffe, sein Büro zu betreten. Sein Sekretär hielt mich zurück.

"Warte bitte, Genosse Kravchenko. Genosse Suchin ist sehr beschäftigt."

"Ich auch", antwortete ich ärgerlich und trat ins Büro.

Noch auf der Schwelle hielt ich plötzlich an. Suchin saß an seinem Schreibtisch und an seiner Seite der fette, schwitzende Gerschorn, die Lippen zu einem bedeutsamen Hohnlächeln verzerrt. Rechts und links an den Wänden saßen zehn oder zwölf Ingenieure, einige von ihnen Parteimitglieder. Vor lauter Verlegenheit begrüßte ich alle laut. Nur Suchin antwortete. Dann bemerkte ich, daß vier uniformierte NKVD-Männer die Ingenieure bewachten.

Verwirrt zog ich mich zurück und eilte in Brachkos Büro.

"Was geht hier vor, Piotr Petrowitsch?" fragte ich.

"Ich verstehe überhaupt nichts mehr. Zwölf an einem einzigen Tag! Gestern acht! Wenn das so weiter geht ... aber mir schwindelt, Victor Andrejewitsch."

Brachko schien über Nacht ein alter Mann geworden zu sein. Seine Augen waren unnatürlich weit geöffnet und schlaftrunken.

Von seinem Büro ging ich in die Buchhaltung, um ein paar notwendige Angaben zu holen. Ich blieb etwa zehn Minuten dort. Plötzlich rief einer der Schreiber, der am Fenster saß, aufgeregt: "Mein Gott, schaut euch das an!"

Wir eilten alle an die Fenster. Vor unserem Gebäudè stand einer der grimmigen, fensterlosen NKVD-Lastwagen, die das Volk "schwarze Raben" nannte. Die Ingenieure und Techniker, welche in Suchins Büro versammelt gewesen waren, marschierten aus der Tür. Sie wurden einer um den andern von Tschekisten mit gezogenem Revolver in den Wagen gedrängt.

Während wir noch zuschauten, erschreckte uns der Schrei einer Frau — dann war alles wieder still. Die Frau eines verhafteten Mannes, die ebenfalls in unserem Betrieb arbeitete, war ahnungslos ans Fenster getreten, gerade noch zur rechten Zeit, um zu sehen, wie ihr Mann in den "Schwarzen Raben" geworfen wurde. Sie hatte aufgeschrien und war ohnmächtig zusammengebrochen.

Als alle Ingenieure verfrachtet waren, wurde der Wagen mit lautem Krach geschlossen und fuhr ab. Gerschorn und Genossen bestiegen einen eleganten

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Tourenwagen, der dem andern folgte. Die Leute standen dutzendweise an den Bürofenstern und starrten gebannt auf die im Schnee zurückgelassenen Spuren.

Unter den Arbeitern meines Werkes befand sich auch ein deutscher Jude, ein Kommunist, der nach der Machtübernahme Hitlers in Rußland Zuflucht gesucht hatte, ein kleiner Mann mit einem hageren, gelblichen Gesicht. Er hieß Selman. Aus irgend einem Grund war ihm seine Parteikarte vom Moskauer Büro der kommunistischen Internationale genommen worden — ausländischen Kommunisten brachte man im Vaterlande des Kommunismus selten Vertrauen entgegen. Ihre Treue zu Stalin wurde stets in Zweifel gezogen. Er war still und unauffällig, als fürchte er sich beständig. Er hatte ein Sowjetmädchen geheiratet und schien mit seinem Los in Nikopol zufrieden. Da er ein außerordentlich fähiger Werkmeister war, ließ ich ihn oft neue Arbeiter anlernen.

Eines Tages wurde Selman zur NKVD gerufen. Als er mehrere Stunden später zurückkehrte, war er totenblaß und zitterte. Seine gewohnte Schüchternheit hatte sich in abgründiges Grauen verwandelt. In seinem gebrochenen Russisch sagte er mir, er sei aufgefordert worden, augenblicklich das Land zu verlassen — zurück nach Deutschland!

"Hilf mir, Genosse Kravchenko. Nach Deutschland! Weißt du, was das bedeutet? Ich bin nicht nur ein Jude, sondern auch ein Kommunist; nicht nur ein Kommunist, sondern auch ein Jude. Mögen sie mich nach Sibirien oder ins Gefängnis schicken, nur nicht nach Deutschland, nur nicht nach Deutschland!"

Nach diesem Tage kam Selman nicht mehr zur Arbeit. Ich stellte vorsichtig Nachforschungen an. Niemand wußte mit Gewißheit etwas über sein Schicksal, außer daß der Flüchtling und seine Frau aus Nikopol weggeschickt worden seien.

Mein Gedächtnis schwankt unter seiner Last, wenn ich mich an diese letzten Monate des Jahres 1936 entsinne, noch ehe wir selbst vom Zyklon der Unterdrückung erfaßt wurden. Dies sind alles nur einige Episoden, wahllos aus dem Chaos herausgegriffen: Trümmer einer Welt, die ihr Gleichgewicht verloren hatte und sich in völligem Grauen auflöste, während wir zuschauten.

Aus irgendeinem Grunde hat sich die Erinnerung an Ingenieur Stetsewitsch scharf meinem Gedächtnis eingeprägt. Ich kann nicht an ihn denken, ohne zugleich das Bild seiner gebrechlichen, lieben, alten Mutter mit heraufzubeschwören. Sie waren polnischer Abkunft; ebenso seine hübsche Frau. Er war ein Spezialist, aber kein Parteimitglied; belastet durch die Tatsache seiner polnischen Abkunft, vermied dieser Ingenieur die Politik, arbeitete gut und angestrengt und kümmerte sich wenig um seine Kollegen.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Ich bemerkte erst, daß Stetsewitsch in Schwierigkeiten war, als einer von Gerschgorins Leuten mich über seine Arbeit ausforschte. In aller Ehrlichkeit konnte ich nur Günstiges über ihn sagen — wiederum ein schwarzer Fleck auf meinem Ruf in den NKVD-Archiven. Meine Weigerung, beim Kampf gegen "Saboteure" mit ihnen "zusammenzuarbeiten" bildete im Grunde genommen die Hauptanklage gegen mich. Bald darauf wurde der Pole verhaftet und seine Frau und seine Mutter aus ihrer Wohnung vertrieben.

Eines Abends fuhr ich in meinem Wagen nach Nikopol. Auf der Straße vor uns, etwa drei Kilometer von der Stadt entfernt, ging eine gebückte alte Frau langsam mit einem Bündel in der Hand ihres Weges. Als ich sie einholte, erkannte ich Stetsewitschs Mutter. Ich hielt den Wagen an und bat sie mitzufahren. Ich wußte, wie gefährlich es war, zu einer Ausgestoßenen freundlich zu sein, die überdies die Mutter eines "Liquidierten", der Spionage für Polen angeklagten Mannes war. Aber im Augenblick kümmerte mich das nicht. Ich hätte sie mitgenommen und wenn es den sicheren Tod bedeutet hätte.

"Danke, danke, Victor Andrejewitsch", sagte sie. "Möge Gott es fügen, daß deine eigene Mutter nicht das erleiden muß, was ich leide und du nicht erdulden mußt, was mein Sohn erduldet. Ich gehe zur NKVD. Ich will dort anstehen und warten. Vielleicht gestatten sie mir, ihm dieses Paket zu schicken. Die anderen Frauen sagen, er werde zu jenem Kontingent gehören, das heute nach Dnjepropetrowsk verschickt wird."

Als wir die Stadt erreichten, bestand sie darauf, auszusteigen, um mir Schwierigkeiten zu ersparen. Mein Chauffeur wandte sich um.

"Genosse Direktor," sagte er, "ich mag ein Hurensohn sein, der alles berichten muß, was er sieht und hört; du kannst mir glauben oder nicht, aber ich schwöre dir, daß ich diesmal nichts anzeigen werde. Meine eigene Mutter ist nur eine einfache Frau, keine feine Dame wie diese hier, aber ich liebe sie, und überhaupt danke ich dir, Victor Andrejewitsch, von Herzen als Russe dem Russen."

In den Jahren meiner harten Prüfung wurde dieser Zwischenfall nie gegen mich vorgebracht, obschon mir viele weniger ernste "Verbrechen" vorgehalten wurden. Der Chauffeur hatte Wort gehalten.

## II

Die Atmosphäre im Kombinat von Nikopol wurde mit jedem Tag drückender. Koslow, der Parteisekretär, wurde in die Stadt Kriwoi Rog "versetzt", und bald hörten wir, er sei verhaftet worden. Ein Verwaltungsfunktionär nach dem andern kam nicht mehr zur Arbeit, und ihre angebliche "Erkrankung" erwies sich als dauernd.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Die Durchschnittsarbeiter nahmen anfänglich den Standpunkt ein, diese seltsamen Vorgänge hätten mit ihnen nichts zu tun. Jetzt aber begannen ihnen nahestehende Männer und Frauen, Genossen in den Läden, Arbeiter wie sie selbst, zu verschwinden. Das war etwas völlig anderes. Die Beunruhigung wurde so heftig, daß sie sich ernstlich in den Produktionsziffern bemerkbar machte. Die Moral des Betriebs war schwer angeschlagen.

Als eine besondere Sitzung der Nikopoler Aktivisten einberufen wurde, gingen wir mit sinkendem Herzen hin. An der Türe wurden unsere Beglaubigungsschreiben sorgfältig überprüft, obgleich wir alle einander gut kannten. Das alte Gefühl von Kameradschaft bei solchen Versammlungen war verschwunden. Noch vor ein paar Monaten hätte man sich laut und freudig begrüßt: *Hallo, Genosse Kravchenko! – He dort, du alter Haudegen!* Man hätte kameradschaftlichen Klatsch, Anekdoten, Ladengeschwätz und Parteipolitik ausgetauscht. Nun aber herrschte bloß noch besorgte Feierlichkeit. Wir bewegten uns getrennt, als fürchteten wir irgendeine schreckliche Seuche. *Rette dich selbst, rette dich selbst! Meide deinen Nachbarn!* Diese unausgesprochenen Worte glaubte man beinahe zu hören.

Genosse Brodski, der Sekretär des Stadtkomitees, gewöhnlich so entschlußkräftig und energisch, sah heute aus, als hätte er lange Zeit nicht mehr geschlafen. Seine Augen waren geschwollen, und seine Hände zitterten. Seine Stimme klang hohl, als spreche er durch ein Megaphon. Wenige von uns ahnten, daß dies sein letztes Auftreten vor der Öffentlichkeit sei, und daß dieser mächtige, überfließende Brodski sich bald in irgendeinem NKVD-Keller befinden würde zusammen mit den meisten anderen Männern, die sich jetzt mit ihm auf der Rednerbühne der Regierung befanden.

Wir seien alle hierherberufen, gab Brodski bekannt, um einen vertraulichen Brief des Zentralkomitees aus Moskau anzuhören. Er las ihn langsam, leidenschaftlich und bemüht, seine völlige Billigung zu bezeugen, seine gemeine Billigung. Dies trug sich ein paar Tage vor der Verurteilung und Hinrichtung der Sinowjews, Kamenjews und Konsorten zu. Die Moskauer Mitteilung bezweckte deutlich, die Partei auf diesen Schlag vorzubereiten und jeden Skeptiker vor Furcht erzittern zu lassen.

Nun, da "es erwiesen sei", hieß es in dem Brief, daß die trotzkistisch-sinowjewschen Ungeheuer sich in ihrem Kampf gegen die Sowjetmacht mit ausländischen Spionen, Provokateuren, Kulaken, Abirrenden, Weißen, Saboteuren und kapitalistischen Agenten verbündet hätten, müsse jedes Parteimitglied begreifen, daß äußerste Wachsamkeit geboten sei ... Der Beweis eines treuen Bolschewiken, hieß es weiter, wird von nun an in seiner Fähigkeit erblickt, die Feinde unseres Volkes, die sich hinter Parteikarten verstecken, zu erkennen und sie ohne Gnade auszuliefern ... Es gebe keinen Platz mehr für "wurmstichigen Liberalismus" und "Bourgeoissentimentalitäten".

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Die Bedeutung dieser Botschaft war klar genug. Ein Schauer ging durch die Versammlung. Früher suchten wir nach Feinden in der allgemeinen Bevölkerung, nun mußten wir sie in unseren eigenen Reihen suchen! Das persönliche Verdienst würde von nun an nach der Zahl der Denunziationen nahestehender Genossen bemessen werden.

Die Schwächlinge, die Zimmerlichen, welche die Freundschaft über die Parteiinteressen stellten, würden die Folgen ihrer "Doppelzüngigkeit" zu tragen haben.

Brodski sprach ausführlich über die Wichtigkeit dieses vertraulichen Befehls. Als hänge sein eigenes Leben an der Zahl und Wahl seiner Adjektive, lobpries er Stalin, das Genie, die Sonne unseres sozialistischen Vaterlandes, den weisen und unfehlbaren Führer. Ich bohrte die Nägel in meine Handflächen, bis ich blutete.

Andere verlangten das Wort, um sich selbst und die Nikopoler Partei wegen "Mangel an Wachsamkeit" und "Selbstzufriedenheit angesichts der Gefahr" anzuklagen. Es gab eine wilde Flucht von Genossen, die sich alle erklären, erniedrigen und retten wollten. Inmitten des schmutzigen Flusses dieser häßlichen Beredsamkeit entstand eine Bewegung an der Türe. Wir wandten uns alle um.

Genosse Hatajewitsch, der Sekretär des Regionalkomitees, Mitglied des allumfassenden Zentralkomitees, war angekommen. Er schritt durch die Gasse der Menge zur Rednertribüne, umgeben von tschekistischen Wächtern. Dies war ein neuer Zug und vielleicht der schrecklichste von allen: Wachen und Revolver bei einer Versammlung aktiver Kommunisten! Schutz der Führer vor den "Besten der Besten" der Nation!

Hatajewitsch sah müde aus. Sein Gesicht war teigig und tief zerfurcht, und seine Stimme schien irgendwoher aus der Ferne zu kommen. Seine Rede hielt sich im wesentlichen an den Moskauer Brief. Aber er konnte sein Elend nicht verbergen. Als ich ihm zuhörte, erinnerte ich mich jener Szene auf dem Weizenfeld während der Kollektivierung, als dieser selbe Hatajewitsch mir für die Erfüllung des Planes vor der festgesetzten Zeit gedankt hatte und in mich drang, doch die Notwendigkeit der "strengen" Politik zu verstehen. Unsere Versammlungen im Regionalkomitee! Damals war er so kräftig gewesen, so selbstsicher . . .

Von nun an war es Ehrensache, "verborgene Feinde" der Partei zu denunzieren und bloßzustellen. Man schrak davor zurück, selbst mit seinen besten Genossen zu sprechen. Man machte sich von Freunden, Verwandten und Kollegen los. Wie, wenn auch sie angesteckt und Bazillenträger der politischen Seuche waren, die durchs Land wütete? Man vergaß, daß es einmal eine Zeit gegeben hatte, da Aufrichtigkeit, Treue und Freundschaft noch möglich waren!

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Der Sturz eines Führers oder Beamten bedeutete, daß alle seine Bekannten und Freunde gesäubert würden. Nach der Verhaftung Brodskis holten die Schwarzen Raben und die geschlossenen NKVD-Wagen seine Assistenten, seine Freunde und die Männer und Frauen ab, denen er irgendwo in Nikopol eine Stellung verschafft hatte. Der Kommandant der Garnison von Nikopol verschwand in der Jagdtasche der NKVD, dann der Staatsanwalt und sein ganzer Gerichtsstab, schließlich sogar der Vorsitzende des Sowjets von Nikopol. Die hiesige Bank, die Zeitungen, alle Handelsinstitutionen wurden "gesäubert". Überall erhielten neue Leute die Macht und wurden oftmals ihrerseits schon nach einer Woche oder nach einem Monat wieder abgesetzt.

Die Leute flüsterten sich die Verhaftung des Vorsitzenden des Sowjets, des höchsten Zivilbeamten der Stadt, zu. Er war ein ehemaliger Grubenarbeiter, mit einer stolzen Vergangenheit im Bürgerkrieg. Mitten in der Nacht wurde er geweckt. Seine Frau und seine Kinder weinten so laut, daß sie die Nachbarn aufschreckten.

"Ich bin der Vertreter der Sowjetmacht in Nikopol", brüllte der Vorsitzende die uniformierten Männer an. "Ihr habt kein Recht, mich zu verhaften! Zeigt mir euren Haftbefehl!"

"Komm raus, du Dreckhund! Wir wollen dir schon zeigen, wer recht hat", gröhlte der Offizier und zog ihn aus der Haustür.

Nach der Liquidation des Vorsitzenden wurden die meisten hohen Beamten der städtischen Regierung zusammengetrieben, unter ihnen auch der Leiter der Gemeindeverwaltung, der Chef der Feuerwehr, der Leiter der Sparkasse und sogar der Leiter des Gesundheitsamtes. Einige wurden nachts in ihren Häusern verhaftet, andere öffentlich in ihren Büros.

An Koslows Posten kam ein neuer Mann, der unserer Fabrik fremd war. Er hieß Los. Er war ein beschränkter, fanatischer Bursche, stark und unverdünnt wie hausgemachter Wodka. Die letzten Tropfen von Kameradschaftsgefühl verdampften in der Hitze von Los' eifriger Jagd auf Schuldige. Wenn wir uns auf dem Fabrikareal oder in den Gängen begegneten, blickten wir technischen Funktionären und Parteifunktionären einander überrascht an. "Was? Du bist auch noch Leben?" sagten unsere Blicke.

Das Hauptquartier der NKVD an einer der Hauptstraßen hatte auch nachts immer Licht. Die Organisation arbeitete vierundzwanzig Stunden täglich. Das Geschäft ging gut. Dorogan, Gerschorn und ihr Stab befanden sich in Hochform, müde aber froh erregt — Generäle in einer Schlacht, die einen glanzvollen Verlauf nahm. Die Verhafteten wurden nicht lange zurückgehalten. Nikopol war schließlich nur eine kleine Filiale des großen Geschäftes.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Man schickte sie alle nach Dnjepropetrowsk, von Dnjepropetrowsk nach Charkow und anderen Zentren, um wieder Platz für neue und nochmals neue Häftlinge zu schaffen.

Und Nikopol war nur ein winziges Segment im großen Kreise, den die Generalsäuberung erfaßte. Befehle des Trusts Trubostal und vom Kommissariat aus Moskau waren immer mehr von unbekannt Namen unterzeichnet, so viele alte Funktionäre waren ausgemerzt worden. Hatajewitsch und eine ganze Schar seiner Kollegen im Regionalkomitee wurden verhaftet. Hatajewitsch war bedeutend genug, um in unserer Presse eine halbe Spalte voll Beschimpfung zu verdienen. Überall war es die gleiche Geschichte. Man konnte sich gar nicht über alle Sensationen, Tragödien und traurigen Überraschungen auf dem Laufenden halten. Die phantastischsten Gerüchte entsprachen noch lange nicht der grausen Wirklichkeit.

Die Außenwelt richtete ihr Augenmerk auf die paar blutigen Gerichtsverhandlungen in der ehemaligen Adelshalle in Moskau. Sie verstand damals nicht, und versteht es auch bis auf den heutigen Tag noch nicht, daß diese Moskauer Urteile nur eine äußerliche Fassade waren, ein Schaufenster, hinter dem sich die wirklichen Greuel berghoch türmten. Diese öffentlichen Verhandlungen betrafen nur etwa ein Dutzend sorgfältig ausgewählte und erprobte Fälle. Die Säuberung aber umfaßte Hunderttausende, schließlich sogar rund zehn Millionen, die ausgesucht und beseitigt wurden. Die einen wanderten ins Gefängnis, andere in die Verbannung oder in die Zwangsarbeiterbataillone, wieder andere in den Tod.<sup>30</sup>

Ganze Scharen von Frauen und Kindern schwärmten um das NKVD-Gebäude in Nikopol zu jeder Stunde, trotz der bitteren Kälte. Die NKVD-Leute zerstreuten sie immer wieder, aber gleich darauf kamen sie wieder zurück, weinten, schrien und riefen die Namen ihrer Väter, Gatten und Brüder. Viele dieser Unglücklichen waren Stadtbürger; aber es kamen auch viele aus den benachbarten Dörfern, wo das Pogrom Vorsitzende der Dorfsowjets, Parteisekretäre, Komsomolzenführer und Präsidenten der Kolchosen erfaßt hatte. Niemals wieder werde ich diesen Schauplatz vor dem NKVD-Gebäude aus meiner Erinnerung auslöschen können. Ein großes Theatergenie, das Massenverzweiflung und tödlichen, grenzenlosen Kummer zu schildern versucht, könnte nichts Schrecklicheres erfinden.

Und inmitten des Sturms, mitten im Wehklagen der Betroffenen und den Verzerrungen des Leidens, gaben Presse und Rundfunk die formelle Annahme der "demokratischsten Verfassung der Welt" bekannt, — im November 1936.

---

<sup>30</sup> "Die Gesamtzahl der Opfer [der stalinschen Säuberungen] ist nicht bekannt und schwer zu verifizieren. Schätzungen von Historikern reichen von einer Million bis 60 Millionen Toten", heißt es in der deutschen Wikipedia; in der russischen Wikipedia: "Insgesamt waren die Opfer des Terrors während der Sowjetzeit laut der internationalen Organisation MEMORIAL zwischen 10 und 12 und 38 bis 39 Millionen Menschen". (Abruf beides am 31.12.2022, 16:00)



Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Die Angst erreichte einen solchen Grad, daß die Parteimitglieder zitternd "für alle Fälle" nur noch in ihren Kleidern zu Bett gingen. Wie beinahe jedermann, hatte auch ich einen kleinen Koffer mit den Dingen, die ein Mann im Gefängnis brauchen kann, gepackt: Unterwäsche, Socken, Taschentücher und eine Wolldecke.

"Gehst du fort?" fragte Pascha unschuldig, als sie den Koffer unter meinem Bett fand.

"Wer weiß, Pascha, wer weiß?" seufzte ich.

Genosse Brachko, der geschäftlich in Dnjepropetrowsk gewesen war, kehrte mit schrecklichen Nachrichten zurück. In meiner Geburtsstadt war die Verheerung wenn möglich noch schlimmer als in Nikopol. In meiner früheren Fabrik, sagte man ihm, seien die Verhaftungen bereits auf über fünfhundert gestiegen —und die "Schwarzen Raben" seien immer noch hungrig. Viele meiner Institutskameraden — Beretzkoj, Katz, Richter ..., die Liste schien endlos zu sein — waren von ihren Ingenieurposten entsetzt worden. Täglich führten von außen abgeriegelte und versiegelte Viehwagen ihre Menschenfracht aus Dnjepropetrowsk fort. Vor vier Jahren hatte diese tragische Fracht aus Bauern bestanden, nun war es bessere Ware: Kommunisten, Regierungsführer, Soldaten, Techniker und Beamte.

"Was beabsichtigen Stalin und das Politbüro? Die ganze Geschichte mutet wie eine ununterbrochene Verrücktheit an", sagte Brachko, und bedauerte dann sogleich, so gesprochen zu haben, was aus seinem ängstlichen Blick hervorging.

Was beabsichtigen Stalin und das Politbüro? Dies war genau die gleiche Frage, die auch in meinem Kopfe hämmerte. Da beging ich eine närrische und sinnlose Handlung. Da ich ein Mitglied des Politbüros persönlich kannte, beschloß ich, ihn nach dem Sinn zu fragen. Mehrere Nächte arbeitete ich bis spät an einem Brief an Kommissar Ordschonikidse.

So sachlich wie möglich — als verfasse ich einen technischen Bericht — erzählte ich, was in Nikopol, Dnjepropetrowsk, Krivoi Rog und anderen Städten unserer Provinz vor sich ging. Ich nannte Namen. Ich verteidigte die Treue der Leute, die von ihren Posten abgesetzt worden waren. Wenn es so weiter ginge, warnte ich, so bleibe bald kein Mensch mehr übrig, der befähigt sei, in unserem Gebiet die Industrie zu lenken. Die Produktion sei bereits desorganisiert, niemand wage die Arbeit anzuregen und Entscheidungen zu treffen.

Auf privatem Wege sandte ich den Brief ab und weiß mit Gewißheit, daß er in die Hände des Kommissars gelangte. Aber ich erhielt niemals Antwort. Als meine eigene Säuberung begann, wurde ich nie über diesen Brief ausgefragt und begriff dankbar, daß

## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Ordschonikidse ihn nicht der Polizei ausgeliefert hatte. Jeder einzelne Abschnitt meiner langen Litanei hätte genügt, um mich augenblicklich an den Galgen zu bringen.

Im November 1936 kam auch ich an die Reihe.

Es geschah ebenso plötzlich wie bei Limanski, aber ich hatte den psychologischen Vorteil, daß ich den Schlag erwartet und schon viele Proben anderer Genossen in führenden Stellungen mitangesehen hatte. Die Hauptsache ist, sagte ich mir, auf keinen Fall die Selbstbeherrschung zu verlieren. In endlosen schlaflosen Nächten versuchte ich mir auszudenken, was man wohl gegen mich vorbringen werde. Welches würden meine "Verbrechen" sein? Etwa eine Unvorsichtigkeit, die ich vor einem oder vor fünf Jahren gesagt oder begangen hatte? Oder stand es mit der Arbeit in meinem Betrieb in Zusammenhang?

Abgesehen von den Zweifeln in meinem Geiste und dem schweren Kummer in meinem Herzen war ich mir keiner Verbrechen gegen den Sowjetstaat bewußt. Als schließlich die Anklagen gegen mich enthüllt wurden, deckten sie sich durchaus nicht mit meinen Vermutungen.

Wir wohnten einer Parteiversammlung im Spielhaus des Fabrikklubs bei. Es war eine raue, graupelige Nacht. Der Boden war schmutzig und glitschig von den Tropfen unserer Schuhe. Blaue Wolken von Zigarettenrauch hingen in der Luft. Der Saal, die Nacht und der Schmutz werden mir immer im Gedächtnis bleiben. Sie gehören zum festen Bestand eines immer wiederkehrenden Alpdrucks. Sie schufen die Stimmung für das Kommende, wie etwa eine Ouvertüre Wagners den Hörer auf das folgende Drama vorbereitet.

Mehrere Mitglieder waren angeklagt. Die kommunistischen Abteilungen demonstrierten ihre "Initiative" und "bolschewistische Wachsamkeit", indem sie ihre Mitglieder selbst anzeigten, noch ehe die Polizei auf sie aufmerksam wurde. Sie waren die Aufklärungspatrouillen der NKVD. In drei Fällen hatte die Versammlung bereits die Ausstoßung empfohlen. Jetzt schien die Versammlung beinahe beendet zu sein.

Aber plötzlich erhob sich Los, um zu sprechen. Ich war mit meinen Gedanken weit von dieser häßlichen Versammlung entfernt, als mir der Sinn seiner Worte wie ein elektrischer Schlag durch die Glieder fuhr. Dies war der Augenblick!

"Genossen," begann Los, "ich schlage vor, daß wir noch den Fall des Direktors des Röhrenwalzbetriebs, des kommunistischen Parteimitgliedes Victor Andrejewitsch Kravchenko behandeln. Es sind Berichte eingegangen, die sehr ernste Anklagen über die vergangene und gegenwärtige Tätigkeit dieses Genossen enthalten."

"Laßt die Ankläger sprechen!" rief jemand aus der Versammlung.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Ganz recht", sagte Los. "Ingenieur Gregori Makarow hat das Wort!"

Während Makarow zur Rednerbühne schritt, stand der Genosse zu meiner Rechten auf, entfernte sich und murmelte etwas, das wie "Ich gehe mal schnell eine rauchen" tönte. Auch der Mann zu meiner Linken machte sich aus dem Staube. Ich war aussätzig geworden. Leere umgab mich.

Ich kannte Makarow aus meiner Institutszeit. Er war einer jener unfähigen, hilflosen Leute, die nur dadurch leben, daß sie das Mitleid anderer ausbeuten. Ich hatte ihm seine Stellung in Nikopol verschafft, ihm eine Wohnung gefunden und es immer naiverweise für selbstverständlich gehalten, daß er mir dankbar sei.

"Ich kenne Kravchenko seit vielen Jahren", begann er jetzt. "Er war Mitglied im Büro des Parteikomitees des metallurgischen Institutes. Die meisten seiner Kollegen jenes Komitees sind verhaftet worden. So Beretzkoi, sein Freund, und Katz. Ich frage mich, ob das ein Zufall ist, Genossen! Dieser Kravchenko hat viele Freunde und Verbindungen in Moskau und kam auf Empfehlung von Genosse Ordschonikidse persönlich ans Institut. Ich will nur nebenbei erwähnen, daß einige dieser Moskauer *Verbindungen* als Volksfeinde entlarvt wurden. Doch dies alles nur nebenbei, Genossen. Was ich sagen wollte: Kravchenko hat in all diesen Jahren als Parteimitglied die Partei belogen. Er hat der Partei eine äußerst wichtige Tatsache vorenthalten — die politische Vergangenheit seines Vaters! Warum hat er der Partei nicht zugegeben, daß sein Vater vor der Revolution aktiver Menschewik gewesen ist und seither die parteilosen Arbeiter gegen die Politik unseres geliebten Führers aufgewiegelt hat?"

"Sprich über Kravchenko, nicht über seinen Vater!" warf jemand ein.

"Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme", brüllte Genosse Los zurück. "Fahr fort, Genosse Makarow."

"Es ist richtig," fuhr Makarow fort, "der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. Kravchenko ist nicht besser als sein Vater. Er hat sich mit *fremden Elementen* umgeben. Glaubt ihr, es sei Zufall, daß er in seiner Abteilung so viele parteilose Leute angestellt hat? Wer sind seine Mitarbeiter? Wer sind seine Werkmeister? Wer ist der verhaftete Menschewik Dubinski? Wer ist der verhaftete deutsche Faschist Selman? Ich könnte noch viele andere aufzählen. Alles Parteilose oder wirkliche Feinde, deren Sabotage durch die NKVD enthüllt wurde."

Mitten in meinem Elend dachte ich: Das ist es also, was ihn beißt, die Tatsache, daß ich ihn nicht zu meinem vollen Mitarbeiter ernannt habe!

"Genosse Selman ist ein Jude und deutscher Kommunist. Wie kannst du ihn Faschist schimpfen." Diesmal war es ein Arbeiter, der den Sprecher unterbrach.

## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Schön, du sagst, er sei ein Jude und Kommunist", rechtete Makarow. "Hat nicht Hitler Verräter und Spione zu Tausenden hierher gesandt? Welche bessere Tarnung kann es wohl geben, als die des Juden und Kommunisten? Wo findet solcher Schmutz besseren Schutz als unter den Fittichen Kravchenkos mit seinen guten Beziehungen?"

"Genosse Los," griff nun Direktor Brachko ein, "der Sprecher soll sich an Tatsachen halten und mit seinem Herumstochern in Schmutz und Unsinn aufhören."

"Ich werde dir Beweise liefern, Genosse Brachko, Beweise in Hülle und Fülle. Erinnerere dich an die Zeit, als über die neuen Richtlinien unserer ruhmreichen Stachanowbewegung abgestimmt wurde. War es nicht uns allen klar, daß sich Kravchenko gegen die Neuerung auflehnte? Ein einziger Arbeiter war undankbar genug, die Richtlinien anzugreifen, ein Mann namens Kirjuschkin. Und was hat Kravchenko getan, dieser großherzige Menschenfreund? Nun, er verhalf Kirjuschkin zu einer besseren Stellung! Jawohl, ich klage ihn an, alle antisowjetischen Elemente in unsere Mitte in Schutz zu nehmen. Ich klage ihn vor allem an, unsere glorreiche Partei betrogen zu haben, indem er den Menschewismus seines Vaters geheim hielt."

Als er die Plattform verließ, wurden Rufe laut. "Recht! Gut gemacht!" Aber auch: "Lügen! Alles Lügen! Dummheiten!"

"Parteimitglied Ingenieur Schaikewitsch hat das Wort", verkündete Los. Schaikewitsch war ein untersetzter Mann mit einem runzligen, kleinen Affengesicht und kleinen, grausamen Augen.

"Genossen, auch ich habe Genosse Kravchenko angezeigt", sagte er mit seiner Fistelstimme, die wie vibrierender Draht klang. "Ich habe ihn lange Zeit aus der Nähe beobachtet. Es stimmt zwar, daß die Zeitungen und der Rundfunk ihn in alle Himmel gehoben haben. Wie oft ist sein Bild in den Zeitungen erschienen! Wie aber, wenn alle diese Dienste am Vaterlande nur eine Rauchwand waren, hinter der ein solches Individuum seine feige Arbeit verrichtete?"

"Tatsachen, keine Rhetorik!" rief Brachko.

"Kravchenko ist ein Zweifler!" sagte der Redner, ärgerlich über die Unterbrechung, und schlug mit seiner Fistelstimme einen noch schrilleren Ton an. "Am Institut kritisierte er die Kollektivierung, jedermann weiß das. Und ebenso in der Fabrik — immer macht er ein langes Gesicht, nichts befriedigt seinen wählerischen Geschmack! Sogar seine Mutter kam hierher, um zu schnüffeln und sich über die Wohnverhältnisse zu beklagen. Warum bekleidet er überhaupt eine so hohe Stellung? Weil er Freunde in Moskau und Charkow besitzt! Nicht Fähigkeiten, sondern Beziehungen!"

## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Das ist eine Lüge, Genossen!" rief wiederum Brachko. "Kravchenko wurde von Genosse Iwantschenko nach einer Rücksprache mit mir empfohlen. Er ist einer der besten Ingenieure im Trubostal, und der Kommissar hat ihn oft mit wichtigen Sonderaufgaben betraut."

"Aber du kannst nicht leugnen, Genosse Brachko, daß er der Sohn eines antisowjetischen Vaters ist und diese Tatsache vor uns verborgen hat!" kreischte die Fistelstimme triumphierend. "Er raubte allen stalintreuen, ergebenen Kommunisten in seinem Betrieb die Möglichkeit zur Beförderung ..."

Und nun erinnerte ich mich. Mir hatte der enttäuschte, unglückliche kleine Schaikewitsch leid getan, und ich hatte sogar versucht, seine Fehler zu verdecken. Schließlich aber hatte ich ihn, nachdem ich die Frage mit Brachko durchgesprochen, in eine andere Abteilung versetzen lassen, die an sein begrenztes Wissen weniger hohe Ansprüche stellte.

Nach Schaikewitsch sprach Judawin, um die Anklagen zu vervollständigen. Er hatte eine richtige NKVD-Stimme. Da ich wußte, daß dieser Judawin Polizeiagent war, hatte ich ihn geschnitten. Das zahlte er mir nun bereitwilligst heim.

"Genossen," sagte er, "ich unterstütze nicht nur die Schlüsse der anderen Redner, sondern komme nun überdies noch zum ernstesten Punkt. Kravchenko ist ein Saboteur!"

Dieses gefürchtete Wort explodierte wie ein Kanonenschuß. Die Versammlung hielt den Atem an. Bis anhin hatte ich die Fassung nicht verloren. Nun brach ich in Schweiß aus. Mein Herz klopfte so laut und schnell, daß ich glaubte, es übertöne Judawins Worte. Was in aller Welt konnte er damit meinen? Welche Suppe brockten mir dieser verkleidete Tschekist und sein Meister, Gerschgorin, ein?

"Ja, ein Saboteur! Dieser Kravchenko hat absichtlich Sowjetvermögen im Werte von einer Million Rubel und einen großen Betrag ausländischer Währung einfrieren lassen. Wie er das bewerkstelligte? Ein einfaches Täuschungsmanöver, viel zu einfach! Er hat teure Instrumente aller Art ankaufen lassen und sie in seinem Betriebe aufgestapelt. Seine Abteilung ist mit wertvollen Maschinenteilen angefüllt, die niemals gebraucht werden. Einige sind sogar überhaupt nicht ausgepackt worden! Ich klage ihn an, dies alles absichtlich und mit Berechnung getan zu haben, um der Regierung und dem Lande zu schaden!"

Nun, da die Anklage ausgesprochen war, fühlte ich mich erleichtert. Das belastende Material war an den Haaren herbeigezogen und konnte deshalb leicht als wurmstichig widerlegt werden. Da Los, wie alle andern, ungeduldig war, die Sitzung zu beenden und nach Hause zu gehen, blieben mir weitere Angriffe erspart. Zuletzt gab er mir das Wort. Ich nahm alle meine Willenskraft zusammen und bestieg die Rednerbühne.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Genossen, Parteimitglieder," sagte ich, "ich will offen mit euch sprechen, ungeachtet der Folgen. Seit acht Jahren bin ich in der Partei. Meine Vergangenheit spricht für sich selbst. Ich habe sicher menschliche Schwächen, und vielleicht sind mir auch Fehler unterlaufen. Es kann sein, daß ich Männer befördert habe, die das nicht verdienten, und andere abgesetzt habe, die das auch nicht verdienten. Ein Mann, an einem verantwortungsvollen Posten wie ich, muß Entscheidungen treffen, und da er auch nur Mensch ist, müssen einige seiner Entscheidungen notwendigerweise falsch sein. Ihr wißt alle, daß Makarow und Schaikewitsch einen persönlichen Groll gegen mich hegen. Es ist wohl sinnlos, näher darauf einzugehen. Jeder, der mit dem Betrieb vertraut ist, kennt die Sachlage. Ich bestehe auf meiner Unschuld! Überdies fürchte ich mich vor nichts! Ich erbitte mir nur einen einzigen Wunsch. Gebt mir Zeit, Beweise zu erbringen, daß diese Angriffe böswillige Erfindungen sind. Ernennet eine Kommission, welche diese Angaben überprüfen soll. Falls ich dann die Kommission nicht überzeugen kann, bin ich bereit, die Folgen zu tragen. Der ganze Sturm ist losgebrochen, weil mein Vater Menschewik sein soll. Ich will das hier völlig klarstellen. Ich verleugne meinen Vater nicht. Ich liebe ihn und bewundere ihn. Er war es, der in mir jene proletarischen Ideale einpflanzte, die mich den Komsomolzen und später der Partei zuführten. Er ist ein Parteiloser, aber seine Verdienste sind in der Arbeiterklasse bekannt. Er wird von allen Arbeitern, die ihn kennen, den Arbeitern in Dnjepropetrowsk, hoch geschätzt. Nie in seinem Leben war er Menschewik oder Mitglied irgendeiner anderen Partei; dies ist die nackte Wahrheit. Er war nur ein guter Revolutionär, der gegen den Zaren und gegen die Kapitalisten kämpfte, aber kein politisches Abzeichen trug. Er stand mit Waffen hinter den Barrikaden im Jahre 1905. Er arbeitete mit Menschewiken und Bolschewiken zusammen und teilte seine Gefängniszelle mit revolutionären Kämpfern aller Art. Dies kann ich alles beweisen, wenn ihr mir die notwendige Zeit gebt. – Was das Geschwätz über Sabotage anbetrifft, so ist es nur allzu töricht. Es ist wahr, ich habe große Mengen von Instrumenten in meinem Betrieb. Aber dem Kommissariat ist jede Kopeke bekannt. Ich habe regelmäßig Bericht erstattet und alles der Verfügung des Trusts anheimgestellt, der eine weitere Ergänzung jederzeit hätte unterbinden können. In jedem einzelnen Fall wurde das Material angefordert, um einem wirklichen Mangel zu steuern. Woher es kommt, daß ich so viele teure Werkzeuge und Bestandteile besitze, von denen einige wenig verwendet werden? Die Antwort darauf lautet, daß ich oft mit Sonderaufträgen betraut wurde, die besondere Werkzeuge erforderten. Zum Beispiel der plötzliche Befehl, Röhren für die Bakuölfelder herzustellen. Es stellte sich heraus, daß die zuerst bestellten Mengen gekürzt wurden. Manchmal wurde eine Aufgabe, auf die wir uns vorbereitet hatten, wieder aufgehoben, weil man die Pläne änderte. So haben sich teure Instrumente angehäuft. Wir haben sie aufbewahrt, weil sie jederzeit ohne vorherige Anzeige wieder gebraucht werden könnten. Aber all dies geschah offen und nicht unter der Hand, wie meine Ankläger behaupten. Alles ergab sich aus den Beschlüssen Moskaus, nicht aus meiner eigenen Initiative. Es als Sabotage auszulegen, ist allzu lächerlich, Genossen. Ich kann durch Schriftstücke beweisen, wie und wann und besonders weshalb jede Einzelheit des Inventars gebraucht wurde. Alle anderen

## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Aussagen sind nichtig. Ich will eure Geduld nicht mit einer ausführlichen Antwort auf die Probe stellen. Ich verlange nur, daß man mir erlaubt, meine Unschuld zu beweisen, und zwar hier in diesem Saal — nicht anderswo. Was auch immer geschieht, erinnert euch daran, daß ich unschuldig bin."

Als ich zu meinem Sitz zurückkehrte, wurde ein zerstreuter, zurückhaltender und verhaltener Beifall laut. Man hörte auch einige Rufe wie: "Stoßt ihn aus! Menschewik! Saboteur! Er spekuliert mit seinen Verbindungen!"

Ein Arbeiter in den Sechzigerjahren, ein Genosse Silinin, mit dem ich nur oberflächlich bekannt war, verlangte das Wort und wurde angehört.

"Solange Genosse Kravchenko immer noch Leiter seines Betriebes ist, wäre es Unrecht, seine Arbeit zu unterbrechen. Es scheinen in seinem Falle viele Zweifel vorhanden zu sein. Warum sollten wir auch überstürzt und übereilt handeln? Es ist für die Ausstoßung und für Verwaltungsmaßnahmen noch Zeit genug, Genossen. Kravchenkos eigener Vorschlag ist gut. Ich schlage vor, das Stadtkomitee zu bitten, eine Untersuchungskommission einzuberufen, welcher der Genosse seine Beweise unterbreiten kann."

Der Vorschlag wurde angenommen, nur Judawin, Schaikewitsch, Makarow und einige andere stimmten dagegen. Einzig Brachko und der alte Silinin wagten es, sich mir zu nähern, als wir das Haus verließen. Von da an bis zum Ende meiner schweren Prüfungszeit, mehr als achtzehn Monate später, war ich ein "Gemiedener" und so isoliert wie nur irgendein Fall von schwarzer Pest.

(15) **Eine harte Probe**

*Untersuchungskommission gegen Kravchenko – Tatkräftige Unterstützung durch die Eltern – Methodik der NKVD beim Herstellen von "Schuldigen" – Dorogan (NKVD Nikopol) – Freunde unter den Arbeitern: Guschtschin, Silinin, Kirjuschkina – Februar 1937: Sergo Ordschonikidse ist tot.*

I

Am folgenden Morgen öffnete ich die Zeitung Nikopols und sah, daß ich ehrlos geworden war. Als wollte sie das häufige Lob rächen, das sie mir in ihren Spalten früher zuteil werden ließ, zerriß mich die Lokalpresse in Fetzen. Die ausgesuchtesten Verleumdungen der vergangenen Nacht wurden durch dunkle Anspielungen und die gewohnten Schlagworte der sowjetischen Herabwürdigungsmethoden ergänzt. "Laut vertrauenswürdigen Berichten", hieß es, "ist es diesem charakterlosen Kravchenko geglückt, all die Jahre hindurch zu verbergen, daß sein Vater ein großer Ausbeuter war". Ein anderer Bericht erzählte, ich sei ein Weißer und hätte überraschend lange als "Lakai" der Volksfeinde gedient. Ich hätte feindliche Elemente beschützt und gefördert und sei in Spionagetätigkeit verwickelt. In der Skrupellosigkeit solcher falscher Informationen und in den übertriebenen Anklagen erkannte ich eine Beeinflussung durch Außenstehende.

Brodskis Nachfolger im Stadtkomitee war ein Mann namens Filline. Ich war überrascht, daß er mir anrief, während ich rasch das Frühstück einnahm. "Wir haben einen ausführlichen Bericht über die gestrige Versammlung erhalten und die Morgenzeitung gelesen", sagte er. "Bitte, mach dir keine Sorgen, Genosse Kravchenko. Arbeite weiter und sieh zu, daß der Produktionsplan eingehalten wird. Vorläufig wird dich niemand belästigen."

Sehr erleichtert dankte ich ihm. Für eine Weile wenigstens war ich sicher. Filline würde es nicht gewagt haben, mich zu beruhigen, wenn nicht er und andere seines Kreises meinen "Fall" für nichtig angesehen hätten.

Als ich in den Betrieb kam, war die von Filline ernannte Untersuchungskommission bereits an der Arbeit. Sie umfaßte Los, was nicht sehr ermutigend war, aber auch Brachko, was meinen Mut wieder aufleben ließ. Auch Chefingenieur Wischnew gehörte dazu. Sie befanden sich alle im Materialraum und prüften die "aufgestapelten" Werkzeuge.



Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Guten Tag", begrüßte mich Los eisig. Er trug die Haltung eines Staatsanwaltes zur Schau. "Wir wollen gleich mit dem Geschäft beginnen. Bist du derjenige, welcher hier die Waren anfordert?"

"Jawohl."

"Also leugnest du nicht, daß du dieses angehäuften Material hier bestellt hast?"  
"Selbstverständlich nicht."

"Und wer hat dich im Betrieb dazu ermächtigt? Wer hat die Bestellungen gegengezeichnet?"

"Genosse Wischnew, in seiner Funktion als Cheffingenieur."

Wischnew erschrak sichtlich. "O nein, ich kann mich nicht entsinnen, das jemals getan zu haben", sagte er nervös. "Oder wenn ich es tat, dann nur auf Befehl von oben."

"Wer erstellte die Bestellungsliste?"

"Mechaniker Kisnamenko, im Einverständnis mit Genosse Wischnew." Wiederum leugnete Wischnew, der sich noch mehr sorgte als ich, heftig ab und behauptete, sich nicht daran zu erinnern.

"Nun," sagte Brachko, "die Papiere werden uns ja die Tatsachen beweisen."

"Ich will versuchen, sie wieder aufzufinden", versprach ich. "Ich hoffe nur, daß sich in den Akten Kopien befinden oder daß ich zu den Originalen in Charkow und Moskau Zutritt erhalte."

Die Suche nach diesen Dokumenten wurde während vieler Wochen zu meiner Hauptbeschäftigung. Diese Papierfetzen verwandelten sich in Gespenster, die mich bald verhöhnten und mir immer wieder entglitten. Wenn es mir gelang, sie jemals festzuhalten, dann war ich in der Lage, zu beweisen, daß die Gegenstände — besonders eine große, unbenutzte Lieferung aus Amerika — zur Durchführung der Befehle aus Moskau als notwendig erachtet und die Quantitäten nach der erforderlichen Röhrenmenge sorgfältig berechnet worden waren.

Ich erfuhr niemals, ob die Kopien auf ehrlichem Wege verloren gingen oder böswillig vernichtet wurden. Mit Erlaubnis Brachkos und Fillines begab ich mich noch am gleichen Tag nach Charkow, und falls nötig nach Moskau, um die Beweise dafür zu holen, daß die teuren aufgestapelten Gegenstände keine teuflischen Sabotagematerialien waren.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Eine groteske Anklage und eine groteske Mission — aber durch die Zerrbilder jenes fieberhaften Tages erhielten alle Sinnwidrigkeiten ihre eigene Logik. Wenn Trotzky ein "deutscher Spion" war, während er die Rote Armee organisierte, wenn die Riesen, welche mit Lenin die Revolution durchgeführt, in Wirklichkeit "verrückte Hunde" im Sold ausländischer Reaktion waren, warum sollte dann nicht auch Kravchenko in Nikopol versucht haben, das Sowjetregime zu betrügen, indem er für eine Million Rubel überflüssige Werkzeuge zur Röhrenherstellung kaufte? Nur ein Volksfeind konnte aus einer solchen Gelegenheit Vorteile ziehen!

Fillines Freundlichkeit war die einzige ermunternde Tatsache in meiner mißlichen Lage. Bevor ich verreiste, sagte ich ihm, ich wolle auch in Dnjepropetrowsk aussteigen, um Beweise herbeizuschaffen, daß mein Vater kein Menschewik sei.

Diesmal zog ich meine Familie rückhaltlos ins Vertrauen. Die seelische Spannung zwischen meinem Vater und mir schien endlich nachgelassen zu haben. Der Riß war in gewissem Sinne verheilt. In meinem künftigen Elend tief eingeschlossen lag der Trost, daß die lange Entfremdung nun mehr oder weniger überwunden sei. Plötzlich fühlte ich mich meinen Eltern so nahe, als sei ich wieder ein kleiner Knabe. Ich war nicht länger ein "harter Bolschewist". Meine Neuigkeiten aus Nikopol stimmten mit den Ereignissen in meiner Vaterstadt überein. Drei Familienväter unserer unmittelbaren Nachbarschaft waren in einer einzigen Nacht durch die Raserei dieser Säuberung beseitigt worden. Alle drei parteilose Männer, die wir seit vielen Jahren kannten und mit denen mein Vater, meine Brüder und ich zu verschiedenen Zeiten zusammengearbeitet hatten.

Der erste hieß Zarwin, ein Fabrikwerkmeister. Einer seiner Söhne war Chirurg, ein zweiter Ingenieur. Weder sie noch ihre Mutter hatten eine Ahnung, warum man den alten Mann verhaftet hatte. "Mach dich auf die Socken, du Laus!" brüllte ihn der NKVD-Mann an und nötigte Zarwin, der nur halb bekleidet und noch schlaftrunken war, in den "Schwarzen Raben". Diese Worte waren alles — Haftbefehl, einziger Anhaltspunkt und die einzige Erklärung, was die Familie Zarwins jemals über seine Verhaftung erfuhr.

Der zweite war ein Pole, Kaschelski, ein umgänglicher und energischer Mann, der bei seinen Nachbarn beliebt war. Sein Sohn war Komsomolze. Ich traf ihn bei meinem Besuch. "Ach, Genosse Kravchenko", sagte er verwirrt, "wie konnte denn mein Vater polnischer Spion sein? Er ist doch ein einfacher, offenherziger Mann. Das ist einfach verrückt. Wir stehen sehr gut miteinander. Wenn irgend etwas verdächtig an ihm gewesen wäre, so hätte ich es doch bemerken müssen."

Der dritte und traurigste Fall bei dieser Nachtrazzia in unserer Nachbarschaft betraf Blinow. Er war in meiner Abteilung gewesen, als ich in der Petrowski-Lenin-Fabrik arbeitete: Ein großer, gut aussehender und sehr fähiger Arbeiter, den seine Kameraden

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

schätzten. Er und Frau Blinow waren kinderlos und hatten in der Zeit der Hungersnot eine kleine Waise adoptiert, der sie nun ihr ganzes Leben widmeten.

Als die Tschekisten ihn in jener Nacht wegzerren, weckten die Schreie seiner Frau die Nachbarn. Barfuß und im Nachthemd rannte sie schreiend hinter dem düsteren Wagen durch den Schnee, bis er außer Sicht war. Dann kehrte sie in ihr Zimmer zurück und erhängte sich. Die adoptierte Tochter, einst durch die Hungersnot verwaist, wurde nun durch diesen Sturm erneut zur Waise.

Meine Familie, die inmitten dieser Tragödien lebte, die sich Nacht für Nacht ver Hundertfachen, hielt meine eigene Lage für schwarz. Vater arbeitete nicht mehr und lebte von einer Pension, die jenen Arbeitern zugebilligt wurde, die eine bestimmte Anzahl von Jahren gearbeitet hatten. Aber er blieb in freundschaftlicher Verbindung mit seinen ehemaligen Werkgenossen und kannte das Ausmaß des Terrors in der Verwaltung und beim technischen Personal seiner Fabrik. Er wußte, daß eine Anklage in 99 von hundert Fällen schon an sich als Beweis der Schuld galt, und doch klammerten wir uns verzweifelt an die Hoffnung, es werde mir gelingen, durch irgendein Wunder der Hundertste, das heißt die Ausnahme, zu sein.

Mein Schlaf war unruhig; quälende Träume verfolgten mich. Als ich einmal einen lästigen Alpdruck abschüttelte, bemerkte ich Licht im Zimmer meiner Mutter und schlich mich auf den Zehenspitzen hinüber, um nachzusehen. Ich sah meine Mutter, wie sie vor dem Bild der Gottesmutter kniete und mit geschlossenen Augen, den Kopf nach hinten geneigt, betete. Obgleich ihre Wangen Tränenspurten aufwiesen, war ihr Gesicht ruhig und von innerer Glut durchleuchtet. Ich hörte, wie sie leise meinen Namen aussprach. Ich schlich mich wieder zurück ins Bett und schlief zum erstenmal seit Monaten gesund und friedlich.

Am Morgen hatte ich ein langes Gespräch mit meinem Vater. Er kochte vor Wut. "Wenn ich irgend etwas Unrechtes getan habe, warum verhaften sie dann nicht mich", wiederholte er immer wieder. "Weshalb soll mein Sohn für mich büßen? Ist der Sohn für seinen Vater verantwortlich? Welche Dummheit und Bestialität! Als ich auf den Barrikaden stand und mich die Polizei verhaftete, hatte ich allein dafür zu büßen. Es kam der Polizei des Zaren nicht in den Sinn, meinen Vater, meinen Bruder oder meine Familie zu belästigen. Aber heute — welche Gemeinheit — werden Väter, Söhne und Frauen füreinander verantwortlich gemacht. Die zaristische Ochrana war eine menschenfreundliche Einrichtung, verglichen mit der NKVD, das kannst du mir glauben!"

"Dein Zorn nützt nichts, Vater. Wir müssen Beweise herbringen, daß du kein Menschewik warst."

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Als ob es ein Verbrechen wäre, einer zu sein", sagte er. "Einige der tapfersten Revolutionäre waren Menschewiken."

An diesem Tage besuchte mein Vater mehrere bekannte Kommunisten, Männer seiner eigenen Generation, die sich an seine Tätigkeit erinnerten. Jeder schrieb ihm ein offizielles Attest, welches enthielt, was er über den alten Kravchenko wußte und bestätigte, daß er nie Mitglied irgendeiner bestimmten Partei gewesen sei. Dann begleitete ich ihn zu einem Besuch bei der Witwe Dr. Karawajews.

Sie war eine große, hagere, grauhaarige und kluge alte Frau. Ihr Gatte war ein Mitglied der Duma (Reichstag) und der Verfasser eines landwirtschaftlichen Reformentwurfs gewesen. Er war von zaristischen Agenten in seinem Hause ermordet worden. Sie lebte von einer Sowjetpension, und viele der einflußreichen Bolschewiken zählten zu ihren Freunden. Sie kannte meinen Vater seit über dreißig Jahren und begrüßte ihn mit aufrichtiger Freude. Alle Revolutionäre, die zum Kreise ihres verehrten Gatten gehört hatten, standen für sie in einem heiligen Glorienschein und waren Menschen gleichsam aus göttlichem Stoff.

"Wie herrlich, dich wieder einmal zu sehen!" rief sie aus, umarmte ihn und küßte ihn auf beide Wangen. "Wie wundervoll! Also dies ist dein Vitjenka — ein erwachsener Mann und Ingenieur."

Trotz all ihrer Freundschaften mit hochgestellten Persönlichkeiten gehörte sie einer anderen Welt an. Sie schien vor der Wirklichkeit auf eine Insel geflüchtet zu sein. Zuerst wollte sie es einfach nicht glauben, daß wir "Beweise" brauchten, Vater sei kein Menschewik gewesen.

"Völlig lächerlich!" sagte sie. "In jenen Tagen bedeutete Menschewik dasselbe, wie aus heroischem Stoffe gemacht zu sein. Es war gleichbedeutend mit täglicher Lebensgefahr. Ich glaube, ich werde zu alt, um zu verstehen, was heutzutage in den Köpfen der Menschen vor sich geht. Ich muß das nächstmal, wenn ich nach Moskau komme, mit der Krupskaja darüber sprechen!"

Aber sie setzte sich hin und schrieb einen langen Brief an das Stadtkomitee von Nikopol, beschrieb die Tapferkeit meines Vaters in der Revolution und bestätigte, daß er stets ein Parteiloser gewesen, der das Joch der Parteidisziplin ablehnte.

Unterdessen weilte meine Mutter viele Stunden in den Parteiarchiven von Dnjepropetrowsk. Sie flehte die Beamten an, zaristische Polizeiberichte über die Verhaftungen und Einkerkierungen ihres Gatten zu suchen. Diese bewiesen natürlich, daß er mit keiner bestimmten Partei in Verbindung stand. Die Beamten fürchteten sich davor, diese Nachforschungen ohne Erlaubnis der Partei durchzuführen. Ich mußte Filline anrufen, der dann seinerseits wieder der Partei nach Dnjepropetrowsk

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

antelephonierte, bis sie sich endlich herabließen, diese lebenswichtigen Schriftstücke zu suchen.

"Also muß die Polizei des Zaren mithelfen, meinen Sohn vor der Polizei des *Sozialismus* zu retten", lächelte mein Vater mißlaunig. Es steckte tatsächlich eine ärgerliche Ironie in diesem Gedanken.

Die wenigen Tage in meiner Heimatstadt vertieften das Gefühl des Grauens, in einer phantastischen und zerquälten Traumwelt zu leben, das mich jahrelang nicht mehr verließ. Ich besuchte meine alte Fabrik und fand, daß viele meiner Freunde verschwunden waren. Aus der Art, wie die Leute direkte Antworten auf meine Fragen vermieden, konnte ich ihr Los mit Sicherheit erraten.

Der Direktor des Betriebes, Stephan Birman, war nicht verhaftet worden. Als die Tschekisten ihn suchten, fanden sie ihn in einer riesigen Blutlache — er hatte seine Adern aufgeschnitten, um der Säuberung zu entgehen. Birman, ein Ungar, war während der kurzen Regierungszeit des kommunistischen Regimes Bela Kuns in seiner Heimat Minister gewesen. Er sah gut aus, war treu und intelligent und hatte eine Reihe bedeutender Industrie- und Regierungsposten in seinem neuen Vaterland bekleidet. Eine glänzende Laufbahn, die schnell zum Selbstmord führte.

Bevor er seine Schlagadern öffnete, schrieb Birman einen Brief ans Zentralkomitee, in dem er Stalins Barbareien vernichtend verdamnte. Tausende, Zehntausende solcher Briefe wurden damals geschrieben. Einige zirkulierten insgeheim, man reichte sie sich mit zitternden Händen weiter, als enthielten sie Sprengstoff, der jeden Augenblick explodieren könnte, aber keiner gelangte unters Volk.

Unter denen von "dort drüben" befand sich auch, wie ich erfuhr, Josef Manajenkow. Er war ein prominentes Mitglied des ukrainischen Sowjets und bei den Arbeitern für seine Bemühungen um die Verbesserung ihrer Lebensbedingungen sehr beliebt. Seine Frau war eine tätige Kommunistin. Noch vor wenigen Monaten widerhallte Dnjepropetrowsk vom Ruhm und der Ehre, die dieser Frau zuteil geworden: Man hatte sie im Kreml an Stalins Seite photographiert! Auch sie war nun verhaftet. Ebenso Chefingenieur Dschanow, obschon er vor kurzem für seine Verdienste um den Fünfjahresplan ausgezeichnet wurde.

Auch in allen anderen Fabriken der Stadt wiederholte sich das gleiche. Felenkowski, Kinschalow, Sochan und Pustowoitzew — Hunderte von Namen, die anderen nichts bedeuteten, deren "Liquidation" mir aber, der mit ihnen zusammengearbeitet, mit ihnen studiert und mit ihnen die Parteiversammlungen besucht hatte, die Lücken schmerzlich vertiefte. Nicht einer der Führer des wirtschaftlichen, technischen und politischen Lebens meiner Heimatstadt, den ich persönlich gekannt hatte, blieb verschont. Viele von ihnen waren natürlich Parteilose.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Als ich nach Charkow abreiste, begleitete mich die Mutter an den Bahnhof. Ich hoffte, sie würde ihren Tränen freien Lauf lassen, weil ich wußte, wie schwer es ihr kam, sie zurückzuhalten.

"Bitte, Vitja," sagte sie mir auf dem Bahnsteig, "bleibe stark. Gestehe, was du zugeben kannst. Schließlich sind sie doch auch Menschen, nicht wahr? Sie müssen verstehen ..."

Im Trubostalhauptquartier in Charkow herrschte offensichtlich auch Verwirrung und Panik. Jedermann schien vor Schrecken erstarrt. Niemand wußte mit Gewißheit, ob dies nicht sein letzter Tag im Dienst, der letzte Tag seiner Freiheit sei. Verschiedene Beamte, die meine Arbeit jahrelang beobachtet hatten, versuchten, mir ernstlich zu helfen, konnten aber die Schriftstücke nicht finden, die ich benötigte. Ergebnislos führten sie Ferngespräche mit anderen Büros. Einer von ihnen telephonierte sogar nach Moskau, erfuhr aber nur, daß der einzige Mann, der ihm hätte helfen können, Kommissar Ordschonikidse persönlich, allzu ernstlich erkrankt sei, um belästigt zu werden. Verzweifelt rief ich Brachko in Nikopol an.

"Piotr Petrowitsch, ich habe überhaupt nichts ausgerichtet", berichtete ich ihm. "Die übliche Verwirrung hat sich durch die Säuberung noch verschlimmert. Soll ich nach Moskau fahren und dort mein Glück versuchen?"

"Nein, nein! Kehre augenblicklich zurück", erwiderte er.

"Aber weshalb? Was ist denn geschehen?"

"Ich kann es dir am Telefon nicht sagen. Komm so rasch, wie irgend möglich, zurück. Es ist sehr wichtig."

Am folgenden Morgen war ich wieder in meinem Betrieb.

## II

Genosse Brachkos Sorge war gerechtfertigt. Die Eiferer, die Eigennütigen und meine persönlichen Feinde hatten meine Abwesenheit ausgenützt.

Erst hatte einmal die NKVD mein Personal "gesäubert". Dubinski, Schpatschinski, Ingenieur Bako und mehr als ein Dutzend andere wurden verhaftet. Die Arbeiter waren wie betäubt. Überdies hatte der Sekretär meiner eigenen Parteizelle, ein gewisser Jasenjew, natürlich auf höheren Befehl, verschiedene Arbeiter unter Druck gesetzt, mich zu "denunzieren". Sein Vorgehen segelte unter der hübschen Beschönigung: "Material sammeln".

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Verschiedene Leute, alte Fabrikarbeiter, kamen einzeln zu mir und gestanden beschämt und bekümmert, Aussagen gegen mich unterschrieben zu haben, Aussagen aus Lügen und Vermutungen zusammengewoben. In jedem einzelnen Falle hatten sie es nur unter der Androhung "schrecklicher Folgen" getan. Weiter erfuhr ich, daß der unermüdliche Los Sendlinge nach Dnjepropetrowsk geschickt hatte, um "kompromittierendes Material" gegen mich und meinen Vater zu sammeln. Vor allem war es ihm daran gelegen, zu beweisen, daß ich mit Katz, Beretzkoi, Perlin, Richter, Borisow und anderen früheren Studenten am Institut, die sich nun in den Händen der NKVD befanden und infolgedessen nach der: Definition selbst Volksfeinde waren, intime Beziehungen unterhalten hatte.

Los beschleunigte seine Verfolgung mit phantastischer Schnelligkeit. Er mußte mit dieser Kravchenkoaffare ohne weiteren Zeitverlust fertig werden. Tatsächlich würde ihm meine Ehrlosigkeit als Nagel dienen, an den er weitere Anklagen gegen eine ganze Reihe von Männern hängen konnte, die auf die eine oder andere Art mit mir in Verbindung standen. Los und seine Freunde wünschten mich ohne ärgerliche Verzögerungen zu "erledigen". Es war für sie ebenso sehr eine Ehrensache wie politisch zweckmäßig. Sie beriefen auf wenige Tage später eine geschlossene Sonderversammlung des Fabrikparteikomitees ein, um meinen Fall nochmals zu überprüfen. Ich kam mir vor wie ein wildes Tier, das von kläffenden Hunden in die Enge getrieben wird. Der Kreis zog sich immer enger und enger, und ihr Bellen kam näher und näher.

Wiederum fand die Versammlung im Spielhaus des Klubs statt. Die Tatsache, daß die Beamten auf der Bühne unter roten Bannern und Porträts von Parteiführern bei brennenden Rampenlichtern ihren Platz bezogen, erhöhte nur noch die Illusion eines Schauspiels — seltsame sowjetische Moralität —, das nun beginnen sollte. Die Atmosphäre war kühl. Trotz allen meinen Vorsätzen, mich aufrecht und würdig zu benehmen, erschauerte ich und verspürte in allen Gliedern ein Zittern. Leute, die noch vor ein paar Wochen vor mir scharwenzelten, taten nun, als sähen sie mich nicht. Ich begrüßte niemanden, aus Angst, zurückgewiesen zu werden, und saß im Hintergrund in einsamer Erbärmlichkeit.

Nur zwei Genossen wagten es, zu mir zu kommen. Silinin und Guschtschin, beides einfache Arbeiter und ältere Männer.. Offenbar hatte sie ihr Alter vor übertriebener Erziehung in "bolschewistische Unerbittlichkeit" bewahrt.

"Mach dir keine Sorgen, Genosse Kravchenko", sagte Guschtschin und drückte mir die Hand. "Wenn sie hier gegen dich vorgehen, so wird dich das Stadtkomitee oder das Regionalkomitee rehabilitieren, natürlich vorausgesetzt ..." Er zögerte.

"Vorausgesetzt was?" fragte ich, obgleich ich die Antwort kannte: "Vorausgesetzt, daß man dich nicht vorher verhaftet."

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Diesmal hatte Los Vorsichtsmaßnahmen getroffen gegen jede Einmischung in seinen phanatischen Entschluß, erneut einen "Saboteure" auszuräuchern. Jeder Mitspieler hatte seine Verhaltensmaßregeln und Stichworte erhalten. Erfrischungen und Getränke standen im Vorraum bereit, und viele der Hauptdarsteller hatten sich bereits in eine krieglerische Stimmung hineingetrunknen. Die Rollen sollten diesmal mit mehr Würze gespielt werden. Ich begegnete Brachkos Blick. Er lächelte ermutigend und machte eine Bewegung, die deutlich heißen sollte: "Nimm dich zusammen. Noch besteht Hoffnung."

Los sorgte für eine stilechte Ouvertüre. Seine Rede war ein Meisterstück von vagen Anspielungen und demagogischer Massenaufputschung. Meine Schuld, sagte er, sei "zum größten Teil" bewiesen. Daß mein Vater "antisowjetisch eingestellt und ein aktiver Menschewik sei", stehe "außer Zweifel". Die Einzelheiten meiner Sabotage würden "mit anderen Mitteln" und "an anderen Orten" entschieden werden. Ob es denn nicht ein bemerkenswerter Zufall sei, daß so viele meiner Mitarbeiter und Freunde, in meinem Betrieb, im Institut, in unserem Trust, vom "nackten Schwert der Revolution", der NKVD, ereilt worden seien?

"Wir haben bis jetzt noch keine ausführlichen Dokumente, um beweisen zu können, daß Kravchenko ihr Komplize war", erklärte er. Sein Ton gab zu verstehen, daß die Schuld unabänderlich und der Beweis nur eine Frage der Zeit sei. "Wir haben zahlreiche Bescheinigungen erhalten, die alle auf die Tatsache hinauslaufen, daß Kravchenko ein klug getarnter Volksfeind ist, der Kommunisten ausbeutet und sich mit Klassenfeinden umgibt. Will jemand sprechen?"

Viele Hände meldeten sich. Diesmal hatten Makarow, Schaikewitsch und Judawin ihre Geschichten sorgfältiger vorbereitet. Jasenew gesellte sich ihnen bei. Ebenso der Gewerkschaftsvertreter meines Betriebs, Balabin — er hatte mir meine "Sabotage" seiner "politischen Erziehungs"-Arbeit nie verziehen und erzählte in einer verletzenden Sprache, wie ich Anschläge von den Wänden gerissen hätte, um Feinde des Stachanowismus zu schützen. Ihre Reden wurden fortwährend von einem griechischen Chor eingedrillter Stimmen aus der Zuhörerschaft unterstützt: "Richtig! Raus mit ihm! Schmeißt ihn raus!"

"Will noch jemand für Kravchenko sprechen?" fragte Los. Er brauchte nicht mehr hinzuzufügen, "so tut er es auf seine eigene Verantwortung". Sein Tonfall ließ diesen Sinn ohnehin erkennen.

"Ich", sagte Guschtschin und stand auf. Alle Augen richteten sich auf ihn, überrascht, zornig, bewundernd.

"Ich," sagte er, "weil die ganze Anklage gegen diesen jungen und fähigen Genossen das Produkt irgendeines überhitzten Hirns ist. Kravchenko ist der Sohn eines Arbeiters und alten Revolutionärs. Alles andere über seinen Vater sind Lügen und Hirngespinnste."



Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Überdies ist er erwachsen und für sich selbst verantwortlich. Aber noch etwas. Ich möchte euch sagen, Genossen, daß Jasenew mich in sein Büro kommen ließ und von mir forderte, eine Denunziation gegen Kravchenko zu unterschreiben. Als ich mich weigerte, bedrohte er mich und fluchte. Das ist ungefähr der Wert, den ihr diesen verschiedenen Denunziationen beimessen könnt!"

"Das ist eine Lüge!" brüllte Jasenew.

"Lügen! Welche Dreistigkeit!" echoten Makarow und seine Bande.

"Nein, das ist die Wahrheit, Genossen. Ihr wißt, daß ich zu alt bin, um solche Dinge zu erfinden. Ich bin ein Arbeiter und bin für die Partei. Aber diese Verfolgung eines unserer besten und ehrlichsten Direktoren ist ein Skandal!"

Das Tollhaus brach los. Männer und Frauen riefen zugleich ihre Meinungen. Der Dunst der Büfettflaschen machte gesprächig. Stalin, Molotow und Kalinin blickten etwas konsterniert von ihren mit Fliegendreck gesprenkelten Bildern auf den Schauplatz nieder. Die Parteimoral war durch die unvorhergesehene Einmischung eines verrückten Zuschauers auf der Bühne in Verwirrung geraten!

Nach Wiederherstellung der Ruhe verlangte Brachko das Wort. Er verteidigte mich gegen den Vorwurf der Sabotage. Er bestand darauf, daß alle von meiner Abteilung angeforderten Materialien gebraucht worden seien, wenn auch einige später deshalb keine Verwendung fanden, weil die Produktionspläne geändert wurden, was man mir nicht als Fehler anrechnen könne.

"Wir wollen Tatsachen sehen! Wo sind diese berühmten Schriftstücke?" unterbrach ihn Los.

"Ich habe zwar die Schriftstücke nicht bei mir, das stimmt, aber ich glaube, wir werden sie finden. Wenn Kravchenko schuldig war, dann war auch ich als sein Vorgesetzter schuldig, dann war auch Wischnew als Chefingenieur schuldig, dann waren auch Trubostal in Charkow und das Volkskommissariat in Moskau schuldig, die unsere Arbeit leiteten. Genossen, ich schäme mich für euch. Ist dies eigentlich eine Parteiversammlung oder ein blutiger Pöbelhaufen? Sind wir Schüler Lenins oder eine Sadistenbande? Und wer gab eigentlich heute abend die Erlaubnis für den Ausschank von Alkohol während der Parteiversammlung? Ich bitte euch, Genossen, kommt wieder zu euch! Dies ist kein Theater. Es geht um Leben oder Tod eines unserer Genossen!"

In diesem Augenblick brach im Hintergrund des Zuhörersaales eine Stimme los. Sie übertönte Brachkos leidenschaftliche Verteidigungsrede und schaffte sich trotz dem Lärm im Saal Gehör. Jedermann wandte sich um, neugierig, wer das sei. Unter der Türe

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

stand Dorogan, der Chef der Nikopoler NKVD. Er war ein großer, fleischiger Mann mit groben, übergroßen Gesichtszügen und kalten, ausdruckslosen Augen. Wie die Karikatur eines Riesen stand er da, spreizte die Beine weit auseinander und federte auf den Fußballen hin und her. Wie eine Boje im Wind schaukelte er sanft. Seine Linke ruhte auf einer Mauserpistole, mit der Rechten führte er eine Zigarette an die Lippen. Dorogan lächelte trocken, voller Verachtung.

"Sentimentalitäten, Genosse Brachko!" sagte er laut. "Du wählst dir ja eine nette Zeit für solche Faselien."

Sein Blick kroch durch den Saal. Brachko beendigte rasch seine Rede wie gelähmt. Los beschleunigte die Versammlung. Wie die meisten im Saal, glaubte auch er, Dorogan sei gekommen, um mich nach Abschluß dieser Komödie zu verhaften.

"Genug! Macht ein Ende mit dieser Komödie und stoßt diesen Feind aus der Partei aus!" rief eine Stimme — Makarow.

"Nein! Genossen", erklärte Los. "Kravchenko hat das Recht zum letzten Wort, falls er es wünscht. Es stehen ihm fünf Minuten zur Verfügung."

Ich schritt zur Bühne. Ich hatte mich im Geiste auf diesen Augenblick vorbereitet, aber nicht mit der Möglichkeit gerechnet, nur so wenig Zeit für meine Verteidigung zu haben. Durch die Zusammendrängung meiner Argumente verloren sie ihre Wirkungskraft. Ich spürte, daß es mir nicht gelang, diese letzte Gelegenheit richtig auszunützen. Während ich sprach, blieben meine Augen auf Dorogan haften, der noch immer auf der Türschwelle verächtlich schaukelte: Ich wußte, daß sich die ganze Aufmerksamkeit aller meiner Zuhörer, aller auf der Bühne Anwesenden auf dieses fleischige Symbol des Polizeistaates richtete, während ich mühsam meine Worte stammelte.

"Ich schäme mich meines Vaters nicht. Ich bin im Gegenteil stolz auf ihn", schloß ich. "Ich habe keine Entschuldigungen für die sogenannten *aufgestapelten* Werkzeuge. Sie mögen ein Beweis der Unfähigkeit — meiner eigenen oder anderer — sein, aber nicht der Sabotage. Wenn ich schuldig bin, sind der ganze Trust und das Volkskommissariat ebenfalls schuldig. Denn sie entscheiden über die Produktionsmengen. Zum Schluß aber will ich folgendes sagen: Es geht hier nicht nur um Kravchenko. Der Kernpunkt der Frage ist der, daß ihr unschuldige Leute vernichtet. Ich erkläre meine Unschuld. Gebt mir nochmals zehn Tage, um mehr Beweismaterial herbeizuschaffen."

Während der Abstimmung schritt ich durch den Gang und blickte Dorogan in die Augen. Seine bloße Gegenwart war eine Einschüchterung. Nur etwa ein halbes Dutzend stimmte gegen meine Ausstoßung. Los achtete nicht auf ihre Stimmen.

## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Die Versammlung", gab er bekannt, "empfiehlt dem Stadtkomitee einstimmig die Ausstoßung von Victor Andrejewitsch Kravchenko."

"Nun, wirst du gegen diesen Beschluß appellieren?" fragte Dorogan, als ich auf ihn zutrat.

"Ja, bestimmt", antwortete ich. "Ich werde an Genosse Ordschonikidse telegraphieren und Proteste in Charkow und Moskau einreichen. Und morgen werde ich ans Stadtkomitee appellieren."

"Kravchenko," sagte er, paffte an seiner Zigarette und stieß den Rauch langsam aus den Lippen, ehe er den Satz beendete, "glaub mir, es ist schade, so viele Leute damit zu belästigen. Ja, es ist schade ..."

Ich ging in die Nacht` hinaus. Es war durchdringend kalt, aber ich knöpfte nicht einmal meinen Mantel zu. Ich hatte alles körperliche Gefühl verloren. Ich blickte mich um und erwartete, einen NKVD-Wagen auf mich warten zu sehen. Einige Männer waren ebenfalls hinausgeeilt, um meiner Verhaftung beizuwohnen. Sie schienen verwirrt, ja sogar enttäuscht, daß nichts geschah. Ich ging nach Hause. Plötzlich bemerkte ich unter einer Lampe zwei Männer, doch konnte ich ihre Gesichter nicht erkennen. Vielleicht wurde ich überwacht! Ich blieb leicht verwundert stehen.

"Victor Andrejewitsch, wir sind es, deine Freunde", sagte einer der Männer. Es waren Guschtschin und Silinin.

"Ich danke euch. Ihr seid wirklich meine Freunde, daß ihr in einem solchen Augenblick auf mich wartet."

Sie begleiten mich ein Stück Weges, bekundeten ihr Mitgefühl und versuchten, mich zu beruhigen. Zu Hause eilte ich durch alle Zimmer, als könne ich irgendwo Trost finden. Ich schrieb ein Telegramm an Ordschonikidse, und zerriß es wieder. Schließlich war ich nur einer von Millionen. Worin unterschied sich mein Fall von den ihren? Was konnte ich einem Mitglied von Stalins Politbüro erzählen, das er nicht selbst bereits wußte? Dann durchsuchte ich wiederum meinen Schreibtisch, wie ich es schon hundertmal getan, in der Hoffnung, einen Fetzen Papier zu finden, der als "dokumentarischer Beweis" hätte dienen können. Beweis wofür? Ich wußte keine Antwort.

Schließlich warf ich mich erschöpft in den Kleidern aufs Bett. Wozu mich auskleiden, da ich mich doch bald wieder anziehen und vor einem Tschekisten in mein Schicksal hinausschreiten mußte? Ich schlief nicht ein. Oder, besser gesagt, mein Körper schlief, während mein Geist wach und fieberhaft tätig blieb und immer den gleichen Gedanken von verschiedenen Gesichtspunkten aus prüfte. Beinahe zärtlich

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

spielte mein Geist damit und überschäumende Freude begann mich zu überwältigen. Ich dachte daran, mir eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Bis zum heutigen Tage glaube ich, daß ich mir das Leben wirklich genommen hätte, wäre mein Körper nicht in diesem Wachschlaf erstarrt gewesen, und hätte er nicht gleichsam einen eigenen Willen besessen.

Diese merkwürdige Trennung von Geist und Körper, beide mit einem eigenen Willen begabt, als ständen sie in einem heftigen Ringen um die Vorherrschaft, war mir neu. Später wurde mir dieser Zustand vertraut. Ich gelangte dahin, mich selber wie ein Zuschauer von außen zu betrachten, als neutraler Schiedsrichter, dem der Ausgang des Spieles gleichgültig war. Als ich völlig angekleidet auf meinem Bett lag, spielte mein Geist zärtlich mit dem verführerischen Gedanken: du ziehst am Abzug und alles ist vorbei. Ein kleiner Druck, und es ist Schluß mit Dorogan, der NKVD und dem ganzen Politbüro. Sie sind machtlos und alle ihre Anmaßungen werden zu einem bloßen Scherz, den der Zeigefinger meiner rechten Hand durch das zärtliche Spiel mit einem kleinen Metallstück jederzeit beenden kann . . .

Mitten in dieser bittersüßen Träumerei hörte ich ein Klopfen an meinem Fenster. Es war kein lautes Klopfen, aber ich vernahm es augenblicklich, hatte ich doch die ganze Zeit darauf gewartet. Mein Körper reagierte, als vereitle dieses Ereignis das Vorhaben meines Geistes, im heftigen Kampf um die Vorherrschaft Sieger zu bleiben.

*Nun sind sie also gekommen. Das wäre vorüber ...!* Völlig wach und sogar mit Entschlossenheit ging ich an die Türe, und riß sie auf. Vor mir stand, nicht wie erwartet ein uniformierter Tschekist, sondern der Arbeiter Kirjuschkin! Der lakonische einstige Bauer und Rotarmist, der es gewagt hatte, bei der Abstimmung der neuen "Richtlinien" seine Hand nicht zu erheben.

"Tritt ein, tritt ein, Genosse Kirjuschkin", rief ich hoch erfreut aus. "Was führt dich mitten in der Nacht zu mir?"

"Vielleicht sollte ich besser nicht eintreten", sagte er. "Ich beschmutze den Teppich. Weißt du, ich komme von der Arbeit und ging zu Fuß. Es ist eine scheußliche Nacht."

"Zum Teufel mit dem Teppich. Tritt ein. Gib mir deinen Mantel. Wie wär's mit einer Tasse Tee? Wie hast du denn mein Haus gefunden?"

"Es ist nicht schwer dich zu finden, Victor Andrejewitsch. Es ist nicht dasselbe, wie wenn du in den Baracken nach mir suchen müßtest. Na schön, ich will hereinkommen."

"Sprich nicht so. Als ich in den Gruben arbeitete, wohnte ich in Baracken, die noch schlimmer waren als die euren. Übrigens werde ich vermutlich bald in eine elegante Gefängniszelle überführt."

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Das ist der Grund meines Kommens, Victor Andrejewitsch. Weißt du, deine Schwierigkeiten haben in der Nachtschicht die Runde gemacht. Die Arbeiter sind entsetzt. Sie achten dich und haben Mitleid mit dir. Genosse Kravchenko, du — nun, wie soll ich es sagen? — du bedeutest mir viel in meinem Leben. Nicht etwa wegen der besseren Anstellung, bitte glaub mir das, obschon es mir dadurch ein wenig besser geht. Aber es war dein Verdienst, daß ich mich in tiefer Niedergeschlagenheit wieder als Mensch fühlen durfte. Ich bin kein gebildeter Mensch, Victor Andrejewitsch, aber trotzdem begreife ich viel. Mein Kopf arbeitet. Manchmal denke ich an die Revolution, an die Reden und alles übrige, und bin von der Heuchelei meines Lebens beschämt. Dann denke ich daran, wie du mich behandelt hast, und es wird mir wieder wohler. Ich sage mir dann, daß nicht alles bloß Spreu ist, und daß es im ganzen Schlamassel doch auch noch Weizen. gibt."

Ich kochte Tee und tischte ihn mit Zucker und Zitrone auf. Kirjuschkin trank mit langsamen Schlücken. "Weißt du," sagte er, "dies ist das erstemal seit vier Jahren, daß ich Tee mit Zitrone bekomme ... Aber warum bin ich gekommen? Nun, ich bin ein Mann der Vergangenheit und zu gering, um Beachtung zu verdienen. Da ich nichts zu verlieren habe, muß ich auch wenig befürchten. Wie heißt es doch bei euch Kommunisten? Nichts zu verlieren, außer meiner Ketten. Manchmal bringt eine Maus fertig, was einem Löwen nicht gelingt. Und überhaupt, Victor Andrejewitsch, es ist nun an mir, dir zu helfen, so gut ich kann, und deshalb bin ich hier. Ich habe mir gesagt: wahrscheinlich braucht er jetzt einen treuen Freund. Ich bin kein Held, aber bereit, wenn nötig etwas auf mich zu nehmen. Vielleicht willst du etwas verstecken oder jemandem Schriftstücke oder eine gefährliche Meldung übermitteln. Ich verstehe nichts von den Theorien der Politik, um so besser aber ihre Praxis, und stehe dir zur Verfügung. Du kannst mir vertrauen ..."

Trotz meinen Sorgen lachte ich. Wieviel Güte und wieviel Feinfühligkeit steckte in diesem schlichten, bescheidenen Arbeiter! In seiner einfachen Art glaubte er, ich hätte wirklich etwas zu verbergen und benötigte vielleicht einen Komplizen ..

"Hör zu, Kirjuschkin, und glaube mir. Ich bin kein Saboteur. Ich habe nichts zu verbergen. Laß die Tschekisten nur kommen. Sie werden weder in meinem Haus noch in meinem Gewissen belastendes Material finden!"

"Habe ich denn gesagt, du seist ein Saboteur? Ich meinte nur für alle Fälle ..."

"Kirjuschkin, ich möchte, daß du verstehst, wie viel du bereits für mich getan hast. Mein ganzes Leben werde ich mich an dich erinnern.. Dein Besuch ist das Kostbarste, was ich von Nikopol mitnehme."

Er wollte gehen, aber ich hielt ihn zurück und sprach mit ihm länger als eine Stunde über sein Leben und seine Arbeitsgenossen. Mehrmals klingelte das Telephon. Ohne

ihren Namen anzugeben, wünschten Leute aus dem Betrieb zu wissen, wie es mir gehe und ob ich noch zu Hause sei. Ich forschte nicht nach den Namen. Dies war der übliche Weg, um festzustellen, ob jemand, um den man sich sorgte, noch nicht verhaftet worden ist. Als Kirjuschkin gegangen war, sann ich lange über ihn nach. Es gibt Millionen, zehn Millionen Kirjuschkins in meinem geliebten Rußland. Sie haben für die Dorogans, Gerschgorins und die Moskauer Führer ebensowenig übrig als ich. Sie passen auf die Gelegenheit, sich die Rechte anzueignen, die ihnen zukommen. Sie ließen sich nicht an der Nase herumführen und unterlagen auch nicht der geringsten Täuschung.

Das lange Gespräch mit Kirjuschkin, sein offenes Angebot, irgendeine mythische Gefahr um meinetwillen auf sich zu nehmen, hatten mich erfrischt. Ich beschloß, noch ein letztesmal das Haus nach den verhexten Schriftstücken zu durchsuchen. Als würde ich von einer neuen Eingebung gelenkt, ging ich in eine Kammer, wo verschiedene weggeworfene Gegenstände unordentlich durcheinander lagen. Zuoberst auf einem Haufen lag eine Mappe. Ich hatte sie zuletzt vor mehreren Monaten auf einer Reise in die Hauptstadt benützt, und sie nach meiner Rückkehr geleert und weggeworfen. Jetzt öffnete ich diese Mappe mechanisch, um der Vollständigkeit willen. Sie war leer. Ich schloß sie wieder und war eben im Begriff, sie in die Kammer zurückzuwerfen. Da, aus einem unfaßbaren Grunde, zögerte ich, und öffnete sie noch einmal. Diesmal durchforschte ich auch die Seitentaschen, und dort befanden sich — o, Wunder aller Wunder! — die Kopien der Materialbestellungen und die gesuchten Durchschläge. Ungläubig starrte ich die zerknüllten, beschmutzten und mit Eselsohren verunstalteten Blätter an. Jetzt wußte ich, wie es dem Gewinner eines ersten Preises einer Lotterie zu Mute ist.

Unter den Papieren befanden sich Kopien von Berechnungen, die vom Haupttrust der Ölindustrie aufgestellt worden waren und sich auf später abgeänderte Pläne bezogen. Sie bewiesen jedem nüchternen Verstande, daß die Mengen von Einzelteilen und angeforderten Spezialwerkzeugen durch die ursprünglichen Spezifizierungen gerechtfertigt waren. Die Bestellungen waren von Wischnew gegengezeichnet, wie ich es mir gedacht hatte. Der ganze leidige gegen mich aufgezone Fall schien in sich zusammenzufallen.

Ungeduldig, die glückliche Nachricht Brachko und besonders Wischnew, dessen Schicksal mit dem meinen wahrscheinlich verbunden war, mitzuteilen, war an Schlaf nicht zu denken. Zuerst ging ich in Brachkos Büro und warf mit vorgetäuschter Gleichgültigkeit die Papiere auf seinen Schreibtisch.

"Ach ja, hier sind sie, Piotr Petrowitsch", sagte ich.

"Was? Die Schriftstücke?!"

"Ja, die gottverfluchten Schriftstücke."

## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Der Direktor las sie lange durch. Beim Lesen hellte sich sein Gesicht auf, und strahlte schließlich in einem freudigen Lächeln.

"Victor Andrejewitsch, du bist der glücklichste aller Menschen! Du mußt unter einem Glückstern geboren sein. Wir müssen das unverzüglich dem armen Wischnew melden, er weiß bald nicht mehr ein noch aus. Ich bin so glücklich um deinetwillen, um Wischnew und auch um meinetwillen."

Die Arbeiter starrten mich in den Werkstätten mit unverhohlenem Erstaunen an. Während der Nacht war ein Gerücht über meine Verhaftung in der Stadt umgegangen. Viele lächelten mir ermutigend zu, mehrere fanden auch einen Vorwand, um mir einige freundliche Worte zu sagen, als ich an ihren Werkbänken vorbeiging.

Ich ließ mir von den kostbaren Papieren Photokopien herstellen und schickte Brachko und Wischnew je einen Abzug. Einen dritten gab ich einem guten Freund zur Aufbewahrung, zusammen mit einer sorgfältig verfaßten Aufstellung der mich betreffenden Anklagen und einem Bericht, wie diese Schriftstücke jene widerlegten. Im Falle meiner Verhaftung sollte er diese Beweise meiner Unschuld dem Zentralkomitee in Moskau vorlegen.

Ich schrieb an Kommissar Ordschonikidse und eröffnete ihm meinen Fall. Auch Iwantschenko, den Leiter von Trubostal, informierte ich über die gegen mich erdichteten Anklagen. Dann richtete ich einen formellen Appell ans Stadtkomitee, die Entscheidung des Fabrikkomitees zu revidieren. Genosse Filline berief unverzüglich eine Versammlung des Büros des Stadtkomitees ein.

Der Fall Kravchenko hatte unterdessen in Nikopol einige Berühmtheit erlangt. Meine hervorragende Stellung als Direktor der größten Röhrenwalzwerkstatt war nur einer der Gründe. Wichtiger waren der seltene Mut und der Geist, mit dem ich mich verteidigte.

Ich bin heute geneigt, zu glauben, daß ich mein schlußendliches Entrinnen, ja sogar mein körperliches Überleben, dieser allgemeinen Anteilnahme zuschreiben muß. Durch den öffentlichen Beginn der Verfolgung wurde es für die Partei und die Polizei immer schwieriger, sie in völliger Abgeschlossenheit zu beenden. Unter dem Vorwand, mich auf frischer Tat ertappt zu haben — mit einem verheimlichten Menschewiken-Vater, einem aufgestapelten Schatz von Maschinenteilen und Werkzeugen und etlichen "Volksfeinden" unter meinen Fittichen — planteten die Behörden meine öffentliche und "legale" Vernichtung. Ein strategischer Fehler, den Dorogan, Los und ihre Spießgesellen tief bedauern mußten. Sie zögerten auch nicht, mir dies offen zu gestehen.

Jedenfalls war heute das ganze Büro des Stadtkomitees im Parteigebäude in der Nikopoler Hauptstraße am Dnjepr versammelt. Mit Ausnahme von Dorogan und

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Brachko bestand es aus lauter neuen Männern. In weniger als zwei Monaten war es der Säuberung gelungen, das höchste Parteiorgan einer lebenswichtigen Industriegegend auszulöschen.

Los unterbreitete meinen Fall und begann natürlich wieder mit meinem menschewistischen Vater. Filline hörte ihm bis zum Ende seines Berichtes zu; dann verlas er die Briefe und Beweise, die mein Vater herbeigeschafft hatte.

"Dies sind alles Aussagen von erprobten Kommunisten, die mit der Politik des älteren Kravchenko nicht einverstanden sind", sagte er. "Dieser Umstand gibt ihrem Zeugnis zu seinen Gunsten erhöhtes Gewicht. Genossen, Mitglieder des Büros, ich habe mit der heutigen Post interessantes Archivmaterial erhalten – Kopien von Berichten der zaristischen Geheimpolizei und Gefängnisberichte betreffend die revolutionäre Arbeit des Vaters unseres Genossen. Sie stehen jedermann zur Verfügung, der sie prüfen will. Es geht aus ihnen eindeutig hervor, daß wir es mit einem parteilosen Revolutionshelden zu tun haben und nicht mit einem Menschewiken."

Dorogan machte ein finsternes Gesicht und blies ärgerlich den Rauch von sich. Was mochte er wohl denken und planen? Diese Frage beschäftigte mich während der ganzen Versammlung. Die Anklage gegen mich war sicherlich nicht ohne Mithilfe der NKVD zusammengeschustert worden. Ob Dorogan es zuließ, daß man ihn seiner Beute jetzt noch beraubte?

Sodann wandte sich Los der Hauptanklage zu. Sowohl Kravchenko wie Brachko hätten von Dokumenten gesprochen, welche die Sabotage widerlegten, sagte er, aber dies seien leere Worte.

"O nein, Genosse Los, durchaus nicht", unterbrach ihn Brachko. "Wir besitzen die Beweise. Hier sind sie!"

Dorogan war so verblüfft, daß er aufsprang, sich dann aber eines besseren besann und sich wieder setzte. Los war sprachlos und blieb mit aufgesperrtem Munde stehen. Brachko legte die Kopien auf den Tisch und bewies kurz, daß sie die Anklagen gegen mich und damit auch gegen Wischnew vollständig widerlegten.

Filline verbarg seine Genugtuung nicht. "Es scheint mir klar zu sein, daß diese Belege Kravchenko reinwaschen", sagte er.

Das Verhör dehnte sich noch über mehrere Stunden aus. Los haspelte Namen von verhafteten Ingenieuren, Technikern und Beamten herunter, die meine Freunde seien. Sein Eifer, mich zum Verbrecher zu stempeln, war so unmäßig und grob, daß Dorogan, in seinem Berufsstolz getroffen, murmelte: "Los, du gebrauchst ja meine Worte! ..." Alles lachte, mit Ausnahme von Los, der rot anlief wie eine Runkelrübe. Sein



Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

ehrgeizigstes Vorhaben, seine Hyper-Wachsamkeit, lagen in Scherben, worüber er begreiflicherweise unglücklich war. Falls er beabsichtigt hatte, durch das Angeln eines fetten Fisches im trüben Wasser der großen Säuberung in der Partei und NKVD seine Aktien steigen zu lassen, so war dieses Vorhaben kläglich gescheitert.

Nachdem das "Beweisstück" endlich vorlag, gaben mehrere Mitglieder des Büros ihre Ansicht bekannt. Die meisten befürworteten meine "Rehabilitation". Es ist traurig, aber wahr, daß weniger die dokumentarischen Schriftstücke und die Nichtigkeit der Anklagen, als vielmehr die Stellungnahme Fillines maßgebend für ihre Reaktion waren. Er gab den Ton an, und die andern stimmten vorsichtigerweise bei. Zuletzt wurde ich zu einer Aussage aufgerufen.

"Genossen, ich habe wenig beizufügen", sagte ich. "Es stimmt, daß viele meiner Mitarbeiter und beiläufigen Bekannten verhaftet worden sind. Aber schließlich beurteile ich die Leute nach ihren Leistungen, stelle sie an oder entlasse sie. Ich überlasse es den zuständigen Instanzen, Genosse Dorogan, etwa in den außerberuflichen Dingen zum Rechten zu sehen. Zuletzt bitte ich, doch die Moral aus meiner Geschichte ziehen zu dürfen. Wie, wenn diese Schriftstücke nicht aufgefunden, wenn die zaristischen Archive vernichtet worden wären? In diesem Falle hätte man mich trotz meiner Unschuld bestraft. Darf ich der Hoffnung Ausdruck geben, wir sollten mit den belastenden Anklagen gegen Genossen etwas sorgfältiger und zurückhaltender sein?"

Dorogan grinste verächtlich.

Brachko stellte den formellen Antrag, man solle den Antrag des Fabrikkomitees auf meinen Ausschluß aus der Partei zurückweisen. Er wurde angenommen. Nur Los und Dorogan enthielten sich der Stimme. Dann stellte jemand den Antrag, Kravchenko einen scharfen Verweis zu erteilen. Obschon sich die Hauptanklagen als hinfällig erwiesen, begründete er seinen Antrag, sei ich doch gegen Partei- und Gewerkschaftsbeamte unhöflich gewesen und sollte dafür "einen Dämpfer" erhalten. Ein durchsichtiges Zugeständnis an Dorogans Eitelkeit.

Zu meiner Überraschung stimmte sogar Filline für diesen Verweis. Ich konnte mir das nur mit der zunehmenden Verfinsterung auf Dorogans grobem Gesicht erklären. Nachdem Filline zu meinen Gunsten aufgetreten war, handelte er jetzt wie ein abgebrühter Kommunist, um die NKVD zu beschwichtigen. Mein Protest gegen diesen Verweis war erfolglos.

Brachko und ich fuhren zusammen nach Hause. Wir waren über das Resultat erfreut, aber der Verweis fraß an mir. Er war ein schwer zu beseitigender Fleck auf meinen Ruf.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Um Gottes Willen, Victor, spucke doch drauf", drang Brachko in mich. "Du bist mit heiler Haut davongekommen, und das ist die Hauptsache. Allah sei gelobt, daß du noch immer frei und am Leben bist!"

Bis spät in die Nacht schrieb ich Briefe an Freunde, an meine Familie und an Vorgesetzte in Charkow und Moskau und berichtete ihnen von meinem "Glück". Aber dennoch gab ich mich keinem unbegrenzten Optimismus hin, daß mich die NKVD in Zukunft in Frieden lassen werde.

III

Die günstige Wendung meines Falles bildete eine seltene Ausnahme. Die Säuberung raste in ganz Rußland. In Moskau begann die demonstrative Verurteilung von Radek, Sokonikow, Piatakow und anderer Bolschewiken der alten Garde. Sieben Tage lang berichteten die Zeitungen seitenlang von den wahnsinnigen "Geständnissen" dieser Männer. Dann folgten die unvermeidlichen Urteile und Hinrichtungen.

Auch in unserer Fabrik wurde, wie in jedem Betrieb und jeder Institution des Landes, eine Massenversammlung einberufen, um die Vernichtung dieser Saboteure, Spione und "verrückten Hunde" zu feiern. Los legte eine bereits zurechtgelegte Resolution vor.

"Wir, die Arbeiter, Angestellten und Ingenieure der metallurgischen Fabrik Nikopol, begrüßen die Urteile des Sowjetgerichtshofes gegen die angeklagten Staatsfeinde", hieß es. "Die Wachsamkeit von Partei und Regierung hat die Verräterspione und die Agenten des Kapitalismus ausgemerzt, die das glückliche Leben unseres Volkes unter der Stalinverfassung bedrohten. Lang lebe unser geliebter Führer und Lehrer, Genosse Stalin!"

Demütig hoben die Tausende von Männern und Frauen ihre Hände empor. Das Orchester stimmte die Internationale an. Das rote Fahnentuch über den ganzen Saal kündete vom Ruhm des "glücklichen Lebens" dieser überarbeiteten, unterernährten, teilnahmslosen und völlig entmutigten Massen. Einige gähnten, andere schliefen ein, als die Redner die Berichte der Morgenzeitungen wiederkäuten, die ihrerseits aus den Moskauer Schlagzeilen wiedergekaut waren. Schließlich war die Feier zu Ende, und die Leute kehrten nach Hause oder an ihre Arbeit zurück. Weder waren sie überzeugt, noch zeigten sie besondere Anteilnahme.

Falls in Rußland ein Mensch zu finden war, der diese phantastischen "Geständnisse" glaubte, so bin ich ihm wenigstens nicht begegnet. Erst als ich viele Jahre später ins Ausland kam, entdeckte ich, daß die Ausländer, besonders die "liberalen" Amerikaner diesen grotesken Betrugsköder, samt Angelschnur und Senkblei, geschluckt hatten, ja daß sich sogar eine kapitalistische Filmgesellschaft dazu hergab, einen dummen und

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

ungebildeten Film zu drehen, der sich auf die NKVD-Märchen als wahre Tatsachen stützte!

Unter den Angeklagten im letzten Moskauer Gerichtsverfahren kannte ich Piatakow am besten, da er erster Mitarbeiter Ordschonikidses gewesen war und ich ihn oftmals persönlich auf Geschäftsreisen besucht und an Konferenzen teilgenommen hatte, denen er vorstand. Er war ein großer, würdiger Mann mit langem, glattem Bart und einer hohen Denkerstirn. Seine Entscheidungen in privaten und öffentlichen Konferenzen waren immer ehrlich und streng. Da er sich bei technischen Fragen niemals mit Urteilen aus zweiter Hand zufrieden gab, nahm er immer einen Rechenschieber und berechnete, prüfte und überprüfte mit stärkster Konzentration, ehe er eine Arbeit befahl oder einen Kredit bewilligte.

Dieser Piatakow, den ich kannte, hatte nicht die entfernteste Ähnlichkeit mit dem im Gerichtsverfahren angeklagten "Verbrecher" noch mit den Fabeln, die ich später höchst erstaunt in einem merkwürdigen, amerikanischen Roman las, der den Titel trug: "Mission in Moskau". Durch meine Arbeit und meine technischen Beziehungen traf ich buchstäblich Hunderte von Männern, die mit der Industrie und jenen Fabriken eng vertraut waren, in denen Piatakow angeblich "Sabotage" ausgeübt hatte. Nicht einer von ihnen glaubte auch nur ein einziges Wort der Anklagen, obschon viele in politischer Hinsicht die Urteile billigten.

Piatakows selbsteingestandene "Sabotage" betraf hauptsächlich die Bauindustrie. Der für alle Bauarbeiten neben Piatakow verantwortliche Beamte war ein gewisser C. Z. Ginsburg, Leiter der Hauptverwaltung der Bauarbeit für Schwerindustrie. Alle Details der Arbeiten gingen durch Ginsburgs Hände. So war es vollkommen ausgeschlossen, daß ohne Wissen und Beteiligung Ginsburgs Jahr für Jahr in den von Staatsanwalt Wischinski dargelegten Ausnahmen Sabotage ausgeübt werden konnte.

Und doch wurde Ginsburg nicht verhaftet. Sein Name wurde in den Gerichtsverhandlungen sorgfältig umgangen, obgleich Pläne, die unter seiner persönlichen Leitung ausgeführt worden waren, bis in die kleinsten Details zur Diskussion standen. Nach dem Prozeß ernannte ihn Stalin zum Kommissar für Bauindustrie. Als ich Ginsburg das letztmal sah, war seine Brust mit Medaillen, Sternen und Auszeichnungen überhäuft. In unserer Industriebranche war man überzeugt, daß Ginsburg die Rolle des Hauptprovokateurs gespielt hatte und daß ihm seine bedeutende Stellung als Dank für seine Hilfe bei den großen Prozessen geschenkt worden war. Er war hinter den Kulissen der Führer Staatsanwalt Wischinskis gewesen.

Eine weitere Gestalt, die in den Prozessen auftauchte, und die ich seit vielen Jahren persönlich kannte, war Nikolai Golubenko. Er wurde ohne die Formalität eines Gerichtsverfahrens in Charkow hingerichtet. Ihm hatte man die erfundene Rolle des Hauptes eines "Terrorzentrums" angedichtet, das einige Mitglieder des Politbüros

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

ermorden sollte. Im besonderen wurde ihm sein Geständnis vorgehalten, daß er die Ermordung Kossiors, eines Mitglieds des Politbüros, und des Sekretärs der ukrainischen kommunistischen Partei, Postischew, geplant habe. Bald nachdem Golubenko wegen seines "Verbrechens" erschossen worden war, verhaftete die NKVD sowohl Kossior wie Postischew. Was blieb den verdutzten Parteimännern übrig als die Annahme, diese beiden nahen Mitarbeiter Stalins hätten mit Golubenko zusammengearbeitet und ihr eigenes Ableben vorbereitet?

Während einiger Zeit war Golubenko Direktor des Petrowski-Lenin-Kombinats in Dnjepropetrowsk. Damals hatte ich ihn oft gesehen und mit ihm gesprochen. Er war ein mutiger, aufrichtiger Mann; sein wahres Verbrechen bestand in seiner Auflehnung gegen das unaufhörliche Blutbad. Als ich ihn das letztmal traf — er war damals Vorsitzender des Dnjepropetrowsker Sowjets —, wußte er bereits, daß er verurteilt werden würde und nur noch ein lebender Leichnam war. Nur das kann die Offenheit erklären, mit der er zu mir sprach.

Das Pogrom an der kommunistischen Partei, sagte er, sei bloß der letzte Schritt zur Liquidation des unabhängigen Denkens und sogar des unabhängigen Fühlens in unserem Land. Stalin, sagte er weiter, führe eine zielbewußte Gegenrevolution durch: Die letzten Überbleibsel der Macht in den Händen des Zentralkomitees der Partei und jeglicher Rest von Ansehen und Einfluß der Revolutionsgeneration sollten vernichtet werden, damit das Politbüro — das heißt Stalin — als absoluter Diktator einzig zurückbleibe.

Golubenko war keineswegs das Haupt einer "Terroristischen Organisation". Hätte eine solche Organisation bestanden, so würde sie wenigstens einen Terrorakt begangen haben. Aber er lehnte sich gegen die Gegenrevolution auf und haßte den Diktator. Seine offizielle Hinrichtung war weder bedeutungslos noch unwesentlich. Sie war eine Kriegshandlung Stalins in seiner letzten Phase der blutigen Eroberung einer uneingeschränkten Macht.

Golubenko, Piatakow und vielleicht auch Kossior und Postischew waren nur in dem Sinne "schuldig", daß sie sich Stalins Absolutismus nicht feige beugen wollten. Die namenlosen Millionen, Kommunisten und Parteilose, die während der Generalsäuberung liquidiert wurden, konnten nicht einmal dieses "Verbrechens" bezichtigt werden. Jahre später erst mußte ich zu meiner Empörung feststellen, daß im Ausland die Opfer einiger Schurken und Narren als Mitglieder einer "Fünften Kolonne" gebrandmarkt wurden. Eine "Fünfte Kolonne" von neun oder zehn Millionen Menschen, die 60 bis 80 Prozent der obersten Parteiführer, der Komsomolzen, der Armee, der Regierung, der Industrie, der Landwirtschaft und der nationalen Kultur umfaßt — dieses Paradox auch bloß zu nennen — heißt bereits, das Grotoske der Situation zu offenbaren.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Beim Piatakow-Prozeß wurde ein gewisser Tschestow wegen eines geplanten Mordes am Sekretär der sibirischen Partei, P. Eiche, angeklagt. Tschestow wurde hingerichtet — und bald darauf auch sein angebliches Opfer, Eiche, verhaftet. Matulewitsch, der energische Gehilfe Staatsanwalt Wischinskis, vollbrachte eine unbarmherzige und kluge Gemeinheit, indem er die Verurteilten auf das Erschießen vorbereitete. Bald nach der Verhandlung wurde auch Matulewitsch liquidiert. Das ganze Gerichtsverfahren hatte Henry Jagoda ersonnen. Er war der unbarmherzige Chef der NKVD, wurde aber bald darauf, zusammen mit seinen engsten Mitarbeitern, seinerseits verhaftet und erschossen. Die meisten Männer, welche die Stalinverfassung aufgesetzt hatten, waren tot oder gefangen. Bald darauf wurden auch die bedeutendsten Führer der Roten Armee, unter ihnen der weltberühmte General Tuchatschewski, hinter geschlossenen Türen "verhört" und erschossen; ihm folgten kurz darauf fast alle seine "Richter". Die "Fünfte Kolonne" umfaßte scheinbar jedermann, ausgenommen Stalin, Molotow und den amerikanischen Botschafter Davies<sup>31</sup>.

Obschon ich, abgesehen vom Verweis, wieder rehabilitiert war, marterte mich das Grauen meiner Umgebung, wegen der unaufhörlichen Verhaftungen und des Verschwindens von Leuten aus meinen eigenen Werkstätten und Büros. Ich betäubte mich manchmal während vierzehn, achtzehn, ja zwanzig Stunden mit ununterbrochener Arbeit; das sollte mich am Denken hindern und meine Gesundheit schützen. Ich besaß kein persönliches Leben mehr, keine Befriedigung in der Arbeit und keine Hoffnung für die Zukunft, weder für mich selbst, noch für mein Land.

So nahte der tragische Tag im Februar 1937. Ich saß an meinem Schreibtisch und schrieb einen Produktionsbericht an Iwantschenko in Charkow und Ordschonikidse in Moskau, als einer meiner Mitarbeiter ins Büro stürzte. Tränen standen in seinen Augen.

"Victor Andrejewitsch", platzte er heraus, "Sergo Ordschonikidse ist tot! Welch ein Unglück!"

---

<sup>31</sup> Joseph P. Davies schreibt in seinem Buch MISSION TO MOSCOW zur Situation nach dem 3. Schauprozeß (März 1938): "Alle diese Prozesse, Säuberungen und Liquidierungen, die seinerzeit so brutal erschienen und die Welt schockierten, waren eindeutig Teil eines energischen und entschlossenen Bestrebens der stalinschen Regierung, um sich nicht nur vor einer Revolution von innen, sondern auch vor einem Angriff von außen zu schützen. Sie machten sich an die Arbeit, gründlich aufzuräumen und das Land von allen verräterischen Elementen zu säubern. Alle Zweifel konnten zugunsten der Regierung ausgeräumt werden." – Joseph E. Davies: MISSION TO MOSCOW (1941) – Das Buch verkaufte sich über 700.000 mal und wurde in dreizehn Sprachen übersetzt. Eine Taschenbuchausgabe erschien 1943. Es sollte der amerikanischen Öffentlichkeit helfen, in der Sowjetunion einen Alliierten zu sehen. Eine Meinungsumfrage, die Davies selbst beauftragt hatte, zeigte, dass es vor allem seine Einschätzung der Schauprozesse war, welche die Öffentlichkeit beeindruckt hatte. 1943 wurde das Buch unter demselben Titel "Mission to Moscow" unter der Regie von Michael Curtiz verfilmt, der Untertitel lautete: "Die Reise eines Amerikaners zur Wahrheit" (One American's Journey into the Truth). (Siehe Kravchenkos Hinweis hier kurz zuvor!) Obwohl es sich um einen Spielfilm handelte, bei dem Davies von Walter Huston dargestellt wurde, vermittelte der Film einen dokumentarischen Eindruck, so als ob er sich auf geheime Regierungsdokumente stütze. Im Nachhinein erwarb sich der Film den Ruf, offene stalinistische Propaganda zu sein. (Nach Wikipedia) – 1949 kam es zu dem aufsehenerregenden Prozeß Kravchenkos gegen linke französische Presse, die sein Buch als Lügenbericht dargestellt hatte. Viele prominente (linke) Intellektuelle traten dort gegen ihn auf, um Stalins Terrorregime zu rechtfertigen. (Siehe in meinem Nachwort.)

## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Ich saß bewegungslos und sprachlos, wie erstarrt. Tränen rollten über meine Wangen. Ich hatte meinen Freund und Schirmherrn verloren.<sup>32</sup>

Schon am nächsten Tag erhielt ich einen Anruf Gerschgorns.

"Wie tragisch," sagte er, "dein Schirmherr in Moskau ist gestorben. Es wäre vielleicht gut, wir würden uns möglichst bald zu einer kleinen Unterhaltung über dies und jenes treffen?"

Der Damm war gebrochen. Von allen Seiten stürzte die rasende Flut auf mich ein.



Sergo Ordschonikidse

---

<sup>32</sup> Ordschonikidse starb am 18. Februar 1937; offizielle Todesdiagnose war Herzinfarkt. Heute gilt es als gesichert, daß die Todesursache ein Schuß ins Herz war. Chruschtschow sagte in seinem Bericht *Über den Personenkult und seine Folgen*: "Stalin ließ die Vernichtung seines Bruders Ordschonikidse zu und brachte Ordschonikidse selbst in einen solchen Zustand, daß dieser gezwungen war, sich selbst zu erschießen." (Aus der russischen Wikipedia)

## (16) Auf der Suche nach Gerechtigkeit

*Über Ordschonikidse – Beginn der Verhöre durch Gerschgorin und Dorogan (NKVD) – Victor sucht Helfer – Genosse Mischa.*

### I

Ich wurde beauftragt, an der Massenversammlung der Fabrik eine Gedächtnisrede zu Ehren Ordschonikidses zu halten. Wenigstens dieses eine Mal konnte ich an einer Sowjetversammlung mein Herz sprechen lassen. Sieben Jahre waren vergangen, seit mich Ordschonikidse als Arbeiter "unserer eigenen technischen Intelligenz" zur Ausbildung ausgewählt hatte. Durch all diese Jahre hindurch hatte er mich ermutigt und mich mit einer beinahe väterlichen Besorgnis beschützt, und ich wußte, daß ich nur einer von Tausenden war, die er so zum Nutzen des Landes beschirmt und eingesetzt hatte.

Ich muß wohl der Zuhörerschaft mein eigenes Empfinden eines schweren Verlustes übermittelt haben, denn viele meiner Zuhörer weinten, ohne sich zu schämen. Diese Massen, die mürrisch und sogar verdrießlich an den rituellen Beifallskundgebungen für die Blutbäder und die Schwindelverfassung teilnahmen, waren eines ehrlichen Gefühls durchaus fähig. Die alten Quellen des russischen Gemütslebens waren noch nicht versiegt.

Die Zeitungen veröffentlichten eine lange Todesanzeige, die Worte höchsten Lobes enthielt und von Stalin und neunzehn obersten Führern unterzeichnet war. Das Politbüro wählte ein Komitee von sieben erlauchten Industrie- und Regierungsleuten, die das offizielle Begräbnis organisieren mußten. Vier hervorragende Ärzte bestätigten, daß der Verblichene an "Herzlähmung" gestorben sei. Die nachfolgenden Zahlen prägten sich meinem Gedächtnis ein, da sie ein bezeichnendes Licht auf die dunkle politische Arithmetik jener Zeit werfen: Noch vor Ablauf eines Jahres waren nur noch neun der die Todesanzeige Unterzeichnenden am Leben und in Freiheit. Die übrigen waren erschossen worden, hatten Selbstmord begangen oder schmachteten in den Gefängnissen. Von den sieben Mitgliedern des Begräbniskomitees blieben nur zwei in Freiheit und am Leben, drei wurden erschossen, einer beging Selbstmord, und einer wurde in einer Strafkolonie lebendig begraben. Von den vier Ärzten befand sich nur noch einer am Leben, und auch dieser lebte in beständiger Furcht vor der Liquidation.

Weshalb war ein ausgeklügeltes Attest über den Tod des Führers notwendig? Weil das russische Volk und besonders die Parteimitglieder nicht mehr an den natürlichen

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Tod führender Männer glaubten. Viele waren durch merkwürdige Vorkommnisse skeptisch geworden. Ein solch fraglicher Fall war beispielsweise der schon einige Jahre zurückliegende Tod von Stalins junger Gattin, Nadeschda Allilujewa.

Es wurden damals ungeheure Anstrengungen gemacht, um die Begleitumstände ihres plötzlichen Todes zu verbergen. Trotzdem sickerten viele sensationelle Tatsachen durch und fanden ihren Weg zum mindesten in die höheren Regierungskreise.

Allilujewa war die Tochter eines Vorkriegsrevolutionärs und hatte offenbar einige seiner veralteten menschenfreundlichen Vorurteile gegen den Massenterror geerbt. Die brutale Kollektivierungskampagne war mehr, als sie selbst vom Vater ihrer beiden Kinder zu ertragen vermochte. Sie bezeugte ihren Abscheu nicht nur im engsten Familienkreis, sondern griff wiederholt in Parteiversammlungen der Akademie, wo sie technische Kurse besuchte, die Politik ihres Gatten an.<sup>33</sup>

Eine bloße Anspielung auf diese Tatsachen genügte, um ins Gefängnis zu kommen, aber sie drangen trotzdem bis zur höheren Bürokratie durch, in der Skandale, Sensationen und Intrigen ebenso geläufige Dinge waren wie am früheren Hofe der Romanoffs. Als inmitten dieser Auflehnung einer einzelnen Frau plötzlich ihr Tod bekannt gegeben wurde, war man sich einzig und allein darüber im unklaren, ob sie Selbstmord begangen hatte oder auf Stalins Befehl vergiftet wurde.

So tauchten auch jetzt, trotz der amtlichen Beglaubigung von vier Ärzten, Zweifel über Ordschonikidses Tod auf. Zufälligerweise kenne ich Einzelheiten des wahren Sachverhalts. Noch ist nicht die Zeit, meine Informationsquellen anzugeben, da dies für manche Marter und Tod bedeuten würde. Da aber die letzten Jahre dieses Kommissars so eng mit den meinen verbunden waren, erachte ich es als meine Pflicht, die Tatsachen kurz zu schildern.

Ordschonikidse litt schon lang an heftigem Asthma und einer Lähmung der rechten Niere. Er scherzte oft über seine Leiden. Mehr als einmal sah ich ihn hochgradig erschöpft, nach einem, trotz starken Schmerzen, langen Arbeitstage. Als im Jahre 1936 die Generalsäuberung begann, die Tausende seiner nächsten Freunde und Kollegen in

---

<sup>33</sup> Nach 1921 arbeitete Nadeschda Allelujewa als Sekretärin von Ordschonikidse, mit dessen Frau Sinaida Gawrilowna sie eng befreundet war. 1929 nahm sie ein Suidum auf. Das Studium konfrontierte Nadeschda mit der sowjetischen Wirklichkeit. Wegen der grausamen Hungersnöte sprach sie Abel Jenukidse [verwandt und befreundet mit Stalin und Allilujewa; war der erste, der ihre Leiche sah. Er selbst wurde 1937 verurteilt und ermordet] und ihren Mann auch in erhalten gebliebenen Briefen an. – Nach offizieller Version tötete sich Allilujewa nach einem Streit mit Stalin 1932 in einem Zimmer der Kreml-Wohnung, indem sie sich in die Brust schoß. In der russischen WP steht: Nach der Verhaftung von acht ihrer Klassenkameraden an der Industriekademie rief Allilujewa den Leiter der OGPU an, Genrikh Jagoda, und forderte ihre sofortige Freilassung. Jagoda antwortete, daß er nichts tun könne, da die Verhafteten nicht mehr am Leben seien. Sie seien plötzlich im Gefängnis an einer ansteckenden Krankheit gestorben. Zudem werden dort Erinnerungen und Informationen von Aino Kuusinen [einer finnischen Kommunistin, die in Sowjetrußland von 1938-55 inhaftiert war], nach denen Allilujewa eventuell von Stalin selbst bei jenem Streit erwürgt worden sei. Sie erwähnt daß Allilujewas nahen Verwandten nach ihrem Tod auf mysteriöse Weise verschwanden. (Abruf 1.Januar 2023, 15:05)  
Vgl. auch Aino Kuusinen: DER GOTT STÜRZT SEINE ENGEL. Herausgegeben und eingeleitet von Wolfgang Leonhard. Wien, München und Zürich 1972.



Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Partei und Schwerindustrie betraf, protestierte er bei Stalin, machte ihm in den Versammlungen des Politbüros heftige Szenen und kämpfte wie ein Tiger mit der NKVD. Seine Gesundheit verschlechterte sich. Der Schlag, den er durch die Verhaftung von Piatakow, seines engsten Mitarbeiters erlitt, warf ihn aufs Krankenlager.

Einer meiner Freunde war in seinem Büro, als ihm jemand die Nachricht von der Verhaftung eines bekannten Ingenieurs, Leiter eines der größten Trusts unter Ordschonikidses Oberaufsicht, überbrachte. Der Kommissar wurde rot vor Wut, seine Augen traten aus den Höhlen, und er fluchte und tobte, wie nur ein temperamentvoller Georgier fluchen und toben kann. Jagoda, der Chef der NKVD und Hauptanstifter der ersten Säuberungen, war damals bereits erschossen. Das neue Oberhaupt der Sowjetinquisition war der verhaßte Jeschow. Ordschonikidse rief Jeschow an und forderte in unbeherrschten Ausdrücken Auskunft, warum der Ingenieur ohne seine Erlaubnis verhaftet worden sei.

"Du kleine Rotznase, du schmutziger Speichellecker," hörte mein Freund den Kommissar brüllen, "wie kannst du es wagen! Ich verlange, daß du mir augenblicklich alle Akten dieses Falles herschickst!"

Dann telephonierte er Stalin auf dem direkten Anschluß, der die obersten Führer der Diktatur miteinander verband. Nun zitterten seine Hände, seine Augen waren blutunterlaufen, und er preßte die Hand gegen die Stelle seines Rückens, wo die kranke Niere schmerzte.

"Koba," hörte ihn mein Freund in das Telephon rufen — Koba ist Stalins Übername unter Freunden — "weshalb erlaubst du der NKVD, meine Freunde zu verhaften, ohne mich davon zu benachrichtigen?"

Es folgte ein langes Schweigen, während Stalin am anderen Ende sprach. Dann unterbrach Ordschonikidse: "Ich verlange, daß diese autoritäre Willkür ein Ende nimmt! Ich bin immer noch Mitglied des Politbüros. Ich werde die Hölle entfesseln, Koba, und wenn es das letzte ist, was ich vor meinem Tod unternehme!"

Ordschonikidse schmetterte den Hörer nieder. Er setzte sich, von sinnloser Wut betäubt, an seinen Schreibtisch.

Solche Szenen wiederholten sich beinahe täglich. Sie untergruben die Gesundheit des Georgiers. Er verwirklichte seine Drohung und machte in den Versammlungen des Politbüros Stalin die Hölle heiß. Kossior, Rudsudak, Tschubar und Antipow unterstützten ihn meistens — alle vier wurden später im Verlaufe der Säuberung verhaftet und verschwanden von der Bildfläche. Bald war er allzu krank, um an Versammlungen teilzunehmen. Aber selbst in der Abgeschiedenheit seines Krankenlagers beharrte er noch immer in vielen Telephongesprächen auf der zornigen

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Forderung, Leben oder Freiheit von Beamten zu schützen, die unter ihm gearbeitet und ihm vertraut hatten.

Während der Endphase seiner Krankheit gestattete man seiner Frau, Zinaida, der er sehr zugetan war, nicht, ihn zu besuchen. NKVD-Wachen beschützten ihn scheinbar und hielten die Freunde von seinem Krankenlager fern. Als Besucher durften einzig Mitkojan und Woroschilow, beides Mitglieder des Politbüros, vorsprechen. Sie versuchten, den Kranken jedesmal zu überreden, mit Stalin Frieden zu schließen, indem er die Notwendigkeit der Generalsäuberung anerkannte. Die Besuche endigten jedoch stets im hitzigen Streit.

Ogleich seine Krankheit so ernst war, daß er das Bett hüten mußte, war sie doch noch keineswegs lebensgefährlich. Ordschonikidse hätte als Kranker noch manches Jahr leben können. Von seinem Bett aus diktierte er Briefe an das Zentralkomitee und das Politbüro, in denen er Stalin verurteilte und die Einberufung einer Plenarsitzung des Zentralkomitees forderte, um die Lage des Landes zu überprüfen und dem Morden und der Vernichtung Einhalt zu bieten.

Seine Briefe waren in leidenschaftlicher Überzeugung geschrieben. Falls sie noch erhalten sind, werden die Historiker kommender Zeiten eine gründliche Anklage der stalinistischen Gegenrevolution aus dem Munde jenes Mannes vernehmen, der den ersten Fünfjahresplan durchführte.

Zwei Tage später starb Ordschonikidse zur völligen Überraschung seiner Familie und der behandelnden Ärzte. Einige glaubten, er habe in einer Anwendung von Verzweiflung Gift genommen. Andere glaubten, er sei von Dr. Lewin vergiftet worden — vom selben Arzt, der später gestand, Maxim Gorki vergiftet zu haben.<sup>34</sup> Daß er eines gewaltsamen Todes gestorben ist, der nicht "natürlich" war, bezweifeln meine Quellen nicht im geringsten.

Wenn sie recht haben, dann war das feierliche Begräbnis und die Gedenkreden, die im ganzen Land erklangen, Teile einer häßlichen Posse. In den veröffentlichten Bildern sah man die Witwe — der man nicht gestattet hatte, ihren Gatten zu besuchen —, beim Begräbnis an Stalins Seite. In den nächsten paar Jahren wurde Ordschonikidses Name immer mehr unterdrückt, und schließlich nur mehr selten erwähnt. Nach ihm benannte Städte, Straßen und Fabriken wurden allmählich umgetauft.<sup>35</sup> Die jüngste Generation der Kommunisten weiß kaum mehr, wer er war.

---

<sup>34</sup> Prof. Dr. Lev Grigorievich Levin wurde 1937 verhaftet und 1938 verurteilt und erschossen. Ihm wurde u.a. zur Last gelegt, Gorki vergiftet zu haben. Rehabilitiert 1988 vom Obersten Gerichtshof der UdSSR. – Hier verstrickt sich selbst Kravchenko in die Diktion der Schauprozesse!

<sup>35</sup> Die russische WP erwähnt: 1936 wurde Ordzhonikidzes älterem Bruder Papulia verhaftet und 1937 erschossen, der Sergo der Partei empfahl. 1938 wurde die Ehefrau von Ordzhonikidze, Zinaida Gavrilovna Pavlutsckaya, zu zehn Jahren Gefängnis verurteilt. Außerdem wurden 1938 ein weiterer Bruder von Ordzhonikidze, Ivan und seine Frau (Zina Ordzhonikidze), verurteilt. 1941 wurde

## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Ordschonikidses Nachfolger wurde Kommissar Valerian Meschlauk. Ich war erstaunt, als er mich durch ein Schreiben nach Moskau berief. Meschlauk erstellte offenbar, während er die Zügel der Schwerindustrie unseres Landes in die Hand nahm, ein Inventar über das verfügbare technische Personal, das durch die Säuberung sehr dezimiert worden war.

Er war ein soldatischer, hübscher Bursche, der auch im Ausland gelebt hatte. Sein Aussehen und seine Umgangsformen waren die eines Europäers. Obgleich ein fähiger Verwalter, besaß er dennoch wenig politische Macht oder Einfluß. Stalin ging offensichtlich nicht mehr das Risiko ein, nochmals einen "Unabhängigen" als Kommissar in diese Schlüsselstellung einzusetzen.

"Ich beabsichtige, dich zum Leiter eines unserer größten Betriebe zu ernennen, Genosse Kravchenko", sagte er. "Dein Ruf in Nikopol rechtfertigt diesen Entschluß. Was denkst du darüber?"

"Erlaube mir die Frage, Genosse Kommissar, wer mich empfohlen hat?"

"Weshalb willst du das wissen?"

"Nun, siehst du, ich geriet in Nikopol in politische Schwierigkeiten. Ich wurde der Sabotage und anderer Verbrechen angeklagt. Du solltest das doch wissen, bevor du mir einen Posten mit erhöhter Verantwortlichkeit überträgst."

Ich erzählte ihm recht ausführlich meine Schwierigkeiten.

"Seltsam, seltsam, daß man mir das nicht gesagt hat", sagte Meschlauk und zuckte mit den Schultern. "Ich weiß, daß Ordschonikidse dich hoch schätzte. Vielleicht hast du recht, lassen wir die Dinge vorläufig auf sich beruhen!"

In der Folge hatte ich Grund, meinem Glücksstern dafür zu danken. Meschlauk wurde bald verhaftet, verschwand, als sei er vom Erdboden verschluckt und wurde bald durch seinen Bruder Iwan ersetzt. Hätte er mir eine wichtige Stellung verschafft, hätte ich zweifellos dieses Kompliment teuer bezahlen müssen.

In den ersten Märztagen hielt Stalin in einer Versammlung des Zentralkomitees eine lange Rede. Sie wurde im vollen Wortlaut veröffentlicht. Wie gewöhnlich käuerten ganze Herden von Parteibüffeln seine Worte in endlosen Volks- und Parteikonklaven wieder. Presse und Rundfunk zitierten und spendeten pünktlich Beifall. Der Lärm vermochte aber den Sinn seiner Botschaft nicht zu verdunkeln: Die bisherige Säuberung, schrecklich wie sie gewesen, war nur ein Anfang: Mehr und Schlimmeres sollte noch kommen.

---

der dritte Bruder, Konstantin, verhaftet. Auch der Neffe von Ordzhonikidze, Georgiy Gvakharia, Direktor des Hüttenwerks Makeyevka, wurde erschossen .

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Die Arbeit der Saboteure und der Verräter", sagte Stalin, "hat in mehr oder weniger großem Ausmaß praktisch alle unsere Organisationen ergriffen." Er warf der Partei vor, "sie vergesse, daß die Sowjetmacht erst einen Sechstel der Welt erobert habe und daß sich fünf Sechstel der Welt in kapitalistischen Händen befänden ... Solange die kapitalistische Einkreisung besteht, wird es unter uns immer Saboteure, Verräter und Spione haben ..."

Dies war die Sprache seiner kaum verhüllten Kriegserklärung an alle Landesorganisationen, an alle, die jetzt oder in Zukunft, sich seinem Absolutismus zu widersetzen wagten. Angestrengte Arbeit und selbst glänzende Leistungen, warnte er, dürften solange nicht als Alibi angesehen werden, als der Glaube eines Mannes nicht gesichert sei: "Ein echter Saboteur muß von Zeit zu Zeit Erfolge in seiner Arbeit aufweisen, weil dies der einzige Weg ist, wie er seine Stellung als Saboteur bewahren kann ... Wir müssen solche Individuen ausrotten und sie unermüdlich und ohne Ermatten zermalmen, denn sie sind Feinde der Arbeiterklasse und Verräter unseres Vaterlandes!"

Dadurch war den Sadisten und den leidenschaftlichen Spitzeln in jeder Gemeinde das Angriffszeichen gegeben worden. Die Grausamkeit nahm freien Lauf. Wir spürten die Folgen augenblicklich in unserer eigenen Gemeinde. Wenige Tage nach Stalins Rede wurde der Direktor eines Großbetriebs für landwirtschaftliche Geräte mit seinem gesamten Mitarbeiterstab verhaftet. Ebenso dezimierte man die Verwaltung und den technischen Stab der Manganminen Nikopols und jedes anderen Unternehmens in der Gegend.

Als ich eines Morgens in den Betrieb kam, wartete Brachko bereits auf mich. Er befand sich in einem Zustande panischen Schreckens. "Victor Andrejewitsch," gab er mir traurig bekannt, "der Sekretär des Stadtkomitees, Genosse Filline, wurde heute nacht verhaftet."

Später an diesem Tage rief mich Genosse Los an. Er konnte kaum seinen Triumph unterdrücken. "Wir werden deinen Fall nochmals vors Stadtkomitee bringen", teilte er mir fröhlich mit. "Du weißt ja, daß dich das letztmal Filline, ein Staatsfeind, gerettet hat. Nun werden wir schon auf dich aufpassen, nur keine Angst!"

Die Hölle, der ich entronnen zu sein glaubte, sollte erst beginnen.

## II

Die "kleine Unterhaltung", zu der mich Gerschorn eingeladen hatte, ließ nicht allzulange auf sich warten. Als ich, wie befohlen, um elf Uhr nachts das NKVD-Gebäude erreichte, war er noch nicht dort. Ich wartete im überfüllten Empfangszimmer auf ihn, und mein Gehirn überkochte von wahnsinnigen Theorien. Welche teuflische Falle wollten sie mir stellen? Durfte ich dieses Haus des Grauens überhaupt wieder verlassen?

Es war schon fast ein Uhr, als Gerschorn schließlich auftauchte — seine fetten Wangen frisch rasiert und gepudert. Sein kahler Spitzschädel glühte. Er war ausgeruht,

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

lebhaft und zur "Arbeit" aufgelegt. Ich folgte ihm in das große, kahle Büro, mit dem ich bereits nur allzu vertraut war. Ein großer, polierter Mahagonischreibtisch, einige Stühle, ein großer Geldschrank und ein Divan bildeten das ganze Mobiliar. Die Kahlheit und Sauberkeit erinnerte irgendwie an das Sprechzimmer eines Chirurgen.

"Nun, Kravchenko," sagte das Oberhaupt der Wirtschaftsabteilung mit gekünstelter Fröhlichkeit, "ich vertraue dir, und wir werden einander schnell verstehen. Bis jetzt ist es dir gelungen, dich in der Partei mit diesen blöden Papierfetzen herauszuwinden. Aber dieser Hokusfokus zieht bei der NKVD nicht. Wir wollen der Materialgeschichte, dem Menschewismus deines Vaters und deinen Beziehungen zu Volksfeinden ein wenig auf den Grund gehen."

In dieser ersten von vielen Nächten tastete Gerschorn einen Großteil des bereits öffentlich durchforschten Bodens ab. Während er in dem von Berichten seiner Agenten vollgestopften Dossier herumstöberte, frischte er die Erinnerung an gewisse Vorkommnisse im Betrieb und gelegentliche Mißerfolge meiner Befehle auf. In jedem Punkt, besonders in meinen Beziehungen zu Männern, die seither verhaftet oder sonst liquidiert worden waren, witterte er Sabotage und versuchte, mich listig in Widersprüche und Eingeständnisse zu verwickeln.

Das Verhör dauerte bis vier Uhr morgens. Er berührte in großem Ausmaß auch andere Beamte der metallurgischen Industrie. Die NKVD versuchte ihre Anklagen gegen andere verhaftete Funktionäre durch mich zu stützen, wie sie zweifellos auch umgekehrt jene zu belastenden Aussagen gegen mich zu zwingen trachtete.

Wäre einer dieser unglücklichen Menschen in Sabotage verwickelt gewesen, so hätte ich dafür Anhaltspunkte besessen. Ihre Pläne, ihre Ergebnisse, ihre Fehler und ihre Erfolge spiegelten sich in meinem Betrieb. Aber ich hatte keine Anzeichen irgendwelcher Sabotage bemerkt. Wohl gab es manche ungenügende Leistung, Verwirrung und Verzögerung, aber dies waren notwendige Kinderkrankheiten eines neugeborenen Industriebetriebes. Ich mochte mich noch so sehr abmühen, die Tatsachen ließen sich nicht zu Beweisen bewußter Sabotage verdichten. Gerschorn war von meiner "Widerspenstigkeit" angeekelt.

Je später es wurde, um so mehr wuchsen seine Ungeduld und sein Zorn. Die hohnvolle Höflichkeit des Anfangs wandelte sich allmählich in beleidigende Unverschämtheit, gepfeffert mit kräftigen, russischen Flüchen. Er faßte es als persönliche Beleidigung auf, daß ich es wagte, seinen Einflüsterungen zu widerstehen und seine phantastischen Schaumgebilde zum Platzen zu bringen. Er benahm sich, als sei er das Opfer und als würde ich seine Gutmütigkeit aus, nützen und ihn durch meine starrköpfige Weigerung, mit ihm "zusammenzuarbeiten", zum Schwitzen und Flüchen zwingen.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Es dämmerte schon, als ich das NKVD-Gebäude verließ. Der Dnjepr floß weich und seidig. Ein Sprung — und Vergessenheit für immer. Nie verließ ich dieses grimmige Gebäude, ohne mich nach der Tröstung des Todes zu sehnen. Warum lassen sie mich nicht in Frieden? Ich will nur arbeiten und mein Bestes geben. Warum lassen sie mich nicht in Frieden? Warum? Meine Gedanken strauchelten wie mein Körper. Einer geraden Linie zu folgen, war beiden nicht mehr möglich. Die wenigen Menschen, die mich an diesem kalten, nebligen Morgen auf der Straße erblickten, mußten glauben, ich sei betrunken .. .

An diesem Tage begab ich mich nach einem kurzen Schlaf wie betäubt zur Arbeit in den Betrieb. Meine Schläfen pochten vor Schmerz. Sehnsüchtig erwartete ich die Nacht als Ausspannung. Aber am späten Nachmittag rief mich Gerschgorns Büro an ... Ich mußte nochmals, wiederum um elf Uhr, erscheinen, um unsere kleine "Unterhaltung" weiterzuführen. Zur vorgeschriebenen Zeit war ich müde, nervös und verbittert zur Stelle. Mit einer einzigen kleinen Unterbrechung dauerte das Verhör einen ganzen Monat! Dies war nur der Beginn einer Tortur der Schlaflosigkeit, deren Schrecknisse niemand verstehen kann, der sie nicht am eigenen Fleisch und an den eignen Nerven durchgemacht hat.

Die Wölfe von Nikopol — Dorogan, Gerschgor, Los und Konsorten — heulten nach meinem Blut. Sie konnten es kaum erwarten, mich in Stücke zu zerreißen. Man sah förmlich den Speichel von ihren Mundwinkeln tropfen — in ihrer Vorfreude auf das Fest. Warum? Warum? Was konnten sie gegen mich haben, der ihnen doch keinen persönlichen Schaden zugefügt hatte?

Auf diese Fragen gab es folgerichtige Antworten. Da sie in unserer Fabrik und anderswo Dutzende von Leuten "liquidiert" hatten, deren Tätigkeit eng mit der meinen verbunden war, forderte schon die bloße Konsequenz meinen Kopf. Solange ich frei war, war das Bild der Säuberung in dieser Gegend unvollständig. Falls nicht diese Lücke im Zusammenspiel ihres fieberhaften Betruges gründlich ausgefüllt wurde, war es möglich, daß ein ernster Zweifel an der Schuld der anderen zurückblieb und bei den "Massen" um sich griff. Da sie überdies meinen Fall aufgegriffen und ausposaunt hatten, konnte es sich als politisch gefährlich erweisen, wenn man mir gestattete, nochmals zu entschlüpfen. Das hätte zu einer "Untergrabung ihrer Autorität" führen können, um mit den üblichen Sowjetphrasen zu sprechen.

Aber logische Antworten sind bloß oberflächliche Antworten. Die tieferen Gründe dieser eigensinnigen Verfolgung müssen im schlammigen Bodensatz der menschlichen Verderbtheit gesucht werden. Die Geschichte war zu einer aufregenden Jagd geworden, und die Jäger wollten ihre Beute um jeden Preis erlegen. Zweifellos hatten sie aus dem einen oder andern Grunde ohne besonderen Groll gegen mich begonnen, die Hitze des Gefechtes aber, die Augenblicke ihrer Niederlage erzeugten diesen Haß gegen mich. Sie

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

wollten unbedingt siegen, um auch mein Fell unter ihre blutigen Jagdtrophäen zu reihen.

Zugleich schienen sich aber die Jäger, mindestens nach außen, an die Regeln der Jagd zu halten. Mich einfach zu verhaften und in einem ihrer feuchten Keller zu erschießen, hätte sie in den Augen Nikopols lächerlich gemacht. Mein Fall war einer von jenen, bei denen die Hinrichtung einer öffentlichen Bloßstellung und einer Beichte vor aller Augen folgt.

In den Wochen, da ich gewaltsam des Schlafes beraubt und in Geheimsitzungen gemartert und beleidigt wurde, vollzog sich auch die Phase meiner Verfolgung in der Öffentlichkeit. Die Vorgänge meiner ersten Ausstoßung wurden noch einmal wiederholt, noch einmal gab es Prüfungskommissionen, Anklagen vor Parteiversammlungen und Beschimpfungen in den Zeitungen. Ich ließ sie in einem Zustand fieberhaften Durstes nach Schlaf und Ruhe über mich ergehen. Manchmal schien mir mein Körper mit Blei gefüllt, dessen ungeheures Gewicht mich zermalmte, dann wieder fühlte ich mich leicht wie eine Feder und glaubte, fliegen zu können. Wellen von Hitze und Kälte lösten sich abwechslungsweise ab.

Zu den alten Anklagen kamen neue. Die Sabotagegeschichte wurde erweitert und ausgebaut, da sich die ursprünglichen Anklagen als allzu fadenscheinig erwiesen hatten. Die neuen Anklagen legten das Hauptgewicht weniger auf meine persönlichen Handlungen, als vielmehr auf meine Verbindungen mit bereits verurteilten Saboteuren. Es wurde mir, wenn auch nicht direkte Zusammenarbeit, so doch wenigstens verräterische Duldung und Mangel an Wachsamkeit zur Last gelegt. Je feiner die Anklagen, um so schwerer war es natürlich, sie zu widerlegen.

Während die Jagd einen guten Fortgang nahm, vergaß ich tatsächlich, warum ich eigentlich verfolgt wurde. Ich fühlte mich nur noch müde, elend, schwindlig und gehemmt. Verzweifelt beschloß ich, nur um die ermüdende Eintönigkeit der Verfolgung zu unterbrechen und den Nachtsitzungen mit Gerschgorin eine Weile zu entgehen, anderswo nach Gerechtigkeit zu suchen. Ich unterbreitete meinen Plan Direktor Brachko.

"Piotr Petrowitsch," sagte ich, "ich bin todmüde. Mein Kopf dreht, und meine Nerven stehen vor dem Zusammenbruch. Ich kann weder arbeiten, noch essen und schlafen. Irgendwo muß es noch eine Erinnerung an die Wahrheit und einfache Gerechtigkeit geben, und ich bin entschlossen, sie zu suchen. Ich werde ans Regionalkomitee, ans Zentralkomitee und an einzelne Genossen gelangen. Ich werde meine traurige Geschichte jedermann erzählen, der sie anhören will. Vielleicht gibt mir irgendwo irgendjemand einen Rat oder Hilfe. – Schließlich habe ich kein Verbrechen begangen. Weshalb jagt man mich wie einen Verbrecher? Warum muß ich, da ich doch

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

bereits einmal freigesprochen wurde, noch ein zweitesmal und ein drittesmal diese Schrecknisse durchmachen? Ja, ich bin entschlossen, eine Antwort zu finden."

Brachko war über meine Verfassung und meinen Vorschlag besorgt. Er hatte keine Ahnung von meinen nächtlichen Verhören — ich hatte mich schriftlich zum Schweigen verpflichtet. Aber er spürte, daß hinter meiner Verzweiflung ein tieferer Grund liegen mußte, als die Oberfläche verriet.

"Dies ist ein närrisches und sinnloses Forschen", versicherte er. "Zudem ist es für dich kaum ratsam, Nikopol jetzt zu verlassen. Sie werden aus deiner Abwesenheit Nutzen ziehen. Aber du siehst wirklich sehr schlecht aus, und es mag sein, daß du ein wenig fort solltest. Wenn du darauf bestehst, kann ich es schon einrichten, dich irgendwohin abzuordnen."

So begann ich also meine herzerreißende Suche nach Gerechtigkeit. Ich traf Dutzende von Leuten und Organisationen, aber niemand konnte mir die Adresse weisen. Ich begann in meiner Geburtsstadt Dnjepropetrowsk. Einer meiner früheren Klassengenossen, Soschnikow, war jetzt zweiter Sekretär des Regionalkomitees und deshalb eine Persönlichkeit von einigem politischen Gewicht. Zwei andere Genossen aus der Institutszeit befanden sich unter seinem Personal. Der eine von ihnen war Suworow. Er war damals erbärmlich arm, und ich hatte ihn oft zu uns nach Hause genommen, damit die Mutter ihn ernähren und seine zerrissenen Kleider flicken konnte. Der zweite hieß Ulaßjewitsch. Sein Kopf war für das Studium wenig geeignet, und ich erteilte ihm zusammen mit anderen Freunden während Stunden Unterricht, um ihn durch die Prüfungen zu schleppen.

Jetzt saßen alle drei in diesem Parteigebäude und schenkten den "Massen" Weisheit. Eine schriftliche Zeugenaussage eines so gutgestellten Trios, die meinen guten Parteiruf bestätigte, mochte nützlich sein.

Soschnikow war in den vergangenen Jahren fett und schwammig geworden. Er saß in einem luxuriösen, mit weichen Teppichen ausgelegten Büro hinter einem großen Schreibtisch. Über ihm hing das lächelnde Bildnis des *Woshd*.<sup>36</sup> Eine volle Minute lang erhob er seine Augen nicht von den ausgebreiteten Akten: Ein bekannter bürokratischer Kniff, um die eigene Wichtigkeit zu unterstreichen. Endlich blickte er auf und sagte kühl: "Ach Sie sind's, Genosse Kravchenko. Was kann ich für Sie tun?" Er gebrauchte das formelle "Sie", statt des vertrauten "Du".

"Seit wann haben wir unter uns alten Institutskollegen das "Du" abgeschafft? Warum zum Teufel sprichst du wie ein gesalbter Heiland?"

---

<sup>36</sup> вождь (Führer)



Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Soschnikow geriet in Verlegenheit und brachte als Entschuldigung Überarbeitung und schwere Verantwortung vor. Ich beschloß, ohne Einleitung zur Sache zu kommen.

"Ich bin in Schwierigkeiten", sagte ich.

"Das habe ich gehört ..."

"Sag mir aufrichtig, hast du in den Jahren unserer gemeinsamen Institutszeit jemals Sabotage von meiner Seite beobachtet?"

"Nein, natürlich nicht. Welch ein Unsinn!"

"Dann möchte ich, daß du, Suworow, und Ulaßjewitsch dies in einer Bestätigung für das Komitee von Nikopol bezeugt."

Er krümmte sich und brachte seinen Fettwanst wieder in Ordnung. Dann wischte er sich den Schweiß von der Stirn, versuchte, das Thema zu wechseln. Schließlich klingelte er nach den beiden andern. Offenbar hatten auch sie etwas gehört. Ihre Begrüßung war freundlich, aber vorsichtig, sehr vorsichtig. Die Beschämung des Kleeblattes erheiterte mich, allerdings mit einem Beigeschmack von Bitterkeit. Nach einigem Hin und Her gaben sie mir zu verstehen, ich solle mich lieber an höhere Beamte wenden, es zieme sich für bescheidene Leute, wie sie, nicht, sich in so großangelegte Dinge einzumischen, die das Leben und die Sicherheit des Staates betrafen.

"Danke für den Rat. Ich hoffe, ihr seid euch bewußt, wie schmutzig und feige ihr seid", sagte ich und ging ohne Abschied hinaus.

Dieses Trio verstand es zweifellos, seine eigene Haut zu schützen. Einige Zeit später wurde Soschnikow Chef der NKVD der Provinz Tscheliabinsk, Ulaßjewitsch Sekretär eines Stadtkomitees in der westlichen Ukraine, und auch Suworow wurde befördert.

Während ich noch im Gang nach dem Büro des neuen Sekretärs, Genosse Margolin, Ausschau hielt, hörte ich plötzlich meinen Namen rufen.

"Victor Andrejewitsch, he dort! Wie geht's dir? Wie nett, dich wieder einmal zu sehen!"

Ich wandte mich um und erblickte Iwan Solkin, mit dem ich in der Petrowski-Lenin-Fabrik zusammen gearbeitet hatte. Es tat wohl, jemand aus jenen sorgloseren, jüngeren Jahren, bevor ich Ingenieur und ein "verantwortlicher Arbeiter" geworden war, wiederzusehen. Er schien über diese zufällige Begegnung wirklich erfreut.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Wie steht's mit dir, Vitja?" fragte er. "Warum bist du so bleich und abgehundet? Warst du krank oder was ist los?"

"In gewissem Sinne, ja", antwortete ich lächelnd. "Die nationale Epidemie ... Sabotageanklagen und was sonst noch alles."

"Ach, mein lieber Vitja, wie schrecklich ..., was für eine scheußliche Geschichte! Nun, auf Wiedersehen ..., ich muß mich beeilen..., eine Verabredung, entschuldige mich bitte ..."

Und weg war er. Ich traf ihn genau drei Jahre später im Kreml wieder und war nicht überrascht. Die kurze Begegnung auf diesem Korridor in Dnjepropetrowsk hatte mich überzeugt, daß es Iwan Solkin in diesem gesegneten Land weit bringen werde. Das letzte, was ich von ihm wußte, war seine Anstellung als Leiter einer wichtigen Abteilung im Zentralkomitee der Partei, eine Stellung, die er wahrscheinlich heute noch immer bekleidet.

Das Empfangszimmer von Sekretär Margolin war von Tschekisten in Uniform und Zivil bewacht. Sie beobachteten alle, die kamen und gingen. Erst fragten sie mich, ob ich Waffen auf mir trage, ehe sie mich eintreten ließen und mich mit geübten Augen nach einer verdächtigen Tasche durchforschten. Sowjetfunktionäre werden, wenigstens vor ihrer Verhaftung, gut bewacht. Die Ermordung von Sowjetfunktionären ist ein Monopol der NKVD, und die NKVD duldet keine Konkurrenz.

Als ich hier in Hatajewitschs ehemaligem Vorzimmer wartete, erinnerte ich mich, daß auch er bei unserer letzten Begegnung in der Nikopoler Parteiversammlung dramatisch bewacht worden war. Wo war er jetzt? Ich wußte, daß man ihn verhaftet hatte. Ob er noch unter den Lebenden weilte? Ich hatte fast sein gesamtes Büropersonal gekannt, aber niemand der früheren Angestellten war mehr da. Sie teilten zweifellos das Schicksal ihres Chefs.

Ich wußte nichts von Hatajewitschs Nachfolger. Ich hatte ihn noch nie gesehen. Nach den bisherigen Körben war ich auf einen weiteren gefaßt. Aber zu meiner Überraschung entpuppte sich Margolin als ein Mensch. Er hörte mich nicht nur bis zum Ende an, sondern er zögerte auch nicht, mir offenherzig sein Mitgefühl auszudrücken.

"Ich möchte gerne, daß du mir hilfst, Genosse Margolin", bat ich ihn. "Warum muß mein Fall wieder aufgegriffen werden, nur weil Filline verhaftet wurde? Was habe ich damit zu schaffen? Ich wurde auf Grund von Schriftstücken rehabilitiert."

"Geduld, Geduld, Genosse", sagte Margolin mit unterdrückter Stimme. "Was dir zustößt, ist, wenn du es recht bedenkst, sehr milde. Wir stehen in einer kritischen

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Periode der Revolution. Es ist unsere Pflicht, der Partei zu helfen, nicht zu kritisieren. Aber ich will trotzdem dem Stadtkomitee für deinen Fall einen Wink geben."

"Danke. Wenn du dein Versprechen hältst, so werde ich dir sehr dankbar sein."

"Danke mir nicht, Genosse. Keiner weiß, was seiner morgen wartet."

Diese letzten Worte wurden wie ein zynischer Scherz gesprochen. Als ich aber in seine Augen blickte, sah ich dort keine Spur von Humor. Bei meiner Rückkehr nach Nikopol erfuhr ich, daß Margolin sein Versprechen eingehalten hatte: er hatte geschrieben und Gerechtigkeit und Redlichkeit verlangt. Aber er wurde zur selben Zeit selbst verhaftet. Sein Eintreten für mich schadete mir tatsächlich lange Zeit. Man deutete es als weiteren "Beweis" meiner engen Verbundenheit mit Klassenfeinden!

Die zweite Station auf meiner Suche nach Gerechtigkeit war Charkow. Ich hatte sehr mit der Hilfe Iwantschenkos gerechnet. Er war einer der zwölf maßgebenden industriellen Führer des Landes. Streng und entschlußkräftig, unerbittlich in seiner Forderung tüchtiger Arbeit und in der Bestrafung von Faulheit und Unwissenheit, blieb er trotzdem ein freundlicher und feinfühliges Mensch. Ich kannte diese Charakterseite an ihm und wußte, daß er nicht zögern werde, seine Untergebenen zu verteidigen, falls das Recht auf ihrer Seite stand.

Aber in Trubostal traf ich eine Atmosphäre des Entsetzens. Iwantschenko, der Held der Revolution, Empfänger jeglicher Ehrenbezeugung und Dankesauszeichnungen, die im Gunstbereich des Kremls lag, langjähriges Regierungsmitglied, war unter irgendwelchem geschäftlichen Vorwand nach Moskau berufen worden. Als er dort anlangte, begrüßte ihn ein Empfangskomitee von NKVD-Leuten und schleppte ihn ins Gefängnis. Weil er in Charkow besonders beliebt war, hatte man seine Verhaftung in Moskau vorgenommen. Zur selben Zeit wurden alle seine wichtigsten Mitarbeiter im Trubostal — Schpelti, Strepetow, Spring und andere, alles Parteilose — zusammengetrieben.

Ich traf nur noch wenige, mit denen ich sprechen konnte. Aber ich erzählte meine Leidensgeschichte einem sympathischen Ingenieur. Er hörte mir zu und schüttelte dann vorwurfsvoll seinen Kopf. "Hör mal zu, Genosse Kravchenko, du glaubst, du seiest in Schwierigkeiten! Hast du schon gehört, was Konstantin Schpelti zugestoßen ist? Oder dem alten Spring?"

Schpelti und Spring waren berühmte Ingenieure. Ich hatte ihre Arbeiten gelesen und studiert. Für junge Sowjetindustrielle hatten diese Namen magischen Klang. Jetzt erfuhr ich Einzelheiten von ihrer Verhaftung: Wie sie aus ihren Betten gezerrt und von ekelhaften Polizisten in die mit neuen Gefangenen überfüllten Lastautos gestoßen

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

wurden. Ich verließ Trubostal wie man von einem Friedhof scheidet ..., einem Friedhof, in dem einige Leichen immer noch umher wandeln und vorgeben, am Leben zu sein.

Auf dem Weg ins Hauptquartier des Provinzialkomitee kam ich am "Giganten" vorüber, jenem Bienenschlag eines Studentenwohnheims, in dem ich einst eine große Rolle gespielt hatte. Ich beschloß einzutreten. Ich ging durch die Säle und guckte in das Zimmer, das ich damals bewohnt hatte. Von der Sauberkeit und Ordnung, für die ich gearbeitet und gekämpft hatte, war nicht mehr viel übrig. Der Ort war immer noch von Studenten überfüllt: von den gleichen unterernährten, schäbigen, aber eifrigen Jünglingen und Mädchen, denen Glaube und Ehrgeiz aus den Augen leuchteten.

Zum erstenmal seit Jahren dachte ich wieder an Julia, die süße und kluge Julia, die damals meine Geliebte gewesen war. Wo war sie? Lebte sie noch? Erinnerste sie sich wohl noch an den jungen Kommunisten aus dem "Giganten"?

Nahe beim Hauptquartier des Provinzialkomitees rief eine bekannte Stimme: "Vitja! Vitja! Bleib stehen, wohin gehst du?" Es war Senja Wolgin, derselbe Senja, der vor vielen Jahren nach dem Besuch Rakowskis in der Fabrik mit meinem Vater gerechnet hatte, der neben mir Mitherausgeber der Fabrikzeitung gewesen war und den ich in der Zeitung einmal rügte, weil er im Schlafzimmer ein Saufgelage veranstaltet hatte.

"Senja! Wie freue ich mich, dich nach all den Jahren wiederzusehen!"

"Ich bin begeistert, Vitja, mein Lieber. Laß dich küssen!" Und er umarmte mich.

"Sei vorsichtig, Senja! Du könntest diesen Kuß bedauern. Ich bin ansteckend. Mit mir ist es in letzter Zeit bergab gegangen ..."

"Der Teufel auch! Na, das mußst du mir erzählen. Ich bin keiner von denen, die sich drücken. Sag, erinnerst du dich, was dein Vater zu mir gesagt hat? Ein Küchlein sei ich, das einer alten Henne wie ihm in der Politik nichts mehr lehren könne! Und, du lieber Gott, er hatte tatsächlich recht!"

Wir setzten uns auf eine Bank in der Anlage — noch bis vor wenigen Wochen hieß die Anlage Postischewpark, nun aber war Postischew verhaftet worden, und der Park hatte keinen Namen mehr. Senja trug eine Uniform, und hatte eine gewichtige Aktenmappe bei sich. An den Schläfen war er bereits ergraut. Aber Beamtenallüren standen ihm nicht. Er war immer noch bescheiden, schlicht und anspruchslos.

Wir erzählten uns gegenseitig die Erlebnisse der vergangenen Jahre. Senja hatte nun eine hohe Anstellung beim Provinzialkomitee.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Ja, Vitja, du sitzt hier bei einem prominenten Proletarierführer... Hundertprozentiger Stalinist. Hast du schon einmal Tierkadaver in einer Metzgerei hängen sehen? Auf ihren Schenkeln tragen sie einen Stempel: *Amtlich geprüft — genießbar*. Das bin auch ich, Vitja, geprüft und genießbar. Aber ob und wann die Tschekaburschen vorbeikommen werden. mich zu *genießen*, das weiß ich nicht."

"Senja," sagte ich, "dies ist keine Zeit zum Scherzen, es ist eine Zeit zum Heulen. "

"Ich habe schon mehr geweint, als mir zukommt. Meine Tränen sind aufgebraucht. Ein Freund wird ausgeputzt, dann wieder einer ... Bald komm auch ich an die Reihe ... Aber ich besitze dir gegenüber einen großen Vorteil, ich verfüge über eine verlässliche Trostquelle. Man füllt sie in Flaschen ab. Ja, es stimmt, daß ich ziemlich tief ins Glas geguckt habe, — aber glaub' mir, in solche blutigen Zeiten tut ihr Abstinenzler einem leid."

Wir erkundigten uns nach gemeinsamen Bekannten. Die meisten von ihnen waren verhaftet worden.

"Was sollen wir also tun, Vitja? Weinen? Nein, das hilft gar nichts. Erinnerst du dich an das Lied: *Was vorbei ist, kommt nicht wieder, wie der Sommer nicht mehr kommt ...* Der rothaarige Grischa sang es jeweilen. Erinnerst du dich? Er wusch in der Kommune seine Unterwäsche selbst, und während sie trocknete, was blieb ihm anderes zu tun, als in der Wartezeit zu singen? Er warf einen Mantel über seine Schultern, setzte sich auf einen Fußschemel, griff zur Gitarre und sang. Der arme Grischa wurde vor ein paar Wochen verhaftet. Du und ich, wir warten noch immer darauf, wir wollen also vernünftig sein und singen."

Wir schieden unter glühenden Versprechungen, uns bald wieder zu treffen, aber es sollte nicht sein. Die NKVD erwischte Senja zwei Monate später. Seine Familie erzählte mir, er sei ziemlich betrunken gewesen, als die NKVD ihn holen kam, und hätte mit lauter Stimme mitten in der Nacht gesungen. Was er denn gesungen habe, wollte ich wissen. Einen alten Schlager: *Was vorbei ist, kommt nicht wieder ...*, sagten sie.

Der Zug nach Moskau fuhr erst spät in jener Nacht. Die Fahrkarte hatte ich bereits gelöst. Da fiel es mir ein, ausfindig zu machen, ob Elena noch in der Stadt sei. Zu meiner eigenen großen Überraschung rührte mich ihre Stimme weniger als ich erwartet hatte. Meine Leiden und meine innere Verzweiflung schienen alle zarteren Gefühle erstickt zu haben. Besorgt fragte ich mich: Haben diese Halunken auch die alten Gefühle in mir erstickt? Haben sie den romantischen Anstrich meines Wesens ausgelöscht?

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Elena traf mich in meinem Hotel. Sie war immer noch schön und besaß noch immer jene seltsam beschwingte Anmut, die mich bei unserer ersten Begegnung wie ein Messerstich durchbohrte. Aber sie war gealtert, die Trauer in ihren Augen war abgründiger denn je. Ihr Gatte, erzählte sie mir, sei wieder verhaftet und in ein Konzentrationslager verschickt worden, und sie lebe mit ihrer Mutter zusammen. Sie hatte eine bescheidene Anstellung in einem Architektenbüro. Ich fragte sie nicht, ob sie noch immer für die NKVD arbeite.

"Ach, Vitja, die Situation hat sich verschlechtert, nicht verbessert", seufzte sie. "Ich habe von deinen Leiden gehört. Weißt du, immer wenn ich in Dnjeprpetrowsk bin, was nicht oft vorkommt, versuche ich unsere gemeinsamen Freunde zu treffen. Du hast mich vergessen, sie aber nicht. Wie wunderbar, Menschen zu treffen, die in all dem Schmutz dieser Jahre sauber und unberührt geblieben sind. Es mutet an wie ein Wunder."

Als sie mich an den Bahnhof begleitete, versprachen wir, uns wieder zu treffen. Aber wir wußten beide genau, daß dieses Versprechen nicht eingehalten werden konnte.

III

Ich hatte Moskau liebgewonnen. Es ist keine elegante oder schöne Stadt. Trotz allen seinen "Wolkenkratzern" und verbreiterten Straßen bleibt es doch "das größte Dorf Rußlands". Die Moskwa schlängelt sich durch die Häuser und scheint ihre launische Natur der ganzen Stadt, mit ihrer Unzahl von engen, gewundenen Gäßchen, den provinzhafte Plätzen und den plötzlichen byzantinischen Bildern, aufzuzwingen. Nein, Moskau ist nicht schön, ausgenommen für ein russisches Herz.

Was mich und was jeden Russen in Moskau berührt, ist das merkwürdige Gefühl von Alter und Dauer. Moskau stand schon vor den Romanows und überdauerte auch sie; es war schon vor den Kommunisten und wird auch sie lange, lange überdauern. Es besitzt eine Schönheit, fern der Politik und fern der geplanten Modernisierung. Irgendwie schwindet vor dem Anblick dieser ewigen Stadt jeder persönliche Groll, wird kleiner und beinahe unwesentlich.<sup>37</sup>

Ich beschloß, mich in keinem Hotel einzutragen, da dies einer freiwilligen Aussetzung im Fischteich der NKVD gleichkommen würde! Statt dessen bat ich Genosse Mischa und seine Frau, mich ein paar Tage bei ihnen aufzunehmen.

Mischa war ein bekannter alter Revolutionär, der sich heute in der Gesellschaft ehemaliger zaristischer politischer Gefangener betätigte. Die Regierung gab ihm eine hübsche Wohnung und eine für das Paar ausreichende Pension. Er hatte mit meinem

---

<sup>37</sup> Irina: Nach Moskau ziehen. Das Haus verkaufen, mit allem hier Schluß machen und nach Moskau...  
Olga: Ja! So schnell wie möglich nach Moskau.  
Anton Čechov: *DREI SCHWESTERN* (1901)

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Vater Seite an Seite an den Barrikaden gekämpft. Mehr als zehn Jahre lag er im Gefängnis von Alexandrowsk in Ketten, bis ihn die Revolution befreite. Genosse Mischa und seine Frau hatten mich immer wie einen Sohn behandelt und waren außerordentlich erfreut, mich aufzunehmen, trotzdem sie sich wegen meiner Blässe und meines zerquälten Aussehens beunruhigten.

"Und wie geht es meinem lieben Andrej? Ist er immer noch wohlauf?"

"Ja, Vater geht es gut, und er entrüstet sich noch immer wie früher, über das Leben."

"Ja, ja, wir sind dauerhafte Menschen in unserer Generation. Ich wollte, ich könnte ihn wieder einmal sehen und mit ihm über die alten Zeiten sprechen."

Beim Essen erzählte ich ihm, was mich nach Moskau geführt hatte. Ich verbarg nichts. Genosse Mischa hatte Lenin, Bucharin und die anderen Riesen der Revolution persönlich gekannt. Er nannte auch die gegenwärtigen Führer, von Stalin abwärts, bei ihrem Vornamen. Er traf sich oft mit Lenins Witwe, der Krupskaja. Er war — wenigstens bis zur Zeit der Generalsäuberung — von den neuen Herren als einer der ihnen behandelt worden.

Als ich ihm meine Geschichte erzählte, besonders von den Anklagen gegen meinen Vater, dem Genossen aus der Barrikadezeit, wurde der alte Mischa wütend. Er stieß seinen Stuhl zurück und ging in eine Kammer, aus der er eine schwere, rostige Kette hervorholte. Mit beiden Händen hob er das klingelnde Metall über sein graues Haupt und schüttelte es in unbeherrschter Wut.

"Ich trug diese Fesseln zehn Jahre lang, weil ich an die Wahrheit, die Gerechtigkeit und an ein besseres Leben glaubte!" rief er. "Und nun martern diese Halunken, die sich selbst Revolutionäre nennen, unsere Kinder! Sie sollen verflucht sein! Fluch den Sadisten, die unser Rußland verbluten lassen!"

Er war ein großer, magerer und kränklicher Mann. Wie er aber nun dastand und die rostigen Ketten in die Höhe hielt, bot er einen schrecklichen Anblick. Mischas Frau und ich versuchten, ihn zu beruhigen.

"Ich kann nicht verstehen, Genosse Mischa," sagte ich später, "wozu dieser ganze Terror notwendig ist. Es kann doch nicht sein, daß wir alle Spione und Saboteure sind — ein ganzes Land von Spionen und Saboteuren — alle, mit Ausnahme des Politbüros ..."

"Unsinn! Es gibt keine Ausnahmen. Selbst im Politbüro sind viele verhaftet, und mehr als drei Viertel der Mitglieder des Zentralkomitees sind liquidiert worden. Kossior, Rudsutak, Tschubar, Postischew — alle verhaftet. Viele, die dem Politbüro

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

nahe standen — Antipow, Meschlauk, Bubnow und viele, viele andere — wurden verschluckt. Jakowlew, Stetski, fast alle die besten Mitglieder des Zentralkomitees ebenfalls. Das Pogrom wütet bei den obersten Stellen genau so blutig wie unten. Stalin wünscht eine Partei, die nicht denkt, ein Zentralkomitee, das seinen Befehlen blind gehorcht und ein Politbüro, das ihm nie widerspricht. Und er bekommt es. Er löst das Problem auf die gleiche Art wie Peter der Große — er läßt Köpfe rollen."

Im Laufe des Abends besprachen wir eingehend, wer wohl für mich eintreten könnte. Die Krupskaja kam nicht in Frage. Denn einzig die Tatsache, daß sie die Witwe Lenins war, schützte sie vor der Verhaftung. Ihr Haß auf Stalin und seine Methoden waren stadtbekannt, und jedermann, für den sie ein gutes Wort einlegte, mußte nur darunter leiden. Andere nahe Freunde von Genosse Mischa befanden sich selbst in einer heiklen Lage. Aber plötzlich kam ihm ein Gedanke:

"Jaroslawski!" rief er aus. "Ja, falls Emilian nicht selbst völlig verseucht wurde, muß er uns Gehör schenken!"

Jaroslawski, einer der wenigen alten Bolschewiken, die noch immer an der Macht waren, galt als offizieller Theoretiker der Partei und als Stalins Hohepriester. Er war der Leiter der Gesellschaft der Gottlosen und schrieb kunstvolle Aufsätze, die jede neue Gewalttat Stalins erklärten und rechtfertigten. Ich hatte deshalb wenig Hoffnung auf Hilfe von dieser Seite, aber Genosse Mischa steigerte sich in optimistische Erwartungen hinein. Kannte ihn denn Jaroslawski nicht schon Dutzende von Jahren? Hatten sie nicht zusammen gegen den Zaren gekämpft und gemeinsam im Gefängnis geschmachtet?

Am folgenden Morgen telephonierte Genosse Mischa und erhielt eine Audienz. Das war schon an sich bedeutsam. Beim Zentralkomitee erhielten wir Pässe. Jaroslawski trug eine russische Bluse. Er umarmte und küßte Genosse Mischa und schüttelte ihm freundlich die Hand. Die Hoffnung lebte in mir wieder auf. Hier stand ein Genosse des alten Schlages, ein Mann aus der idealistischen Generation meines Vaters.

Aber kaum begann Genosse Mischa den Zweck unseres Besuches zu erklären, als Jaroslawskis Gesicht ernste Beunruhigung widerspiegelte. Er zupfte in steigender Nervosität an den nikotinverfärbten Enden seines Schnurrbarts.

"Nun, Emilian, dies ist die ganze Geschichte", schloß Genosse Mischa. "Wenn du uns hilfst, so werde ich dich wie meinen eigenen Bruder lieben, wenn du es nicht tust, so werde ich wissen, daß auch du, auch du, Emilian, verloren bist ...."

"Verzeih mir, Mischa", sagte Jaroslawski im Amtston. "Ob du zu mir als zu einem alten Freunde oder als zu dem verantwortlichen Leiter der Parteikontrolle kommst, sind zweierlei Dinge. Es ist meine Pflicht, die Partei und ihren Führer gegen Feinde zu



Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

schützen. Hierin haben Freundschaft und Gunstbezeugungen keinen Platz. Wir können es uns nicht leisten, milde zu sein. Verstehst du?"

"Ja, ich verstehe. Aber wozu all diese Beredsamkeit? Ich bin weder eine Massenversammlung noch eine Seite aus dem Besboschnik.<sup>38</sup> Willst du helfen oder willst du nicht helfen? Sprich deutlich."

"So reg dich doch nicht auf, alter Freund. Genosse Kravchenko, verlaß uns bitte auf einige Minuten, damit ich freier sprechen kann."

"Nein, nein, er bleibt hier, Emilian!" rief Genosse Mischa. "Ich will mit deinen neumodischen Geheimnistuereien und Intrigen nichts zu tun haben. Sind wir alte Kameraden oder nicht?"

"Na schön, wie du willst", sagte Jaroslawski. —

Wir verließen sein Büro enttäuscht und gebrochen. Genosse Mischas Augen schwammen in Tränen. Er mußte sich auf meinen Arm stützen.

"Also ist auch Emilian tot — ich meine der offene und mutige Emilian, der einst mein Genosse war. Ach Vitja, ich bin froh, daß ich alt bin. So werde ich diese Häßlichkeit nicht mehr lange mitansehen müssen."

Das einzige Zugeständnis an die Freundschaft, das Jaroslawski machte, war die Angabe einiger Namen und Telephonnummern wichtiger Funktionäre im Zentralkomitee und die Erlaubnis, seinen Namen zu gebrauchen, um eine Audienz zu erhalten. In den folgenden Tagen traf ich diese Leute. Aus der Förmlichkeit ihres Gebarens — freundlich, lächelnd, aber streng formell — schloß ich, daß Jaroslawski ihnen einen Wink gegeben hatte, mich zwar höflich zu behandeln, aber nichts zu meinen Gunsten zu unternehmen. Offenbar durften es sich selbst die Stalin nahestehenden Männer nicht leisten, einem "Saboteur" zu helfen.

Ich ging meine Liste von Moskauer Adressen durch. Gab es noch jemanden, den ich besuchen wollte? Beim Lesen der Namen strich ich viele aus: der eine tot, ein anderer hatte Selbstmord begangen, viele waren verhaftet worden. Schließlich traf ich auf einen Namen, der mich stutzig machte.

"Lazarew!" dachte ich. "Ich will ihn aufsuchen. Er war es in einem gewissen Sinne, der mich auf diese Reise schickte, die nun in der Sackgasse endet. War es nicht sein Einfluß, damals in den Kohlengruben des Donezbeckens, der mich zu den Komsomolzen geführt hatte?"

---

<sup>38</sup> Die Zeitschrift *Безбожник* (Besboschnik / *Der Gottlose*).

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Als ich an der Haustür klingelte, öffneten zwei ältliche Frauen. Sie starrten mich beunruhigt an, als ich nach Lazarew fragte, und die eine von ihnen begann zu weinen. "Mein armer Sohn ist fort ... schon fast ein Jahr ... Hast du das nicht gewußt? Sie sagten, er sei ein Volksfeind! Diese Ketzer! Diese Henkersknechte!"

Auf diese Weise erfuhr ich, daß auch mein erster Lehrer im Kommunismus sich unter den Ausgestoßenen befand. Er büßte für seine Seelenhaltung, die ihn damals neben Karl Marx und Lenin das Bildnis Tolstois hängen hieß.

Ermüdet von den Mißerfolgen und dem Kummer dieser Tage trieb es mich zu einem Besuch bei der Familie A\*\*\*. Ich konnte immer auf die alte Frau und auf ihre hübsche Tochter Tanja zählen. Trotz vieler Tragödien hatten sie sich noch etwas von ihrer natürlichen Lebensfreude bewahrt. Genosse A\*\*\* war mit seiner Frau und einem kleinen Sohn im Jahre 1905 nach Amerika geflogen, um der zaristischen Polizei zu entgehen. Weitere Kinder wurden ihm in den Vereinigten Staaten geboren, ein Knabe und zwei Mädchen, die als amerikanische Kinder aufwuchsen.

Nach der Revolution kehrte die Familie wieder nach Rußland zurück. Lenin persönlich hieß sie willkommen. A\*\* spielte in den Bürgerkriegen eine hervorragende Rolle. Als er eine Truppe roter Partisanen gegen Weiße und Japaner im Fernen Osten anführte, geriet er in Gefangenschaft. Sein Körper wurde in Stücke zerrissen und verbrannt, während die anderen Gefangenen zuschauten. Nach Beendigung des Bürgerkrieges zog die gebrochene Familie nach Moskau, wo ihr Lenin als Anerkennung für A\*\*\*s Verdienste eine Wohnung und eine Pension gewährte. Der ältere Sohn wurde Ingenieur. Durch ihn lernte ich seine Familie kennen. Vor einigen Jahren wurde er bei der Säuberung in ein Konzentrationslager geschickt. Die Frauen blieben allein zurück.

Nun ging ich ahnungslos zu ihrem Heim, einem beschädigten alten Hause. Die Türe war verschlossen und versiegelt. Ich las die schrecklichen Buchstaben: NKVD. Eine Nachbarin streckte ihren Kopf heraus, um zu sehen, wer da sei.

"Der liebe Gott stehe uns bei, junger Mann. Bürgerin A\*\*\* und ihre Tochter sind verhaftet und verbannt worden!"

Sie schloß die Türe schnell wieder, aus Furcht, zuviel gesagt zu haben. Erschüttert verließ ich das Haus. Noch war ich kaum einige Schritte gegangen, als ich bemerkte, daß ich verfolgt wurde. Ein einziger Blick auf die Schuhe genügte, um alle Zweifel zu zerstreuen, daß es sich trotz der Zivilkleider um einen NKVD-Mann handelte. Ein Bericht meines Besuches bei einer liquidierten Familie hätte natürlich genügt, um jetzt meinen ohnehin vollen Sorgenkrug vollends überlaufen zu lassen!

Glücklicherweise kam in diesem Augenblick ein freies Taxi vorbei. Ich sprang hinein und trieb den Chauffeur an, mich so rasch wie möglich zum Bahnhof zu führen.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Ich müßte unbedingt noch den Zug erreichen. Am Bahnhof bezahlte ich und bestieg ein zweites Taxi, das mich zu Genosse Mischas Haus brachte. Als ich meinen freundlichen Gastgeber diesen Vorfall erzählte, verlor Onkel Mischa wiederum seine Fassung.

"O diese Halunken! Es ist kein bißchen besser als zur Zeit des Zaren", rief er aus und schritt aufgeregt durch das Zimmer. "Nein, schlimmer — tausendmal schlimmer. In jenen Tagen hatten wir Gerichtsverhandlungen, Anwälte, und eine Chance, uns zu wehren. Wenn wir uns in politischen Schwierigkeiten befanden, mieden uns unsere Freunde nicht. Im Gegenteil, sie besuchten uns und machten viel Wesens daraus. Es gab Protestversammlungen, Appelle an die Regierung, an die Presse und Reden in der Duma. Nun aber herrscht nur noch ein schreckliches Schweigen und überall Furcht und Feigheit. Und noch etwas, Vitja. Zu meiner Zeit stand die ganze Welt auf unserer Seite. Die demokratisch und liberal gesinnten Kreise in England, Frankreich und Amerika lehnten sich gegen diese Tyrannei auf und gaben uns moralische Unterstützung. Heute aber sind wir in einem Gefängnis. Die Außenwelt scheint nicht zu wissen, was hier vorgeht. Ausgerechnet jene Leute, die auf unserer Seite sein sollten, stehen bei den Tyrannen und Henkern und nennen sich — welche Ironie, mein Sohn! — *Freunde der Sowjetunion*."

"Freunde der Despotie wäre ein besserer Name für diese Dummköpfe", sagte ich.

"Vitja, manchmal sehe ich in unserer eigenen Bibliothek französische und englische Zeitungen. Selbstverständlich werden nur wenige, besonders ausgewählte Blätter zugelassen. Kannst du es glauben — sie schreiben von der *Demokratie* und vom *wunderbaren neuen Leben* in Rußland. Ich scherze nicht. Ich las einmal ein amerikanisches Buch über unser Land. Ich las nur ein paar Seiten und konnte kaum meinen Augen trauen. Dieser Idiot von einem Verfasser war in Rußland, hat aber nichts gesehen und nichts verstanden. Er beschrieb unser blutendes Vaterland, als sei es eine Art Himmel auf Erden. Diese Dummköpfe! Diese Marktschreier!"

"Aber Onkel Mischa, es kann doch nicht sein, daß die ganze Welt wirklich nicht weiß, was hier vorgeht. Es kann doch nicht die ganze Welt verrückt geworden sein."

"Gewiß, es scheint sinnlos; falls aber jemand von da draußen etwas versteht, so habe ich bisher von dieser Tatsache noch nichts gehört. Ich habe an vielen offiziellen Empfängen der Delegationen fremder Staaten, fremder Erzieher und Studenten teilgenommen. Aus ihrer Begeisterung und aus ihren naiven Fragen geht deutlich hervor, daß sie nichts von den Greueln wissen, die dem russischen Volk auferlegt werden. Sie wissen nichts von der Reaktion, die hier im Sattel sitzt. Vitja, es ist grauenhaft ..."

Er setzte sich, wandte sein Gesicht ab und begann zu schluchzen.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Meine letzte Handlung auf dieser ergebnislosen Suche nach Gerechtigkeit war ein Besuch beim Kommissariat für Schwerindustrie. Ein Geist grenzenlosen Elends, das sich ganz offen auf allen Gesichtern spiegelte, lag über der ganzen Organisation. Nur wenige, die ich früher gekannt, waren noch übrig geblieben. Es kam mir fast unanständig vor, an dieser Stätte, die von Erinnerungen an liquidierte hohe Funktionäre, einfache Arbeiter, Kommunisten und Parteilose durchdrungen war, Beamte, deren eigenes Leben offensichtlich bedroht war, mit meiner eigenen Notlage zu belästigen.

Von den wenigen Funktionären, die es noch immer wagten, mit mir zu sprechen, erfuhr ich weiteres über die Ausmaße des NKVD-Terrors in der Sowjetindustrie. Der mit dem Ausbau der russischen Ölquellen betraute M. Barinow war mit seinem Stab und seinen Mitarbeitern verhaftet worden. Ebenso Alperowitsch, Chef der Werkzeugindustrie, sein Mitarbeiter Stepanow und viele, viele andere. Fast sämtliche Mitarbeiter Ordschonikidses — so zum Beispiel Alexander Gourewitsch, Ruchimowitsch und Pawlinowski — waren nicht mehr in Freiheit. Gourewitsch hatte die gesamte metallurgische Industrie des Landes geleitet. In der Folge hörte ich, er sei im Gefängnis erblindet und dort gestorben. Sein Assistent, Anton Tochinski, einer der führenden, russischen Ingenieure, war ebenfalls verhaftet worden. Nur wenige hohe Verwaltungsbeamte, Abteilungsleiter der Kommissariate und Direktoren von Trusts und Instituten waren dem Terror entronnen.

Nur um einen Begriff vom Ausmaß dieser Metzelei zu geben, will ich eine Liste einiger Liquidierter anführen, mit denen ich persönlich bekannt war. Ihre Namen sagen einem Außenstehenden nichts, aber für uns, die wir in der russischen Industrie arbeiteten, bedeuten sie die Elite unserer technischen Intelligenz.

J. Bondarenko, Direktor der Maschinenfabrik Charkow. Konstantin Butenko, Leiter des Kombinats in Kuznetzk. Ganschin, Leiter der Olindustrie im Osten. Gwacharia, Direktor der Makajew-Fabrik im Donezbecken. Ossipow-Schmidt, Leiter des synthetischen Gummitrusts. Michailow, zweiter Direktor des berühmten Dnjeprostroidammes. S. Maker, der berühmte Erbauer von Magnitostroi. Der alte Bolschewik S. Schwartz, der führende Mann in der Schieferindustrie. Gugel, Direktor des Asowstahlrings in Mariupol. J. Kossior, ein Bruder des liquidierten Politbüromitgliedes und während einiger Zeit Leiter der gesamten Industrie im Fernen Osten. M. Wlassow, Leiter des Eisenschmelzbetriebes Tscheliabinsk. G. Krscheminsky, Leiter des Mangantrusts in Nikopol. Nikolai Radin, Direktor eines Großbetriebes in Mariupol<sup>39</sup>. Fjodor Logijko, Direktor des Nischni-Dnjeprowski-Betriebes. Swaisne,

---

<sup>39</sup> der Iljitsch Eisen- und Stahlwerke Mariupol (ukrainisch Мариупольський металургійний комбінат імені Ілліча). – Während der Belagerung von Mariupol durch russische Truppen im Frühjahr 2022 stellte das Werk den Betrieb ein. Seit dem 20. Mai 2022 wird Mariupol vollständig von Rußland und der international nicht anerkannten Volksrepublik Donezk kontrolliert, deren Teil es werden soll. Nach UN-Schätzungen wurden durch die Kämpfe in der Stadt bis zu 90 % der Hochhäuser und bis zu 60 % der privaten Gebäude beschädigt oder zerstört. Bis zu 350.000 Menschen mußten Mariupol verlassen, wo vor dem Krieg 426.000 Menschen lebten. Nach Schätzungen der ukrainischen Behörden beliefen sich die Verluste während der Kämpfe um Mariupol auf mindestens 25.000 Tote, von denen 5.000 bis 7.000 unter den Trümmern bombardierter Gebäude starben. Die Stadt befindet sich in

## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Direktor des Ljswa-Betriebes im Ural. Isaak Rogotschewski, Direktor des Stahlwerkes in Zaporodsche. Nikolai Donskow, Leiter der metallurgischen Fabrik in Tschusowaja. Chazanow, Leiter der Metallurgie des gesamten Urals. Trachter, Leiter des Metalltrusts von Krivoi-Rog.

Ich wähle die Namen beinahe aufs Geratewohl aus und könnte die Liste aus dem Gedächtnis noch seitenlang fortsetzen. Und ich wähle nur die bedeutendsten Namen.

Im Zuge von Moskau traf ich meinen Freund Jakob Wesnik, den Direktor des metallurgischen Kombinats von Krivoi-Rog. Ich schenkte seinen Worten weniger Aufmerksamkeit, als sie verdienten, aber irgendwie blieben sie mir doch im Gedächtnis haften und wurden mit der Zeit immer größer und bedeutungsschwerer. Wesnik war ein großer Revolutionär und ein bedeutender Erbauer, ein alter Bolschewik, der sich der neuen totalitären Richtung nicht gebeugt hatte. Er war mit den höchsten Auszeichnungen der Roten Armee dekoriert worden und stand, nach seiner Versetzung zur Industriearbeit Ordschonikidse, Molotow und anderen Kremlführern sehr nahe. Oft hatte er auch unser Land bei wichtigen Wirtschaftsmissionen im Ausland vertreten.

Er freute sich über diese zufällige Begegnung. Es stellte sich heraus, daß auch er in der Hauptstadt gewesen war, um seine Verhaftung abzuwenden. Wesniks anziehende Frau, Eugenia, selbst ebenfalls berühmt, war kürzlich an Stalins Seite im Kreml photographiert worden. Die Veröffentlichung dieser Photographie bot scheinbar ihr und ihrem Gatten eine Garantie der Unverletzlichkeit. Aber Wesnik machte sich keine derartigen Illusionen.

"Ich glaube, man wird mich nach meiner Rückkehr nach Krivoi-Rog verhaften", sagte er mir. "Auch ich habe erfahren, daß von Moskau keine Hilfe zu erwarten ist. Alle zittern, bis in die höchsten Ämter. Man wird uns, die alte Garde, die noch unter Lenin kämpfte, als die Werkzeuge phantastischer internationaler Verschwörungen verleumden und uns als Verräter und Volksfeinde brandmarken. Merk dir, daß hinter diesen Erniedrigungen etwas ganz anderes steckt. Stalin und die Partei wagen es nicht, den Massen [...] <sup>40</sup> die Wahrheit zu sagen: Daß ein Konflikt innerhalb der Partei entbrannt ist. Denn sonst würden die Massen Stellung beziehen, und Stalin fürchtet den Sieg der Mehrheit."

Wir sprachen viel miteinander. Wir erwähnten auch seine vielen Reisen im Ausland. Er blickte mir in die Augen. Wenn du jemals Gelegenheit hast, der Außenwelt die Wahrheit über diese Schrecknisse zu sagen, Victor Andrejewitsch, so wird es deine Pflicht sein, dies auch zu tun. Beim gegenwärtigen Stand der Dinge kann ein Russe, der

---

einer totalen humanitären Krise. Die Stadt lebt ohne öffentliche Dienstleistungen – ohne Strom, ohne Wasser, ohne sanitäre Anlagen, ohne Erdgas und ohne Arbeit, ohne Geld, ohne Nahrung, ohne soziale und medizinische Versorgung. Es gibt Bedenken, daß kontaminiertes Trinkwasser Krankheiten verursachen kann. (Ukrainische und russische Wikipedia)

<sup>40</sup> hier im deutschen Original noch ein "nicht", wohl fälschlich.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

sein Land und sein Volk liebt, ihnen keinen größeren Dienst erweisen. Der Kampf um die Befreiung Rußlands kann und darf nicht erlahmen.."

Seine Vermutung über seine Verhaftung erwies sich als richtig. Auch seine Frau wurde verhaftet, trotz des kurzen Ruhms, auf einer Photographie neben dem Führer zu stehen. In einer späteren Zeit gewannen die Worte meines Freundes für mich einen prophetischen Klang.

IV

Es war bereits Abend, als ich nach dieser ergebnislosen Reise wieder in Nikopol eintraf. Ich fühlte mich schlecht, niedergeschlagen und hoffnungslos. Als ich mich meinem Hause näherte, wunderte ich mich, daß es völlig im Dunkeln lag. Wo war denn Pascha? Ich hatte ihr meine Ankunft mitgeteilt; sie sollte mich erwarten. Ich drückte auf die Klinke. Die Tür war verschlossen. Ich pochte, lauter, immer lauter. Keine Antwort. Eine Hand des Grauens würgte plötzlich an meiner Kehle.

Ich ging zum Nachbarhause. Meine Stimme war so erstickt, daß ich mich kaum verständlich machen konnte. Mein Nachbar, ein Fabrikfunktionär, starrte mich entgeistert an, als sähe er ein Gespenst.

"Victor Andrejewitsch!" flüsterte er. "Bist du es wirklich? Am Leben? Nicht verhaftet? Gott sei Dank!"

"Was ist geschehen? Wo ist Pascha? Ich war bloß geschäftlich in Moskau."

"Ach, du weißt es nicht, Victor Andrejewitsch? Du bist aus deiner Stelle entlassen und aus deinem Hause vertrieben worden. Ich weiß nicht, wo sich dein Eigentum befindet. Ein Wagen kam vorbei und nahm es mit..."

Ich bat ihn um die Erlaubnis, Brachko zu telephonieren.

"O, ich bin erfreut, daß du wieder zurück bist, Victor", sagte der Direktor.

"Aber Piotr Petrowitsch, was ist denn geschehen? Warum hat man mich aus meinem Hause ausgeschlossen?"

"Mach dir keine Sorgen. Nimm dich zusammen. Auf Befehl des Stadtkomitees mußte ich dich aus deiner Stellung entlassen. Ich übergebe dir den Befehl über die technische Abteilung des Betriebes. Du wirst begreifen, daß mir keine Wahl blieb und daß mein Herz blutet."

## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Das verstehe ich selbstverständlich, Piotr Petrowitsch, aber wo soll ich die Nacht zubringen?"

"Ach ja, ich habe dir ein Zimmer im Hotel des Betriebs in Nikopol reservieren lassen. Nicht gerade ein schönes Zimmer, aber das einzige, das aufzutreiben war."

Ich fuhr in die Stadt zurück. Der Hoteldirektor erwartete mich und gab seinem Mitgefühl Ausdruck. Er wußte, was dieser Sturz für mich bedeutete — der Ausschluß aus meinem luxuriösen Haus mit Garage und Garten — und entschuldigte sich, als er mich in mein Zimmer führte. Die zellenähnliche Schlafkammer, mit ihren zerfetzten Tapeten, sollte für die restliche Zeit meines Aufenthaltes in Nikopol mein "Heim" sein. Meine Bücher und anderen Sachen lagen unordentlich in den Ecken. Außer dem Bett gab's nur noch einen kleinen Tisch, einen Schrank, einen kleinen Spiegel und ein verblichenes Bild Stalins. Keine Waschgelegenheit, nicht einmal ein Waschbecken.

Aber ich war müde, viel zu müde, um zu denken oder zu fühlen. Ich schlief bis tief in den folgenden Morgen hinein.

(17) **Mitternächliche Folter**

*Fortsetzung der Verhöre bei der NKVD und Versammlung der Parteiorganisation – Verstärkung des Drucks, Anklage auf Sabotage – Einschüchterungen, Konfrontation mit Bitschkow und Bedenkzeit – Wiedersehen mit der Mutter – Rehabilitation und Versetzung nach Taganrog.*

I

Als ich Gerschgorns Stimme am Telephon hörte, sank mir der Mut.

"So, so, der kleine Vogel ist also von seiner langen Reise zurückgekehrt .. . Hoffentlich gefällt dir dein neues Logis im Hotel... Komm doch bitte um Mitternacht bei mir vorbei!"

Wie gewöhnlich, ließ er mich warten. Der erste Tag als Leiter der technischen Abteilung in der Fabrik lag hinter mir. Ich hatte lange und bis spät gearbeitet und war die ganze Zeit auf den Beinen gewesen. Aber die innere Aufregung über meine Absetzung und die Vertreibung aus meinem Hause setzten mir mehr zu, als die körperlichen Anstrengungen. So war ich erschöpft, niedergeschlagen und halb benommen, als mich Gerschgorn endlich in sein Büro einließ.

"Na, Kravchenko," lächelte er schief, "hoffentlich war deine Reise erfolgreich. Wir schätzen es durchaus nicht, wenn man unsere Verhöre auf diese Art und Weise unterbricht."

"Ich hatte die notwendigen Bewilligungen", sagte ich.

"Ich weiß, ich weiß. Und vermutlich hast du um Protektion nachgesucht — bei Leuten wie Iwantschenko und Margolin, nicht wahr? Aber ach, leider sind die beiden als Volksfeinde verhaftet worden!"

"Das stimmt, Genosse Gerschgorn, ich suchte bei Iwantschenko Hilfe. Warum auch nicht? Er war seit einer Reihe von Jahren mein Vorgesetzter und Mitglied der Regierung. Was Margolin anbetrifft, so war er zufällig eben Parteisekretär unserer Gegend. Schließlich habe nicht ich ihnen diese Posten verschafft."

"Selbstverständlich nicht. Aber welche merkwürdiges Zusammentreffen — schlußendlich erweisen sich alle deine Freunde und Vorgesetzten als Verräter! Filline, Margolin, Iwantschenko und so viele andere. Sag mir, wie kommt es, daß Margolin dir



Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

einen Empfehlungsbrief ans Stadtkomitee schrieb? Er ist zweifellos ein alter Freund von dir?"

"Ich habe den Mann ein einzigesmal in meinem Leben gesehen, an jenem Tag in seinem Büro."

"Davon bin ich nicht so ganz überzeugt ... Doch lassen wir das lieber für den Augenblick beiseite. Mich interessiert jetzt vor allem dieser Schmutzfink und Saboteur Iwantschenko. Du hast diesen Verräter schon seit langer Zeit gekannt — —"

"Ja, aber ich wußte nicht, daß er ein Verräter ist."

"Hast du niemals Sabotagehandlungen bei ihm entdeckt, trotzdem du so eng mit ihm zusammengearbeitet und so eng mit ihm befreundet gewesen bist?"

"Nein, niemals."

"Was kannst du mir über seine Arbeit sagen, soweit sie mit der Röhrenindustrie in Zusammenhang stand?"

Ich erzählte alles, was mir und auch dem ganzen Land bekannt war. Gerschorns fettes, glänzendes Gesicht verzog sich zu einer höhnischen Grimasse. Seine dicken Wurstfinger — ich bemerkte, daß sie sorgfältig maniküriert waren — trommelten ungeduldig auf den Schreibtisch.

"Kravchenko, mach dich nicht lächerlich. Du weißt, daß dies nicht die Informationen sind, die ich brauche."

"Das ist alles, was ich weiß."

"Ich glaube, ich kann dir helfen, deine Erinnerung etwas aufzufrischen, noch ehe wir mit deinem *Training* zu Ende sind. Was weißt du über die Beziehungen Iwantschenkos zu Kabakow?"

"Bis zu seiner Verhaftung war Kabakow Parteisekretär im Ural und ein Mitglied des Zentralkomitees der Partei. Natürlich mußte ihn Iwantschenko öfters aufsuchen. Es ist mir nichts Besonderes oder Ungewöhnliches bekannt."

"Mit andern Worten: du weigerst dich, zu sprechen."

"Ich würde gerne sprechen, aber du kannst doch nicht von mir erwarten, daß ich einfach Informationen erfinde."

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Es dämmerte bereits, aber Gerschorn, der immer lauter und gröber wurde, je mehr er ermüdete, setzte seine Angriffe fort.

"Sag mir, Kravchenko," sagte er plötzlich mitten in einer anderen Frage, "weshalb fürchtest du dich so sehr vor der Verhaftung? Warum jagst du überall nach Hilfe — selbst bei Genosse Jaroslowski? Vielleicht, weil du dich tief in den Innersten schuldig fühlst?"

"Bitte, verzeih mir! Es ist jetzt fünf Uhr morgens, und um acht Uhr muß ich zur Arbeit. Wenn ich noch nicht verhaftet bin, so ist das keine geeignete Stunde, um ein philosophisches Gespräch zu beginnen."

"Ganz recht, ganz recht ... Es stehen uns noch viele andere Nächte zur Verfügung, um der Sache auf den Grund zu kommen. Ich studiere die menschliche Psychologie auf meine eigene Art. Du prüfst als Ingenieur die Widerstandskraft der Metalle, ihre Biegsamkeit und ihre besonderen Eigenschaften, nicht wahr? Ich prüfe als guter Tschekist die Widerstandskraft der Menschen, die politische Biegsamkeit ihres Geistes und so weiter. Nun, auf Wiedersehen bis zum nächstenmal."

Ich stand auf, vor Ermüdung stolpernd. Ich hielt mich müde an der Kante des Schreibtischs und sagte: "Gerschorn, ich kenne dich seit mehreren Jahren und du kennst mich. Bist du ehrlich davon überzeugt, ich sei ein Saboteur? Bitte antworte mir."

"Natürlich will ich dir antworten. Wir Tschekisten beginnen immer damit, daß wir die Anklagen glauben. Sonst kämen wir nirgends hin. Für mich ist jedermann schuldig, der seine Unschuld nicht beweisen kann. Dies ist für heute alles. Du kannst gehen!"

Am Spätnachmittag saß ich an meinem Schreibtisch im neuen, noch fremden Büro. Schwindelnd vor Schlaflosigkeit, mit schmerzenden Muskeln und brennenden Augen, versuchte ich, mich krampfhaft auf die technischen Berichte zu konzentrieren. Das Telephon klingelte. Es war Brachko, aber seine Stimme klang so niedergeschlagen, daß ich sie kaum wiedererkannte.

"Victor Andrejewitsch! Nun ist die Reihe an mir — eben hat das Fabrikkomitee seine Versammlung beendet. Ich bin aus der Partei ausgestoßen worden! Ausgestoßen, nach mehr als zwanzig Jahren!"

"Piotr Petrowitsch, das kann doch nicht sein ..."

"Doch, und heute abend wird eine geschlossene Versammlung der Parteiorganisation in unserem Betrieb das Werk vollenden. Ich möchte dich bitten — nun, wie soll ich's sagen? Ich bin sicher, du wirst mich verstehen. Ich möchte dich bitten, nicht zu meinen Gunsten zu sprechen. Dies würde alles nur noch verschlimmern." Er hängt auf.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Nach wenigen Stunden unruhigen Schlafes ging ich an die Versammlung. Der neue Sekretär des Stadtkomitees, Kondraschin, war ein Ingenieur aus meiner Abteilung. Er war ein verschlagener, vorsichtiger Mensch und besaß jene Fähigkeit, die unter Sowjetlebensbedingungen unschätzbar wertvoll ist, jeglicher Verantwortung aus dem Wege zu gehen. So übertrug er Genosse Los, dem jungen machthungrigen Mann, die heikle Aufgabe, den Fall gegen Brachko aufzurollen.

In einer langen, leidenschaftlichen und völlig verworrenen Rede überschüttet Los den unglücklichen Brachko mit dem ganzen Sündenregister der Generalsäuberung. Die schlechten Wohnungsverhältnisse, der hohe Prozentsatz unbrauchbarer Produktion, die niedrigen Löhne, die riesige Zahl der Verhaftungen in allen Abteilungen der Fabrik — alles ist nach der überhitzten Logik von Los Brachkos Fehler, alles ein Beweis für absichtliche und teuflische Sabotage!

"Raus mit ihm!" brüllt einer, und ein anderer stimmt in den Chor ein: "Es ist höchste Zeit! Nieder mit den Saboteuren!" Unter den hitzigsten bemerkte ich mehrere Arbeiter, Leute aus den Baracken. Es liegt in der Natur dieses Falles, daß sie nichts von der Arbeit oder dem Charakter des Direktors dieses großen Kombinats wissen können, in dem sie nur unbedeutende Rädchen sind. Sie geben bloß ihrer persönlichen Unzufriedenheit Ausdruck und lassen ihrem Groll gegen den höchsten Verwaltungsbeamten freien Lauf. Es kommt ihnen nicht in den Sinn, daß Löhne, Preise und Subventionen für die Arbeiterhäuser von den Behörden in Moskau festgesetzt werden.

"Will noch jemand sprechen?" fragt Los.

Ein Parteimitglied nach dem andern beantragt die Ausstoßung. Jeder türmt auf den bereits aufgehäuften Berg von Unsinn noch weitere Anklagen. Eine Arbeiterin meldet sich zum Wort. An ihrer Aufrichtigkeit darf man nicht zweifeln.

"Genossen," erklärt sie, "ich arbeite im metallurgischen Kombinat Nikopol. Jetzt endlich ist es mir klar, weshalb wir so armselig leben müssen, weshalb es für uns Arbeiter keine Häuser gibt und warum wir ohne anständige Kleidung herumlaufen müssen. Diese Brachkos leben auf großem Fuß, aber das Elend des Proletariates rührt sie nicht. Raus mit diesen Saboteuren! Sie haben uns lange genug verhöhnt!"

Ihre Leidenschaftlichkeit erweckt tosende Beifallsstürme.

Zum Schluß spricht Brachko. Er weiß, daß sein Fall hoffnungslos steht und daß seine Worte diese erregte Versammlung nicht mehr umstimmen werden. Diese Leute brennen nach Rache; sie brauchen einen legitimen Sündenbock, um ihrem Groll Luft zu machen. Brachko beginnt mit einer Erzählung seines zwanzigjährigen Dienstes als treuer Kommunist. Er schildert, wie er vor der Revolution als Frontoffizier und als geheimer

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Bolschewik die Soldaten für die Sache der Arbeiter zu gewinnen versuchte. Mit Hohngelächter und schmutzigen Zwischenrufen wird er unterbrochen.

"Spiel dich nicht als Demagoge auf! Genug von diesem Mist! Werft ihn raus!"

Tränen rollen über Brachkos eingefallene Wangen. Aber die Zwischenrufe feuern seinen Kampfgeist an, und er erhebt seine Stimme. Ein verlegenes, schuldbewußtes Schweigen erfüllt plötzlich den großen Saal. Er wirft seine geballten Fäuste empor. "Ich, Brachko, habe mit diesen beiden Fäusten den Winterpalast der russischen Zaren gestürmt! Ich habe gegen die Weißen und gegen Eindringlinge gekämpft! Ein Dutzend Wunden habe ich für die Revolution erlitten. Dann arbeitete ich fünfzehn Jahre lang Tag und Nacht, um trotz unüberwindlicher Hindernisse aufzubauen, aufzubauen und nochmals aufzubauen. Und jetzt stehe ich vor euch, die ihr bereit seid, mich in Stücke zu reißen. Warum? Wo ich aufbaute, wollt ihr wieder niederreißen. Ihr macht mich für die schweren Bedingungen verantwortlich, gegen die ich mit aller Kraft gekämpft habe. Ich erbitte mir keine Gunst von euch. Ich erwarte nichts. Fahrt fort und vollendet euer schmutziges Werk. Es ist mir klar, daß ich erledigt bin, ganz gleichgültig, wie ihr hier entscheidet. Aber ich will, daß ihr euch über euer Handeln Rechenschaft ablegt. Ich lege mein Schicksal in die Hand eures Gewissens. Keine eurer Reden und keine eurer Beleidigungen ändert die Tatsache, daß ich völlig unschuldig bin. Glaubt mir, oder glaubt mir nicht, Genossen, ich liebe das Volk meines Heimatlandes. Für dieses Volk habe ich tausendmal mein Leben aufs Spiel gesetzt, und wenn es mir heute damit dankt, daß es mein Leben mit eigenen Händen zerstört, dann trage ich das wie ein Soldat. Das ist alles, was ich zu sagen habe."

Die Befürwortung seiner Ausstoßung erfolgte fast einstimmig. Ich verließ die Versammlung und fuhr sogleich zum Hause Brachkos, wo mich das Dienstmädchen eintreten ließ. Bald kam er, still wie ein Schatten; seine Schultern zuckten vor unterdrücktem Schluchzen.

"Ich wußte, daß du auf mich warten werdest, Victor Andrejewitsch", sagte er. "Ich danke dir aus tiefstem Herzen. Vergiß nicht, falls sich dir jemals die Gelegenheit dazu bietet — wenn diese Tollheit jemals ein Ende nimmt — allen jenen, die es hören wollen, zu sagen, daß alle Beschuldigungen gegen mich verrückte Lügen waren."

Er duldete meine Anwesenheit nur für wenige, kurze Minuten. Falls uns die Tschekisten beisammen angetroffen hätten, wären die Folgen für uns beide schlimm gewesen. Er zweifelte nicht an seiner Verhaftung. Die NKVD hatte in diesem Fall um eine "volkstümliche" Billigung nachgesucht. Dies erleichterte ihre Arbeit in Nikopol wesentlich.

Brachko erschien am folgenden Morgen nicht mehr zur Arbeit. Ich erfuhr, daß er nach Dnjepropetrowsk fahren wollte, um dort beim Regionalkomitee zu appellieren.

Aber er kam nur bis Zaparosche, wo man ihn aus dem Zug holte. Ich sah ihn niemals wieder und weiß bis zum heutigen Tage nichts über sein Schicksal. Zwei Tage später wurden seine Frau, die Schwester seiner Frau und seine Sekretärin verhaftet. Nur seine betagte Mutter und eine sechsjährige Nichte, die bei ihnen wohnte, blieben zurück, und auch sie wurden aus dem Hause ausgewiesen. Die alte Frau, deren Verstand durch diese Tragödie gelitten hatte, wanderte nachher noch monatelang durch die Straßen Nikopols und fragte die Vorübergehenden, ob sie nicht ihren "kleinen Piotr" gesehen hätten, der "verloren gegangen" sei. Dann verschwand auch sie.

## II

In der gleichen Woche behandelte das Stadtkomitee den "Fall Kravchenko" nochmals. Man glaubte allgemein, mein Schicksal sei damit besiegelt. Aber mein Glücksstern hatte seine magische Kraft noch nicht verloren. Seinerzeit war es Brachko, wie ich mich erinnerte, der zum erstenmal diesen mythischen Stern erwähnte, als ich die verlorenen Schriftstücke entdeckte. Ausgerechnet an diesem Tage erschien in der Presse Nikopols ein langer Leitartikel, der eine Gruppe von Ingenieuren unserer Fabrik verschiedener politischer Sünden, besonders aber der Grobheit gegenüber den Arbeitern, anprangerte. Die Hauptschuldigen waren laut diesem Artikel Makarow und Schaikewitsch — meine Hauptankläger!

Dadurch wurde der gegen mich vorbereitete Schlag wunderbarerweise abgewendet. Zweifellos spürte Los, es sei gefährlich, seine Anklagen gegen mich in einem Augenblick vorzubringen, da seine Hauptzeugen selbst in der Patsche steckten. Das Komitee vergaß den vorgesehenen Gegenstand und wandte sich der neuen Sensation zu. Makarow und Schaikewitsch wurden aus der Partei geworfen. Später erfuhr ich, daß Veröffentlichung und Zeitwahl dieses rettenden Artikels nicht zufällig waren: Sie waren das Werk des alten Sillinin und anderer Freunde.

Die Verhaftung Brachkos öffnete in der Fabrik neue Schleusen der Furcht. Unweigerlich würden nun auch viele seiner Mitarbeiter und Freunde verhaftet. Chefingenieur Wischnew war in einer Stimmung schwärzester Melancholie. Ich mußte ihn wegen irgendeiner meine Abteilung berührenden Frage aufsuchen. Schon nach den ersten Worten merkte ich, daß sein Verstand gelitten hatte. Er saß in den besten Kleidern, den Leninorden im Rockaufschlag, an seinem Schreibtisch. Er weinte wie ein Kind und atmete keuchend.

"Weißt du, Victor Andrejewitsch," sagte er, "wenn sie mich verhaften, werden sie auch Lenin verhaften. Niemand spricht mehr mit mir. Sie anerkennen mich nicht mehr als ihren Chefingenieur. Nur Lenin spricht noch mit mir."

Zwei Jahre später erfuhr ich durch einen Freund, daß Wischnews bereits umwölckter Verstand während den Folterungen völlig zusammenbrach. Die Geheimpolizei hielt

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

seinen Wahnsinn für einen "Trick", ein "Geständnis" zu vermeiden und setzte ihre Marter fort, bis sie von der Echtheit seiner Verrücktheit überzeugt war.

Einige Wochen später wurde ich nachts aus dem Schlaf geweckt. Man verlangte mich drunten in der Kabine am Telephon. Ich kleidete mich an und ging hinunter. Es war Gerschorn. Er befahl mir, augenblicklich auf die NKVD zu kommen.

Wiederum saß ich in seinem an das Sprechzimmer eines Chirurgen gemahnden Büro. Ich beneidete ihn um den frischen, gesunden Zug auf seinem Gesicht. Hätte ich nur noch meine alte Vitalität besessen ... Beständige Schlaflosigkeit, Sorgen und das hoffnungslose Chaos in der Fabrik zehrten an meinen Kräften und machten mich schwach und krank.

"Gut: Wir wollen mit unserer kleinen Unterhaltung fortfahren", rief Gerschorn aus und prunkte mit seiner Gesundheit und Energie. "Ich hoffe, du wirst diesmal etwas vernünftiger und entgegenkommender sein."

"Was willst du von mir?"

Gerschorn schlug auf den Tisch. Dann stieß er mir die Faust ins Gesicht. "Hier stellen wir die Fragen!" brüllte er. "Du brauchst bloß zu antworten! Verstanden?"

"Ich verstehe ... Aber ich bin noch nicht verhaftet und noch immer ein Parteimitglied mit gutem Ruf ..."

"Das geht uns hier nichts an. Für uns bist du ein Saboteur. Ich frage dich nochmals, was weißt du von der Sabotagetätigkeit Iwantschenkos? Du hast Zeit genug gehabt, es dir zu überlegen."

"Ich weiß nichts."

"Hör mal zu, Kravchenko, es ist besser für dich und wird auch mir viel Scherereien ersparen, wenn du nun endlich einmal sprichst. Wir haben Mittel und Wege, um die Leute zum Sprechen zu bringen. Wir machen sie glatt wie Seide und weich wie Butter. Verstanden?" Ein wollüstiger, beinahe erotischer Ton lag in seiner Stimme.

"Falls dir die Form deines Gesichts lieb ist — und du bist kein übel aussehender Bursche —, so wäre es besser, wenn du ..."

"Ich meine es ehrlich. Ich kann dir nichts sagen, was ich nicht weiß und was nicht ist."

"Du willst also nicht sprechen?"

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Hier läutete das Telephon. Er werde von Dorogan verlangt, sagte Gerschgorn. Ich möchte doch so freundlich sein und auf ihn warten — im Gang. Wir verließen miteinander das Zimmer, und ich wurde einem uniformierten Tschekisten übergeben.

"Dieser Bürger muß auf mich warten", sagte er.

Vier oder fünf Männer standen bereits im Gang, das Gesicht gegen die Wand gekehrt, die Hände auf dem Rücken verschränkt.

"Bürger, geh dort hin, und nimm dieselbe Stellung ein", sagte der Tschekist, und stieß mich zu den andern.

"Ich bin doch nicht verhaftet. Ich bin nur auf den Wunsch Genosse Gerschgorns hier."

"Maul zu! Mach, was man dir sagt! Blick an die Wand, Hände auf den Rücken und untersteh dich, umzuschauen. Und lehne deinen Kopf nicht an die Wand."

Ich nahm meinen Platz bei den andern ein. Wir konnten einander im trüben Ganglicht weder erkennen, noch konnten wir sehen, was in unserem Rücken vorging. Im Laufe der vier Stunden, die ich hier stehen mußte, kamen noch andere Männer dazu. Ich hatte schon von dieser Tortur gehört, eine der mildesten im NKVD-Buch. Nun erfuhr ich sie am eigenen Körper.

Niemand, der noch nie gezwungenermaßen stundenlang und dem Nichts gegenüber in einer solchen Stellung ausgeharrt hat, kann jemals verstehen, was das bedeutet. Die Hände, Arme und Füße werden schwerer und mit jeder Minute bleierner. Man beginnt jeden einzelnen Körperteil, jeden Finger, jedes Glied eines jeden Fingers als ein besonderes Gewicht zu spüren ... Tonnen und Tonnen einer zermalmenden Müdigkeit. Man glaubt es nicht länger aushalten zu können, und hält es trotzdem aus ...

Herzzerreißende Schreie drangen aus den benachbarten Zimmern, Schreie und Flüche, das Geräusch von Schlägen und der dumpfe Fall der am Boden aufschlagenden Körper. Leute wurden verhört, geschlagen und bedroht. Ich wußte nicht, wie lange ich dagestanden hatte, als ich Schritte und Stimmen vom einen Ende des Ganges hörte. Jemand begann zu singen: "Voller Kraft, duftend und sanft / Blüht der Apfelbaum in unsrem Garten ..."

"Halt die Schnauze!" brüllte ein Tschekist. "Ich werde dich zum Blühen bringen, wenn du nicht still bist."

"Es hat keinen Sinn ihn anzubrüllen, er ist völlig verrückt", sagte ein anderer, als die Gruppe weiterging.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Ich brach in kalten Schweiß aus. Ohne mein Wissen strömten Tränen der Erniedrigung über mein Gesicht. Mein ganzer Körper schmerzte unerträglich. Als ich meine Hände löste, um mich zu kratzen, befahl mir der Wächter, sie sofort wieder zu verschränken, sonst schlage er mir das Gehirn aus dem Schädel. Um seine Drohungen gleichsam zu illustrieren, ertönte ein unmenschliches Geheul irgendwo im Hintergrund.

... Tageslicht begann den Gang zu erhellen. Ich sah seinen Widerschein auf der grauen Wand.

"Nun, Kravchenko, komm mit. Tut mir leid, daß du warten mußt. Wir haben so viel Arbeit, so viel Arbeit ..."

Gerschgorin sprach mit frischer, fröhlicher Stimme. Ich wandte mich um und folgte ihm benebelt. Auch als ich bereits in seinem Büro saß, spürte ich noch keine Erleichterung. Es war, als stehe ich noch immer da, von Tonnen und Tonnen Müdigkeit niedergedrückt. Gerschgorin stellte Fragen, aber ich verstand kein einziges Wort. Jeder Zusammenhang fehlte.

"Na, schön, geh nach Hause, und ruh dich aus. Du kannst es brauchen. Ich werde dich wieder rufen lassen ... bald. Übrigens sind unsere kleinen Unterhaltungen nur deine und meine Sache. Sie gehen sonst niemanden etwas an. Unser kleines Geheimnis. Wenn du zu jemandem sprichst, wirst du es bedauern."

Im Hotel wusch ich mich mit eiskaltem Wasser und lag schlaflos auf dem ungemachten Bett, bis es Zeit zur Arbeit war. Eine Nachricht der NKVD erwartete mich: um Mitternacht sollte ich wiederum antreten ...

Diesmal war Gerschgorin anfänglich salbungsvoll freundlich, ja sogar fast herzlich. Er bot mir Tee und Süßigkeiten an, was ich aber ablehnte. Ich sei nicht sehr freundlich und rücksichtsvoll zu ihm, meinte er. Ich zwingen ihn, sich wie ein Vieh zu benehmen — mich zum Beispiel etwas im Gang warten zu lassen — und dabei sei er doch in Tat und Wahrheit alles andere als ein Vieh. Ob ich denn glaube, dies sei eine angenehme Aufgabe? Ob ich wirklich glaube, daß er gerne so handle? Aber, was bleibt einem Mann mit einem angeborenen starken Pflichtbewußtsein anderes übrig?

"Heute nacht kannst du uns eine kleine Gunst erweisen, Kravchenko", sagte er. "Die NKVD wird das zu schätzen wissen, ebenso die Partei. Du siehst, daß wir nicht allzu viel von dir verlangen."

"Welche Gunst?"

"Nur deine Unterschrift, deine ehrlich und freiwillig gegebene Unterschrift als Ingenieur, Sowjetdirektor und treues Parteimitglied. Es handelt sich um eine ernste



Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Angelegenheit. Es geht um die Landesverteidigung. Dein Werk hat für die chemische Verteidigungsarbeit unreine Röhren produziert. Selbstverständlich ist dies nicht dein Fehler. Du hast das Metall nicht hergestellt. Es handelt sich ganz offensichtlich um eine organisierte Sabotage, die hoch oben in Moskau begann und bis nach Charkow hinunterwirkte, und dann weiter auf Zaporoschestal, dessen Direktor, Rogotschewski, ein Volksfeind war, der nun verhaftet wurde, und unter dessen Leitung der Stahl für deine Röhren geschmolzen wurde."

Dieser Gedanke, das erkannte ich sogleich, war wiederum ein Hirngespinnst der Polizei. Der Stahl, den wir erhielten, war oftmals von schlechter Qualität. Ich hatte darüber Bericht erstattet und wiederholt dagegen protestiert. Brachko und Wischnew gerieten darüber manchmal in helle Verzweiflung. Die Gründe hiefür waren einfach technischer Natur, was Ordschonikidse, Piatakow und Iwantschenko sehr wohl wußten — sie beruhten auf ehrlichen Fehlern und Unerfahrenheit im Schmelzverfahren.

"In erster Linie, Genosse Gerschorn, bin ich keineswegs davon überzeugt, daß diese Unreinheiten auf Sabotage zurückzuführen sind", sagte ich. "Zweitens möchte ich gerne das Schriftstück lesen, ehe ich es unterschreibe."

"Ganz gewiß. Hier ist es." Er überreichte mir ein Bündel von etwa zwanzig großen, eng beschriebenen Seiten in Maschinenschrift.

Die sorgfältige Lektüre dauerte fast eine Stunde. Beim Lesen durchfuhren mich heftige Stöße von Hitze und Kälte. Es handelte sich um eine ganz ungewöhnliche Mischung von Halbwahrheiten und echten Lügen, die sorgfältig und raffiniert in einen vorauskonstruierten, melodramatischen Entwurf eingefügt worden waren. Das Schriftstück war mit Unterschriften, worunter mir einige bekannt waren, übersät; mit Dutzenden von Namen hervorragender Ingenieure der chemischen Industrie und der Stahlindustrie, von Betriebsleitern und Werkführern! Iwantschenko und Brachko waren auch darunter, ferner ein halbes Dutzend Kommissariatsbeamte. Ein erstaunliches "Amalgam" bedeutender und nichtssagender Namen.

Die Geschichte entbehrte nicht einer gewissen Logik — vorausgesetzt, daß wirklich alle Beteiligten, angefangen bei den führenden Männern in den Kornmissariaten Moskaus bis hinunter zu den Schmelzern in Zaporodsche und den Vorarbeitern in Nikopol, waghalsige und teuflisch geschickte Verschwörer waren.

"Ein solches Schriftstück kann ich nicht unterschreiben", bemerkte ich nach beendigter Lektüre. "Ich fabrizierte die Röhren aus dem mir gelieferten Stahl. Manchmal enthielt der Stahl Unreinheiten. Das ist alles, was ich weiß, und das ist auch alles, was ich unterschreiben kann."

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Sehr schön. Warum haben dann einige unserer bedeutendsten Professoren und Industrieleiter unterschrieben? Verstehst du etwa mehr als diese Männer?"

Das Schriftstück war wirklich von bekannten Sowjetwissenschaftlern und hervorragenden Ingenieuren unterzeichnet. Ihr gemeinsames Urteil lautete auf "Sabotage". Ich wußte genau, auf welche Art man diese Unterschriften erpreßt hatte. Jetzt konnte ich nur meinen Entschluß wiederholen, nichts zu unterschreiben, was ich nicht persönlich wußte.

"Wenn du es wünschst", sagte ich, "will ich bestätigen, daß im Stahl Unreinheiten vorgekommen sind."

"Willst du Scherz mit mir treiben? Hast du vergessen, wo du dich befindest? Unreinheiten! Dazu brauchen wir deine Bestätigung nicht. Wir brauchen deine Bestätigung der Sabotage. Die Röhrenproduktion geschah unter deiner Leitung."

Ich schwieg. Gerschorn rechtete und brüllte mich bis zum Morgengrauen an. Er las mir einige Abschnitte vor und wies darauf hin, wie "offensichtlich" die Sabotageabsichten gewesen seien. Mir war einzig klar — selbst im Dämmerzustand meiner Müdigkeit —, daß die NKVD von Nikopol das zu erlangen trachtete, was in Wirklichkeit meinem indirekten Geständnis gleichgekommen wäre. Es handelte sich um das letzte fehlende Glied in einer Kette phantastischer Hypothesen. Hatte ich einmal eingewilligt, dieses fehlende Glied zu liefern, so würde ich von eben dieser Kette erwürgt werden. Es war keineswegs heroisch von mir, meine Unterschrift zu verweigern. Ich war mir völlig bewußt, daß ich mit meiner Unterschrift mein eigenes Todesurteil unterzeichnet hätte.

Schlußendlich wurde ich mit Flüchen und einer eindringlichen Warnung, mir die Sache nochmals zu überlegen, entlassen.

Nacht um Nacht wurde ich während Monaten aufs Hauptquartier berufen, befragt, bedroht und umschmeichelt. Der Schlafmangel sollte mich mürbe machen. Den ganzen Tag hindurch arbeitete ich und konnte mir in meiner Stellung kein Ausruhen gestatten, weil jeder Irrtum oder Mißgriff als weiterer "Beweis" meiner Sabotage ausgelegt worden wäre. Und während des Großteils der Nacht wurde ich gefoltert.

Unterdessen mahlte die Mühle der Parteigerechtigkeit unerbittlich weiter. Eine neue Überprüfungscommission gab zwar widerstrebend zu, die ursprünglichen Anklagen seien dokumentarisch widerlegt, und was hinsichtlich meines Falles unter Filline entschieden worden war, blieb auch unter Kondraschin aufrecht. Der neue Parteisekretär, ein Feigling und Opportunist, schien von diesem Ergebnis nicht enttäuscht zu sein. Wenn niemand zusah, drückte er mir beglückwünschend die Hand.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Noch immer war ich Parteimitglied, theoretisch also einer der "crème de la crème", einer der Eliteführer des Landes.

Aber die verfluchten nächtlichen Angriffe dauerten trotzdem ohne Unterlaß an. Jede Nacht wurden mir neue Anklagen entgegengeschleudert. Welches meine Beziehungen mit den "verrückten Hunden" Margolin, Brachko, Wischnew, Iwantschenko, Filline und Rosengoltz seien? Ob es nicht stimme, daß ich mit dem "menschewistischen Spion" Dubinski verkehrte? Hatte ich nicht dem "faschistischen Spion" Selman Hilfe und Unterstützung gewährt? Jedem neuen Namen und jedem neuen Thema, die Gerschgorin vorbrachte, folgten stundenlange Kreuzverhöre und drohende Reden. Mir schwindelte, und ich war wie gelähmt von den Schmerzen in jedem Nerv und jedem Muskel.

Soldaten auf dem Schlachtfeld wissen, was lange Schlaflosigkeit bedeutet. Ich fühlte mich wie ein Schwimmer, der von der Flut weit vom Ufer weggetragen wird, der noch immer schwach kämpft, sich noch immer über Wasser hält, dessen letzte Kraftreserven aber mit jeder schmerzlichen Bewegung abnehmen.

Eines Nachts, nachdem ich wieder vier oder fünf Stunden mit dem Gesicht zur Wand gekehrt im Gang gestanden hatte, schickte mich Gerschgorin ohne Verhör nach Hause. Er bedauerte, sagte er, aber es bleibe ihm leider keine Zeit für eine weitere "Unterhaltung". In der folgenden Nacht aber ließ er eine nagelneue Anklage von Stapel.

"Kravchenko, es wohnten doch zwei Amerikaner bei dir, nicht wahr?"

"Ja. Sie halfen uns bei der Installation einiger amerikanischer Maschinen."

"Warum hat sie der Verräter Brachko ausgerechnet dir und nicht jemand anderem anvertraut?"

"Wahrscheinlich, weil ich Junggeselle bin. Ich lebte allein in einem großen Hause."

"Sag mal, hast du dich jemals bei diesen Ausländern über das Sowjetregime beklagt?"

"Nein, selbstverständlich nicht. Sie sind noch immer in Rußland. Du kannst sie ja fragen."

"Du brauchst mir nicht zu erzählen, was ich tun kann. Deine Unverschämtheit macht mich langsam müde. Welcher Art waren deine politischen Beziehungen zu diesen Amerikanern?"

"Politische Beziehungen? Keine. Ich behandelte sie freundlich, wie es meine Pflicht war."

"Aber es war doch Iwantschenko, der diese Maschinen in Amerika bestellte."

"Ja."

"Es besteht also die Möglichkeit von Sabotage zwischen Iwantschenko und der amerikanischen Firma?"

"Das weiß ich nicht."

"Nicht? Du bist ein unschuldiges und naives kleines Schaf. Aber", und er sprach langsam und unheilverkündend, als sei er eben im Begriff eine verheerende Enthüllung zu machen — "du hast doch diese Amerikaner in Charkow besucht, nicht wahr?"

"Ja, ich begegnete dem einen zufällig auf der Straße. Er drang in mich, mit ihm ins Krasnaja-Hotel zu kommen, und ich konnte nicht gut ablehnen."

"Und du hast sie später nochmals in einem Moskauer Hotel getroffen?"

"Nein. Ich aß ganz allein in der Hauptstadt. Die Amerikaner saßen an einem anderen Tisch und tranken mit einigen Mädchen. Sie riefen meinen Namen im Speisesaal. Es blieb mir keine andere Wahl als hinüber zu gehen und ein Glas mit ihnen zu trinken. Ich saß nur etwa fünf Minuten bei ihnen, dann ging ich wieder."

"Und weshalb unternahm einer deiner Amerikaner plötzlich eine Luftreise nach Stockholm? Und warum hat er dir ein Geschenk mitgebracht?"

"Soweit es mir bekannt ist, hatte er eine persönliche Angelegenheit zu erledigen. Es war auch kein Anlaß vorhanden, mir das zu verschweigen. Was das Geschenk anbetrifft, so handelte es sich um ein Stück einer besonderen Stahlart und gewisse Stoffe für Wärmeprüfungen, die wir bei uns nicht herstellen können. Es war dies nur eine Freundlichkeit mir und unserer Fabrik gegenüber."

"Aber er brachte auch antisowjetische Anweisungen für Iwantschenko aus konterrevolutionären Zentren in Stockholm mit, nicht wahr?"

"Davon weiß ich nichts."

Das Verhör über die Amerikaner dauerte mehrere Stunden. Plötzlich öffnete sich die Tür. Der klotzige Dorogan<sup>41</sup> stampfte zornig herein. Seine fleischigen Lippen waren zu einer häßlichen Grimasse verzerrt. Gerschorn erhob sich ehrerbietig.

---

<sup>41</sup> Einzige Erwähnung im Netz:

"The fourth conference of the CP(B)U took place on 16 March 1920, that is, after the self-criticism of the Communists on the Ukrainian question. It was directed by a presidium consisting of Stalin, Petrovsky, Rakovsky, Drobnis, Farbman,

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Gerschgorn, wie lange willst du dich von diesem Saboteur noch um den kleinen Finger wickeln lassen? Bist du ein Tschekist oder ein schmutziges Schindluder? Verdammt schade, daß wir ihn nicht schon vor einem Jahr verhaftet haben, statt dem Stadtkomitee zu erlauben, die Sache zu verpfuschen."

Gerschgorn schien beunruhigt. In Gegenwart seines Chefs zitterte er sichtlich.

"Genosse Chef, ich tat mein Bestes. Seit einem Monat bearbeite ich ihn jede Nacht. Wenn ich gröbere Methoden anwenden darf —"

Dorogan übersah ihn. Er entlud seinen Zorn an mir.

"Paß auf, Kravchenko, oder es geht dir an den Kragen!"

Er ging weg und schlug heftig die Tür ins Schloß. Als Gerschgorn mich etwa eine Stunde später entließ, beschloß ich, mit Dorogan zu sprechen. Ich wollte diese Marter auf die eine oder andere Art beenden. Vor seinem Büro nannte ich dem Wächter meinen Namen. Ich durfte eintreten.

"Na, was zum Teufel willst du?" schrie Dorogan.

"Ich wollte fragen, was du von mir willst. Ich bin nun lange genug gemartert worden ... Jede Nacht werden neue Anklagen erfunden. Genosse Dorogan, du bist Mitglied des Büros des Stadtkomitees. Du weißt, daß ich zweimal rehabilitiert worden bin. Ich bitte dich als Kommunist —"

"Als Kommunist!" brüllte er und sprang wie ein gereizter Stier auf mich los. Mit der offenen Hand schlug er mich zuerst auf die eine, dann auf die andere Wange. Er packte mich an der Kehle und begann mich zu würgen und schüttelte mich zugleich heftig hin und her. Er war ein kräftiger Mann, und seine Hände waren wie Eisenklammern, die sich immer enger und enger zusammenschlossen. Mir wurde schwarz vor den Augen .. .

"Mach daß du rauskommst, bevor ich dich töte!" hörte ich ihn brüllen, während er mich zur Türe hinausschmiß.

Ich taumelte gegen eine Wand und blieb dort einige Minuten stehen, bis sich der eiserne Ring um meinen Hals etwas lockerte. Ich weiß kaum mehr, wie ich es fertig brachte, ins Hotel zurückzukehren. Mit Schmerzen ging ich die Treppe hinauf. Ich warf mich aufs Bett und fiel in einen tiefen Schlaf.

---

Feliks Kon, Ivanov, Dorogan, and Vladimir Kosior — almost exclusively former Katerynoslavians, with an admixture of ordinary advocates of *edinaia i nedelimaia*. Only one, Petrovsky, was a Ukrainian."

(Jurij Borys : THE SOVIETIZATION OF UKRAINE 1917-1923. THE COMMUNIST DOCTRINE AND PRACTICE OF NATIONAL SELF-DETERMINATION. Revised Edition, The Canadian Institute of Ukrainian Studies, Edmonton 1980)

Siehe auch: <https://www.ualberta.ca/canadian-institute-of-ukrainian-studies/index.html>

III

Eines Nachmittags um ein Uhr öffnete sich meine Bürotür und Gerschgorn trat ein, den Schnee von seinem Militärmantel klopfend. *Er kommt mich verhaften!* dachte ich.

"Hallo Kravchenko." Sein "Hallo" war ermunternd. "Wo ist Ingenieur Valentin Bitschkow, der Leiter deines chemischen Laboratoriums?"

"In der Gußwarenabteilung. Sie arbeiten mit dem elektrischen Schmelzer."

"Ruf ihn augenblicklich, augenblicklich sag ich, aber sag ihm nicht weshalb."

Ich bat Bitschkow am Telephon, zu mir zu kommen. Er erklärte, er könne das Schmelzen nicht verlassen und bat, die Arbeit beendigen zu dürfen.

"Es tut mir leid, laß alles liegen. Es ist wichtig." Ich hing den Hörer auf. "Darf ich wissen, weshalb du Bitschkow zu sehen wünschst?" fragte ich. "Schließlich ist er mein Untergebener."

"Nun hör mal zu, Kravchenko. War deine Begegnung mit Dorogan noch nicht genug? Du bist wirklich schwierig zu behandeln. Übrigens kannst du dich um elf Uhr nachts bei mir melden."

"Darf ich denn keine einzige Nacht mehr schlafen?"

"Du unterschreibst einfach, was unterschrieben werden muß, arbeitest ein wenig mit uns zusammen, und du kannst schlafen so viel du willst."

Bitschkow kam ahnungslos. Er trug Überkleider, schwitzte und war rußig.

"Guten Tag, Victor Andrejewitsch," sagte er und fügte, als er meinen Besucher bemerkte, noch immer ahnungslos hinzu, "guten Tag, Genosse Gerschgorn."

Er streckte Gerschgorn die Hand entgegen, der diese Bewegung übersah. "Nenne mich nicht Genosse, du Saboteur!"

"Was ist los, Genosse Gerschgorn? Kennst du mich denn nicht?"

"Ich kenne dich schon. Dein Name?" – "Bitschkow."

"Vorname und Geschlechtsname?" – "Valentin Iwanowitsch."

"Du bist als Saboteur verhaftet. Komm mit!"

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Aber was ist denn geschehen? Ich kann das nicht verstehen."

"Los! Vorwärts, Marsch!" Gerschorn hatte seinen Revolver gezogen und richtete ihn auf seinen Gefangenen.

Der verwirrte, junge Ingenieur ging hinaus, gefolgt vom NKVD-Beamten.

Ich schloß die Türe meines Büros. Jede Kraft war von mir gewichen. Warum nicht alles und jedes unterschreiben? Es war ohnehin alles zwecklos. Welche andere Möglichkeit blieb mir noch gegen diese machtrunkenen Sadisten?

Eine Stunde später kam die junge Frau Bitschkows zu mir, in Begleitung ihres zweijährigen Töchterleins. Frau Bitschkow war eine hübsche Frau und schluchzte. Auch das Kind weinte. Ich versuchte sie zu beruhigen und aufzumuntern ... Und in dieser Nacht, von den Ereignissen des Tages und meinen eigenen Schwierigkeiten doppelt erschöpft, mußte ich mich nochmals einem langen Verhör unterziehen, das meine Nerven immer stärker und stärker anspannte .. .

Nach drei oder vier Tagen besuchte mich Bitschkows Frau zum zweitenmal. Es stellte sich heraus, daß ein Photographenapparat, eine Stoppuhr und anderes Betriebseigentum, das ihr Gatte in seinem Büro verwahrte, verschwunden waren. Bevor diese Gegenstände zurückgebracht waren, weigerte sich die Kasse, ihr den Lohn des verhafteten Mannes auszuzahlen. Ich ließ Bitschkows Assistenten rufen. Er schwor, von diesen Dingen nichts zu wissen, aber ich hegte dennoch den heimlichen Verdacht, er habe sie gestohlen. Die Lage der Frau und ihres Kindes verpflichtete mich, Gerschorn anzurufen.

"Frage bitte Bitschkow, wohin er den Photographenapparat, die Uhr und die anderen Gegenstände versorgt hat", bat ich ihn.

"Frag ihn selbst", erwiderte mir Gerschorn. "Komm sogleich hierher, und ich will dir die Erlaubnis geben, mit ihm zu sprechen."

Ich wunderte mich, weshalb er so erpicht war, dieses Zusammentreffen zwischen mir und dem verhafteten Chemiker-Ingenieur zu ermöglichen. Noch zur selben Stunde sprach ich bei der NKVD vor. Gerschorn läutete dem Wächter und befahl ihm, den Gefangenen aus dem "Keller" zu bringen. Bald darauf kamen zwei Tschekisten; in ihrer Mitte, kaum wiederzuerkennen, schritt Bitschkow.

Bei seinem Anblick erschauerte ich. Sein Gesicht war zerschunden und geschwollen. Das eine Auge war geschlossen. Seine Überkleider — dieselben, in denen er verhaftet worden war — waren zerrissen und blutig. Seine Hände waren blutbefleckt. Ein widerwärtiger Geruch — der Geruch von Gefängnis und Krankheit — strömte von

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

ihm aus. Ich konnte nicht glauben, daß dieses zerschlagene Geschöpf derselbe junge, hübsche Ingenieur sein sollte, der vor ein paar Tagen in mein Büro getreten war.

Jetzt wußte ich, warum mich Gerschorn gebeten hatte, zu kommen. Er wollte mir zeigen, was einem zustoßen konnte, wenn man sich weigerte, mit ihm "zusammenzuarbeiten".

"Valentin Iwanowitsch," sagte ich und wandte meine Augen von dem schrecklichen Anblick ab, "wo hast du den Photographenapparat, die Stoppuhr und das andere Betriebseigentum zurückgelassen?"

"Alle diese Gegenstände, Victor Andrejewitsch", antwortete er mit zitternder Stimme, der Stimme eines Menschen in Todesqual, "sind in den Händen meines Assistenten. Er braucht sie im Laboratorium."

"Danke, das ist alles, was ich wissen wollte."

"Victor Andrejewitsch ... meine Frau und meine Tochter ... meine arme Mariusa ..." Er begann laut zu weinen.

"Da hört doch alles auf, Bitschkow", rief Gerschorn und schlug mit seiner haarigen Faust auf den Tisch. "Nur keine dramatischen Szenen, sonst fangen wir wieder mit unserer Behandlung an. Du hast auch nicht geheult, als du die Arbeiter in deiner Abteilung vergiftet hast, was? Mach, daß du raus kommst!"

Das also war die Anklage gegen Bitschkow! Wir hatten kürzlich an rostfreien Stahlröhren gearbeitet, die mit stickstoffhaltiger Säure in improvisierten hölzernen Trögen geätzt werden mußten. Bitschkow hatte die an diesem Prozeß eingesetzten Arbeiter mit den für alle Betriebe gültigen Vorschriften bekannt gemacht. Vier Leute, die seine Anweisungen nicht befolgten, wurden von den Dämpfen ohnmächtig und mußten ins Spital überführt werden. Nun war Bitschkow offenbar der "absichtlichen Vergiftung" dieser Arbeiter angeklagt! Dies war eine Anklage, die außerordentlich in Mode war, da sie den Aufstand der Arbeiter gegen die Ingenieure unterstützte. Diese Anklage war aber nicht nur an den Haaren herbeigezogen, sondern geradezu unsinnig.

Wieder zurück im Betrieb, ließ ich Bitschkows Assistenten kommen, der zufällig Parteimitglied war, im Gegensatz zu Bitschkow. Ich drohte, ihn der NKVD als Dieb auszuliefern, falls die vermißten Gegenstände nicht in zehn Minuten auf meinem Schreibtisch lägen. Sie waren bereits in zwei Minuten da. Als Frau Bitschkow kam, um diese Gegenstände, die sie im Verwaltungsbüro abliefern mußte, in Empfang zu nehmen, sagte ich ihr, ich hätte ihren Gatten gesehen.



Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Valentin geht es gut, und er sieht zuversichtlich aus", log ich. "Selbstverständlich vermißt er dich und bat mich, dir zu sagen, du sollst dir keine Sorgen machen. Er läßt dich und das Kind herzlich grüßen und küssen."

Was hätte ich der unglücklichen Frau sonst sagen sollen? Sie dankte mir und ging. Ich sah sie niemals wieder und weiß auch nicht, was mit ihrem Gatten geschehen ist.

Während des Herbstes störte die NKVD meine Nachtruhe nur noch in kurzen Unterbrüchen, aber gegen Ende des Jahres 1937 begann die Inquisition von neuem auf dieselbe ununterbrochene Art und Weise. Es gab keinen Mangel an Themen für unsere "kleinen Unterhaltungen" — jeder neue Liquidationsschub in der Industrie verursachte neue Verwicklungen, über die mein Urteil als lebenswichtig erschien. Dann unternahm ich jenen Schritt, vor dem ich so lange gezögert hatte aus Furcht, die Inquisitoren zu reizen.

Ich schrieb nach Dnjepropetrowsk in das Hauptquartier des Kontrollrats des Zentralkomitees und beschwerte mich über die ungerechten Sabotageanklagen. Ich erwähnte die NKVD nicht, da man mich hundertmal aufgefordert hatte, die nächtlichen Sitzungen selbst vor der Partei geheimzuhalten. Wenigstens in der Theorie wachte der Kontrollrat über die Rechte und die Ehre der Parteimitglieder. Ich stützte mein Gesuch formell auf den Verweis, der noch immer auf meinem Ruf lag und bat den Rat, diesen Flecken zu tilgen.

Ein paar Tage später traf ein Untersuchungsbeamter ein. Ich sei doch vom Stadtkomitee gerechtfertigt worden, sagte er, worüber ich mich denn zu beklagen habe?

"Es liegt immer noch ein Verweis gegen mich vor", sagte ich. "Er sollte getilgt werden. Ich möchte, daß der Kontrollrat der Partei die Anklagen gegen mich zum Schweigen bringt." Ich nannte ihm die Hauptanklagen, die mir Nacht für Nacht ins Gesicht geschleudert wurden.

Der Untersuchungsbeamte machte sich mehrere Tage lang zu schaffen, befragte verschiedene Leute der Parteiverwaltung und der Fabrik und reiste dann wieder ab. Meine nächtlichen Verhöre dauerten mit wenigen Unterbrüchen an. Ich hatte an Gewicht verloren. Meine Augen waren chronisch entzündet. Freunde, die mich lange nicht mehr gesehen, hatten Mühe, mich wieder zu erkennen.

Nikopol war damals mit Plakaten über die erste "demokratische Wahl" in Rußland unter der neuen Sowjetverfassung übersät. Am 12. Dezember 1937 sollte das russische Volk erstmals sein stolzes Recht ausüben, die Mitglieder des obersten Sowjet durch "geheime Wahl" selbst zu wählen. Plakate, Presse und Lautsprecher in den Straßen Nikopols, den Metallfabriken und den Manganminen posaunten die frohe Mär in alle Welt.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Schart euch um die Partei! Stimmt für das glückliche sozialistische Leben! Niemand darf das Privileg der geheimen Wahl unbenutzt lassen! Die demokratischste Verfassung! Lang lebe unser geliebter Führer und Lehrer, Genosse Stalin!"

Das alles schien wie ein Hohn auf meine eigenen Leiden und die Leiden von Millionen. Niemand nahm natürlich diese "Wahlen" ernst. Gleich den Massenversammlungen und den Resolutionen war auch dies ein Ritual, das die Leute ohne Furcht, aber mit unverhohlener Langeweile, über sich ergehen ließen, während die Agitatoren und Lautsprecher ihre Schlagworte brüllten. Zu dieser Zeit wurden in unserem Kombinat neue Verhaftungen vorgenommen: der Leiter unseres Finanzdepartementes B\*\*\*, der Chefelektriker, Romantschenko und andere.

Am zwölften Dezember stand ich in einer langen Schlange in der Stadt und erhielt schließlich den geheimen Stimmzettel. Er enthielt eine einzige Liste von Namen, die alle von der Partei aufgestellt worden waren. Es gab nicht einmal freien Raum, um "ja" oder "nein" hinzuschreiben, auch keinen Platz, um andere Namen hinzuzufügen. Wenn wir mit jemandem auf der Liste nicht einverstanden seien, sagte man uns, so hätten wir das Recht, diesen Namen auszustreichen. Ich faltete das Papier in den Umschlag und warf ihn verschlossen in die Urne. Unter den fünftausend Stimmberechtigten der Fabrik hatte wahrscheinlich nicht ein einziger gewagt, auch nur einen Namen auszustreichen. Die Presse prahlte mit dieser einstimmigen Billigung unseres "glücklichen Lebens".

Der Wahltag war ein Festtag, ein Tag der Versammlungen und Erfrischungen. Gerschgorin feierte das Fest, indem er mich mehrere Stunden lang im Gang stehen ließ und beim Verhör ganz besonders brutal vorging. Seinen Fragen entnahm ich, daß Iwantschenko der Sabotage in der Röhrenwalzindustrie angeklagt sei, und daß es zur Abrundung des NKVD-Bildes erforderlich war, daß auch ich der Zusammenarbeit mit ihm schuldig befunden wurde.

"Wenn ich ehrlich sein soll, kann ich unmöglich mehr sagen, als ich weiß", wiederholte ich immer wieder.

"Zum Teufel mit deiner Ehrlichkeit. Was ich brauche, sind Tatsachen und nicht deine gottverdammte Ehrlichkeit. Es ist eine Schande, daß wir dich nicht rechtzeitig reingelegt haben. Dann würdest du jetzt seidenweich sein und nachgeben."

Meine Widerstandskraft brach zusammen. Ich sehnte mich um jeden Preis nach einem Ende der langen Tortur. Manchmal ertappte ich mich bei einem langen, schläfrigen Wachtraum: ich unterschrieb in großen, kühnen Buchstaben mit meinem Namen ... das Orchester spielte die Internationale ... im Triumph wurde ich in ein großes, weiches Bett getragen und von meiner Mutter und Großmutter Natascha eingewickelt ... Ob es nun meine Henkersknechte ahnten oder nicht, ich jedenfalls wußte es, daß ich kapitulationsreif war. Noch eine oder zwei Wochen dieser Marter,

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

noch ein oder zwei Schläge, und ich würde nachgeben und die Folgen tragen. Leider war ich nicht aus Stahl.

In diesem Zeitpunkt besuchte mich der alte Silinin im Hotel. Ob er wohl erraten hatte, daß ich am Ende meiner Widerstandskraft angelangt war? Er hatte mich aus der Ferne beobachtet. Hatte er dabei erraten, was geschah und gespürt, daß ich seelische Hilfe brauchte?

"Warum siehst du so schlecht aus?" begann der Greis. "Sag mir die Wahrheit, denn ich erwarte ohnehin das Schlimmste. Du kannst mir vertrauen."

Er brauchte mich nicht zu drängen. Der Drang jemandem alles zu erzählen und mein wehes Herz auszuschütten, war wie ein quälender Durst. Ich erzählte ihm alles: wie ich seit vielen Monaten wach gehalten wurde und wie viele belastende Papiere mir zur Unterschrift vorgelegt worden waren.

"Ich bitte dich, Genosse, nicht zu unterschreiben", sagte Silinin. "Du hast nun schon so lange ausgehalten, halte noch bis zum Ende durch. Das Unterschreiben rettet dich nicht. Es wird bloß die Falle schließen, und du wirst für immer verloren sein."

"Aber wie lange, wie lange können menschliche Muskeln und Nerven diese Qualen ertragen?"

"Ich weiß, ich weiß, mein Lieber. Ich habe in meinen langen Jahren viel gesehen und habe auch im Leiden Erfahrung. Aber ich glaube, die Säuberung läßt langsam nach. Es sind nicht mehr viele übrig geblieben, die noch gesäubert werden können — etwa 40 % aller Kommunisten im Distrikt Nikopol sind ausgestoßen oder verhaftet, und auf jedes gesäuberte Parteimitglied entfallen mindestens acht parteilose Verhaftete. Ich weiß von einem Freund aus dem Stadtkomitee — obschon ich mich nicht dafür verbürgen kann — daß ein neuer Befehl herausgekommen ist: es dürfen ohne Einwilligung der Partei keine Kommunisten mehr verhaftet werden. Um Gottes willen, halte noch ein wenig durch. Dorogan hat die Frage deiner Verhaftung schon mindestens fünfmal im Stadtkomitee aufgeworfen. Er ist wütend. Wenn du jetzt den Halunken nachgibst, so läßt du uns alle im Stich."

Ich versprach es. Es war mehr sein Glaube an mich als sein Rat oder sein Optimismus, der mich vor der Kapitulation zurückhielt.

"Und nun", sagte Silinin, "wollen wir auf das neue Jahr anstoßen."

Bis zu diesem Augenblick war es mir nicht bewußt, daß Silvester war. In jener Nacht stand ich von elf Uhr bis drei Uhr morgens im düsteren Gang bei der NKVD, blickte die farblose Wand an und hörte den Schreien der Opfer und den Flüchen ihrer

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Henkersknechte zu. Weder Gerschorn noch Dorogan beschäftigten sich mit mir — ohne Zweifel feierten sie die Ankunft des Jahres 1938 im Kreise ihrer Familien und ihrer Genossen.

Die Verhaftungen im Betrieb nahmen in den nächsten paar Tagen wieder größeren Umfang an. Jedesmal wenn das Pogrom abzuflauen schien, erwies sich die Pause nur als Auftakt eines neuen Angriffes. Durch den Tod Ordschonikidses waren die Bremsen völlig gelöst worden. Sein Nachfolger, Kaganowitsch, besaß weder die Skrupeln noch die Feinfühligkeit Ordschonikidses. Er "arbeitete zusammen", und die Verhaftungsziffern des technischen und industriellen Personals stiegen wieder rasch. Unter den aus unserem Betriebe ausgestoßenen Leuten befand sich auch Myron Ragosa, der Handelsleiter des Kombinales. Seine Frau und seine Adoptivtochter wurden aus ihrer Wohnung vertrieben.

In der ersten Januarwoche legte mir Gerschorn ein neues Schriftstück vor. Es handelte sich um meine "freiwillige Zeugenaussage" und war in Tat und Wahrheit ein Geständnis. Es war eine lange und abwegige Aussage, voller Doppelsinn und versteckter Zugeständnisse. Die Verbrechen meiner Freunde, meiner Vorgesetzten und meiner Untergebenen wurden kühn dargelegt, mein eigener Anteil an der Verantwortung wurde nur flüchtig, fast beiläufig erwähnt. Er war darin verstreut enthalten, ohne offen und in Worten ausgedrückt zu sein. Man rechnete damit, dies erleichtere mir die Unterwerfung und mache sie mir schmackhafter.

"Willst du bitte gütigst verstehen," sagte Gerschorn, während ich Seite um Seite dieses technischen Märchens las, "daß dies das absolute Minimum darstellt, was die NKVD von dir erwartet. Es wird nun nicht mehr gefeilscht. Wenn du nicht einverstanden bist, so erklärst du der NKVD den Krieg, und wirst dabei nicht mit heiler Haut davonkommen. Ich bin von diesem langweiligen Verhör ebenso ermüdet wie du, sei also vernünftig. Willst du lieber mit Tinte oder mit Bleistift unterschreiben?"

"Mit keinem von beiden. Diese Versicherungen hier, soweit ich sie beurteilen kann, entsprechen nicht der Wahrheit ... vom übrigen weiß ich nichts. Ich habe nie solche Zugeständnisse gemacht, wie du sie mir hier in den Mund legst."

"Und ich sage dir, du wirst unterschreiben, du Saboteur! Auf die gleiche Art wie Bitschkow unterschrieb und wie auch Iwantschenko unterschrieb!"

"Mach, was du willst, ich werde keine Verbrechen eingestehen, an denen ich unschuldig bin."

Gerschorn sprang in plötzlicher Wut auf und stürzte sich schreiend auf mich.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Saboteur, Zerstörer, Halunke! Nimm das — und das da!" Seine riesigen Fäuste krachten in mein Gesicht wie ein paar amoklaufende Kolben. Blut spritzte mir aus der Nase. Blut füllte mir mit warmer, salziger Übelkeit den Mund.

"Willst du nun unterschreiben?"

Und wiederum hüllte mich ein Hagel von Schlägen und Fußtritten ein. Aus einer Stirnwunde lief mir das Blut in die Augen und raubte mir die Sicht.

Mehr mit dem Gehör als mit den Augen stellte ich fest, daß Dorogan das Zimmer betrat. Meine Nerven hatten gelernt, seinen schweren Schritt zu erkennen. Auch er begann mich mit den Fäusten zu bearbeiten. Ich fiel zu Boden und krümmte mich zusammen, um mich tiefer in mich selbst zurückzuziehen, während vier schwere, grausame Schuhe mich traten und auf mir herumstampften.

Ich stöhnte vor Schmerz. Gerschgorn mußte den Wachen geklingelt haben, die mich nun aufhoben.

"Nehmt das Schwein fort! Werft ihn raus!" bellte Dorogan.

Während man mich durch die Tür trug, krachte seine Faust nochmals in mein Genick. Die Wärter führten mich in ein kleines Zimmer, wo ich allein gelassen wurde, um meine Wunden zu pflegen. Ich saß etwa eine oder zwei Stunden dort. Diese Zeit war eine maßlose Qual. Ich konnte keinen Gedanken fassen. Ich war nicht einmal zornig.

Dann trat Gerschgorn ein.

"Nun, hast du es dir überlegt oder brauchst du noch mehr Überzeugung? Wir haben noch viel bessere Argumente als diejenigen, welche du heute nacht kennengelernt hast."

"Nein, ich werde nicht unterschreiben. Du kannst mich töten, aber ich werde nicht unterschreiben."

"Ich gebe dir drei Tage Bedenkzeit. Nun verschwinde!"

Ich ging — meine Parteikarte war noch immer in meiner Tasche.

Auf der Straße taumelte ich durch einen bitterkalten Schneesturm. Der Frost peitschte in mein zerfleischtes Gesicht wie mit tausend Geißeln. Ich torkelte ins Hotel. In der Halle las ich mechanisch ein großes Plakat, das noch von den Wahlen her stammte: "Schart euch um Stalin für ein glückliches sozialistisches Leben!"

Ich legte mich auf mein Bett, ohne die Kleider auszuziehen. Ich konnte mich legen, wie ich wollte, immer sah ich das Bildnis Stalins auf der zerfetzten Tapete. Ich dachte

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

nicht an die körperlichen Schmerzen, aber an die Erniedrigung. "Jetzt also, Genosse Stalin," sagte ich zum Bildnis, "haben wir uns richtig kennengelernt. Nichts blieb unausgesprochen. Alles ist klar. Sei begrüßt, Genosse Stalin."

Eine tiefe Traurigkeit erfüllte mich, eine überpersönliche Traurigkeit. Ich litt für die ganze Menschheit. Ich war für die ganze Menschheit erniedrigt worden. Ich leide für mein Vaterland und mein Volk ..., für mein armes "sozialistisches" Rußland ...

Der Schmerz schien nachzulassen. Mitleid heilte meinen Körper, das Mitleid, das durch meine Seele floß, das aber kein Selbstmitleid, sondern ein weltumfassendes Mitleid war.

Du Gerschorn, und auch du Dorogan, und du, Führer im Kreml, ihr könnt mich nicht mehr verletzen. Ihr begreift nicht, daß ich nicht unterschreiben werde ..., denn solange ich aushalte, besteht Hoffnung. Ihr begreift nicht, daß das Schicksal unseres Landes und vielleicht das Schicksal der ganzen Menschheit von meinem Widerstand abhängen ... Ich bin nicht seidenweich und gebe nicht nach. Ich bin biegsamer Stahl. Ich biege mich, aber ich breche nicht. Ich kann zurückschlagen und ich werde zurückschlagen ...

Für kurze Zeit schlummerte ich ein, auf einer großen, sanften Wolke fortgetragen. Dann erwachte ich wieder, und der Schmerz kehrte in meinen gemarterten Körper zurück. Ich blickte in Stalins kalte Augen da droben an der Wand und haßte ihn und sein Regime, wie ich noch nie jemanden oder etwas gehaßt hatte. Nun packte die alte wiederkehrende Vorstellung, die bittersüße Vorstellung mich zu erschießen, mich von neuem, und stachelte meinen Körper an. Mein Körper aber wollte sich nicht bewegen. Ich war allzu müde, um zum Koffer zu gehen, meinen Revolver hervorzuholen und den Abzug zu drücken. Mein Geist machte alle diese Dinge, während mein Körper bewegungslos auf dem blutbefleckten Bett lag.

Unter Stalins wachsamem Auge fiel ich in Schlaf. Aber ein Teil meines Gehirns lauschte auf Schritte in der Halle. Heute nacht würden sie kommen und mich verhaften. Jetzt, ich wußte es ja! Die Schritte hallten durch meinen Schlaf. Es klopfte an meine Tür. Ich öffnete die Augen, erhob mich unter Schmerzen und stolperte zur Tür. Für ein paar Augenblicke, meine letzten Augenblicke in Freiheit, hielt ich die Türklinke in der Hand ... Dann öffnete ich.

Im Zwielflicht draußen stand eine grauhaarige, kleine Frau, deren Wintermantel mit Schnee bedeckt war. Sie trug einen Koffer in der Hand. Zuerst verstand ich nichts. Ich glaubte, dies alles sei Teil eines Wachtraumes. Dann begriff ich.

"Mutter, liebe Mutter!" rief ich, und fiel ihr in die Arme.

IV

Mutter wusch und verband meine Wunden. Sie weinte nicht. Sie stellte keine Fragen. Statt dessen sprach sie von sich selbst. Unbewußt lenkte sie mein Mitleid von meinen eigenen Schwierigkeiten ab und den ihren zu. Sie war eine Frau von ungeheurer Willenskraft.

"Verzeih mir mein unangemeldetes Kommen, Vitja", sagte sie. "Ich spürte, daß etwas nicht in Ordnung ist. Das Mutterherz, denke ich. Ich bin die vier Kilometer vom Bahnhof in diesem schrecklichen Sturm zu Fuß gegangen. Ich konnte keinen Wagen finden, nicht einmal einen Bauernkarren. Mehrere Motorräder fuhren vorbei, aber sie sahen mein Winken nicht. Vier Kilometer in diesem Sturm ist ein langer Weg mit einem Koffer. Du hast sicher nicht geglaubt, Vitjenka, daß deine alte Mutter das noch kann, nicht wahr? Aber wir kleinen Frauen sind von allen die zähesten."

Sie hatte mir Wollsocken, eine Wolldecke und warme Hemden mitgebracht ... Dinge, die ein Mann im Gefängnis oder im Konzentrationslager brauchen konnte. Ich hatte meiner Familie nichts von den Martern gesagt, und doch wußte es meine Mutter. Sie brauchte keine Fragen zu stellen ... Bald fiel das Licht des neuen Tages, vom Schnee auf dem Fenstersims widerspiegelt, durch das Fenster.

"Ja, Vitja, darin habe ich meine Erfahrungen", seufzte die Mutter, als sie den Koffer auspackte. "Ich pflegte die gleichen Dinge für deinen Vater zu packen, wenn er ins Gefängnis mußte ... Die Jahre vergehen, aber die Gefängnisse bleiben. Hier ein Paar Pelzhandschuhe. Möge uns Gott beistehen!"

Endlich flossen Tränen über ihre Wangen.

In der Aufregung unseres Wiedersehens hatte ich Stalin vergessen. Aber dort war er noch immer und blickte auf mich nieder. Plötzlich erfüllte mich eine erstickende Wut. Als die Mutter das Zimmer kurz verließ, riß ich das Bild Stalins von der Wand, langsam und mit Vorbedacht, als erfülle ich eine schwierige, aber schrecklich wichtige Handlung. Mit feierlichem Ernst, nicht mit Freude, sondern mit Kummer, zerriß ich es in Fetzen und zerriß die Fetzen in immer kleinere Stücke. Dann trug ich die kleinen Papierschnitzel sorgfältig, als seien sie äußerst kostbar, auf die Toilette in der Halle, warf sie in die Schüssel und zog an der Kette.

Ich hörte dem Gurgeln des Wassers zu und wußte, daß ich niemals, niemals wieder der Partei, dem Führer und unserer Sache auf dieselbe Art dienen könne. Die Nabelschnur, die mich trotz allem so lange an diese Gedanken und Symbole gebunden hatte, war nun endlich und für immer zerschnitten. Ich arbeite weiter für die Regierung und erhalte wichtige Parteaufträge, ich werde Reden halten. Aber all dies wird Schauspielererei, Strategie sein, während ich geduldig auf die Gelegenheit zur Flucht

warte. Flucht! Ich dachte an sie nicht als an ein Ende des Kampfes, aber als an eine Gelegenheit, den Kampf ernstlich aufzunehmen.

V

Im Betrieb begegnete ich einzelnen Fragen wegen meiner geschwollenen Augen und Wunden mit der erfundenen Geschichte eines Unfalls; aber ich sah es den Augen der Leute an, daß sie davon nicht überzeugt waren. Da erreichte mich eine Nachricht aus Dnjepropetrowsk: Der Kontrollrat wolle übermorgen meinen Fall wieder aufnehmen und verlange meine Anwesenheit. Der neue Direktor des Betriebes weigerte sich, mir dafür Urlaub zu geben. Aber ich faßte im stillen den Entschluß, auch ohne seine Erlaubnis zu gehen.

An diesem Abend begleitete ich die Mutter an den Bahnhof, beruhigte sie, so gut ich konnte, und sagte ihr, in zwei Tagen würde ich nach Hause auf Besuch kommen.

Ich sagte niemandem auch nur eine Silbe über meine Vorladung vor den Kontrollrat und reiste nach Dnjepropetrowsk ab. Jene Nacht — die drei Tage Bedenkzeit waren verstrichen — sollte Genosse Gerschorn vergeblich auf mich warten. Die beiden Nächte ununterbrochenen Schlafes hatten mir neue Kraft gegeben und mit der Kraft auch neue Hoffnung.

Im Empfangszimmer des Kontrollrates, im Regionalhauptquartier der Partei, hatte ein Tschekist Dienst. Mit plötzlicher Beunruhigung dachte ich daran, daß jenseits dieser großen Doppeltür Fremde über mein Schicksal entschieden. Etwa acht oder zehn Leute saßen auf der gepolsterten Bank im Empfangszimmer. Nach ihren mürrischen Gesichtszügen zu schließen, beschäftigte sie alle ein Problem, das dem meinen sehr ähnlich sein mußte. Der Untersuchungsbeamte der Partei (derselbe, welcher nach Nikopol gekommen war) trat aus dem Sitzungszimmer. Er erkannte mich.

"Oh, ich freue mich, daß du gekommen bist, Genosse Kravchenko", sagte er lächelnd, was mich ein wenig beruhigte.

Dann trat ein zweiter Funktionär heraus und rief einen Namen auf. Ein großer, würdiger, bärtiger Mann von ungefähr vierzig Jahren, mit flachsblonden Haaren erhob sich eilig. Der Beamte geleitete ihn ins hintere Zimmer. Nach ungefähr fünfzig Minuten kam er wieder, totenblaß, schwitzend und sichtlich zitternd. Er nahm wiederum auf der gepolsterten Bank seinen Platz bei den Wartenden ein.

Plötzlich traten zwei uniformierte NKVD-Männer mit gezogenen Revolvern ins Empfangszimmer. Der eine rief denselben Namen, den wir bereits gehört hatten. Der bärtige Mann stand verwirrt auf.



Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Du bist verhaftet", gab ihm der NKVD-Offizier bekannt. "Komm mit!" "Aber, das ist unmöglich ... Es muß ein Irrtum vorliegen ... Die Kommission beratschlagt noch über meinen Fall..."

"Vorwärts, aber rasch! Oder wir tragen dich raus!"

Die Tschekisten gingen mit ihrem Gefangenen fort. Wir andern blieben schweigend zurück und wagten nicht, einander anzublicken.

Schließlich wurde auch ich vor den Rat gerufen. Ich befand mich in einem großen, hell erleuchteten Saal. Fünf Männer saßen hinter einem mit einem roten Tuch bedeckten Tisch. Ich war zu aufgeregt, um den ganzen Schauplatz mit einem einzigen Blick zu messen. Mein erster Eindruck war einzig der, daß niemand lächelte, ein Eindruck böser Grimmigkeit.

"Guten Tag, Genosse Kravchenko", sagte der Präsident. "Nimm Platz. Beantworte die Fragen kurz und klar. Und reg dich nicht auf."

Als ich mich setzte, musterte ich die fünf Gesichter. Und plötzlich bemerkte ich, daß eines von ihnen lächelte und mir einen Gruß zunickte. Gott sei Dank... Gregoriew! Gregoriew war ein alter, schon vorrevolutionärer Bolschewik. Er kannte mich seit meiner Kindheit. Er hatte mit meinem Vater zusammen in der Petrowski-Lenin-Fabrik (nun hieß sie bloß noch Lenin-Fabrik, weil Petrowski verhaftet worden war) gearbeitet. Mir war, als fiel eine Zentnerlast von mir. Wenigstens einer, der verstehen würde, der wußte, daß ich nicht aus dem Stoff der Saboteure geschaffen und daß der ältere Kravchenko niemals ein Menschewik gewesen war. Dies gab meinem Herzen und meiner Seele einen Halt, an dem ich mich aufrichten konnte. Ich war nun imstande kühner und klarer zu sprechen.

Ober eine Stunde lang beantwortete ich Fragen. Einer der Fragesteller, ein dunkelhaariger Georgier mit hypochondrischem Gesicht und kratzender Stimme, schien mir feindlich gesinnt. Der Vorsitzende und der Arbeiter Gregoriew waren eher wohlwollend. Ich beantwortete die Fragen über meinen Vater, über die "aufgestapelten" Instrumente und über meine Beziehungen zu einer langen Liste von "Volksfeinden". Da ich nichts zu verbergen hatte, antwortete ich ohne zu Zögern und immer genau auf die gestellte Frage.

Einmal sagte Gregoriew plötzlich, indem er die herkömmliche Verfolgungstechnik ablegte: "Genosse Kravchenko, ich habe dich und deine Familie lange Zeit gekannt. Sag uns offen, wie es dir zu Mute ist."

"Offengestanden, Genossen," sagte ich, "mir ist es lausig zu Mute. Ich bin nun über ein Jahr lang gemartert worden. Gemartert, Genossen, versteht ihr das?" Unbewußt

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

erhob ich meine Hand zu meinem verletzten Gesicht. "Auch sollt ihr wissen, daß ich ohne Erlaubnis hierher gekommen bin und nicht weiß, was mich bei meiner Rückkehr erwartet."

"Und wer hat dich gemartert?" fragte der dunkle Georgier krächzend.

"Ich darf es nicht sagen..."

"Lassen wir das, lassen wir das," warf der Vorsitzende eilig dazwischen, "wir wollen mit dem Verhör fortfahren."

Bald saß ich wieder im Wartezimmer, dort, wo auch der Verhaftete gesessen. Ich begann zu rauchen. Jedesmal wenn sich die äußere Türe öffnete, glaubte ich mit Sicherheit, die NKVD komme mich holen. Nach etwa fünfzehn qualvollen Minuten wurde ich wieder vor den Rat geführt.

"Genosse Kravchenko," gab der Vorsitzende, diesmal breit lächelnd, bekannt, "der Rat hat beschlossen, die Entscheidung des Stadtkomitees von Nikopol zu bestätigen und überdies den Verweis gegen dich zurückzuziehen. Du kannst nun an deine Arbeit zurück. Niemand wird dich weiter belästigen. Aber ich möchte vorschlagen, daß du deinen Arbeitsplatz wechselst. Ein neuer Anfang an einem andern Ort, verstehst du. Habe Vertrauen in die Partei und unseren Führer. Auf Wiedersehn, Genosse, und viel Glück."

Er konnte damals selbstverständlich nicht wissen, daß zwei Monate später er und Gregoriew selbst als "Volksfeinde" verhaftet würden!

Alle fünf schüttelten mir die Hand. Ich ging hinaus. Ich war aber nicht so grenzenlos glücklich wie nach meiner ersten Säuberung am Institut. Ich war zwar frei und gerettet, aber mein Glaube war für immer verloren. An seiner Stelle lag ein Stein des Hasses.

In jener Nacht schlief ich zu Hause bei meiner Familie einen tiefen, traumlosen Schlaf. Am Morgen telephonierte ich einem meiner Vorgesetzten im Glawtrubostal<sup>42</sup> in Moskau. Ich erklärte ihm, ich sei nun vom Kontrollrat völlig rehabilitiert worden und möchte auf dessen Vorschlag hin in eine andere Stadt versetzt werden. Er verstand mich und willigte ein, dem Direktor in Nikopol zu telegraphieren, man wünsche mich augenblicklich bei einer Konferenz in der Hauptstadt.

In Nikopol ließ mich Gerschgorin nicht mehr kommen. Direktor Schalachow übersah meinen Verstoß gegen die Disziplin und war durch die Botschaft aus Moskau eingeschüchtert. Nachdem ich noch die vernachlässigte Arbeit in meiner Abteilung erledigt hatte, machte ich mich auf den Weg in die Hauptstadt.

---

<sup>42</sup> Hauptverwaltung Rohrwalz- und Rohrbiege-Industrie im Ministerium für Eisenmetallurgie der UdSSR

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Lazar Kaganowitsch<sup>43</sup>, Mitglied des Politbüros, stand im Rufe, einer der wenigen vertrauten Freunde Stalins zu sein. Er hatte nun jene Stellung inne, die einst Ordschonikidse bekleidet hatte. Der Weg in sein Büro war mir durch Glawtrubostal geebnet worden. Spät nachts, nach den üblichen Wartestunden in einem überfüllten Vorzimmer, stand ich vor dem erlauchten Kommissar.

Ich hatte Kaganowitsch bereits mehrmals in früheren Abschnitten seiner Laufbahn kennen gelernt. Er trug damals einen schütterten, kleinen, dunklen Bart und glich beinahe dem Prototyp eines Intellektuellen. Der Mann, dem ich jetzt gegenüber trat, hatte sich verblüffend verändert. Der Bart war verschwunden und durch einen stalinesken Schnurrbart ersetzt. Sein Gesicht war massig, schwammig und brutal geworden. Es war nicht nur eine äußerliche Veränderung, auch der ganze innere Mensch schien anders geworden zu sein; der Intellektuelle hatte sich in einen Bürokraten gewandelt. Während wir miteinander sprachen, spielte Kaganowitsch nervös mit einer Bernsteinkette. Dies war bei den hohen Beamten Mode geworden, eine Art bolschewistischer Rosenkranz.

Ich erzählte ihm kurz von meinen Schwierigkeiten in Nikopol, die nun offenbar ein Ende genommen hatten.

"Partei und Volk säubern sich von den Feinden", erklärte Kaganowitsch wichtigtuerisch. "Es ist unvermeidlich, daß die Schläge manchmal den Falschen treffen. Wenn ein Wald gefällt wird, fliegen die Späne."

"Dies schafft mir keine Erleichterung, Lazar Moisejewitsch."

"Ein Bolschewist muß hart, tapfer und unerschütterlich sein, bereit, sich für die Partei zu opfern. Ja, bereit, nicht nur sein Leben, sondern auch seine Selbstachtung und seine Feinfühligkeit zu opfern. Bedenke, daß wir von kapitalistischen Schurken umringt sind. Von Zeit zu Zeit müssen wir unsere Reihen prüfen und sie von kapitalistischen Agenten säubern — falls nötig, mit Feuer und Schwert."

---

<sup>43</sup> Lasar Moissejewitsch Kaganowitsch, ursprünglich Lasar Mossjewitsch Kogan (1893-1991) hatte jüdische Eltern, lernte das Handwerk eines Schuhmachers und arbeitete danach in einer Schuhfabrik. 1911 schloß er sich der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Russlands (SDAPR) an. Er betrieb propagandistische Parteiarbeit unter den jüdischstämmigen Arbeitern der Nordukraine und in Belarus. Während der Stalinzeit hatte er eine Fülle von bedeutenden Funktionen in der Partei übernommen. Kaganowitsch war mitverantwortlich für die Stalinschen Säuberungen in den Jahren 1937 bis 1939. Seine Teilnahme am Großen Terror rechtfertigte er später mit der Aussage: "Wir haben uns versündigt, indem wir zu weit gingen und gewiß alle Fehler gemacht ... dafür aber den Zweiten Weltkrieg gewonnen haben." Kaganowitsch gehörte zu den Verantwortlichen für das Massaker von Katyn. Er war gegen Ende der Herrschaft Stalins der einzige verbliebene Jude in der obersten sowjetischen Führung, unternahm jedoch nichts, um die Ende 1948 gestartete antisemitische Kampagne zu stoppen. Nach dem XXII. Parteitag von 1961 wurden u. a. Kaganowitsch, Molotow und Malenkow aus der Partei ausgeschlossen. Sein politischer Abgang zeigt jedoch, dass sich in der Chruschtschow-Ära einiges geändert hatte. Während zu Lebzeiten Stalins abgewählte und ausgestoßene Mitglieder des Politbüros in der Regel verhaftet und erschossen wurden, wohnte Kaganowitsch als Rentner bis zu seinem Lebensende in Moskau. Er beharrte zeitlebens darauf, daß Stalins und seine Politik der richtige Weg war und verteidigte in seinen Memoiren seinen Weg. (WP)

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Darüber diskutierte ich nicht. Ordschonikidse hätte meine Leiden verstanden und ein Wort der Entschuldigung oder des Mitleids ausgesprochen, nicht aber dieser Kaganowitsch mit seinen stählernen, kalten Augen und seiner stählernen Sprache. Wie war ich doch dieser Ansprachen, dieser frommen Anrufungen und dieser stickigen Phrasendrescherei, welche nur die menschlichen Irrtümer verdeckten, überdrüssig!

Zuerst schlug mir der Kommissar eine Stellung als Chefingenieur des Nikopoler Kombines vor, schließlich aber konnte ich ihn überzeugen, daß es mir unmöglich war, an diesem Ort mein Bestes zu geben, der mit so vielen üblen Erinnerungen verseucht war. Dann beschloß er, die Frage dem Entscheid des Glawtrubostal zu überlassen. Beim Abschied kam mir wieder jene Phrase in den Sinn, die ihn in den letzten zwei Jahren berüchtigt gemacht hatte: "Wir werden ihnen die Schädel einschlagen", pflegte Kaganowitsch von Klassenfeinden und Saboteuren zu sagen.

Bevor ich Moskau verließ, wurde ich dem metallurgischen Betrieb Andrejew in Taganrog zugeteilt.

Zurück in Nikopol, ging ich aufs Stadtkomitee, um meine formelle Parteiangliederung nach Taganrog zu melden. Sekretär Kondraschin war zum Erbrechen leutselig. Flüsternd gab er mir bekannt, er habe tapfer dem Drucke Dorogans, der meine Verhaftung wünschte, widerstanden. Er wollte sein Scherflein ins Trockene bringen. Wer weiß? Eines Tages mochte dieser zerschlagene Kravchenko eine Stellung erlangen, die es ihm ermöglichte, dies zu vergelten. Im neuen Rußland häuft man sich, politisch gesprochen, für die Regentage Verdienste auf.

Vor dem Komitee-Hauptquartier traf ich Dorogan. "Du flüchtest dich also nach Taganrog", höhnte er. "Triumphiere nur nicht zu früh! Du wirst nie aus unserer Reichweite entfliehen. Es gibt auf der ganzen Welt keinen Flecken, wo wir dich nicht erwischen, wenn wir dazu beauftragt sind!"

"Das ist deine Sache", sagte ich.

"Wie schade, daß ich dich nicht gleich ins Gefängnis gesteckt habe, statt es diesen Idioten zu erlauben, einen öffentlichen Säuberungsprozeß zu inszenieren ..."

"Sag mir, Dorogan, weshalb hast du einen solchen Haß auf mich? Ich habe dir persönlich niemals etwas zuleide getan."

"Das ist meine Sache", schnarrte er und lief wütend davon.

Im Betrieb nahm ich von meinen Arbeitern Abschied. Ich war von der Einfachheit und Ehrlichkeit ihrer Zuneigung tief gerührt. Obgleich sie die Einzelheiten nicht errieten, fühlten sie doch die Tiefe meiner Leiden und zeigten mir ihre Zuneigung.

## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Silinin umarmte mich mit echtem Gefühl. Ebenfalls Guschtschin. Dann erblickte ich Kirjuschkin, der die Hände an seiner Schürze abwischte und ging auf ihn zu. Ich gab ihm die Hand und drückte sie herzlich. Es brauchte wenig Worte zwischen uns.

"Leb wohl, Victor Andrejewitsch," sagte er, "Gott wache über dir. Was auch immer geschehen mag, erinnere dich daran, daß Millionen von Kirjuschkins auf deiner Seite stehen, immer auf deiner Seite ... selbst wenn wir hilflos sind. "

\*

Ich war anfangs des Jahres 1935 hoffnungsvoll und begeistert nach Nikopol gekommen, um als Ingenieur und Industrieller für das Wohl des Landes und meines Volkes zu arbeiten. Beinahe drei Jahre später verließ ich es wieder, aller Hoffnung bar, ohne Ehrgeiz und in tiefster Seele verwundet. Gerne hätte ich mein höheres Einkommen und die sogenannten Privilegien mit dem Untertauchen in die graue, zerschlagene Herde der sich plagenden Menschheit vertauscht.

Wie lautete bei der Schlußbilanz meine Haupterrungenschaft dieser drei Jahre? Nur dies: ich war noch frei und am Leben, während Millionen andere, ebenso Unschuldige, ermordet wurden, Sklavenarbeit für einen erbarmungslosen Staat leisteten, oder zumindest ihrer Stellungen verlustig gingen.

Einst war die Industrialisierung meines Landes ein Ansporn und eine Herausforderung für mein jugendliches Blut. Ich liebte den Ingenieurberuf. Ich liebte den Rhythmus der Arbeit, kräftig, geordnet und furchtlos — Rohstoffe bei Beginn des Arbeitsprozesses und fertige Produkte am Schluß! Dieser schöpferische Antrieb war mir verlorengegangen. Die kühne technische Vision war durch Furcht, Vorsicht und Argwohn verdrängt worden. Mein Fachwissen und die technischen Fähigkeiten waren eine grausame Falle. Für immer saß ich darin gefangen und war dazu verdammt, Verantwortungen auf mich zu laden, die nur Gefahren, aber keine Freude bargen.

(18) Arbeit: Frei und Sklave

*Im Andrejew-Werk – Moskau, März 1938: Beförderung zum Werksleiter, Genosse Mischa und dessen Sicht auf die Säuberungen – Das Nowo-Trubni-Werk in Perwouralsk: Produktionssteigerung, Fall Magrilow – Verhör eines Saboteurs – Ingenieur Panow und Sonderaufträge – Begegnung mit Zwangsarbeitern.*

I

Taganrog, in der Provinz Rostow, liegt am Asowschen Meer. Früher eine unberührte und stille Stadt mit großen Gärten und Obstwiesen, war sie heute durch den Fünfjahresplan von Menschen überfüllt. Sie hatte sich in eine Stadt des Rauches und des Rußes gewandelt. Die Luft war stickig von den faulen Ausdünstungen aus den neuen Konservenfabriken. Kilometerweit dehnten sich neue Wohnsiedlungen und Baracken, welche sich um die Flugzeug-, Motorrad-, Metallurgie- und Schuhfabriken gruppierten.

Der Andrejew-Betrieb erhielt seinen Namen nach einem Mitglied des Politbüros und fabrizierte Eisenbahnräder, Metallplatten, Röhren und andere Stahlprodukte. Die Leitung der Röhrenabteilung wurde selbstverständlich mir unterstellt. Man wies mir eine komfortable Wohnung in der für die Elite bestimmten Verwaltung zu.

Hatten die Architekten absichtlich den Gegensatz zwischen den oberen und unteren Klassen in der Sowjetwelt unterstrichen? Ich glaube nicht. Und doch war dieser Gegensatz so deutlich, daß er sich förmlich aufdrängte und unbequem wurde. Schöne schattige Bäume verdeckten den Ausblick auf die Fabrikmauern und Baracken. Kieswege, umsäumt von Fliederbüschen, führten zu einem Bade- und Bootshaus (natürlich für die Beamten reserviert) an einem wohlgepflegten Strande. Auch gab es Tennis- und Krocketplätze, Billardräume und einen hübschen, reservierten Speisesaal.

In diesem ganzen Luxus fehlte einzig ein lächelndes Gesicht oder eine fröhliche Miene. Das Schlimmste der Säuberungswut war zwar überstanden, aber noch immer spürte man die Nachwehen. Fast die Hälfte des Verwaltungspersonals, der Parteimitglieder und Parteilosen war erfaßt worden. Die Überlebenden zitterten, fühlten sich noch immer verfolgt und schämten sich fast, so lange verschont geblieben zu sein. Als Leiter des Provinzkomitees von Rostow war ein neuer Sekretär, Dwinski, früher Funktionär in Stalins eigenem Sekretariat, direkt aus Moskau berufen worden. Semion

## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Resnikow, leitete als neuer Direktor den Betrieb. Aber die Geister der liquidierten Führer waren noch immer gegenwärtig.

Ein gutgemeinter Rat Ordschonikidses an die Ingenieure lautete: "Lernt die technologische Kultur und die Sauberkeit bei Boris Kolesnikow." Der metallurgische Betrieb von Taganrog, den Direktor Kolesnikow einige Jahre geleitet hatte, bildete sein Prunkstück. Nach einem Aufenthalt in den Vereinigten Staaten tat er sein möglichstes, um amerikanische Organisation und Leistungsfähigkeit einzuführen. Seine "Amerikanisierung" ging so weit, daß ihn seine Mitarbeiter für einen "schwierigen Menschen" hielten. Nun waren dieser Kolesnikow und seine Frau verhaftet. Gerüchte besagten, sowohl er wie seine Frau seien erschossen und ihre Kinder in ein besonderes Gefängnis für Minderjährige nach Charkow überführt worden.

Obschon seit der Liquidierung Kolesnikows und seines Stabes erst einige Monate vergangen waren, bemerkte ich bei meiner Ankunft kaum mehr Spuren seiner leidenschaftlichen Amerikanisierung. Das Werk, für das man ihn mit Preisen und Auszeichnungen überhäuft hatte, lag nun zerstört. Schmutz und Unordnung herrschten allüberall. Direktor Resnikow und ich waren über die vor uns liegende Aufgabe entsetzt.

Bei der Begegnung mit lokalen und regionalen Parteibeamten bemerkte ich, daß mir mein Ruf vorangeeilt war. Das Nikopoler Komitee und Dorogan hatten alles "Material" über mich weitergeleitet. Man gestattete mir nicht, mit einem sauberen Ruf zu beginnen. Die hiesigen Parteibüffel bedeuteten mir sogleich, ich sei hier nur zur Probe angestellt und ihrer Gnade oder Ungnade ausgeliefert. Sie stellten meinen Geist und Charakter oftmals grob auf die Probe, spähten nach meinen Schwächen und versuchten, mich zu unvorsichtigen Handlungen zu verleiten.

Das war nicht eben ein ermutigender Anfang. Meine Stimmung wurde überdies auch kaum gehoben durch die Tatsache, daß hier die Zwangsarbeit noch offensichtlicher als in Nikopol an der Tagesordnung war. Ein großes Kontingent von NKVD-Sklaven verrichtete beim Laden und Verladen in unseren Warenlagern den größten Teil der Schwerarbeit. Sie arbeiteten täglich zehn bis zwölf Stunden unter bewaffneter Aufsicht. Eine noch größere Gruppe arbeitete an neuen Bauprojekten an der benachbarten metallurgischen Fabrik Sulinski, und ich begegnete immer ganzen Kolonnen dieser Heloten auf der Autostraße zwischen Taganrog und Rostow.

Der Anblick der eingefallenen und kaum mehr menschlichen Geschöpfe in ihren schmutzigen Lumpen löschte jeden aufkommenden Funken von Begeisterung in meinem Herzen. Das Wissen um diese Millionen von arbeitenden und leidenden Sklaven, die wie Fliegen dahinstarben und sich über ganz Rußland verteilten, war so niederschmetternd, daß ich mich bemühte, zu vergessen. Jede unmittelbare Gegenüberstellung mit dieser grausamen Wirklichkeit traf mich deshalb wie ein Peitschenhieb. Das Gefühl, daß ich nur durch einen Zufall noch nicht zu dieser Legion

der Verdammten gehörte und dennoch vermutlich bald in ihren Reihen sein werde, erhöhte den Schmerz.

Ungefähr zwei Wochen nach meiner Ankunft, da ich noch kaum Zeit gefunden hatte, meine Aufgabe zu überblicken und einzuteilen, wurde ich spät nachts ins Hauptquartier der NKVD von Taganrog beordert. Der Chef der Handelsabteilung, an dessen Name ich mich nicht mehr erinnere, empfing mich. Sein Benehmen war korrekt, aber zurückhaltend. Ich bemerkte sogleich auf seinem Schreibtisch das "Material" über meinen Fall, das ihm von seinen Nikopoler Genossen übergeben worden war.

"Es ist meine besondere Aufgabe, dein Röhrenwalzwerk zu beobachten," gab er bekannt, "und ich hielt es deshalb für richtig, daß wir gleich miteinander Fühlung nehmen." Er lehnte sich in seinen Stuhl zurück, wie ein Kind, das sich anschickt, vor dem Einschlafen noch ein Märchen anzuhören. "Nun, erzähle mir von dir."

"Ich weiß nicht, was ich dir sagen soll. Mir scheint, du weißt bereits alles."

"Nein, nein, mein lieber Kravchenko, man weiß niemals alles. Würdest du vielleicht die Güte haben, mir beispielsweise zu erzählen, wie lange du Ingenieur Nikolai M\*\*\* gekannt hast und auf welche Art du seine Bekanntschaft machtest?"

M\*\*\* war Assistent des Chefingenieurs in unserem Betrieb. Wir hatten zu verschiedenen Zeiten miteinander gearbeitet, und ich schätzte ihn hoch.

"Was hatte er mit deiner hiesigen Anstellung zu tun?" erkundigte sich der Tschekist.

"Gar nichts. Ich wußte nicht einmal, daß er hier arbeitet."

"Weshalb hat sich dann M\*\*\* zu Resnikow so begeistert über dich geäußert?"

"Davon weiß ich nichts. Da er mich kannte, scheint es mir verständlich, daß er über mich gesprochen hat."

"Wir von der NKVD sehen darin ganz und gar nichts Verständliches. Im Gegenteil, es kommt mir sehr merkwürdig vor, daß du, ein Parteimitglied, von einem Nichtkommunisten, dessen Treue, unter uns gesagt, nicht sehr fest steht, wie ein Protégé behandelt wirst."

Sodann erkundigte er sich über den früheren Direktor Kolesnikow.

"Hör mal, Genosse," sagte ich hitzig, "ich habe dieselben Fragen während eineinhalb Jahren schon hundertmal beantwortet — in meiner Säuberungsperiode. Ich beantwortete sie bei NKVD-Verhören, beim Stadtkomitee und vor dem Kontrollrat, bis sie mir zum



## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Halse heraushingen. Man hat mich von Moskau hierher gesandt, um zu arbeiten. Ich bin rehabilitiert. Kannst du mich nicht in Frieden lassen?"

"Na, na, Genosse Kravchenko, nimm dich zusammen." Er blickte mich erstaunt an, als erscheine ich ihm wie ein rätselhaftes Gespenst in einer Flasche. "Sei dir bitte bewußt, daß es vorkommen kann, daß ein Mann auf der ganzen Linie rehabilitiert wird und dann — bums! — erfolgt auf Grund neuen Beweismaterials seine Verhaftung."

Ich verstand den Wink. Müde fügte ich mich wiederum dem stählernen Verhör und gab die vertrauten Antworten, die aus meinem Gedächtnis im vergangenen Jahr herausgepreßt worden waren. Der Polizeibeamte spielte mit mir, Stunde um Stunde, wie ein unbekümmertes Kind mit einem Käfer. Den eigentlichen Zweck des Verhörs konnte ich nicht erkennen. Er ließ das eine Thema nur fallen, um es gleich darauf plötzlich wieder aufzugreifen — ein Trick, den man mir in der Vergangenheit schon allzu oft vorgemacht hatte.

Was mir in dieser einen Nacht vor allem klar wurde, war die Tatsache, daß hier, wie in Nikopol, jeder Ingenieur und Leiter bei seiner Arbeit und in seinem Heim von Spionen umringt war. Es wurde mir auch klar, daß die NKVD von Taganrog beabsichtigte, einen Fall gegen diesen M\*\* zusammenzuschustern. Ich vermutete, daß diesem armen Burschen, trotzdem er sich in Freiheit befand, dieselbe Art von nächtlicher "Ausbildung" zuteil wurde, die auch ich durchgekostet hatte.

Nach nur zwei oder drei Stunden Schlaf ging ich am anderen Morgen in mein Büro und traf Entscheidungen über Millionenwerte. Welch grausame Ironie!

## II

Mein Aufenthalt an den Gestaden des Asowschen Meeres sollte äußerst kurz sein. Ohne weitere Erklärung wurde ich von Glawtrubostal nach Moskau berufen. Der Leiter der Organisation, Merkulow, teilte mir in Gegenwart seines Assistenten Koschewnikow mit, Kommissar Kaganowitsch und die Partei hätten mir eine außerordentlich ehrenvolle Aufgabe zgedacht.

"Der Nowo-Trubni [neue Röhren] -Betrieb im Ural", sagte er, "war eine Brutstätte der Saboteure. Die meisten der Halunken sind rausgeschmissen worden, und die übrigen werden bald hinter Schloß und Riegel sitzen. Jetzt führen wir der Verwaltung fähige, qualifizierte und politisch zuverlässige Leute zu."

"Das schließt mich aus", lächelte ich. "Ich bin ein Sünder, Genosse Merkulow. Ich wurde zwar gesäubert und gerechtfertigt, aber noch immer beschmutzen mich von Kopf bis Fuß scheußliche Anklagen."

"Wir wissen davon, aber wir haben Vertrauen in dich."

"Na, komm schon, Victor Andrejewitsch," nickte Koschewnikow, "hör auf, dich wegen des Vergangenen beleidigt zu fühlen."

"Auf jeden Fall", fuhr Merkulow fort, "ernennen wir dich zum Leiter unseres größten Röhrenunterwerks, dem größten nicht nur in Rußland, sondern in ganz Europa."

"Aber ich will gar nicht in den Ural. Ich bin müde. Wozu soll ich an diesem schrecklichen Ort arbeiten?"

Das Nowo-Trubni-Werk in Perwouralsk, etwa vierzig Kilometer von Swerdlowsk entfernt, war in unserer Industrie berüchtigt. Man hatte es in einer verlorenen Gegend kilometerweit von Nirgendwo erbaut, inmitten von Marschland, Sümpfen, Kieferwäldern und Konzentrationslagern. Mit der Arbeit wurde einige Jahre zu früh begonnen. Es fehlten betriebswichtige Abteilungen und eine genügende Anzahl von Fachleuten. Unter diesen Umständen war die Produktion gering und schlecht. Die unglücklichen Direktoren des unvollendeten Betriebs bezahlten die Fehler der verantwortlichen Instanzen in Moskau mit ihrer Freiheit.

"Wir wissen, daß in Perwouralsk eine Sauordnung herrscht und werden dir deshalb volle Unterstützung angedeihen lassen", versprach Merkulow. "Genosse Kaganowitsch wird dir persönlich beistehen. Wir geben dir das höchste Einkommen, Anteil an jedem Prozent des Fortschritts, ein neues Auto und was du dir wünschest."

"Ich wünsche bloß, in Taganrog bleiben zu dürfen."

"Bedaure. Ich habe erwartet, daß du das Vertrauen der Partei etwas mehr würdigst. Deine Ernennung steht bereits fest. Sie ist vom Zentralkomitee gutgeheißen worden."

Als ich später allein mit Koschewnikow war, konnte ich nicht umhin, zu bemerken: "Da du glaubst, daß erzwungene Liebe Früchte trägt und mich mit Disziplinarstrafen bedrohst, nehme ich die neue Stellung an und werde mein möglichstes tun."

"Nun, das ist ja großartig!" lachte er. "Die Liebe, weißt du, ist eine reine Gewohnheitssache. Zuerst ein Zwang, dann eine Gewohnheit und schlußendlich wird daraus Liebe. Die Sache ist also abgemacht. Beginnen wir mit der Arbeit."

Ich traf den neu ernannten Direktor des ganzen Kombinats, Jakob Osadschi, der mein einziger Vorgesetzter im Ural sein sollte, und mehrere andere, die eben erst unserer Arbeit zugeteilt worden waren. Eine völlig neue Verwaltung versammelte sich in Moskau — ohne daß die Ingenieure und Leiter des Kombinats etwas davon wußten. Ich sah meiner neuen Stellung mit bitterem Groll entgegen. Nowo-Trubni produzierte nur

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

35-40 Prozent der monatlichen Norm und wurde in Presse und öffentlichen Ansprachen oft als Schreckensbeispiel der Mißwirtschaft und Sabotage hingestellt. Ich übernahm einen der faulsten Betriebe der gesamten Metallurgie.

Zudem war die Atmosphäre Moskaus damals sehr dazu angetan, meinen Pessimismus zu vertiefen. Es war die zweite Märzwoche des Jahres 1938: jene Woche, da der dritte und sensationellste aller blutigen Säuberungsprozesse stattfand. Das Land hatte sich nun endlich an die grotesken Anklagen gegen die Väter der Revolution und an deren noch groteskere "Geständnisse" gewöhnt. Und doch horchte es diesmal entsetzt und ungläubig auf, weil unter den Angeklagten Bucharin, Rykow, Krestinski und andere waren, alles bekannte Namen aus der alten Garde Lenins.

Nikolai Bucharin, ein geistreicher, asketischer und ehrwürdiger "Bolschewikenheiliger", wurde von der kommunistischen Jugend meiner Generation besonders vergöttert. Ich erinnerte mich an unsere erste Begegnung vor langer Zeit im Büro Ordschonikidses und an spätere Begegnungen in seinem eigenen Büro. Selbst nachdem er aus dem Politbüro ausgestoßen und offiziell in Ungnade gefallen war, löste noch jedes Erscheinen Bucharins vor der Öffentlichkeit Beifallsstürme aus, wie sie sonst nur Stalin zuteil wurden. Alexej Rykow war der Nachfolger Lenins als Vorsitzender im Rat der Volkskommissare. Er trug den zerzausten Bart und die brennenden Augen eines Fanatikers, und selbst seine notorische Trunksucht verminderte seine Beliebtheit nicht. Jetzt waren diese und ihnen gleichgestellte Männer geschändet, und die Ehre, die wir auf sie verschwendet hatten, gröblich beleidigt. Sie wurden als Spione, kapitalistische Agenten und Verräter erschossen.

Ich kann es selbst bezeugen, daß ich niemanen in Moskau fand, der ihren Geständnissen auch nur die leiseste Bedeutung beimaß. Diese Männer hatten sich in ihr Los gefügt und spielten als Puppen in einer politischen Moralität, die mit der Wahrheit überhaupt nichts mehr zu tun hatte. Stalin erledigte seine persönlichen Gegner, und es war ihm gelungen, sie zu zwingen, an ihrer eigenen Erniedrigung und Vernichtung mitzuwirken. Rätselhaft blieben uns die von ihm angewandten Methoden. Aber selbst von den Parteileuten wurde nicht erwartet, daß sie die Zeugnisse des Gerichtshofes wörtlich glaubten, was bei uns Kommunisten einem Eingeständnis angeborener Idiotie gleichgekommen wäre. Wir deuteten diese Märchen bestenfalls als Symbole und Allegorien.

Der alte Genosse Mischa, den ich auch auf dieser Reise wieder besuchte, war äußerst niedergeschlagen. Er hatte die verurteilten Führer schon vor und auch nach der Revolution gut gekannt. Seine Erklärungen für ihre Geständnisse standen, auch wenn sie bei weitem noch nicht befriedigend waren, wenigstens einer logischen Erfassung dieses Phänomens näher als alles andere, was ich darüber zu hören bekam. Sie gründeten auf Informationen seiner zahlreichen Freunde im Kreml.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Erstens, Vitja," sagte er, "bleibt eine Lüge immer eine Lüge, gleichgültig wieviele Leute sich zu ihr bekennen. Doch lassen wir die Rhetorik. Bucharin, Rykow und die anderen, waren trotz ihrer heroischen Vergangenheit eben doch nur Menschen aus Fleisch und Blut. Du selbst hast mir erzählt, wie nahe du in Nikopol daran warst, unter ständigem Druck eine ganze Menge Lügen zu unterschreiben. Was du aber durchgemacht hast, war ein Kinderspiel im Vergleich mit den moralischen und vielleicht auch physischen Zwangsmitteln, die man gegen diese Führer angewandt hat."

"Aber, Genosse Mischa, die gleichen Männer haben doch früher gegenüber den Verfolgungen und Drohungen der zaristischen Polizei durchgehalten."

"Unglücklicherweise kann man das gar nicht miteinander vergleichen. Die Geheimpolizei der zaristischen Ochrana war viel zu primitiv, nicht so wissenschaftlich und nicht so teuflisch schlau, wie das gegenwärtige System. Ich frage mich, wie viele von uns alten Revolutionären durchgehalten hätten, wenn die Ochrana uns mit dem wissenschaftlichen Sadismus der NKVD begegnet wäre.

Und noch eins, Vitja, etwas ebenso Wichtiges. Früher waren diese Männer von einem tiefen Glauben getragen, der sie aufrecht erhielt. Sie waren bereit, sich selbst und — was noch viel schwerer ist — auch ihre eigenen Angehörigen für einen großen Glauben und eine leidenschaftliche Hoffnung zu opfern. Was aber sollte sie während den NKVD-Foltern und ihrer Einzelhaft aufrechterhalten? Weder Glaube noch Hoffnung. Sie waren enttäuschte Menschen. Ihre Lebensarbeit lag in Trümmern, ohne jede Möglichkeit, neu aufzubauen. Eine heldische Haltung für eine verlorene Sache ist sinnlos. Wozu den Kampf fortsetzen, wenn kein Hoffnungsschimmer mehr vorhanden ist? Versuche das zu verstehen, dann wirst du auch begreifen, warum sich die Helden von gestern heute in weiche, biegsame und würdelose Männer verwandelt haben."

"Glaubst du an die Gerüchte, wonach es zu einem Kuhhandel zwischen den Opfern und ihren Peinigern gekommen ist?"-

"Ich halte sie für wahr und stütze meine Ansicht überdies auf sehr sichere Informationsquellen. Du weißt, daß die NKVD selten einen Mann liquidiert, ohne zugleich auch seine Familie zu vernichten. Hältst du es wirklich für einen Zufall, daß die Tochter Rykows, die er über alles liebte, am Leben und in Freiheit blieb?<sup>44</sup> Oder daß Bucharins Vater, die Gattin von Rosengoltz und andere nahe Verwandte unangetastet blieben?<sup>45</sup> Für mich ist es sicher, daß sich diese Leute selbst beschmutzten, das heißt, daß sie die ihnen zugewiesenen Rollen in dieser Tragikomödie spielten — um ihre

---

<sup>44</sup>Rykows Ehefrau wurde am 22. August 1938 erschossen. Seine Tochter wurde 1946 und 1950 verurteilt; sie verbrachte 18 Jahre in Lagern und im Exil. (Russische WP)

<sup>45</sup> Bucharins Frau wurde 1937 verhaftet und war bis 1956 in Arbeitslagern und in der Verbannung. (Russische WP) Sie hat Memoiren geschrieben und starb 1996. (Anna Larina Bucharina: NUN BIN ICH SCHON WEIT ÜBER ZWANZIG. ERINNERUNGEN. Göttingen 1989)

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

eigenen Angehörigen zu retten. Ich will dir erzählen, was ich von Genossen erfuhr, die Jeschow nahestehen, der ja bekanntlich seit Jagodas Liquidation dieses unsaubere Geschäft leitet. Das Szenario des Schauspiels wurde auf Stalins persönlichen Befehl von der NKVD ausgearbeitet. Alle Schauspieler — Anwälte, Verteidiger, Angeklagte, Zeugen und Richter — kannten ihre vorgeschriebenen Rollen auswendig noch ehe sich der Vorhang hob. Wer von den Angeklagten sich weigerte, mitzuspielen, wurde im Dunkeln ermordet. Die anderen entlohnte man mit dem Leben ihrer Kinder, Frauen, Eltern oder naher Freunde. Zudem versprach man ihnen das Appellationsrecht an höhere Instanzen, sogar an das Politbüro. Eine kleine Hoffnung reicht unter solchen Umständen für einen langen Weg. Aber im Falle Bucharins, Rykows, Krestinskis und anderer war der Kuhhandel von ganz eigener Art. Falls sie einwilligten, die vorgeschriebenen Rollen zu spielen, sollte ihr Todesurteil in Verbannung gemildert werden. Dies hat man ihnen versprochen. Stalin spielte sogar mit ihrer Eitelkeit. Wie könnte er es sich gestatten, sie zu erschießen, sagte er ihnen, wo doch ihre Namen historischen Klang besitzen? Gut. Die Opfer hielten ihr Wort. Aber Stalin nicht. Offenbar war dies auch nie seine Absicht. Wenige Stunden nach der Verurteilung fanden die Hinrichtungen statt. Bucharin und Rykow starben mit Flüchen gegen Stalin auf den Lippen. Und sie starben als Rebellen — nicht auf dem Boden ihrer Zellen kriechend und um Gnade winselnd wie Sinowjew und Kamenew. Nun noch eine weitere, geheime Information. Stalin hat eine Kommission geschaffen, die er mit der Aufgabe betraute, eine neue Parteigeschichte zu schreiben. Die Geschichte wird revidiert und die Ereignisse werden gefälscht, damit sie mit dem Gaukelbild dieser Prozesse übereinstimmen. Du und ich, wir werden über diese Verzerrungen lachen oder weinen. Aber es wächst eine neue Generation heran, die sich nicht mehr an die Vergangenheit erinnert. Schon werden die Bibliotheken gründlich von jedem Buch oder Aufsatz gesäubert, der den stumpfsinnigen Erfindungen dieser Prozesse widerspricht. Diese Fälschung wird als offizielle Wahrheit Wurzeln schlagen. Die Lüge bleibt Siegerin. Ach, Vitja, und dafür habe ich zehn Jahre in feuchten zaristischen Gefängniszellen in Ketten geschmachtet ..."

So lagen die Dinge in Moskau, als ich abreiste, um jene Augiasställe im Ural auszumisten.

### III

Am Bahnhof von Swerdlowsk (dem früheren Jekaterinburg, berühmt als die Stadt der Ermordung des letzten Zaren und seiner Familie) wurde ich von einem Beamten des Nowo-Trubni-Betriebes abgeholt. Glücklicherweise kannten wir uns schon lange, so daß er sich gestatten konnte, offen mit mir zu sprechen. Während wir die vierzig Kilometer nach Perwouralsk zurücklegten, machte er mich mit dem Betrieb vertraut. Obgleich er mit Zurückhaltung sprach, wurden meine schlimmsten Ahnungen bestätigt.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Man erwartete von mir, daß ich die chaotischen Zustände, die in einem eigentlichen Zusammenbruch geendet hatten, in eine geordnete Produktion umwandle. Etwa 6.000 Arbeiter mit ihren Familien, im ganzen etwa 17-18.000 Menschen, lebten unter primitivsten Verhältnissen. Die einzigen, von denen man sicher war, daß sie sich nicht aus dem Staub machten, waren die im Distrikt Ansässigen und die Zwangsarbeiter auf dem Bau. Das technische Personal, das heißt das wenige, welches nach der Säuberung übrig blieb, war demoralisiert und drückte sich selbstredend vor jeder Verantwortung. Wegen der unwürdigen Lebens- und Arbeitsbedingungen fühlten sie sich hier als Verbannte, und ihre einzige Hoffnung war eine baldige Versetzung.

Etwa sieben oder acht Kilometer vor Perwouralsk erblickte ich plötzlich einige Hundert Meter abseits der Straße den Stacheldrahtverhau eines Konzentrationslagers. Wir hielten an, um besser zu sehen. Das Lager lag in einer Ausdehnung von mehreren Morgen mit düsteren Baracken in einer Waldrodung, verlassen und totenstill. Es bildete ein Sechseck und an jeder Ecke stand ein Wachturm, mit Scheinwerfern und Maschinengewehren ausgerüstet.

"Wo sind die Gefangenen?" fragte ich meinen Begleiter.

"Um diese Tageszeit an der Arbeit", antwortete er. "Einige arbeiten in unserer eigenen Fabrik, die anderen in den übrigen Betrieben, Minen und Baustellen. Victor Andrejewitsch, ich sehe, du bist im Ural noch unerfahren. Du mußt dich schleunigst an die Gefangenen gewöhnen; du wirst ihnen überall begegnen."

Wir setzten unsere Fahrt fort. Eine freundliche Einführung in mein neues Wirkungsfeld!

Osadschi, der neue Direktor, war vor mir eingetroffen. Ich fand ihn in mürrischer Stimmung. Ein einziger Blick auf das Kombinat hatte genügt, um seine Moskauer Begeisterung auszulöschen.

"Genosse Kravchenko, da haben wir die Bescherung", seufzte er, während wir durch die verschiedenen Gebäude und Werkstätten schritten. "Es wird noch Jahre dauern, bis dieses Kombinat selbständig arbeiten kann. Wir verfügen über keine eigenen elektrischen Hochöfen zur Herstellung der Bestandteile. Es fehlen eine thermische Abteilung und ausreichende, mechanische Werkstätten. Die elektrische Kraft reicht für unsere Bedürfnisse bei weitem nicht aus, und das Gaswerk ist noch nicht fertiggestellt. Es fehlen auch die Verchromungsanlagen. Kurz, von einem Werk kann hier nicht die Rede sein. Höchstens von einem Werkprojekt."

Meine eigenen Augen bestätigten seinen Bericht. Die mechanische Werkstatt nahm sich geradezu lächerlich aus. Die Galvanisierungswerkstatt verdiente diesen Namen überhaupt nicht. Ebensowenig waren die Warenlager fertig erstellt, so daß Tausende

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Tonnen von Stahl und anderen Metallen unter freiem Himmel verderben. Metalle aller Art und Qualität lag unsortiert in wirrem Durcheinander aufgestapelt. Die Röhrenwalzmaschinen selbst waren bestes deutsches und amerikanisches Fabrikat in einem Wert von vielen Millionen Rubel. Doch was taugten sie ohne die erforderlichen Betriebsinstallationen? Und selbst diese importierten Maschinen starren vor Schmutz und waren nicht mehr zu gebrauchen. Überall ragten ganze Haufen wertvollster Geräte und Maschinenteile aus dem Schlamm und setzten bereits Rost an.

Die Besichtigung der Arbeiterquartiere steigerte meine Verzweiflung vollends. Die Baracken hinter dem Stacheldraht und unter den Mündungen der Maschinengewehre waren bestimmt kaum schlechter, als diese erbärmlichen feuchtschmutzigen, baufälligen Holzverschlüge, in denen die freien Proletarier unserer Fabrik leben mußten.

Ich begann absichtlich ein Gespräch mit mehreren Frauen. Sie waren alle mürrisch. Offenbar galten wir ihnen nicht als Arbeitskameraden, sondern als die für ihre Leiden verantwortlichen Männer. In dieser Gegend des Urals gab es wenig Landwirtschaft. Nur wenige der höchsten Beamten waren in der Lage, sich mit dem Auto genügend Lebensmittel aus Swerdlowsk zu beschaffen. Die Arbeiter lebten zur Hauptsache von Brot, wenigen einheimischen Gemüsen und von Konserven. Im Sommer waren die Baracken heiß wie Brutöfen; bei vielen tropfte der Regen durch die beschädigten Dächer auf den hölzernen Fußboden. Im langen Uralwinter boten diese Hütten keinen genügenden Schutz gegen die schneidende Kälte.

Ich verbrachte eine Stunde in den Baracken. Die Schamröte stieg mir ins Gesicht, als ich meine eigene Vierzimmerwohnung in einem der dreistöckigen Ziegelhäuser auf der anderen Seite des Fabrikareals zwischen Bäumen betrat. Anderswo, selbst in Nikopol und Taganrog, hätte diese Wohnung als reichlich dürftige Unterkunft gegolten. Hier aber in Perwouralsk nahm sie sich aus wie allerhöchster Luxus: Ein eigenes Bad, Teppiche auf den Böden, anständige Möbel und eine gute Küche. Mit der Wohnung übernahm ich von meinem Vorgänger auch Dunia, eine schlampige Bäuerin in mittleren Jahren, die mir kochte und meine Wohnung reinigte.

Auch standen für mich die versprochene Limousine und ein kleiner Ford bereit — namentlich den letzteren konnte ich in dieser schlammigen Jahreszeit gut gebrauchen — daneben einige gute Pferde für den Privatgebrauch. Mein Gehalt betrug monatlich 1500 Rubel; zusammen mit den Gratifikationen und anderen Prämien belief sich mein Einkommen auf durchschnittlich fast 3000 Rubel. Was dies bedeutete, kann man aus der Tatsache ermessen, daß ungelernte Arbeiter etwa 150, gelernte Mechaniker etwa 250 und ausgebildete Ingenieure etwa 600 Rubel monatlich verdienen.

Um sich eine Kleidung zu kaufen, mußte ein Ingenieur ein ganzes Monatsgehalt auslegen. Auch dies galt nur theoretisch, denn in Perwouralsk waren Kleiderstoffe überhaupt nicht und in Swerdlowsk nur äußerst selten erhältlich. Nur wer geschäftlich

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

in Moskau oder Leningrad zu tun hatte, brachte es fertig, sich Schuhe oder Kleider zu ergattern. Für die andern stand der Verwaltung eine begrenzte Zuteilung zur Verfügung, und diese verteilten wir auf die tüchtigsten Ingenieure, Werkmeister und Arbeiter.

Ich war noch kaum zwei Wochen an der Arbeit, als mir der Hauptbuchhalter die halbmonatliche Lohnabrechnung zur Unterschrift vorlegte. Während ich das Schriftstück studierte, fiel mir eine merkwürdige Tatsache auf: Eine beträchtliche Summe ging an die NKVD.

"Wozu das?" fragte ich erstaunt.

"Das bezieht sich auf unseren Arbeitsvertrag, auf die 160 Strafarbeiter, die unserer Abteilung zugeteilt sind. Die Hälfte ihrer Löhne geht an die NKVD."

"Stammen diese Arbeiter aus einem Konzentrationslager?"

"Nein, nein, Genosse Kravchenko. Dies ist wiederum ein ganz besonderes Departement der NKVD. Diese Arbeiter leben hier wie die freien Arbeiter. Aber sie wohnen in eigenen Baracken. Sie wurden wegen verschiedener Verbrechen deportiert."

Später sagten mir die Direktoren anderer Abteilungen, daß auch ihren Betrieben Kontingente dieser Zwangsarbeiter zugeteilt seien — in der einen Werkstatt 250, in der zweiten 80 und 50 in der dritten. Die freien Arbeiter schenken ihnen keine Beachtung, und man konnte sie leicht an ihrem besonders elenden Aussehen erkennen.

Einmal sprach ich mit einem dieser Zwangsarbeiter in meinem Röhrenprägewerk. Er war ein kleiner, leichenblasser Bursche. Es war schwer, etwas aus ihm herauszubekommen. Vermutlich hatten diese elenden Geschöpfe strengsten Befehl, den Mund zu halten. Aber ich erfuhr dennoch, daß er Werkmeister in einer Leningrader Fabrik gewesen war und daß man ihn vor drei Jahren liquidiert hatte.

"Was hindert dich, davonzulaufen?" fragte ich ihn.

"Davonlaufen!" sagte er und schüttelte traurig den Kopf. "Wohin? Wo sollen wir uns so lange verstecken? Aber gestatte mir die Bemerkung, Chef, daß dieses Gesprächsthema uns beiden nicht gut bekommt."

Wir begannen unsere erschreckende Aufgabe mit dem Versuch, uns einen Ausweg aus der allgemeinen Verwirrung zu bahnen. Elektrische Hochöfen waren vorhanden; aber niemand hatte daran gedacht, sie in Betrieb zu setzen. Wir reinigten sie, und nach wochenlanger, angestrenzter Arbeit — ein Vierzehnstudentag erschien uns wie ein Feiertag — übergaben wir den einen Ofen der Arbeit. Ich richtete eine große mechanische Abteilung ein, wobei die gelernten Arbeiter als Instruktoren dienen



Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

mußten. Ich schuf eine thermische Abteilung sowie eine Verchromungsabteilung und sorgte für die Ausbildung von Facharbeitern. Der Rückgang der Produktion in den letzten Jahren war auf ein ungenügendes, internes Telephonnetz und eine ebenso unzulängliche Speditionsabteilung zurückzuführen. Auch diese Mängel wurden unter Schwierigkeiten, die nur ein Techniker richtig einschätzen kann, behoben. Ebenso ließ ich die erforderlichen Ofen, Kranen und Arbeitsbänke einrichten.

Neben diesen lebenswichtigen technischen Einrichtungen setzte ich Hunderte von Männern und Frauen für Reinigungsarbeiten, Putzen, Malen und Kehrrichtabfuhr ein. Ohne ein Mindestmaß an Ordnung und Sauberkeit bestand keine Hoffnung, die Produktion jemals zu steigern. Sabotage? Ein Wunder schien es mir, daß es dem Betrieb unter diesen Umständen überhaupt gelungen war, auch nur 35-40 Prozent der vom Hauptquartier geforderten Leistungen hervorzubringen.

Nach zwei Monaten war der Betrieb kaum mehr wiederzuerkennen. Meine Kollegen waren von meiner eigenen Entschlossenheit angesteckt, und ihr Arbeitseifer zündete bis hinab zum bescheidensten Handlanger und Bodenwischer. Im Mai hatten wir nicht nur die Produktion auf 80 Prozent gesteigert — ein Ergebnis, das bei meiner Ankunft unmöglich erschien —, sondern auch die Qualität verbessert. Die Unreinheiten in unseren Röhren sanken von einem Durchschnitt von 12 Prozent auf 5-6 Prozent.

Natürlich ließ mir diese gewaltige Anstrengung keine private Muße übrig. Neben der Produktionsleitung war ich persönlich verantwortlich für die Wohnungsfrage, die Ernährung, die technische Schulung und die ärztliche Pflege von 2000 Arbeitern und ihrer Familien unter meiner unmittelbaren Aufsicht. Obschon ich reichliche, zum Teil fachmännische Unterstützung erhielt, trug ich doch die letzte Verantwortung selbst, und es verging kein Tag, an dem nicht meine Kräfte von Problemen, die nicht unmittelbar mit der Produktion in Zusammenhang standen, beansprucht wurden.

Die Säuberungswut war noch lange nicht zu Ende. Wertvolle Männer wurden ausgerechnet dann verhaftet, wenn ich sie jeweilen am dringendsten brauchte. Wer einem unmittelbaren Angriff entgangen war, lebte und arbeitete weiterhin in einer Atmosphäre unverminderter Spannung. Ich hatte mich darin geübt, die vielfältige Spionage und die Denunziationen zu übersehen. Mein Geist und meine Nerven waren geschult, sich auf die vorliegende Arbeit zu konzentrieren, ohne meine Energie in sinnlosen Wutausbrüchen zu verschwenden. Trotzdem gab es noch immer kritische Augenblicke, die mich in meiner Arbeit beeinträchtigten oder manchmal sogar lahmlegten, so zum Beispiel, wenn ich entdeckte, daß die Wirtschaftsabteilung der NKVD Einzelheiten der Arbeit und der technischen Entscheidungen noch vor mir wußte. Dann fühlte ich mich jedesmal preisgegeben und wehrlos.

Als Augen und Ohren der Geheimpolizei diente das Spezialdepartement unserer Fabrik, unter Leitung der Genossen Kolbin und Stoffin. Diese entschlossenen Männer

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

erlangten Kopien aller Befehle und technischen Berichte und hatten ihre Agenten in jedem Laden und in jedem Büro. Dies aber war nur die schablonenmäßige Überwachung. Das Kombinat wimmelte überdies von unzähligen Spezialprüfungskommissionen, Kontrollbrigaden und einzelnen Inspektoren. Je nachdem, ruhig oder begleitet von offiziellen Fanfarenstößen, rückten sie als Delegierte des Regionalkomitees, des Zentralkomitees aus Moskau, des Glawtrubostals in Moskau, des Kommissariats für Schwerindustrie und von Dutzenden anderer Organisationen bei uns an.

Aber auch das war noch nicht alles. Die Aufträge für Röhren, die bei uns aus Moskau einliefen, waren stets für andere Industrien bestimmt, die deshalb immer Kommissionen entsandten, um die Fortschritte zu überprüfen, und unsere schwindelnden Köpfe mit Sabotagedrohungen zu verwirren. Wir produzierten Röhren für Tanks, Flugzeuge, Kanonen, Schiffe, Ö raffinerien, Automobilwerke und für zahlreiche andere Zwecke. Da die Aufträge unsere Kapazität überstiegen und die Fertigprodukte selten den Wünschen entsprachen, protestierten die beteiligten Trusts und Industrien, wie auch die Armee, was neue Epidemien von Inspektionen, Nachprüfungen und verschärfter NKVD-Wachsamkeit auslöste.

Es verging kaum eine Woche ohne ein Aufgebot von Kontrolleuren und Bevollmächtigten aus diesem oder jenem Büro, die, versehen mit Respekt einflößenden Mandaten, nach den Spuren der "Saboteure" schnüffelten. Sie raubten mir meine kostbare Zeit, stampften und fluchten in meinem Büro und hielten Myriaden von Konferenzen ab. Von der Eintönigkeit des Lebens in diesem gottverlassenen Ort und von der Dummheit ihrer eigenen Aufgabe niedergedrückt, spülten viele ihren Kummer mit Wodka hinunter oder verspielten ihr Geld mit Karten.

Selbst wenn ich nach einem Vierzehn- bis Sechzehnstudentag endlich ins Bett kam, durfte ich selten mit einem ungestörten Schlaf rechnen. Es gab Fernanrufe aus Moskau, die wiederum prüften, forderten und tobten. Es gab Anrufe der Polizei, im Zusammenhang mit den ununterbrochenen Verhaftungen. Kaum war ich eingeschlummert, meldete mir jemand telephonisch aus der Nachtschicht einen Zwischenfall, verlorene Werkzeuge oder verdorbene Produkte.

Aus den beiläufigen Gesprächen meiner Umgebung erstand in mir Stück um Stück das Bild der schrecklichen Verwüstung, welche die Säuberung vor meiner Ankunft im Nowo-Trubni-Werk und in jeder Mine und Fabrik der Nachbarschaft angerichtet hatte. Noch heute erinnere ich mich genau an die Geschichte Semion Magrilows, des Direktors einer anderen metallurgischen Fabrik in Perwouralsk.

Sein Betrieb war vielleicht der älteste in ganz Rußland und wurde, nach der Legende, von Peter dem Großen persönlich gegründet. Die Belegschaft rekrutierte sich aus Arbeitern, deren Väter und Großväter bereits hier gearbeitet hatten. Sie lebten in ihren

## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

eigenen, sauberen Häusern, bebauten kleine Gärten, hielten ein paar Schweine und Geflügel und führten im allgemeinen ein Leben wie vor der Revolution. Indem die Partei Magrilow als Leiter dieser Fabrik einsetzte, belohnte sie ihn tatsächlich mit einer Sinekure. Er war ein langjähriges Parteimitglied in vorgerückten Jahren, ein vertrauter Freund von Lenins Witwe und Lenins Schwester, Maria Ulianowa, und galt als einer der einflußreichsten Persönlichkeiten der Gegend.

Aber der gewaltige Säuberungszyklon verschonte auch ihn nicht. Die NKVD überschüttete ihn mit Anklagen. Sie bezichtigte ihn der Sabotage und der Protektion von Saboteuren. Nach einigen Monaten der Verfolgung gab er auf. Er schloß sich in seinem eigenen Büro ein, steckte einen Revolver in den Mund und drückte ab ... Er hinterließ einen langen Brief, in dem er seine Unschuld beteuerte und gegen den Terror protestierte. Die NKVD beschlagnahmte diesen Brief, aber dennoch erfuhren die Arbeiter der Fabrik seinen Inhalt. Mehrere von Magrilows engsten Mitarbeitern "verschwanden" spurlos, weil sie im Verdacht standen, den Brief des Selbstmörders gelesen zu haben.

Die Magrilow-Tragödie war nur wegen der hohen Stellung des Opfers ungewöhnlich. Ich vernahm Einzelheiten von buchstäblich Hunderten von Verhaftungen, Folterverhören und Selbstmorden. Aber dies durfte meine Arbeitskraft nicht beeinträchtigen. Ich lernte wenigstens, unangenehme Tatsachen zu übersehen. Eine Kunst — schwer zu lernen! Aber nur ein Meister in dieser Kunst kommt als Industrieller in Rußland mit heiler Haut davon. Nur wer sein Mitleid unter strengster Kontrolle hält, sozusagen in einem luftdicht abgeschlossenen Abteil seines eigenen Wesens, kann der Verzweiflung oder dem Wahnsinn entgehen.

Moskau geruhte gnädigst die bemerkenswerten Fortschritte im Nowo-Trubni-Werk zu bemerken. Eine Moskauer Aktivistenversammlung lobte vor dem Kommissariat, in Gegenwart von Kaganowitsch, meine Arbeit. Laut einem Artikel der Zeitschrift "Für Industrialisierung" hatte der Betrieb schlecht gearbeitet, bis die Ankunft von "Kravchenko, dem aktivistischen jungen Ingenieur und Parteimitglied" das Bild veränderte.

#### IV

Der Chef der Perwouralsker NKVD, Genosse Parschin, den ich schon bei Parteikonferenzen getroffen hatte, stattete mir einen Besuch ab. Er triefte vor Lob über die "Wunder", die ich in der Steigerung der Produktion vollbracht hatte. Stets Polizeimann, belästigte er mich stundenlang mit Fragen über die verschiedenen Aufträge, die wir damals ausführten und über die "politische Stimmung" meiner Untergebenen. Ich vermochte kaum meinen Ärger über seine eingehenden Kenntnisse meiner Arbeit zu verbergen. Sie bewiesen mir, wie sehr ich von Angebern umringt war.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Es gelingt dir bestimmt, die Sabotageschäden deiner Vorgänger zu tilgen", sagte er schließlich. Aus seinem Mund war dies sicher das höchstmögliche Lob. "Es ist mir daher peinlich, deine Zeit ungebührlich zu beanspruchen, Victor Andrejewitsch. Aber heute nacht könntest du mir einen großen Dienst erweisen. Ich werde dich noch anrufen und dir mitteilen, wann du kommen sollst."

Er bestellte mich auf zwei Uhr morgens. Die NKVD war in einem stark gebauten, zweistöckigen Hause untergebracht — dem eindruckvollsten Hause an der schmutzigen Hauptstraße von Perwouralsk. Trotz der späten Stunde brannte in jedem Fenster Licht: Das Geschäft ging offenbar gut. Der Chef begrüßte mich herzlich und führte mich in sein Büro.

"Mach es dir bequem", sagte er. "Ich fürchte, du wirst einige Zeit hier verbringen müssen."

"Was willst du von mir?"

"Es handelt sich um folgendes: Wir haben hier einen Volksfeind verhaftet, einen vollblütigen Saboteur. Es ist uns ganz klar, daß er für einen Großteil der Unordnung verantwortlich ist, die du in deinem Betrieb angetroffen hast. Aber er ist ein hartnäckiger Kunde. Ich möchte ihn heute abend in deiner Gegenwart verhören. Wenn ein Spezialist, wie du, zuhört, kann er mir wohl kaum mehr Sand in die Augen streuen."

"Offen gestanden gefällt mir die Sache gar nicht", sagte ich bestürzt.

"Das ist merkwürdig. Wie erstaunlich! Sagte nicht schon Lenin, jeder gute Kommunist müsse auch ein Tschekist sein? Na, wir wollen beginnen." Er klingelte seinem Sekretär: "Die Wächter sollen den Gefangenen aus Zelle 7 bringen."

Der Chef bereitete sich auf das Verhör vor, indem er ein dickes Aktenbündel aus einem großen Tresor hervorholte und einen Revolver demonstrativ auf seinen Schreibtisch legte. Während er noch auf den Gefangenen wartete, spannte er sich wie ein Tiger, der sich auf seine Beute stürzen will. Bald öffnete sich die Tür. Zwei Wärter mit Revolvern traten ein, in ihrer Mitte die Oberreste dessen, was einst ein Mensch gewesen war. Die Wache ging und ließ uns drei allein im Zimmer zurück.

"Abend", sagte der Gefangene schwach und blickte wie betäubt um sich.

Parschin gab keine Antwort. Ich erwiderte den Gruß. Der Gefangene war wenig mehr als ein Skelett in Lumpen. Sein Gesicht war von einem teigigen Grau und glich einer Totenmaske. Eine klaffende Wunde, dunkelrot von geronnenem Blut, zog sich von der Schläfe bis zum Kinn. Er stand da, die Hände auf dem Rücken, den Kopf gesenkt.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Der Tschekist begann die Aussagen des Gefangenen vorzulesen, um mich mit den Einzelheiten des Falles vertraut zu machen. Ich vernahm, daß er schon mehr als dreizehn Monate in Haft war. Obschon er wie ein ergrauter Sechzigjähriger aussah, stand er erst in den frühen Vierzigern. Er war bis zur Zeit des Produktionsbeginns leitender Bauingenieur des Nowo-Trubni-Werks gewesen. Als ich den Mann betrachtete, dachte ich unwillkürlich: *Nur dank der Gnade Gottes steht hier nicht Victor Kravchenko.*

"Genosse Parkhin," sagte ich leise, "willst du dem Gefangenen nicht gestatten, sich zu setzen?"

"Das ist meine Sache", versetzte er. "Hier ist die NKVD und kein Erholungsheim. "

Als er mit Lesen fertig war, fuhr Parschin den Gefangenen mit donnernder Stimme an:

"Ich werde dich über deine Sabotagetätigkeit im Röhrenwalzbetrieb verhören. Antworte genau, klar und ohne die Dinge durcheinander zu bringen. Hier sitzt ein ausgebildeter Ingenieur, der den Betrieb genau kennt. Du kannst mich nicht länger zum Narren halten. Erste Frage: Warum hast du als Chefindenieur der Baukommission deiner Fabrik über die Hochöfen Holzdächer bauen lassen, die leicht Feuer fangen können?"

"Plangemäß", antwortete der Gefangene in Anbetracht seines körperlichen Zustandes mit außerordentlicher Genauigkeit, "hätten die Dächer aus Eisen sein sollen. Aber die Regierung erließ einen Befehl, unterschrieben von Kommissar Ordschonikidse persönlich, es sei Holz zu verwenden, weil zur Zeit große Eisenknappheit herrsche. Der Befehl ging an unsere und auch an viele andere Fabriken. Die Kommissariatsakten würden das mit Leichtigkeit beweisen. Ich hielt es technisch wohl für unklug, aber es stand nicht in meiner Macht, etwas gegen die ausdrücklichen Befehle des Kommissars zu unternehmen, besonders da mir der Mangel an Metall bekannt war."

"Deine Meinung?" wandte sich der Chef an mich.

"Der Bürger —", begann ich.

"Er ist kein Bürger, sondern ein Volksfeind."

"Nun, der Gefangene hat vollkommen recht. Auch wir hatten aus dem gleichen Grunde in Nikopol Holzdächer; jetzt sind sie mit galvanisiertem Eisen gedeckt. Ich war zufällig bei einer Konferenz im Büro Genosse Ginsburgs, als er mit Einwilligung von Ordschonikidse überall mit Ausnahme der Schmelz- und Martenswerkstätten Holzdächer erlaubte."

Der Tschekist geriet ein wenig aus der Fassung.

"Denk bitte daran," sagte er, "daß du für deine Zeugenaussage die Verantwortung übernehmen mußt!"

"Ich bin mir dessen völlig bewußt", sagte ich.

"Zweite Frage", wandte er sich wieder an den Gefangenen. "Warum hast du eine große Röhrenwerkstatt erbaut ohne galvanische, thermische und mechanische Abteilung, ohne Reparaturgelegenheit und ohne Einrichtungen für die notwendigen Präzisionsartikel?"

"Das Projekt galt für ein großes modernes Kombinat", erwiderte der Gefangene. "Alle von dir erwähnten Abteilungen sollten außerhalb der Hauptwerkstätte, in einer besonderen Hilfswerkstatt zentralisiert werden. Die staatliche Planungskommission und das Kommissariat haben das Geld, die Materialien und die Ausrüstung für diese ergänzenden Hilfswerkstätten nicht geliefert. Das ist der Grund, weshalb der Hauptbetrieb vollendet war, als die andern noch in den ersten Anfängen standen. Dann wurde uns zu unserer Überraschung befohlen, mit der Produktion zu beginnen, was mir höchst ungelegen kam — und dann wurde ich verhaftet."

Was auch immer die dreizehn Monate des Leidens dem Verstand dieses Mannes angetan haben mochten, auf Berufsfragen antwortete er jedenfalls gut. Ein erstklassiges Ingenieurgehirn, dachte ich bei mir selbst.

"Was sagst du dazu?" fragte mich der Chef.

"Der Gefangene hat vollkommen recht. Die Fabrik wurde viel zu früh in Betrieb genommen. Selbst jetzt ist sie noch lange nicht vollständig eingerichtet. Wollten wir aber warten, bis alles nach dem ursprünglichen Plan vollendet ist, so müßten wir noch über ein Jahr mit der Arbeit zuwarten. Persönlich halte ich es für einen Fehler, die Hilfsabteilungen nicht in der Hauptbetriebsanlage einzurichten, aber dies ist eine Verfügung, die in Moskau getroffen wurde. Die Vollendung der Haupteinrichtungen vor den dazu gehörigen Hilfsbetrieben war sicherlich keine Sabotage."

"Bist du davon vollständig überzeugt?"

"Vollständig ... darf ich dem Gefangenen eine Zigarette anbieten?"

"Na schön."

Ich schenkte dem Mann das ganze Päckchen, aber der Chef wollte das nicht gestatten.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Eine Zigarette genügt", brüllte er. "Laß ihn seine Sabotage eingestehen und unterschreiben, dann darf er rauchen, so viel er will."

Als der Ingenieur seine Hand hinter dem Rücken hervorzog und ausstreckte, sah ich, daß sie in blutige Lappen eingewickelt war.

Das Verhör dauerte mehrere Stunden. In jedem Fall war ich in der Lage, in völliger Aufrichtigkeit die Partei des Ingenieurs gegen den Polizeibeamten zu ergreifen. Etwa um fünf Uhr dreißig, mitten in einer Ansprache Parschins, brach der Gefangene zusammen. Ich sah, wie er langsam zusammensackte, wie in einer Zeitlupenaufnahme. Man begoß ihn mit kaltem Wasser, der Wächter brachte ihm einen Stuhl, und das Verhör wurde fortgesetzt. Erst nach sechs Uhr führte man den Unglücklichen ab. Ich werde nie die Dankbarkeit in seinen Augen vergessen, als er mich von der Türschwelle aus anblickte.

"Ich werde ein Protokoll dieses Verhörs ausarbeiten", gab Parschin bekannt, "und es dir in einigen Tagen zur Unterschrift vorlegen. Tut mir leid, daß ich dich so lange in Anspruch nehmen mußte."

"Da es ohnehin zu spät ist, schlafen zu gehen," sagte ich, "möchte ich dich bitten, mir einmal das Gebäude zu zeigen."

Er zögerte, über diesen ungewöhnlichen Vorschlag verwirrt.

"Es gibt nichts Interessantes zu sehen", sagte er schließlich. "Aber wenn du es wünschst ... vielleicht hilft es dir, deine Verantwortung zu erkennen, damit du richtige und wahre Angaben machst ..."

Er kämmte sein Haar, stülpte die flache Offiziersmütze mit dem roten Kranz und dem blauen Deckel auf und steckte den Revolver in die Tasche. Wir zogen beide unsere Mäntel an. In Begleitung eines Wächters begannen wir den Rundgang, den ich niemals mehr vergessen kann. Wir betraten einen Hof, öffneten eine eiserne Türe und stiegen eine steile Treppe ins Erdgeschoß hinunter. Der Gestank traf mich wie ein körperlicher Schlag. Eine schwache Glühbirne brannte im Korridor.

Ich beobachtete, daß der bei unserem Kommen aufspringende Wärter einen Teil der *Parteigeschichte* gelesen hatte, die eben in Fortsetzungen in der "Prawda" erschien. Wie wunderte ich mich über diesen Mann, der im scheußlichen Gestank der stalinistischen Praxis lebend, so entschlossen deren Theorie studieren konnte .. .

In den Zellen längs des Ganges entstand ein Tumult. "Hohe Gäste!" rief jemand. Der Wächter öffnete eine der Türen und befahl: "Aufstehen!" Ungefähr zwanzig Männer erhoben sich. Sie waren unrasiert und die meisten trugen Spuren von Schlägen. Das

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

einziges "Mobiliar" des Raumes bestand in einem Wassereimer mit einem dazugehörigen Zinnbecher und einem zweiten Eimer in einer Ecke für die menschlichen Bedürfnisse; rohe Bretter dienten als Betten, und auf einer Holzplanke lagen die Lumpen und zerfetzten Kleidungsstücke der Gefangenen. In der Zelle hatte es kaum Platz für fünf, geschweige denn für zwanzig Gefangene.

Die anderen Zellen waren nicht weniger schrecklich. Ich verlor jede Lust, auch noch das übrige zu sehen. Mehrere Zellen waren für Frauen reserviert.

"Die Ventilation funktioniert nicht", sagte der Chef beim Weggehen zu dem jungen Tschekisten an der Türe. "Du wirst selbst im Grab noch stinken."

"Ich gehe jeden Tag ins öffentliche Bad, wenn ich mit der Arbeit hier fertig bin", entgegnete dieser vergnügt, "sonst läßt mich meine Frau gar nicht ins Haus. Die Ventilatoren sind schon lange kaputt."

Beim Verlassen des Gebäudes sah ich, wie mein Chauffeur am Steuer schlief, und weckte ihn.

"Ah, Victor Andrejewitsch, du bist so lange weggeblieben, ich begann mich bereits zu fragen ... Wenn wir Prominente hierher bringen, wissen wir nie, ob wir sie auch zurückführen werden."

"Ich bin sehr müde, Petja. Wir wollen direkt in die Fabrik fahren. Für mich gibt's heute nacht keinen Schlaf."

Am selben Nachmittag kam mein erster Assistent zu mir. Ob er drei Stunden wegbleiben könne? Ich fragte ihn etwas aus und erfuhr, daß er vor die NKVD geladen war.

"Ich kann dich während den Arbeitsstunden nicht entbehren", sagte ich. "Rufe an und sag, du werdest nach sechs Uhr kommen. Und, nebenbei bemerkt, melde dich bitte nachher gleich bei mir."

Spät in jener Nacht besuchte er mich. Er durfte mir nicht sagen, was sich zugetragen hatte, da er ein Schweigegelübde getan hatte. Aber im Laufe der Unterhaltung wurde es mir trotzdem klar, daß er über den gleichen Fall konsultiert worden war.

"Hast du den Chefingenieur für den Bau vor seiner Verhaftung gekannt?" fragte ich beiläufig.

"Ja, Victor Andrejewitsch, und ich konnte ihn nicht wiedererkennen ..." Er erschrak, weil er gewahrte, daß er sein Geheimnis preisgegeben hatte.



## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Zwei Tage später brachte mir Stoffin vom Spezialdepartement das versprochene Protokoll. "Unterschreibe es gleich, dann leite ich es nach Perwouralsk weiter", sagte er.

"Erstens unterschreibe ich nichts, bevor ich es sorgfältig durchgelesen habe, und zweitens kann ich meine wichtige Arbeit jetzt nicht unterbrechen. Ich werde es in zwei Stunden lesen."

"Aber ich habe Befehl, das Protokoll nicht aus den Augen zu lassen. Ich darf nicht ..."

"Telephoniere deinem Chef und teile ihm meinen Entschluß mit. Das wird dich reinwaschen."

Zitternd rief er die NKVD an. Parschin tobte. Schließlich nahm ich aus Mitleid mit dem entsetzten und eingeschüchterten Stoffin den Hörer selbst.

"Kravchenko, du solltest der NKVD mehr Achtung bezeugen!" schrie Parschin. "Besonders nach unserem Besuch in den Kellern!"

"Und du sollst dem Chef dieses Betriebes mehr Achtung bezeugen!" erwiderte ich. "Wenn du nicht aufhörst, mich zu belästigen, wende ich mich direkt an Kaganowitsch und erzähl' ihm einmal, wer den Produktionsgang hindert."

Diese Drohung schlug ein. Plötzlich entschuldigte sich Parschin. Er sei so überarbeitet, führte er an, und ich dürfe nicht schlecht von ihm denken. Selbstverständlich könne ich das Protokoll zuerst durchlesen und auch die Zeit dazu selbst bestimmen.

Am Ende des Arbeitstages wartete Stoffin mürrisch im Büro des Spezialdepartementes, während ich die angebliche Zusammenfassung meiner Zeugenaussage der gestrigen Nacht in der NKVD durchlas. Mir standen die Haare zu Berge. Alles was ich geäußert hatte, war absichtlich ins Gegenteil verkehrt worden. Belastende Worte wurden mir in den Mund gelegt. Die Antworten des Gefangenen und meine Kommentare waren so aufgesetzt, daß sie auf absichtliche Sabotage anspielten.

Auf jeder Seite stand in großen Druckbuchstaben eine Warnung, Änderungen seien nicht erlaubt. Ich tauchte aber meine Feder trotzdem in die rote Tinte und verbesserte das Protokoll mühsam, Satz um Satz. In vielen Fällen mußte ich den ganzen Satz neu schreiben, besonders wenn es sich um eine Frage handelte, denn diese waren oft verändert worden, um dem Sinn meiner Antwort einen neuen Inhalt zu verleihen. In vielen Fällen brauchte ich aber bloß das Wort "nicht" zu streichen, so völlig offensichtlich war die Aussage gefälscht.

## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Als ich Stoffin hereinrief und ihm das verbesserte Protokoll aushändigte, auf dem jede Seite mehr rot als schwarz aussah, traten ihm vor Entsetzen die Augen aus den Höhlen. In seinem ganzen Leben war ihm noch keine solche Blasphemie vorgekommen. Er erbleichte.

"Aber das ist doch verboten, Genosse Direktor. Das ist furchtbar", winselte er.

"Gib es deinem Chef. Die Verantwortung trage ich."

Ich hörte von dieser Geschichte nichts mehr. Aber ein verletzter und verdrossener Ausdruck trat jedesmal auf Parschins langes Pferdegesicht, wenn er mit begegnete. Etwa drei Wochen später verbreitete sich die Nachricht in der Fabrik, der alte Bauingenieur sei nach vierzehn Monaten Haft in den stinkenden NKVD-Kellern freigelassen worden. Natürlich war es nicht meine Intervention, die das bewirkt hatte. Viele andere müssen ebenso geantwortet haben wie ich. Aber die dummen und unmenschlichen Beamten, die ihn über ein Jahr lang beleidigt und gefoltert hatten, erhielten nicht einmal einen Verweis. Sie führten ihre anmaßende Schreckensherrschaft fort und verhafteten weiterhin willkürlich ihre Opfer.

## V

Der junge Ingenieur Panow leitete die Nachtschicht und war einer meiner gewissenhaftesten Kollegen. Mit seinen ruhigen Gesichtszügen, seiner Bescheidenheit und Schweigsamkeit machte er auf jedermann einen guten Eindruck. Die Tatsache, daß seine Schicht unter der Norm zurückblieb, lastete schwer auf ihm, und er machte viele Überstunden, um die Arbeit zu beschleunigen.

Meine Aufmerksamkeit für Panow war durch sein elendes Aussehen erweckt worden. Die Blässe seiner Gesichtszüge ließ auf Unterernährung schließen. Sein einziger Anzug war fadenscheinig, und er ging bei jedem Wetter in Segeltuchschuhen. Als ich nachforschte, entdeckte ich den Grund seiner Armut bald. Von seinen 550 Rubel Monatsgehalt wurden ihm 150 für Steuern, Anleihen und verschiedene Abgaben entzogen. Es blieben ihm also 400 Rubel. Mit diesen mußte er seine Frau, sein kleines Töchterchen und seine alte Mutter erhalten, die mit ihm in einer Zweizimmerwohnung der Verwaltungsabteilung zusammenwohnten.

Ich sorgte dafür, daß Panow ein Paar Schuhe und einen Arbeitsanzug aus dem Fabrikfonds erhielt. Von meiner Fürsorge gerührt, nahm er allen seinen Mut zusammen und sprach mit mir über seine Schwierigkeiten.

"Victor Andrejewitsch, darf ich offen mit dir sprechen?" fragte er mich in meinem Büro.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Aber natürlich."

"Nun, ich bin gekommen, um dich anzuflehn, mir zu helfen, aus diesem Höllenloch herauszukommen. Ich habe einige Verbindungen und hoffe auf einen Ingenieurposten in der Armee, aber ich benötige dazu deine Hilfe."

"Aber weshalb bist du denn hier so unzufrieden, Panow? Du bist jung. Du erhältst eine wertvolle Ausbildung unter schwierigen Lebensbedingungen. Weißt du, wie man diese Flucht vor einer schweren Aufgabe in der Parteisprache nennt?"

"Ich weiß ... ich weiß ... Opportunismus, Feigheit und so weiter. Aber sieh es einmal von meinem Standpunkt aus an. Ich verbrachte fünf kalte Jahre hungernd am Institut. Meine Frau, die ich noch in meiner Studentenzeit heiratete, freute sich auf unser Leben, wenn ich erst einmal ausgebildeter Ingenieur sein würde. Was aber hat sie heute? Noch mehr Hunger und Einsamkeit und eine drückende Armut. Ich spüre, wie ihre Liebe unter diesen Schlägen erstickt, und ich will sie mir retten. Ich will auch unsere kleine Tochter retten, die nicht genügend Milch bekommt. Kannst du mich tadeln, weil ich versuche, meine Familie zu retten?"

"Ich, Panow, ich tadle dich nicht. Ich kann dich verstehen."

"Gut. In der Armee verdiene ich 750 Rubel, bekomme überdies meine eigene Uniform, eine Wohnung und freies Essen. Ich kann fast meinen ganzen Verdienst meiner Familie zuwenden. Zudem widme ich mich der Landesverteidigung, was auch eine lebenswichtige Arbeit ist."

Schließlich willigte ich ein, ihm bei seinem Plan behilflich zu sein. Jahre später erfuhr ich durch die Zeitungen, daß er sich im Krieg ausgezeichnet hatte. Unter den Lebensbedingungen im Ural wäre er in kurzer Zeit ein verbitterter und gebrochener Mann geworden. Es war mir klar, daß wertvolles menschliches Material durch eine sinnlose Produktionswut, der das Wohlleben und die Gesundheit der Menschen untergeordnet wurde, sinnlos verlorenging.

Nicht weniger zerstörend als die physischen Entbehrungen wirkte die beständige Last beleidigender Zweifel an der Ehrlichkeit der Leute. Gleichgültig, wie schwer wir arbeiteten, das ganze System ging von der Voraussetzung aus, wir seien alle Verräter und Halunken, bereit, die eigene Arbeit zu sabotieren, falls man uns nicht vierundzwanzig Stunden täglich überwachte.

Einmal kam auch eine Sonderkommission mit einem Auftrag der Industrieverwaltung der Landesverteidigung Nr. 14 zu mir. Wir sollten Röhren von äußerster Präzision herstellen, wozu wir kaum eingerichtet waren. Mehrere andere

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Röhrenwerke hatten sich mit allen möglichen Ausreden geweigert, diesen Auftrag auszuführen.

Ich berief eine Konferenz der Fabrikleiter ein und legte ihnen in Gegenwart von Vertretern der Landesverteidigung die Aufgabe vor. Wir willigten ein, den Auftrag anzunehmen, obgleich die Möglichkeiten für einen Mißerfolg sehr groß waren. Es galt, sich rasch umzustellen, besondere Stahlsorten zu suchen und dann unter höchstem Druck zu arbeiten.

Ich nahm den Auftrag erst an, nachdem ich schriftlich von vorneherein festgelegt hatte, daß der Erfolg nicht garantiert werden könne. Man bot uns bei rechtzeitiger Durchführung der Arbeit 20.000 Rubel Gratifikation an. Nicht nur mein technischer Stab, sondern auch die Arbeiter erkannten die Wichtigkeit und das Herausfordernde an dieser Aufgabe und waren deshalb mit Herz und Seele dabei.

Wir führten den Auftrag in fünfzehn Tagen aus. Manchmal blieb ich drei oder vier Tage im Betrieb, nahm die Mahlzeiten in meinem Büro ein und schlief mitten im Getöse der Maschinen wenige kurze Stunden. Meine Mitarbeiter arbeiteten ebenso angestrengt wie ich. Es lag bestimmt kein vernünftiger Grund vor, um die Aufrichtigkeit unseres Einsatzes zu bezweifeln. Trotzdem wurden wir ständig von Vertretern des Spezialdepartementes und der Landesverteidigung umlauert, die nach Sabotage schnüffelten. Dies verletzte unsere Menschenwürde und unseren Berufsstolz, so daß weder die Gratifikationen noch die Flut der Gratulationstelegramme den bitteren Geschmack auf unserer Zunge zu tilgen vermochten.

Kolbin, Stoffin, die Beamten der Wirtschaftsabteilung der NKVD und sogar der Sekretär des Stadtkomitees, Dowbenko, brüsteten sich stolz mit ihrem "Erfolg". Sie benahmen sich, als sei ihre lästige Wachsamkeit für diesen Erfolg entscheidender gewesen als das Können und der Schweiß der Arbeiter und Ingenieure.

"Weshalb so viele Verdächtigungen? Wozu diese Freude, daß keine Sabotage vorgekommen ist?" fragte ich Parschin.

Er konnte solche Fragen kaum verstehen, da ihm das Spionieren zur zweiten Natur geworden war und ihm tatsächlich als der wichtigste Faktor jeder Aufgabe vorkam!

"Übrigens, Victor Andrejewitsch," sagte er mir vertraulich, "unser Erfolg stellt die Wirtschaftsabteilung vor eine neue Aufgabe. Jetzt gilt es, herauszufinden, weshalb die anderen Fabriken sich weigerten, den Auftrag anzunehmen! Wir haben bewiesen, daß es möglich ist. Weshalb also haben sich die andern Direktoren gedrückt? Vielleicht haben sie es wirklich ehrlich gemeint — es kann aber auch sein, daß sie beabsichtigten, die Verteidigungsindustrie zu sabotieren. Du siehst also, wie wichtig unsere Aufgabe ist ..."

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Mehrere andere Sonderaufträge — immer in der überhitzten Atmosphäre der Zweifel, Drohungen und der ständigen Bespitzelung — wurden mit fliegenden Fahnen abgeschlossen. Der Ruf unseres Nowo-Trubni-Werkes besserte sich rasch. Korrespondenten der Zeitschrift "Für Industrialisierung" und anderer Zeitungen schrieben begeisterte Berichte, wie die "Überreste von Sabotage" in diesem Uralbetrieb "liquidiert" wurden. Die Produktion belief sich immer noch erst auf ungefähr 85 Prozent, und Moskau drängte in seiner "bolschewistischen Unerbittlichkeit" auf 100 Prozent. So waren neue Sorgen die eigentliche Belohnung für unsere Erfolge.

VI

Oft genug wurde ich an den Rat erinnert, den ich am Tage meiner Ankunft erhalten hatte: "Gewöhne dich an die Gegenwart der Häftlinge aus den Konzentrationslagern und an die Zwangsarbeiterkolonien!" Perwouralsk und seine Umgebung war das Zentrum eines der größten Zwangsarbeitsgebiete des "sozialistischen" Rußlands. In welcher Richtung man sich auch bewegte, überall begegnete man schon unweit der Hauptstraße solchen Bildern des Grauens.

Anderswo hätte man vielleicht diese Dinge in ein diskretes Schweigen gehüllt. Hier aber kannte man keine Zurückhaltung. Die Wirklichkeit war allzu greifbar und offensichtlich. So sagte man ganz unwillkürlich: "Am Tschusowajafluß gibt es ein gutes Fischgebiet, etwa einen Kilometer nach der NKVD-Kolonie", oder: "Am besten gehst du diese Straße links, am Konzentrationslager vorbei."

Unser Gaswerk wurde mit Torf aus dem Uraltorf trust beliefert und damit angeheizt. Als ich mich einst veranlaßt sah, eine Beschwerde über mangelhafte Gasbelieferung einzureichen, wandten sich die Beamten des Trusts an den Uraltorftrust, der selbstverständlich vom zuständigen NKVD-Beamten eine Erklärung forderte. Tausende von Gefangenen, Männer wie Frauen, stachen in der Gegend von Swerdlowsk den Torf und preßten ihn. Dieser Torf war auch das Brennmaterial für den Trust Uralenergo, der uns mit elektrischem Strom belieferte.

Ich ging den Gefangenen aus dem Weg, weil ihr Anblick mich wochenlang niederdrückte. Immer befürchtete ich, plötzlich jemandem in die Augen zu blicken, den ich gekannt und geliebt hatte, da ja Hunderte meiner Freunde und Bekannten von der Generalsäuberung erfaßt wurden. Einmal an einem Freitag, in Begleitung eines Freundes, kamen wir plötzlich in ein düsteres Marschland, auf dem gegen dreihundert Gefangene, meist Frauen, arbeiteten. Alle diese Unglücklichen waren unbeschreiblich schmutzig und grotesk gekleidet; viele von ihnen standen bis an die Knie im Sumpfwasser. Sie arbeiteten schweigend mit den primitivsten Geräten und nahmen von den beiden Fremden nicht die geringste Notiz.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Dieses Bild mutete mich wie eine Vision aus Dantes Hölle an; es verfolgte mich noch während Monaten. Schon das bloße Wort "Torf" ließ mich erschauern.

Auf meinen Fahrten nach Swerdlowsk gewöhnte ich mich auch an den Anblick jenes großen Lagers, das ich am ersten Tag meiner Ankunft bemerkt hatte. Der Haupteingang des Sechsecks lag gegen die Straße, von einem schönen, in seinen Linien modern anmutenden Holzfries gekrönt, in welchen ein ovales Bildnis Stalins eingelegt war. Oft schmückten rote Fahnenstreifen, mit den geläufigsten Schlagworten beschrieben; das Gesims. Nachts wurden das Bild und die Inschriften von kleinen, farbigen Glühbirnen beleuchtet.

Ein Fremder, der von der Straße aus im Vorbeifahren diese Fassade erblickte, mußte glauben, hinter diesem geschmückten Tor verberge sich ein vornehmes, sozialistisches Unternehmen. Wir aber, die im Distrikt ansässig waren, wußten, daß dieses Sechseck des Grauens 2500 Menschen von der Welt der Lebendigen für immer ausschloß. Die Scheinwerfer in den sechs Wachttürmen beleuchteten die ganze Nacht hindurch das Lager und bewegten sich automatisch der Reihe nach wie in einem Lichtspieltheater. Ihre Lichtkegel wirkten für die Beschauer, die ihre Bedeutung nicht kannten, als hübsche Beleuchtungseffekte am nächtlichen Himmel.

Die meisten der Gefangenen arbeiteten in Fabriken, Minen und an Bauprojekten in der Umgebung und mußten bei jedem Wetter täglich sechs oder sieben Kilometer bis zu ihren Arbeitsplätzen hin und zurück zu Fuß gehen. Dies bedeutete, daß sie neben den zehn oder zwölf täglichen Arbeitsstunden noch etwa drei Stunden marschieren mußten, wobei die wenigsten über geeignetes Schuhwerk für diese Zwangsmärsche verfügten.

Nicht weit von Perwouralsk liegt die Stadt Ryewda, Sitz einer anderen metallurgischen Fabrik. Mein Weg dorthin führte mich jedesmal an einem Konzentrationslager für etwa 2000 Gefangene vorüber. Die meisten dieser Leute arbeiteten in der Fabrik, deren Bau noch immer nicht beendet war; die anderen waren beim Straßenbau oder in den nahen Kupferminen beschäftigt.

Ein weiteres Lager, das nur etwa tausend Gefangene enthielt, befand sich am Ufer des Tschusowaja, einem lieblichen Fluß, der durch malerische Landschaft mit dichten Kieferwäldern und vielen Hügeln munter dahineilte. Im Sommer vergnügten sich unsere Ingenieure und Beamten gerne mit ihren Familien am Ufer des Tschusowaja mit Schwimmen und Fischen. Aber sie hielten sich vorsichtig in einer beträchtlichen, ehrerbietigen Distanz vom Lager; weshalb das Vergnügen durch häßliche Eindrücke schmälern?

Nachdem mir so viele Leute von der Schönheit dieses Flusses vorgeschwärmt hatten, beschloß ich, schließlich einmal selbst hinzufahren. Meine beiden Begleiter, beides Parteimitglieder, waren, wie ich, fremd in dieser Gegend, so daß keiner von uns etwas

## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

von diesem Lager wußte. Wir fuhren in meinem Ford und sprachen über Fabrikfragen, als wir plötzlich auf eine kleine Kuppe kamen und auf eine Stacheldrahtumzäunung niederblickten, die mehrere Hundert Meter vom Fluß entfernt im Walde lag. Wie gewöhnlich, standen auch hier Türme an allen vier Ecken. Wir sahen Wächter mit blanken Bajonetten. Am entlegeneren Ende der Umzäunung arbeiteten mehrere Hundert Gefangene, Männer und Frauen, am Bau einer neuen Barackenreihe.

Unser Ausflug fand dadurch ein jähes Ende. Alle Lust, den Fluß zu sehen, war vergangen, und wir fuhren schweigend nach Perwouralsk zurück. Denn selbst die treuesten und gedankenlosesten Kommunisten schämen sich im Innersten ihres Herzens über das Sklavenarbeitssystem und hassen es. Eben in der Heftigkeit, mit der einige der fanatischeren Genossen dieses System verteidigten, lag oft eine gewisse Beunruhigung. Durch die Beschimpfung ihrer Opfer — Kulaken, Saboteure ... Abschaum ... Schmutz ... versuchten sie ihren eigenen, innersten Abscheu niederzuschreien. Sie wußten alle zu genau, daß durch eine kleine Wendung des politischen Steuers, durch eine weitere Säuberung oder Krise, auch sie zu den Ausgestoßenen zählen könnten, deren Zwangsarbeit unseren eigentümlichen sozialistischen Feuerbrand entfachte.

(19) **Wie sie Geschichte schreiben**

*Produktionsbetrug – "Der kurze Lehrgang" (Eine neue Geschichte der kommunistischen Partei, 1938) – Wahlkandidat Kusmin – Viktors Privatleben im Ural – Gesetz gegen Verspätungen am Arbeitsplatz.*

I

Wenn ich an meinen Aufenthalt im Ural zurückdenke, so hebt sich aus all den häßlichen Erinnerungen ein bestimmtes trauriges Erlebnis besonders deutlich hervor.

Es handelte sich um eine Täuschung der russischen öffentlichen Meinung, um einen klugen Betrug, durch den hohe und niedrige Funktionäre in Moskau und in Perwouralsk die Öffentlichkeit gemeinsam irreführten. Sie machten das so geschickt und wickelten ihre Lügen so klug, daß bis zum heutigen Tage der "große Sieg im Nowo-Trubni-Werk" als Musterbeispiel für die Wunder zitiert wird, welche der "sozialistische Enthusiasmus" wirken kann.<sup>46</sup>

Die Sache begann mit der lärmenden Ankunft einer Brigade von Aktivisten aus Moskau in unserem entlegenen Uralvorposten. Sie brachten den Befehl mit, in unserer Röhrenwalzfabrik Stachanow-Normen einzuführen. Da wir bisher in der Regel 85 % produzierten, sollte uns ein großer Ruck im Moskauer Stil auf 100 und mehr Prozent, das heißt "über den Berg" verhelfen. *Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg. Es gibt keine Festung, die wir Bolschewiken nicht stürmen können. Die Zusammenarbeit schafft es. Alle vereint, Genossen, für unseren Führer und Lehrer ...*

Bevor sie die Hauptstadt verließen, wurden diese arbeitsfördernden Stoßtrupps in Gegenwart der Presse von Kommissar Lazar Kaganowitsch empfangen. Sie kamen mit außerordentlichen Vollmachten und aufgeblasener Ignoranz unserer Probleme bewaffnet nach Perwouralsk. Der Produktionsrhythmus, den ich so mühsam in Gang gebracht hatte, setzte nun plötzlich aus. Die Brigade berief Massenversammlungen und technische Konferenzen ein und versäumte uns alle mit langen agitatorischen Ansprachen. Die Wände aller unserer Werkstätten und Büros, Kantinen und Gemeinschaftssäle starren von roten Schlagzeilen. Plötzlich sprach niemand mehr, jedermann brüllte.

---

<sup>46</sup> Im englischen Original wie in der deutschen Erstausgabe wird die zeitliche Abfolge einzelner Absätze dieser Episode nicht eingehalten, was bei der Lektüre etwas irritiert. Die Absätze wurde in der Neuausgabe entsprechend verschoben.



Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Die Arbeiter zuckten die Schultern und verstopften ihre Ohren gegenüber diesem Auflauf. Aber die Ingenieure und Leiter gerieten in nervöse Raserei. Erst gestern lobte man uns für die erreichten 85 Prozent, und schon wandte man äußeren Druck an, um uns auf 100 Prozent hinaufzujagen. Wir litten unter diesem unausgesprochenen Vorwurf. Direktor Osadschi machte ein langes Gesicht.

"Wir müssen irgend etwas Drastisches unternehmen, Victor Andrejewitsch", seufzte er. "Die Moskauer Presse macht ein großes Hallo aus dieser Stachanowitergeschichte; wir können uns keinen Mißerfolg leisten. Mein Kopf und auch der deine stehen auf dem Spiel." Osadschi war ein in unserem Lande nur allzuverbreiteter Typ eines Fabrikdirektors. Stets hatte der Politiker in ihm den Vorrang vor dem Ingenieur. Öffentliches Lob war ihm wichtiger als wirkliche Leistung, Rekorde bedeuteten ihm mehr als Qualität. Was ihm an technischem Wissen abging, machte er durch "wichtige Beziehungen" in den maßgeblichen Kreisen mehr als wett. Er war ein Weichling mit einer ausgesprochenen Schwäche für die Swerdlowsker Mädchen.

"Was sollen wir tun?" erwiderte ich. "Du weißt ebensogut wie ich, daß wir aus dem Betrieb unmöglich mehr herausholen können. Beredsamkeit ist kein Ersatz für Werkzeuge und Metalle."

Aber Osadschi steckte bereits bis über den Kopf in seinem glänzenden Plan. Er bat mich, ihm ein genaues Inventar der in unseren Warenlagern aufgestapelten fertigen Röhren auszufertigen. Es handelte sich um eine beträchtliche Menge. Es gab da zum Beispiel ganze Lager, die ohne bestimmten Auftrag im vergangenen Jahr hergestellt worden waren. Ich machte ihm die notwendigen Angaben.

Erst später begriff ich mit Entsetzen, wozu er sie benötigte. Osadschi sandte im Einverständnis mit der Brigade einen Delegierten nach Moskau, der sich mit Koschewnikow, dem derzeitigen Chef von Glawtrubostal, in geheimes Einverständnis setzte. Koschewnikow traf seinerseits mit der Zentralverwaltung der Metallbelieferungsstelle für Industrie seine Vereinbarungen. Unser Agent kehrte mit einer Reihe von Aufträgen für verschiedene Röhrentypen, die als Lagervorrat fürs ganze Land hergestellt werden sollten, nach Perwouralsk zurück.

Durch einen wunderbaren Zufall lauteten die Aufträge auf genau dieselbe Art und Menge von Röhren, die wir bereits in unserem Lager aufgestapelt hatten. Wir brauchten nur die Ware zu reinigen, zu ölen, zu verpacken und sie der laufenden Produktion zu übergeben. Geschickte Buchführung tat ein übriges.

Der große Monat Juni begann. Von Anfang an standen die täglichen Ergebnisse auf einer glanzvollen "Stachanowiterhöhe". "Haltet mit dieser guten Leistung durch!", drängten mich die Botschaften aus Moskau. Natürlich hielten wir durch, aber niemand verlor ein Wort über die Tatsache, daß an einigen Tagen mehr als 25 Prozent der

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

erreichten Produktion betrügerisch hergestellt worden war und aus Röhren aus dem Lagerhaus bestand. Die Werkmeister und Arbeiter ließen sich natürlich nicht täuschen. Sie lasen die täglichen und wöchentlichen Berichte ..., aber sie kannten die Wahrheit.

Es war ein dreister Betrug. Aber Osadschi, das Stadtkomitee, das Regionalkomitee, die Brigaden und überhaupt jedermann waren erfreut. Und jedermann gab vor, den Betrug nicht zu bemerken. Nur die Tschekisten lachten sich ins Fäustchen, weil sie wußten, daß ihnen dieser Betrug einige Industrielle ihres Gebietes restlos auslieferte. Der Sieg — nicht nur hundertprozentig, sondern in jedem beliebigen Prozentsatz, war unser.

Ich weigerte mich energisch, in ihren Kreis hineingezogen zu werden. Ich hielt es nach Berücksichtigung aller Umstände für meine Sicherheit angemessener, an dieser Zahlengaukelei keinen Anteil zu haben. Ich war mir besonders bewußt, daß die künstlich hohen Junireultate nun als unmögliches Normalmaß für die Zukunft aufgestellt würden.

Im Laufe des Monats grenzte das Entzücken der Verschwörer bereits an Angst. Sie waren von ihrem Handwerk, besonders von dem großen Tamtam, den ihr "Erfolg" in den Zeitungen und am Radio erzielte, etwas beängstigt. Sie wußten alle, daß ihnen ihr Manöver eines Tages als "Betrug an der Regierung und der Partei" vorgehalten werden konnte. Die Moskauerbrigaden und die hiesigen Funktionäre scharten sich im Gefühl gemeinsamer Schuld und gemeinsamer Gefahr enger zusammen.

Bald darauf war der große Monat zu Ende, der eine ruhmreiche Produktionsleistung von 114 Prozent gezeigt hatte! Moskau, Swerdlowsk und Perwouralsk widerhallten vom Siegesgebrüll. Berichte über den "glanzvollen Triumph im Nowo-Trubni-Werk" erfüllten die Presse. Am Morgen des ersten Juli erhielt ich aus Moskau ein Telegramm:

*"Wir gratulieren dir zu deinem großen Sieg. Wir nehmen an deinem Glück Anteil. Wir ermächtigen dich, den einzelnen Arbeitern Prämien auszuzahlen. Wir vertrauen darauf, daß der Betrieb von jetzt an regelmäßig solche Leistungen erzielt."*

Reporter kamen per Flugzeug aus Moskau und Swerdlowsk, um das Wunder des Stachanowismus in Aktion beschreiben zu können. Nowo-Trubni, das von seiner sabotierenden Leitung noch vor wenigen Monaten auf 35 Prozent oder 40 Prozent niedergehalten worden war, stand jetzt stolz mit 114 Prozent unter der Leitung seines treuen, neuen, bolschewistischen Führers, Genosse Kravchenko! Delegationen aus anderen Fabriken Perwouralsk kamen herbei, um ihre siegreichen Genossen zu beglückwünschen.

Überall herrschte eitel Freude, nur in meinem eigenen Herzen wohnte die Verzweiflung. Ungewollt hatte ich an einem Betrug teilgenommen und war in eine Lage

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

geraten, in der ich Dank und Bargeld für diese Mitwirkung entgegennehmen mußte. Hinter geschlossenen Türen, mit Hilfe meiner drei Assistenten und des Hauptbuchhalters, berechnete ich den wirklichen Produktionsstand des Monats. Ohne die betrügerische "Produktion" aus dem Warenlager standen wir mit 87 Prozent da, das heißt, ein klein wenig besser als gewöhnlich. Während dieser traurigen Rechenaufgabe wurde ich sechs- oder siebenmal durch Fernanrufe unterbrochen, die mir Glück wünschten. Die Glückwunschtelegramme häuften sich; eines von ihnen war von Kaganowitsch persönlich.

In jener Nacht begann ich mit der Niederschrift eines sorgfältigen und sehr eingehenden Berichtes über den Betrug an Kaganowitsch. Ich sandte ihn außerdem an Koschewnikow im Glawtrubostal, an Osadschi und an Genosse Dowbenko, den Sekretär des Perwouralsker Stadtkomitees und behielt eine Abschrift als Sicherung für die Zukunft in meinem privaten Tresor.

Osadschi und Dowbenko waren durch meinen Schritt vollständig überrascht. Sie telephonierten augenblicklich ihren Verbündeten in Moskau und im Glawtrubostal. Als man sie der Unterstützung von oben versicherte, zitierten sie mich vor das Stadtkomitee.

"Bist du verrückt geworden, Kravchenko?" brüllte Dowbenko. "Alles geht glänzend, Kaganowitsch ist über unseren Erfolg hell begeistert und du willst uns die ganze Arbeit verderben. Warum sollen wir nicht ein oder zwei Täuschungsmanöver anwenden, da doch das Ziel die Hebung der Moral der arbeitenden Massen ist? Hast du denn kein Pflichtgefühl?" Er stampfte zornig in seinem Büro auf und ab. Osadschi biß sich auf die Lippen, um seinen gerechten Zorn zu meistern.

"Es tut mir leid, aber ich bin mit dir nicht einverstanden", sagte ich. "Ich habe an diesem Plan nicht teilgenommen und will auch die Verantwortung dafür nicht übernehmen. Ich warne dich: Kaum hat sich der Lärm gelegt, werden wir wieder auf den alten Prozentsatz zurückfallen, und dann wird man uns dafür tadeln, daß wir die Juniquoten nicht mehr erreichen."

"Verdammt nochmal, wir werden auch das überbrücken, wenn es einmal soweit ist!" erklärte Dowbenko. "Du gehst einen gefährlichen Weg, Kravchenko, wenn du deine eigene Meinung über alle andern stellst. Du entehrst die Brigade, welche vom Kommissar, einem Mitglied des Politbüros, hierhergeschickt worden ist! Das ist ein Spiel mit dem Feuer." — "Manchmal ist übertriebene Ehrlichkeit gleichbedeutend mit übertriebener Dummheit", fügte Osadschi hinzu. "Man braucht ein bißchen Weltweisheit."

Unterdessen wurde eine Massenversammlung der ganzen Fabrik einberufen, um den Erfolg zu feiern. Eine rot drapierte Bühne war auf dem Fabrikareal errichtet und mit

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

großen Bildern der Kremlführer geschmückt. Eine Kapelle spielte ununterbrochen. Tausende von Arbeitern und Beamten — viele waren sich des Betruges wohl bewußt — scharten sich um die Bühne. Ich glaubte, aus der Begeisterung ihres Applauses und der Lautstärke ihrer Hurrarufe, als Osadschi, Dowbenko, Regionalparteivertreter und schließlich Brigadeführer ihre Reden hielten, etwas wie bewußten Hohn herauszuhören.

Osadschi verlas einige Gratulationsbotschaften. Dann führte er aus, die Arbeiter hätten durch ihr wunderbares Beispiel in diesem Monat alle Skeptiker und Kritiker beschämt. Sie hätten den schmutzigen Saboteuren und Verrätern eine herrliche Antwort gegeben. Zum Schluß brüllte er: "Lang lebe unsere Partei und ihr hochgeliebter Führer, Lehrer, Vater und Genosse, unser Genosse Stalin! Hurra, Genossen!"

"Hurra" brüllten tausend Kehlen mit, und das Orchester stimmte die Internationale an.

Ich stand auf der Bühne und beglückwünschte mich, der harten Prüfung einer Rede entgangen zu sein. Aber Dowbenko beabsichtigte, mich zur offiziellen Teilnahme an unserem "Sieg" zu zwingen. "Und jetzt", gab er bekannt, "hören wir den Genossen, dessen bewährter Führung wir das ruhmreiche Gesamtergebnis von 114 Prozent verdanken — Genosse Kravchenko!"

Ich erhob mich. Die Juniproduktion erwähnte ich überhaupt nicht und sprach statt dessen von den schweren Problemen, die vor uns lagen und von der Notwendigkeit einer gleichmäßigeren Anstrengung. Ich dankte den Arbeitern für das, was sie getan hatten und betonte, ein gelegentlicher Energieanlauf genüge nicht, die Produktion müsse beständig sein. Ich erhielt großen Beifall und verließ die Bühne mit dem Gefühl, daß mich wenigstens einige meiner Zuhörer verstanden hatten.

Die Versammlung schloß mit dem Hissen einer roten Fahne, die ich vom Regionalvertreter mit einem Lächeln in Empfang nahm.

Die Brigade wurde bei ihrer Ankunft in Moskau vom Kommissar, wiederum in Gegenwart der Presse, in Audienz empfangen. Sie wurde ausgezeichnet und mit Belohnungen beehrt. Die Zeitschrift "Für Industrialisierung" widmete dem Nowo-Trubni-Wunder eine ganze Seite, und andere Zeitungen gaben ebenfalls ihren Segen.

Einige Wochen später fand ich einen Vorwand, um nach Moskau zu verreisen, in der Hoffnung, Glawtrubostal auf meine Seite zu ziehen, da ich fürchtete, dieser nationale Skandal könnte ruchbar werden. Koschewnikow verbarg seine Unzufriedenheit nicht. Als einer der Rädelsführer dieses Betruges stand seine eigene Laufbahn auf dem Spiel.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Versuche doch, mich zu verstehen", bat ich. "Wie kann ich den Arbeitern und meinem technischen Stab noch in die Augen schauen, wenn sie doch alle wissen oder es wenigstens vernuten, daß der große Sieg nur ein großer Betrug war? Du weißt sehr gut, daß wir in den kommenden Monaten nicht imstande sein werden, diesen künstlichen Rekord aufrecht zu erhalten. Die Arbeiter werden nichts dabei gewinnen. Was hat das alles überhaupt für einen Sinn und Zweck?"

"Höre auf, Victor Andrejewitsch", erwiderte er eisig. "Deine Haltung ist, wenn ich so sagen darf, äußerst naiv. Du solltest solche Dinge von einer höheren Perspektive aus betrachten. Wenn es die Partei für notwendig erachtet, eine bestimmte Art von Aktivität zu unterstützen — in diesem Falle den Stachanowismus —, so ist das eine politische Notwendigkeit, und der Zweck heiligt die Mittel. Deine Besorgnisse sind unsinnig."

"Du hast unrecht", beharrte ich. "Wir können auf der Basis von Lügen nichts aufbauen. Lügen haben die Wirkung eines Bumerangs."

Koschewnikow verlor die Geduld. "Ich will dir einen Rat geben, Genosse Kravchenko, höre mit dieser Geschichte auf, oder es wird dir schlecht gehen."

Dann machte ich beim Herausgeber der Zeitschrift "Für Industrialisierung" einen Besuch. Er heuchelte Entsetzen, als ich ihm die Tatsachen des Betruges unterbreitete und drang in mich, darüber einen Artikel zu schreiben, ehe ich Moskau verlasse. Dies tat ich und schickte eine Kopie der Prawda. Beide Zeitungen hüllten sich in Schweigen, ebenso Kaganowitsch.

Bei meiner Rückkehr fand ich die Arbeiter, Werkmeister und das niederere Ingenieurpersonal bei mürrischer Laune. Man hatte ihnen oft von Gratifikationen gesprochen. Aber diese Leute wurden nach Akkordarbeit bezahlt. Da sie in Wirklichkeit die gewöhnliche Leistung nicht überboten hatten, bestand ihre ganze Gratifikation in einem schönen Anteil am Lärm und an der roten Fahne. Der Verwaltungsstab aber, ebenso Kosadschi und ich, erhielten beträchtliche Gratifikationen: 150 Prozent unseres Gehaltes. Mein Juni-Einkommen stieg auf über 4000 Rubel — eine hübsche Belohnung für einen Betrug, den ich erfolglos zu verhindern versucht hatte.

Gerüchte über meine Moskauer Bemühungen waren bis nach Perwouralsk gedrungen und hatten die Beamten in einen Zustand mörderischer Wut versetzt. Vor dem Stadtkomitee beschuldigte man mich — bezeichnenderweise in Gegenwart Parschins von der NKVD — der "Untergrabung ihres Prestiges". Weshalb ich versuche, sie alle in Schwierigkeiten zu bringen? Warum ich "ein Feuer wieder anzufachen versuche, das bereits niedergebrannt sei"?

Es brauchte Monate, bis diese Beamten und Fabrikkollegen mir meinen "Verrat" verziehen und mir wieder zulächelten. Aber ich bereute meine Handlung nicht. Was

auch immer geschehen mochte, mein Ruf war sauber. Diesmal geschah allerdings nichts. Es waren allzuvielen einflußreiche Bürokraten in dieses Scharlatanstücklein verwickelt. Unser "großartiger Sieg" ging feierlich in die Geschichte ein.

2

Die Veröffentlichung der neuen offiziellen Geschichte der kommunistischen Partei im Jahre 1938<sup>47</sup> bedeutete das Abflauen der Generalsäuberung. Dies soll nicht heißen, daß der Terror ein Ende nahm und die "schwarzen Raben" arbeitslos wurden. Die "normalen" Verhaftungen gingen immer noch in die Tausende, ebenso die Hinrichtungen ohne Gerichtsverfahren, die Verbannung "unerwünschter Elemente", deren Arbeit in fernen Gegenden willkommen war, die Foltern und die Verhöre. Die Insassen der Konzentrationslager und Zwangsarbeitskolonien waren so zahlreich wie nie zuvor. Unter den dem Kreml nahestehenden Kommunisten schätzte man die Zahl der Sklavenarbeiter bereits auf über 15 Millionen; in den nächsten Jahren sollte die Schätzung bereits an 20 Millionen grenzen.

Mit "Abflauen" will ich bloß sagen, daß diese spezielle Schlacht der Partei- und Bürokratiesäuberung, die nach der Ermordung Kirows einsetzte, nun fast abgeschlossen war. Es gab kein Büro und kein Unternehmen, keine wirtschaftliche oder kulturelle Einrichtung, kein Regierungs-, Partei- oder Militärbüro, wo nicht unter mehrheitlich neuer Leitung gearbeitet wurde. Hätte ein ausländischer Eroberer die Maschinerie des Sowjetlebens übernommen und neue Leute in die führenden Stellen eingesetzt, der Wechsel hätte kaum gründlicher und grausamer sein können.

Das Ausmaß dieses Terrors wurde von der Außenwelt niemals erfaßt. Vielleicht war er zu groß, um überhaupt erfaßt werden zu können. Rußland war ein mit Leichen übersätes Schlachtfeld, gepflastert mit gigantischen Verhauen, in denen Millionen elender "Kriegsgefangener" arbeiteten, litten und starben. Doch wie kann das geistige Auge ein so großes Blickfeld umfassen? Man sieht nur in diese oder jene Ecke und beurteilt das Ganze nach seinen Teilen. Es war mir möglich, durch den Kreml einige amtliche Angaben zu erlangen. Sie umfassen nicht die ganze Wirklichkeit und sind bloße Andeutungen über deren Ausmaß und Gemeinheit.

Im Rat der Volkskommissare blieb einzig Molotow zurück, alle andern wurden getötet, eingekerkert, oder sie verschwanden. Das Zentralkomitee der Partei ist in der Theorie Herz und Seele der Führerschicht und zählt 138 Mitglieder und Vertreter. Nur etwa 20 verblieben nach dem Wüten der Generalsäuberung auf ihren Posten. Von den 757 Mitgliedern des Zentralexekutivkomitees, das im Ausland bisweilen als "Parlament" Rußlands bezeichnet wird, überlebten nur einige Dutzend den Sturm.

---

<sup>47</sup> *Geschichte der KPdSU (B) – Kurzer Lehrgang* (1938)

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Die Verheerung war in den sogenannt autonomen "Republiken" und Regionen sogar noch blutiger. Die Oberschicht der Regierung und Partei war ohne Ausnahme auf Befehl aus Moskau ausgelöscht worden — ein hinreichender Kommentar zu ihrer angeblichen Autonomie. Industrie und Technik, Künste und Erziehungswesen, Presse and Armee, alles wurde auf den Kopf gestellt, ihre Führer und die begabtesten Persönlichkeiten erschossen, eingekerkert, verbannt oder bestenfalls jeglichen Einflusses beraubt.

Angesichts dieser unfaßbaren Greuel ist man versucht, sich auf die bekannten und bedeutenden Opfer zu konzentrieren, während sich das Pogrom doch auf die ganze Bevölkerung ausdehnte. In der führenden Partei wurden 1.800.000 Mitglieder und Kandidaten ausgestoßen, also mehr als die Hälfte ihres Bestandes, und in den meisten Fällen bedeutete Ausstoßung so viel wie Konzentrationslager oder noch Schlimmeres. Es wurden mindestens noch 8.000.000 Komsomolzen und Parteilose liquidiert, das heißt, entweder erschossen, verbannt oder ihrer Stellung beraubt.

Aber selbst diese gewaltigen Zahlen erfassen nicht die ganze Tragödie. Sie sind zwar hoch, aber sie wirken kühl. Gerade ihre Größe läßt sie ein wenig unwirklich erscheinen. Man darf von den Opfern nicht so unpersönlich denken, sondern sollte sie als Einzelmenschen ansehen. Man muß sich bewußt sein, daß jeder einzelne dieser Riesenmenge Verwandte, Freunde und Angehörige hatte, die seine Leiden mitlitten, daß jeder von ihnen Hoffnungen, Pläne und wirkliche Erfolge besaß, die nun zerstört waren. Für den Geschichtsschreiber von morgen und für den Soziologen von heute sind dies bloße Statistiken. Für mich aber, der dies alles erlebte, besitzen diese Zahlen Körper, Geist und Seelen, die verletzt, geschändet und beleidigt wurden.

Zudem weiß ich, daß Millionen, die der Säuberung entgingen, in ihrer Seele verwundet und in ihrem Geist durch die Furcht und die Roheit, in deren Bann sie lebten, beleidigt wurden. Ich kenne in der ganzen menschlichen Geschichte keinen Maßstab, an dem eine solche absichtliche und erbarmungslose Verfolgung gemessen werden könnte, von der zehn Millionen Russen mittelbar oder unmittelbar betroffen wurden. Dschingis-Khan war, verglichen mit Stalin, ein Amateur und Stümper. Die Kremlbande überzog ihr eigenes Land und Volk mit dem grausamsten aller grausamen Kriege.

Der Abschluß dieses langen Mordens wurde jetzt in der Morgenröte einer neuen Zeit beleuchtet. Die Parteigeschichte (der sogenannte "Kurze Lehrgang") erwies sich als ein Dokument, das wahrscheinlich ohne Beispiel dasteht. Ohne die leiseste Begründung revidierte sie schamlos ein halbes Jahrhundert der russischen Geschichte. Das will nicht heißen, daß sie einfach einige Tatsachen fälschte oder eine neue Interpretation der Ereignisse begann. Es will vielmehr heißen, daß sie absichtlich die Geschichte auf den Kopf stellte, Ereignisse auslöschte und neue Tatsachen erfand. Sie verzerrte die jüngste Vergangenheit — eine Vergangenheit, die noch in Millionen von Menschen lebte — in

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

neue und groteske Formen, um die durch die blutigen Säuberungsprozesse und die gleichzeitige Propaganda geschaffenen Tatsachen mit ihr in Einklang zu bringen.

Es war eine kühne, skrupellose und blendende Erfindung. In ihrem offenen Zynismus, in ihrer Herausforderung an den gesunden Menschenverstand des russischen Volkes, lag eine gewisse Größe. Die Rollen der führenden historischen Gestalten wurden abgeändert oder völlig getilgt. Dafür mußten andere, frei erfundene neue Rollen übernehmen. Leo Trotzki, einer der Schöpfer der Roten Armee, erschien als feindlicher Agent ausländischer Kapitalisten, der versuchte, sein Land zusammen mit Rykow, Bucharin, Sinowiew, Kamenew, Bubnow, Krestinski, Piatakow und praktisch allen anderen Vätern der bolschewistischen Revolution, zu verraten. Josef Stalin blieb selbstverständlich als einziger Führer des vorrevolutionären Rußlands übrig, als Lenins einziger vertrauter und bewährter Mitarbeiter. Alle Bücher, Artikel, Schriftstücke und Museumsmaterialien, welche diesem ungewöhnlichen, im Kleid der Geschichte auftretenden Hirngespinnst widersprachen — und das heißt, alle historischen und politischen Schriften und Dokumente —, verschwanden spurlos.

Und mehr noch: Die lebenden Zeugen wurden ebenfalls so weit als möglich beseitigt!

Der leitende Stab des Marx-Engels-Lenin-Instituts in Moskau (die Fundgrube der ideologischen Wahrheit) wurde abgesetzt, und die wichtigeren Mitarbeiter verhaftet oder erschossen. Dasselbe ereignete sich in den Zweigen des Institutes in verschiedenen Teilen des Landes. Ich war zufällig mit dem Schicksal einer der bedeutendsten Persönlichkeiten des Institutes, Professor Sorin, sehr vertraut, und es bot mir ein eindruckliches Beispiel für den Gesamtaspekt dieser erzwungenen, tragischen Fälschung.

Sorin war einmal von Stalin öffentlich verwarnt worden, weil er zu schreiben gewagt hatte, die "Diktatur des Proletariats" sei in Rußland mit der "Diktatur der Partei" identisch. In der Folge gestand der Schuldige seine "Irrtümer" pflichtschuldigst ein und avancierte zu einem von Stalins Mentoren in der marxistischen Theorie, fabrizierte Reden und Artikel, denen Stalin seinen Namen vorsetzte. Er wurde zum stellvertretenden Direktor des Marx-Engels-Lenin-Institutes ernannt, grub fleißig Schriftstücke und Zitate aus, um jede Politik unterstützen zu können, die Stalin dem Lande aufzunötigen wünschte, und schien glücklich gegen jegliches Mißgeschick gefeit.

Plötzlich aber kam ein Punkt, wo auch der sonst sanftmütige Sorin plötzlich stutzte. Er war zwar gewillt, die erforderlichen Texte auszugraben und zu zitieren, aber er scheute sich, Texte zu erfinden und Zitate zu fälschen. Und so fuhr denn mitten in einer Winternacht ein NKVD-Wagen bei Professor Sorins schöner Wohnung vor und nahm ihn mit — auf Nimmerwiederssehen! Seine Frau und sein Kind wurden aus ihrem Heim



Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

vertrieben und ihrem Schicksal überlassen, alle seine Bücher, Schriftstücke und Notizen von der NKVD beschlagnahmt.

Andere Institutsbeamte, die mit der kommunistischen Geschichte und Theorie zu gut vertraut waren, um die gefälschte Version dennoch zu glauben, erlitten das gleiche Schicksal, unter ihnen auch Generaldirektor Adoratzki. Der Leiter der Parteipropaganda, Stetski, wurde verhaftet. Tausende von führenden Köpfen der geschichtlichen, politischen und literarischen "Front" wanderten auf der Einbahnstraße — in die Versenkung. Damit lag der Weg für eine schrankenlose Fälschung völlig frei. Die neue "Geschichte" konnte geschrieben werden.

Um uns diese Schande noch tiefer einzubrennen, wurde das "Studium" der neuen Version für alle verantwortlichen Parteileute als obligatorisch erklärt. Fast jeden Abend gab es Geschichtsunterricht. Besondere Lehrer kamen aus Swerdlowsk in unsere Stadt, um mitzuhelfen, uns diese Lügen einzutrichtern. Die meisten von uns kochten innerlich bei diesen Lektionen, die den letzten Rest von Selbstachtung, der uns noch verblieben war, endgültig vernichteten. Aber selbst die größte Lüge faßt durch ungezählte Wiederholung schließlich Wurzeln. Stalin wußte dies schon vor Hitler. Ich selbst konnte bemerken, wie diese gemeinen Fälschungen zuerst unter Druck widerwillig angenommen wurden, um sich dann als unbestreitbare "Tatsachen", besonders bei der unerfahrenen jungen Generation einzubürgern.

Die Außenwelt muß an dieser gefälschten Parteigeschichte besonders jene Wegleitung im Vorwort des Handbuchs interessieren, die lautet: "Das Studium der Geschichte der kommunistischen Partei stärkt die Gewißheit in den Endsieg des großen Anliegens der Lenin-Stalin-Partei: Der Sieg des Kommunismus in der ganzen Welt." Trotz des Nachdrucks, der neuerdings auf den russischen Nationalismus gelegt wird, bleibt diese Direktive unverändert. Selbst als die kommunistische Internationale angeblich "abgeschafft" wurde, blieb die Überzeugung von der stalinistischen Weltrevolution bestehen und wurde nie preisgegeben. Die "Geschichte" ist heute noch das offizielle Lehrbuch nicht nur der Kommunisten in Rußland, sondern auch der Kommunisten in Amerika, England, China und der ganzen Welt.<sup>48</sup>

Mir fiel die Aufgabe zu, über einen bestimmten Abschnitt dieser Parteigeschichte vor verantwortlichen Parteimitgliedern des Distriktes von Perwouralsk "Vorlesungen zu halten". Ich unterzog mich dieser demütigenden Posse natürlich nur deshalb, weil sie ein Befehl des Stadtkomitees war, dem ich mich nicht zu widersetzen wagte. Mein besonderer Gegenstand war der Abschnitt über "die kommunistische Partei im Kampf um die Kollektivierung der Landwirtschaft". Ich stopfte die wichtigsten Abschnitte des Buches in meinen Kopf, las Stalins Reden über dieses Thema, stand dann in einem überfüllten Auditorium und log gezwungenermaßen mehr als eine Stunde.

---

<sup>48</sup> Wurde auch in einigen der K-Gruppen während der '68er Zeit genutzt.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Jede meiner Lügen riß die halbvernarbten Wunden meiner eigenen schlimmen Erfahrungen bei der Kollektivierung und der nachfolgenden Hungersnot wieder frisch auf. Mir war, als verhöhnte ich die Kinder mit ihren auf getriebenen Bäuchen, in deren Dörfer ich gearbeitet hatte, und als schändete ich die Leichen, die ich damals unbestattet herumliegen sah. Während meiner Rede war es mir klar, daß auch meine Zuhörer wußten, daß ich log. Meine Worte und ihr Beifall waren beide gleich unecht. Wir waren wie Schauspieler, die in einer politischen Tragödie ihre vorgeschriebenen Rollen spielen müssen.

Warum die Zuhörer und ich diese Beschimpfung auf uns nahmen? Aus dem gleichen Grund, wie wir einem Wegelagerer unsere Börse aushändigen, wenn er sein Gewehr auf uns richtet. Kein Außenstehender, dem seine Menschenrechte garantiert sind, hat das Recht, eine überlegene Haltung gegenüber jenen Russen einzunehmen, die wie ich "Vorlesungen halten" oder wie meine Zuhörerschaft Beifall spenden mußten.

Parallel mit der "Erziehung" der Parteileute und der Parteilosen durch die aufpolierte Geschichte stützten sich die amtlichen Propagandisten auf zwei weitere, wirksame Argumente, für die das Ausland herhalten mußte. Das erste war eine einseitige und verzerrte Schilderung des Lebens in der kapitalistischen Welt, besonders in den Vereinigten Staaten und in England. Die Vortragenden zeigten Bilderausschnitte aus ausländischen Zeitungen, auf denen Streikende von der Polizei geschlagen, arbeitslose Demonstranten mit Feuerwehrspritzen zurückgetrieben und Tränenbomben gegen das Proletariat geschleudert wurden. Dieses Material, dargeboten als lückenloses Bild des Kapitalismus, machte einen um so tieferen Eindruck, als es authentisch, belegt und unwiderleglich zu sein schien.

Das zweite Argument waren Zitate gehässiger Angriffe gegen die Sowjetunion, in denen feindliche Ausländer das russische Volk und die Sowjetregierung verhöhnten oder beleidigten. Solche Zitate überbrückten die Kluft zwischen dem russischen Volk und dem Sowjetregime, indem sie die menschliche Selbstachtung und den Nationalstolz der Zuhörer herausforderten.

Eine weitere Auswirkung der großen Säuberung verdient erwähnt zu werden. Jeder Kommunist trägt eine Parteikarte. Sie ist sein persönlicher Paß, sein politisches Patent. Das Büchlein enthält neben den Personalien auch die Unterschriften der Parteifunktionäre, die es ausgestellt haben. Durch die Säuberung der meisten führenden Parteibeamten geschah es aber, daß dieser gesegnete Ausweis der meisten Kommunisten von Volksfeinden bestätigt war. Der Kreml konnte eine solche Ironie nicht dulden. Deshalb wurde zur Tilgung der Handschrift und des Gedächtnisses der Toten und Gefangenen im Spätherbst des Jahres 1938 eine neue Registrierung der Kommunisten angeordnet, in der alle von liquidierten "Volksfeinden" unterschriebenen Karten ersetzt werden sollten.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Dieser Vorgang verwandelte sich in eine neue, wenn auch kleinere Säuberung. Jeder Kommunist hatte vor einer Dreierkommission anzutreten und sich einem sorgfältigen Verhör zu unterziehen. Überdies war die Ausfertigung der neuen Karten nicht mehr so einfach wie bisher, da sie mit einer Photographie versehen werden mußten. Zudem erhielt jeder Kommunist ein besonderes Büchlein in zwei Exemplaren, das eine eingehende Biographie und einen Bericht über seine Leistungen, Auszeichnungen und Bestrafungen enthielt. Das eine Exemplar wurde beim Stadtkomitee hinterlegt, das andere beim Zentralkomitee in Moskau. Das Ganze glich mehr einem Polizeirapport, als einem Lebenslauf der Mitglieder einer politischen Organisation. Die letzte Täuschung, daß wir freiwillige Mitglieder eines Genossenbundes seien, fiel dahin.

Damit in dieser Hinsicht keine neuen Illusionen aufkommen konnten, trat ein neues Gesetz in Kraft: Ein Kommunist, der aus einer Stadt oder Gegend wegzuziehen und sich an einem andern Ort niederzulassen wünschte — auch wenn dieser Ortswechsel von oben befohlen war —, mußte vor seiner Abreise die Bewilligung des Stadtkomitees einholen und dessen formellen Beschluß abwarten. Durch diese Maßnahme wurde die herrschende Partei in Tat und Wahrheit zu einem Gefängnis — zwar mit allen Bequemlichkeiten und tausend Privilegien versehen, welche die Insassen des größeren Gefängnisses, Rußland, nicht genossen — aber dennoch eben ein Gefängnis.

Eines Tages, als sich bereits die ersten Vorboten des neuen Winters im Ural bemerkbar machten, teilte mir Sekretär Dowbenko mit, ich hätte die Ehre, bei den kommenden "Wahlen" in den obersten Sowjet eine führende Rolle zu spielen. Das Zentralkomitee der Partei hatte Genosse Kusmin im Distrikt Perwouralsk als Wahlkandidat für den obersten Sowjet vorgeschlagen, und mir widerfuhr nun die Ehre, diesen Mann formell bei einer Generalversammlung der Wählerschaft zur "Wahl vorzuschlagen".

"Aber weshalb Kusmin?" fragte ich. "Er hat nie hier gewohnt, und niemand kennt ihn. Als Vizekommissar der Schwerindustrie wohnt und arbeitet er in Moskau. Zudem kenne ich ihn selbst kaum."

Meine Einwände wurden unter den Tisch gewischt. Meine Fabrik stand als Gewinnerin einer roten Fahne im Scheinwerferlicht, deshalb betrachtete man mich als den geeigneten Mann, um Kusmin seinen souveränen Wählern vorzustellen. Er war selbstverständlich der einzige Kandidat. Der bloße Gedanke einer gegnerischen Kandidatur wäre als Herausforderung der Partei angesehen worden und kam überhaupt niemandem in den Sinn, um so weniger als die neue Generation in solchen Fragen über keine eigene Erfahrung verfügte.

Mit Nachrichten über "meinen" Kandidaten versehen, arbeitete ich mehrere Nächte an der Wahlrede. In den üblichen Phrasen der Sowjetverführungskunst pries ich Kusmin als "treuen Sohn der Partei und des Volkes" und verherrlichte ihn wegen seiner

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Verdienste um die Revolution und seiner Treue zum Führer. Dowbenko und seine Kollegen lasen mein Manuskript durch, änderten einiges ab und erklärten sich zufrieden.

Mehrere Tage später fuhr eine Reihe eleganter Autos bei unserer Fabrik vor. "Mein Kandidat", von dessen Dasein ich bis vor einer Woche nur eine schwache Ahnung gehabt hatte, entstieg dem Wagen, umringt von tschekistischen Wachen und seinem Parteigefolge. Kusmin bot einen bemerkenswerten Anblick: Ein grobschlächtiger Bursche, unrasiert und in schäbigen Kleidern. Seine gestickte Russenbluse war am Kragen geflickt; er trug eine Arbeitermütze und die Stiefel eines Rotarmisten. Kurz, er kam in der Verkleidung eines Proletariers!

Ich war von dieser Maskerade angeekelt und wurde purpurrot beim Gedanken, daß ich selbst an diesem Betrug einen führenden Anteil hatte. Um vier Uhr begann die Wahlversammlung auf dem Hauptplatz von Perwouralsk. Aus allen Fabriken der Umgebung kamen Delegationen mit Fahnen und Musik. Komsomolzenkontingente marschierten auf, ihre jungen Stimmen sangen derbe Proletarierlieder. Die rotdrapierte Tribüne war mit den Bildern Stalins, Molotows, Kalinins, Woroschilows und anderer Männer geschmückt. Ich nahm meinen Platz mit Dowbenko, Osadschi, Kusmin und anderen Würdenträgern auf der Rednertribüne ein, während ein Orchester die Internationale und andere Hymnen schmetterte.

Zur festgesetzten Zeit leierte ich meine Rede herunter, pries Kusmin als "den Besten der Besten". Die Bevölkerung spendete Beifall, und die Orchester sekundierten mit schmetternden Klängen. Es folgten noch einige Redner mit den üblichen Phrasen. Schließlich trat Kusmin persönlich vor, um dem Volk für sein "Vertrauen" zu danken und es seiner untertänigsten Dienste zu versichern, "falls sie ihn wählen sollten".

"Lang lebe das Gehirn, das Herz und die Kraft der Partei und des Sowjetvolkes, unser geliebter Führer und Lehrer, Genosse Stalin!" schloß er seine Rede, und die Musik sekundierte wiederum den Beifall.

Als wir die Rednertribüne verließen und zum Festessen eilten, das die obersten Beamten erwartete, drückte mir Kusmin die Hand. "Du hast gut gesprochen, Genosse Kravchenko", sagte er. "Vielen Dank, vielen Dank. Wenn du nach Moskau kommst, dann besuche mich bitte. Es wird mir stets ein Vergnügen sein, dir zu helfen."

Als wir uns die Hände schüttelten, konnte ich nicht umhin, zu bemerken, daß seine Fingernägel wunderschön maniküriert waren.

Bald darauf ging ich nach Moskau, und es traf sich zufällig, daß ich geschäftlich Kusmins Hilfe beanspruchte. Sein Büro war groß und luxuriös. Zu meinem Erstaunen mußte ich lange warten. Als ich dann schließlich sein Privatbüro betrat, erblickte ich

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

einen Mann, der mit dem Proletarier auf der Perwouralsker Rednerbühne nur wenig Ähnlichkeit aufwies. Kusmin trug europäische Kleidung und verlieh seiner Eleganz Nachdruck durch eine grelle Krawatte. Keine Spur nachlässiger Arbeiterhaltung war mehr bei diesem typisch aufgedonnerten, überfressenen und gutbestallten Politiker!

"Um was handelt es sich, Genosse?" sagte er ärgerlich und musterte mich von oben bis unten. "Woher kommst du?"

Da merkte ich erst, daß er seinen Taufzeugen, den Mann, der ihn seinem "Wählerkreis" vorgestellt hatte, bereits völlig vergessen hatte. Damit hatte diese Wahlposse einer einzigen Partei mit einem einzigen Kandidaten unter "der demokratischsten Verfassung der Welt" ihren Höhepunkt erreicht.

III

Ich habe wenig über mein Privatleben im Ural sowie in Taganrog und Nikopol erzählt. Ich spüre diesen Mangel selbst. Ich höre die Frage meiner Leser: Sind denn die Industrieleiter in Rußland bloße Maschinen ohne persönliches Leben?

Die Beantwortung mit einem einfachen Ja wäre eine Übertreibung. Wir Russen sind ein umgängliches Volk, warmherzig, gesprächig und rasch zur Freundschaft entflammt. Wir tragen unser Herz auf der Zunge, und ich bilde in dieser Hinsicht keine Ausnahme.

Tatsächlich schloß ich in jenen Jahren Dutzende, ja sogar Hunderte von Freundschaften. Man muß dabei berücksichtigen, daß ich für Tausende von Männern und Frauen meiner Umgebung eine gewichtige Persönlichkeit, einer der Parteilite war. Ich hatte die Möglichkeit, ihnen zu helfen. Unter meinem Dach fanden sie Überfluß und Komfort — Dinge und Lebensbedingungen, nach denen das ganze Volk mit wenigen Ausnahmen tragisch lechzte. Mein Lebensstil war bescheiden, ja sogar ärmlich, verglichen mit Männern meiner Stellung in Amerika. Aber in Nikopol, Taganrog, Perwouralsk und sogar in Moskau stand ich hoch über dem Durchschnitt und war vom Niveau der Arbeiterklasse weit entfernt, so daß ich in einer andern Welt zu leben schien. Wenige, die ihre gut bezahlten neuen Herren beneideten oder einen Blick vom traurigen Glanz unseres Lebens erhaschten, gaben sich angemessen Rechenschaft über die Furcht, den Mangel an persönlicher Freiheit und beruflicher Unabhängigkeit, und die qualvolle Spannung, unter deren Druck wir unsere Privilegien genossen.

Ja, ich schloß Freundschaften, und hie und da spielte auch die Liebe in mein Leben. Wenn ich aber auf diese Dinge in ihrer Gesamtheit zurückblicke, so scheinen sie mir erbärmlich nichtig. Menschliche Beziehungen waren in jener Zeit für Männer meiner Stellung etwas Nebensächliches, das durch die strenge Arbeit und das Geheul der Politik in den Hintergrund trat. Liebesgeschichten konnten bei einem solchen Sturmwind der Furcht nicht aufkommen. Wenige von uns hatten sich irgendwo

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

endgültig niedergelassen und fühlten sich verwurzelt. Unsere Tage flogen dahin und waren vergänglich — Wegstationen zu einem anderen Posten oder zur plötzlichen Vernichtung. Wenn wir eine Freundschaft schlossen, hatten wir das Gefühl von Reisenden, die sich schnell auf dem Bahnsteig begegnen, ehe ihre Züge in entgegengesetzten Richtungen weiterfahren.

Doch dies erklärt nur einen Teil. Wenn mir diese Jahre trotz der schreienden Ereignisse so leer scheinen, so deshalb, weil ich selbst in einer geistigen Leere lebte. Nachdem ich das Vertrauen in das große Experiment verloren hatte, blieb nichts mehr zurück, an das ich mich hätte klammern können — nichts als Arbeit und eine düstere und unwahrscheinliche Hoffnung auf Flucht. Wie sollte man die innere Haltung bewahren, wenn die Laune eines unbekanntes Scharlatans in Moskau oder der Eifer irgendeines Partei- oder Polizeibeamten genügte, um das Leben ohne vorherige Warnung auszulöschen? Wie sollte man unter den Myriaden von Augen vulgärer und meist böswilliger Spione die Achtung vor sich selbst aufrechterhalten?

Es gab Augenblicke, da ich das Familienleben einiger Kollegen beneidete und mich fragte, ob ich nicht mit Frau und Kindern glücklicher wäre. Aber der Gedanke, wieviel schrecklicher die Verhaftung für einen Gatten und Vater sein mußte, heilte mich rasch von meinem Neid. In meiner beschränkten Freizeit ging ich gerne nach Swerdlowsk in die Oper und ins Theater. Auch las ich viel — Literatur zu meinem eigenen Vergnügen und politische und wirtschaftliche Werke aus Parteiverpflichtung. Denn man durfte mit dem Wissen über Lenin, Stalin, Marx und Engels nicht im Hintertreffen bleiben.

Die Kolpowskis — Konstantin Michailowitsch, unser Cheffingenieur, seine hübsche Frau Vera und ihr siebenjähriges Töchterchen Ninnotschka — waren eine Familie, die meine Sehnsucht nach einem geordneten Heim erweckte. Sie ergänzten sich gegenseitig so gut, durch eine natürliche, undramatische Liebe, daß in jedem Gedanken stets alle miteinbezogen waren. Ich besuchte sie gelegentlich und wurde für die kleine Ninnotschka zum Onkel Vitja, mit allen Freuden und Verpflichtungen einer herzlichen Patenschaft.

Als Kolpowski gegen Ende des Sommers geschäftlich nach Moskau verreisen mußte, bat er mich, auf seine Familie achtzugeben. Am Abend vor seiner Rückkehr waren Vera und das Kind in meinem Hause, tranken Tee und aßen Zakuski. Konstantin Michailowitsch war für beinahe zwei Wochen verreist, und seine Familie konnte die Freude und Aufregung auf das Wiedersehen am nächsten Tage kaum verbergen. Sie sprachen von nichts anderem.

Ich hatte auch Direktor Osadschi für diesen Abend eingeladen; er traf etwas später ein. Er begrüßte Frau Kolpowski und das kleine Mädchen in einer eher aufgeregten und sogar verdrießlichen Art, als fühlte er sich durch ihre Gegenwart gestört. Ich hielt seine Stimmung für bedeutungslos und führte sie auf Geschäftssorgen zurück. Aber er fand

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

bald einen Vorwand, um mich allein auf dem Balkon hinauszulocken. Es war eine milde Sommernacht, und der durchdringende Duft des nahen Kiefernwaldes erfüllte die Luft.

"Warum hast du mir nicht gesagt, daß die Kolpowskis hier sind?" fragte er mich mit leiser, gespannter Stimme.

"Welch merkwürdige Frage! Warum diese Aufregung?"

"Das verstehst du nicht, Victor Andrejewitsch. Die Situation ist ziemlich peinlich, weil Kolbin zu mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit gesagt hat..."

"Was hat er dir gesagt?"

"Nun, du darfst natürlich kein Wort davon verraten, aber es ist vielleicht besser, wenn du es weißt. Kolbin und mehrere NKVD-Leute aus Swerdlowsk werden dem Expreßzug von Moskau nach Swerdlowsk morgen am Bahnhof abpassen. Sie haben den Befehl, Kolpowski zu verhaften."

"Das kann doch nicht sein! Arme Vera, arme Ninnotschka. Aber warum, warum?"

"Das weiß ich genau so wenig wie du. Du weißt ja, wie das ist ... aber wir gehen vielleicht besser hinein, sonst werden sie unruhig."

Einige Minuten später murmelte Osadschi irgendeine Entschuldigung und verließ uns. Vera und Ninnotschka blieben noch eine Stunde länger — geschwätzig, überfließend und ungeduldig auf morgen, voller Pläne für ihre Fahrt nach Swerdlowsk.

"Konstantin tut immer, als hätte er uns nicht erwartet und als sei ihm unser Kommen die größte Überraschung", lachte Vera.

"Und weißt du, Onkel Vitja, Papa bringt mir sicher eine schöne Puppe, Bilderbücher, Süßigkeiten und viele andere Dinge mit", sagte Ninnotschka. Sie umarmte mich in ihrem kindlichen Überschwang. "Er ist der beste Papa von der ganzen Welt, und ich will ihm einen Strauß Feldblumen mitbringen. Ich werde sie selbst pflücken."

Ich bewahrte meine Fassung und heuchelte mit aller Kraft Teilnahme an ihrem Glück. Als sie schließlich gingen, sank ich erschöpft in einen Stuhl. Der Gedanke an das, was sie erwartete, durchbohrte mir das Herz. Es hätte keinen Zweck gehabt, sie zu warnen und hätte wohl nur sie, Osadschi und mich, in ernstliche Schwierigkeiten gebracht.

Etwa um Mitternacht läutete mein Telephon.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Victor Andrejewitsch, hier spricht Kolbin. Könnte ich für morgen deinen Ford benutzen? Ich muß dringend nach Swerdlowsk."

"Nein, es tut mir leid, Kolbin, ich brauche ihn selbst", antwortete ich brüsk. Mein Wagen sollte bei diesem schmutzigen Geschäft nicht verwendet werden.

"Aber du hast ja noch deinen neuen Wagen. Bitte mach doch keine Schwierigkeiten. Mein Anruf ist übrigens eine bloße Formalität — ich habe ohnehin bereits Osadschis Erlaubnis."

Das Wissen, mein eigenes Auto habe einen der NKVD-Offiziere an den Bahnhof geführt, machte meinen Kummer am folgenden Tag noch größer. Selbst während der Arbeit drängte sich mir immer das Bild des grausamen Schauplatzes auf, und meine Einbildungskraft blieb nicht weit hinter der Wirklichkeit zurück. Die Szene wurde mir von Kolbin selbst mit unverhohlenem Entzücken geschildert.

Als der Zug einfuhr, warteten Mutter und Tochter bereits. Sie trugen ihre Festtagskleider, lachten, waren glücklich und hielten Blumen in den Händen.

"Dort ist er!" rief Ninnotschka, und sie eilten auf Kolpowski zu, der eben ausstieg und zwei Koffer trug. Er war ein hübscher, breitschultriger Mann mit dichtem schwarzen Haar. Sein Gesicht hellte sich zu einem fröhlichen Lachen auf, als er seine "beiden Mädchen", wie er sie immer nannte, herankommen sah.

Aber drei uniformierte NKVD-Männer, Revolver in den Händen, traten dazwischen. Sie gaben dem verblüfften Ingenieur seine Verhaftung bekannt, packten seine beiden Koffer und schleppten ihn in einen bereitstehenden, geschlossenen Wagen. Sie gönnten ihm nicht einmal Zeit, seine Familie zu begrüßen und zu küssen. Frau Kolpowski und das Kind weinten. Ein NKVD-Mann führte sie in ein Auto — ihr Haus sollte nämlich durchsucht und auf diese Weise verhindert werden, daß Vera noch etwas anrühren konnte.

Nachher wagte es niemand mehr, mit der Frau Kolpowskis zu sprechen, und die Spielkameradinnen stießen Ninnotschka mit der Grausamkeit von Kindern aus. "Dein Vater ist ein Volksfeind, und wir wollen nicht mehr mit dir spielen", sangen sie im Chore. Mit Entsetzen erinnerte ich mich an die Zeit — lang, lang ist's her —, als kleine Knaben in Jekaterinoslaw mich verhöhnten, weil mein Vater im Gefängnis saß. Die Kolpowskis wurden natürlich aus ihrer Fabrikwohnung vertrieben.

Die Verhaftung des Chefingenieurs beunruhigte das ganze technische Personal. Gerüchte jeder Art kreisten durch die Läden. Weil ich mit Kolpowski in engen Geschäftsbeziehungen gestanden, erwartete man allgemein meine Verhaftung, und ich war tatsächlich überrascht, daß sie nicht stattfand. Bis zum heutigen Tage habe ich



Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

keine Ahnung von den gegen ihn erhobenen Anklagen — seine Arbeit war fachmännisch und zuverlässig gewesen, und er machte den Eindruck eines guten Ingenieurs; er war Parteimitglied, verhielt sich aber gegenüber der Politik beinahe gleichgültig.

Später erfuhr ich, daß Kolpowski nach einigen Monaten Haft wieder "rehabilitiert" wurde und sogar die Parteimitgliedschaft zurückerhielt. Er machte in seinem Beruf eine große Karriere und erhielt von der Regierung sogar Auszeichnungen. Aber seine Leidenszeit hatte seine Gesundheit erschüttert. Seine vormalige Lebenskraft und Lebensfreude waren verschwunden.

IV

Für einen Außenstehenden gewinnt die persönliche Geschichte eines Sowjetbeamten nur dann die dritte Dimension der Wirklichkeit, wenn der Hintergrund nicht verwischt oder vergessen wird: der Hintergrund halb verhungertes, schäbiger, notleidender und verachteter Massen, denen die elementarsten politischen und wirtschaftlichen Freiheiten vorenthalten werden.

Es verging kaum ein Tag, da nicht ein Arbeiter oder seine Frau mit einer Geschichte von Armut und Krankheit zu mir kam. Ich tat, was ich konnte, und das war immer erbärmlich wenig. Manchmal gelang es mir, den Bürokratismus zu besiegen und ein paar Schuhe oder Arbeitskleidung für jemanden zu ergattern, der sie notwendig brauchte. Dann und wann gelang es mir, auch den Krankendienst in Aktion zu setzen, wenn das Leben eines Kindes auf dem Spiel stand. Aber es waren zu viele und zu schwerwiegende Mißstände, um zu helfen, geschweige denn, um sie mit Hilfe der paar weniger dickhäutigen Beamten zu heilen. Wenn ich zurückblicke, so lag das größte Übel darin, daß die Leiden des Volkes als selbstverständlich galten. Sie galten als ebenso natürlich und unvermeidlich wie der Schmutz und die Härten unseres Klimas im Ural.

Trotz der offiziellen Bestimmungen, welche die Arbeiter an ihren Beruf ketteten, war der Arbeitswechsel erschreckend häufig. In meinen eigenen Werkstätten verschwanden jeden Monat etwa zwei- bis dreihundert Mann, im gesamten etwa 1700. Daß dies eine geregelte Arbeitsleistung negativ beeinflusste, ist klar.

Einzig eine wirkliche Verbesserung der Lebensbedingungen hätte dieses Problem lösen können. Es war die reine Verzweiflung, die einen Arbeiter veranlaßte seine schäbigen Habseligkeiten zusammenzupacken und sich aus dem Staube zu machen, um neue Arbeit zu suchen. Vielleicht hatte er gehört, seine Familie erhalte anderswo höhere Löhne, reichere Nahrung und bessere Unterkunft. Aber unsere neuen Herren zogen es vor, die Ursachen zu übersehen und sich mit den Wirkungen zu befassen. Die Regierungspropaganda fand viele beleidigende Namen für jene Bürger, die sich nach

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

einem besseren Leben sehnten. Sie schimpfte sie Faulenzer, Deserteure der Arbeitsfront und labile Elemente. Sie verschrieb ihnen eine größere Dosis des einzigen Sowjetheilmittels gegen alle sozialen Mißstände: Zwang.

Dieses Heilmittel nahm Gestalt in einem neuen "Arbeitsbuch" für alle Arbeiter. Obschon die eigentliche Verteilung dieses Buches formell am 15. Januar 1939 beginnen sollte, war das neue Schriftstück bereits mehrere Wochen früher im Umlauf. In der Presse wurde es als Beweis für das "Wachstum und den Erfolg der Arbeiterklasse, ihrer Treue zum sozialistischen Vaterland" gepriesen. Obschon es ein Werk des Politbüros war und den Massen aufgezwungen wurde, die darin deutlich genug einen weiteren Riegel vor ihrem Kerkerleben erkannten, verherrlichte man das Arbeitsbuch als die eigene Waffe der Arbeiter im Kampf gegen die "faulen Zerrütter der Produktion".

Das Arbeitsbuch bedeutete dem Durchschnittsarbeiter, was die Parteikarte dem Kommunisten. Er durfte seine Stellung nicht mehr ohne eine schriftliche Erlaubnis in diesem Buch verlassen. Er durfte keine andere Arbeit annehmen, sofern das Buch nicht seine Entlassung am früheren Arbeitsplatz nachwies. Zudem enthielt dieses Schriftstück einen permanenten Bericht über alle Verweise oder Strafen, die der Träger für Verspätungen, Produktionsfehler oder andere Sünden erhalten hatte. Dadurch wurde der Arbeiter dazu verdammt, stets die Last seiner ganzen Vergangenheit mit sich herumzuschleppen, wohin er auch immer gehen mochte, und er durfte nicht mehr hoffen, in einer anderen Stadt oder anderen Industrie neu zu beginnen.

Ich sprach mit Dutzenden von Männern und Frauen des Nowo-Trubni-Werks in jenen Tagen, als sie die neuen Arbeitsbücher erhielten. "Worin unterscheiden wir uns jetzt noch von den Insassen der Konzentrationslager?"

Die Opfer wurden jedoch nach der üblichen Sowjetmethode gezwungen, ihre neuen Ketten nicht nur "willig", sondern auch "mit Begeisterung" zu tragen. Es genügte nicht, die Schläge zu erleiden, sie mußten auch noch den Riemen küssen und Hurra brüllen. Die Gewerkschaftsbeamten führten eine "Erziehungskampagne" über die Schönheiten der neuen "Disziplin" durch. Sie organisierten Massenversammlungen, an denen sich ausgewählte Parteileute der Arbeiterschaft begeistert über die neuen Segnungen äußerten, wonach einstimmig laute Beifallsresolutionen angenommen wurden, die zuvor vom Stadtkomitee im Geiste der Moskauer Rezepte ausgearbeitet worden waren.

Eine Prüfungskommission kam in unsere Fabrik, um sich zu vergewissern, ob die Verteilung der neuen Arbeitsbücher Stalins vorschriftsgemäß durchgeführt worden sei. Eines ihrer Mitglieder war zufällig ein Klassengenosse aus der Institutszeit. Beim Nachtessen, in der Abgeschlossenheit meiner eigenen Wohnung, besprachen wir die Frage der Arbeitsbücher. Da mein Freund sehr viele Fabriken besucht hatte, war er sehr entmutigt. Der allgemeine Groll der Arbeiter drückte ihn nieder.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Ja, ich halte begeisterte Brandreden über diese neue Sowjeterrungenschaft," seufzte er, "aber, Vitja, es kommt nicht aus dem Herzen. Erst Polizeikarten für die Parteimitglieder, jetzt gelbe Ausweise für die Arbeiter!"

Merkwürdigerweise hörte ich dieselbe Äußerung aus einem anderen Mund. Einer meiner Mitarbeiter kam geschäftlich in mein Büro. "Ach, Victor Andrejewitsch," sagte er mit einem schiefen Lächeln, "nun kannst du mir gratulieren. Eben habe ich wie eine Hure meinen gelben Ausweis erhalten ..."

Nachdem sich nun die Regierung gegen das Davonlaufen der Proletarier gesichert hatte, unternahm sie einen weiteren Schritt zur "Sozialisierung": Sie ordnete für das ganze Land eine Revision der Arbeitsnormen an. Wiederum mußten die Gewerkschaften Begeisterung heucheln, trotzdem die Revision ganz eindeutig eine Arbeitssteigerung bedeutete. Einmal mehr nahmen die Angestellten unserer verschiedenen Abteilungen in öffentlichen Versammlungen "freiwillig" Resolutionen an, die ihre Arbeitsquoten erhöhten, was in Tat und Wahrheit einer Senkung ihrer eigenen Löhne gleichkam. Die Zeitungen von Perwouralsk beschrieben in lyrischer Verzückung die große Begeisterung bei diesem Anlaß, obschon niemand der Anwesenden davon nur irgend etwas gespürt hatte, außer dem üblichen Händeheben und dem gewohnten Beifallsklatschen.

Jetzt waren die Arbeiter an ihre Maschinen gefesselt, und man hatte für den gleichen Lohn vermehrte Arbeit aus ihnen herausgepreßt. Damit waren wir reif für den nächsten und erniedrigendsten Beweis von der Würde der Arbeit unter der Diktatur des Proletariats. Zuerst setzte ein aufdringlicher und heftiger Propagandasturm gegen das Zuspätkommen und Faulenzen ein. In verschiedenen Städten inszenierte man "demonstrative Gerichtsverfahren" gegen "Faulenzer". Wäre der sprichwörtliche Mann vom Mars zu dieser Stunde und an diesem Ort auf der Erde gelandet, er wäre überzeugt worden, wir Russen seien allesamt eine Nation fauler Lümmel, die sich in den Federbetten wälzen, bis die Sonne hoch am Firmamente steht. Er hätte in unserer Tölpelhaftigkeit eine plausible Erklärung für all die schreienden Mängel gefunden.

Dann folgte das drakonische Edikt über die "Stärkung der sozialistischen Arbeitsdisziplin". Die unschuldigen Ausländer, die glauben, in Rußland die wahre "Wirtschaftsdemokratie" und "Arbeitergesellschaft" zu finden, sollten dieses Edikt gründlich studieren. Sie mögen sich dabei die Frage stellen, ob wohl die unterdrückten Arbeiter in ihren gesegneten Ländern eine solche Behandlung dulden würden.

Das neue Gesetz sah vor, daß jedermann, der mit mehr als zwanzig Minuten Verspätung zur Arbeit kommt, automatisch dem ansässigen Staatsanwalt übergeben werden muß. Dann soll er vor Gericht verhört und falls schuldig befunden, je nachdem, zu Gefängnis oder Zwangsarbeit verurteilt werden. Aus Furcht vor ungerechtfertigter Milde "weicher" Funktionär und "verdammter, liberaler Bourgeois" wurde im Erlaß die

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Verhaftung und die Bestrafung aller Gerichtsbeamter und anderer, die es versäumten, die "Verbrecher" anzuzeigen oder sie sonstwie schützten, als Befehl festgehalten. Nur ernste Erkrankung, vom Fabrikarzt formell bestätigt, oder der Tod eines Familienglieds durften als Beweis der Unschuld angenommen werden. Bloßes Verschlafen oder Verkehrsschwierigkeiten dagegen galten nicht als Entschuldigung.

In all meinen Jahren als Industrieleiter hatte ich viele Schläge erlebt, die auf die unglücklichen Köpfe der Arbeiter niederprasselten. Aber keiner von ihnen war so unglaublich und so brutal wie dieser. Zuerst glaubten die meisten, das Gesetz sei viel zu scharf, um sich durchzusetzen. Wir sahen aber bald ein, daß es Stalin bitter ernst war. Die Marge zwischen der begrenzten Sklaverei der "freien" Arbeiter und der absoluten Sklaverei der Zwangsarbeitkontingente betrug genau zwanzig Minuten.

Jeden Morgen lag eine Liste der Verspäteten, mit der genauen Minutenzahl ihrer Verspätung, auf meinem Schreibtisch. Kopien dieses Schriftstückes gingen an die Partei und die Arbeitsgemeinschaft des Betriebes. Es blieb mir keine Wahl, als das Dokument zu unterschreiben und es dem Direktor auszuhändigen, der es an den Staatsanwalt weiterleitete. Die "Verbrecher" kamen rasch vor Gericht. Es fiel uns schwer, zu glauben, daß brave Brotverdiener wegen eines so geringfügigen Vergehens wirklich von ihren Familien getrennt und zu einem Jahr oder mehr Zwangsarbeit verurteilt würden. Aber wir täuschten uns. Abgesehen von der im Gesetz selbst enthaltenen Warnung, hatten die Gerichte striktesten Befehl, unbarmherzig vorzugehen. Sie erfüllten ihre Pflicht, obschon wenige Staatsanwälte und Richter ihr wahres Gefühl, daß das Ganze eine Schande sei, verbergen konnten.

In den ersten drei Monaten wurden in ganz Rußland wegen Faulheit und Überschreiten der Zwanzig-Minuten-Grenze gegen eine Million Arbeiter und Angestellte angezeigt; die meisten von ihnen wanderten ins Gefängnis. Väter und Mütter wurden aus ihrem Heim abgeführt, ihre Kinder als Waisen dem Hunger preisgegeben, bloß weil sie sich verschlafen hatten oder weil ihre Krankheit vom offiziellen Arzt nicht als ernst genug angesehen wurde. In meinen eigenen Werkstätten wurden jeden Tag Dutzende von Arbeitern verurteilt. Eine herzerreißende Klage der Not und Verzweiflung stieg aus schmutzigen Baracken und Wohnungen, aber sie war nicht mächtig genug, um bis zu den Ohren des Politbüros zu dringen. Bis zum heutigen Tage haben auch jene Idioten, welche versuchen, den Segen der sowjetrussischen "Wirtschaftsdemokratie" auf andere Nationen und Völker auszudehnen, noch nichts von ihr gehört.

Einmal kam ein alter Handlanger zu mir. Ich kannte ihn als einen fähigen und fleißigen Arbeiter. Er weinte. Noch bevor er sprach, wußte ich, um was es sich handelte. Ich hatte seinen Namen auf der täglichen Sünderliste gelesen.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Ich habe mich um dreißig Minuten verspätet", gab er zu. "Aber ich bin ein alter Mann. Diese Hände haben während vierzig Jahren unermüdlich gearbeitet. Was wird nun aus meiner Frau und meinen Kindern? Hilf mir, Genosse Direktor, hilf mir!"

"Weshalb hast du dich verspätet?"

"Ich hatte ein schlimmes Zahnweh und konnte die ganze Nacht nicht schlafen. Schließlich, schlief ich gegen Morgen dennoch ein und erwachte zu spät. Ich rannte nur halb bekleidet, wie gehetzt von tausend Teufeln in die Werkstatt; aber ich konnte es nicht schaffen!"

"Ich glaube dir, Genosse, aber ich kann in dieser Sache nichts tun. Wenn ich deinen Namen ausstreichen würde, so müßte ich selbst ins Gefängnis. Ich kann nur den Arzt bitten, dir zu helfen."

Ich schrieb ein Gesuch. Aber offenbar war dem Arzt zu viel an seiner eigenen Haut gelegen. Der alte Mann kam vor Gericht.

Eine Arbeiterin schob meine Sekretärinnen beiseite und stürzte in mein Büro. Sie weinte ungehemmt auf Bauernart.

"Nimm Platz und faß dich", bat ich sie.

Es stellte sich heraus, daß sie sich um fast eine Stunde verspätet und bereits eine Vorladung vor Gericht hatte. Sie war eine Witwe, die durch ihre Arbeit in der Fabrik zwei Kinder ernährte, ein elfjähriges und ein zweijähriges Mädchen. Sie hatte nach dem Arzt für eins der Kinder geschickt; als er kam und die Patientin untersuchte, war sie bereits zu spät für die Arbeit.

Ich versprach ihr, mit dem Arzt zu sprechen. Unglücklicherweise war nach seiner Meinung das kleine Mädchen nicht so krank, wie es sich die besorgte Mutter gedacht hatte. Er sah sich nicht in der Lage, aufrichtig zu bestätigen, daß die Krankheit des Kindes die Verspätung rechtfertige. So wurde die Mutter zur Zwangsarbeit in unserem Betrieb verurteilt.

In einem anderen Fall machte ein Arbeiter geltend, er besitze keine Uhr und habe die Gewohnheit, mit der Sonne aufzustehen. Ein außergewöhnlich dunkler, wolkiger Morgen war die Ursache seines Verbrechens. Seine Erklärung rettete ihn nicht.

Es war mir klar, daß der Kampf gegen die Verspätungen lediglich einen Zweck des drakonischen Erlasses darstellte. Der andere und vielleicht lebenswichtigere Sinn lag darin, die Zahl der Zwangsarbeiter zu vergrößern. Die Gerichte hatten ihre besonderen Instruktionen erhalten. Die "Gerechtigkeits"-Maschine arbeitete ausgezeichnet: Man

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

stopfte freie Arbeiter zu Zehn- und Hunderttausenden oben hinein, und schon kamen sie am anderen Ende als frisch gebackene Zwangsarbeiter zum Vorschein.

Diese bitteren Disziplinarstrafen gegen den einfachen Mann zerstörten die letzten Reste seiner Menschenwürde. Gleichzeitig fielen sie auf einen außergewöhnlich kalten Winter. Die Sklaven in den NKVD-Kolonien mußten trotz der grimmigen Kälte mit ihren Frostbeulen, brandigen und erfrorenen Gliedern im Freien arbeiten. Männer und Frauen der benachbarten Konzentrationslager erfroren in den Wäldern oder in den ungeheizten Baracken und Elendshütten hinter dem Stacheldraht. Selbst in unseren eigenen Baracken waren die Leiden groß. Alles in allem war Perwouralsk nicht eben ein vergnüglicher Werkplatz für unsere vielgerühmte "Sozialistenarbeit".

Deshalb kamen mir die Andeutungen aus Moskau einer möglichen Versetzung in ein anderes Unternehmen sehr willkommen. Immer noch bestand die Illusion, anderswo könnten die Dinge, wenn auch nicht gerade besser, so doch wenigstens weniger schlecht sein.

Seit vielen Monaten verdichteten sich in der metallurgischen Industrie die Gerüchte über ein Riesenprojekt einer Röhrenfabrik in Sibirien — in Stalinsk (dem früheren Kusnetzsk) waren gigantische neue Industriewerke bereits im Betrieb. Das Projekt sollte über 100 Millionen Rubel kosten. Nach der herkömmlichen Sowjetmode galten die Pläne schon zum vornherein als unübertrefflich. Ich hatte von den Gerüchten gehört; auch einige der verheißungsvollen Berichte gelesen — plötzlich aber stand ich persönlich im Mittelpunkt der ganzen Propaganda. Ohne meine Zustimmung abzuwarten, hatte mich nämlich das Kommissariat und das Zentralkomitee der Partei zum obersten Leiter dieses neuen Werkes in Stalinsk ernannt.

(20) **Betrug in Sibirien**

*1939: Kravchenko wird Direktor einer geplanten Fabrik in Stalinsk (Sibirien) – Angekommen auf der Führungsebene? – Victors Familie: Brüder Konstantin und Eugen, die Eltern – Irina – Die Mutter besucht Moskau – Fabrik in Kemerowo statt in Stalinsk – "Hauptverschwörer Norkin".*

I

"Der Volkskommissar der Eisenmetallurgie hat Genosse V. A. Kravchenko zum Direktor der metallurgischen Fabrik ernannt, die in der Stadt Stalinsk in Sibirien erbaut wird", verkündete die Moskauer Zeitschrift für Industrialisierung am 28. Februar 1939.

Dies bezog sich auf das große neue Unternehmen der Stadt Stalinsk in Sibirien, das jährlich 170.000 Tonnen Stahlröhren produzieren sollte. Molotow persönlich hatte in seinen "Thesen" über den kommenden 18. Kongreß der kommunistischen Partei die Wichtigkeit, dieses sibirischen Unternehmens betont. Mit dem Bau, sagte er, solle bald begonnen werden; die ersten Abteilungen würden die Arbeit im Jahre 1941 aufnehmen.

Die Erwähnung meines Namens im Zusammenhang mit einem industriellen Giganten, auf den von Molotow — und deshalb auch von Stalin — hingewiesen worden war, umgab mein Haupt sogleich mit einem Glorienschein. Meine Ernennung wurde gleichzeitig mit dem Bauprogramm vor dem Kongreß öffentlich bekannt. Das war noch bedeutsamer als der Posten an sich. Denn es bedeutete, daß ich nun "angelangt" sei, daß ich in die oberen Regionen der wirtschaftlichen und politischen Aristokratie aufgenommen war. Freunde und Bekannte, die mich während der harten Säuberungsjahre gemieden hatten, erinnerten sich nun plötzlich an unsere Bekanntschaft und beeilten sich, mir ihren Stolz auf meinen Erfolg mitzuteilen.

In der Vorbereitung meines sibirischen Auftrags hatte ich viel in Moskau zu tun, wo man mir im Hotel Metropol ein schönes Zimmer zur Verfügung stellte, alle Auslagen beglich und mir daneben so viel Geld gab, als ich nur wollte. Es ist eben keine Kleinigkeit, sich in der Gunst des Zentralkomitees zu sonnen. Die ganze Diktatur nimmt sich von der hohen Warte der obersten Schichten betrachtet, ganz anders aus, weniger grimmig und weniger tyrannisch.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Offenbar wußte dies mein Vater, als er mich halb ernst, halb ironisch warnte, den Kontakt mit dem einfachen Volk nicht zu verlieren, auch wenn ich jetzt zu den "Hohen und Mächtigen" zähle. "Laß dich von *ihnen* nicht mit Titeln und Ehren kaufen", schrieb er in seinem Brief. Ich sah in diesen Zeilen mit Genugtuung den Beweis, daß sich seine Haltung gegenüber den Machthabern auch im Laufe der Zeit nicht geändert hatte. Ich wäre geradezu enttäuscht gewesen, wenn er für seinen eigenen Sohn eine Ausnahme gemacht hätte.

Als die Nachricht über meine Ernennung in der Presse meiner Heimatstadt erschien, kam sie meiner Mutter wie ein glückliches Omen vor, daß die harte Probe der Verfolgung glücklich überstanden sei.

"Gott schenke dir Gesundheit, Glück und Erfolg, liebster Sohn", schrieb sie. "Versuche die vergangenen Beleidigungen zu vergessen. Blicke nach vorwärts. Arbeite angestrengt für dein geliebtes Land und unser Volk, mein Lieber. Wir zu Hause leben wie immer. Verzeih, daß ich es erwähne, aber falls du heim auf Besuch kommst, so bring uns doch aus Moskau mit, was du kannst — Fett, Zucker, Tee, Fische ... Ach, hier haben wir nichts von all dem. Ich würde es nicht schreiben, wenn die Lebensbedingungen hier nicht wirklich schrecklich wären."

Der Brief des Vaters unterstützte ihre Bitte. Ganz beiläufig schrieb er: "Man sagt uns, mein Sohn, wir seien nun im Vollbesitz des *glücklichen Lebens*. Aber laß dich durch Schlagwörter nicht davon abhalten, deiner Mutter ein Paar Schuhe zu kaufen, falls du sie auftreiben kannst. Irgendwie muß das *glückliche Leben* an Dnjepropetrowsk vorbeigegangen sein."

Mein neuer Rang als erprobter Führer befreite mich selbstverständlich nicht von der ständigen Überwachung durch die NKVD-Burschen. Bei meiner Rückkehr ins Hotel stieß ich öfters auf vielsagende Anzeichen, daß meine Koffer und Schubladen wieder einmal sorgfältig durchsucht worden waren. Wie immer tauchten fremde Menschen auf, die mich in gefährliche, politische Diskussionen zu verwickeln suchten. Glücklicherweise besaß ich genug Erfahrung, um jeden Provokateur schon von weitem zu riechen. Es war wie ein sechster Sinn, ausgebildet in jenen Nachtsitzungen in Nikopol, der mich jedesmal veranlaßte, meinen Mund zu schließen, wenn gewisse Leute darauf brannten, mir "ihr Herz zu öffnen".

Auch hatte ich gelernt, mein Junggesellendasein vor den Bewohnerinnen der teuren Hotels, die wir "Liubjanka-Damen" nannten, und ihren Aufmerksamkeiten zu schützen. Liubjanka hieß das Hauptquartier der NKVD in der Hauptstadt. Diese Mädchen wurden von Kennern weiblicher Schönheit ausgewählt und in kostbare Eleganz gehüllt — teure Pelzmäntel auf Kosten des elenden Proletariates. Falls sie Kenntnisse in Fremdsprachen besaßen, spezialisierten sie sich auf die Verführung der Ausländer: Diplomaten, amerikanische und deutsche Ingenieure und Journalisten. Die andern stürzten sich auf



Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

einsame Bürokraten, die hoch genug gestellt waren, um in den großen Hotels abzustiegen.

Eines Nachts zum Beispiel, nachdem ich mich auf mein Zimmer zurückgezogen hatte, las ich in einer Fachzeitschrift, als das Telephon klingelte.

"Piotr Iwanowitsch", beklagte sich eine weibliche Stimme, "warum hast du mich so lange nicht angerufen? Ich sehne mich nach dir, Liebling."

"Bedaure. Hier ist kein Piotr Iwanowitsch", sagte ich brüsk.

"Hör auf zu scherzen, Petja. Als ob ich deine Stimme nicht erkennen würde!"

"Ich bin nicht dein Petja. Laß mich bitte in Ruhe."

"So! Du bist wohl mit einem anderen Mädchen! Ich werde selbst vorbei kommen und nachsehen!"

Etwa zwölf Minuten später klopfte es an meine Türe. Eine große, schlanke, hübsche Blondine stand auf der Türschwelle. Schneeflocken glitzerten auf ihrer koketten, kleinen Pelimütze. Sie stellte sich überrascht, lächelte aber ganz reizend.

"Ist Piotr Iwanowitsch zu Hause?"

"Hör mal, kleines Täubchen, hier wohne ich und kein Piotr Iwanowitsch. Laß mich bitte in Ruhe."

"Aber warum denn so grob, mein Lieber? Ein Mann, der so interessant aussieht wie du, sollte mit einer hübschen Frau höflicher sein."

"Ich bin beschäftigt. Verzeih, aber ich muß dich verabschieden."

"Ach, wie der Schein trügen kann ... du siehst aus wie ein wirklicher Gentleman und bietest einer Dame nicht einmal einen Stuhl an."

"Gute Nacht!" sagte ich barsch. Als ich die Türe schloß, konnte ich nicht verkneifen, hinzuzufügen: "Deine Technik ist noch nicht sehr gut. Du brauchst noch mehr Übung."

Weil ich gewisse metallurgische Beamte in Dnjepropetrowsk konsultieren mußte, gelang es mir, auf Regierungskosten zu Hause einen Besuch zu machen. Ich erhielt ein Einzelabteil erster Klasse im sogenannten "internationalen" Wagen. Ich war gut gekleidet und reiste mit allen Bequemlichkeiten der Oberschicht. Jeder Bürger sah in mir auf den ersten Blick einen gediegenen, wohlbestallten Bürokraten. Der Schaffner

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

kroch geradezu vor Freundlichkeit. Es war mir lästig, ausgerechnet als Symbol der mir so verhaßten Ungleichheit auftreten zu müssen.

Die Drittklaßwagen am Ende des Zuges hinter dem "internationalen" Speisewagen, waren mit einfachem Volk überfüllt, das sich auf den harten Brettern der doppelten Sitzreihen drängte. Während ich aus Neugierde durch diese Wagen ging, las ich Vorwurf und sogar Haß in den Augen der Reisenden, die mich kritisch musterten. Als ich jeweils an den Bahnhöfen ausstieg, um die Beine zu strecken, schien es mir, als entdeckte ich bei den zerlumpten Bauern, die auf Gemüse, Trockenfisch und Milch Jagd machten, den gleichen feindseligen Ausdruck.

Bald waren wir in meiner Heimat, der Ukraine. Die ganze Landschaft machte einen freundlicheren Eindruck als die Provinzen Nordrußlands. Aber mein Herz krampfte sich schmerzlich zusammen, als ich überall die augenfällige Armut und Vernachlässigung wahrte.

Bei der Einfahrt in einen Bahnhof hinter Charkow saß ich im Speisewagen.

Mehrere kleine Gesichter erschreckten mich plötzlich, die mit traurigen, hungrigen und neidischen Augen durch das Fenster blickten. Sie starrten auf einen ihrer "sozialistischen Onkel", der unter der Diktatur des Proletariats in königlicher Satttheit dahinlebte.

Und das in der Ukraine, die ehemals nicht nur die ganze eigene Bevölkerung, sondern auch einen großen Teil Europas mit Nahrung versorgte! Ich bezahlte hastig meine Rechnung und verließ niedergeschlagen den Speisewagen. Welche Kluft zwischen dem Rußland der Propaganda und der offiziellen Statistiken und dem wirklichen Rußland aus Fleisch und Blut! Welch merkwürdige Maschine ist doch der menschliche Geist, daß er es fertig bringt mit Siegen, die bloß auf dem Papier stehen und mit leeren Schlagworten über die Wirklichkeit hinwegzutäuschen!

Am Bahnhof von Sinelnikowo stieg ich wiederum aus, um mich in der schneidenden Kälte zu erfrischen. Ich sah, wie ein uniformierter Tschekist unter der Türe eines Wartsaals erster Klasse eine Bauernfamilie verscheuchte — Mann, Frau und mehrere Kinder, alle mit schweren Bündeln beladen.

"Ihr gehört dort hinüber, Bürger, in den Wartsaal dritter Klasse", sagte er, und sie machten sich verdrießlich auf den Weg. Es fiel ihnen genau so wenig wie dem Polizisten ein, daß abgearbeitete Menschen wie sie eventuell auch ein Anrecht auf die Benutzung der ersten Klasse unserer "Klassenlosen Gesellschaft" besitzen.

Mehrere Backfische von bäuerischem Aussehen, die jugendlichen Gesichter unter farbigen Kopftüchern, standen am Zug, dessen Ankunft zweifellos ein großes Ereignis

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

im Leben einer Provinzstadt wie Sinelnikowo bedeutete. Erregt und neugierig guckten sie durch die Fenster der ersten Klasse, kicherten und stießen einander an. Vielleicht träumten sie, ein mächtiger Prinz der ersten Klasse, mit Parteikarte und Leninorden, reich und üppig, könnte sich auf den ersten Blick in sie verlieben und sie ins goldene Paradies nach Moskau mitnehmen.

Der Bahnhof von Dnjepropetrowsk war sauber und ordentlich. Mein Bruder Konstantin erwartete mich in Begleitung seiner Frau auf dem überfüllten, lärmenden Bahnsteig. Da ich über ein Jahr nicht mehr zu Hause gewesen war, kannte ich dieses neue Mitglied unserer Familie noch nicht. Ich umarmte und küßte beide. Sie halfen mir beim Schleppen der schweren Lebensmittel- und Kleiderpakete, die ich aus der Hauptstadt mitgebracht hatte, und bald befanden wir uns alle drei auf dem Heimweg, das Gepäck in einem, wir drei in einem zweiten Schlitten. Es war schön, wieder einmal die vertrauten Straßen, Plätze und Gebäude zu sehen, alle in weiße Leintücher aus Schnee gehüllt. So werde ich sie auch immer in Erinnerung behalten.

"Au, Vitja, du siehst wie ein wirklicher Moskauer Adler aus, wie ein richtiger kleiner Stalin", lachte Konstantin. "Habe ich es dir nicht gesagt, Klawa, mein Bruder sei ein schrecklich gewichtiger Herr?"

In seiner scherzhaften Rede schwang ein ernsthafter Unterton mit. Je älter mein Bruder wurde, um so mehr glich er unserm Vater. Dasselbe saubere, gute Aussehen und der gleiche Anflug von Ironie.

"Weshalb sagst du das, Kotja?"

"Sei nicht beleidigt, kleiner Bruder. Aber du nimmst dich in meinen Provinzleraugen wirklich großartig aus. Wie soll ich mich ausdrücken? Vielleicht kommt es von der Selbstgefälligkeit, die sich nach einem Leben voller Entbehrungen in den Zügen der Proletarierführer spiegelt ..."

"Jetzt hör aber auf, Kofja", unterbrach ihn seine Frau. "Du hast auf Victor Andrejewitsch so sehnsüchtig gewartet, als sei er deine Geliebte, und kaum ist er da, greifst du ihn schon an."

"Ach Klawa, mein Liebling," erklärte er, "dies ist die erste und wahrscheinlich auch die letzte Gelegenheit, meinem kleinen Stalin die Wahrheit ins Gesicht zu sagen!"

Wir lachten alle drei. Da ich meinen Bruder gut kannte, konnte ich seinen Scherz nicht so leicht übersehen, wie seine Frau. Ich wußte, daß er mich sehr liebte. Als hätte er meine Gedanken gelesen, drückte er mir herzlich den Arm, wie wir es schon als Kinder getan hatten. Sein bitterer Hohn richtete sich nicht gegen mich, sondern gegen die Brut

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

der überheblichen, wohlbestallten und geistig trägen Bürokraten. Mir schien, seine Worte seien das Echo jenes Zynismus, der das Leben der Arbeitermassen durchtränkt.

Der starke Konstantin war in mancher Hinsicht ein typischer russischer Intellektueller. Er hatte jeglichem Druck, der Partei beizutreten, erfolgreich widerstanden; aber er besaß eine tiefe Liebe für unser Land und unser Volk. Wenige Jahre später, als die Deutschen unser Vaterland angriffen, zählte er zu den ausgezeichneten Frontkämpfern und opferte schließlich als Offizier bei der Verteidigung Rußlands sein Leben. Was auch immer die Presse über den Wert solcher Männer schreiben mochte, ich war überzeugt, als mich die Nachricht in Moskau erreichte, daß er nicht für Stalin und sein Regime, sondern für sein Volk und für sein Land gekämpft hatte und gestorben war.

Ob er wohl sein eigenes Schicksal und das Schicksal Millionen anderer bereits ahnte? In unseren Gesprächen während dieses Besuches sagte er einmal: "Unser Land, Vitja, ist eine Sache für sich, seine Regierung ist eine andere Sache ... Wir dürfen beide nicht miteinander verwechseln."

Damals schenkte ich dieser Bemerkung wenig Beachtung — obschon sie mein eigenes Empfinden ausdrückte - später aber kam sie mir immer wieder in den Sinn.

II

Meine Eltern waren beide seit unserem letzten Zusammentreffen sichtlich gealtert. Da nun drei Söhne sie finanziell unterstützten, lebten sie bedeutend besser als die meisten ihrer Nachbarn, und doch war das Leben schwer. Selbst mit Geld war es unmöglich, die Nahrung zu kaufen, die sie in ihrem Alter brauchten. Zudem litt der Vater an seinem eigenen Fleisch und seinen eigenen Nerven jeden Schlag, der die Arbeiter traf — die Arbeitsbücher, die neuen Gesetze, die erhöhten Arbeitsnormen und das Anwachsen der Zwangsarbeit. Er hatte sich sein ganzes Leben lang so vollkommen mit den einfachen Leuten identifiziert, daß ihn jede neue Erniedrigung aufs äußerste verletzte, trotzdem er sich selbst in Sicherheit befand.

Meine Mutter schien mir diesmal noch zerbrechlicher; Mein Herz flog ihr entgegen. Sie war für mich die Verkörperung der Güte. Ihr Gesicht erhellte sich und wurde unaussprechlich schön. Nie wurde ich müde, ihr bei der Zubereitung der Mahlzeiten oder bei den Verrichtungen für ihre erwachsenen Männer zuzusehen. Und es freute mich, daß die Lampen unter ihren Ikonen noch immer brannten, so wie ich sie aus der Kindheit her in Erinnerung hatte; Zeugen dafür, daß sie über eine unversieglige Trostquelle verfügte. Sie war überzeugt, ihre Gebete hätten mich bei der Generalsäuberung gerettet, und ich widersprach ihr nicht.

## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Am Abend kam auch mein Bruder Eugen mit seiner Frau. Es war eine denkwürdige Vereinigung der Familie. Mein Vater, der es nie gelernt hatte, völlig auszuruhen und die Welt und ihre Sorgen zu vergessen, versuchte hartnäckig über Politik zu sprechen, wurde aber von seinen drei groben Söhnen immer wieder unterbrochen. Es gab viel zu besprechen. Konstantins Frau war Ingenieurin, Eugens Frau Lehrerin. Wir alle waren mit der harten Wirklichkeit des täglichen Lebens vertraut.

Am folgenden Tag führte mich meine Arbeit in den Lenin-Betrieb. Das Verwaltungspersonal war völlig neu. Es hätte an Narrheit gegrenzt, von Birman oder Iwantschenko oder irgendeinem anderen Führer, die in der Vergangenheit diesem großen industriellen Unternehmen vorgestanden hatten, zu sprechen. Selbst Petrowski, nach dem früher das Werk zusammen mit Lenin benannt war, gehörte heute zu den Geächteten. Aber unter den Arbeitern in den Werkstätten traf ich noch alte Bekannte, mit denen ich während zehn oder fünfzehn Jahren zusammen gearbeitet hatte. Sie begrüßten mich herzlich und scharten sich um mich.

"Du hast dir einen Namen gemacht, Victor Andrejewitsch," sagte einer von ihnen, "und ich freue mich darüber von ganzem Herzen."

"Ja, der Sohn des alten Kravchenko wird bald Volkskommissar sein. Gebt ihm bloß Zeit", lachte ein anderer.

Aber bevor ich wegging, sprachen zwei der älteren Männer auf ernstere Art mit mir. Sie waren über die neuen Gesetze nicht nur entrüstet, sondern tief beleidigt.

"Jetzt sind wir an unsere Maschinen gekettet, wie einst unsere Großväter unter der Sklaverei an die Scholle", seufzte der alte Larin. "Ach, Vitja, das Leben ist bitter, und es wird jeden Tag schlimmer."

"Sag uns doch, jetzt, wo, du oben stehst, wann werden wir endlich ein menschenwürdiges Dasein führen? Wir haben seit zweiundzwanzig Jahren darauf gewartet!"

Was blieb mir anderes übrig, als sie mit den Phrasen der Zeitungen zu beruhigen? Glücklicherweise erwarteten diese Männer von mir keine wirkliche Antwort. Sie wußten genau, daß ich ebenso hilflos war wie der Geringste unter ihnen, und daß ich bloß ein anderes, etwas kostbareres Rädchen in der gleichen gewaltigen Maschine darstellte.

Zu Hause wartete mein Vater bereits auf mich. Das Vergnügen eines ernsthaften ideologischen Gespräches mit seinem einzigen Sohn, der etwas von seiner politischen Leidenschaft geerbt hatte, sollte ihm nicht entgehen. Überdies hatte ich ihn in Verdacht, er betrachte es als seine heilige Vaterpflicht, mich auf dem Weg der Rechtschaffenheit

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

zu halten. Seine größte Furcht ging dahin, auch ich könnte den Versuchungen der Macht zum Opfer fallen und die angestammte Klasse für die Fleischtöpfe der Diktatur verraten.

Ich beruhigte ihn über diesen Punkt. Wir sprachen während Stunden. Schließlich war er einer der seltenen Menschen, denen ich meine verwundete Seele ohne Furcht vor Verrat entdecken durfte. Für ihn bedeuteten die letzten Ereignisse eine Enttäuschung. Für mich waren sie noch weit schlimmer. Meine Zweifel hatten sich in einen tiefen Haß gegen die neuen Herrscher gewandelt, in eine grenzenlose Verachtung ihrer sozialistischen Schlagworte und in lähmende Furcht vor der unerbittlichen Maschine ihrer sadistischen Grausamkeit.

"Und ich bin nicht der einzige, der so fühlt, Papa. Stalins Säuberungen haben ihm nichts genützt. Es stimmt zwar, daß eine Menge ehrgeiziger Parvenus hochgekommen sind und ihm glühende Treueide ablegen. Sie haben die früheren Plätze der Geopferten und Eingekerkerten eingenommen und verdanken ihre Laufbahn einzig den Säuberungen. Aber Stalins Feinde in der Partei sind immer noch zahlreich. Ja, sie sitzen in jedem Büro, in jedem Trust und sogar im Kreml selbst. Es ist einfach unmöglich, so viele Menschen zu töten und zu martern, ohne blutige Spuren des Hasses und der leidenschaftlichen Rachsucht zu hinterlassen. Selbstverständlich gibt es in der Umgebung Stalins auch eine neue Generation von Kommunisten, die wirklich glaubt, alle ihre Vorgänger seien Verräter und Feinde der Partei gewesen. Sie wissen einfach nichts anderes, und niemand wagt, ihnen die Wahrheit zu sagen. Dies sind die Leute, die ihn lieben, ihm vertrauen und für ihn durchs Feuer gehen würden. Sie verkörpern Stalins Kraft und die Tragödie des Landes."

Der Vater verlor sich in Erinnerungen an seine revolutionäre Jugend. Was denn mit dem russischen Volk geschehen sei? Ob es denn heute keine jungen Männer mit flammenden Idealen und dem Mut zur Auflehnung gebe?

"Viele von uns würden gerne reden und unsere Meinung in die Welt hinaus schreien", sagte ich. "Aber es ist unmöglich. Jeder, der das wagt, wird rasch vom Tode ereilt. Nur die wenigen, denen es gelingt, sich ins Ausland zu flüchten, sind imstande, die Wahrheit zu erzählen. Bei uns ist der Terror zu vollständig und zu allumfassend." Ich stockte und blickte meinem Vater in die Augen. "Wenn es mir jemals gelingen sollte, das Land zu verlassen, Papa, und ich mich entschließe, mit voller Stimme die Wahrheit herauszuschreien – weißt du, was dann dir und Mama zustoßen kann?"

Ein Traum war in meiner Seele und in meinem Herzen herangereift: Ein Traum der Flucht.

Ich sehnte mich, das Joch von meinem Nacken abzuschütteln, nicht nur um meinetwillen, sondern auch wegen Land und Volk, das ich liebte. Wenn ich einmal in

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

der Lage war, der Außenwelt die ganze furchtbare Wahrheit zu schildern, wie sollten sie mir dann nicht zuhören und mich nicht verstehen? Ich bin nicht sicher, daß der Traum bereits in jener Zeit so feste Gestalt angenommen hatte, und doch stellte ich meinem Vater diese Frage; Beweis dafür, daß sie bereits in meinem tiefsten Inneren wühlte.

"Mach dir keine Sorgen um uns", erwiderte mein Vater. "Wir sind alte Leutchen, die mit ihrem Leben abgeschlossen haben. Tue immer, was du für deine Pflicht hältst, Vitja. Alles andere zählt nicht. Schmerzen selbst zu leiden, bedeutet wenig. Aber das Wissen, daß du die Ursache des Schmerzes deiner Lieben bist, das ist viel schwerer. Wie gut weiß ich das, mein Sohn. Glaubst du, es sei leicht für mich gewesen, ins Gefängnis zu gehen und meine liebe Frau und meine Kinder dem Hunger preiszugeben?"

Ich verließ Dnjepropetrowsk in Begleitung meiner Mutter. Es brauchte viel Überzeugungskraft und die Unterstützung der ganzen Familie, um sie zu überreden, mit mir nach Moskau zu fahren. Sie war noch nie in der Hauptstadt gewesen, und es bereitete mir unendliche Freude, ihr die Stadt auf großzügige Art zeigen zu können. Auch wollte ich ihr einmal Ferien von der Hausarbeit verschaffen. Trotz meinen Versicherungen, im Erstklasswagen gebe es genügend zu essen, stopfte sie ihren Koffer mit Proviant für die Reise voll.

Über die Bequemlichkeiten des "internationalen" Wagens und der eleganten Zimmer im Hotel "Moskwa", die uns erwarteten, war sie sprachlos. Während fast zwei glücklichen Wochen sah ich Moskau mit ihren ungetrübten Augen: Vorstellungen im Moskauer Kunsttheater, im Maly-Theater, in der Oper, im Ballett, Sportanlässe im Dynamostadion, die Kunstgalerien, den Kulturpark und alles übrige. Gewöhnlich begleitete uns Irina, eine Frau, deren Bekanntschaft ich vor wenigen Monaten gemacht hatte.

"Vitja, warum hast du darauf bestanden, mich mit nach Moskau zu nehmen?" fragte mich meine Mutter, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, als wir eines Abends im Hotelrestaurant saßen.

"Was für eine Frage, Mama! Dies soll eine Art Geschenk für dich sein, um dir zu zeigen, wie sehr ich dich liebe."

"Ja, natürlich, natürlich. Aber vielleicht" — sie blickte mich mit einem mutwilligen Lächeln an — "vielleicht aber auch, weil du mir Irina vorstellen wolltest? Na, na, erröte nicht, Vitjenka. Ich sehe doch, daß du verliebt bist."

"Ich gestehe es, Mama. Du hast recht, obschon ich sie eigentlich nicht wirklich und wahrhaft liebe. Ich habe die Einsamkeit satt und bewundere Irina außerordentlich."

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Ich kann nur sagen, daß du einen ausgezeichneten Geschmack hast. Habt ihr euch schon angemeldet?"

"Nein, aber es ist bereits alles beschlossèn. Irina hat eine Arbeit, die sie jetzt nicht im Stich lassen kann, und ich bin darüber eigentlich froh. Ich möchte mein Eheleben nicht in Sibirien beginnen."

Irina war groß. und hübsch. Sie hatte blaue Augen und hellbraunes Haar. Sie war die Tochter eines französischen Vaters und einer russischen Mutter und verdiente ihren Lebensunterhalt durch Übersetzungen literarischer Werke aus dem Deutschen und Französischen für verschiedene Moskauer Verlage. Ich lernte sie bei einer Einladung kennen, zu der mich ein hochgestellter Freund mitnahm. Irgendetwas an ihr — war es die Sanftheit ihres Ausdrucks, der Klang ihrer Stimme, ihre Ruhe oder ihr schwebender Gang? — machte tiefen Eindruck auf mich. Ich wechselte in jener Nacht kaum ein Wort mit ihr, obschon ich mir jede Minute ihrer Gegenwart bewußt war. Als ich sie beim Verlassen der Gesellschaft fragte, ob ich sie nach Hause begleiten dürfe, war sie nicht erstaunt. Es war, als hätte sie diese Frage schon die ganze Zeit erwartet.

In unserer Begegnung lag nichts Dramatisches. Es fehlten die fieberhaften Spannungen, die leidenschaftlichen, vertraulichen Ausbrüche, die meine ersten Begegnungen mit Julia oder Elena vor vielen Jahren charakterisierten. Und doch wußten wir schon nach wenigen Wochen, daß unsere beiden Leben zusammengehörten. Unsere Beziehung war tief, ohne Ungestüm. Ich hatte Irinas erste Begegnung mit meiner Mutter ohne Besorgnis erwartet, da ich wußte, daß die beiden einander schätzen würden. Obschon die beiden Frauen durch ihr Milieu, ihre Erziehung und ihre geistigen Wesenszüge so verschieden waren, schien Irina mir doch irgendwie aus demselben Stoff geschaffen wie meine Mutter. Sie besaßen beide eine so unbewußte und so selbstlose Güte, die jedem ihrer Worte und Taten eine Art geistiger Schönheit verlieh.

Als uns Irina nach dem Essen traf — wir wollten an diesem Abend den *Prinzen Igor* anhören — eilte meine Mutter ihr entgegen und umarmte und küßte sie. Es brauchte keine Worte zwischen ihnen.

In den ersten Tagen war meine Mutter in Moskau aufgeregt wie ein junges Mädchen; später aber wurde sie nachdenklich und manchmal sogar traurig. Es erschien ihr ungerecht, daß wir — und andere — Hunderte von Rubel für Hotelzimmer, Schlemmereien und Vergnügungen ausgaben, während doch andere nicht genug zu essen hatten. Die drei Eintrittskarten für den *Prinzen Igor* kaufte ich von einem Spekulanten.

"Hundertundzwanzig Rubel!" rief sie aus, als ich es ihr sagte. "Aber das ist ja soviel, wie eine Trolleybus-Schaffnerin in Dnjeppropetrowsk monatlich verdient. Das ist nicht recht, Kinder, ich sag' euch, das ist nicht recht; und schaut euch einmal diese Zuschauer



Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

an! Ich habe noch nie seit der Revolution so viele gutgenährte und elegant gekleidete Leute auf einem einzigen Fleck gesehen. Und die ganze Zeit über lebte ich im Glauben, wir hätten eine Revolution gehabt."

"Laß das, Mamotschka", flüsterte Irina lächelnd, "vergiß die Politik und genieße die Oper."

"Aber hundertundzwanzig Rubel – !"

Eines Nachmittags führte ich sie in die Landwirtschaftsausstellung. Sie prüfte alles mit regem Interesse — die Erntemaschinen, die Vollblutpferde und die prämierten Kühe und Schweine. Sie nahm die stahlumrandete Brille von ihrer kleinen Nase, um die Schlagworte und die Statistiken zu lesen, die an jeder Wand angeschlagen waren.

"Nun, Mama, wie hat es dir gefallen?" fragte ich sie, als wir ins Hotel zurückfuhren. "Warum bist du so schweigsam?"

"Vitja, du kannst mich eine närrische alte Frau schimpfen, wenn du willst, aber mir kommt das alles wie eine Maskerade vor. Wem nützt das etwas? Wenn es so viele Kühe im Land gibt, warum haben wir dann in Dnjepropetrowsk kein Fleisch? Wenn es so viele neue Wolle gibt, warum kann ich dann deinem Vater kein Hemd kaufen? Es ist eine Maskerade, Vitja, und die Leute, die sie aufziehen, sollten sich schämen."

Ich antwortete nicht.

"Abgesehen von meiner Begegnung mit Irina", sagte meine Mutter, "so wäre es wohl besser, ich wäre gestorben, ohne Moskau zu sehen. Es ist eine Stadt mit zwei Gesichtern. Einige wenige fette Hotels, Theater, Museen und Restaurants; aber du brauchst bloß die Hauptstraßen zu verlassen und du siehst die gleiche Armut wie in der Provinz. Ja, zwei Gesichter! Von den Türmen des Kremls posaunt ihr die Weltrevolution, aber wenige Häuserblocks weiter leben die Menschen entrechtet und elend."

"Mama, du bist in diesen beiden kurzen Wochen politisch mündig geworden ... Sag es Papa nicht, er wäre entsetzt. Ich glaube, er liebte dich besonders wegen deiner altmodischen, politischen Naivität."

### III

Das Territorium Westsibiriens ist für die nationale Landesverteidigung lebenswichtig, weil es so liegt, daß es sowohl das europäische wie das asiatische Rußland beliefern kann, gleichgültig, auf welcher Seite der Krieg ausbricht. Bei der Planung für die Förderung dieses Gebietes spielte das Kriegskommissariat eine ebenso

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

entscheidende Rolle wie das industrielle Kommissariat. Stalinsk galt als entscheidende Bastion im nationalen Verteidigungssystem. In Westsibirien wurde die Verschmelzung und Koordinierung der neuen Industrien — Maschinenbau, automatische, äronautische, chemische und metallurgische Betriebe — auf großzügigste Art vollzogen.

Im heutigen Rußland, wo die Symbole oft mehr Gewicht haben als die Wirklichkeit, war es ein Umstand von höchster Bedeutung, daß die ehemalige westsibirische Stadt Kusnetzsk, am Fluße Tom, den Namen Stalinsk erhielt. Niemals beschwor man den Namen des allmächtigen Georgiers in seinem Kremelhimmel ohne Absicht. Es bedeutete eine glorreiche Vorbestimmung des so benannten Orts; tatsächlich spielten in der Propaganda die unbedeutenden Erfolge in Stalinsk oft eine größere Rolle als bedeutende Erfolge anderswo.

Man hätte es deshalb leicht als Tempelschändung auslegen können, wenn ich darauf bestand, die Lage der geplanten Röhrenfabrik in Stalinsk zu überprüfen, ehe ich in den Bau einwilligte. Genosse Koschewnikow, der jetzt Glawtrubostal leitete, war gröblich beleidigt und schleuderte mich wie eine heiße Kartoffel zu Genosse Merkulow, der unterdessen zum Kommissar für Eisenmetallurgie ernannt worden war.

"Was soll das heißen, Victor Andrejewitsch?. sagte Merkulow. "Wenn ich dich recht verstehe, so willst du persönlich eine Entscheidung überprüfen, die vom Kommissariat, der staatlichen Planungskommission des metallurgischen Bauinstituts, vom Kriegskommissariat, vom Zentralkomitee der Partei und vom Politbüro bereits bestätigt worden ist. Bist du nicht recht bei Sinnen?"

So formuliert klang mein Vorschlag wirklich widersinnig. Aber die Erfahrung hatte mich vorsichtig gemacht. Für einen sowjetischen Industrieleiter war die blinde Übernahme einer Verantwortung der sicherste und kürzeste Weg zum Untergang. In der kapitalistischen Gesellschaft setzt ein Mann bloß sein Geld oder seinen Beruf aufs Spiel; in der Sowjetunion aber war der Einsatz mein Leben.

"Da man mir 150 Millionen Rubel Bauwerte anvertraut", bat ich, "sollte man mir mindestens gestatten, die Lage des Projektes, den Wert der Arbeitskräfte und des Materials und die Baubedingungen im allgemeinen zu studieren."

"Kapital für die Fabrik ist hinreichend bewilligt. Das Bauinstitut von Leningrad hat monatelang an den Plänen gearbeitet. Aber da es ja nichts schaden kann, will ich dir diese Reise gestatten. Aber bedenke, Victor Andrejewitsch, daß wir mit Parteibeschlüssen nicht Schindluder treiben dürfen!"

Nach einer viertägigen Eisenbahnfahrt erreichte ich Stalinsk in Begleitung meines Chefingenieurs Gerardow. Der kleine, schmutzige Bahnhof stand kaum im Einklang mit dem aufgeblähten Ruf der Stadt. Schmutz und Unordnung schienen angestammte

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Attribute dieses sibirischen Vorpostens. Im Umkreis von Kilometern erhoben sich unfertige Gebäude in verschiedenen Vollendungsstufen. Wie es bei diesen ehrgeizigen industriellen Unternehmungen üblich war, hatte man die Arbeit mit nur geringem, wenn überhaupt irgendeinem Gedankenaufwand für die Lebensbedingungen der Arbeiter begonnen.

Bereits war die Stadt, die noch vor wenigen Jahren nur 30.000 Einwohner gezählt hatte, mit 150.000 Menschen überfüllt. Zudem stützte sich Stalinsk auf die Zwangsarbeit; etwa 8000 Sklaven waren von den nächsten Konzentrationslagern angefordert. Einige der für die Oberschicht der Arbeiter erbauten Verwaltungsgebäude und Wohnungen senkten sich bereits und wiesen Risse auf, weil sie hauptsächlich von Gefangenen mit rasender Geschwindigkeit erstellt worden waren. Jedes Haus und jeder Schuppen der Stadt war überfüllt. Hinter der großartigen neuen Verwaltungskolonie und den neuen Behausungen für qualifizierte Arbeiter dehnten sich die stinkenden Armenviertel, die man "Shanghais" nannte, aus. Diese waren tatsächlich so schmutzig und wimmelten von elenden Menschen, wie die schlimmsten orientalischen Löcher.

Große Barackenkolonien schossen an der Peripherie der alten Stadt wie Pilze aus dem Boden. Tausende von Familien lebten in feuchten Höhlen, die wir *zemljanki* nannten. Diese rohen Unterstände im Erdboden mit handgemachten Giebeldächern, bildeten einen vertrauten Anblick in allen neuen Industrieunternehmungen der Sowjetunion, wo die vorhandenen Wohnungen für die neuzugewanderte Bevölkerung nicht ausreichten. Gewöhnlich waren diese Notunterkünfte sechzehn oder achtzehn Fuß lang, acht oder zehn Fuß breit und sechs oder acht Fuß tief — boten also als Schlafraum für zwei Personen eben genügend Raum. Die Giebeldächer wurden für gewöhnlich aus Pappe hergestellt und mit Baumzweigen, Stroh, geknetetem Lehm oder was gerade zur Hand war, verstärkt. Die ganz Glücklichen fanden vielleicht auch einige Bohlen, um die Erdmauern zu verschalen und den feuchten Boden zu bedecken.

In der Sowjetpraxis werden zuerst die neuen Fabriken und Verwaltungsgebäude errichtet; die Wohnungen für die Arbeiter kommen erst in zweiter Linie. Welch ein Gegensatz, dachte ich, als ich das erste Mal zwischen diesen "Shanghais", diesen "Schmutzheimen" hindurchging, zwischen der Wirklichkeit und den Propagandabildern in unseren Filmen und Zeitschriften! Wie wenig gleichen sich doch die offiziellen Vorspiegelungen und die inoffiziellen Wahrheiten!

Die Stadtväter von Stalinsk empfingen uns herzlich, ja fast begeistert. Sie waren stolz auf ihre "Konjunkturstadt" und freuten sich, daß noch ein weiterer Großbetrieb ihre industriellen Anlagen bereichern sollte. Aber schon bei den ersten Gesprächen, als die Einzelheiten meines Bauplanes diskutiert wurden, bemerkte ich eine gewisse Unbehaglichkeit. Gerardow und ich sahen bald ein, daß diese Verlegenheit voll gerechtfertigt war.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Die Bedingungen, hier eine Röhrenfabrik zu erstellen, waren nicht bloß schwierig oder ungünstig, sondern geradezu unmöglich. Die Arbeiten der bereits im Bau befindlichen Fabriken wurden durch den Mangel an Holz, Zement, Ziegelsteinen und Brennmaterial behindert. Trotz der Gefangenenlager gab es nicht genügend Arbeitskräfte und zu wenig Unterkünfte für die Arbeiter. Die Behörden mußten strenge Maßnahmen ergreifen, um die Direktoren der verschiedenen Fabriken daran zu hindern, sich gegenseitig die Arbeitskräfte wegzustehlen. Die zur Verfügung stehenden Arbeitskräfte genügten den gegenwärtigen Nachfragen nicht, geschweige denn der Nachfrage für die geplanten neuen Werke.

Als wir den Bauplatz sahen, wo unsere Fabrik errichtet werden sollte, waren wir entsetzt. Es war ein großer, kahler Landstrich am sumpfigen Flußufer, weit von der Stadt entfernt, ohne elektrische Leitungen und ohne Gas, ohne Bahnschienen und ohne Trolleybusverbindung, selbst ohne eine fahrbare Zufahrtsstraße. Mir kam es vor, als sollten wir eine neue Stadt in einer Wüste erbauen und nicht eine zweite Fabrik in einem tätigen Industriegebiet. Weder das Kapital noch die vorgeschriebene Zeit reichten dazu aus.

Am schlimmsten von allem war, daß sich das Terrain für einen metallurgischen Betrieb überhaupt nicht eignete. Man brauchte nicht Bauingenieur zu sein, um einzusehen, daß der Boden nicht imstande war, große Gebäude zu tragen, vor allem nicht solche mit den schweren Maschinerien einer Röhrenfabrik. Gerardow und ich blickten uns an und zuckten ungläubig mit den Schultern. Wie in aller Welt konnten so viele Ingenieure und Kommissionen diese Lage und diese Pläne billigen? Wer hatte wohl dem Kommissar und dem Zentralkomitee Sand in die Augen gestreut? Wer hatte es zugelassen, daß man Millionen von Rubel zum voraus in ein Unternehmen investierte, das notwendigerweise ein Mißerfolg werden mußte?

Wir kannten die Antwort auf diese Fragen nicht. Aber wir wußten, daß es für uns der reine Selbstmord gewesen wäre, diese Arbeit zu versuchen. Alle möglichen Zweifel wurden durch einen Besuch beim Institutsgebäude zerstreut, das in nächster Nähe auf dem gleichen Terrain erbaut worden war. Seine Keller standen unter Wasser, die Wände waren vom Regen aufgeweicht, und das ganze Gebäude senkte sich bereits, obschon es erst zwei Jahre alt war.

Mit Photographien, Karten und anderem Material ausgerüstet, kehrten wir nach Moskau zurück. Eine herzerreißende Aufgabe lag vor mir — nämlich die Regierung von einem bereits in alle Welt ausposaunten Projekt, welches bereits das Imprimatur der höchsten Instanzen trug, wieder abzubringen —, von einem Projekt, mit dem der Ruf und vielleicht sogar die Freiheit vieler großer und kleiner Beamten verwickelt war, deren bürokratische Gleichgültigkeit und technische Unwissenheit den Grundstein zu diesem undurchführbaren Plan gelegt hatten.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Mein Bericht an Merkulow und seinen Stab, ebenso an Koschewnikow, übte die Wirkung eines Erdbebens aus. Jedermann war völlig vor den Kopf geschlagen. Es wurde mir klar, daß sich alle drücken wollten, weil sich eine politische Katastrophe abzeichnete. Das von mir gemalte Bild war allzu deutlich und zu eingehend, um es einfach beiseite zu wischen. Zudem erwies sich jetzt sehr bald, daß sich schon zuvor warnende Stimmen gemeldet hatten; aber sie waren damals aus Furcht zum Schweigen gebracht worden. Die verantwortlichen Beamten blickten mich zornig und anklagend an, als sei mein Bericht und nicht ihre eigene Unfähigkeit an dieser unangenehmen Situation schuld.

Nun folgten einige Wochen, angefüllt mit stürmischen Konferenzen und mit versteckten Drohungen, mein Kopf sei verwirkt, falls ich die Geschichte bekannt mache. Aber ich wehrte mich gegen jeden Druck, diese Aufgabe dennoch zu übernehmen; trotz der Gewißheit, daß dies ein Verlust von Millionen und eine Einbuße von Arbeitskraft bedeutete. Schließlich fand man eine Lösung: Eine richtige, echte Sowjetlösung das heißt eine Lösung, die das Gesicht des Beamtentums wahrte und den Riesenfehler vor weiteren Kreisen versteckte.

In Kemerowo, etwa 160 Kilometer von Stalinsk entfernt, ebenfalls am Fluße Tom gelegen, entwickelte sich ein anderes wichtiges Industriezentrum. Das Projekt war damals erst geplant und auch dieser Ort als möglicher Bauplatz für eine Röhrenfabrik bezeichnet worden. Von der Angst getrieben, arbeitete nun die bürokratische Maschine auf Hochtouren, und bald floß die ganze für Stalinsk vorgesehene Begeisterung kunstvoll, sorgfältig abgeleitet, hinüber nach Kemerowo.

Alle Beteiligten entdeckten plötzlich — Planungsbüros und Akademiker, Parteifunktionäre und technische Behörden — daß Kemerowo eigentlich der Vorrang vor Stalinsk gebühre. Die "politische Konjunktur" im Ausland — wir meinten damit die Spannungen mit Japan — und die Interessen der sibirischen Industrialisierung im allgemeinen, ließen es scheinbar notwendig erscheinen, Kemerowo den Vorzug zu geben. Stalinsk konnte noch warten — für immer, das wußte ich genau, obschon das jetzt noch niemand offen zuzugeben wagte.

So fügte es sich in jener Unordnung, die bei so groß angelegten Projekten unvermeidlich erscheint, daß mich meine Berufung von Stalinsk nach Kemerowo schleuderte. Wiederum verlangte ich die Möglichkeit, das Terrain zu überprüfen, und diesmal durften mir das Kommissariat und Glawtrubostal nicht widersprechen.

Glücklicherweise erwies sich Kemerowo als zufriedenstellend. Es war eine Stadt von etwa 125.000 Einwohnern, mit breiten Straßen, geräumigen Anlagen, vielen neuen Häuserblocks und besonders schönen Bauten für die Beamten und Leiter. Aber auch die herkömmlichen Flächen mit häßlichen Baracken am Stadtrande fehlten nicht; auch gab es einige elende *zempljanki*, aber im allgemeinen waren die Bedingungen ungewöhnlich

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

günstig. Ich erblickte nur eine einzige Hütte, die den Namen "Shanghai" verdiente. Auf dem Stadtmarkt, auf den die Kolchosbauern des Distrikts ihre Produkte aus den eigenen Gärten brachten: frisches Gemüse, Fleisch, Milch, Butter und Geflügel, schien Überfluß zu herrschen, und die Preise waren beträchtlich niedriger als in Moskau. Im Vergleich zum Ural war dies wie ein Vorgeschmack des Himmels.

Die Lage unserer geplanten Fabrik war offenbar für ein anderes, jetzt preisgegebenes Projekt gedacht. Wir stießen bereits auf einige fertige Gebäude und die vollendeten Grundmauern einer ganzen Reihe von Häusern, eine Eisenbahnlinie, Gas- und elektrische Einrichtungen, Wasserleitungen und andere Installationen, die unsere Arbeit wesentlich erleichtern konnten. Überdies befand sich der Ort noch beinahe innerhalb der Stadtgrenze, was das Wohn- und Transportproblem für unsere Arbeitskräfte stark vereinfachte. Gerardow und ich waren hocheifrig.

Die Beamten von Kemerowo zeigten sich bereit, mitzuhelfen. Unsere Ankunft bedeutete, daß von nun an etwa 150 Millionen Rubel in die Stadt flossen, und die Lokalpresse begrüßte stolz und in höchsten Tönen dieses kommende Unternehmen. Obschon es hier eine Koksfabrik, Kohlenminen und Kriegsbetriebe gab, beruhte der Ruhm Kemerowos (abgesehen von seiner Berühmtheit, die es durch die Moskauer Blutgerichte erhalten hatte, auf die ich später noch zurückkommen werde) auf seiner chemischen Industrie. Es war ein offenes Geheimnis, daß das chemische Kombinat, eines der größten in der Welt, sich mit der Herstellung militärischer Produkte beschäftigte.

Genosse Sifurow, ein Ingenieur, der jetzt als Sekretär des Stadtkomitees der Partei amtiert, begrüßte uns herzlich. Zwei NKVD-Beamte wohnten wie zufällig unserer ersten Unterredung bei. Aus ihren Fragen entnahm ich deutlich, daß sie bereits um den totgeschwiegenen Skandal wußten, der hinter dem plötzlichen Wechsel des Baues von Stalinsk nach Kemerowo verborgen lag. Ob Merkulow, Koschewnikow und andere darüber Bescheid wußten oder nicht, die Augen und Ohren der Geheimpolizei ihrer Umgebung waren jedenfalls die ganze Zeit über weit offen gewesen. Das Büro des Stadtkomitees von Kemerowo, dem ich Bericht erstattete, billigte ebenfalls die Übersiedlung des Projektes in diese Stadt.

Ich kehrte nach Moskau zurück. Daraufhin verbrachte ich mehrere Wochen in Leningrad in enger Beratung mit dem metallurgischen Planungsinstitut, das den Plan von Stalinsk endgültig fallen gelassen hatte und rasch die Pläne für Kemerowo ausarbeitete. Riesige Kapitalien wurden in der Bank von Kemerowo zu unserem Bedarf hinterlegt, und ich begab mich mit meinem Personal auf die Reise nach dem neuen Posten.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Irina nahm von mir am Bahnhof in Moskau Abschied. Die Trauer über unsere Trennung wurde etwas aufgehellt durch das Wissen, daß mich meine neue Arbeit oft in die Hauptstadt führen werde.

IV

Angestrengte Arbeit ist das Opium der Enttäuschten. Wenigstens in meinem Fall. Ich widmete mich der schweren Aufgabe in Kemerowo mit einer Hingabe, die zum größten Teil die Frucht meiner Verzweiflung war. Je unbarmherziger ich meinen Körper anspannte, umso leichter konnte ich nachts einschlafen. Durch die Betäubung meines Geistes mit den unmittelbaren Schwierigkeiten der Arbeitsfragen gelang es mir, die quälenden Gedanken über das größere Bild der ganzen Nation zu verscheuchen. Je größer mein Haß gegen das ganze Terrorregime wurde, umso hingebender konzentrierte ich meine Kräfte auf die vorliegende Arbeit.

Ogleich ich mit einer Aufgabe betraut war, die viele Millionen von Staatskapital verschlang, schenkte man mir nicht genügend Vertrauen, daß ich mein eigenes Verwaltungspersonal selbst auswählen durfte. Die höchsten Beamten wurden unmittelbar durch das Kommissariat und den Leiter der Glawtrubostal bestimmt, ohne daß man mich um meine Meinung gefragt hätte. Dieses System ermunterte die Beamten, sich gegenseitig zu bespitzeln und zielte dahin, unter den an einer gemeinsamen Aufgabe Beteiligten ständiges Mißtrauen zu säen. Es war ein reiner Glücksfall, daß sich Gerardow als fähiger und umgänglicher Chefingenieur erwies. Dafür aber waren wir beide von Mitarbeitern umgeben, die weder als Köpfe, noch als Menschen etwas taugten. Einige Lokalbeamte betätigten sich offensichtlich bloß als Spione des Regionalkomitees in Nowosi-birsk, des Stadtkomitees von Kemerowo, des Wirtschaftsdepartements der NKVD und des Glawtrubostal.

Von allem Anfang an litten unsere Bemühungen unter der bürokratischen Beschränktheit. Mein erstes Anliegen war die Bereitstellung von Materialien und Werkzeugen und die Sorge für ihren Transport und ihre Aufbewahrung. Tausende von gelernten und ungelernten Arbeitern mußten aufgeboden und sodann mit Wohnungen und den elementarsten Dingen versehen werden. Unter normalen Bedingungen hätten diese Fragen keine unüberwindlichen Schwierigkeiten gemacht. Aber unter dem Sowjetsystem erforderte jeder Schritt den formellen Entscheid ungezählter Büros, die alle eifersüchtig über ihren Rechten wachten und vor jeder Privatinitiative eine Todesangst bekundeten. Wiederholt waren uns die Hände durch kleine Schwierigkeiten gebunden, und niemand wagte ohne Befehl aus Moskau die Fesseln zu lösen. Wir lebten und arbeiteten mitten in einem Dschungel von Fragebogen, Papierformularen und Rapporten in sieben Kopien.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Ich will dem Leser die technischen Ausführungen ersparen. Einige Beispiele mögen genügen, um ihn von der Planlosigkeit dieses Unternehmens zu überzeugen, das unter dem beschönigenden Schlagwort der "Wirtschaftsplanung" heranreifte.

Einmal benötigten wir dringend Ziegelsteine. Hunderte von Gefangenen marschierten aus ihren weit entfernten Lagern zu ihrem Vierzehntudentag, um die Wünsche verschiedener Verwaltungen in Kemerowo zu erfüllen. Zur selben Zeit befanden sich in der Nähe zwei große, stillgelegte Ziegeleien. Sie unterstanden zufällig der Leitung eines anderen Kommissariats, das sie für irgendeinen mythischen Zweck in der Zukunft "aufsparte". Ich bat, drohte und schickte Boten nach Moskau, um diese eingefrorenen Betriebe aufzutauen; — aber die Bürokratie feierte ihren Sieg über den gesunden Menschenverstand. Die Ziegeleien blieben während meines ganzen Aufenthalts in der Stadt weiterhin unbeschäftigt.

Während wir uns fieberhaft bemühten, Wohnungen für unsere Arbeiter aufzutreiben, erhob sich wie zum Spott ein neuer Häuserblock am Stadtrand von Kemerowo unvollendet und unbenutzt. Die für dieses Projekt angesetzten Kredite waren vor dessen Vollendung aufgebraucht worden. Nun verfügte ich zwar über die notwendigen Geldmittel, um diesen Häuserblock zu kaufen und fertigzustellen, aber es gelang mir dennoch nicht, durch den Drahtverhau der Bürokratie zu dringen. Die Organisation, welche mit dem Bau begonnen hatte, erklärte sich zwar bereit, auf ihren Anspruch zu verzichten. Sonderbar — jedermann schien bereit und auch befugt, den Handel abzuschließen. Die Bewilligung sollte jeden Augenblick eintreffen — aber sie kam nie.

Eine betriebswichtige Straßenbahnlinie war durch unser Areal gelegt worden. Die Arbeiten waren beinahe vollendet. Einige Zehntausend Rubel hätten genügt, um sie dem Betrieb zu übergeben, und das Kapital stand bereits zur Verfügung. Aber aus irgendeinem unerfindlichen Grunde wagten es die Stadtväter nicht, den Betrag ohne eine Bewilligung von oben auszuhändigen. Ich schrieb Dutzende von dringenden Briefen und forderte die Eröffnung der Linie. Es kam zu stürmischen Sitzungen des Stadtkomitees, der Partei und des zuständigen Sowjets von Kemerowo. Aber Monat um Monat verging, und nichts geschah. Unterdessen verschwendeten Tausende von abgearbeiteten Männern und Frauen täglich drei Stunden, um zu Fuß zur Arbeit zu gehen.

Solche Schikanen häuften sich ins Endlose. Sie machten jede kleinste Aufgabe zu einem Riesenproblem. Sie fesselten Hunderte von überflüssigen Beamten an sinnlose Arbeiten und verliehen ihnen deshalb in einem gewissen Sinne wirtschaftliche Macht, die Verwicklungen auszudehnen und zu verlängern. Zudem verschärfte sich jeder Konflikt und jede bürokratische Schwierigkeit durch fieberhafte Spionage, Denunziationen und Verhöre. All diese Schwierigkeiten und Verzögerungen waren nicht auf Böswilligkeit zurückzuführen, obschon man sich dabei oft aufregte und harte



Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Worte wechselte. Die wahre Erklärung lag in der allesdurchdringenden Furcht, die die einzelnen Beamten und ganze Organisationen lähmte.

Kemerowo hatte durch den Säuberungsterror mehr als andere Städte gelitten und sich deshalb auch langsamer erholt. Die meisten seiner führenden Techniker und Vertreter standen noch immer unter dem fürchterlichen Eindruck des Blutbades. Die Stadt war auf sensationelle Weise in die Moskauer Prozesse verwickelt gewesen. Ihre chemischen Fabriken und Kohlenminen galten als Hauptzentren der Sabotagetätigkeit; in Kemerowo hatte sich angeblich auch eine "geheime Druckerei" befunden, die von Führern der Opposition benutzt wurde.

Der "Hauptverschwörer" dieser Stadt war Genosse Norkin, einer der Angeklagten im Pjatakowprozeß; er wurde pflichtschuldigst wenige Stunden nach der Urteilsverkündung erschossen. In Kemerowo hatte er als Vertreter des Kornmissariats für Schwerindustrie gewirkt. Wegen meiner Sünden saß ich nun im gleichen Büro, von dem aus Norkin, wenn man seinen sinnlosen Geständnissen glaubt, seine verbrecherischen Fäden gesponnen hatte. Ich verkehrte täglich mit einigen seiner Mitarbeiter und mehreren anderen, die gegen ihn ausgesagt hatten.

Als sich meine Bekanntschaft mit diesen Leuten enger gestaltete, war es unvermeidlich, daß Norkins Name hie und da im Gespräch erwähnt wurde. Jedesmal bemerkte ich die gleiche Verlegenheit und, wie mir schien, auch tiefe Beschämung. Sie brauchten mir nichts zu sagen — obschon einer von ihnen tatsächlich gestand, daß sie unter dem Druck der NKVD gelogen hatten, um ihren eigenen Kopf zu retten. Mehrmals siegte ihr nagendes Gewissen über ihre Verschwiegenheit.

Als sich einmal ein schwerer Unfall im chemischen Betrieb ereignete, sprach ich unter vier Augen mit einem hochgestellten Kommunisten, der dort arbeitete. Nachdem er mir einige Einzelheiten des Unfalls geschildert hatte, rief er plötzlich aus: "Und für genau die gleiche Sache wurden Genosse Norkin und viele andere erschossen! Die *Saboteure* und *Zerstörer* sind tot, aber die Unfälle dauern an. Wahrscheinlich haben die Hingerichteten in ihren unbekanntem Gräbern noch immer die Hand im Spiel..."

"Was hältst du denn von Norkins eigenen Geständnissen, Genosse L.?"

"Sei nicht kindisch, Victor Andrejewitsch. Wäre es wirklich die Absicht jener Ingenieure gewesen, Sabotage zu treiben, so hätten sie das ganze Kombinat in die Luft sprengen können. Wozu sich dann mit so geringfügigen Schäden und kleinlichen Produktionsverzögerungen begnügen? Weshalb sollten sie Arbeiter vergiften? Geständnisse! Märchen für ausländische Idioten!"

Es lag für jeden Ingenieur klar zu Tage, daß die chemischen Fabriken, wie so viele neue industrielle Sowjetprojekte, unter sehr erschwerten Umständen arbeiteten. Ihr Bau

war liederlich, in mancher Hinsicht unvollständig und die Montage ebenfalls ungenügend. Die Arbeiter waren nicht fachmännisch geschult. In Tat und Wahrheit lag die Hauptursache dieser Unglücksfälle in der Unerfahrenheit und in unverschuldeten Fehlern. Schon vor der Säuberung, und auch jetzt noch, nach der Vernichtung der "Volksfeinde", dauerten aus diesem Grunde die Unfälle fort.

"Die Akten des Kommissariats für Schwerindustrie sind voll von Berichten über die verschiedenen Begleitumstände der Unfälle", sagte Genosse L. "Viele dieser Berichte stammen aus der Feder der gleichen Männer, die sich später der Sabotage schuldig bekannten. Seit wann warnt ein Ingenieur vor Gefahren, die er selbst herbeiführen will?"

"Genau so liegen die Dinge!"

"Überleg dir auch folgendes: Wir hätte wohl die öffentliche Meinung reagiert, wenn die Regierung diese Rapporte vor Gericht erwähnt hätte? Aber es ist wohl besser, ich halte den Mund. Wenn das Herz voll ist, fließt der Mund über."

Was für die chemischen Betriebe zutraf, das galt auch für die Kohlenminen. Eines Tages rief mich Sekretär Sifurow auf sein Büro im Parteikomitee. An jenem Morgen war eine Mine überschwemmt worden. Die Nachrichten über den Unfall kursierten schon in der ganzen Stadt, und Sifurow war sehr besorgt.

"Genosse Kravchenko, wir brauchen hundert Gummistiefel für die Männer, welche die Mine auspumpen", sagte er. "Wie ich höre, verfügst du über einen Vorrat solcher Stiefel, und ich bitte dich um Zusammenarbeit."

Selbstverständlich willigte ich ein, ihm die Stiefel zu leihen. Dann verwickelte ich ihn in ein Gespräch über den Unfall. Ob dies vielleicht wieder einmal Sabotage sei, wollte ich wissen.

"Es liegt kein Grund vor zu einem solchen Schluß", sagte Sifurow. "Zeig mir irgend ein Kohlenbergwerk, bei uns oder im Ausland, bei dem sich nicht hie und da eine Explosion, ein Einsturz oder eine Überschwemmung ereignet. Dies liegt in der Natur der Sache, besonders bei uns, wo die Einrichtungen noch immer ziemlich primitiv sind."

"Trotzdem", bestand ich, "wissen wir aus den Gerichtsverfahren und Geständnissen, daß die Minen von Kemerowo voller Saboteure stecken."

Der Sekretär blickte mich lange an, lächelte dann verlegen und wechselte das Thema.

Einige Zeit später war ich im Hauptquartier des Kohlentrusts mit einem befreundeten Beamten an einer Konferenz. Unsere Geschäfte zogen sich über die regulären

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Arbeitsstunden hinaus, und wir befanden uns plötzlich allein. Wie ohne bestimmten Grund ging er zu einem Aktenschrank und zog einen Ordner hervor, den er mir wortlos überreichte. Ich öffnete ihn und begann aufs Geratewohl Durchschläge von Berichten an die Kohlenverwaltung in Moskau zu lesen.

Es handelte sich um Berichte, die lange vor den Explosionen und anderen Unfällen, die man später Sabotage nannte, verfaßt worden waren. In eindringlicher und manchmal verzweifelter Sprache warnten sie, es müßten unverzüglich Schutzmaßnahmen getroffen werden, um Verluste an Leben und Sachwerten zu verhindern. Die Bedeutung dieser Warnungen war klar. Saboteure hätten wohl kaum so eindringlich um Schutzmaßnahmen als Vorkehrungen gegen ihre eigenen geplanten Verbrechen gebeten...

Norkins Geständnis über die unterirdische Druckerei war bei den Prozessen in Kemerowo und Nowosibirsk von anderen Gefangenen bestätigt und von Photographien und Kopien antisowjetischer Flugblätter unterstrichen worden. Dies war eines der wenigen Geständnisse, das durch dokumentarische Beweise belegt schien. Ich war von der Geschichte gefesselt und ließ mir keine Gelegenheit entgehen, die Licht auf diesen Umstand werfen konnte, da ich ja am Schauplatze des Verbrechens selbst lebte.

Während meines beinahe einjährigen Aufenthaltes in Kemerowo gelang es mir, den Tatsachen nachzugehen, die sich recht merkwürdig ausnahmen. Ich wage es nicht zu enthüllen, wie ich während einer langen Zeit Stück um Stück meiner Informationen zusammenreichte, da dies das Leben anständiger Menschen gefährden könnte. Ich begnüge mich deshalb mit einem nackten Bericht über die schreckliche Wahrheit — eine so schreckliche Wahrheit, daß ich sie selbst so lange nicht glauben wollte, bis sie eindeutig bestätigt war:

Eine geheime Druckerei existierte tatsächlich. Ich befand mich oft im Keller, wo sie gestanden hatte. Einzelteile davon waren immer noch vorhanden. Flugblätter gegen Stalin und Aufrufe zur Meuterei waren tatsächlich gedruckt worden. Die Presse war echt, aber die Flugblätter waren von der NKVD selbst verfaßt und gedruckt worden. Damit das Geheimnis sicher bewahrt blieb, verwendeten die Anstifter dieses gemeinen Betrugs nur Arbeiter die stumm blieben — Gefangene die ihre Hinrichtung erwarteten oder zu lebenslänglichen Gefängnisstrafen verurteilt waren. Gedruckt wurde im Schutze der Nacht. Die Gefangenen waren natürlich beständig überwacht; die technische Leitung übernahmen Tschekisten, die in solchen Dingen bewandert waren.

"Aber wie verhielt es sich denn mit diesen Flugblättern?" fragte ich einen Mann, der diese Tatsachen kannte. "Angeblich sollen Tausende davon in der Stadt verteilt worden sein."

## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Welch ein Unsinn!" antwortete er. "Du weißt ganz gut, daß man jeden Träger eines solchen Flugblattes verhaftet hätte. Und doch ist mir keine einzige Verhaftung aus diesem Grunde bekannt, und auch sonst weiß niemand hier etwas derartiges. Kein Arbeiter hat jemals von diesen berüchtigten Flugblättern weder etwas gesehen noch gehört — bis zum Prozeß. Vielleicht haben die Verschwörer sie gedruckt, als Lektüre vor dem Schlafengehen."

Auf jeden Fall hinterließ die Tatsache, daß Kemerowo — seinen Kohlenminen, seinen chemischen Fabriken und seinen Bautrusts — die Ehre einer großen Verschwörerrolle zuteil geworden war, ein Erbe furchtbarer Angst zurück. Niemand rührte sich, ohne die dreifachversiegelte Erlaubnis der Behörden von Nowosibirsk und Moskau. Rückblickend ist es unfassbar, daß wir überhaupt so weit mit unseren Arbeiten vorankamen, ehe das ganze Unternehmen wieder durch eine neue Wendung der Politik ausgelöscht wurde. Aber damit eile ich meiner Geschichte voraus.

(21) Während Europa kämpft

*Pakt zwischen Hitler und Stalin – Einschätzungen zur Intention Stalins für diesen Pakt – Bedeutung der NKVD-Sklaven beim Bau des Werkes in Kemerowo – Besichtigung eines Zwangsarbeiterlagers – 1940: Der Bau des Werkes wird eingestellt – Kravchenko wird stv. Chefindgenieur in einem Werk in Fili (bei Moskau) – Iwan F. Tewosian – Kravchenko steht vor Gericht.*

I

Der Freundschaftspakt zwischen Adolf Hitler und Josef Stalin, der den Krieg in Europa beschleunigte, wird für mich immer mit der einsamen sibirischen Stadt verbunden sein, in der ich damals arbeitete. In Kemerowo nahm sich dieser Pakt aus wie ein Meteor, der an unserem Horizont leuchtend aufstieg, um dann jählings zischend in die Köpfe und die Gewissen der Parteimitglieder hinabzuschießen. Wir waren alle vollkommen überwältigt und verwirrt, und vermochten es kaum zu fassen.

Der kurze und staubige sibirische Sommer endete mit widersprechenden Gerüchten über Grenzzwischenfälle mit Japan. Die Unruhe der Kriegsangst, durch das letztjährige Münchner Abkommen entstanden, hatte sich noch nicht ganz gelegt. Wer sich überhaupt mit solchen Fragen beschäftigte, wußte um die Drohungen von beiden Seiten. Der Gedanke, daß sich das faschistische Deutschland mit Sowjetrußland verbünden und seine Kriegslust anderswohin lenken könnte, kam uns überhaupt nie in den Sinn. Für uns galt es all die Jahre als ausgemacht, daß der einzige Feind der Nazis die Sowjetunion sei.

Ich hielt den Kreml jeder Gewalttat fähig. Seine Methoden erschienen mir damals wenig besser als die der Nazis, besonders was die Behandlung des eigenen Volkes und die Organisation der Macht anbelangte. Wenn ich die hitlerfeindliche Propaganda las oder hörte, mußte ich mich innerlich fragen: "Worin unterscheidet sich das von den Greueln der Sowjets?" Trotzdem weigerte ich mich, die Nachricht über ein Sowjetbündnis zu glauben, das Hitler freie Hand gab, mit Polen und dem übrigen Europa Krieg zu beginnen. Das muß ein Irrtum sein, dachte ich mir, und meine ganze Umgebung begriff genau so wenig.

Schließlich hatte man uns doch Jahr für Jahr den Haß gegen die Nazis eingetrichtert. Wir hatten doch unsere führenden Armeegeneräle, darunter auch Tuchatschewski, erschossen, weil sie angeblich Verbündete von Hitlers Reichswehr waren. Die großen

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Verräterprozesse, in denen Lenins vertrauteste Freunde liquidiert wurden, stützten sich auf die Voraussetzung, daß Nazideutschland und seine Achsenfreunde Italien und Japan sich gegen uns zum Kriege rüsteten. Diese Nationen waren angeblich nur die Exponenten einer Weltkoalition von Kapitalisten, die sich verschworen hatten, unser sozialistisches Vaterland zu vernichten. Die einzig mögliche Rechtfertigung der Grausamkeiten der Generalsäuberung war der bevorstehende Naziangriff.

Die Schurkerei Hitlers galt in unserem Land als fast ebenso geheiligter Glaubensartikel wie die Unfehlbarkeit Stalins. Unsere Sowjetkinder spielten Faschisten-gegen-Kommunisten-Spiele, wobei die Faschisten immer deutsche Namen trugen und jedesmal grausam geschlagen wurden, dann sangen die siegreichen Genossen die Hymne der Jungen Pioniere: Vsegda gatov! (Immer bereit!). In den Schießständen waren die Schießscheiben oft als ausgeschnittene nazionalsozialistische Braunhemden mit prunkendem Hakenkreuz dargestellt.

Noch wenige Wochen vor dem Pakt hatten wir bei einer Parteiversammlung einem der langweiligen herkömmlichen Vorträge über die Weltlage gelauscht. Wie immer wurde Hitler als Erzverbrecher und Werkzeug der Weltplutokratie geschildert, die sich auf den Angriff gegen uns rüstete. Als der Redner sagte, Hitler und seine Partei seien Diktatoren, der Führer und seine Bande würden vergöttert, im Nazideutschland gebe es weder Rede- noch Pressefreiheit, und jedermann lebe dort in einem Zustand von Furcht und Schrecken, dachten viele von uns im stillen, er male uns ein treffliches Abbild unseres eigenen Regimes.

Ein alter Antinazifilm, Professor Mamlock, lief noch immer in den Kinos von Kemerowo. Er zeigte Hitlers Regierung als eine Sadistenbande von Plünderern und Untermenschen, die vom Haß gegen die Sowjetunion besessen waren.<sup>49</sup>

Erst als wir die Wochenschauen und Zeitungsbilder sahen, auf denen Stalin lächelnd Ribbentrop die Hand schüttelte, begannen wir das Unglaubliche zu glauben. Hakenkreuz und Hammer-und-Sichel flatterten Seite an Seite in Moskau! Bald darauf erklärte uns Molotow, der Faschismus sei schließlich "Geschmacksache"! Stalin begrüßte seinen diktatorischen Kollegen mit begeisterten Worten über die gemeinsame "mit Blut besiegelte Freundschaft"!

Um unser Erstaunen besser zu verstehen, muß man wissen, welches der offizielle kommunistische "Standpunkt" gegenüber den Nazis und dem Faschismus im allgemeinen bis zum Zeitpunkt des Paktes war. Man sagte uns, der Faschismus unterscheide sich nicht wesentlich vom Kapitalismus, sondern bloß in der Form. Faschismus sei einfach Kapitalismus im Todeskampf, Kapitalismus ohne die Tarnung

---

<sup>49</sup> Regie Adolph Minkin/Herbert Rappaport, nach dem Theaterstück von Friedrich Wolf (Rußland 1938): <https://youtu.be/xBD1ijaY48M> – Der Film (mit russischen Schauspieler\*innen) wurde von der DEFA synchronisiert, ich konnte ihn jedoch im Netz oder als DVD nicht finden. Nicht zu verwechseln mit Konrad Wolfs Neuverfilmung (1961).

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

der "Demokratie" und ohne "Parlamentsschwindel". In Italien und Deutschland sah sich nach unserer Version der Kapitalismus gezwungen, seine "demokratische Maske" abzulegen und sich mit einem offenen Terror gegen die Arbeiter zu wenden, der in versteckter Form auch in Amerika, England und überall auf der Welt ausgeübt wurde. Es sei in Wirklichkeit nur noch eine Zeitfrage, wann die restliche kapitalistische Welt durch ihre Wirtschaftssünden an die Wand gedrückt und gezwungen würde, ihre angebliche Demokratie abzulegen und zu einem offenen Faschismus überzugehen.

Das Hitlertum sei also, machte man uns glaubhaft, bloß die Eisenfaust der gesamten plutokratischen und imperialistischen Welt. Ein Krieg zwischen Nazideutschland und seinen kapitalistischen Herren war deshalb undenkbar und unlogisch. Jetzt, als eben ein solcher Krieg ausbrach, schien uns das nicht weniger verrückt als der Freundschaftspakt zwischen Rußland und Deutschland — ein Pakt, der nach dem Namen Stalins und seines Politbüros benannt werden sollte und nicht nach Rußland, da weder unsere Partei noch unser Volk gefragt wurden.

Aber es gibt keine Gemeinheit, die eine Regierung, — welche Radio, Presse, Schulen und Rednerbühnen völlig beherrscht und dazu noch über eine Polizei verfügt, um eine einheitliche Meinung aufzuzwingen — nicht begehen kann. Nach dem vollzogenen Schlag wurde die neue Version der Weltbeziehungen allgemein geglaubt. Wir wiederholten nun immer wieder, französische und britische Imperialisten, unterstützt von amerikanischen Großkapitalisten und polnischen Großgrundbesitzern, seien damit beschäftigt, den deutschen Imperialismus zu unterdrücken, und das Resultat sei für die einzige große "sozialistische" Nation vollkommen belanglos. Wer an dieser Auslegung zweifelte, vergrub seine Zweifel tief im Herzen, wo sie nicht ausspioniert werden konnten.

Professor Mamlock, die Familie Oppenheim<sup>50</sup> und alle anderen antifaschistischen Filme verschwanden vom Kinoprogramm. Die Bibliotheken wurden ebenfalls von aller antifaschistischen Literatur gesäubert. Woks, die Gesellschaft für kulturelle Beziehungen mit dem Ausland, entdeckte plötzlich die Wunder der deutschen Kultur. Als ich geschäftlich nach Moskau kam, erfuhr ich, daß mehrere Ausstellungen nationalsozialistischer Kunst, nationalsozialistischer Wirtschaftsverbesserungen und nationalsozialistischen militärischen Ruhmes bereits eröffnet waren oder soeben organisiert wurden.

Die Theater der Hauptstadt bekundeten großes Interesse für das deutsche Drama. Alles Deutsche war große Mode. Ein grober John Bull und ein Uncle Sam thronten weiterhin als Propagandahetze auf dicken Geldsäcken — aber die Nazis wurden von solchem Hohn verschont. Hunderte deutscher Soldaten und Handelsfunktionär waren in den Hotels und Kaufläden Moskaus zu sehen. Sie waren mit der Durchführung des

---

<sup>50</sup> Semja Oppengeim (nach Lion Feuchtwanger, UdSSR 1938, Regie Grigorij Rošal ) <https://youtu.be/UTUtVIRigr0>

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

gigantischen Programms der sowjetrussischen Wirtschaftshilfe für Hitlers Kreuzzug gegen die "degenerierten Demokratien" beschäftigt.

Die Sowjethierarchie braucht keine eindrucklichen Argumente, um die Parteimeinung zu beeinflussen. Der Selbstschutz bringt das von selbst fertig. Um Schwierigkeiten zu entgehen, braucht man nicht nur den von oben vorgeschriebenen Dummheiten zu glauben, sondern man muß sie tief und glühend glauben. Der große Stalin weiß, was er tut — dies war das A und das O der Partei.

Wir sprachen nicht nur bei den formellen Versammlungsdiskussionen der verschiedenen Parteizellen, sondern auch privat in unseren Heimen und Büros über die neue Wendung der Ereignisse. Wie können wir uns in Kemerowo erdreisten, solche schwerwiegende Dinge zu verstehen? Unsere Aufgabe war es, Fabriken zu erbauen und zu leiten und das Arbeitervolk in den Fabriken zu lenken; immer im Glauben, unser geliebter Führer könne keinen Fehler begehen. Nur einige widerspenstige Parteileute fuhren allen Ernstes fort, über die Sache auch weiterhin nachzudenken. Die anderen reagierten bald ebenso apathisch wie das breite Volk. Nach zweiundzwanzig Lebensjahren unter einer Diktatur war eine selbständige öffentliche Meinung undenkbar geworden.

Das einzige, was wir sicher wußten, war die Tatsache, daß unser Land von einem blutigen Krieg verschont wurde, der das übrige Europa zerstörte — und dafür waren wir dankbar. Ja, mehr noch, wir erhielten sogar noch Kriegsbeute — die Hälfte Polens, Bessarabien und später die drei baltischen Staaten — als Belohnung für die kluge Neutralität des Kremls.

Wenige sahen voraus, daß der Brand vielleicht auch auf Rußland übergreifen, geschweige denn, daß es mehr Verluste an Leben und Material erleiden werde, als alle anderen Nationen zusammen. Wir waren davon überzeugt, die kriegführenden Länder würden sich zu Tode bluten und nur Rußland werde als wirklicher Herr Europas übrig bleiben. Das politische Schlagwort lautete: Während die Kapitalisten die Sache auskämpfen, müssen wir uns stärken, rüsten und aus den Kriegserfahrungen der anderen lernen. Wenn sich der Kapitalismus und der Faschismus gegenseitig geschwächt haben, dann werden wir, falls nötig, 20 Millionen bis zu den Zähnen bewaffnete Soldaten in die Waagschale der Geschichte werfen. Bis dahin aber wird die Revolution in vielen europäischen Ländern vom theoretischen bereits ins praktische Stadium getreten sein.

Diese zynische Ansicht nannten unsere Führer "bolschewistischen Realismus". Viele waren darüber beschämt und verwirrt. Die Rolle des Geiers, der aus einem toten Kontinent die Knochen herauspickt, widersprach unserer Einstellung. Wir zogen die Romantik unserer frühen revolutionären Jahre vor. In einem gewissen Stadium des Krieges trösteten wir uns mit dem Gedanken, die Arbeitermassen würden sich gegen



Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

ihre Ausbeuter erheben. Dadurch würde der imperialistische Krieg zu einem Bürgerkrieg, und eine solche allesumfassende europäische Revolution vermöchte sogar den Revolutionsgeist und Idealismus unseres eigenen Landes neu zu beleben ...

Obschon jedermann die neue Freundschaft mit den Nazis und die sich häufenden Angriffe auf andere europäische Staaten hinnahm, kann ich doch bezeugen, daß niemand für diese Dinge Begeisterung zeigte. Die ganze Sache roch zu sehr nach einer Verlegenheitslösung. Unsere politischen Versammlungen, bei denen die Sprecher aus der Hauptstadt uns die neue Lage erklärten, verliefen zurückhaltend und unruhig. Dies galt besonders für die Zeit, nachdem Rußland Ende November Finnland überfiel.<sup>51</sup> Wenn David gegen Goliath kämpft, so bringen selbst Goliaths Freunde eine heimliche Sympathie für den beherzten kleinen David auf. Wie konnte selbst der einfachste Arbeiter in unseren Versammlungen dem Märchen Glauben schenken, das winzige harmlose Finnland habe seinen riesigen Nachbarn angegriffen? Die Tatsache, daß wir für einen schmalen Streifen des Karelo-Finnischen Marschlandes mit Hunderttausenden von Toten, Verwundeten, Erfrorenen und Gefangenen bezahlen mußten, noch ehe diese Episode zum Abschluß kam, mischte die Unpopularität dieses Abenteuers noch mit einem vollgerüttelten Maß der Beschämung.

Im Hinblick auf künftige Entwicklungen muß noch etwas klargelegt werden. Stalin schloß den Freundschaftspakt mit Hitler in vollstem Ernst. Hätte der Kreml mit dem Gedanken gespielt, wir müßten schließlich doch gegen Deutschland kämpfen, so hätte er bestimmt einen Teil des bestehenden Hasses gegen die Nazis aufgespart. Unsere antifaschistische Propaganda hätte sich dann wohl kaum so vollständig in eine "antiimperialistische" (das heißt antibritische und antiamerikanische) Propaganda gewandelt. Und schließlich wären wenigstens die vertrauenswürdigen Parteimänner des Kremls selbst, von denen ich einige gut kannte, über die weiterhin bestehende Nazigefahr aufgeklärt worden.

Nichts derartiges geschah. Im Gegenteil. Jedes geflüsterte Wort gegen Deutschland, jedes Wort des Mitleids für Hitlers Opfer wurde als eine neue Art von Konterrevolution unbarmherzig geahndet. Die französischen, britischen und norwegischen "Kriegshetzer" erhielten nun ihren Lohn.

Die Theorie, Stalin "führe bloß einen Kampf um Zeitgewinn", während er sich fieberhaft gegen die Nazi rüste, wurde erst viel später erfunden, um den verhängnisvollen Schnitzer des Kremls zu verbergen. Es war eine so durchsichtige Erfindung, daß während des deutsch-russischen Krieges in Rußland wenig darüber verlautete; erst nachdem ich in die freie Welt hinaus kam, merkte ich, wie dort dieser Erfindung ernsthaft Glauben geschenkt wurde. Es war eine Theorie, die den wesentlichsten Aspekt des Stalin-Hitler-Paktes übersah: Der riesige Güteraustausch,

---

<sup>51</sup> <https://de.wikipedia.org/wiki/Winterkrieg>

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

welcher Rußland gerade jener notwendigen Produkte, Materialien und Produktionsleistungen beraubte, die es für seine eigenen Verteidigungsvorbereitungen dringend benötigte.

Die einfache Wahrheit ist die, daß das Sowjetregime die kostbare Zeitspanne zur eigenen Aufrüstung nicht ausnützte. Ich stand der Verteidigungsindustrie nahe genug, um zu wissen, daß die militärischen Bemühungen nach dem Pakt nachließen. Es herrschte allgemein der Glaube — eine Widerspiegelung der Stimmung in den höchsten offiziellen Kreisen —, daß wir es uns dank der Tüchtigkeit Stalins leisten konnten, uns in Sicherheit zu wiegen. Bis zur Kapitulation Frankreichs gab es über diesen Punkt keinen Zweifel; erst nachher setzte wieder eine Beschleunigung der militärischen Aufrüstung ein.

II

Im Jahre 1940 erhielt ich für meine Arbeit in Kemerowo 47 Millionen Rubel bewilligt. Am Ende des Jahres 1939 waren die notwendigen Vorarbeiten abgeschlossen, und wir konnten mit dem Bau der Hauptgebäude unserer projektierten Fabrik beginnen.

Gemäß Sowjetverfahren verpachteten wir die eigentliche Bauarbeit kontraktgemäß dem Bautrust Kemerowostroi. Er trug auch die Verantwortung, für die Beschaffung der notwendigen Arbeitskräfte. Da ich aber die größte Arbeit für die Beschleunigung und Qualität dieser Arbeit geleistet hatte, nahm ich natürlich an allen Geschäftsverhandlungen teil.

So erhielt ich zum erstenmal Einblick in die direkte Technik eines großangelegten Sklavenhandels.

Sowohl der Regionalparteisekretär von Nowosibirsk, Genosse Barkow, wie auch unser Sekretär von Peneworo, Sifurow, halfen dem Trust bei der Beschaffung geeigneter Arbeitskräfte. Auch der Sowjet von Kemerowo nahm daran teil. Wohl war eine große Anzahl freier Arbeiter erforderlich, aber man verließ sich in erster Linie auf die Zwangsarbeit.

Die NKVD, vertreten durch ihre Regionalchefs, willigte ein, für den Beginn zweitausend Gefangene zu liefern, und im Frühling, wenn der Bau in einem größeren Maßstabe weitergeführt werden mußte, die Zahl zu vergrößern. In mehreren Sitzungen in den Büros von Kemerowostroi und im Hauptquartier der NKVD besprachen wir die Einzelheiten. Es gab eine Menge kaltblütiges Feilschen um die Fähigkeiten der Sklaven und die Preise. Ein Außenstehender, der dieser Diskussion beigewohnt hätte, hätte glauben müssen, es handle sich eher um Pferde oder Maulesel, als um lebende Männer und Frauen.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Bei der ersten Versammlung hörte ich zu und sagte wenig. Ich dachte: *Dies also ist die sozialistische Praxis in der klassenlosen Gesellschaft des glücklichen Lebens ... Dies ist also das neue Leben, das wir in eben diesem Augenblick mit Waffengewalt Finnland aufzuzwingen versuchen ...* Ich erschauerte und muß wohl bleich geworden sein. Ich fühlte mich schwach. Sifurow blickte mich besorgt an. "Ist dir nicht wohl, Victor Andrejewitsch?"

"Doch, doch, es ist alles in Ordnung ... habe nur in dieser Woche etwas zu wenig geschlafen."

Der Sprecher der NKVD erklärte, es herrsche kein Mangel an Gefangenen, der notwendige Prozentsatz gelernter Arbeiter und Werkmeister könne geliefert werden. Er könne fünftausend, zehntausend und jede gewünschte Anzahl liefern. Berufsstolz tönte aus seiner Stimme — er sprach wie ein Pferdezüchter, der stolz auf seine Stallungen ist. Die einzige Schwierigkeit bildete die Unterkunft. Die in unmittelbarer Nähe befindlichen verschiedenen Konzentrationslager des Distrikts Kemerowo enthielten etwa 15.000 Gefangene, und er zweifelte, ob er noch mehr hineinpflegen könne.

War es nicht möglich, in aller Eile ein neues Lager zu eröffnen und mit tauglichem Material zu versehen? Warum nicht zusätzliche Baracken in den bereits bestehenden Lagern errichten? Schließlich willigten wir ein, erst eines der größten hiesigen Lager zu besichtigen, ehe wir in dieser Sache endgültig entschieden.

An einem bitterkalten, windigen Morgen fuhren wir in einem Wagen zur Besichtigung. Es nahmen vier Leute an der Fahrt teil: ein NKVD-Funktionär, ein Vertreter des Trusts, ein Sekretär des Stadtkomitees und ich. Wir konnten im tiefen Schnee nur langsam fahren, erreichten aber dennoch in etwa zwanzig Minuten unseren Bestimmungsort.

Das Lager stand auf einer Anhöhe, mit Ausblick auf einen Seitenfluß des Tom. Es bestand aus einer beinahe viereckigen Umzäunung, umgeben von einem hohen stacheldrahtumspannten Bretterzaun, Wachtürmen an allen vier Ecken und einem Schilderhaus nahe beim Eingang, wo wir ausstiegen. Die Holzbaracken standen parallel zur Umzäunung, bildeten ein großes Viereck und ließen einen Raum, in der Größe eines Exerzierplatzes, in der Mitte frei. Dieser freie Platz lag im unmittelbaren Bereich der Maschinengewehre der Türme, so daß im Notfall ein Sperrfeuer von allen Seiten gelegt werden konnte. Nahe beim Eingang standen mehrere gutgebaute Häuser, die Wohnungen der Verwaltungsbeamten und Wächter.

Man hatte uns erwartet und führte uns unverzüglich ins Hauptbüro, wo uns der Lagerleiter nicht nur herzlich, sondern beinahe kriecherisch begrüßte. Er war ein kleiner, klotziger, blonder Bursche mit ziemlich hübschen, wetterharten Zügen. Er bekundete offensichtliche Ehrfurcht vor dem Stadtkomitee und dem NKVD-Beamten,

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

der unsere Abordnung anführte. Den Grund für dieses Verhalten erfuhr ich erst später. Es stellte sich heraus, daß er ein hochgestellter, aus Moskau verbannter Kommunist war. Obschon Leiter des Lagers, war er selbst ein Verbannter, dessen politische Treue unter beständiger Kontrolle stand. Deshalb hatten der Hauptpartefunktionär und die NKVD von Kemerowo ein wachsames Auge auf ihn und erstatteten regelmäßig über seine Lagerführung Bericht.

Ich war bei anderen Gelegenheiten auch schon öfters im Innern von Konzentrationslagern gewesen; aber ich war an diese Eindrücke noch nicht gewöhnt. Noch immer packte mich eine krankhafte Neugierde für jede Einzelheit des Lagerlebens. Nur jemand, der ein Gefängnis inspiziert, weil er glaubt, selbst eines Tages dort eingekerkert zu werden, kann meinen Geisteszustand verstehen.

Als ich zum Fenster hinausblickte, sah ich etwa fünfzehn weibliche Gefangene, die sich an die kalte Holzwand in der Nähe eines der Ziegelhäuser drückten. Eine von ihnen trug einen Sack auf dem Kopf. Mehrere andere hatten an den Händen Lumpen statt Handschuhe. Bald traten vier andere Frauen in mein Blickfeld, die große Eimer trugen, aus denen Dampf Wolken aufstiegen. "Was tun sie da?" fragte ich den Chef.

"Sie füttern die Schweine und das Geflügel", sagte er und fügte dann mit einem gewissen Stolz hinzu, "wir versorgen uns hier selbst mit Fleisch".

"Für alle Gefangenen?"

"Für die Gefangenen!" lachte er, als hätte ich einen Witz gerissen. "Du glaubst doch nicht, daß wir Staatsfeinde mit Fleisch füttern? Dies ist nicht gerade ein Speiserestaurant, weißt du. Aber glaub mir, das Versorgungsproblem ist auch für uns und die Wachen nicht eben leicht."

"Und wer sind die drei alten Männer dort drüben?" Ich zeigte auf drei bärtige Männer in zerlumpten Mänteln, die Hände in Halstücher gewickelt, die an einem Steinhaufen arbeiteten.

"Zwei Priester und ein Rabbiner. Sie sind zu schwach, um die acht Kilometer bis zu den Fabriken nach Kemerowo zu Fuß zu gehen, aber sie verdienen ihr Brot durch Kleinarbeit im Lager."

"Merkwürdig," sagte der Vertreter des Trusts, "wie gut Priester und Rabbiner miteinander auskommen, sobald diese Konterrevolutionäre einmal hinter Stacheldraht sind. Ich habe dies schon in vielen Lagern beobachtet."

"Das stimmt, ich habe es selbst auch schon gedacht", stimmte der Lagerleiter zu.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Wir saßen im Büro und besprachen unsere Probleme. Obschon das Lager mit seinen 3000 Insassen bereits überfüllt war, glaubte der Leiter, es möglich zu machen, noch weitere Tausend unterzubringen, obschon es nicht leicht fallen werde. Einige Baracken, erklärte er, hätten jetzt schon Schichtbetrieb. Die eine Schicht schlafe, während die andere arbeite. Unglücklicherweise sei es aber nicht immer leicht, dies durchzuführen, da es sehr von der Art der Arbeit abhängt, zu der die Gefangenen ausrückten. Eine mögliche Lösung, glaube er, bestehe im Bau einer dritten "Bettplanke".

"Na, es würde zwar ein wenig eng, aber dafür hätte der Mittlere im Bett umso wärmer." Wieder lachte er.

Um uns seinen Plan zu veranschaulichen, lud er uns auf einen Rundgang durch die Baracken ein. Wir zogen Hüte und Mäntel an und folgten ihm.

Tschekisten mit aufgepflanztem Bajonett standen als Wachtposten in regelmäßigen Abständen. Die aus rohen Brettern gezimmerten Baracken, die Ritzen mit Sägespänen verstopft, waren von außen verriegelt und verschlossen.

"Wieviele wohnen in einer solchen Baracke?" fragte ich.

"Das kommt drauf an. Gewöhnlich zwischen 300 und 350. Diese da", sagte der Leiter, während ein Wärter die Tür öffnete, "beherbergt 310 Frauen".

"Aufstehen!" brüllte der Wärter in den langen, düsteren und niederen Saal. Die Gefangenen gehorchten augenblicklich. Von den oberen Brettern kletterten sie in panischer Hast herunter. Nur drei oder vier blieben ausgestreckt liegen; sie waien offensichtlich zu krank, um sich zu rühren. Es gab hier Frauen jeder Altersstufe und jeder Nationalität, junge und alte, aber alle gleichermaßen zerlumpt und erschöpft. Der stickige Gestank von Schweiß und zerquetschten Wanzen verursachte mir Übelkeit. Durch die kleinen vergitterten Fenster drang wenig Tageslicht. Mehrere kleine elektrische Birnen hingen von der Decke herunter, aber sie brannten jetzt nicht.

Die Baracken waren so kalt, daß man den Dunst unseres Atems sehen konnte, aber die meisten der Frauen waren nur halb bekleidet. Hie und da versuchte eine von ihnen, die durch den unerwarteten Besuch überrascht worden war, ihre Brüste mit einem Kleid zu bedecken. Die meisten aber verhielten sich in ihrer Stumpfheit gleichgültig. Der letzte Tropfen natürlicher Sittsamkeit war aus ihnen gewichen. Mehrere Gesichter waren noch sehr jung, noch mehr waren alt und verrunzelt, die große Mehrzahl aber stand in den Zwanziger- und Dreißigerjahren. Viele von ihnen waren, nach ihren Gesichtszügen und ihren alten Kleidern zu schließen, Intellektuelle; trotz dem Schmutz und der Erschöpfung bemerkte ich an ihnen Züge von Erziehung und Kultur.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Die "Betten" bestanden aus rohen Brettern, etwa vier Fuß breit, die in zwei Reihen an schweren Balken befestigt waren — nur eine Doppelreihe von Brettern ohne jegliches Bettzeug. Hier schliefen die Gefangenen, auf jedem Brett eine, in ihren Kleidern, einige Lumpen als Kissen unter den Kopf geschoben. In der Mitte des Saales stand ein kleiner Holzofen, lächerlich klein im Verhältnis zur Größe dieser Baracke. Abgesehen von ein paar Kehrreimern für die körperlichen Bedürfnisse der Gefangenen, die in der Nähe des Einganges standen, gab es kein Mobiliar, keine Bänke, keine Tische, buchstäblich nichts.

Bei ihrer Ankunft im Lager wurden den Gefangenen alle Briefe, Photographien von Verwandten und Freunden und alle anderen Erinnerungen an die freie Welt draußen weggenommen. Auch Bettzeug und selbst so primitiven Luxus wie Zahnbürsten und Scheren durften sie nicht behalten. Man gab ihnen Metalltassen, eine Schüssel und einen hölzernen Löffel. Dieses Besitztum bewahrten sie auf ihren "Betten" auf, oder hingen es an die Wand. Bücher, Papier und Bleistift waren streng verboten, und selbstredend gab es keinen Radioapparat. Briefe an Angehörige waren weder erlaubt, noch wären die Gefangenen zum Schreiben körperlich fähig gewesen.

Parallel zu einer leeren Wand lief eine Art von Eisentrog und darüber ein Wasserbecken mit Wasserhahn. Unser offizieller Führer nannte das "ihre Waschgelegenheit". Dann erläuterte er seinen Gedanken, daß ein weiteres Brett, jedem "Bett" hinzugefügt, es ermöglichen würde, weitere hundert Frauen in diesem selben Saal unterzubringen. Er nahm wenig Notiz von den Gefangenen, die schweigend unserem Gespräch zuhörten; er hätte ebenso gut über Vieh sprechen können. An einer der Wände bemerkte ich ein abgenutztes rotes Fahnentuch, auf dem mit weißer Farbe das Schlagwort stand: "Arbeit — der Weg zur Rehabilitation".

"Sind diese Gefangenen alles Verbrecherinnen?" fragte ich beim Hinausgehen.

"Nein," sagte der Leiter, "dies sind alles Politische — Kulaken und andere Konterrevolutionäre. In den Männerbaracken haben wir sie alle beisammen gelassen, aber bei den Frauen ist es nach unserer Erfahrung besser, die verbrecherischen Elemente und die Prostituierten von den Politischen zu scheiden. Das Problem der Disziplin ist bei den weiblichen Gefangenen viel schwerer."

Der Tschekist führte uns in eine andere Baracke, die etwas kleiner war. Hier seien alle Frauen Verbrecherinnen und Prostituierte, erklärte uns der Lagerleiter. Da er erriet, daß ich mich mehr für das Lager, als für die Geschäfte interessierte, die uns hierher geführt hatten, war er gewillt, mich aufzuklären.

Wiederum erhoben sich die Gefangenen. Ich glaube, es gibt keinen schrecklicheren Anblick für einen normalen Mann, als der Anblick von einigen Hundert dreckiger,

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

kranker und zerlumpter Frauen. Die tief verwurzelte Romantik des Mannes wird beleidigt.

"Starosta, vortreten!" befahl der Leiter.

Die Starosta oder Aufseherin der Baracke trat vor. Sie war Mitte dreißig und trug ein geflicktes Kleid, das früher einmal elegant gewesen war. Auch ihre Gesichtszüge wiesen noch Spuren einer ehemaligen Anmut auf. Sie stand aufrecht da, die Hände auf dem Rücken.

"Es ist alles in Ordnung", rapportierte sie mit einer klaren aber ausdruckslosen Stimme. "Eine krank. Die übrigen zum Essen und zum Arbeitsrapport bereit!"

"Gut. Entlassen!"

Mein Blick fiel auf ein an die Wand genageltes Plakat in der Nähe der Tür. Ich las es — eine gedruckte Liste von Vorschriften, die Sauberkeit und strikten Gehorsam forderten. Unten las ich in großen schwarzen Buchstaben die Strafbestimmungen: Übertretungen: zwei Tage ohne Nahrung; Beleidigungen: Einzelhaft von mindestens einer Woche; schwere Beleidigungen: Maßnahmen je nach Belieben der Behörden; Verlängerung der Haft oder "das höchste Maß sozialer Verteidigung", das in der Sowjetunion lautet: Tod durch Erschießen.

Als wir diese Baracke verließen, fragte ich unsern Gastgeber, ob er schon einmal gezwungen war, die Todesstrafe bei Gefangenen anzuwenden.

"Seit der Meuterei im letzten Jahre nicht mehr", antwortete er. Offenbar glaubte er, als Funktionär von Kemerowo wisse ich genau, worauf er anspiele.

Die Männerbaracken, in die er uns nun führte, waren mit jenen der Frauen identisch. Da ich mich bereits an den Anblick und den Gestank gewöhnt hatte, konnte ich die Gefangenen etwas näher betrachten. Obschon die meisten von ihnen Russen waren, gab es doch auch viele Uzbeken, Turkmenen, Tataren, Armenier, Juden, Polen und sogar einige Chinesen. Trotzdem sie alle unrasiert und unbeschreiblich schmutzig und ausgemergelt waren, erblickte ich Gesichter, die mir intelligent, ja sogar edel vorkamen. Vielleicht Ingenieure, Professoren, Literaten und in Ungnade gefallene Parteiführer, sagte ich zu mir selbst. Ich bemerkte einen großen breitschultrigen Gefangenen, der aufrecht dastand und mir direkt in die Augen blickte. Ich war völlig überzeugt, er sei ein Soldat, trotzdem er keine Uniform mehr trug. Aber die große Mehrheit bestand natürlich aus gewöhnlichen Bauern und Arbeitern.

In einer der Baracken war der Aufseher ein mächtig gebauter Bursche mit gebrochener Nase und kleinen, verschlagenen Augen.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Dies ist Schtschelkuntschik", erklärte unser Führer. Das Wort bedeutet Nußknacker.

"Warum Nußknacker?" fragte ich.

"Ach, er ist ein berühmter Kassenschrankeinbrecher und in einem halben Dutzend Provinzen unter diesem Namen bekannt", lachte er. "Verbrecher geben in den Baracken bessere Aufseher ab, als die Politischen. Diese sind meistens zu weich. "

"Die meisten Verbrecher verachten die politischen Gefangenen", fügte der NKVD-Mann lächelnd hinzu. "Denn weißt du, sie sind ja keine Volksfeinde .. . nur Halunken, die mit dem Gesetz in Konflikt geraten sind."

"In welchem Zahlenverhältnis stehen Verbrecher und Politische?" wünschte einer von uns zu wissen.

"Gewöhnlich gibt es hier nicht mehr als 10 bis 15 Prozent Verbrecher, die Prostituierten inbegriffen. Aber selbstverständlich machen wir in der Behandlung keinen Unterschied."

Auf dem Heimweg erfuhr ich noch einige Einzelheiten durch den NKVD-Offizier. Die Gefangenen dürfen in den Baracken nicht rauchen. Ihre Angehörigen wissen nur in den seltensten Fällen, wo sie untergebracht sind. Kurzfristig Verurteilte werden gewöhnlich in Gefängnisse oder Arbeitskolonien gesteckt, so daß sich in den Lagern zum großen Teil Männer und Frauen befinden, welche Strafen von fünf, acht, zehn oder mehr Jahren verbüßen oder gar lebenslänglich verurteilt sind.

Die Befristung der Strafe spielt praktisch keine große Rolle, da nur sehr wenige wieder freigelassen werden. Nach der erfüllten Zeit erhalten sie die Freiheit nicht automatisch, sondern erst auf einen besonderen Befehl der NKVD aus Moskau, die gewöhnlich die Strafen absichtlich verlängert, um die Armee der Zwangsarbeiter vollzählig zu erhalten. Die Entlassenen dürfen selten, wenn überhaupt jemals, in ihre ursprüngliche Heimat zurückkehren. Statt dessen werden sie gezwungen, sich in vorgeschriebenen Gegenden, gewöhnlich in abgelegenen Teilen Sibiriens, im fernen Osten oder im entlegenen Norden niederzulassen. Dort gibt es tatsächlich große Gemeinden, die sich fast ausschließlich aus früheren Gefangenen rekrutieren.

Die berüchtigteren Lager im fernen Norden und Osten und in der sibirischen Waldsteppe umfassen je 30.000 oder 40.000 Gefangene. Weil die Todesfälle sehr häufig sind, besitzen einige dieser Lager besondere Gefangenenbrigaden, deren einzige Pflicht darin besteht, täglich während zwölf bis vierzehn Stunden die Toten zu begraben.

Im Lager, das wir eben besucht hatten, betrug die Brotration für Gefangene — und Brot ist ihr Hauptnahrungsmittel — zwischen 300 und 800 Gramm täglich, je nach der



Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Art der Arbeit, die sie ausführten, der Natur ihres Verbrechens und der Erfüllung der Produktionspläne. Zusätzlich erhielten sie zweimal täglich eine dünne, heiße Kartoffel- und Gemüsesuppe, Haferbrei und gelegentlich etwas Trockenfisch. Wer die Arbeitsnormen nicht erfüllte, wurde durch Herabsetzung der Rationen bestraft. Skorbut, Ruhr und andere Hungerkrankheiten sowie erfrorene Glieder waren in allen Lagern an der Tagesordnung. Ich sah wenige Gefangene ohne wunde Stellen, entzündete Augen oder andere sichtbare Beweise einer gebrochenen Gesundheit. In einem richtigen Sklavensystem, wie es zum Beispiel vor den Bürgerkriegen in den Vereinigten Staaten bestand, stellen die Sklaven einen wirtschaftlichen Wert dar und genossen deshalb zu mindesten die Versorgung und den Schutz von Arbeitstieren. Die Lage der Sowjetsklaven ist unendlich viel schlimmer. Der Nachschub ist beinahe unerschöpflich, und der Sklavenhalter, der Sowjetstaat, findet es offenbar ökonomischer, sie massenweise sterben zu lassen, als sie zu füttern und zu kleiden.

"Welche Meuterei war es, die er erwähnte?" fragte ich.

"Oh, das geschah gegen Ende des Jahres 1938", erklärte der Parteisekretär. "Einige der Gefangenen weigerten sich, zu arbeiten ... irgendetwas war mit der Nahrung los. Die Verwaltung wandte selbstverständlich Gewalt an. Vierzehn der Rädelsführer, zwölf Männer und zwei Frauen, wurden erschossen. Die Hinrichtungen fanden im Lager statt; in Gegenwart aller Gefangenen. Dann halfen Abkommandierte von jeder Baracke vor dem Stacheldraht die Gräber schaufeln. Es wird wohl kaum wieder einen Aufstand geben, so lange diese Erinnerung noch frisch im Gedächtnis steht. Natürlich verfügt der Leiter jedes Lagers über Leben und Tod all seiner Gefangenen. Wir leben nicht in der Zeit, um unsere Volksfeinde mit liberaler Großzügigkeit zu behandeln."

Diese letzte Bemerkung war offenbar als politische Versicherung gedacht. Unser NKVD-Genosse war zwar ein vertrauter Freund des Sekretärs; trotzdem, wozu sollte er sich in Gefahr begeben?

Noch bevor das Wohnungsproblem für unsere 2000 Sklaven gelöst wurde, blies man das ganze Unternehmen ab — man "konservierte" es, wie der bürokratische Sprachgebrauch das nannte.

### III

Da ich nicht erwartete, daß meine ganzen Anstrengungen in Kemerowo für den Kehrriechkübel waren, freute mich meine plötzliche Abreise nach Moskau, gegen Ende Dezember. Dies ermöglichte mir, Neujahr mit Irina zu feiern. Ich vermutete, es handle sich um nichts Ernstes, höchstens um eine Schlußbesprechung über unsere Pläne für das Jahr 1940. Aber Genosse Koschewnikows Ausdruck war sehr ernst.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Ich habe schlechte Nachrichten für dich, Victor Andrejewitsch", sagte er. "Es ist ein Befehl vom Zentralkomitee und vom Sownarkom eingetroffen, die Arbeit am Kemerowo-Röhrenbetrieb vorerst einzustellen. Die Zuschüsse wurden auf eine Million Rubel beschränkt, was gerade knapp ausreicht, um die bereits geleistete Arbeit zu "konservieren".

Verwirrt starrte ich ihn an. "Aber das ist doch unmöglich! Wir haben so angestrengt gearbeitet. Alles ist in schönstem Fluß. Wie kann das sein?"

"Frag mich nicht, ich bin bloß Leiter vom Glawtrubostal. Man hat mich auch nicht gefragt — man hat's mir einfach mitgeteilt. Unter uns gesagt, ich bin ebenso beunruhigt wie du."

"Millionen wurden auf die Vorbereitungsarbeiten verwendet", fuhr ich fort. "Riesige Mengen an Baumaterial liegen bereit. Jedermann, der etwas von der sibirischen Industrie versteht, weiß, daß dieses Projekt lebenswichtig ist. Was zum Teufel steckt denn hinter all dem?"

"Ich kann bloß vermuten, daß es die neue internationale Lage ist. Da wir nun mit Deutschland befreundet sind, brauchen wir die Industrien für Landesverteidigung nicht mehr zu beschleunigen. Wir haben eine Atempause."

"Wurde nicht das Kemerowoprojekt vor allem wegen der drohenden Gefahren im Fernen Osten geschaffen? Es bleibt immer noch Japan."

"Ach, das gehört in die hohe Politik, und da stecken wir besser unsere Nase nicht hinein. Mit dem russisch-deutschen Pakt ist wohl auch die japanische Gefahr harmloser geworden."<sup>52</sup>

"Und wie steht's nun mit mir selbst, Genosse Koschewnikow? Schließlich bin ich der verantwortliche Leiter und habe Millionen von Rubel für diese Vorarbeiten ausgegeben. Sollte ich der Partei meine Ansicht über diesen Beschluß nicht bekanntgeben?"

Die Schulung der großen Säuberung hatte mich gelehrt, die Gefahren schon von weitem zu erkennen. Ich wußte, wie oft ein Funktionär als Sündenbock für Fehler herhalten muß, welche den höheren Kreisen der Regierung zur Last fielen — und das Abblasen des Kemerowo-Planes schien mir ein solcher Riesenschnitzer zu sein.

"Ich würde dir raten, dich ruhig zu verhalten, Victor Andrejewitsch. Erledige deine Geschäfte in Kemerowo und kehre hierher zurück. Kemerowostroi hat die Arbeit bereits einstellen müssen."

---

<sup>52</sup> Dies bestärkt die These, daß Stalins Nichtangriffspakt mit NS-Deutschland tatsächlich ernstgemeint war und nicht nur ein taktischer Versuch, die von NS-Deutschland ausgehende Kriegsgefahr "von Europa abzuwenden". (MvL)

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Sollte ich diesem Rat Folge leisten und den Entscheid schweigend hinnehmen? Wochenlang quälte mich diese Frage. Eine offene Darlegung meiner Ansicht hätte die für den Beschluß verantwortlichen Bürokraten beleidigt und mir Feinde geschaffen. Andererseits mochte mir eine passive Haltung in einer kommenden Säuberung als Beweis der Gleichgültigkeit und ungenügenden bolschewistischen Eifers vorgeworfen werden. Schließlich kam dem Projekt große militärische Bedeutung zu. Ich mußte daher befürchten, man würde bei einer Änderung der internationalen Lage Sündenböcke für die Arbeitsniederlegung suchen und sie als neue "Volksfeinde" bestrafen. Weder das Zentralkomitee noch Sownarkom würden dafür jemals getadelt werden — da sie traditionsgemäß unfehlbar waren — wohl aber unschuldige Zuschauer wie ich. Meine Gedanken zu diesem Thema wurden zudem durch meine Gefühle bestärkt. Ich sah mich in allen meinen Hoffnungen enttäuscht.

Selbst unter einem tödlich unpersönlichen, staatlichen Planungssystem strebt jeder Arbeiter nach der Identifizierung mit seiner Arbeit. Ich hatte mich dem Kemerowo-Projekt ganz hingegeben. Dessen Wachstum und Bedeutung für die Zukunft Sibiriens hatten mich gefesselt. Ich hatte mit allen möglichen Beamten im Interesse der geplanten Großwerke gearbeitet, geplant und diskutiert. So fiel es mir schwer, mich damit abzufinden, daß alle Arbeit vergeblich war.

Die Zweifel über mein Verhalten wurden gelöst, als ich nach Kemerowo zurückkehrte. Die Stadtväter waren über die Wendung der Ereignisse bestürzt. Stadtkomitee und Regionalkomitee von Nowosibirsk schickten formelle Berichte nach Moskau und baten um eine Oberprüfung des Entscheids. Das Projekt, sagten sie, sei gut fortgeschritten, und viele lebenswichtige Fabriken hätten mit dieser neuen Bezugsquelle für Stahlröhren gerechnet. Zudem lobten beide Berichte die Verwaltung des Unternehmens und besonders mich als Direktor.

Es blieb mir kaum eine andere Wahl, als ihre Bitte zu unterstützen — ein Fehler, der mir lange Zeit zu schaffen machte. Ich bat in einem Exposé, das ich ans Zentralkomitee der Partei und an Genosse Merkulow, den Kommissar für Eisenmetallurgie, richtete, um die Fortsetzung des Baues in Kemerowo.

Bei meiner Rückkehr nach Moskau entdeckte ich bald, daß mein Schritt größeren Unwillen ausgelöst hatte, als ich jemals für möglich hielt. Jede Sowjetorganisation ist eine Brutstätte persönlicher Fehden, gegeneinander wetteifern, der Cliques und schwärender Eifersucht. In einer Atmosphäre, in der politische Fähigkeit und politischer Einfluß ausschlaggebend sind, ist dies beinahe unvermeidlich. Koschewnikow war beleidigt, weil ich seinen Rat in den Wind geschlagen hatte. Sein Assistent, Golowanenko, den ich bei verschiedenen technischen Fragen unliebsam kennengelernt hatte, grollte mir offenbar schon lange. Jetzt hatte er einen Anlaß gefunden, um seinen Groll zu entladen.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Kommissar Merkulow schien tatsächlich der einzige, der meine Handlung billigte. Aber er war nicht in der Lage, mich zu unterstützen. Vertraulich teilte er mir mit, daß die ganze Eisenindustrie gegenwärtig durch eine Sonderkommission des Zentralkomitees der Partei, unter der Leitung Malenkows, überprüft werde. Der Armenier Iwan Tewosian, der hoch in Stalins Gunst stand, befinde sich ebenfalls in der Kommission. Es sei klar, deutete er mir an, daß er, Merkulow, als Sündenbock für die vielen Mängel der Industrie herhalten müsse. Tatsächlich erfolgte bald darauf seine Versetzung, wonach Tewosian seinen Posten übernahm.

Mehr als ein Monat verging ohne Antwort vom Zentralkomitee. Ich wurde unruhig. Auf den Rat politisch erfahrener Freunde schickte ich eine Kopie meines Berichtes an das persönliche Sekretariat Stalins. Obschon mich dieser Schritt vor einer direkten Bestrafung durch beleidigte oder argwöhnische Kornmissariatsbeamte schützen konnte, vergrößerte er in ihren Augen mein Vergehen.

Ich sollte ihre Rache auch sehr bald zu spüren bekommen. Sie brauten einen hübschen und weitreichenden Gerichtsfall gegen mich zusammen — auf den ich später zurückkommen werde —, so daß ich während zweier Jahre in phantastische Prozesse verstrickt war. Es gelang ihnen jedoch nicht, mich ins Gefängnis zu bringen, und schließlich rechtfertigte mich der höchste Gerichtshof. Dafür war es ihnen gelungen, mir viele Sorgenmonate und eine allzu intime Bekanntschaft mit der Sowjet-Rechtsprechung aufzuhalsen.

Während ich auf einen neuen Posten wartete, erhielt ich weiterhin mein Gehalt von Glawtrubostal ausbezahlt. Die ungewohnte Mußezeit war herrlich. Nacht um Nacht besuchte ich mit Irina das Theater, Konzerte, die Oper und das Ballett. Wie die meisten Russen habe ich Moskau am liebsten in seiner stillen Winterstimmung, mit den kurzen Tagen und den kristallklaren Nächten, wenn das ganze Leben in dicke Schneedecken eingehüllt ist.

In den ersten Monaten des Jahres 1940 zählte Moskau zu den wenigen europäischen Hauptstädten, die noch nicht wegen des Krieges verdunkelt waren. Diese Tatsache wurde als Beweis für die Weisheit unseres geliebten Führers und Lehrers immer wieder unterstrichen. Die Kriegsnachrichten erschienen in Kleindruck auf den letzten Seiten der Zeitungen, als gingen sie uns nichts an. Und doch wurden sie als erstes gierig verschlungen. Instinktiv zweifelten die Leser an der offiziellen Meldung, unser Land werde für immer von dem sich rasend ausbreitenden Kriegsbrand verschont bleiben. Vielleicht war es dieses Gefühl der Vergänglichkeit, das dem künstlerischen und gesellschaftlichen Leben der Stadt in jenem Winter einen besonderen, fast fieberhaften Reiz verlieh.

Es gab mehr gesellschaftliche Anlässe als sonst. Die Straßenlaternen und die wenigen Leuchtreklamen brannten herausfordernder. Die Gegenwart deutscher

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Funktionär und Offiziere — besonders in den größeren Hotels und Restaurants — gab dem Ganzen einen kriegerischen Aspekt.

Man spürte den Krieg in dieser neutralen Hauptstadt auch noch durch andere Erscheinungen. Auf dem sogenannten schwarzen Markt, an dem der Staat den Bemittelten, die es sich leisten konnten, für unrationierte Waren hohe Preise zu bezahlen, alles feilhielt, tauchten plötzlich in großer Menge ungewohnte fremde Artikel auf: Anzüge, Kleider, Schuhe, Zigaretten, Schokolade, Biskuits, Käse, Konserven und hundert andere Dinge ausländischer Herkunft. Diese Warenfülle stammte aus den neuen Frontgebieten, in welche die Rote Armee einmarschiert war. Zu Beginn kamen diese ausländischen Luxusartikel aus polnischen und finnischen Gebieten; später im Jahre wurde die in den baltischen Ländern und in Bessarabien gemachte Beute auf den Markt gebracht.

Laut unserer Propaganda "befreiten" wir diese Staaten von kapitalistischer Ausbeutung und Armut. In der Praxis aber waren die Moskowiter begeistert, diese Wunder der kapitalistischen Produktion in ihrer "sozialistischen" Hauptstadt kaufen zu können. Tausende von Sowjetbeamten erzählten sich erstaunliche Geschichten, die manchmal bestimmt übertrieben waren, über die köstlichen Dinge, welche sich die Sowjetbefreier in den besetzten Gebieten angeeignet hatten.

Glawtrubostal suchte für mich eine passende Stellung. Natürlich kann jeder Sowjetbürger ohne vorherige Anfrage zur Übernahme einer Stelle gezwungen werden. Aber, wo es sich um verantwortungsschwere Arbeit handelt, ist es am vernünftigsten, die Versetzung so freiwillig als möglich zu gestalten. Das Kommissariat schlug mir die Übernahme eines metallurgischen Betriebs in der Gegend von Transbaikal in Ostsibirien als technischer Leiter vor. Ich wurde auch für den Posten eines Chefingenieurs in einem Ural-Werk vorgemerkt. Einmal stand für mich auch eine Direktorenstelle in einem metallurgischen Betrieb des Gorkidistriktes offen. Aber keine dieser Möglichkeiten ging in Erfüllung.

Ich selbst hatte dieses ewige Wanderleben satt und sehnte mich mit meinem ganzen Wesen nach einem geordneten Familienleben. Ich war darauf erpicht, in Moskau zu bleiben, das sich, verglichen mit den übrigen Teilen des Landes, wie ein Paradies ausnahm. Es bedurfte geschickter Manöver und auch einer kaum spürbaren und vorsichtigen politischen Beeinflussung, bei der mir das Mitglied des Politbüros, Andrejew, behilflich war, um schließlich Arbeit in Moskau zu erhalten. Ich erhielt in einer metallurgischen Fabrik in Fili, am Rande der Hauptstadt, einen bescheidenen Posten, mit dem ich zufrieden war, trotzdem er für mich einen Abstieg um zwei Stufen bedeutete. Die Hauptsache war mir, in der Hauptstadt bleiben zu können.

Die Fabrik nannte sich nach dem Trust "Glawtrubostal" und beschäftigte etwa tausend Arbeiter. Sie stammte aus der vorrevolutionären Zeit und war in den letzten

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Jahren vergrößert und modernisiert worden. Ihre Hauptprodukte waren Stahl, Stahlbohrer und Röhren. Als vertretender Chefsingenieur übernahm ich die Hauptverantwortung für die Produktion.

Die obersten Beamten hatten in dieser Fabrik schon lange zusammengearbeitet und bildeten daher eine geschlossene und befreundete Gesellschaft. Der Direktor Manturow, ein großer, rothaariger Mann mit einem pockennarbigen Gesicht, war ein grobschlächtiger, wenig gebildeter Bursche, der seine völlige Unwissenheit auf technischem Gebiet mit konfusen Prahlereien bemäntelte. Er hatte sich im Bürgerkrieg als Partisanenkämpfer einigen Ruhm erworben und zehrte noch immer von diesem politischen Kapital. Obschon er viele Jahre lang industrielle Unternehmungen geleitet hatte, blieb ihm diese Arbeit ein Rätsel; manchmal grollte er neidisch den Ingenieuren, die ihre Aufgabe beherrschten.

Sein Intimus und Berater war Genosse Jegorow, Parteisekretär der Fabrik und Leiter des Spezialdepartementes. Er war ein kleiner, untersetzter Mann in mittleren Jahren mit großen, \uschigen Augenbrauen, der sich wegen seiner Verbindungen mit dem Wirtschaftsdepartement der NKVD brüstete. Wenn er mit Besizermiene durch die Werkstätten und Büros stolzierte, raunten sich die Arbeiter hinter seinem Rücken zu: "unser kleiner Stalin". Seine grimmigen Augenbrauen warfen in den Jahren, die ich in seiner Nähe verbrachte, oft ihre Schatten auf meine gute Laune. Das dritte Mitglied dieser internen Sippe war der Chef der Gewerkschaftsabteilung, Genosse Papaschwilli, ein dunkler Georgier mit einem Hang zu Intrige. Der Herausgeber der Fabrikzeitung und einige andere kommunistische Aktivisten steckten mit ihm unter einer Decke. Zusammen bildeten sie eine reizende Familie.

Unter dem neuen Kommissar Tewosian, dem Freund Stalins, setzten kräftige Anstrengungen zur Produktionssteigerung ein. Für die Erfüllung der Aufträge wurden fette Prämien ausgesetzt, nebst zusätzlichen Barprämien für die Verwaltung für jedes Prozent, das das geforderte Maß überstieg. Da die interne Sippe diese Prämien nicht gut einstecken konnte, ohne den obersten technischen Beamten ihren Teil auszubezahlen, verdiente ich reichlich. Es gab Monate, da mein Lohn 4500 Rubel überstieg. Irinas Arbeit als literarische Übersetzerin brachte ihr etwa 1000 Rubel ein. Unser gemeinsamer Verdienst belief sich deshalb in guten Monaten auf das zwanzig- bis fünfundzwanzigfache des Einkommens eines Durchschnittsarbeiters.

Trotz dieses Reichtums bestand unsere "Wohnung" nur aus zwei kleinen Zimmern im obersten Stockwerk eines dreistöckigen Gebäudes im Stadtzentrum, an der Roschdeswenkastraße 5. Einst war das Gebäude ein Hotel gewesen. Jetzt bei der herrschenden Wohnungsnot begnügten sich einige Familien samt Mobiliar und Dienerschaft damit, wenigstens unsern Korridor wohnlich zu gestalten.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Unter meinen Nachbarn waren eine ehemalige Ballerina und ihre erwachsene Tochter; ein Fabrikvorarbeiter und seine Frau; die verbitterte Witwe eines Kaufmanns in den ausgetragenen Überbleibseln ihres früheren Putzes; ein verantwortlicher Funktionär irgend eines Kommissariates. Einige besaßen eigene Diener. Wir hatten bloß einen Putzer, der nicht bei uns wohnte, aber täglich zu uns kam.

Obschon wir während mehreren Jahren unter dieser gemischten Gruppe von Moskowitern lebten — so nahe, daß wir uns gegenseitig belästigten und beschimpften —, schlossen wir mit diesen Menschen doch niemals engere Bekanntschaft. Der Meltau des Argwohns hatte auch uns ergriffen, wie alle Menschen, die in erzwungener und lästiger, allzuenger Nachbarschaft leben müssen. Wer sich vorstellt, durch gemeinsame Sorgen würden sich die Menschen näher kommen, hat nie in einer überfüllten Moskauer Gemeinschaftswohnung gelebt. Unsere zahlreichen Haushaltungen teilten sich in zwei Küchen, ein Badezimmer, eine Toilette und ein einziges Telephon im gemeinsamen Gang. Wir verschlossen unsere Ohren vor den Händeln, den Liebesszenen und den Diskussionen, die von allen Seiten auf uns eindrangten. Wenn das Telephon schellte, rannte jedermann hin, um den Hörer abzunehmen. Auch hier herrschte der fürchterliche Verdacht, unsere Nachbarn seien Spione.

In unserer Wohnung war der Angeber bei der NKVD — dies entdeckte ich erst später während des Krieges — ausgerechnet jene Person, die niemand verdächtigte. Es war die Kaufmanns-Witwe, namens Silina. Sie überhörte unsere Telephongespräche, lauschte an den Türen und erstattete regelmäßig Bericht. Fraglos hatte sie sich aus Angst in diesen Dienst hineinziehen lassen, um einer Deportation als "klassenfeindliches Element" zu entgehen. Manchmal wunderten wir uns, auf welche Weise es ihr wohl gelang, zusätzliche Lebensmittelrationen zu erlangen. Eine Antwort erhielt ich erst, als ich ihre Aufgabe in unserer Hausgemeinschaft entdeckte.

Aber abgesehen von dieser Frau, waren wir alle sehr nachbarlich eingestellt. Wie alle Russen waren wir schnell bereit, kleine Unstimmigkeiten zu vergessen, und wenn jemand von einem Mißgeschick heimgesucht wurde, so beeilten wir uns alle zu helfen.

Es soll aber niemand glauben, daß unsere Lebensbedingungen im Vergleich mit andern schlecht gewesen seien. Irina schätzte sich glücklich, eine solche Wohnung in Moskau zu finden, und ich teilte dieses Glück, während ich nach einer Wohnung in einer der neuen Kolonien der Stadt fahndete. Wir besaßen ein Klavier, gute Mahagonimöbel, teure Teppiche und ein paar Gemälde. Weniger glückliche Freunde sprachen bei ihren Besuchen mit unverhohlenem Neid von unserem schönen Leben . . .

Abgesehen von einer kurzen Dienstzeit in der Roten Armee lebte ich über drei Jahre an diesem Ort. Es war das erste Mal in meinen reifen Jahren, daß ich nahe daran war, ein geordnetes Familienleben zu führen. Im Glawtrubostalbetrieb in Fili arbeitete ich zwar lange — manchmal von halb acht Uhr morgens bis zehn oder zwölf Uhr nachts.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Aber an freien Tagen oder an Abenden, wenn ich früher nach Hause kam, entdeckten Irina und ich mit Vergnügen, daß wir jetzt doch ein wirkliches Familienleben führen konnten.

Manchmal erhielten wir Besuch. Meine Freunde waren fast alles Parteileute, Kreml- und Zentralkomiteebeamte und technische Spezialisten, während Irinas Bekanntenkreis Künstler und Literaten des Moskauer Lebens umfaßte. Die beiden Gruppen ließen sich nicht gut miteinander verschmelzen, und wir versuchten sie so gut wie möglich zu trennen. Vielleicht war eben diese Trennung symbolisch für unsere Ehe, die niemals zu einer letzten, allesumfassenden Beziehung heranreifte. Zwei Menschen können sich nicht echte Liebe und Achtung schenken, wenn sie nicht gewillt sind, auch ihr Leben und ihre Persönlichkeiten zu einer Einheit zu verschmelzen.

Meine Tätigkeit in der Fabrik, meine Parteiarbeit, die politischen Lektionen, Versammlungen und meine technischen Interessen blieben Irina fremd. Unsere beiden Welten berührten sich, aber sie griffen selten ineinander über. Sowjetfunktionäre bemühten sich aus Sicherheitsgründen, ihre Frauen über ihre außerberuflichen und politischen Angelegenheiten in Unwissenheit zu lassen. Die Erfahrung hatte sie gelehrt: Je weniger eine Familie von der Arbeit und den Problemen des Mannes weiß, umso sicherer ist sie. Da die Drohung der Säuberung und Verhaftung immer über den Häuptern der Diener des allmächtigen Staates schwebt, schützen diese ihre Angehörigen, indem sie ihnen wenig oder gar nichts sagen.

Jedenfalls ist es eine Tatsache, daß ich zu Irina selten von meiner industriellen Arbeit sprach und niemals über meine politischen Gedanken und Zweifel, obschon sie eine kluge und mitfühlende Frau war. Oft verlangte es mich darnach, ihr meine Schwierigkeiten zu eröffnen, ihr "mein Herz auszuschütten", aber die Furcht, sie zur Mitwiserin meiner "gefährlichen" politischen Gedanken zu machen, lähmte immer meine Zunge.

"Sag mir doch, lieber Vitja, was dich quält", bat sie mich oft. "Warum bist du so unglücklich? Ist es mein Fehler? Kann ich denn nicht irgendwie helfen? Sag mir's doch, bitte!"

"Nein, Liebling, es hat nichts mit dir zu tun. Ich bin wahrscheinlich nur etwas überarbeitet. Kein Grund, sich Sorgen zu machen ..."

Wie kann man unter dem seelischen Terror des totalitären Staates noch auf ein normales häusliches Leben hoffen?



IV

Im Juni erhielt ich eines Tages einen Brief vom Glawtrubostal, der mich aufforderte, gewisse Zahlungen zu erklären, die mein Geschäftsführer in Kemerowo gemacht hatte. Ich war in Verlegenheit, aber noch nicht beunruhigt. Ich erfaßte nicht gleich, daß es sich hier um die saubere Rache Golowanenkos und der anderen handelte, die ich ungewollt beleidigt hatte.

Nach dem Sowjetgesetz sind bestimmte Kategorien verantwortlicher Arbeiter — in Stellungen in entfernten Landesteilen wie im fernen Osten und Sibirien — zu bestimmten Zulagen für Reiseauslagen und andere Unkosten berechtigt. Die Bezahlung dieser Zulagen wird auf Grund persönlicher, formeller Verträge mit dem Unternehmen ihres Arbeitgebers ausgehändigt. Nun zeigte es sich, daß in mehreren Fällen keine solche Verträge existierten, um die Auszahlungen meines Betriebes zu rechtfertigen.

Mein Geschäftsführer und der Oberrechnungsführer hielten es nicht für notwendig, irgendwelche Verträge abzuschließen. Das Gesetz, unterstützt von Koschewnikows Unterschrift, genügte ihnen. Ich persönlich hatte weder diese Leute angestellt noch die Auszahlung angeordnet. Trotzdem wurde ich nun als Leiter des Projektes technisch für diese Nachlässigkeit verantwortlich gemacht und der gesetzwidrigen Auszahlung von Geldern angeklagt — ein Verbrechen, auf dem drei Jahre Gefängnis standen.

Der Plan, mich in diese an den Haaren herbeigezogene Anklage zu verstricken, war offenbar mit Wissen Koschewnikows ausgearbeitet worden. Er stellte sich überrascht und war verlegen, als ich mit dem Brief zu ihm eilte. Die Anklage sei unsinnig, sagte er, und brauche mich nicht aufzuregen. Aber er fühlte, daß er sich nicht gut auf die Sache einlassen konnte, ohne Nachlässigkeiten seiner eigenen Organisation verbergen zu müssen.

"Beantworte den Brief einfach, so gut du kannst," schlug er vor, "und vergiß die ganze Geschichte. Ich glaube kaum, daß die Sache weitere Kreise zieht. Sie ist ja allzu töricht."

Aber er täuschte sich. Ein Monat verging. Ich hielt es für gewiß, die Anklagen gegen mich seien fallengelassen worden. Aber plötzlich wurde ich benachrichtigt, das Kommissariat für Eisenmetallurgie hätte im Namen Iwan Tewosians persönlich eine offizielle Klage beim Volksgerichtshof gegen mich eingereicht. Damit stand ich plötzlich als Angeklagter wegen eines schweren Verbrechens vor dem gewöhnlichen Zivilgericht; einem "Verbrechen", zu dem ich nicht die entfernteste, bewußte Beziehung hatte. Der Oberbuchhalter im Kernerowobetrieb, Matejew, war mitangeklagt. Mein Geschäftsführer, der die Zahlungen geleistet hatte, blieb verschont.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Es gelang mir, verschiedene Beamte des Gerichtes zu sprechen, und ich versuchte, den Fall niederzuschlagen. Sie stimmten mit mir darin überein, daß die Anklage sinnlos sei; aber alle Anklagen seien von Tewosian<sup>53</sup> selbst, der nicht nur Volkskommissar, sondern, was noch wichtiger, ein aufsteigender Stern am stalinistischen Himmel war, eingereicht worden. Die Maschinerie der "Gerechtigkeit" konnte nicht mehr gedrosselt werden. Ich mußte mich dem Gerichtsverfahren unterziehen. Jedermann sah die Lage als ernst an. Wenn ein Bürger gegen einen anderen Klage erhob, so konnte er auf ein objektives Urteil des Sowjetgerichtes hoffen. War es aber die Regierung, die einen Bürger anklagte, so standen seine Aktien meistens schlecht. Hauptzweck und Hauptaufgabe der Sowjetrechtsprechung ist nicht abstrakte Gerechtigkeit, sondern "die Verteidigung der proletarischen Diktatur", das heißt, die Verteidigung des Regimes.

Zuerst mußte ich einige einleitende Verhöre über mich ergehen lassen, bei denen ich aufgefordert wurde, meine Schuld zu bekennen. "Sei kein Narr, Genosse Kravchenko," sagte einer der NKVD-Staatsanwälte, "vermeide das Gerichtsverfahren und schluck die Pille. Dadurch wird dein Strafurteil wesentlich gemildert."

"Aber wie soll ich mich eines Verbrechens schuldig bekennen, von dem ich nicht einmal etwas weiß? Glaubt ihr, ich wolle wegen stumpfsinniger, technischer Vorschriften in den Ruf eines Verbrechers kommen? Das Geld ist mit der offiziellen Zustimmung von Glawtrubostal ausbezahlt worden."

Ich war der Meinung, die Untersuchung würde nicht von der NKVD, sondern vom Gerichtshof durchgeführt, da ja kein politisches Delikt vorlag. Aber wo die Partei das Gesetz aufstellt und Recht spricht, darf man sich über nichts wundern.

"Dafür mußt du dich jetzt vor dem Gericht verantworten."

Vier Tage vor der eigentlichen Verhandlung bat ich das Kollegium der staatlichen Rechtsanwälte um einen Anwalt. In unserem Lande gibt es keine privaten Anwälte. Man wendet sich ans Kollegium, nimmt den zugewiesenen Anwalt dankend an und bezahlt die vorgeschriebenen Gebühren dem Kollegium. Da der Anwalt natürlich ein miserables Monatsgehalt erhält, schmirt man ihn gewöhnlich, falls er zugänglich ist und sorgt dafür, daß es niemand erfährt.

Eine gelangweilte Frau, die mir offen ins Gesicht gähnte, hörte meiner Geschichte zu und verstand sie wohl nur zur Hälfte.

"Petrow," rief sie durch das Zimmer einem hinter Papieren vergrabenen Mann zu, "ein Fall unter Artikel 109, Verhandlungen in vier Tagen. Kannst du ihn übernehmen?"

---

<sup>53</sup> Iwan Fjodorowitsch Tewosian (1902-58)

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Nein, ich bin zu sehr beschäftigt", rief Petrow zurück.

"Na gut, ich will jemand anders suchen", sagte sie.

Meine erste Bekanntschaft mit dem Rechtsanwalt, den sie mir schließlich zuwies, war nicht gerade dazu angetan, meinen Pessimismus zu beheben. Er war ein kleiner Mann mit unruhigen Augen und hohlen Wangen. Er war demütig und entschuldigte sich ständig. Als er hörte, die Anklagen seien von Tewosian erhoben worden, verwandelte sich sein besorgter Ausdruck in Verzweiflung. Um sich vor Schwierigkeiten zu bewahren, muß ein Sowjetanwalt stets die Interessen der Partei und des Staates über die Interessen seiner Klienten stellen. Mein erschrockener kleiner Verteidiger war durchaus nicht entzückt von seiner Rolle, einem Volkskommissar entgegentreten zu müssen. Er hatte in Wirklichkeit auch gar nicht die Absicht, eine so gefährliche Aufgabe zu übernehmen . . .

Das Volksgericht versammelte sich in einem schäbigen, schlechtgelüfteten Saal im zweiten Stock eines früheren Schulhauses. Die fahle, gelbe Wandbemalung war voller Fliegendreck, wo sie nicht bereits abgebröckelt war. Natürlich fehlten auch hier nicht die Bilder von Stalin und anderen Großen. Zusammen mit Matejew und unserem Anwalt, warteten noch etwa zwanzig Personen, deren Fälle auf dem Tagesprogramm standen.

"Das Gericht kommt. Aufstehen!" schrie ein Funktionär mit voller Stimmkraft.

Während zwei Männer und eine Frau durch eine Hintertür eintraten und ihre Plätze hinter einem rot drapierten Tisch auf einer erhöhten Estrade einnahmen, erhoben wir uns. Mehrere Stunden mußte ich den Verhandlungen anderer Fälle beiwohnen. Der präsidierende Richter ist ständiger Gerichtsbeamter und übernimmt zur Hauptsache das Verhör; die beiden andern Richter gelten als "Vertreter des Volkes"; ein Gerichtshof also nach angelsächsischem Vorbild! In diesem Falle waren die Vertreter des Volkes ein junger, nervöser, unter der Last seiner Ehre sehr selbstbewußter Arbeiter und eine ältere Frau, wahrscheinlich eine Büroangestellte. Beide sprachen nie ein Wort.

Nach dem Verhör des präsidierenden Richters hielten der Staatsanwalt und der Verteidiger leidenschaftliche Reden — leidenschaftliche Beredsamkeit gehört zur Tradition der russischen Jurisprudenz —, und dann zogen sich die drei Richter zurück. Nach wenigen Minuten kamen sie wieder und verkündeten das Urteil.

Matejew und ich wurden nach dem Schema der Voruntersuchung nochmals verhört. Bis zu diesem Augenblick weigerte ich mich, zu glauben, ich könnte wegen eines so nichtigen Vorwandes tatsächlich ins Gefängnis wandern. Aber während das Gerichtsverfahren fortschritt, wurde mir bange. Meine subjektive Unschuld schien ganz

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

nebensächlich. Objektiv hatte ich "Staatsgelder verschwendet". Für diesen Sachverhalt bürgte das Wort des Kommissariats, und der ganze Fall schien klipp und klar.

Nachdem der Richter mit mir fertig war, spürte ich förmlich, wie sich die Gefängnismauern um mich schlossen. Dann nahm der Staatsanwalt das Verhör auf. Er war ein mächtiger Bursche mit einer großen schwarzen Haarmähne. Ich spürte, daß er mich um meinen guten Posten beneidete — als wäre es meine Schuld, daß er mit 600 Rubel monatlich eine Familie durchbringen mußte.

"Wie viel hast du in Kemerowo verdient?" fragte er mich.

"Durchschnittlich 2500 Rubel monatlich, mitunter auch mehr."

Er schüttelte seinen ungepflegten Kopf, als hätte er damit einen wichtigen Punkt bewiesen und blickte die Richter vielsagend an.

"Und wie viel verdienst du jetzt?"

"Drei-, vier-, manchmal sogar fünftausend ... je nachdem."

Wiederum nickte der Staatsanwalt vielsagend und leckte seine Lippen höhnisch und herausfordernd. Es war ihm wahrscheinlich irgendein dunkler Schluß geglückt, der, wie ich vermutete, mehr mit seiner eigenen bitteren Armut, als mit dem vorliegenden Fall zu tun hatte.

"Da seht ihr, Genossen Richter, in welchen Verhältnissen der Angeklagte lebt!"

"Was hat denn das mit den Anklagen zu tun?" rief ich dazwischen, denn ich konnte mich nicht mehr länger zurückhalten. "Ich leite eine große Fabrik und werde nach dem Gesetz bezahlt."

"Der Angeklagte hat das Gericht nicht zu unterbrechen!" rief der präsidierende Richter. "Wir vertrauen dem Volkskommissariat, das die vom Staatsanwalt genannten Anklagen gegen dich vorbringt, mehr als dir."

Die Rede des Staatsanwalts war laut und lebhaft. Er gestikulierte wild. Er förderte massenweise Zitate aus der Literatur und den Reden des Führers zu Tag, um diese beiden "Monster", die "das Geld des Volkes verschleudert hatten", in ein möglichst gefährliches Licht zu stellen. Ein Außenstehender, dem die Tatsachen unbekannt waren, hätte glauben müssen, der arme Matejew und ich hätte Millionen veruntreut und das ganze noch mit einem Mord gekrönt. Dreieinhalb Jahre Gefängnis beantragte der Redner. Warum gerade dreieinhalb und nicht fünf, oder gar die Todesstrafe, das

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

versäumte er zu erklären. Die gauze Geschichte kam mir so verrückt vor, daß ich mich fragte, wann ich wohl aus diesem Traum erwachen würde.

Mein Verteidiger unternahm in Anbetracht seiner Parteimitgliedschaft wirklich heldenhafte Anstrengungen für mich. Aber man spürte, daß er sich selbst, schon ehe er überhaupt begann, für geschlagen hielt und nur noch eine formelle Pflicht erfüllte. Er diskutierte meine Schuld nicht — selbst ihm schien sie völlig sicherzustehen — aber er wies, um die Bestrafung zu mildern, auf mein reines Gewissen hin.

Die Richter verließen den Saal und berieten etwa zehn Minuten. Dann kehrten sie mit dem Urteil zurück: Zwei Jahre Gefängnis mit Appellationsrecht innert sieben Tagen. So wurde ich als "Verbrecher" verurteilt, weil irgendjemand, irgendwo in den Moskauer Büros von Glawtrubostal sich im Bürokratismus verfangen hatte. Ein Kommissar unterzeichnete ein Schriftstück, das ihm von irgendeinem eifrigen Beamten auf den Schreibtisch gelegt worden war, und nachher wickelte sich die Komödie fast mechanisch von selbst ab. Ich weiß, es klingt grotesk, aber so war leider die Wirklichkeit. Der leitende Richter und der Staatsanwalt erfüllten ihre Funktion in erster Linie als Parteimitglieder. Sie hatten sich hier mit Anklagen zu befassen, die nicht nur von einem Kommissar, sondern auch von einem Mitglied des Zentralkomitees der Partei erhoben wurden. Welche Chancen blieben unter solchen Bedingungen der Gerechtigkeit?

Die Appellation zu meinen Gunsten wurde vorschriftsgemäß eingereicht, was meine Verhaftung hinausschob. Mehrmals, in Abständen von wenigen Monaten, mußte ich mich neuen Verhören durch verschiedene Gerichtsfunktionäre unterziehen, und im Frühjahr 1941 kam der Fall vor das Stadtgericht. Wiederum weigerte ich mich, ein Geständnis abzulegen. Der Gerichtshof zog sich zur Beratung zurück und verkündete nach etwa dreißig Minuten den Richterspruch. Das Urteil war auf "ein Jahr Zwangsarbeit am gegenwärtigen Arbeitsort" gemildert worden.

Dies ist eine einzigartige sowjetische Rechtserfindung. Der verurteilte Bürger lebt und arbeitet weiterhin in Freiheit, aber zehn oder zwanzig Prozent seines Verdienstes gehen an die NKVD. In meinem Fall waren es zehn Prozent. Zehntausende von Russen werden durch diese merkwürdige List gezwungen, einen Teil ihres Einkommens (unter der Maske einer Bestrafung für ein Verbrechen) der Geheimpolizei abzugeben.

Mein Urteil wurde der Buchhaltungsabteilung meiner Fabrik mitgeteilt. Von nun an zog man mir zehn Prozent meines Lohnes und meiner Vergütungen monatlich für die NKVD ab, bis endlich der Fall vom obersten Gerichtshof als Unsinn erledigt wurde.

Um die Geschichte meiner "Verbrecherlaufbahn" zusammenhängend erzählen zu können, werde ich in diesem Zusammenhang die chronologische Reihenfolge der Ereignisse nicht berücksichtigen. Ich appellierte also unverzüglich an den höchsten

## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Gerichtshof. Als dieser endlich dazu kam, sich mit meinem Anliegen zu beschäftigen, war bereits der Krieg ausgebrochen, Moskau von den Nazis bombardiert und das Gericht in den Ural evakuiert. Bei diesem Umzug gerieten die Gerichtsarchive in derartige Unordnung, daß von meiner Appellation keine Spur mehr zu finden war.

Während ich in der Roten Armee als Hauptmann und politischer Kommissar in einer technischen Einheit diente, verfolgte Irina diese Angelegenheit weiterhin. Die zehn Prozent lagen mir nicht am Herzen, wohl aber die Beseitigung dieses Fleckens auf meinem Ruf. Kurz nach meiner Entlassung aus dem Militärdienst, im Frühjahr 1942, nahm der oberste Gerichtshof den Fall Kravchenko wieder auf. Er revidierte die Entscheidungen der unteren Gerichte, bestätigte meine völlige Unschuld und ließ die Anklage gegen mich fallen.

Ohne diese Rechtfertigung hätte ich wahrscheinlich niemals für den Rat der Volkskommissare (Sownarkom) arbeiten dürfen, und man hätte mir bestimmt auch nie gestattet, das Land zu verlassen. Die persönlichen Differenzen, welche die Anklagen gegen mich verursacht hatten, waren längst vergessen. Als ich in den Glawtrubostal-Büros Golowanenko begegnete, entsann er sich kaum mehr, jemals zornig auf mich gewesen zu sein. Aber seine Böswilligkeit hatte, einmal entfesselt, selbst ihren Lauf genommen und mein Leben beinahe zerstört.

## (22) Der unerwartete Krieg

*22. Juni 1941: Angriff der Deutschen – Kravchenko schildert die Stimmung in seiner Umgebung – Wadim Alexandrowitsch Smolyaninow, ehemaliger persönlicher Sekretär Lenins – Stalins Krieg gegen das eigene Volk – Radioapparate werden eingezogen – Bildung einer "freiwilligen Bürgerwehr" – Folgen des Krieges im Innern (Logistik, Versorgung, neue Bürokratien, Propaganda, Ablauf von Evakuierungen, unzureichende Bewaffnung) – Politik der "verbrannten Erde" – NKVD-Spitzel hinter der Front – Situation der Partisanen gegenüber der Bevölkerung – Evakuierung Moskaus (ab August 1942) – Im September tritt Kravchenko in die Rote Armee ein.*

### I

Am Morgen des 22. Juni 1941 wurden Sowjetstädte und Flugplätze bombardiert; die Sowjetarmeen befanden sich bereits auf breiter Front in panischer Flucht vor den Panzerdivisionen der Nazis.<sup>54</sup> Die deutsche Invasion in Rußland bildete die Schlagzeilen aller Zeitungen in der ganzen Welt. An jenem Morgen, noch vor Sonnenaufgang, begann die Geheimpolizei im ganzen Land Zehntausende von "Unerwünschten" zu verhaften.

Ich wußte nichts von der Katastrophe, die über das Zweihundertmillionen-Volk meines Landes hereingebrochen war. Als ich an jenem Morgen früh in den Betrieb kam, wußte auch dort niemand etwas. Die gestrigen Kriegsberichte hatten immer noch selbstzufrieden von den Heldentaten der Hitler-Armeen, den Niederlagen seiner Feinde, den "kapitalistischen Schakalen" und den "plutokratischen Kriegshetzern" berichtet.

In den letzten Monaten machte sich auch nicht die kleinste Veränderung in der offiziellen Propaganda bemerkbar. Es gab keine Worte des Mitleids für die von den Nazis überrannten Staaten, keinen Tadel für Hitlers Räuberbanden. Obschon Millionen von Russen für die Opfer der Nazis tiefes Mitleid empfanden, war es uns verwehrt, unsere Gefühle offen zu zeigen. Wenige Tage nur vor diesem schicksalsschweren Morgen hatte ich in der Maschinenimportabteilung des Kommissariats für Außenhandel

---

<sup>54</sup> Der Angriff wurde von 153 deutschen Divisionen, darunter 19 Panzer- und 12 motorisierte Divisionen, auf einer Frontlänge von 1600 km zwischen der Ostsee und den Karpaten geführt. Zwei Divisionen operierten von Finnland aus. Die Heeresgruppe Nord besetzte die drei baltischen Staaten Litauen, Lettland, Estland und erreichte Anfang September Nowgorod. Die Heeresgruppe Mitte erreichte in derselben Zeit Smolensk, das auf dem direkten Weg nach Moskau liegt. Die Heeresgruppe Süd hatte die Aufgabe, die Ukraine zu erobern, und stand zur selben Zeit kurz vor Saporischschja im Südosten der Ukraine. Die militärischen Befehlshaber der Roten Armee waren nicht auf diese bisher größte militärische Offensive der Weltgeschichte mit etwas über drei Millionen Heeressoldaten eingestellt. (WP)

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

mit deutschen Vertretern verhandelt. Wir besprachen die technischen Einzelheiten deutscher Lieferungen von elektrischen Schweißmaschinen für die Sowjetunion.

Am 20. Juni, zwei Tage vor der Invasion, sprach ich bei einer politischen Versammlung vor Arbeitern und Angestellten über den "imperialistischen Krieg". Meine Ausführungen folgten der vorgeschriebenen Linie. Deutschland, wiederholte ich, liebe trotz seiner großen Siege den Frieden, aber die von der amerikanischen Finanzwirtschaft unterstützten britischen Imperialisten beharrten auf der Fortsetzung des Krieges. Weder ich, noch sonst jemand außerhalb des intimsten Kremlkreises, wußte, daß schon im Januar das Staatsdepartement in Washington unseren Gesandten, Genosse Konstantin Oumanski, vor einem bevorstehenden Angriff Hitlers auf Rußland gewarnt hatte. Die Warnung wurde fünf Wochen später von Sumner Welles<sup>55</sup> wiederholt und von ähnlichen britischen Ratschlägen begleitet.<sup>56</sup> Alle Mahnungen wurden als kapitalistische Täuschungsmanöver unter den Tisch gewischt, als Versuche, die schöne Freundschaft, welche durch den Hitler-Stalin-Pakt garantiert war, zu zerstören. Mahnungen zur Vorsicht gingen auch von Sowjetagenten in Deutschland an ihre Vorgesetzten. Sie berichteten über unheilverkündende Truppenbewegungen an unserer Grenze, die so umfangreich waren, daß man sie nicht länger als bloße Sicherungsmaßnahmen deuten konnte. Da ich unter den Beamten der Kommissariate und Fabriken, welche für die nationalsozialistische Kriegsmaschine arbeiteten, viele Bekannte hatte, war ich oft mit Handelsvertretern zusammengetroffen, die eben aus Berlin zurückkehrten. Man hatte sie vor Hitlers Absichten gewarnt. Deutsche hatten ihnen offen gesagt, ein Zusammenstoß sei unvermeidlich. Aber auch diese Warnungen interpretierten Stalin und sein Hof als absichtliche Unruhestiftung. Sie waren von ihrer eigenen Propaganda betäubt und benebelt.

Den Volksmassen Rußlands machte man glaubhaft, die Zusammenarbeit zwischen Sowjetrußland und den Nazi sei wahrhaft idyllisch. Dies zu bezweifeln, hieß Stalins Unfehlbarkeit bezweifeln. Die Bemerkung, daß ein deutscher Vertrauensbruch immerhin im Bereich der Möglichkeit liege, hätte als konterrevolutionäre Äußerung gegolten. Auf der Bekundung offenen Mitleids mit den Opfern der braunen Pest stand die Verhaftung.

Und so nahte der historische Tag, ohne in seiner Alltäglichkeit auch nur durch ein Gerücht getrübt zu werden. Unser Betrieb war bereits in vollem Gang, als uns befohlen wurde, die Arbeit einzustellen, um einer wichtigen Radiobotschaft Kommissar Molotows zu lauschen. Dies war ein ungewöhnliches Vorkommnis und erweckte in der ganzen Fabrik Besorgnis. Wir ergingen uns in wilden Vermutungen über den Inhalt der Rede des Kommissars. Niemand erriet die schreckliche Wahrheit.

---

<sup>55</sup> Zu dieser Zeit stellvertretender Außenminister der USA.

<sup>56</sup> Ernst zu nehmende Hinweise an Stalin kamen auch von Harro Schulze-Boysen, Arvid Harnack und dem bedeutenden sowjetischen Kundschafter und Spion Richard Sorge. Stalin blieb jedoch davon überzeugt, daß Hitler die Sowjetunion nicht vor einem Sieg über Großbritannien angreifen werde. (Nach WP)



Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Molotows stammelnde und weinerliche Worte erschreckten uns alle. Welche Schlüsse sollten wir aus dieser sensationellen Nachricht ziehen? Der deutsche Führer hatte, verschlagen und schlau, gemein und dumm wie er war, seinen bekannten Blitzkrieg nun gegen jenes Land gerichtet, das sich seit fast zwei Jahren seiner wichtigsten Lebensmittel, Brennmaterialien, Metalle, Ole und seiner Munition entäußerte, um ihm bei der Unterjochung Europas zu helfen. Wir hatten unsere Verpflichtungen mit peinlichster Genauigkeit erfüllt. Wir hatten die Nazi nicht nur mit Waren unterstützt, sondern auch mit einer riesigen Propaganda und mit einem politischen Druck auf die ganze Welt. Als Dank ernteten wir jetzt diese Treulosigkeit.

Einige Stunden später kam ein Parteisprecher zu uns. Wir beriefen zur Essenszeit eine Versammlung aller Arbeiter ein. Ich saß mit Direktor Manturow und dem Chef des Parteikomitees der Fabrik, Jegorow, auf der Rednerbühne. Ich prüfte die müden, finsternen Gesichter unserer Arbeiter, während der Redner den Verrat des deutschen Diktators schmähte und die Ehrlichkeit unseres eigenen Diktators pries. Ich gewahrte Zorn und Verblüffung, aber auch Müdigkeit, Verwirrung und Kummer. Einige Frauen weinten.

Manturow und Jegorow hielten Reden, worin sie schwach und ungeschickt die neuen und fremden Schlagworte nachplapperten. Es fiel keinem von uns leicht, ohne ironischen Unterton auf die "demokratischen Länder" anzuspieren oder Schmähreden gegen die Deutschen zu halten, die erst gestern noch als Opfer der imperialistischen Kriegshetzer galten. Es war geradezu phantastisch, so unvermittelt von England und Frankreich als den Verbündeten in einer gemeinsamen Sache zu sprechen, nachdem wir doch so lange gerade bei ihnen die Hauptbedrohung unserer nationalen Sicherheit gesucht hatten.

Die von der Nachricht vor den Kopf gestoßenen Arbeiter klatschten ohne Begeisterung bei den üblichen Pausen und kehrten dann verwirrt an ihre Arbeitsbänke, Schreibtische und Pläne zurück. Wir arbeiteten wie gewöhnlich bis zum Ende des Tages, aber es ist doch wahrscheinlich, daß der herannahende Krieg viele aus ihrer jahrelangen Lethargie aufschreckte. So zum Beispiel Sergej Golowlyow, ein Elektroingenieur und Parteimitglied. Er trat nach der Versammlung auf mich zu.

"Jetzt sind also wir an der Reihe", sagte er. "All diese Jahre haben wir ein schweres Leben gelebt, Victor Andrejewitsch. Krieg, Revolution, Zerstörung, Fünfjahrespläne, Hunger und Säuberungen — und nun wiederum Krieg! Wann werden wir endlich wie andere Völker leben?"

"Wir müssen arbeiten und nochmals arbeiten, Genosse Golowlyow", erwiderte ich. "Es gibt keine andere Lösung."

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Das stimmt. Wir müssen arbeiten und kämpfen. Aber man kann es sich doch nicht verwehren, zu denken ..."

"Geh jetzt lieber an deine Arbeit zurück", versetzte ich zur Sicherheit in geschäftlichem Ton. "Wir wollen ein andermal darüber weitersprechen."

An jenem Nachmittag erfuhr ich in meinem Büro, der Schichtführer Wadim Alexandrowitsch Smolyaninow sei nicht zur Arbeit angetreten, und es sei unmöglich, ihn telephonisch zu erreichen. Ich nahm den Hörer und stellte seine Telephonnummer ein.

"Ist dort die Wohnung von Smolyaninow?" fragte ich.

"Die frühere Wohnung von Smolyaninow", sagte man mir schroff.

"Ruf bitte Wadim Alexandrowitsch an den Apparat."

"Wer bist du?"

"Der stellvertretende Chefingenieur seines Betriebs."

"Er ist nicht hier und wird es auch niemals wieder sein."

"Wer spricht dort? Ich spreche dienstlich."

"Ich auch. Hier spricht ein Funktionär der NKVD."

Ich hängte auf. Mein Freund Smolyaninow war also verhaftet! Welch tragisches Ende einer revolutionären Laufbahn. Smolyaninow war ein tüchtiger Ingenieur und gebildeter Mann, der schon in der Revolution tätig und persönlicher Sekretär Lenins gewesen war. Später hatte er als Leiter des Büros des Rats der Volkskommisare gedient, als Bauleiter von Magnitostroi, als Präsident einer Sowjethandelsdelegation für die Vereinigten Staaten und als Direktor von Gipromes, eines wichtigen metallurgischen Instituts. Kurz, er war eine bedeutende Persönlichkeit im Sowjetleben gewesen.

Bei der großen Säuberung wurde er aber aus der Partei gestoßen und als Hilfswerkmeister in unseren Betrieb versetzt. Mit der Zeit wurde dieser ehemalige Sekretär Lenins Werkmeister und schließlich Schichtführer. Kürzlich war er wieder in die Partei aufgenommen worden. Sein einziger Sohn, ein Wachtmeister in der Roten Armee, stand an der Front. Jetzt war Smolyaninow verhaftet worden.

Er war nur das erste jener Opfer eines erbarmungslosen Kriegsterrors, von dem ich hörte. Dutzende von anderen in meiner Umgebung verschwanden in den folgenden

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Tagen. Vor langer Zeit hatte mir ein Freund aus der NKVD gesagt, im Kriegsfall würden alle "gefährlichen Elemente" ausgerottet. In jedem Dorf, in jeder Stadt und Großstadt lägen bereits lange schwarze Listen bereit: Hunderttausende würden in Gewahrsam genommen werden. Er hatte nicht übertrieben. Die Liquidation der "inneren Feinde" war in Tat und Wahrheit die einzige Kriegsanstrengung, die in der ersten schrecklichen Phase des Kampfes wirklich rasch und wirksam vor sich ging. Es war eine Säuberung des Hinterlandes, die nach einem sorgfältigen Plan, den Stalin selbst befohlen hatte, ausgeführt wurde.

Mehrere Jahre später hörte ich in Amerika den erstaunlichen Unsinn — der sogar von intelligenten Amerikanern geglaubt wurde —, es gebe in Rußland keine Fünfte Kolonne, weil die blutigen Säuberungen alle "Verräter" schon vorher umsichtigerweise beseitigt hätten. Ich las diese Widersinnigkeit in einem merkwürdigen, dilletantischen Buch des früheren Botschafters Joseph Davies und in den leichtfertigen Schriften anderer, die trotz ihrer abgründigen Unwissenheit über die Natur von Stalins Politik und Regime als Fachleute für diesen Gegenstand gelten. Ich konnte nur über den Erfolg dieser kindischen Propaganda staunen, die offensichtlich von Moskau exportiert wurde.

Ich sage "exportiert", weil die Regierung im Inneren Rußlands gerade die entgegengesetzte Haltung einnahm. Sie bestand darauf, unsere Nation sei voll von Leuten der Fünften Kolonne. Vom ersten Tag an heulten Presse, Radio und Redner nach dem Blute schrecklicher innerer Feinde, Spione, Kriegshetzer, Saboteure und faschistischer Agenten. Und die NKVD folgte dem Geheul mit Massenverhaftungen und Hinrichtungen. Wenigstens in der ersten Zeit hatten wir den deutlichen Eindruck, der Kreml fürchte sich nicht weniger, als seine eigenen Untertanen vor den Eindringlingen.<sup>57</sup>

Wir besaßen keine Fünfte Kolonne im Sinne von deutschfreundlichen Verrätern — und dies trotz der blutigen Säuberungen. Aber wir hatten Millionen von Patrioten, die den stalinistischen Despotismus und dessen gemeine Arbeit haßten. In dieser Hinsicht war die Furcht der führenden Schicht gerechtfertigt.

Die Grausamkeit der Kollektivierung, die absichtlich herbeigeführte Hungersnot in den Jahren 1931 bis 1933 und die Grausamkeiten der Säuberungsjahre hatten tiefe Spuren hinterlassen. Es gab kaum eine Familie, die nicht bei der Offensive des Regimes gegen das Volk Schaden gelitten hatte. Stalin und Konsorten sorgten sich nicht über unsere Treue zu Rußland, aber sie sorgten sich mit gutem Recht über unsere Treue zu ihnen. Vielleicht sahen sie in ihren Angstträumen, wie sich plötzlich zwanzig Millionen Sklaven aus den Kerkerwänden und Stacheldrahtumzäunungen befreiten und in einer riesigen Panik von Haß und Rache, in einer Welle von Zerstörung, vorwärtsstürmten .. .

---

<sup>57</sup> Sinn unklar. Originaltext: "In the initial period, at least, we had the distinct impression that the Kremlin was DO less frightened of its own subjects than of the invaders." — Möglicherweise war ursprünglich gemeint: "(...), der Kreml fürchte sich nicht weniger vor seinen eigenen Untertanen als vor den Eindringlingen".

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Auf jeden Fall nahm die erbarmungslose Unterdrückung einer mächtigen Opposition in den Plänen der Regierung die erste Stelle ein. Sie ging den Maßnahmen der militärischen Landesverteidigung vor. Sowjetbürger deutschen Ursprungs, gleichgültig wie entfernt die Verbindung auch sein mochte, wurden beinahe bis zum letzten Mann verhaftet. Die ganze Bevölkerung der deutschen Wolgarepublik, beinahe eine halbe Million Männer, Frauen und Kinder, wurde aus der Gegend, die sie seit der Zeit Katharinas der Großen bewohnt hatte, verjagt und nach Sibirien und dem fernen Osten vertrieben. Dann kamen die Polen, Balten und viele andere Nationalitäten an die Reihe, die vor dem Kriege nicht belästigt worden waren. Die Gefängnisse und Zwangsarbeitslager barsten förmlich unter den neu hinzugeflossenen Millionen. Unsere Führer benahmen sich wie ein erschrecktes Rudel Wölfe.

Mehrere Tage nach Kriegsausbruch wurden in Moskau "Militärtribunale" abgehalten, präsiert vom früheren Präsidenten des Stadtgerichtes, Genosse Wasnew. Zweigstellen dieser neuen Terroragentur schossen wie Pilze in der Hauptstadt und in den Vorstädten aus dem Boden. Dasselbe geschah auch in jeder anderen Stadt. Alle Poren des Sowjetlebens wurden durch diese Organisation verstopft, welche sich selbst die Vollmachten gegeben hatte, zu verhaften, im geheimen abzuurteilen und die Todesstrafe zu verhängen. Es gab besondere Eisenbahntribunale, Flußtransporttribunale, Armeetribunale — eine umfassende Armee von NKVD-Spezialisten, mit der vornehmen Aufgabe, die Unzufriedenheit zu unterdrücken. Die Regierung befand sich sichtlich in einem Zustand der Panik.

Die Aufgaben der neuen Agenturen, welche die bisherigen Mittel zur Überwachung und Unterdrückung erweiterten und nicht etwa einschränkten, wurden von Stalin selbst, zwölf Tage nach der Invasion, wie folgt umschrieben: "Wir müssen einen erbarmungslosen Kampf gegen alle Zerstörer des Hinterlandes führen, gegen Deserteure, Bangemacher, Feiglinge und Gerüchtemacher ... Den Gerichtshöfen der Militärtribunale müssen unverzüglich alle Leute ausgeliefert werden, die Pessimismus verbreiten und mit ihrer Feigheit der Landesverteidigung schaden, gleichgültig, wer sie auch sein mögen."

Wozu auch diese fieberhafte Furcht vor "Zersetzern im Hinterland", in einem Land, das doch erst kürzlich durch die Säuberungen "vereinheitlicht" und gar "monolithisch" gestaltet wurde? War nicht gerade diese Vision einer ganzen von Untreue und Feigheit zersetzten Nation, die Stalins Drohungen heraufbeschwor, selbst "Defaitismus" im größten Stil? Offenbar waren die Feinde der Heimatfront allzu zahlreich, um von den Hunderttausenden von NKVD-Polizisten liquidiert zu werden, so daß man neue Tribunale errichten mußte. Wie war das möglich in einem Land, das Hymnen über das "glückliche Leben" unter "der Sonne der Stalin-Verfassung" sang?

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Vielleicht können die Davies<sup>58</sup> und Duranty<sup>59</sup> diese Rätsel lösen! Aber als ich Stalins heiseren Drohungen zuhörte, die er langsam mit seinem georgischen Akzent aussprach, wußte ich bloß, daß sie nicht in das Bild einer Nation paßten, die buchstäblich in Meeren von Blut von ihren Verrätern gesäubert worden war. Und die angekündigten Taten strafte dieses Bild noch mehr Lügen als Stalins Worte.

Allein in Moskau wurden in den ersten sechs Monaten unter dem Kriegsrecht Tausende von Bürgern erschossen. Ein Wort des Zweifels, der Furcht oder der Bedrängnis genügte oft schon, um den Schuldigen vor das Militärtribunal zu bringen. Tausende von Spionen standen mit offenen Augen und Ohren unter den Schlangen vor den Brot- und Ölläden, auf dem Markt, in den Läden, Theatern, Straßenbahnwagen und Bahnhöfen, um irgendwelche Äußerungen der Verzweiflung, des Zweifels oder der Kritik aufzuschnappen. Jedes Hauskomitee erstattete über seine Insassen Bericht, jeder Diener über seine Herrschaft. Dies ging so weit, daß sich die Leute davor fürchteten, ihren Hunger zu erwähnen, um nicht des Zweifels an Stalins Weisheit oder des Mangels an Verständnis für die Kriegsschwierigkeiten angeklagt zu werden.

In Moskauer Kommunistenkreisen war es weitherum bekannt, daß bei der Annäherung des Feindes an Moskau Tausende von Männern und Frauen, die seit vielen Jahren in Gefängnissen und Arbeitslagern lebten, summarisch erschossen wurden. Es handelte sich um die prominenteren politischen Gefangenen der Linken — Sozialisten, Bucharinisten, Sozialrevolutionäre, Anarchisten und ehemalige Kommunisten ... Dies waren die Leute, welche der Kreml am meisten fürchtete, weil sie im Falle einer Revolution das Zeug gehabt hätten, die aufständischen Massen anzuführen. Wiederum jener Angsttraum der zwanzig Millionen Sklaven, die ihre Ketten sprengen ..

Es war kein Geheimnis, daß auch die Maschinerie der Mobilisierung dazu verwendet wurde, um die Zweifler am Sowjetregime zu vernichten. NKVD-Dossiers wurden auf den Kopf gestellt. Listen von Verdächtigen — Grenzfälle, bei denen bisher eine Verhaftung nicht notwendig gewesen war — befanden sich in Händen jeder Aushebungskommission. Die für eine rasche Ausrottung Ausgewählten wurden sofort eingezogen und mit wenig oder gar keiner Ausbildung in die gefährlichsten Frontabschnitte verschickt. Es war eine Art linksgängiger Säuberung.

Das Ausmaß des Terrors im Inneren Rußlands kann nicht übertrieben werden. Er nahm die Gestalt eines Krieges während des Krieges an. Dies war das Zeichen für das zitternde Mißtrauen des Kremls gegenüber dem russischen Volk. Das andere Zeichen zeigte sich in dem plötzlichen Ausstreichen der meisten "sozialistischen" Schlagworte, unter denen wir vierundzwanzig Jahre lang gelebt und gelitten hatten. Über ein

---

<sup>58</sup> Joseph Edward Davies war ab 1937 US-Botschafter in der Sowjetunion und tat sich hervor mit stalinismusfreundlichen Verlautbarungen; er rechtfertigte auch noch in seinen Memoiren die Gewaltherrschaft Stalins.

<sup>59</sup> Walter Duranty war ein britischer Journalist, dessen stalinismusfreundliche Berichterstattung in den 1930er Jahren kontroverses Aufsehen erregte.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Vierteljahrhundert hatten wir die kommunistische Unterweisung genossen; jetzt aber kehrte die Regierung in der Stunde der Gefahr zu den traditionellen Appellen an Patriotismus, Rassentreue, Liebe zum heimatlichen Boden und, später sogar zur Religion zurück. Wir waren nicht in den Krieg gezogen, um das Land des "Sozialismus" zu verteidigen, sondern den russischen Boden, das slawische Erbe und den orthodoxen Gott.

Eine umfassendere Umwertung der Werte, nach denen wir gelebt hatten — wenn auch nur gezwungenermaßen und zeitweilig —, kann man sich kaum vorstellen. Sozialismus? Kollektivierung? Klassenlose Gesellschaft? Weltrevolution? Je größer das Gebiet wurde, das die Deutschen überrannten, um so weniger sprach man von diesen Ideen, um deren willen das Land gemartert worden war. Erst viel später, als die Invasionsflut eingedämmt war, lebten die vertrauten Sowjetschlagworte wieder auf. Zweifellos gab es Millionen gewöhnlicher Russen, die den Glauben an die Sowjetgesellschaft und an das Sowjetgedankengut nicht verloren. Dieser Glaube wurde aber offenbar von ihren Führern im Kreml nicht geteilt.

II

Aber kehren wir zum ersten Tag des Krieges zurück. – Im Büro des Direktors traf ich an jenem Abend Manturow selbst, Jegorow und den Direktor des Unterwerks, Larionow. Wir sprachen über den Krieg. Der Lautsprecher war eingestellt, weil wir alle auf die Nachrichten gespannt waren. Plötzlich unterbrach eine Stimme die Kriegsmusik. In reinem Russisch rief sie: "Bürger Rußlands! Russisches Volk! Zuhören! Zuhören! Hier spricht das Hauptquartier der deutschen Armee."

Wir blickten einander beunruhigt an.

"Sollten wir den Halunken nicht lieber abstellen?" sagte Manturow. "Zum Teufel mit ihm! Aber wir wollen doch hören, was der Hurensohn zu sagen hat!" entschied Jegorow.

"Vierundzwanzig Jahre lang habt ihr in Hunger und Furcht gelebt. Man hat euch ein freies Leben versprochen und ihr erhieltet Sklaverei. Man hat euch Brot versprochen, und ihr habt die Hungersnot bekommen. Ihr seid Sklaven ohne Menschenrechte. Tausende von euch sterben täglich in Konzentrationslagern und in den Eiswüsten Sibiriens. Ihr seid nicht die Herren eures eigenen Landes und eures eigenen Lebens. Stalin ist euer Herr. Ihr werdet schlimmer als Galeerensklaven behandelt. Millionen eurer Landeskinder befinden sich in diesem Augenblick in Kerkerzellen und Zwangsarbeitslagern. Eure Führer haben euren orthodoxen Glauben vernichtet und an seine Stelle die Vergötterung Stalins gesetzt. Was ist aus eurer Rede- und Pressefreiheit geworden? Nieder mit den Parasiten des russischen Volkes! Stürzt eure Tyrannen!" –

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Dann folgten Flüche, judenfeindliche Schlagworte und andere bezeichnenden Mittel der deutschen Propaganda.

"Dreh ihn ab!" rief Jegorow.

Manturow drehte schleunigst den Knopf. Das folgende Stillschweigen war drückend. Wir wagten einander nicht in die Augen zu sehen. Bald nahmen wir in klebriger Verlegenheit voneinander Abschied.

Etwa eine Stunde später kehrte ich in Manturows Büro zurück. Ich wollte ihn wegen eines Ersatzmannes für den verhafteten Smolyaninow konsultieren. Wie üblich trat ich ohne zu klopfen ein. Zu meiner Überraschung traf ich Manturow und Jegorow wiederum beim Abhören des feindlichen Senders. Ich begriff ihre Neugier vollkommen. Zum erstenmal seit zwanzig Jahren konnte man hören, wie das Sowjetregime offen angegriffen wurde, statt den Angriffen des Regimes auf andere Staaten zuhören zu müssen.

"Kommt mit diesen Flugblättern in den Händen zu uns", sagte die Stimme eben, als ich eintrat. "Sie gelten als euer Paß. Warum für Sklaverei und Terror kämpfen, wo euch doch die Deutschen ein freies Leben bringen?"

Manturow fluchte, als er den Apparat abdrehte. Jegorow war durch meine Ankunft ebensosehr in Verlegenheit geraten und stolzierte aus dem Büro. Ich sprach über den Fall Smolyaninow und andere dringende Geschäfte. Manturow unterbrach mich mitten in einem Satz: "Kravchenko, es ist übrigens am besten, nicht zu erwähnen, daß wir die deutsche Propaganda am Radio abgehört haben. Nur für den Fall, weißt du. Gott schützt den, der sich selbst schützt."

"Ich wette, daß halb Moskau zugehört hat", sagte ich.

"Morgen aber nicht mehr. Ich erhielt eben einen Anruf: Morgen werden alle Radios requiriert."

"Requiriert? Warum?"

"Zur Sicherheit vermutlich."

Dies geschah auch tatsächlich am folgenden Tag in Moskau und im ganzen Land. Alle Bürger mußten, unter Androhung von Strafen, ihre Radioapparate der Polizei ausliefern. Dann sah ich ganze Berge von Radioapparaten, die wie Klaftherholz in Wagen aufgeschichtet nach Lagerplätzen verfrachtet wurden. Für die Dauer des Krieges durften die Russen nur Lautsprecher, welche an die offiziellen Radiostationen angeschlossen waren, besitzen. Anderswo, in Deutschland und den deutschen

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Okkupationsländern zum Beispiel, war das Abhören fremder Radiosendungen verboten und wurde bestraft. In Rußland aber vertraute man dem Volk nicht einmal so weit; man nahm ihm einfach die Radioapparate weg.

Dies war der erste Schritt zu einer Informationssperre, die beinahe vollständig durchgeführt wurde. Die Postzensur wurde nicht nur auf die Briefe nach und von der Front beschränkt, sondern dehnte sich auch auf die gewöhnliche Privatkorrespondenz aus. Die Kriegsnachrichten der ersten Wochen erwiesen sich als derart irreführend, daß ihnen auch später nur noch wenige Russen Glauben schenkten. Kein Wunder, daß die Regierung von Gerüchtemachern und Defaitisten geplagt wurde. Diese Dinge spiegelten bloß die allgemeine Annahme, daß die Regierung lüge.

In unserer Fabrik arbeiteten wir unter wachsender Spannung. Die Mobilisierung dezimierte unsere Arbeitskräfte. Transportdislokationen brachten uns um den Nachschub wichtiger Materialien. Theoretisch standen unserm Land zweiundzwanzig Friedensmonate während des Krieges zur Verfügung, um sich auf diese Sintflut vorzubereiten. In der Praxis war aber überhaupt nichts vorbereitet worden. In allen Lebensgebieten herrschte Unordnung.

Wir konnten den herumgeflüsternten Berichten, die deutsche Eroberungswelle flute mit schrecklicher Geschwindigkeit nach Osten, keinen Glauben schenken. Wie stand es um die riesige Rote Armee, mit der wir uns immer gebrüstet hatten? Wie stand es mit den strategischen Verteidigungsposten, die wir angeblich durch das Vorverlegen unserer Grenzen tief nach Polen, Rumänien, Finnland und in die drei baltischen Länder, gewonnen hatten? Wo waren die Vorteile, die wir angeblich aus unserer langen Neutralitätszeit gezogen hatten?

Die Kriegsnachrichten sagten uns weniger als nichts und vermehrten lediglich die durch die Gerüchewellen entstandene Verwirrung. Polizeikordons hielten die Flüchtlinge von der Hauptstadt fern, um die Moral aufrechtzuerhalten. Trotzdem aber gelang es genügend Menschen einzudringen, um bei uns das Gefühl einer anwachsenden Katastrophe auszulösen. Die amtlichen Communiqués vermieden ein offenes Eingeständnis der Niederlagen. Sie streuten sogar Erfolgsmeldungen ein. Aber die Ortsangaben genügten als Beweis, daß der Kriegsschauplatz näher rückte.

"In der vergangenen Nacht", erklärte ein Communiqué anfangs Juli, "wurden in der Gegend von Murmansk, Dwinsk, Minsk und Luzk Schlachten geschlagen ... Bei Murmansk leisteten unsere Truppen dem Feinde hartnäckigen Widerstand und fügten ihm große Verluste zu ... Bei Dwinsk und Minsk wurden im Verlauf der Schlachten die vorgerückten Tankeinheiten des Feindes vernichtet ..."

Aber am 3. Juli ließ sich Stalin zum erstenmal am Mikrofon hören. Erschrocken vernahm die Nation die Wahrheit über das sich rasch gegen die Hauptstadt ausdehnende



Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Gemetzel. "Es ist den Truppen Hitlers gelungen," sagte Stalin, "Litauen, einen beträchtlichen Teil Weißrußlands und einen Teil der westlichen Ukraine zu erobern. Unser Vaterland befindet sich in ernster Gefahr."

Wir konnten kaum unseren Ohren trauen.

"Das Ziel dieses Krieges gegen die faschistischen Unterdrücker besteht darin, allen Völkern Europas, die unter dem Joch des deutschen Faschismus stöhnen, zu helfen", fuhr Stalin fort. "In diesem Kriege werden wir in den Völkern Europas und Amerikas treue Verbündete besitzen ... Unser Kampf um die Freiheit unseres Vaterlandes wird sich mit dem Kampf der Völker Europas und Amerikas um ihre Unabhängigkeit und ihre demokratische Freiheit verschmelzen ..."

Zum erstenmal hörten wir Stalin persönlich Worte wie Freiheit und Demokratie im alten Sinne und ohne satirische Anführungszeichen aussprechen. Alles ging drunter und drüber: Das Überleben unseres Bolschewistenregimes schien plötzlich vom Sieg der "degenerierten Demokratien" abzuhängen ... die führenden kapitalistischen Länder versprachen der Sowjetunion alle mögliche Hilfe. Ein beinahe vergessener Freiheitstraum begann sich wieder in vielen russischen Herzen zu regen. Obschon es einen schrecklichen Krieg brauchte, um dieses Wunder zu vollbringen, schien nun doch unsere Abgeschlossenheit von der freien Welt durchbrochen.

"Brüder und Schwestern, an euch, meine Freunde, wende ich mich!" hatte Stalin ausgerufen. In den sechzehn Jahren seiner Regierung waren wir nie so von ihm angesprochen worden. Ein Freund in der Fabrik, der durch die Aufregung des Augenblickes waghalsig wurde, sagte leise zu mir: "Der Chef muß tief in der Tinte sitzen, daß er uns Brüder und Schwestern nennt."

Wir konnten die Gründe für unsere Niederlagen nicht begreifen. Zwei Jahrzehnte hatten wir gehungert, waren gemartert und im Namen der militärischen Vorbereitungen gehetzt worden. Unsere Führer hatten mit der Überlegenheit der Sowjets an ausgebildeter Mannschaft und Bewaffnung geprahlt. Nun wurde die beschämende Niederlage unserer Armeen mit dem Mangel an Kanonen, Flugzeugen und Munition erklärt. Drei aufeinanderfolgende Fünfjahrespläne waren "erfolgreich" durchgeführt worden, und jeder von ihnen hatte riesige Opfer an Nahrung, Kleidung und anderen Gütern für die Kriegsindustrien gefordert. Und doch versuchte unser Zweihundertmillionen-Volk bei der ersten Kraftprobe, die feindlichen Panzer- und Tankdivisionen mit Petrolflaschen aufzuhalten! Zehntausende von Russen wurden unter den Rädern der deutschen Tanks zermalmt, weil wir nach zwanzig, beinahe ausschließlich der militärischen Produktion, gewidmeten Jahren keine Tankabwehrwaffen besaßen. Man kann wohl für Kanonen auf Butter verzichten — aber in diesem Falle hatten wir weder Kanonen noch Butter.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Es gab keine vernünftigen Erklärungen für die russischen Mißerfolge, nichts, um unsere Schande zu verringern. Polen war überrascht und dann von seinem östlichen Nachbarn im Rücken erdolcht worden. Frankreich war kleiner und schwächer gewesen als sein Angreifer. Warum aber mußte sich das unerschöpfliche Rußland zwei Jahre nach Kriegsausbruch und mit allen Vorteilen an numerischer Überlegenheit, an Zeit und militärischer Konzentration, wie ein rückständiges kleines Land verhalten, das nicht aufgepaßt hatte? Wären wir nicht größer als Frankreich gewesen, so wären wir schon in den ersten vier Monaten vierfach vernichtet worden.

Nur der grenzenlose russische Raum, das unerschöpfliche russische Menschenmaterial, der unübertreffliche Heroismus und die Opferbereitschaft des russischen Volkes im Hinterland und an der Front, der Aufbau neuer und alter Industrien im Hinterland und die Einrichtung evakuierter Betriebe retteten mein Land vor der Vernichtung. Diese Umstände ermöglichten einen weiten und teuer bezahlten Rückzug, während die Kräfte für eine Gegenoffensive gesammelt wurden. Es gelang der Regierung, den tiefverwurzelten Nationalgeist und den Patriotismus unseres Volkes zu wecken und zu benutzen. Später, nach Stalingrad, setzte dann die Lieferung amerikanischer Waffen und Hilfsmittel ein.

Die Mobilisierung vollzog sich in fieberhafter Eile und Verwirrung. Die Reservisten gingen an die Front, ohne Gelegenheit, von ihren Familien Abschied zu nehmen. Die Arbeiter wurden fast unmittelbar von ihren Werkstätten in die Schlacht geworfen. Dies alles trotz der Tatsache, daß wir eine der größten stehenden Armeen der Welt hatten, durch die Invasionen der Nachbarländer gewarnt und durch einen Paradekrieg mit Finnland vorbereitet waren. Die Regierung wurde so völlig überrascht, daß nicht einmal genügend Uniformen vorhanden waren. In jenen ersten Monaten gingen sogar Offiziere in Zivilkleidern und ohne genügende Ausbildung in den Tod. Millionen von Soldaten marschierten in Segeltuchschuhen durch den Schlamm, und der frühe Winter über, raschte sie in den Sommeruniformen. Ich sah sogar Rekruten, die mit Besenstielen, statt mit Gewehren, geschult wurden.

Die Aushebungskommissionen arbeiteten von morgens früh bis spät nachts und zogen Männer von 17-50 Jahren ein. Sie unterstanden, wie ich später erfuhr, nicht dem bestehenden Gesetz, sondern geheimen Befehlen des staatlichen Verteidigungskomitees, das nach Kriegsbeginn aufgestellt wurde. Gewisse Kategorien wichtiger Arbeiter mußten natürlich verschont bleiben. Am Anfang wurden auch Männer mit zwei oder mehr arbeitsunfähigen Vasallen freigelassen. Sonst war die Mobilisierung grausam und herzlos. Die ärztliche Untersuchung dauerte zwei bis drei Minuten. Ich sah Einäugige, Hinkende, Schwindsüchtige, Männer mit Herzfehlern und Magengeschwüren, bärtige Fünfzigjährige, die so abgearbeitet waren, daß sie sich kaum mehr auf den Füßen halten konnten, die man als diensttauglich erklärte. Nur etwa 1-2 Prozent wurden aus Gesundheitsrücksichten abgewiesen. Dieser Umstand beweise den

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

hohen Stand der Gesundheit, der in der Sowjetunion erreicht worden sei, prahlte die Presse. In Wahrheit aber war er bloß ein Beweis für die völlige Geringschätzung des menschlichen Lebens.

Der Krieg dauerte erst wenige Wochen, als die Partei die Bildung einer freiwilligen Bürgerwehr forderte. Vielen von uns kam das als verblüffendes Eingeständnis der ungenügenden Vorbereitung vor. Wir erinnerten uns an die Worte Kriegskommissars Woroschilow im September 1939, als der Krieg in Europa bereits im Gange war: "Die Erfahrung der zaristischen Armee hat hinreichend bewiesen, daß die sogenannte freiwillige Bürgerwehr sehr schwach und völlig ungeschult war; sie bewies, daß ihre Ausbildung in Kriegszeiten nicht sehr wirkungsvoll ist. Völlig ungeschulte Leute wurden an die Front geschickt, und ihr alle wißt, welch ein Ende das nahm."

Jetzt machten wir genau dasselbe. Schlimmer noch, wir nahmen zum Freiwilligensystem schon bei Beginn des Krieges Zuflucht, während die Zarenregierung sich erst viel später zu diesem Schritt entschloß.

"Ich halte es für richtig, hier festzustellen," hatte Woroschilow damals gesagt, "daß sich das numerische Wachstum der Roten Armee und der Flotte in völliger Übereinstimmung mit der internationalen Lage befindet, welche unsere Regierung, das Zentralkomitee unserer Partei und Genosse Stalin immer aufmerksam und eingehend verfolgen."

Wie aufmerksam muß dieses Studium gewesen sein, daß schon in den ersten Wochen nach der deutschen Invasion "unsere Regierung, das Zentralkomitee der Partei und Genosse Stalin" ohne Scham und Mitleid ganze Herden unausgebildeter Zivilisten in den sicheren Tod schickten?

An einem Julimorgen wurde ich ins Büro des Parteikomitees unserer Fabrik bestellt, wo mir Jegorow befahl, eine Versammlung einzuberufen, um Freiwillige anzuwerben. Ich drang in ihn, dies in seiner Eigenschaft als Parteiführer doch selbst zu übernehmen.

"Nein, nein, Victor Andrejewitsch. Dies muß eher von den Massen, als von der Partei ausgehen. Du bist bei den Arbeitern sehr beliebt; es wird für dich leichter sein als für mich."

Die Massenversammlung begann. Ich sah die grimmigen Gesichter meiner Arbeitsgenossen vor mir. Ich sprach zu ihnen wie ein Russe zum andern und vermied sorgfältig die Worte "Kommunist" und "sozialistisch". Ich liebte mein Vaterland wie sie auch. Ich wußte, daß es etwas ganz und gar anderes war als die Bande, welche uns anführte und terrorisierte. Ich konnte aus voller Überzeugung für die Volksmiliz eintreten und werben. Daß es mir möglich war, eine ehrliche Begeisterung für den Sieg und einen leidenschaftlichen Haß auf die Eindringlinge zu entfachen, obschon ich das

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Sowjetregime verachtete, liefert den Schlüssel zu jenem Geheimnis, warum die Russen kämpften und schließlich auch siegten. Sie kämpften nicht für Stalin, sondern trotz Stalin. Niemand wußte das besser als die Kremlbande selbst, was alle ihre Aufrufe zu einem patriotischen Krieg bewiesen.

Um mit dem guten Beispiel voranzugehen, meldete ich mich zuerst als Freiwilliger. Dutzende von Fabrikarbeitern, Beamten und technisches Personal folgten meinem Beispiel. Aber keiner der obersten Beamten meldete sich freiwillig.

Sie wanden sich unter den fragenden Blicken der Arbeiter, machten aber keinen Wank.

Später an diesem Tage ging ich zu Manturow. Ich tat, als hielte ich es für selbstverständlich, daß er sich freiwillig melde.

"Nun, Wiatscheslaw Iwanowitsch," sagte ich leicht obenhin, "wann meldest du dich?"

Sein Gesicht nahm die Farbe seines flammend roten Haares an. Er rutschte unruhig auf dem Stuhl hin und her. Seine kleinen Augen wanderten im Zimmer umher, und er räusperte sich. "Was meine Aufgabe in diesem großen Krieg sein wird, das wird vom Distriktkomitee der Partei entschieden. Ich habe Verantwortung zu tragen. Die Fabrik wird bald evakuiert werden ..."

"Du solltest dich aber trotzdem melden", drang ich in ihn. "Die Arbeiter sprechen bereits davon. Wenn die Partei dich hierbehalten will, so tut sie das ohnehin. Warum sich nicht inzwischen freiwillig melden?"

Aber Manturow ließ sich auf keine Gefahren ein. Ebenso wenig Jegorow. Sie gingen beide mit hochtrabenden Ehrentiteln und Auszeichnungen aus dem Krieg hervor,— indem sie sich sorgfältig der Gefahrenzone des feindlichen Feuers fernhielten. Man darf sie jedoch nicht persönlich dafür verantwortlich machen. Sie folgten nur der Politik und dem Beispiel des Kremls. Stalin war entschlossen, seinen Apparat, auf dem schließlich das Sowjetregime fußte, die Bürokratie, aufrechtzuerhalten. Selbst in den kritischsten Monaten wurden "unentbehrliche Beamte" — und darin waren auch die Spezialtruppen der NKVD und die Prätorianergarde des Diktators eingeschlossen — für eine letzte Schaustellung vor dem russischen Volk aufgespart, eine Schaustellung, die niemals kam.

Meine Meldung als Freiwilliger wurde auf Befehl des Distriktkomitees gestrichen. Manturow und Jegorow hätten mich allerdings gerne bald an die Front ausrücken sehen. Sie verziehen mir nie meinen Versuch, sie zum Dienst zu zwingen, weil es sich in der ganzen Fabrik herumsprach. Augenblicklich aber half es ihnen, ihr Gesicht zu wahren,

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

daß Kravchenko und andere Freiwillige des höheren Personals keine Fronterlaubnis erhielten.

III

Der sumpfige Streifen finnischer Wildnis, den Rußland im Jahre 1940 mit Hunderttausenden von Leben bezahlt hatte, fiel unverzüglich wieder an den Feind zurück. Das stalinistische Angriffsabenteuer trug also nichts ein — abgesehen davon, daß es unsere finnischen Nachbarn etwas tiefer in die Arme der Deutschen gestoßen hatte. Weder der Raub Polens, noch die Besetzung der baltischen Länder vermochte die Angreifer längere Zeit aufzuhalten. "Strategische Sicherheit" als Vorwand für einen Raub an Grenzgebiet hat im Zeitalter des mechanisierten Krieges und der Langstreckenbomber wenig Sinn.

Aber von allen Mythen, die in den kommunistischen Propagandabrutstätten gezüchtet werden, ist jene die wertloseste, weil die falscheste, die besagt, Stalin habe die 22 Friedensmonate, die er durch seinen Pakt mit den Nazi gewonnen hatte, zur Aufrüstung gegen diese verwendet. Das ist eine Lüge. Es ist eine Beleidigung von Millionen von Russen, die gerade deshalb litten und starben, weil diese Frist nicht ausgenützt wurde. Als der Krieg kam, waren wir mit allen Verteidigungsarbeiten im Rückstand und hatten nicht einmal vernünftige Pläne, um Menschen und wertvolles Kriegsmaterial, die sich auf der unmittelbaren Einfallstraße des Eroberers befanden, in Sicherheit zu bringen.

Wer daran zweifelt, braucht bloß die Reden des 18. Parteikongresses vom Februar 1941, also nur vier Monate vor der deutschen Invasion, zu lesen. Rede um Rede gibt ein Bild der industriellen Schwierigkeiten und Mißstände, besonders in den kriegswichtigen Wirtschaftszweigen. Ich erhielt im Laufe meiner eigenen Arbeit während der Kriegsjahre tausend Beweise dafür, daß dieses Bild nicht übertrieben ist.

Schon eine Woche nach Kriegsbeginn war Moskau, die bestversorgte Stadt unseres Landes, ohne Brot. Lange Schlangen warteten auf kleine Rationen, und die hintersten waren nicht sicher, genügend Brot, Öl und andere lebenswichtige Artikel zu erhalten. Die Hauptstadt der Sowjetunion war nicht einmal mit anständigen Luftschutzkellern versehen. Kein einziger Kriegsbetrieb im westlichen und südlichen Rußland war vor den Kampfhandlungen evakuiert oder auch nur auf die Evakuierung vorbereitet worden. In Übereinstimmung mit den Theorien des Kremls hatten wir uns nur auf einen Offensivkrieg vorbereitet, und so gelang es uns nicht rechtzeitig, die riesigen Gegenden zu evakuieren, die sogleich zum Schlachtfeld wurden. Millionen Tonnen von Rohmaterial und Kriegsausrüstung, Korn, Brennstoff und vor allem etwa zehn Millionen Mann blieben in den gefährdeten Gebieten zurück und fielen rasch in deutsche Hand.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Ich hatte täglich mit den Kommissariaten, die für die Fabriken, Warenlager und Arbeiter der angegriffenen Gebiete verantwortlich waren, geschäftlich zu tun. Es wurde uns bald klar, daß sich in den 22 Monaten Gnadenfrist niemand im Kreml darum gekümmert hatte, einen Plan für die Evakuierung der Leute und des Eigentums auszuarbeiten. Die Anregung dazu hätte selbstverständlich von den obersten Stellen ausgehen müssen. Allen andern hätte diese Fragestellung eine Anklage wegen "Defaitismus" und "demoralisierenden Gerüchten" eingetragen. Die bloße Äußerung, die glorreiche Rote Armee müsse sich, wenn auch nur zeitweilig, zurückziehen, wäre als Sakrileg schlimmster Sorte verurteilt worden.

Während den Arbeitsjahren in Verwaltungsstellungen der Industrie war ich bei der Ausarbeitung geheimer Mobilisierungspläne oft zugegen gewesen. Wir zogen alle Arten von Erfordernissen — rostfreie Metalle, Öle, Kohle, Maschinen, Bemanning — und auch die Probleme ihrer Versorgung und ihres Transportes in Betracht. Im Einklang mit diesen langfristigen Plänen stapelte die Regierung riesige Reserven von Kriegsmaterial auf. Aber der Plan war ausdrücklich und einzig für einen Offensivkrieg berechnet. Er hielt sich an eine von Stalin oft wiederholte und deshalb zweifellos richtige Annahme, der Krieg werde auf fremdem Boden ausgetragen.

Angesichts eines Defensivkrieges riesigen Ausmaßes waren wir hilflos. Wir mußten alles, angefangen beim geringfügigsten Detail, improvisieren — Evakuierung, Mobilisierung und Guerillakrieg im Rücken des Feindes. Es war der Hitlerbande so gut geglückt, Stalin in Sicherheit zu wiegen, daß alle britischen und amerikanischen Anstrengungen, ihm die Augen für die Wirklichkeit zu öffnen, zum Scheitern verurteilt waren. Hätte er gleich nach der ersten Warnung des amerikanischen Staatsdepartementes im Januar gehandelt, so hätte er in fünf Monaten Millionen von Menschen, viele Industriebetriebe und gewaltige Mengen an Nahrungsmitteln und Material evakuieren können.

Weil der Kreml diese Gnadenfrist vertrödelte, mußte er Hitler einen großen Teil dessen, was das Sowjetvolk während fünfzehn Jahren der Industrialisierung mit Blut, Schweiß und Tränen geschaffen hatte, als Kriegsbeute überlassen. Fabriken, Maschinenlager, hydraulische Einrichtungen, Berge von Vorräten, ganz zu schweigen von den Millionen und Millionen arbeitender Hände, mußten den bestialischen Nazis in der Ukraine und in Weißrußland überlassen werden.

Die Gewohnheit der Furcht war nach der Generalsäuberung in der Bürokratie so tief verwurzelt, daß es wenige wagten, selbst zu handeln, nachdem die Nazis zugeschlagen hatten. Entsetzte Beamte und Industrietrusts machten Evakuierungspläne für wertvolle Maschinen und Vorräte. Da sie aber selbst auf die primitivste Art nicht zu handeln wagten, schrieben sie Berichte, reichten sie zur Entscheidung den "höchsten Instanzen"

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

ein und warteten dann hilflos. In den meisten Fällen warteten sie immer noch, als die Deutschen bereits vor der Tür standen.

Vor und besonders nach Hitlers Machtübernahme hatte der Kreml Millionen von Dollars auf Spionage- und Gegenspionage in Deutschland ausgegeben. Er hatte Angaben über die politischen und kriegsrischen Organisationen dieses Landes gesammelt. Aber während der Generalsäuberung bis zum Jahre 1939 wurde die große Mehrzahl der Leute im Spionagedienst und im Generalstab der Roten Armee verhaftet, eingekerkert oder erschossen. Viele von ihnen flohen aus Rußland. Das Ergebnis ihrer jahrelangen Anstrengungen wurde als "konterrevolutionäre Tätigkeit und Spionage" bezeichnet. Der neue Spionagedienst, das zeigte sich nun schnell und tragisch, war schwach und leistungsunfähig. Wir mußten nun jene Jahre der Grausamkeit teuer bezahlen.

Da entstand eine neue riesige Institution, um dieser Krise zu begegnen: Das staatliche Verteidigungskomitee. Es entwickelte sich zum Zentrum der Staats- und Parteimacht, zum Gehirn und zur Kraft aller Verteidigungshandlungen im Hinterland und an der Front, zum politischen Leitorgan für nationale und internationale Geschäfte. Dieses Komitee verdrängte den Obersten Sowjet, den theoretischen Sitz der Macht. Der Rat der Volkskommissare wurde zu einem bloßen Exekutivorgan, das die Befehle des neuen Komitees ausführte und die verschiedenen Kommissariate überwachte. In jeder Provinz verfügten die Vertreter des Komitees über unbeschränkte Macht. Das staatliche Verteidigungskomitee war das dynamischste, beweglichste und erbarmungsloseste Organ, das je in Rußland existiert hat. Alle seine Mitglieder wurden aus den mächtigen Mitgliedern und Vertretern des Politbüros gewählt.

Das Militärwesen, das in den blutigen Säuberungen seiner Leiter beraubt worden war, hatte noch keine neuen Führer herangebildet. Woroschilow, Budennij und die andern berühmten und unfähigen Führer, die am Anfang den Befehl der verschiedenen Frontabschnitte übernahmen, waren mehr als wertlos. Erst im Oktober wurden sie abgesetzt und die Zügel neuen Männern übergeben. Auch das war ein Beweis für Stalins mangelhafte Vorbereitungen.

Da die Deutschen beim Bau und der Bemannung der meisten lebenswichtigen Industriebetriebe in der Ukraine mitgeholfen hatten, kannten sie Lage und Bedeutung der hintersten Kleinigkeiten in diesen Fabriken. So konnten sie ihre Bomben mit teuflischer Genauigkeit auf Elektrizitätswerke, Wasserwerke und Verkehrsknotenpunkte abwerfen, die Produktion hemmen und eine verspätete Evakuierung verhindern.

In der Folge wurde von der Sowjetpropaganda viel Lärm um die aus Weißrußland und der Ukraine evakuierten Fabriken gemacht. In Wirklichkeit konnte nur ein kleiner Teil fortgeschafft werden. Man sagte nichts von den Hunderten von Betrieben, die man Hitler als Geschenk zurückgelassen hatte. Jede Fabrik, in der ich gearbeitet oder mit der

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

ich sonstwie verbunden gewesen war — in Dnjepropetrowsk, Kriwoi-Rog, Zaporosche, Taganrog —, fiel beinahe unversehrt in Feindeshand. Dasselbe traf mehr oder weniger auch für Kiew, Odessa, Charkow, Mariupol, Stalino und Lugansk zu. Stalins falsches Vertrauen in Hitler war auch dafür verantwortlich, daß wir dem Feind eine Industrie in die Hände fallen ließen, die jährlich etwa zehn Millionen Stahl produzieren konnte. Überdies erbeuteten die Deutschen etwa zwei Millionen Tonnen fertigen Stahl. Man gab uns das alles wieder zurück, aber in Form tödlicher Tanks, Kanonen, Granaten und Bomben. Bei den andern Industrien verlief die Geschichte nicht weniger tragisch.

Während der Paktzeit half Stalin Hitler, Europa zu unterjochen, indem er ihn gemäß ihrem Wirtschaftsvertrag mit Metall, Erz, Öl, Korn, Fleisch, Butter und allem verfügbaren Material belieferte. Nach der Invasion half ihm Stalin, indem er riesige Reichtümer an militärischen Gütern und Produktionskraft und — die größte Schande von allem — zehn Millionen Menschen zurückließ.

Dieser Mangel an Vorbereitung wird der Regierung Stalin trotz des schließlichen Sieges von der Geschichte immer vorgeworfen werden. Er verursachte Millionen unnötiger Schäden und maßloses menschliches Elend. Warum wurde die Bevölkerung Leningrads nicht evakuiert? Dieses "Versehen" wird von den Hallelujarufern übergangen, obgleich bis zum 1. Mai 1943, in den drei aufeinanderfolgenden Wintern der furchtbaren Belagerung, über 300000 Menschen vor Hunger und Kälte starben und die Überlebenden die Spuren ihrer Leiden bis ans Lebensende tragen werden.<sup>60</sup> Leningrad war eine ungeschützte Stadt. Die Vorbereitungen zur Rettung ihrer Einwohner hätten schon lange vorher getroffen werden müssen, aber sie wurden nicht einmal nach Kriegsausbruch begonnen. Die Verantwortung für die schrecklichen Leiden von Leningrad trifft vor allem zwei Mitglieder des Politbüros — Woroschilow, den damaligen Befehlshaber der Leningrader Front, und Schdanow, den Oberbefehlshaber des Leningrader Gebietes.

Dasselbe kann von den unglücklichen Menschen gesagt werden, die in Kiew, Odessa, Sebastopol und hundert anderen Zentren (unter anderem auch in meiner Heimatstadt) in Gefangenschaft gerieten. Meine Mutter und mein Vater wurden, zusammen mit Klawa, der Frau meines Bruders Konstantin und ihrem Säugling, in Dnjepropetrowsk gefangengenommen. Nur ihr eiserner Wille, gestärkt von ihrem christlichen Glauben, ließ meine gebrechliche Mutter diese fürchterliche Periode überleben. Sie wurde von den Deutschen von Ort zu Ort getrieben und schließlich in einem ihrer schmutzigen Konzentrationslager eingekerkert. Klawa und sie kamen mit dem Leben davon — ob auch mein Vater, das weiß ich nicht.

---

<sup>60</sup> Paavo Rintala: DIE MENSCHEN, DIE STADT UND DER HUNGER. Berichte aus der von NS-Deutschland belagerten Stadt Leningrad (1941-1943) (Neuausgabe Berlin 2022: A+C online)



Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Es gibt Millionen solcher Väter, Mütter und Kinder in Rußland, die mit dem Leben und unsagbaren Schmerzen für die verbrecherischen "Versehen" des Kremls büßten. Als schließlich mit der Evakuierung begonnen wurde, offenbarte sich das neue Sowjetsystem der Klassenprivilegien auf das Grausamste. Die "Unentbehrlichen", das heißt die führenden Bürokraten, Parteipolitiker, Gewerkschaftsfunktionäre und Polizeibeamte, welche den "Apparat" der Regierung bildeten, durften zuerst abreisen und die Annehmlichkeiten des Transportes genießen. Gewöhnlichen Sterblichen wurden nur zwei Koffer zugestanden, alles andere mußten sie zurücklassen, während die führenden Aristokraten sogar die unhandlichsten Möbel mitführten. Gelernte Arbeiter und andere für die Evakuierungsbetriebe lebensnotwendigen Leute wurden ebenfalls evakuiert, mußten aber meistens ihre Familien zurücklassen, während sie mit den abtransportierten Maschinen reisten. Die begünstigten Beamten aber nahmen alle ihre echten und angeblichen Verwandten bis ins zehnte Glied mit.

Ich wiederhole: Das große Alibi für den Pakt mit den Nazis — der Zeitgewinn — ist eine Mythe, ein Märchen und eine zynische Propagandalüge.

IV

Es brauchte Monate direkter Erfahrung mit der deutschen Brutalität, um die moralische Entwaffnung des russischen Volkes zu überwinden. Es mußte wieder den Nazihaß lernen, nach zwei Jahren, während denen Hitler als Freund Rußlands und des Friedens hingestellt worden war. Man darf nicht vergessen, daß in den ersten Wochen ganze Divisionen der Roten Armee dem Feind beinahe kampflos in die Hände fielen.

Hätten sich die Deutschen als Menschen erwiesen und geschicktes politisches Gefühl an den Tag gelegt, so hätten sie einen Großteil des erbitterten Guerillakrieges vermeiden können, der sie Tag und Nacht belästigte. Statt dessen fuhren die Deutschen in ihrer phantastischen Rassenbesessenheit fort zu töten, zu foltern, zu brennen, zu rauben und zu versklaven. Nach der Kollektivierung, welche die meisten Bauern verabscheuten, führten nun die Belagerer den unerträglichen deutschen Zwang ein. An Stelle der gefürchteten NKVD setzten sie ihre gefürchtete Gestapo. Damit erleichterten die Deutschen Stalin die Arbeit. Sie machten sich bei der überwältigenden Mehrheit des Volkes, sei es nun an der Front oder im Hinterland, und bei allen Truppen selbst verhaßt. Sie gaben dem Kreml selbst das Material in die Hand, um einen brennenden Nationalhaß gegen die Eindringlinge zu entfachen.

Flüchtlinge und geflohene Gefangene berichteten von den Bluttaten der Deutschen und ihrer riesigen Dummheit. Die Nazibarbaren behandelten alle Slaven als Untermenschen. Ich weiß es aus eigener Erfahrung, daß die Wut über die Deutschen selbst den Groll gegen unser eigenes Regime übertraf. Hitlers Banden gelang es, den russischen Patriotismus noch wirksamer zu entflammen als selbst alle neuen Kriegsrufe von Rasse und Nation, die der Kreml ausposaunte.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Hätten wir uns mit einem demokratischen, menschlichen und gebildeten Land im Krieg befunden, das uns Freiheit und Unabhängigkeit in einer Familie freier Nationen geschenkt hätte, so wäre alles anders gekommen. Aber den Russen blieb bloß die Wahl zwischen der bereits bekannten eigenen Tyrannei und einer fremden. Die Tatsache, daß sie die eigenen Ketten vorzogen, ist kaum ein Punkt, auf den die Sowjetdiktatoren besonders stolz sein können.

In seiner Propaganda bei Truppen und Bevölkerung wies der Kreml darauf hin, die Invasionsarmeen beabsichtigten, wieder Großgrundbesitz und Kapitalismus einzuführen. Dies war ein wirksames Mittel und schuf tatsächlich einen gemeinsamen Boden, auf dem sich Regierung und Volk verstehen konnten. Abgesehen von einer geringfügigen Minderheit wünschten die Russen kategorisch keine Rückkehr dieser Dinge mehr, unter keiner Maske, gleichgültig wie ehrlich und aufrichtig sie auch den politischen und wirtschaftlichen Despotismus des Sowjetsystems haßten. Antikapitalistische Erziehung und Unterweisung während fast eines Vierteljahrhunderts hatten in der russischen Seele tiefe Wurzeln geschlagen.

Aber Millionen von Menschen, die auf den Schlachtfeldern und als Guerillakämpfer mutig gegen die Nazis kämpften, träumten von einem neuen Rußland, ohne Diktatur einer einzelnen Partei oder eines einzelnen Führers, das, gesegnet mit den demokratischen Freiheiten, aus der Asche dieses Gemetzels auferstehen werde. Die Regierung unterstützte diese Illusion besonders in den vom Feind überrannten Gebieten, solange der Krieg gegen uns andauerte. Der Wortlaut der Atlantik-Charta und der "Vier Freiheiten" Präsident Roosevelts wurde in unseren Zeitungen ruhig und ohne Kommentar publiziert, und auch das gab uns neue Hoffnung. In der Propaganda für die besetzten Gebiete wurden diese Dokumente bis aufs äußerste ausgenutzt, um den Partisanen die Gewißheit zu geben, sie kämpften für ein neues und nicht für jenes alte Rußland, das sie durch seinen Terror und seine Diktatur durch eine einzige Partei betrogen hatte. In ihren Leiden und in ihrer Verzweiflung hielten die Leute diesen Agitationsrauch für den Weihrauch der Freiheit.

Regierung und Volk kämpften beide für dasselbe Land — aber ihre Hoffnungen und Absichten lagen so weit auseinander wie der Nord- vom Südpol. Das Hauptanliegen der Regierung war, sich selbst und das System für die weitere Entwicklung der kommunistischen Abenteuer zu Hause und im Ausland zu retten; das Volk aber wurde durch die unverfälschte Liebe zum Vaterland und durch die Hoffnung auf die elementarsten politischen und wirtschaftlichen Freiheiten angespornt.

Einige romantische Schriftsteller schilderten die Guerillabewegung und die Politik der "verbrannten Erde" als spontane Phänomene. In Wahrheit waren sie sorgfältig geplant und wurden immer von Moskau überwacht. In seiner Radioansprache vom 3. Juli sagte Stalin: "In den vom Feind besetzten Gebieten müssen wir

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Partisanendetachements bilden, berittene und unberittene. Wir müssen Zerstörungsdetachements zum Kampf gegen die Einheiten der feindlichen Armeen aufstellen, um den Partisanenkrieg überallhin auszudehnen, um Brücken und Straßen in die Luft zu sprengen, um Telephon- und Telegraphenverbindungen zu beschädigen, Wälder, Lager und Rollmaterial in Brand zu stecken. In den verlorenen Gebieten müssen wir für den Feind und alle seine Helfer unerträgliche Lebensbedingungen schaffen, ihn verfolgen und vernichten auf jedem Schritt, und alle seine Unternehmungen untergraben."

Er forderte auch, beim Rückzug müßte alles wertvolle Eigentum, das nicht mitgenommen werden konnte, "bedingungslos vernichtet" werden. Es ist heute kein Geheimnis mehr, daß sich viele Bauern und Bürger dieser Politik heftig und manchmal sogar blutig widersetzen. Die Zerstörung wurde zur Hauptsache von den Truppen und nicht von den Zivilisten ausgeführt.

Der Stab des Partisanenwiderstandes wurde in der Hauptstadt organisiert. Der Sekretär des weißrussischen Zentralkomitees der Partei, Genosse Ponomarenko, führte den Oberbefehl über den Partisanenkrieg in Weißrußland. Die ukrainische Widerstandsbewegung wurde von Demyan Korotschenko, dem Sekretär des ukrainischen Zentralkomitees, geleitet. In den baltischen Ländern übernahm diese Aufgabe Genosse Latsis. Dies alles waren langjährige Parteiführer, obschon die Propaganda später unbekannte Leute nannte, die aus dem Kampfgeschehen der unterirdischen Kriegsführung aufgetaucht sein sollen.

Plangemäß blieben gewisse Einheiten der Roten Armee im deutschen Hinterland. Sie waren als Zentren der Guerillabewegung gedacht. Soldaten, die von ihren Einheiten getrennt und vereinzelt zurückgeblieben waren, traten natürlich in diese Partisanenbataillone ein. Viele Tausende von parteilosen Sowjetbeamten, Parteiaktivisten und anderen, die hinter der Front abgeschnitten wurden und wußten, daß ihr Schicksal in den Händen der Nazi Marter und Tod bedeutete, stärkten die Reihen der Widerstandsbewegung. Die Deutschen taten mit ihrer Politik "rücksichtsloser Härte" ein übriges.

Ein weiteres Merkmal des organisierten Widerstandes wird nirgends erwähnt. Ich meine die absichtlich zurückgelassenen NKVD-Beamten, die vor allem die Sowjetbürger im deutschen Hinterland zu überwachen hatten. Zehntausende von Sowjetmännern und -Frauen wurden auf Grund dieser Beobachtungen später hingerichtet und Hunderttausende zu Zwangsarbeit verurteilt. NKVD-Agenten traten auch in die Partisanenbewegung ein, damit das bekannte System der Sowjetspionage über das eigene Volk selbst unter der deutschen Okkupation aufrecht erhalten blieb. Die Familien der im deutschen Hinterland für Spezialaufgaben Zurückgelassenen wurden

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

ins Sowjetgebiet evakuiert und dienten dort als Geiseln, um die Treue dieser Leute zu garantieren.

Man darf es auch nicht als feststehend ansehen, die Bevölkerung der besetzten Gebiete sei den Partisanen immer freundlich gesinnt gewesen. In den baltischen Gebieten etwa empfing natürlich ein Großteil der Einwohner — wahrscheinlich die Mehrheit — die Deutschen als Befreier von einem unliebsamen Sowjetjoch, und die Guerillas wurden von Zivilisten und deutschen Truppen fortwährend belästigt. Aber sogar im eigentlichen Rußland blieb die Partisanenbewegung unbedeutend — besonders in den Don- und Kubangebieten, wo die Kollektivierung und die Hungersnot am grausamsten gewütet hatten — und sah sich oft der Opposition des Volkes gegenüber.

Auch in der Ukraine machte sich der alte Groll gegen Stalin oft mörderisch Luft. Die Lage in der Ukraine war so kompliziert, daß ihre Beschreibung allein ein langes Kapitel füllen würde. Es gab eine durch und durch deutschfreundliche Bewegung, die von den Emigranten, welche sich lange für diese Rolle ausgebildet hatten, angeführt wurde. Es gab eine riesige, überzeugte Bewegung der Eigenstaatlichkeit, die sowohl den Nazis wie auch den Sowjets feindlich gegenüber trat. Viele gefeierte Guerillataten in diesem großen Gebiet waren nicht weniger auf den Haß auf Stalin als auf den Haß auf Hitler zurückzuführen. Selbst wer treu mit Moskau zusammenarbeitete und seine Befehle von Korotschenso empfing, nährte Illusionen über eine wirkliche Autonomie — einen "New Deal" für die Ukraine — wenn einmal die Feinde vertrieben sein würden. Zudem gab es Guerillakämpfer mit ganz eigenen Programmen, die eine völlig unabhängige und souveräne Ukraine schaffen wollten.

Der unterirdische Widerstand wird verdientermaßen in die russischen Annalen eingehen. Er bewies den Mut und die Hartnäckigkeit unseres Volkes, seine tief verwurzelte Liebe zum eigenen Boden und seinen Starkmut in der Stunde des Unglücks. Dies alles aber als herrlichen Beweis für die Beliebtheit des stalinistischen Despotismus anzuführen, wie es bei so vielen naiven Außenstehenden Mode war, ist ebenso verderblich wie töricht. Um der Wahrheit willen muß es gesagt sein, daß eine beträchtliche Aufgabe im Hinterland des Feindes von den Spezialtruppen der NKVD-Armee und den für den Guerillakrieg ausgerüsteten Truppen erfüllt wurde. Die für besondere Sabotagetätigkeit ausgebildeten Truppen wurden beständig mit Fallschirmen hinter der deutschen Front abgesetzt.

Am 18. September ließ die Regierung allen Männern zwischen 18 und 50 Jahren, die noch nicht eingezogen waren, eine universelle militärische Ausbildung zukommen. Tatsächlich wurden Männer bis zu 56 Jahren für den aktiven Militärdienst und bis zu 85 Jahren für den Hilfsdienst eingezogen. Praktisch war jedermann, gleichgültig wie alt und krank er auch sein mochte, falls arbeitsfähig, dazu gezwungen, sich am Ende seines Arbeitstages zur Ausbildung zu melden, die in den meisten Fällen zwölf Stunden

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

dauerte. Auf den Plätzen und Straßen Moskaus wurden müde, trübfäugige, halbverhungerte und nur ungenügend bekleidete Männer mit Stöcken gedrillt. Mit einem oder zwei Gewehren pro Kompanie erhielten sie Unterricht in der Schießkunst. Weder Regen noch tiefer Schlamm gestatteten eine Ausnahme. Ein Teil der Ausbildung bestand geradezu im Vormarschieren durch den Schlamm und im Kriechen durch Schlamm oder Schnee.

Mögen die Romantiker diesen Drill als weiteren Beweis für den Kriegseifer auffassen. Die Wahrheit ist weniger erbaulich. Die Ausbildung war obligatorisch. Fernbleiben wurde von den Revolutionartribunalen der NKVD als Desertion bestraft. Würde die Welt die wahre Disziplin kennen, die man der Roten Armee aufzwang, besonders das Ausmaß, wie die Todesstrafe ohne Untersuchung für geringfügige Vergehen verhängt wurde, so würden weniger phantastische Dinge über diesen Gegenstand geschrieben. Es stimmt, die russischen Soldaten vollbrachten heldenhafte Taten, hielten ihre Stellungen auch in hoffnungsloser Lage, opferten ihr Leben, um ihr Land, ihr Volk und ihre Genossen zu retten. Stalins Untergebene kämpften gegen Hitler ebenso tapfer wie die Sklaven unter Alexander I. gegen Napoleon. Wer aber aus unserem angeborenen Mut, unserer Kampf- und Todesbereitschaft eine besondere Tugend machen will, die den Ruhm des totalitären Sowjetregimes widerspiegelt, der hält entweder sich selbst oder andere zum Narren.

Es ist im Ausland nicht bekannt — aber die Wahrheit verlangt auch diese Aufklärung —, daß es hinter der Front der Roten Armee besondere "Detachemente zur Blockierung des Rückzuges" gab. Sie setzten sich aus "Regierungs-Sicherheits-Truppen" der NKVD zusammen und arbeiteten Hand in Hand mit der politischen Verwaltung der Armee. Ihre Aufgabe bestand im Aufhalten der fliehenden Soldaten, um Rückzüge zu verhindern, die nicht befohlen waren. Sie hatten das Recht, jedermann zu erschießen, der ohne Erlaubnis, gleichgültig aus welchem Grunde, die Reihen verließ, und sie zögerten auch nicht, dieses Recht auszuüben. Gewöhnlich übergaben sie aber ihre gefangenen Soldaten den Militärgerichten.

Bald waren wir vertraut mit dem Anblick ganzer Wagenladungen von Deserteuren, die von Tschekisten aus den Gefängnissen geführt wurden. Wahrscheinlich wurden sie zur Massenhinrichtung an irgendeinen verschwiegenen Ort geführt. Ihre Köpfe waren geschoren, ihre Gesichter grau: elende, zitternde Geschöpfe in zerfetzten Militäruniformen. Ich weiß aus zuverlässigen Quellen, daß die Desertionsziffern überraschend hoch waren.

Die Tatsache, daß Millionen von Männern, die für den Kampf ungeeignet waren, samt und sonders mobilisiert und ohne genügende Vorbereitung in den Kampf geschickt wurden, hilft mit, dieses Phänomen zu erklären. Ebenso die bloße tierische Furcht. Unsere einfachen Bauern wußten einer Gefahr, die sie verstanden, zu begegnen, aber

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

moderne Tanks, Flammenwerfer und Luftbombardemente lähmten viele vor Schrecken, noch bevor sie sich daran gewöhnen konnten. Der Mangel an geeigneten Waffen, um den feindlichen Waffen wirksam entgegenzutreten, erzwang an Stelle von Tankabwehrkanonen die Bildung von "Molotow-Cocktails"; ganze Herden von Rekruten brachen unter der Anstrengung zusammen. Die Regierung bezeichnete diese Früchte ihrer eigenen unentschuldbaren Fehler bequemerweise als Feigheit. Da sie das Leben der Menschen verachtete, war sie zufrieden, dem deutschen Metall russisches Fleisch und dem deutschen Benzin russisches Blut entgegenzusetzen.

Die schrecklichen Ziffern der Sowjetverluste sind millionenmal als Beweis unseres Heroismus aufgeführt worden — sie sollen wenigstens dieses eine Mal als Beweis für die Puscherei und Brutalität des Kremls dienen.

V

Die Evakuierung Moskaus begann im August und dauerte bis weit ins Jahr 1942 hinein, bis die Gefahr für die Hauptstadt endgültig gebannt war. Etwa einen Monat lang, bis ich in die Rote Armee einrücken mußte, beschäftigte ich mich mit dem Abbruch unserer Fabrik und bereitete die Verladung der Maschinerien in den Ural vor. Als sich die Luftangriffe der Nazis verstärkten, begann ein Teil der Bevölkerung von sich aus die Stadt zu verlassen. Optimisten und Hitzköpfe brüllten über diese Feigheit und Flucht. Aber bald genug, als die Eisenbahnen und Straßen rings um die Hauptstadt zerstört waren, bereuten wir es, daß die Behörden nicht selbst und von allem Anfang an diese Feigheit und Flucht organisiert hatten.

Es war eine grausige Arbeit für unsere halbverhungerten Männer und Frauen, die Ausrüstung bis zu den Fundamenten abzubrechen und die schweren Maschinen fortzuschaffen. Noch schwerer aber war das Bewußtsein, daß wir etwas abbrachen und zerstörten, was wir mit grenzenlosen Opfern bezahlt hatten, etwas, das uns teuer geworden war und als Symbol der solange hinausgeschobenen industriellen Wohlfahrt galt. Wir arbeiteten trübsinnig. Nicht einmal der wildeste Gegner des Sowjetregimes hätte es für möglich gehalten, es werde schon sechs Wochen nach Ausbruch der Feindseligkeiten notwendig sein, die Landeshauptstadt zu evakuieren.

Die gewohnte Betriebsamkeit unserer Fabrik flaute ab. Das Leben erlosch und schien auszusterben. Unsere sonst so freundlichen Arbeiter verbrachten ihre Tage in bedrücktem Schweigen. Wir alle hofften, die Gefahr werde wider Erwarten übertrieben. Als diese Hoffnung sich einmal verwirklicht zu haben schien, erhielten wir von unserem Kommissariat den Befehl, mit dem Abbruch aufzuhören. Aber inmitten unserer Begeisterung wurde der Befehl wieder zurückgenommen, und wir erhielten die Weisung, die Evakuierung zu beschleunigen.

## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Eine gewisse Anzahl spezialisierter Arbeiter wurde ausgewählt, um mit den Maschinen nach Osten zu fahren, die anderen alle mit einem Lohn für zwei Wochen entlassen. Dasselbe geschah in allen anderen Betrieben Moskaus. Zu den Schrecken der Luftangriffe, des Nahrungsmittelmangels, der Kälte und der unterbrochenen Versorgung mit Elektrizität und Wasser gesellten sich nun noch die Schrecken der Arbeitslosigkeit.

Obschon die Nazis die Vorstädte Moskaus vor einem Monat nicht erreichen konnten, glich die Stimmung in der Hauptstadt Ende August der Verzweiflung einer verdamnten Stadt. Die höheren Beamten schickten ihre Familien und ihre Habe in Automobilen, Zügen und Flugzeugen nach Swerdlowsk und anderen Uralstädten. Hunderte unserer Führer wohnten in ihren Büros und hielten ihre Koffer und Regierungswagen zur augenblicklichen Flucht bereit. Wir arbeiteten den ganzen Tag, wurden dann den ganzen Abend gedrillt und kämpften nachts gegen die Wirkungen der Bomben.

Das ganze verantwortliche Personal unseres Betriebes stand unter "Kriegsrecht", wie in allen Industriebetrieben der Hauptstadt. Wochenlang ging ich nicht nach Hause, aß und schlief an meinem Arbeitsplatz. Niemals werde ich den Anblick des Grauens und des Heldentums vergessen, wie wir an unseren Maschinen und Posten ausharhten, während Bomben und Granaten ringsum niederfielen, deutsche Flugzeuge über uns heulten und Frauen und Kinder in unseren Werkstätten weinten. Es war eine Nervenprobe, in der das russische Volk eine bewunderungswürdige Kraft zeigte.

Mit einem Gefühl der Erleichterung und dem Bewußtsein, den rechten Platz in den kämpfenden Reihen einzunehmen, trat ich in die Rote Armee ein. Anfangs September beorderte mich die Aushebungskommission zur Untersuchung. Da nun seit meiner Meldung als Freiwilliger genügend Zeit verstrichen war, strichen Jegorow und Manturow meinen Namen aus der Liste der "Unentbehrlichen" aus. Die Prüfung meiner Gesundheit erforderte ganze zwei Minuten.

Ich wurde nach Bolschewo, etwa zwanzig Kilometer von Moskau entfernt, dem Kriegs-Ingenieur-Institut zugeteilt und diente mit dem Rang eines Hauptmanns, den ich bereits innehatte. Ich wurde einer besonderen Division zugeteilt, in der Offiziere für höhere Posten ausgebildet wurden. Mit hundert anderen Ingenieuren jeder Art erhielt ich Kurse für militärische Ingenieurarbeiten und eine ebenso gründliche Kampfausbildung.

Weil Bolschewo so nahe bei der Hauptstadt lag, wurden Irina und ich noch nicht voneinander getrennt.

(23) Panik in Moskau

*Kravchenko stationiert in Bolschewo – Niveau der militärischen Ausbildung und Ausrüstung sowie der Instrukturen – Oktober 1942: Evakuierungschaos in Moskau: Panik, Aufruhr, Plünderungen – Truppentransport nach Kasan – Besprizorni (heimatlose Kinder) – Victors und Dmitris Fußmarsch nach Menselinsk, Kontakt mit der Bevölkerung – Nach Erkrankung zurück nach Moskau – Kravchenko wird Chefingenieur von Promtrust – Ende Mai 1942: Vorladung beim Sownarkom der RSFSR – Andrej Iwanowitsch Utkin – Konstantin Pamfilow*

I

In Bolschewo wurde ich zum Parteiorganisator ernannt, was mich zum leitenden politischen Kommissar meiner Offiziere machte. In allen militärischen Belangen erhielt ich natürlich Befehle von Oberst Warwarkin und seinen Mitarbeitern. Die wachsende Tragödie des Leidens unseres Landes brachte uns alle einander näher. Ein ganzes Kontingent von Jünglingen unter zwanzig Jahren besuchte die Kurse, aber meine Abteilung setzte sich aus reifen Männern zusammen, welche durch die lange und harte Erfahrung in der Industrie und der Politik Rußlands gegen Illusionen immun geworden waren. Ich tat mein möglichstes, um das Los meiner Genossen zu erleichtern.

In meinem Herzen war ich ein überzeugter Feind der Regierung. Ich haßte ihre Brutalitäten. Die Beweise ihrer Unfähigkeit, welche sich nun rund um uns auftürmten, verstärkten diesen Haß. Stalins Kuhhandel mit Hitler — dieser "Realismus" mit Rückwirkungen — war rückblickend so beschämend, daß selbst stalinistische Fanatiker sich nur schmerzlich daran erinnerten. Aber ich liebte mein Vaterland und empfand tiefes Mitleid mit meinem Volk. Ich kannte viele andere, denen es gleich erging. Ohne Ausnahme ließen wir unserem Groll nicht die Zügel schießen. Ohne Ausnahme waren wir bereit, für den russischen Sieg zu sterben.

Die Ausbildung in Bolschewo wäre auch für eine drittklassige Nation unwürdig gewesen, geschweige denn für eine Großmacht nach zwei Jahrzehnten der Industrialisierung. Die Werkzeuge für den Bau von Brücken, betonierter Maschinengewehrunterstände und Flugplätzen waren so primitiv, daß sie praktisch nur aus Axt und Schaufel bestanden. Wo blieb denn da die hohe Technik, von der in der kommunistischen Beredsamkeit immer gesprochen wurde? Ich hörte über diesen Gegenstand viele ironische Bemerkungen und offenes Fluchen.



## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Diese Ausrüstung für Dynamitsprengungen", sagte uns ein Instruktionsoffizier offen ins Gesicht, "muß als nationales Erbstück geachtet werden. Es ist uns aus der dunklen Vergangenheit überliefert worden."

"Werden uns die Deutschen nicht wie Rebhühner niederschießen, während wir eine solch schwerfällige Pontonbrücke bauen?" fragte ich nach der Stunde den Vortragenden privat.

"Leider ist das so, Genosse Kravchenko," seufzte der Instruktionsoffizier, "aber es ist die einzige Ausrüstung, die wir besitzen."

Mit wenigen Ausnahmen waren leider die Instrukturen ebenso primitiv wie die Ausrüstung, mit der sie arbeiteten. Der über Straßenbau dozierende Oberstleutnant hätte mit Vorteil bei jedem Vorarbeiter vom Fach Stunden nehmen können. Aber er war ein erprobter Kommunist und widmete fast alle seine Zeit den Erinnerungen an seine Heldentaten im Bürgerkrieg. Als Offiziere verwendeten wir viel Zeit auf die Lektüre und Diskussion der ausgewählten Werke Lenins und Stalins. Man konnte natürlich nicht von uns erwarten, richtig Minen legen und Brücken bauen zu können, ohne ein gebührendes Wissen um die stalinistischen Fälschungen des Leninismus zu besitzen.

Trotz Hindernissen und Störungen studierten wir angestrengt und ergeben. Wir waren uns alle der Wichtigkeit unserer Ausbildung zutiefst bewußt. Wir wußten, daß wir bald für das Leben der Soldaten unter unserem Befehl und für die Lösung schwieriger militärischer Probleme verantwortlich sein würden.

Dank meiner Stellung als Parteiorganisator stand ich nicht nur mit unseren Ingenieureinheiten in ständiger geschäftlicher Verbindung, sondern auch mit der Hauptstadt. Ich besuchte zusammen mit den führenden Offizieren alle Versammlungen unseres Parteikomitees. Wir hörten beständig pessimistische, vertrauliche Berichte, was uns mehr und mit besserem Recht als die parteilosen Offiziere bedrückte.

Ich war oft im eigentlichen Moskau und kannte deshalb die wachsende Verzweiflung in der Hauptstadt. Als sich die Evakuierung ausdehnte und die Deutschen näher kamen, wuchs die Verwirrung und Beunruhigung. Mit dem Anwachsen der Beunruhigung verstärkte sich auch der Terror der Polizei. Es war ein Circulus vitiosus, der unvermeidlich schließlich jenen Höhepunkt der Panik und der Plünderung herbeiführte, der so sorgfältig vor der Außenwelt verheimlicht wurde.

Ende September waren Furcht und Unordnung derart angewachsen, daß ein Aufruhr drohte. Das Bevorzugungssystem bei der Evakuierung ließ die gewöhnlichen Moskowiter vor Wut kochen. Zum erstenmal seit zwanzig Jahren hörte ich offene Flüche über das Beamtentum. Jedes Verwaltungsbüro stellte Listen von Personen auf, welche berechtigt waren, den Zug nach Kuibischew, Swerdlowsk und anderen

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Zufluchtsstädten zu benützen. In der Theorie waren einzig die "Unentbehrlichen" dazu berechtigt, in Wirklichkeit aber entschieden letzten Endes Nepotismus und politische Schieberei.

Die Parasiten der politischen Macht beanspruchten Platz für ihre Möbel, ihre Garderoben, ihre Geliebten und ihre Verwandten, während Tausende von elenden Familien mit Bündeln und Koffern bei den Bahnhöfen im Freien übernachteten, in der schwachen Hoffnung, einen Platz oder auch nur eine Gelegenheit zum Steh in irgendeinem Zug, der irgendwohin nach Osten fuhr, zu ergattern. Die Glücklichen waren die Moskowiter mit amtlichen Abreisebewilligungen. Tausend andere flohen zu Fuß.

Die Flüchtlinge auf den Bahnhöfen wurden mit jedem Tag zahlreicher, erschreckter und lauter. Ihre Furcht steckte die ganze Stadt an. Ich nahm an Konferenzen teil, an denen diese Frage besprochen wurde. Hätte es sich um Vieh gehandelt, so wäre wenigstens die Futterfrage für die lange Reise besprochen worden. So aber kam es niemandem in den Sinn, die Frage der Verpflegung für die Flüchtlinge aufzuwerfen, auch nicht, in welchem Zustand sie an ihren Bestimmungsort gelangten und wie sie sich dort nachher über Wasser halten konnten.

Als die Menge auf den Bahnhöfen zu sehr anwuchs, um noch in Schach gehalten zu werden, behalf man sich schließlich mit Viehwagen, Kohlenwagen und selbst mit Wagen der Untergrundbahn. Ohne sie zu säubern oder zu desinfizieren, wurden diese Wagen mit Sowjetbürgern vollgepfert und auf ihre langsame und beschwerliche Reise geschickt. Verzweiflung und Tränen kennzeichneten diese Vorgänge. Kinder gingen verloren, Familien wurden getrennt und die Leute gezwungen, auf wertvollen Besitz zu verzichten. Da die Bahnhöfe beliebte Angriffsziele der Nazibomber waren, trugen die Luftangriffe noch zur Erschwerung dieser Evakuationen bei.

Unterdessen strömten, wie zum Hohn der Massen, große Karawanen staatlicher Motorfahrzeuge, beladen mit Familien und Hausrat der Elite, aus Moskau. Der Abgrund zwischen den Klassen klaffte vor diesem wahnsinnigen Hintergrund des Krieges und der Gefahr noch häßlicher und tiefer.

In der ersten Oktoberwoche verlor die Hauptstadt ihre Fassung. Eine Stadt kann genau so gut wie ein Mensch einen Nervenzusammenbruch erleiden. Die Trams und Autobusse verkehrten nur noch stoßweise. Die Läden waren meistens leer, aber die Hungernden standen trotzdem Schlange. Obgleich Irina bessere Beziehungen und mehr Geld als die meisten Leute besaß, litt sie oft schwer unter dem Hunger. Die Häuser und Büros waren ungeheizt, die Versorgung mit Wasser und Elektrizität war unsicher und klappte nur zeitweise.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Tag und Nacht stieg Rauch aus den Kaminen der NKVD-Gebäude, des Obersten Gerichtshofes, des Kommissariats für Auswärtiges und verschiedener anderer Institutionen und Parteihauptquartiere. Unsere Führer vernichteten eilig Dokumente und verwischten die Beweise für ihre offiziellen Verbrechen. Die Regierungsbeamten hatten offenbar von oben Instruktionen erhalten. Der erste Oktoberschnee färbte sich dunkel vom Ruß der verbrannten Papiere.

In völliger Verschwiegenheit wurde eines Nachts der Sarg mit Lenins sterblichen Resten aus seinem Grab am Roten Platz von Tschekisten auf einen Wagen verladen. In einem besonderen Wagen wurde er nach der Stadt Tyumen in Sibirien überführt, wo er bis zum Kriegsende, fast vier Jahre später, verblieb. Die wertvollsten Gegenstände des Kremls und auch der Museen gingen nach dem Inneren des Landes. Die Bombardierung von Moskau wurde zwar mit jedem Tag heftiger und schrecklicher, aber doch nicht so verheerend, wie wir es erwartet hatten.

Am 12. Oktober ließen die Deutschen Flugblätter über dem Bolschewogebiet fallen. Ich führte eine Kompanie erprobter kommunistischer Offiziere, die diese Botschaften einsammeln mußten. Es wurde uns selbstredend verboten, sie zu lesen — jedermann im Besitze eines Flugblattes wurde augenblicklich verhaftet. Aber wir bemühten uns, sie heimlich bei der Arbeit zu entziffern. Sie machten auf uns keinen Eindruck, höchstens, daß wir den Feind noch mehr verachteten. Mir schien die deutsche Propaganda außerordentlich plump. Ihre Arroganz war abstoßend, und sie beging den Fehler, unsere Vaterlandsliebe mit der Liebe zu Stalin zu verwechseln.

In der gleichen Nacht gab es Alarm. Innert einer halben Stunde mußten drei Bataillone unserer jungen, halbausgebildeten Offiziere mit voller Kampfausrüstung nach den westlichen Stadtgrenzen Moskaus abmarschieren. Achtundvierzig Stunden später kehrte etwa ein Drittel blutig, durchfrozen, hungrig und entmutigt zurück; die übrigen sahen wir nie wieder. Die meisten dieser Jünglinge waren fanatische Komsomolzen und zogen mit dem Kriegsruf: "Für Stalin! Für die Partei!" in den Kampf.

Am 14. Oktober lagen wir alle im Schnee der Wälder um Bolschewo. Wir bewachten einen Abschnitt zwischen den Zufahrtstraßen zur Hauptstadt, in dem die Landung deutscher Fallschirmjäger erwartet wurde. Ich trug noch immer Sommerunterwäsche, dünne Segeltuchschuhe, eine Sommermütze und einen abgenutzten Armeemantel — bei Temperaturen die bereits weit unter Null lagen. Meine Bewaffnung bestand aus einem Übungsgewehr und genau drei Patronen. Obschon alle Offiziere, waren nur wenige besser gegen die Kälte geschützt, und nur die ganz Glücklichen verfügten über fünf Patronen. Die vom Hauptquartier versprochene Munition war nicht eingetroffen. Viele von uns hatten natürlich warme Zivilkleider bei sich; ich hatte zum Beispiel in meinem Koffer ein Paar gute Schuhe, wollene Unterwäsche und andere Dinge. Aber es wurde

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

uns streng verboten, etwas anderes als die Militärausrüstung zu tragen. So froren und litten wir zum Ruhme der militärischen Idiotie.

Jene Tage und Nächte im Schnee, bei denen manche meiner Genossen erfroren oder an Fieber erkrankten, werden mir immer im Gedächtnis bleiben. Schlimmer noch als der Mangel an geeigneter Bekleidung, Ausrüstung und Munition war der Anblick der Autokolonnen, die, beladen mit den Parasiten und ihrem Eigentum, aus Moskau entflohen. Ein Offizier, der neben mir im verschneiten Graben kauerte, rief: "Wenn ich noch einen Wagen mit Bürokraten sehe, so durchlöchere ich diese Hurensöhne."

"Spar deine drei Kugeln besser für die Deutschen", sagte ich.

Als wir eines Nachts von Bolschewo müde, hungrig und erfroren zurückmarschierten, sangen wir eines der vorgeschriebenen Lieder:

"Auf in den Kampf fürs Vaterland!  
Auf in den Kampf für Stalin!  
Teuer ist uns der Schlachtenruhm.  
Unsere guten Pferde stampfen mit den Hufen,  
Während wir gegen Stalins Feinde ziehn ..."

In solchen Augenblicken hatte ich wenig Liebe für Stalin übrig. Nicht die Hufe der Pferde, sondern meine Segeltuchschuhe stampften den winterlichen Boden. Aber ich sang mit den andern. Die Worte unserer Kriegslieder und die Gefühle in unseren Herzen stimmten nicht immer miteinander überein.

Am Abend des 15. Oktobers wurden zwei Kompanien qualifizierter Ingenieure in einer vertraulichen Mission nach Moskau abgeordnet. In meiner Eigenschaft als Parteiorganisator teilte man mir ihre Aufgabe als Staatsgeheimnis mit. Sie mußten andere Gruppen treffen, besondere NKVD-Ingenieureinheiten. Ihre Aufgabe war, die Sprengung Moskaus vorzubereiten. Der Sprengstoff war in der Moskauer Untergrundbahn, den Hauptgebäuden des Kremls, im Elektrizitätswerk, den Wasserwerken, den Bahnhöfen, Museen, Theater, in den wichtigsten Regierungsgebäuden und Festungen bereitgestellt. Alles war dazu vorbereitet, die Hauptstadt zu "versengen". Der feindliche Einmarsch sollte einen hohen Zoll an deutschen Leben und einen noch höheren Zoll an russischem Blut kosten. Die Minen wurden bis zum Sommer 1942 nicht entfernt.

Am Morgen des 16. Oktobers sandte mich Oberst Warwarkin nach Moskau. Die Stadt stand bereits in völliger Panik. Die verrücktesten Gerüchte gingen um. Man sagte, im Kreml hätte ein Staatsstreich stattgefunden, Stalin sei verhaftet, die Deutschen seien bereits in Fili am Rande der Stadt. Verwirrte Leute waren überzeugt, deutsche Fallschirmtruppen auf dem Roten Platz gesehen zu haben. Sie sagten, die Deutschen

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

befänden sich in Uniformen der Roten Armee bereits unter uns. Die Massen drängten sich von Straße zu Straße und dann wieder zurück, in plötzlichen, panischen Wellen.

Bereits begann der Aufruhr und das Plündern. Läden und Warenhäuser wurden von der wahnsinnigen Menge gestürmt. Der Eindruck, es existiere keine Regierung mehr, verbreitete sich. Millionen von Moskowitern wurden ohne Nahrung, Brennmaterial oder Waffen ihrem Schicksal überlassen. Die Ordnung brach zusammen.

Im Savoy, im Metropol und in mehreren anderen großen Hotels und Restaurants feierten von der Panik gepackte Frauen und gewöhnliche Huren mit hohen Beamten, welche die Stadt noch nicht verlassen hatten, liederliche Orgien. Wein und Wodka flossen in Strömen. Vielleicht waren diese Feste weniger orgiastisch, als die Berichte besagten, aber diese unwürdigen Geschichten waren schon an sich bezeichnend für den Zusammenbruch.

Daß zum mindesten einige dieser Berichte der Wahrheit entsprachen, wurde mir erst später bestätigt. Im Hauptquartier des Sownarkom am Sadowaja-Karetnaja-Boulevard zum Beispiel, versammelten die hohen Beamten die jüngeren weiblichen Angestellten zu einem Saufgelage, das stundenlang andauerte. In hundert anderen Regierungsbüros und Privatwohnungen benahmen sich die Leute, als stehe der Weltuntergang bevor. Luftangriffe und Gerüchte steigerten diese Panik bis zum Wahnsinn.

Es gelang mir, bei Einbruch der Nacht wieder nach Bolschewo zurückzukehren. Dort traf ich auf eine ungeordnete brüllende Menge, die durch unsere Gebäude flutete. Die Plünderung hatte gleich nach meiner Abreise eingesetzt und dauerte schon Stunden. Die Einwohner waren rasch durch die Bauern der benachbarten Dörfer verstärkt worden. Unsere Kommandanten waren verschwunden. Als die militärischen Lager erbrochen worden waren, schlossen sich viele Offiziere der plündernden Menge an, um warme Kleider zu erbeuten. Der plündernde Heuschreckenschwarm stahl Woldecken, Leintücher, Uniformen, Schuhe, Lebensmittel und alles was nicht-niet- und nagelfest war. Die Gebäude sahen aus wie Schlachthäuser; rings herum war der Schnee zerstampft und mit vergessenen Gegenständen übersät.

Es gelang mir rasch, Oberst Warwarkin zu finden. Er war offensichtlich mit Berichten geradezu überschwemmt und fühlte sich hilflos. Er hörte meinem Bericht zerstreut zu. Wahrscheinlich dachte er an die Panik in der Hauptstadt. Oberst Warwarkin glaubte, Bolschewo werde ohnehin evakuiert. Vielleicht war es besser, daß unser eigenes Volk die Vorräte plünderte, statt sie den Naziplünderern zu überlassen ... Um Mitternacht kehrten er und die andern Offiziere zurück; die Plünderer waren verschwunden und die Disziplin scheinbar wieder hergestellt. Bald kauerten wir wieder im Schnee im Wald und waren uns nur allzu sehr bewußt, weder die Kraft noch den Glauben zu besitzen, auch nur einen einzelnen Deutschen aufzuhalten, falls einer des Weges kommen sollte.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Unterdessen drängten sich verzweifelte Männer, Frauen und Kinder durch die Straßen Moskaus und belagerten die Bahnhöfe. Am 17. Oktober brachen wiederum rasende Pöbelhaufen auf der Suche nach Nahrung in Warenhäuser, Marktstände und Läden ein. Die Polizei schaute zu, ohne einzugreifen. Das Fleischkombinat Mikojan wurde bis zum letzten Pfund Fleisch, Wurst und bis zur letzten Konserve geplündert. Hungerige Haufen, von der Regierung ihrem Schicksal überlassen, stürmten die Süßwarenfabrik beim Majakowski-platz und verteilten unter sich Tonnen von Konfekt, Zucker, Butter und andere Rohmaterialien. Dutzende anderer Geschäfte wurden ebenfalls ausgeraubt.

Die Unordnung dauerte den ganzen Tag und noch einen Teil des 18. Oktobers an. Tausende von Kommunisten, die sich in einer verlorenen Stadt eingeschlossen wähnten, zerstörten ihre Parteikarten, politische Literatur und die Bilder Stalins und anderer Führer. Noch eine schreckliche Wahrheit, die mir später von zuständigen Leuten hundertmal bestätigt wurde, kann ich selbst bezeugen.

Die Deutschen hätten in diesen Tagen Moskau eigentlich ohne Kampf einnehmen können. Zwei oder drei Fallschirmdivisionen hätten genügt, um die Stadt in die Hand der Deutschen zu bringen.

Die rasch organisierten Arbeiterbataillone am Stadtrand waren nicht ausgebildet und ungenügend bewaffnet, und im Innern der Hauptstadt waren die Behörden gelähmt. Die ersten deutschen Tanks, welche Himki erreichten, stießen nur auf leichten Widerstand. Weshalb sie sich wieder zurückzogen, ist ein Geheimnis, das nur die Deutschen selbst aufklären können. Wahrscheinlich überschätzten sie die Verteidigung Moskaus und beschlossen, den Frühling und weitere Verstärkungen abzuwarten. Noch wahrscheinlicher aber hielten sie die schwache Verteidigung für eine russische Falle, die sie in irgendeinen höllischen Hinterhalt locken sollte. Es steht einzig fest, daß sie die Wahrheit nicht errieten, daß die Hauptstadt praktisch ohne Verteidigung war und psychologisch bereits kapituliert hatte.

Am 19. Oktober besserte sich die Lage. Die ersten Truppen aus Sibirien und dem fernen Osten trafen ein. Die Polizei und die NKVD erwachten aus ihrer Lethargie. An jenem Tage gab Stalin einen Erlaß heraus, den er persönlich unterzeichnete. Er richtete sich an das Beamtentum und trat sofort in Kraft, obschon seine Veröffentlichung erst nach zwei Tagen erfolgte. Schon der Tonfall dieses Schriftstückes verriet das Wissen, daß in Moskau völliges Chaos und die Auflösung jedes organisierten Widerstandes herrschte.

"Um die Verteidigung Moskaus im Hinterland zu sichern, das Hinterland mit Truppen zu verstärken und mit der zersetzenden Tätigkeit von Spionen, Verrätern und anderen Agenten des deutschen Faschismus Schluß zu machen ...", begann der Erlaß. Dann forderte er strenge und summarische Strafen für alle möglichen Leute:

"Provokateure, Spione und andere Agenten des Feindes, die das Gesetz und die Ordnung verletzen, müssen auf der Stelle erschossen werden." Der Befehl richtete sich an General Silinow, den Kommandanten Moskaus, und sagte wörtlich: "Zu seiner Verfügung stehen die Truppen der internen Verteidigung der NKVD, die Miliz und die freiwilligen Arbeiterdetachements." Der letzte Name ist ein Euphemismus für Kommunisten. Stalin zog es vor, diese Aufgabe nicht der Roten Armee zu übertragen, weil er fürchtete (im Lichte der vor einem Vierteljahrhundert gemachten Erfahrung), die regulären Truppen könnten sich weigern, ihre eigenen Leute zu erschießen. Er rechnete statt dessen mit der tierischen Furcht, welche schon der bloße Name der NKVD einflößte, genau wie die Berater des Zaren unter ähnlichen Umständen ihre Sicherheit den gefürchteten Kosaken und der Geheimpolizei anvertrauten.

Die Militärgerichte arbeiteten pünktlich und gründlich. Obschon man viele Tausende verhaftete und erschoss, wurde die Panik doch nicht durch diesen Terror gebrochen. Fliehende Bauern und Soldaten aus den vordersten Linien bestätigten die Nachrichten, die Deutschen zögen sich unter den Schlägen der neu eingetroffenen Truppen aus Sibirien und dem fernen Osten zurück und richteten sich augenscheinlich auf eine Winterbelagerung ein. Dies allein stellte die Ordnung wieder her.

In Bolschewo erhielten wir einen Evakuationsbefehl. Auf Befehl des Oberkommandos verbrannten wir politische Bücher, militärische Karten und Archive. Als wir bereits zum Abmarsch gerüstet waren, wurde der Befehl durch einen Gegenbefehl widerrufen. Einige Tage später aber wurde der Befehl: "Rückzug nach Osten" wiederholt, diesmal im Ernst.

Meine persönlichen Unannehmlichkeiten steigerten sich noch durch ein quälendes Zahnweh. Im Militärspital stopfte mir ein halbausgebildeter Zahnarzt ein Loch in einem meiner Backenzähne mit nasser Baumwolle und verschloß es mit Zement. Er glaubte wohl, dies sollte bis zu meinem unbekanntem Bestimmungsort fürs erstmalig ausreichen. Meine Erfahrung im nächsten Monat, während einer schrecklichen siebzehntägigen Bahnfahrt in einem kalten und überfüllten Güterwagen, gefolgt von einem sechstägigen Fußmarsch in den gummibesohlenen Turnschuhen, belehrte mich eines Besseren und brachte so schmerzliche Qualen mit sich, daß ich manchmal fast rasend wurde. Meine Backe schwoll immer mehr an, und der Schmerz zuckte durch alle Nerven meines Körpers.

## II

Die Truppen aus dem fernen Osten, welche sich in den Grenzkämpfen mit den Japanern ausgebildet hatten, und die an den Kriegswinter gewöhnten sibirischen Truppen eilten durch den ganzen Kontinent nach Westen, um die Angreifer aufzuhalten. Zur selben Zeit bewegten sich andere, viel kleinere Kontingente langsam in der entgegengesetzten Richtung über die Wolga und über den Ural, um ausgebildet und

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

ausgerüstet zu werden. Die meisten waren frische Rekruten, aber es gab auch Truppen darunter, die aus den verheerenden Niederlagen der Front gerettet und durch das Unglück gestählt worden waren. Alle sollten neu geschult und neu ausgerüstet werden. Die wirkliche Vorbereitung auf den Widerstand wurde jetzt erst begonnen!

Die traurige Rückständigkeit in den Vorbereitungen, die dadurch offenkundig wurde, ermöglichte es Hitler, ein größeres russisches Gebiet zu überrennen, als es selbst Napoleon oder irgendeinem anderen Feldherrn des Westens in unserer russischen Geschichte jemals gelungen war. Es wurden buchstäblich Millionen geschlachtet und weitere Millionen verstümmelt. Wir bezahlten einen schrecklichen Preis für die fehlerhafte Selbstzufriedenheit unserer Führer. Aber schließlich gelang es den neuorganisierten Truppen, die Kriegswelle aufzuhalten und zurückzudämmen, und die Fehlbaren erhielten durch eine seltsame Ironie der Geschichte Lob und Ehre ...

Meine Ingenieureinheit zählte auch zu den nach Osten kriechenden Abteilungen; fort aus der Gefahrenzone in die Ausbildungslager! Der täglich, ja stündlich, sich wiederholende Anblick der langen Truppentransporte, die nach Westen rollten, war beruhigend, aber auch beklemmend, da die meisten von uns unter einem unerklärlichen Schuldgefühl litten. Es erschien uns irgendwie schmachvoll, die Front zu verlassen, obschon wir auf militärischen Befehl handelten. Ich hatte, wie die meisten meiner Genossen, ein Gesuch eingereicht, um an die Front zurück versetzt zu werden.

Unser Offiziersbataillon, das sich am Bahnhof auf den Verlad vorbereitete, erhielt fünfzig Güterwagen zugeteilt, die fast alle bis zum Dach mit hohen Bergen Zeitungspapier geladen waren. Unsere qualifizierten Ingenieure, zum Teil mit eindrucklichen militärischen Rängen, waren deshalb die ganze Nacht bis weit in den nächsten Morgen hinein damit beschäftigt, das Papier in den Schnee hinaus zu werfen. Dann teilten wir uns in Gruppen, um Ofen, Laternen, Bretter und alles, was unsere Reise erträglicher machen konnte, aufzutreiben. Einige bohrten Löcher für die Ofenröhren in die Wagendächer, während andere beim Verlad der Ausrüstung in die Wagen halfen.

Am Abend kamen die Frauen, Mütter, Kinder und Freunde, um von uns Abschied zu nehmen. Und dann folgten die abgedroschenen, aber doch immer wieder herzerreißenden Abschiedsszenen. Irina war so sehr über meine geschwollene Backe und die leichten Sommerkleider beunruhigt, daß sie ganz vergaß, zu weinen.

Gewöhnlich wurden die Sowjetwagen im Krieg mit vierundzwanzig Personen beladen. In unserem Wagen waren wir dagegen fünfzig oder mehr, so daß wir weder alle sitzen, geschweige denn gleichzeitig liegen konnten. Wir hatten keine Schlafstellen, keine Bänke, keine Waschgelegenheit und keine Toilette. Wir schliefen abwechslungsweise.



Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

In meinem eigenen Wagen verbreitete ein kleiner Ofen in seiner unmittelbaren Nähe schwache Wärme. Abwechslungsweise erwärmten wir uns. Wir hatten keine einzige Laterne, und die Kerze in der einen Laterne, die jemand aus dem Bolschewobauernhof requiriert hatte, brannte rasch nieder. Nach wenigen Tagen war die Hälfte unserer Mannschaft stark erkältet, klagte über Verdauungsbeschwerden und andere Krankheiten. Mein Zahnweh wurde immer schlimmer.

So brauchten wir siebzehn Tage für eine Strecke, die unter normalen Verhältnissen in vierundzwanzig Stunden zurückgelegt wird. Mehrmals wurden wir unter Tags auf Nebengeleise abgeschoben, um die Strecke für Truppen und Materialtransporte nach der Front frei zu geben, oft aber auch für Luxuszivilzüge, die mit an die Wolga und weiter ostwärts fliehenden Beamten besetzt waren.

Nur einige der obersten Beamten und Kommissare kannten unseren Bestimmungsort. Auch ich gehörte zu diesen. Ich wußte, daß wir in die kleine Stadt Menselinsk in der Tatarenrepublik fahren, deren alte Hauptstadt Kazan heißt. Menselinsk liegt am Fluße Kama, einem östlichen Nebenfluß der Wolga.

Zweimal, manchmal auch dreimal täglich wurden wir an den größeren Bahnhöfen gepflegt. Obgleich unser Zug immer wieder lange Zeit an kleinen Bahnhöfen anhielt, war es uns streng verboten, ohne Erlaubnis des Wagenoffiziers auszusteigen. Diese Erlaubnis wurde selten gegeben. Der stumpfsinnige und geradezu beleidigende Befehl verursachte viele Leiden und erzeugte Bitterkeit. Wir konnten nicht einsehen, weshalb die für das Landesinnere bestimmten Offiziere so streng überwacht werden mußten, und unsere Geduld wurde immer geringer, je länger die Reise dauerte.

Bei einem der kleineren Halte bat mein Freund Hauptmann Numidow um die Erlaubnis, den Wagen eine Minute verlassen zu dürfen. Seine Bitte wurde abgeschlagen. "Dies ist kein Zug für Sowjetoffiziere, sondern ein Gefängnis!" brummte er wütend. Der Wagenoffizier hörte es nicht, aber einige der Umstehenden. Irgendein Halunke — ich habe den Kommunisten in Verdacht, der meine Stellung als politischer Kommissar begehrte — muß die höheren Vorgesetzten davon unterrichtet haben, doch ohne den "Schuldigen" mit Namen zu nennen. Zweifellos richtete sich die Denunziation gegen mich als Parteiorganisator und nicht gegen Numidow. Jedenfalls wurde ich bei der nächsten Station vor den Kommissar L\*\*\* befohlen.

"In deinem Wagen hat eine konterrevolutionäre Demonstration stattgefunden", brüllte er mich an. "Weshalb hast du sie nicht angezeigt, wie es deine Pflicht als Parteiorganisator war?"

"Ich habe nichts von einer Demonstration bemerkt", sagte ich.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Andere wohl. Ich befehle, daß du den Klassenfeind anzeigst, der sagte, man behandle uns wie Gefangene."

"Ich weiß nicht, wer das sagte. Zudem sind auch wir bloß Menschen. In der Wut sagt man manchmal Dinge, die nicht so ernst gemeint sind."

"Du bist viel zu weichherzig, Kravchenko. Wir haben Krieg und je schneller du das begreifst, umso besser. Komm mit in den Wagen. Wir wollen den Halunken schon herausröcheln."

Genosse L\*\*\* betrat mit der Miene eines rächenden Engels unseren Wagen. Er hielt eine zornige Rede und verlangte, der "deutsche Agent" müsse augenblicklich ausgeliefert werden. Ich blickte Numidow an, während der Kommissar tobte und drohte. Er war weiß wie ein Leintuch, und seine Gesichtsmuskeln zuckten. Ich fürchtete, er könnte sich selbst verraten. Zufällig kannte ich Numidows Lebensgeschichte. Seine Familie, eine Frau und zwei Kinder, die er vergötterte, waren in die Hand der Deutschen gefallen. Er haßte die Angreifer mörderisch. Und doch war er jetzt in Gefahr als "Klassenfeind" und "deutscher Agent" erschossen zu werden, weil er es gewagt hatte, sich über einen sinnlosen Befehl aufzuhalten. Glücklicherweise verriet ihn niemand.

Am folgenden Tage wiederholte sich die Geschichte, aber diesmal mit schwereren Folgen. Ein junger Leutnant unseres Wagens, der bereits im Feuer an der Front gestanden hatte, verlor die Nerven, als man ihm keine Erlaubnis gab den Wagen zu verlassen.

"Das ist ein Skandal!" rief er laut. "An der Front führte ich eine Kompanie im Kampf gegen die Deutschen. Hier aber im Wagen will man mir nicht einmal gestatten, meine Notdurft zu befriedigen!"

Schon an der nächsten Station kam Oberstleutnant Sergejew, dem diese "Widersetzlichkeit" pflichtschuldigst gemeldet worden war, in unseren Wagen, um den "Verbrecher" zu züchtigen. Der junge Offizier, ein schlanker, hübscher Bursche mit strohblondem Haar, wurde verhaftet, seine Rangabzeichen und seine Offiziersstreifen wurden entfernt. Als Strafe mußte er zehn Tage lang unter Bewachung auf einer offenen Plattform stehen. Zorn brandete durch unsere Reihen.

Von fünf Uhr morgens bis Mitternacht wurde der "Schuldige" gezwungen, auf einem durch den grausamen zentralrussischen Winter fahrenden offenen Wagen zu stehen. Seine Wache wurde bei jeder Station abgelöst. Als er für die kurze Nachtruhe in unseren Wagen zurückkehrte, zeigten wir ihm unser Mitleid, indem wir seine durchfrorenen Glieder massierten und ihm Nahrung und die wärmsten Kleidungsstücke gaben. Zudem brachten wir es fertig, die Wachen zu warnen. Falls ihnen ihr eigener

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Kopf lieb sei, würden sie es dem Gefangenen besser gestatten, zu rauchen und zwischen den Stationen, wenn ihn die wachhabenden Offiziere nicht sehen konnten, hinter der geteerten Blache Zuflucht zu suchen.

Nach dem zweiten Tage dieses unmenschlichen Schauspiels konnte ich nicht mehr an mich halten. Ich suchte Genosse L\*\*\* auf und bat ihn, einzuschreiten.

"Wir verstehen alle die Notwendigkeit strenger Disziplin," sagte ich, "aber sollten wir nicht auch den gesunden Menschenverstand ein bißchen walten lassen? Eines Tages werden wir Truppen im Kampf anführen. Das erfordert ein Gefühl der Autorität und der Selbstachtung. Was taugt es, uns so streng zu bewachen, als wollten wir alle desertieren? Morgen ist der 7. November, der Jahrestag der Revolution. Ich bin überzeugt, daß jeder einzelne unserer Einheit die Freilassung des Leutnants als Festtagsgeschenk würdigen würde."

Schließlich gab Genosse L\*\*\* meinem Drängen nach und willigte ein, Sergejew zu konsultieren. Er kehrte mit der Mitteilung zurück, das Urteil sei aufgeschoben worden, bis wir unsern Bestimmungsort erreicht hätten.

"Aber zieht mich nicht wieder in solche Geschichten hinein", sagte er. "Dies ist ein Krieg, keine Landpartie."

Unser Kommandant hatte die fixe Idee, uns jeden Morgen, sobald der Zug anhielt, wenn möglich vor Sonnenaufgang, trotz den arktischen Temperaturen, mit nacktem Oberkörper frühturnen zu lassen, damit wir auf der langen Reise nicht verweichlichten. Beim ersten Halt am Morgen wurden wir deshalb mit einem Signalhorn geweckt und stellten uns zitternd vor Kälte und schlaftrunken zum Frühturnen auf. Die Kranken wurden nicht dispensiert. Selbst an Tagen, da der starke Wind die Haut wie mit Nadeln peitschte, fand dieses Turnen statt. Unsere Begriffe von Disziplin waren offenbar von mittelalterlichen Zaren übernommen worden.

Wer Geld bei sich hatte, versuchte an den Bahnhöfen, wo wir verpflegt wurden, von den Bauernhändlern Waren zu kaufen. Wir sahen aber, daß die Preise (bereits Inflationspreise) in den wenigen Kriegsmonaten schon himmelhoch gestiegen waren. Der billigste Tabak kostete 50 Rubel pro Paket, ein Hühnchen 1200 Rubel oder das doppelte Monatseinkommen eines Offiziers. Die gewöhnlichen Soldaten, deren Sold sich auf acht bis zwölf Rubel monatlich belief, hätten neun Jahre dienen müssen, um im November 1941 ein Hühnchen zum offiziellen Preis kaufen zu können.

An einem Bahnknotenpunkt vor Kasan gestattete man uns, während der Zug auf ein Nebengeleise geführt wurde, um einem langen Truppentransportzug Platz zu machen, einmal unsere Beine zu strecken. Ich begab mich mit mehreren Offizierskameraden in Richtung eines Waldes, in dem Bäume gefällt wurden. Beim Herantreten sahen wir, daß

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

die arbeitenden Männer und Frauen keine Russen waren. Obschon die meisten die bäurischen lapti, russische Bastschuhe, trugen, nahm sich ihre übrige Kleidung fremdartig aus, trotzdem sie bereits beschmutzt und nach bester Sowjetart zerlumpt war. Es war auch offensichtlich, daß diese Leute nicht an die schreckliche Winterarbeit gewöhnt waren..

Von einem bewaffneten NKVD-Wächter erfuhren wir, es handle sich tatsächlich um Ausländer — Letten, Litauer, Estländer, Polen, Juden —, im ganzen vielleicht etwa zwei Millionen "Klassenfeinde" und "Unerwünschte", die man unter dem Schutze des Paktes zwischen Berlin und Moskau aus den von der Sowjetunion besetzten Zonen deportiert hatte. Unter drückendem Schweigen kehrten wir zum Zug zurück. Jede bloße Erinnerung an den Nazipakt war für die Eigenliebe der Russen ein schwerer Schlag.

Ein Rudel von Besprizorni, heimatlosen Waisen, hatte sich unterdessen um unsere Güterwagen geschart. Die ungewaschenen, zerlumpten und halb erfrorenen Kinder mit den vorzeitig gealterten Augen in ihren eingefallenen kleinen Gesichtern, bettelten in einem traurigen Singsang um Brot. Sie kamen mir zahmer, trauriger und weniger frech vor als die früheren Generationen der Besprizorni — vielleicht weil sie sich mit dem entwurzelten Leben noch nicht abgefunden hatten. Eine Gruppe dieser unglücklichen Kriegswaisen stand um die glühende Asche einer stillstehenden Lokomotive. Sie sangen das Lied der heimatlosen Kinder, das vor zwanzig Jahren schon während den Tagen des Bürgerkrieges überall bekannt war und jetzt durch die Kriegswaisen wieder neu zum Leben erweckt wurde:

"Ach, ich sterbe, ich sterbe  
Und man wird mich begraben.  
Und niemand wird je wissen  
Wo mein Grab steht."

Wir gaben den Unglücklichen das wenige, das wir entbehren konnten. Glücklicherweise hatten wir genügend Brot. Auch wenn diese umherwandernden Horden, denen keine andere Wahl blieb, böse waren und stahlen, so konnte es doch kein Russe übers Herz bringen, hart mit ihnen zu sein. Waren sie doch ein lebender Vorwurf für die Unmenschlichkeit der erwachsenen Welt.

Unser Bestimmungsort auf dem ersten Abschnitt unserer Reise war Agriz, wo wir endlich am siebzehnten Tage anlangten. Wir verbrachten die Nacht auf den nackten Böden eines verlassenem und ungeheizten Schulhauses. Am Morgen erhielten wir den Befehl, uns in sechs Tagen in Menselinsk zu melden. Wie kamen wir am besten dorthin? Dies war unsere eigene Sache. In sechs Tagen sollten wir es zu Fuß schaffen können. Wenn wir Glück hatten, so nahmen uns freundliche Bauern vielleicht auf Pferdeschlitten mit. Wir teilten uns in mehrere Gruppen, jede unter der Leitung eines Parteikommissars.

## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Unsere Kommandanten, die auf Motorrädern vorausfuhren, sahen in ihrem Verhalten keinen Widerspruch, wenn sie uns jetzt allein im rauen, schneebedeckten Tatarenland zurückließen, nachdem sie uns im Zug wie Gefangene behandelt hatten.

### III

Unser zwölf brachen wir auf und liefen rasch, um uns warm zu halten. Unsere Ausrüstung und der Proviant für sechs Tage bildeten ein Gewicht, das mit jeder Minute schwerer drückte und größer wurde. Meine Segeltuchschuhe mit ihren glitschigen Gummisohlen waren kaum dazu geeignet, um über Eis und durch Schnee zu marschieren, und bald spürte ich auch jeden Schritt in meinem hohlen Zahn. Da stimmte einer ein trauriges Volkslied an, echt russisch in seinem kummervollen Heimweh, und dies linderte die Müdigkeit und die Schmerzen ein wenig.

Wir waren erstaunt, als wir große, verschneite Weizenfelder erblickten, die noch nicht abgeerntet waren und dann und wann sogar gebundene Garben geernteten Korns. Später gab uns ein Bauer die Erklärung: Da alle gesunden Männer und Pferde für die Armee an der Front eingezogen worden waren, blieben für die Ernte nur "Frauen, Kinder und Kühe" zurück, und riesige Mengen Korn konnten nicht eingebracht werden.

Nach einer Weile überholte uns ein Bauernschlitten. Nur zehn von uns hatten darauf Platz. Als Parteikommissar bestand ich darauf, zu Fuß weiterzugehen. Dmitri, ein Mann in den frühen Dreißigern, mit dem ich in Bolschewo Freundschaft geschlossen hatte, leistete mir als Freiwilliger Gesellschaft. Es war ein grauer, trostloser Tag, und die Landschaft lag überall unter der gleichen eintönigen Schneedecke. Nur manchmal unterbrach eine weit entfernt aufsteigende Rauchsäule oder das ferne Bellen eines Hundes unser Gefühl von völliger Weltabgeschiedenheit.

Müde durch die hereinbrechende Dunkelheit stolpernd, sprachen wir über den Krieg. Bereits in Bolschewo hatte ich entdeckt, daß Dmitri politisch ebenso enttäuscht war wie ich. "Ich sage mir jeden Tag, Victor Andrejewitsch, daß ich für Rußland in diesen Krieg ziehe — für das gute, einfache, herzerwärmende russische Volk — nicht für Stalin. Ich schwöre sonst könnte ich es niemals aushalten. Wenn sie droben im Kreml nicht ausgemachte Idioten sind, so müssen sie das begreifen. Sag mir, glaubst du wirklich, unsere Jungen seien bereit, für Stalin, Beria und all die übrigen NKVD-Sadisten zu sterben?"

"Es ist jetzt keine Zeit für Bitterkeit", sagte ich. "Ob es uns paßt oder nicht, die Partei, die NKVD und unser Land sind heute alle in der gleichen Notlage. Bis die Nazi vertrieben sind, kann man keine Unterschiede mehr machen. Hast du Tolstois *Krieg und Frieden* gelesen, Dmitri?"

"Selbstredend."

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Nun, glaubst du, unsere Sklaven hätten angesichts der Kanonen Napoleons plötzlich Grund gehabt, ihr Väterchen in Petersburg zu lieben? Und doch kämpften, starben und siegten sie. Wir haben heute auch keinen Anlaß, für unser Väterchen im Kreml zu kämpfen, zu sterben und zu siegen."

"Aber für Stalin gilt das Leben des einzelnen Russen keine Kopeke —"

"Ja, es wäre wirklich ein Hohn, wenn die Geschichte einen weiteren russischen Sieg Stalin zuschreiben würde."

Nach Anbruch der Nacht erreichten wir ein stilles, enges Dorf. Zu müde, um noch lange zu fragen, klopfen wir an die erste Haustür an unserem Weg. Ein bärtiger Bauer öffnete die Tür. In großer Bestürzung und aus Furcht, wir könnten glauben, er sei nicht gastfreundlich, erklärte er, seine Kinder seien krank. Er wies uns an einen Bauernhof weiter oben an der Straße, wo wir, wie er uns versicherte, beide willkommen sein und gute Nahrung erhalten würden.

Er hatte nicht übertrieben. Im Hause waren zwei warme und bequeme Zimmer mit farbigen Vorhängen an den Fenstern und Blumentöpfen auf den Sims. Ein hagerer, sauber gekleideter Bauer und seine grauhaarige Frau empfingen uns so herzlich, als hätten sie unsere Ankunft schon lange erwartet. Die übrigen Glieder der Familie waren ein zweiundzwanzigjähriger Sohn, sein vielleicht fünfzehnjähriger Bruder und eine scheue zehnjährige Tochter mit Zöpfen. Sie beeilten sich alle, es den Fremden bequem zu machen. Als der ältere Sohn seine Jacke auszog, sahen wir, daß sein linker Arm fehlte.

"Wanja wurde bei Kiew verwundet", seufzte der Vater.

Die jüngeren Kinder halfen uns, unsere eisbedeckten Schuhe ausziehen, während ihre Eltern Wasser kochten und in einem großen Holztrog hereinbrachten. Seit drei Wochen nahmen wir unser erstes Bad. Während wir uns gegenseitig einseiften, sahen wir durch die halboffene Tür, wie die Frau frische Wäsche und die sauberen Kleider ihres Sohnes für uns bereitlegte. Das kleine Mädchen deckte den Tisch zum Nachtessen.

"Das habe ich sagen wollen", flüsterte Dmitri. "Das sind die Menschen, für die ich gerne gegen die Deutschen kämpfe und sterbe."

Die Kohlsuppe schmeckte, auch ohne Fleisch, wie Nektar nach unserem langen Marsch, und die Maiskuchen mit Honig wie Ambrosia. Aber das Brot wurde dünn geschnitten, was in einem Bauernhaushalt immer ein sicheres Zeichen für Krisenzeiten ist. Dmitri und ich kramten aus unserem Gepäck Schwarzbrot, geräucherten Fisch, Tee und Zucker hervor. Unsere Gastgeberin vergalt uns mit Gurken, und ihr Gemahl, um

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

nicht zurückzustehen, grub eine Flasche Wodka aus, um uns zu erwärmen. Es war ein Fest, an dem wir uns noch lange freuten.

"Die Pest soll Hitler holen, Gott verzeih's", sagte unsere Gastgeberin und hob ihren Becher.

"Warum auch *Gott verzeih's*, Mütterchen?" fragte ich.

"Ach, ich sag das so aus Gewohnheit."

"Nein, Mutter, du läßt den Hurensohn mit der Pest zu gut wegkommen", sagte der alte Mann. "Ich würde ihn lebendig fangen, in einen Käfig stecken und der ganzen Welt zeigen. Die Leute sollten sich diesen Herodes ansehen." Er rückte seinen Stuhl näher an den Tisch und wandte sich an seine Gäste. "Mich interessiert nämlich folgendes: Was glaubt ihr russischen Offiziere? Wofür kämpfen wir?"

"Für unser Land, für Rußland natürlich", antwortete Dmitri.

"Unser Land, Rußland, natürlich ... ich würde meinen einarmigen Sohn wieder an die Front schicken und selbst hingehen. Aber für welches Rußland? Für das Rußland, das unsern Boden geraubt hat und unsere Kinder hungern ließ — oder für ein neues?"

"Ich versteh dich nicht, Väterchen", sagte ich und ermunterte ihn, mehr zu sagen.

"Was gibt es da zu verstehen? Ich stand im ersten Krieg selbst an der Front gegen Deutschland. Ich kämpfte, wurde verwundet und bei lebendigem Leib von den Läusen aufgefressen. Dann begann die Revolution. Freiheit, sagten sie. Das Land für die Bauern, sagten sie. Jedermann brüllte sich die Lungen heraus und sagte uns, wir seien das Salz der Erde, weil wir Gewehre in Händen hielten. Zweiundzwanzig Jahre sind vergangen, aber wir haben weder Freiheit noch Land — nur einen zweiten Krieg. Jetzt sprechen sie wiederum sanft mit uns und schmeicheln uns ..."

"Aber diesmal ist es unsere eigene Macht," wandte Wanja ein, "nicht das Zarentum. "

Sein Vater brachte ihn mit einem Blick zum Schweigen. Es herrschte kein Zweifel, wer in diesem Haushalt regierte. "Unterbrich mich nicht mit leeren Phrasen, Wanja. Ich habe nun viele Jahre lang geschwiegen. Unsere Macht! Wer hat uns denn das Brot weggenommen, mit allen listenreichen Plänen und offener Räuberei? Unsere Macht! Wer war es denn, der jede fünfte Familie in unserm Dorf liquidierte und während der Kollektivierung nach Sibirien verbannte? Was ich wissen will, ist ganz einfach das: Sind wir Menschen oder sind wir keine? Ich will leben, wie es mir paßt und nicht wie sie es mir vorschreiben!"

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Gut, Väterchen, du bist mit Recht zornig", sagte ich. "Aber wie hast du denn vor der Revolution gelebt?"

"Tausendmal besser", gab er zurück. "Die Wahrheit bleibt die Wahrheit. Ich hatte sechs Deßjatinen Land, ein gutes Pferd, ein Füllen, eine Kuh, ein Kalb, Schweine und Gänse. Ich züchtete Bienen. Wir waren arme Bauern, wohlverstanden, aber wir hatten immer genügend zu essen und genügend Kleidung. Deshalb frage ich dich, warum hat Wanja für Rußland seinen Arm verloren? Für welches Rußland zieht ihr beiden feinen, intelligenten Männer in den Krieg, um zu töten und getötet zu werden? Doch da sei Gott vor! Wenn es für das gleiche, alte Rußland der letzten Jahre ist, so hat das keinen großen Wert. Ich bin ein alter Mann und plappere zu viel, aber es ist schön zur Abwechslung wieder einmal die Wahrheit zu sagen."

Der einarmige Sohn hatte aufmerksam zugehört und sagte jetzt: "Vater, du sprichst von der Vergangenheit, als wünschtest du die Rückkehr der Gutsbesitzer, die uns Bauern wieder ausplündern."

"Ganz und gar nicht, Wanja. Du bist ein Komsomolze, du weißt nichts vom Leben der Vergangenheit. Ich wünsche die Rückkehr der Gutsbesitzer nicht, aber ich will weder für einen Hungerlohn noch für die Kolchosen arbeiten. Warum brauchen wir neue Herren? Die Kolchosen, welche gut arbeiten, können bleiben; aber man sollte nicht zum Eintritt gezwungen werden. Das ist nicht recht."

Alles, was er wünsche, wiederholte unser Gastgeber immer und immer wieder, sei ein "menschenwürdiges Leben". Er habe es satt und sei es müde, herumbefohlen zu werden. Unsere Gastgeberin hatte sich, wie es einer guten Hausfrau geziemt, schweigend verhalten; schließlich aber konnte sie nicht mehr an sich halten. "Warum hat man uns die Kirchen mit Gewalt weggenommen und sie in Speicher verwandelt?" rief sie aus.

"Ich weiß es nicht, Mütterchen," sagte Dmitri, "aber ich glaube, dies wird nicht wieder geschehen."

"Wenn wir dessen sicher wären, so würde ich täglich hundertmal für Stalin beten. Sag mir, warum will er jedermann zu seiner Religion bekehren?"

Wir brachen alle in ein schallendes Gelächter aus, besonders der älteste Sohn.

"Halt den Schnabel, Wanja", tadelte ihn der Vater streng. "Die Weisheit deiner Mutter ist tiefer als die deine. Wenn sie nicht täglich für dich gebetet hätte, so hättest du nicht deinen Arm, sondern deinen Kopf verloren. Oder hätten etwa deine Komsomolzen für dich gebetet?"



Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Aber Väterchen, Vergangenheit ist Vergangenheit", warf Dmitri ein. "Wir können nun einmal nicht die Uhr zurückstellen."

"Ich pfeife auf die Vergangenheit. Ich brauche den Zaren nicht. Aber ich will auch keine neuen Zaren. Ich will als freier Mensch leben, mein Land bestellen und meinen eigenen Gott anbeten. Euer Sowjetgott sitzt für meinen Geschmack zu tief im Kreml, hinter allzu vielen Schlössern und Wächtern. "

In jener Nacht schliefen wir tief und gesund, als lägen wir in unseren eigenen Betten. Ich träumte tatsächlich, ich sei wieder in Alexandrowsk, fahre den Dnjepr hinunter und höre den Kriegsgeschichten meines Großvaters über Türken und Kurden zu. Die alte Frau war die ganze Nacht aufgeblieben und hatte unsere Kleider gewaschen, gesäubert und geflickt, wie wir am Morgen entdeckten. Unsere Hemden und Taschentücher waren gewaschen und gebügelt und sogar meine Socken geflickt. Ich wurde durch diese Bemutterung beinahe zu Tränen gerührt. Ich umarmte die Frau, streichelte ihr graues Haar und küßte sie auf beide Wangen. "Danke, liebes Mütterchen", sagte ich, "mögest du lange und glücklich leben."

Dmitri war nicht weniger dankbar. Unser Gastgeber kletterte vom Ofen herunter und rief in vorgetäuschem Zorn: "He dort, ihr Halunken, treibt es nicht zu munter mit meiner Alten."

Wir versuchten lange, unseren Gastgebern Geld zu geben, aber sie wollten nichts davon hören. Sie nahmen bloß ein Stück Seife und eine Spule Faden an. Die ganze Familie nahm von uns Abschied. Es war wie ein Abschied vom eigenen Heim.

"Für Leute wie ihr würde ich gerne an der Front sterben", sagte Dmitri gerührt, als er alle unsere neuen Freunde der Reihe nach küßte. "Ihr seid ein Stück dessen, was man Rußland nennt, und das ist gut, sehr gut."

Es war noch frühmorgens, als wir in den Schlitten Platz nahmen, die Wanja für uns bereitgestellt hatte. Die alte Frau machte mit ihrer Rechten immer noch das Zeichen des Kreuzes über uns und wischte mit der Linken die Tränen, als eine Biegung der Straße uns aus ihren Augen entrückte. Etwa zehn Kilometer nach dem Dorf überredeten wir Wanja umzukehren. Wir schenkten ihm die Schlüssel- und Hammerinsignien der Armeeingenieure, auf die er seit unserer Ankunft ein Auge geworfen hatte, und empfahlen uns nochmals mit herzlichem Dank seinen Eltern.

Spät abends am dritten Tage erreichten wir die kleine Stadt Krasny Bor am Fluße Kama. Vor der Revolution hatte der Ort Piany Bor geheißen, "trunkener Wald", erklärte uns die Fischerfamilie, bei der wir übernachteten, jetzt heiße er Krasny Bor, "roter Wald", aber, ob trunken oder rot, das Leben sei nicht besser geworden.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Dmitri kam bei dieser harten Prüfung ziemlich gut davon, aber ich befand mich in einem mißlichen Zustand. Meine Zehen waren erfroren, meine Füße hatten Blasen und mein ganzer Körper schmerzte unerträglich. Die Schmerzen in meinem entzündeten Kiefer waren quälend.

Ich konnte kein Auge schließen. Am Morgen ging ich durch einen schneidenden Schneesturm zur Distriktsapotheke, die etwa drei Kilometer von Krasny Bor entfernt war. Trotz ihrem hochtrabenden Titel erwies sich diese als eine verlorene Gruppe von Holzhäusern, die von einer Ärztin mittleren Alters geleitet wurde. Da sie selbst aus Moskau stammte — sie war wohl in diese Gegend verbannt worden —, war sie entzückt, jemand aus der Hauptstadt zu sehen und sehnte sich nach der kleinsten Nachricht. Zugleich war sie verwirrt, weil sie wenig für mich tun konnte.

"Du hast eine Kieferentzündung", meldete sie mir nach einer sorgfältigen Untersuchung. "Die Infektion eines Zahnes hat sich auf den ganzen Körper ausgedehnt. Du solltest so schnell wie möglich nach Menselinsk kommen und dich dort sofort in Spitalbehandlung begeben. Ich bin hilflos hier."

"Aber du wirst mir doch den kranken Zahn ziehen", sagte ich.

"Nein, ich habe keine anästhesierenden Mittel. Die Ampullen, die ich hier gefunden habe, sind mindestens zehn Jahre alt und sicherlich völlig wirkungslos. Zudem habe ich keine frischen Injektionsnadeln."

Ich bat sie, mir den Zahn trotzdem zu ziehen. Sie tat es, schnitt in das entzündete Gewebe und arbeitete mit einer groben, alten Zange. Ich finde keine Worte, um diese fünfzehn Minuten grenzenloser Qual zu schildern. Dann ruhte ich mich für eine Stunde auf einer Couch aus, stärkte mich mit einem Schluck Alkohol und marschierte nach Krasny Bor zurück. Da nun der schmerzende Backenzahn gezogen war, war die Anspannung meiner Nerven etwas weniger grausam. Dmitri ließ mich an diesem Tag und in der folgenden Nacht in der Fischerhütte ausruhen, und am folgenden Tag, dem fünften seit wir den Zug verlassen hatten, überquerten wir den gefrorenen Kama. Wir trafen auf mehrere andere Gruppen unserer Einheit und erreichten am sechsten Tage Menselinsk.

Dies war eine typische Tatarenstadt mit einem Gewirr von engen Gäßchen mit ihrem scharfen orientalischen Geruch. Wir wurden in einem alten Schulhaus einquartiert, wo es weder Licht noch Wasser gab. Mehrere Eisenöfen wurden angefordert, aber sie konnten die Kälte nur wenig mildern. Praktisch hatten alle unsere Leute erfrorene, geschwollene und in einigen Fällen blutige Füße. Ich war zu erschöpft, um mich zu bewegen, aber irgendwie gelang es Dmitri, eine Strohmattatze und ein mit Stroh gefülltes Kissen für mich aufzutreiben. Mein schmerzender Körper schien mir zu gigantischer Größe aufgeschwollen. Durch den Schleier meiner Schmerzen hindurch

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

hörte ich undeutlich die Männer meiner Umgebung über ihr Essen, ihre Unterkunft und ihr elendes Schicksal fluchen. Die Aussicht auf das Leben in Menselinsk machte sie alle mürrisch und verzweifelt. Diesmal waren die kommandierenden Offiziere so rücksichtsvoll, für Klagen keine Verhaftungen zu machen, und hielten sich in diskreter Entfernung.

Zwei Tage lag ich in Qualen auf meinem Strohbett. Am dritten Tag wurde ich ins Militärspital von Menselinsk überführt. Ich hatte hohes Fieber. Dann ließ der Schmerz langsam nach, und ich war imstande meine Umgebung zu unterscheiden. Eine Ärztin mit hübschen Gesichtszügen und freundlichen Augen maß mir das Fieber.

"Es wird schon recht kommen, Genosse Kravchenko", lächelte sie mich beruhigend an. "Sobald du stark genug sein wirst, um reisen zu können, mußt du zur Behandlung nach Moskau zurück. Unterdessen werden wir es dir so bequem wie möglich machen."

Langsam kam ich wieder zu Kräften. Dmitri, Numidow und andere brachten mir gute Nahrungsmittel. Das Spital selbst versorgte die Patienten nur mit einem Stück Schwarzbrot, Tee mit Zucker, Suppe und zweimal täglich Haferschleim. Wir schliefen auf Strohmattentzen unter harten Armeedecken. Aber meine behandelnde Ärztin, Eugenia Wladimirowna, machte mit ihrer Freundlichkeit und ihrem Verständnis die schlimmen Lebensbedingungen wieder wett. Wir waren eine merkwürdig gemischte Gruppe in meiner Abteilung — ein alter Bauernsoldat, ein politischer Kommissar im Range eines Obersten und mehrere gemeine Soldaten —, und wir schlugen die Zeit tot, indem wir uns über alle möglichen Gegenstände stritten, aber wir stimmten alle in unserer Liebe zur Ärztin überein.

Wir waren alle sehr niedergeschlagen — es war der Dezember, da das Schicksal Moskaus in der Schwebe zu sein schien. Es gab keine Zeitungen und kein Radio im Krankenhaus. Aber der Kommissar und ich erhielten Nachrichten von den Freunden, die uns besuchen kamen, und unsere Abteilung wurde eine Art Informationszentrum für das ganze Spital.

Ich war einige Wochen im Spital gewesen, als eines Nachts kurz vor zwölf Uhr eine brennende Lampe in unsere Abteilung gebracht wurde. Einige Minuten später kam die Ärztin. Sie trug nicht nur Zivil, sondern war sogar mit einem Anflug von Eleganz gekleidet. Ihr dunkles Haar, das gewöhnlich im Nacken zu einem dicken Knoten aufgesteckt war, hatte sie nun nach der neuesten Mode in die Höhe gekämmt. Die Patienten richteten sich auf ihren Ellbogen auf und starrten sie erstaunt an. Ich bemerkte einen feinen Parfümduft, während sie eine große, flache Schüssel mit Kuchen und eine Schüssel mit Kompott für uns hinlegte.

"Glückliches neues Jahr! Glückliches neues Jahr!" rief sie aus. Dann, als sie unsere Überraschung bemerkte, fügte sie ein wenig verlegen hinzu: "Es kam mir in den Sinn,

## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

daß ihr einmal eine Frau so gekleidet sehen möchtet, wie eigentlich eine Frau gekleidet sein sollte! Ich meine, da heute Silvester ist .. . dies könnte euch an eure Familien erinnern."

"Das ist ein wunderbares Neujahrsgeschenk für meine Augen", sagte der Kommissar leise in tiefer Rührung.

"Meine Alte im Dorf hat sich zwar nie so gekleidet", fügte der alte Bauernsoldat hinzu, "aber vielen Dank, Eugenia Wladimirowna, und ich wünsche auch dir ein glückliches neues Jahr!"

Nachdem sie uns, jeden einzeln, begrüßt und die Nahrung an jene verteilt hatte, die gesund genug waren, sie zu essen, ging unsere Ärztin in die nächste Abteilung. Der Anblick dieser russischen Frau, welche die heimwehkranken Soldaten in den verschiedenen Sälen an diesem Silvester 1942 in einem schäbigen, schlecht ausgerüsteten und ohne genügendes Personal versehenen Krankenhaus im Tatarenland mit den Reizen ihrer Weiblichkeit tröstete, werde ich nie vergessen.

Ende Januar ordnete eine Kommission des militärischen Spitaldienstes meine Rückkehr nach Moskau zur weiteren Behandlung an. In der Hauptstadt wurde ich nicht in einem Spital untergebracht, sondern mußte mich bloß täglich in einer Klinik melden. Solange das andauerte, nahm ich meine Mahlzeiten im Zentralheim der Offiziere der Roten Armee ein. Unter Irinas zärtlicher Pflege wurde ich rasch gesund. Mein Kiefer heilte aus, und mein Körper kam wieder zu Kräften. Ich war von der Klinik mit einer Empfehlung zur Ruhe, um wieder Kraft zu sammeln, entlassen worden und meldete mich bei der zuständigen Kommission, um weitere Befehle entgegenzunehmen. Hier wurde ich nach einer oberflächlichen Untersuchung von zwei Minuten für diensttauglich erklärt. Meine neuen Befehle teilten mich der Front zu.

Ich nahm von Irina Abschied und war mir bewußt, sie, wenn nicht gar für immer, so doch lange nicht mehr zu sehen. Aber als ich mich beim Militärkommissariat meldete, teilte man mir mit, es sei soeben ein neuer Befehl herausgegeben worden. Männer mit besserer technischer Ausbildung wurden vom Dienst befreit, um die Industriearbeit an der Heimatfront zu beschleunigen. Dies war ein vernünftiger Befehl, und doch fühlte ich mich der Gelegenheit beraubt, mein Leben aufs Spiel zu setzen — für Eugenia Wladimirowna, für die Bauern, für die Fischerleute, für die Arbeiter und für meine Mitingenieure dieser letzten Monate. Sie waren mein Volk, mein Land, und standen in einem gewissen Sinne jenseits von Politik und Ideologien.

#### IV

Dies war der schlimmste Winter für Moskau, seit Napoleon vor hundertunddreißig Jahren auf dessen verkohlte Mauern geblickt hatte. Es war den Angreifern nicht

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

gelungen, die Stadt einzunehmen. Wie Fliegen am Fliegenfänger wurden sie von den gefrorenen russischen Steppen erwischt und litten und erfroren in Massen. Selbst in den rückständigen und verarmten Balkanländern konnten die Deutschen wenigstens bis zu einem gewissen Grade auf Kosten des Landes leben, aber im versengten Rußland gab es erbärmlich wenig, was die Eroberer noch hätten plündern können. Die Schwierigkeiten der Belagerer waren jedoch für die Belagerten ein kleiner Trost.

Die verdunkelte Hauptstadt, in die ich nun zurückkehrte, litt an Hunger und Kälte und war von den feindlichen Bomben gezeichnet. Ihr Geist schien gebrochen zu sein, und sie war beinahe zu müde zur Verzweiflung. Ihre Bevölkerung kauerte mitten in den erbärmlichen Unterständen, in Kellern und in improvisierten Luftschutzkellern bis das Schlußsignal ertönte. Sie schlepten sich aus kalten Häusern für die langen Arbeitsstunden in fast ungeheizte Betriebe und Büros. Die Industrien der Stadt waren praktisch alle evakuiert. Wer zurückblieb, arbeitete Tag und Nacht mit höchster Beschleunigung. Der Verlust der reichen ukrainischen und westrussischen Industriezonen und die Überlastung des Transportsystems erschwerten die Herbeischaffung von Rohmaterialien für die normalen Operationen. Und doch hatte sich die Hauptstadt in ein mächtiges Arsenal verwandelt, das heroisch für die Bedürfnisse der Front arbeitete.

Die amtlich zugeteilten Rationen genügten kaum, um das Leben zu fristen, aber die Läden vermochten selten auch nur diese erbärmlichen Forderungen zu befriedigen. Hunger und Kälte wurden zu einer schwereren Bedrohung als die Luftwaffe. Der Krieg dauerte erst acht oder neun Monate, aber die Bürger der Hauptstadt einer Großmacht aßen bereits Brot, das zum Teil aus Kartoffelmehl hergestellt wurde; sie töteten und verspiesen ihre Hunde und Katzen und fingen Krähen mit Schlingen. Welch ein verheerender Kommentar zu den Kriegsvorbereitungen!

Genau wie in den schlimmsten Zeiten der Revolution verheizten die Moskowiter Möbel und rissen in ihrer verzweifelten Jagd nach Wärme Holzzäune nieder. Die Todesquote der Stadt stieg beständig an, und zur selben Zeit vermehrten die Militärgerichte und die NKVD durch ihre panischen Erschießungen wirklicher und angeblicher Panikstifter und Verräter diesen hohen Prozentsatz.

Irina hatte an Gewicht verloren. Seit sie eine Mahlzeit an ihrem Arbeitsplatz erhielt, teilte sie ihre Rationen mit weniger glücklichen Freunden. Unsere Wohnung war ungeheizt, wir trugen sogar zu Hause schwere Mäntel, wollene Halstücher und Handschuhe. Meistens gab es kein elektrisches Licht, und oft versagte die Wasserversorgung. Eine Zeitlang waren die Röhren der Toilette täglich eingefroren.

Das Leben war schwierig und freudlos. Moskau mußte nun seinen Preis für ein Vierteljahrhundert bürokratischer Unordnung und politischer Despotie bezahlen.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Die Hälfte der Ausrüstung der Glawtrubostal-Fabrik war evakuiert worden. Die andere Hälfte arbeitete Tag und Nacht an Minen und Bomben. Aber der Betrieb war überfüllt. Weder Manturow noch Jegorow munterten mich zur Rückkehr in ihren Betrieb auf. Ich meldete mich beim Distrikt-Komitee der Partei und wurde durch dessen Vermittlung zum Cheffingenieur von Promtrust ernannt, einem Trust, der neun Fabriken umfaßte, die zum Großteil für den Nachschub an die Front arbeiteten.

Ich freute mich ungeheuer über diese Ernennung, obschon die körperlichen Arbeitsbedingungen nicht gerade appetitanregend waren, weil mir diese Arbeit das Gefühl einer unmittelbaren Teilnahme am Krieg verlieh. Nicht weniger wichtig war, daß ich nun als verantwortlicher Arbeiter das Vorrecht genoß, in einem besonders für die Mitglieder des Distriktkomitees der Partei reservierten Restaurant zu speisen. Einige Fabriken unter meiner technischen Oberaufsicht stellten Handgranaten, Minen und verschiedene Munitionsarten her. Mehrere waren auf die Ausbesserung von Ingenieurausrüstungen spezialisiert. Beständig gab ich dringliche Kriegsbefehle aus und schonte weder mich selbst noch mein Personal. Ich hatte wirklich das Gefühl — und versuchte auch meine Umgebung damit anzustecken — "unter Feuer" zu stehen.

Unsere Arbeiter wurden vom Hunger gequält und von den Leiden ihrer Familien gejagt. Trotzdem arbeiteten sie grimmig und treu zehn bis sechzehn Stunden täglich. Oftmals, wenn ein dringlicher Auftrag einlief, blieben sie viele Tage ununterbrochen in der Fabrik und schliefen nur kurze Zeit an Ort und Stelle. Ich bewunderte die Kraft dieser einfachen Männer, Frauen und Kinder — zwölf bis fünfzehn Jahre alte Knaben und Mädchen verrichteten überall die Arbeit von Erwachsenen —, als ich ihnen einmal bei der Arbeit in einer Werkstatt zuschaute, als eben die nebenanliegende Werkstatt durch einen Bombentreffer in ein Flammenmeer verwandelt worden war. Ich weiß, daß diese einfachen Leute die wahren Helden und die wirkliche Kraft des russischen Krieges waren. Sie brauchten keine moralstärkenden Schlagworte. Sie kämpften, um ihren Söhnen, Brüdern und Vätern an der Front alle menschenmögliche Hilfe zukommen zu lassen. Die Außenwelt mochte in ihrer Blindheit alle Ehre der Sowjetdiktatur zuschreiben, die Arbeit aber wurde von den Opfern dieser Diktatur geleistet und oftmals trotz deren Dummheiten.

Meine neue Stellung brachte mich wegen den Problemen des Nachschubs in vertrauten und fast täglichen Umgang mit hohen Würdenträgern des Militärs und der Regierung. Ich hatte hie und da Gelegenheit, direkt mit hohen Beamten im Sownarkom — dem Rat der Volkskommissare — zusammenzukommen, der seine Machtbefugnisse vom Obersten Sowjet erhielt und theoretisch das Hauptexekutiv- und Kontrollorgan des staatlichen Verteidigungskomitees war. Zum erstenmal in meiner Laufbahn nahm ich nun an mehreren dringlichen Produktionskonferenzen in den gezackten Wällen des Kremls teil.

## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Eines Tages lag auf meinem Schreibtisch die Nachricht, ich solle unverzüglich eine bestimmte Telephonnummer anrufen. Ich rief an und nannte meinen Namen.

"Ach ja, Genosse Kravchenko, komm bitte Punkt zwölf Uhr in den Sownarkom der RSFSR. Dein Paß liegt schon bereit."

Die RSFSR — russische sozialistische föderative Sowjet-Republik — ist die größte der "selbständigen Sowjetrepubliken" und sogar größer als alle anderen zusammengenommen. Die Autonomie der sogenannten Republiken ist bestenfalls eine nichtige Fiktion; sie besitzen bedeutend weniger unabhängige Selbständigkeit als die Einzelstaaten in Amerika. Im wesentlichen sind sie Verwaltungsabteilungen, um die Lenkung einer so gigantischen Nation wie die russische zu erleichtern, aber sie werden völlig vom Zentrum kontrolliert.

Im Falle der RSFSR besteht sogar kaum diese Fiktion. Ihr Sownarkom ist wenig mehr als eine Erweiterung des allumfassenden Sownarkom. Ihre Hauptstadt ist Moskau, und ihre Tätigkeit ist mit der Tätigkeit des ganzen Regimes eng verbunden. Sie hat keine eigene NKVD wie die anderen Sowjetrepubliken und auch kein eigenes Zentralkomitee der Partei. Die RSFSR ist deshalb in der Praxis (wenn auch nicht in der Theorie) gleichbedeutend mit der USSR. Sie ist die führende politische Einheit, in der sich die Macht des Regimes konzentriert. Der gewöhnliche Sowjetbürger macht keinen Unterschied zwischen dem Hauptsownarkom und dem Untersownarkom der RSFSR, und ich sah ein, daß in der Praxis diese Annahme des Volkes richtig war.

Ich war geschäftlich schon mehrmals in diesem Gebäude gewesen und mit den außergewöhnlichen Vorsichtsmaßnahmen zum Schutze seiner Beamten bereits vertraut. Nach Vorweisung meines Passes erhielt ich einen besonderen Zutrittspaß, wurde von Wächter zu Wächter weitergeleitet und befand mich schließlich in einem breiten, stillen und mit schweren Teppichen ausgelegten Gang mit vielen schweren Eichentüren auf beiden Seiten. NKVD-Leute mit Offiziersrang standen vor einigen dieser wichtigen Türen Wache. In diesem Augenblick erriet ich kaum, daß ich selbst bald in einem dieser Büros sitzen und auch zu den kostbaren und sorgsam behüteten Leuten gehören sollte, die vor unbestimmten Gefahren geschützt wurden.

Nach einer kurzen Wartezeit im Empfangszimmer ließ mich eine Sekretärin in das große Büro Genosse Andrej Iwanowitsch Utkins eintreten. Er war Vizevorsitzender des Sownarkom der RSFSR. Obschon er ein Mann mittlerer Größe, kräftig gebaut, mit einem vorstehenden Bauch und selbstsicherem Auftreten war, nahm er sich in seinem großen Stuhl, hinter dem riesigen Schreibtisch und dem riesigen Ölbild Stalins an der Wand hinter seinem Rücken, wie ein Zwerg aus.

Er wies mir einen Platz an. "Nun, Genosse Kravchenko, wie steht's mit dir?"

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Ich weiß nicht so recht, was ich darauf antworten soll, da ich keine Ahnung habe, warum du mich gerufen hast."

"Ich meine im allgemeinen. Wie steht's mit deiner Arbeit? Auf welche Weise dienst du Partei und Volk in diesem Krieg?"

Ich erzählte ihm von meiner Tätigkeit im Trust und beschrieb ihm einige der Produktionsfragen, die sich den neuen Fabriken unter meiner Aufsicht stellten. Während ich sprach, bemerkte ich auf seinem Schreibtisch einen Fragebogen mit meiner Photographie, den ich ausgefüllt hatte, bevor ich Chefingenieur des Trusts wurde.

"Du sprichst zur Regierung", unterbrach mich Genosse Utkin einmal. "Es werden keine falschen Aussagen und kein Verschweigen von Tatsachen und Gedanken erlaubt."

"Selbstverständlich, selbstverständlich."

Er stellte Fragen, und ich hielt eine Reihe von Antwortreden. Unter der Sowjetregierung gewöhnten wir uns alle, über uns selbst Reden zu halten. Ich sprach beinahe unpersönlich, als berichte ich über eine Bekanntschaft, die mich bloß freundschaftlich interessierte. Nach etwa drei Stunden hob Utkin seinen dunklen Kopf, blickte mich mit seinen schmalen, durchdringenden Augen streng an und stellte mir die entscheidende Frage: "Würdest du gerne für den Sownarkom arbeiten?"

"Das hängt von der Arbeit ab."

"Gut. Wir brauchen als Leiter des Departementes für die Kriegsbewaffnung einen Ingenieur, der auch Parteimitglied ist. Ich glaube, du könntest diese Lücke ausfüllen. Dies bedeutet aber nicht, daß diese Frage heute entschieden wird. Ich benötige bloß deine Zustimmung, ehe ich die notwendigen vorbereitenden Schritte unternehmen kann."

"Ich bin ganz und gar nicht überzeugt, einen so wichtigen Posten ausfüllen zu können", sagte ich.

"Und ich glaube ganz im Gegenteil, daß du das sehr gut kannst. Du hast die notwendige Erfahrung; wir haben deine Arbeit beim Trust beobachtet."

"Wenn das deine Meinung ist, so werde ich natürlich annehmen."

"In diesem Fall sage ich dir für jetzt: Auf Wiedersehen! Bitte melde dich beim Personaldepartement im unteren Stock."



## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Ich füllte eine Reihe von Formularen aus. Ein paar Tage später mußte ich mich bei Utkins Vorgesetztem, dem Vorsitzenden des Sownarkom der RSFSR und einer der mächtigsten Persönlichkeiten um Stalin, bei Konstantin Pamfilow melden. Sein riesiges Büro, sein Thron der Macht und sein Ölgemälde Stalins waren alle noch ein wenig größer als bei Utkin. Möbel und Einrichtung waren noch etwas luxuriöser.

Pamfilow war ein großer Mann Mitte vierzig, breitschultrig und eindrucksvoll. Sein Kopf und sein Gesicht waren glattrasiert und glänzten wie eine Billardkugel. Er trug ausländische Kleider. Er stand hinter einem riesigen Schreibtisch, den einen Fuß auf dem Stuhl und stützte sich mit dem ganzen Gewicht auf seinen Ellbogen. In den folgenden Monaten machte ich die Erfahrung, daß dies seine natürliche Arbeitsstellung war, selbst wenn er sich allein befand. Genosse Utkin sah in Gegenwart seines Chefs noch kleiner aus. Er war bei Pamfilow, als ich eintrat.

Wiederum beantwortete ich Fragen. Fragebogen und Spezialberichte über mich lagen auf seinem Schreibtisch.

"Genosse Kravchenko," sagte schließlich der Vorsitzende des Sownarkom, "du hast verantwortungsschwere Posten bekleidet. Aber die Arbeit für die Regierung ist etwas ganz anderes. Wir sind die Diener der Partei, und die Arbeit in der Regierung ist vor allem Parteiarbeit. Die Partei regiert das Land."

Ich versicherte ihm untertänigst, daß ich dies verstehe.

"Genosse Utkin," wandte sich Pamfilow an seinen Untergebenen, "ist die Antwort schon eingetroffen?"

"Noch nicht, Genosse Pamfilow."

Pamfilow nahm aus dem Telephonwald auf dem kleinen Tisch zu seiner Seite einen Hörer und stellte eine Nummer ein.

"Hier spricht Pamfilow. Wie steht's in der Sache Kravchenko?"

Er wartete zwei oder drei Minuten. Das Schweigen im Zimmer war drückend. Offenbar wurde am anderen Ende etwas überprüft.

"Ja .. ja ..." sagte schließlich Pamfilow. "Nichts einzuwenden? Sehr gut!"

Er hing auf. Zweifellos hatte er mit dem siebten Departement der NKVD gesprochen, ohne dessen ausdrückliche Einwilligung keine wichtigen Regierungsstellen besetzt werden konnten. In der Folge erhielt ich den Beweis für diese meine Vermutung. Zufällig stieß ich auf das NKVD-Dokument, das die Zustimmung für

## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

meinen Eintritt in den Dienst des Sownarkom ausdrückte. Obschon die Partei das Land und seine Regierung lenkt, wird keine wichtige Stellung in der Partei oder der Regierung ohne Befragung und Billigung des siebten Departementes der Geheimpolizei vergeben.

"Schön, Genosse Kravchenko", gab mir Pamfilow bekannt. "Du kannst jetzt gehen. Sobald alles bereit ist, wird man dich rufen."

Bald darauf wurde ich in meiner neuen Stellung vom Zentralkomitee der Partei bestätigt. Nachdem ich dem Spezialdepartement des Sownarkom schriftlich versprochen hatte, niemals und unter keinen Umständen irgend etwas über die Arbeit dieser Organisation zu verraten, wurde ich einige Tage später in einem Büro neben Utkin installiert. Der Stalin, der von meinem Rücken auf mich niederblickte, war natürlich etwas kleiner als sein Ebenbild im Nebenzimmer. Ein besonderer NKVD-Offizier bewachte die Türen zu meiner neuen, geheiligten Gegenwart im stillen Gang, und zwei untätige Sekretärinnen waren in meinem Empfangszimmer eingerichtet. Ich war im technischen Sinne des Wortes ein Mitglied der Regierung. Ich besaß die besondere rote Karte mit Goldaufschrift — ein magisches Büchlein und ein Symbol der Macht.

Dies geschah Ende Mai des Jahres 1942, eben als die neue deutsche Offensive ins Rollen kam. Sie verschlang den Rest meiner heimatlichen Ukraine, drang bis tief in den Kaukasus und erreichte an der Wolga einen Ort namens Stalingrad.

## (24) Der Kreml in Kriegszeit

*Kravchenko wird Leiter des Departements für die Kriegsbewaffnung beim Sownarkom der RSFSR (Arbeitsplatz im Kreml) – Ständiger Kampf gegen den Mangel an Material aller Art – Verbindendes Gefühl beim Personal in diesem Bereich: Patriotismus – Ermordung von Zwangsarbeitern (beim Rückzug) – Massenhafte Mobilisierung von Minderjährigen zur Arbeit in Fabriken sowie zur Erziehung zu Soldaten, in "Rekrutenschulen" – Alexej Kossygin.*

### I

Die Russen haben einen besonderen Ausdruck: *Wlast* — "die Macht". Es bedeutet Regierung, die höchste Macht. Aber es bedeutet noch viel mehr: Stalin, das Politbüro, die Geheimpolizei, Stalins Lieblinge, seien sie nun in öffentlichen Stellungen oder Hofleute ohne Titel. Im Munde des Durchschnittbürgers schwingen bei diesem Wort Obertöne der Ehrfurcht und Untertöne des Grolls mit, es schließt "unsere Herren" ein, und drückt die unermeßliche Kluft zwischen ihnen und dem gewöhnlichen Volk aus.

Im Sownarkom<sup>61</sup> saß ich in der Nähe des Gipfels des *Wlast*. Zum erstenmal konnte ich von einem bevorzugten Blickpunkt auf die niedere Welt hinunterblicken und jenes Gefühl der obersten Leiter beobachten (obschon ich es nie teilen konnte), sie seien aus feinerem Stoff, bewegten sich in einer anderen Sphäre des Menschenlebens und seien tatsächlich erhaben über die gewöhnliche Moral und das gewöhnliche Empfinden, was sie als "Bourgeoisvorurteile" und "faulen Liberalismus" abtaten.

Jetzt erst konnte ich den selbstgefälligen Egoismus verstehen, mit dem diese Leute mit Menschenleben umspringen, umsiedeln, deportieren und liquidieren — genau wie Rohmaterial, alles im Dienste ihrer Pläne, Experimente und Fehler. Plötzlich war ich unter Menschen, die reichliche und gute Nahrung vor den Augen des hungernden Volkes verspiesen, und dies nicht nur mit gutem Gewissen, sondern sogar mit dem Bewußtsein des Rechts, als erfüllten sie eine Pflicht gegenüber der Geschichte.

---

<sup>61</sup> Der Rat der Volkskommissare der Sowjetunion (russisch Совет Народных Комиссаров СССР; Transkription: Sowjet Narodnych Komissarow) wurde nach der Jahreswende 1922/1923 eingerichtet. Er war vom 6. Juli 1923 bis 15. März 1946 das oberste ausführende und gesetzgebende Organ der Sowjetunion. Es löste den seit 1917 allein für Sowjetrußland zuständigen Rat der Volkskommissare der RSFSR ab. (Deutsche WP) *Allerdings bestand der Rat der Volkskommissare der einzelnen Republiken unter diesem Dach weiterhin, also auch derjenige der RSFSR (= Rußland). Letzterem war Kravchenko zugeordnet. (MvL)* – Als Regierung der Sowjetunion spielten der Rat der Volkskommissare der UdSSR und die von ihm geführten Volkskommissariate eine Schlüsselrolle bei so bedeutenden Ereignissen und Prozessen für das Land und die Gesellschaft wie der wirtschaftlichen Erholung nach dem Bürgerkrieg, der Neuen Wirtschaftspolitik (NEP), Kollektivierung, Elektrifizierung, Industrialisierung, Fünfjahrespläne für die Entwicklung der Volkswirtschaft, Zensur, Kampf gegen Religion, Unterdrückung und politische Verfolgung, Gulag, Völkervertreibung, Annexion der baltischen Staaten und andere Territorien in die UdSSR, die Organisation der Partisanenbewegung, der Einsatz der industriellen Produktion im Hinterland während des Großen Vaterländischen Krieges. (Russische WP)

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

An der Spitze unseres Sownarkom stand Konstantin Pamfilow, ein Mann, der dem innersten Kreise so nahe stand, daß bei seinem Tod, ein Jahr nach meinem Dienstantritt, seine Asche in der Kremlmauer am Roten Platz beigesetzt wurde. Unter dem Befehl seines Hauptmitarbeiters Andrej Utkin standen fünf mächtige Departemente; eines davon leitete ich. Ich stand also nur zwei Stufen unter der Spitze. Mein Departement war in eine Reihe verschiedener spezialisierter Funktionen untergeteilt, die meine Assistenten leiteten. Ich prahle natürlich nicht mit der Tatsache meiner kurzen Würde. Die Laune eines Unbekannten hatte mich hinaufgehoben. Ich konnte von meinen Vorgesetzten mit dem kleinen Finger wieder weggewischt werden, und auch sie wiederum standen in steter Gefahr, ohne Warnung von ihren Vorgesetzten in die Tiefe geschleudert zu werden. Immer und immer wieder konnte ich Pamfilow oder Utkin in Gegenwart eines Mitglieds des Politbüros oder eines Lieblings Stalins zittern sehen. Ich hörte, daß man sie oft wie in Ungnade gefallene Lakaien mit den größten Schimpfworten überschüttete. In einer Diktatur wird das Gleichgewicht durch einen hübschen Ausgleich zwischen unbegrenzter Macht und grenzenloser Furcht hergestellt.

Wir paar Leute, welche den *Wlast* in unserem Sownarkom darstellten, alles in allem vielleicht dreißig Mann, wurden vor den mittleren Beamenschichten und den Angestelltenmassen auf viele Arten ausgezeichnet. Wir arbeiteten in unserem eigenen Stockwerk, so still wie eine Kirche, das von NKVD-Männern mit Offiziersrang überwacht wurde. Unsere geräumigen Büros hinter den Empfangszimmern waren durch Doppeltüren geschützt, um das Abhören zu verunmöglichen. Man servierte uns an unseren Schreibtischen ein gutes Frühstück und ein gutes Nachtessen kostenlos, und wir hatten unser eigenes Speisezimmer für andere Mahlzeiten zu lächerlich billigen Preisen. Die Sownarkombarbiere kamen in die Büros von Pamfilow, Utkin und anderer Beamten hohen Ranges, um sie für den kommenden Tag zu rasieren und zu salben. Wir anderen niedrigeren Beamten mußten selbst zum Haarschneider gehen, er kam nicht zu uns. Unsere Untergebenen hatten überhaupt kein Recht auf die Dienste des offiziellen Barbiers. Diese kleinen Abstufungen spiegeln sehr hübsch die Machthierarchie. Das wertvollste aller Vorrechte aber war mein kleines rotes Büchlein, das mir das Recht gab, im Kremlkrankenhaus behandelt zu werden und in der Kremlapotheke Arzneien zu kaufen, zu einer Zeit, da die Ärzte und Apotheker für die breite Öffentlichkeit bereits unerreichbar waren.

Wir hatten sogar unsere eigene Toilette, deren Ausschließlichkeit von den Offizieren im Gang überwacht wurde. Es gab auch besondere Toiletten für die weniger wichtigen Beamten, die aber nicht ganz so bequem und elegant waren, wie die unseren.

Einmal gab es im Sownarkom einen Skandal. Es trug sich zu, daß ein neuer Funktionär, der mit den Klassenunterschieden in dieser Domäne noch nicht vertraut war, auf unserem Stockwerk plötzlich einen menschlichen Drang verspürte. Als jemand das Marmorzimmerchen verließ, schlüpfte er, ohne von der Wache gesehen zu werden,

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

hinein. Als er wieder herauskam, packte ihn der fahrlässige NKVD-Mann in großer Bestürzung, prüfte seine Papiere und rapportierte selbstverständlich dieses Sakrilegium seinen Vorgesetzten. Einige Geheimagenten, die "blanken Schwerter der Revolution", durchsuchten die Toilette nach Zeitbomben oder anderem Unheil. Die Scheuerfrau kam mit Eimer und Bürste und reinigte das Heiligtum, bis alle Spuren dieser schmähhlichen Zudringlichkeit beseitigt waren.

Im Privatleben durfte ich unvorsichtig sein; aber bei meiner Stellung im Sowjetapparat wurde ich wie ein großer nationaler Schatz behütet. Kein Außenstehender konnte mich ohne meine ausdrückliche Einwilligung besuchen. Ich stellte dem Bittsteller einen Paß aus, fügte ihm mein persönliches Siegel bei, und bevor er ausgehändigt wurde, telephonierte mir die Türkontrolle um eine zweite Bestätigung. Um sicher zu gehen, daß kein Betrüger am Apparat war, mußte ich mich mit einem nur der NKVD und mir bekannten Paßwort zu erkennen geben. Mein Paßwort hieß "Lena Nummer 17". Wenn der Besucher den Paß erhalten hatte, mußte er durch vier Oberprüfungen seiner Identität Spießbruten laufen, bevor er in mein Wartezimmer kam. Manchmal schämte ich mich über dieses System der übertriebenen Kontrolle durch die NKVD, besonders wenn der Besucher ein alter und lieber Freund war.

Dasselbe geschah natürlich mit allen Fremden, die durch unsere Türen eintraten. Keiner meiner Untergebenen hatte das Recht, einen Paß auszustellen, ganz gleichgültig, wie dringend das Geschäft auch sein mochte. Benötigte einer meiner Mitarbeiter die Anwesenheit eines Außenstehenden, so mußte er mir zuerst das Problem erklären, und ich stellte ihm, falls ich den Besuch billigte, die notwendigen Dokumente aus.

Aber auch das war noch nicht alles. In unserer Organisation gab es wie im Kreml, im Zentralkomitee der Partei und in ein paar wenigen anderen Orten ein als *Schachmatki* — "Schachbrett" — bekanntes System, das in Mode war. Es sollte jede Verschwörung verräterischer Wächter schachmatt setzen, die versuchten einen Mörder, Spion oder Verräter ins Haus zu schmuggeln. Es funktionierte folgendermaßen: In verschiedenen Abständen, manchmal alle zehn Minuten, manchmal auch länger, wurden die NKVD-Wächter wie Bauern auf einem Schachbrett versetzt. Sie wurden ohne Warnung gezogen und nach einem komplizierten System auf ein Signal des Zentralkontrollplatzes vertauscht. Kein Wächter konnte deshalb genau wissen, wo er zu einer bestimmten Zeit Wache halten würde. Auf diese Art wurde es verunmöglicht, daß ein unbefugter Besucher an vier oder fünf Wachen vorbeigelangen konnte.

Als weitere Vorsichtsmaßnahme durften nur die Autos der Leiter des Sownarkom durch die Tore fahren, ganz gleichgültig, wie hochgestellt die Insassen auch sein mochten. Selbst Volkskommissare mußten ihre Wagen vor den Toren parkieren. So begegnete man der Gefahr der Sprengung unseres Allerheiligsten durch eine im Wagen versteckte Zeitbombe.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Das wirkliche Zeichen und Symbol meiner neuen Würde bestand jedoch weder in dieser Wachsamkeit noch in meinem Paßwort. Es war vielmehr ein von außen gesehen durchaus gewöhnliches Möbel, das jedoch im Leben der Sowjetwürdenträger eine besondere Bedeutung besaß. Es war ein Sicherheitsschrank, dessen Kombination mir allein bekannt war. Zwar nicht ganz allein — das Geheimnis war auch der NKVD bekannt. Das Wesentliche an diesem Symbol der Macht war jedoch, daß keiner meiner Vorgesetzten in dieses Heiligtum vordringen konnte, was mich in die Lage setzte, sogar vor ihnen Dinge zu verbergen. Nur Männer, die in der Hierarchie hoch genug standen, um vor ihren unmittelbaren Vorgesetzten Geheimnisse haben zu dürfen, besaßen solche Sicherheitsschränke; und nur ein einziger Sicherheitsschrank im ganzen Land hatte eine Kombination, die selbst der NKVD nicht bekannt war — der Tresor Stalins.

Mein Sicherheitsschrank stand auffällig und gewichtig zwischen meinen eleganten Möbeln. Selbst Utkin und Pamfilow betrachteten ihn neugierig, wenn sie sich einmal herabließen, mich zu besuchen, statt mich in ihr Büro zu befehlen. Sie fragten sich wohl, was für Notizen ich mir über ihre Befehle und mündlichen Instruktionen gemacht und in diesem Schrank eingeschlossen haben mochte.

Aber gerade weil dieser Tresor der übrigen Welt verschlossen war, bildete er einen beliebten Jagdgrund für die Geheim- und Spezialdepartemente. Ihr Recht, meine Papiere während meiner Abwesenheit zu untersuchen, war so selbstverständlich, daß sie sich nicht einmal die Mühe nahmen, nach einer Durchsuchung meines Tresors oder meiner Schreibtischschubladen ihre Spuren zu verwischen. Das wirksamste Mittel, die eigenen Vorgesetzten zu denunzieren, ohne einen direkten Polizeibericht wagen zu müssen, bestand darin, die Tatsachen "für sich selbst" aufzuzeichnen und sie im eigenen Tresor zu "verstecken" ...

Es war höchst wichtig, daß ich nun die Macht besaß, im Namen der Regierung zu handeln. Innerhalb der Grenzen der Aufgaben meines Departementes konnte ich die Tätigkeiten der lokalen Behörden und der Kommissariate in der ganzen RSFSR leiten. Ich konnte von den meisten Volkskommissaren und ihren Mitarbeitern über ihre Arbeit Rapporte anfordern, ich konnte ihnen befehlen und sie sogar tadeln. Ich konnte sie zu jeder Tages- oder Nachtzeit in mein Büro kommen lassen, während sie mich nicht zu sich berufen durften.

Ich konnte selbst darüber entscheiden, ob ich mit einem bestimmten Kommissar zusammenarbeiten wollte oder nicht. Ich wußte genau, was die Regierung über verschiedene Beamte dachte — wer belohnt und wer "enthauptet" werden sollte. Bald verfügte ich auch über das Gefühl für die "Regierungs-und Parteiküchen" und wußte, "was gekocht wurde". Oft erschienen Volkskommissare, deren Kroninsignien in den Augen des Volkes wunderbar glänzten, in den Augen der Bevorzugten, denen die Wahrheit bekannt war, sich aber trüb und sogar erbärmlich ausnahmen.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Nie werde ich den ersten Tag in meiner neuen Stellung vergessen. Ich kam um zehn Uhr morgens an. Meine Sekretärinnen und Mitarbeiter waren bereits auf dem Posten. Schriftstücke, die meine Aufmerksamkeit erforderten, waren säuberlich auf meinem Schreibtisch ausgebreitet. Ich blieb auf der Schwelle stehen, um das große elegante Zimmer zu überblicken: die Bilder der Führer an den Wänden und das große Gemälde Stalins direkt über meinem Schreibtischstuhl. Plötzlich erlebte ich noch einmal jene Szene im schmutzigen Hotel Nikopols, als ich die zerrissenen Fetzen von Stalins Litographie in der Toilette hinuntergespült hatte. Kaum hatte ich mich unter diesen größeren und kunstvolleren Stalin gesetzt, als das Telephon klingelte. Es war ein NKVD-Offizier, der mich höflich und untertänigst bat, ob ich ihn einige Minuten bei mir empfangen könne. Zum erstenmal in meinem Leben bat ein Vertreter dieser Schreckensorganisation mich um die Erlaubnis, mir einen Besuch abzustatten zu dürfen ... Ich ließ ihn eintreten.

"Ich will dir dieses persönliche Siegel übergeben," erklärte er mir und übergab mir einen Gummistempel "zum Gebrauch auf den Pässen der Besucher und auf anderen Dokumenten. Bitte verwahre es immer hinter Schloß und Riegel. Zudem gestatte ich mir, dich noch mit den anderen Vorschriften bekannt zu machen, da du hier neu bist."

"Bitte sehr. Ich höre."

Er erklärte mir die Vorschriften für die Besucher, gab mir mein Paßwort bekannt und schärfte mir ein, es geheim zu halten. Ich dürfe es zum Beispiel niemals in Hörweite anderer Personen nennen, gleichgültig, wie hoch sie auch stehen mochten. Dann weihte er mich in die Geheimnisse der vielen Telephone auf meinem Schreibtisch ein. Das eine war eine besondere Regierungsleitung und verband den Kreml, das Zentralkomitee und die wichtigsten Kommissariate miteinander. Amtliche Geschäfte durften nur auf dieser besonderen Linie besprochen werden und niemals auf den gewöhnlichen Telephonlinien.

"Auch jedes Stück Papier im Sownarkom ist Staatsgeheimnis", fuhr er fort. "Du wirst dafür verantwortlich gemacht, wenn du irgend einen Brief, ein Schriftstück oder eine Kopie unverwahrt liegen läßt. Willst du dich eines Dokumentes oder auch nur einer Kopie entledigen, so darfst du es nicht einfach zerstören. Schreibe deine Befehle darauf und händige es dem Spezialdepartement zur Verbrennung aus."

Nachdem er seine Lektion über das Betragen beendet hatte, ließ er mich ein Papier unterschreiben, worin ich bescheinigte, mit allen Vorschriften vertraut gemacht worden zu sein. Dann stand er auf, grüßte und marschierte hinaus. Er schloß die Türe ruhig und sorgfältig hinter sich, gar nicht auf jene Art, wie seinerzeit Gerschorn die Türe hinter mir zuschmiß.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Etwa um elf Uhr klopfte meine Sekretärin, eine intelligente, hübsche Frau. "Victor Andrejewitsch, willst du frühstücken?" fragte sie.

"Ja, bitte. Und du? Hast du bereits gefrühstückt?"

"Ich bin nur zu einem Glas Tee und einem Stück Zucker berechtigt", seufzte sie. "Ich bringe das Brot von zu Hause mit. Krieg ..., was will man..."

Bald erschien ein Serviermädchen mit einem Tablett. Sie war ungefähr Mitte dreißig, sauber gekleidet und trug eine gestärkte weiße Schürze. Sie besorgte ihre Arbeit schweigend und gründlich, breitete ein weißes Tuch auf einen kleinen Tisch aus und stellte die Mahlzeit hin: Zwei Eier, ein wenig gebratenes Fleisch, Weißbrot, Butter, ein Glas heißen Tee, mehrere Stücke Zucker und ein paar Scheiben Keks. Alles, mit Ausnahme der Eier und des Tees, war sicherlich amerikanischer Herkunft. Die Hände der Frau waren abgearbeitet, aber sauber.

"Du pflegst deine Hände?" sagte ich lächelnd.

"Aber selbstverständlich, ich bediene doch große Männer", sagte sie. "Und nun guten Appetit, Victor Andrejewitsch."

In ihren schmalen Zügen lag etwas, das mich bewegte, nicht alles aufzuessen. Ich ließ ein Ei, ein bißchen Fleisch, ein wenig Brot und ein Stück Zucker zurück, als sei es mehr, als ich essen könne. Als ich klingelte, kam meine Sekretärin, nahm die Überreste auf dem Tablett weg und trug sie hinaus. Ein wenig später, als sie mir einige Papiere zum Unterzeichnen brachte, blieb sie einen Augenblick unruhig am Schreibtisch stehen.

"Ich schäme mich, es zu sagen, Victor Andrejewitsch," sagte sie, "aber du bist ein kluger Mensch und wirst mich verstehen. Ich habe mir die Freiheit genommen, die Überreste deines Frühstücks zu essen. Bitte verzeih mir ... es ist so schwer, sich am Leben zu erhalten."

"Das geht in Ordnung. Ich freue mich sogar, daß du das getan hast. Aber offengestanden glaubte ich, das Serviermädchen ..."

"Lisa und ich haben ein Abkommen getroffen", unterbrach sie mich. "Am einen Tag nehme ich die Überreste, am nächsten ist dann sie an der Reihe .. . Hunger ist ein schrecklich Ding, Victor Andrejewitsch. Er ist stärker als die Scham."

Während den Monaten meines Dienstes im Sownarkom aß ich immer nur das halbe Frühstück und überließ die andere Hälfte Lisa und meiner Sekretärin. Lisa brachte ihren Anteil ihren zwei kleinen Kindern nach Hause; ihr Gatte war an der Front. Beide Frauen lebten von den Rationen der Büroangestellten: 400 Gramm Zucker, 500 Gramm Mehl



## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

und 400 Gramm Fett monatlich und 400 Gramm Brot täglich. Was ich von meinem Frühstück übrig ließ, war nach den Preisen des schwarzen Marktes wenigstens 100 Rubel wert — ein Ei zum Beispiel kostete 40 Rubel, und Lisa verdiente 150 Rubel monatlich ...

Am Mittag erhielt ich einen anderen offiziellen Besuch — den Leiter des geheimen Spezialdepartementes, der Augen und Ohren der NKVD in jeder Sowjetorganisation. Er war ein junger Mann, jeder Zoll ein Polizeiagent, sogar in seinen Zivilkleidern. Er schlug einen geschäftlichen Ton an, gab sich ein wenig offiziös und benahm sich, als sei er der wirkliche Herr in meinem Büro.

"Tag, Genosse Kravchenko", sagte er. "Sehr erfreut, deine Bekanntschaft zu machen. Wir werden uns wohl öfters sehen. Du bist ein Neuling hier und solltest die Vorschriften von Grund auf kennenlernen. Wir befinden uns im Kriegszustand. Der Feind ist überall, und wir können nicht vorsichtig genug sein."

"Selbstverständlich, selbstverständlich."

"Schön, hier sind die Vorschriften zum Schutze der Staatsgeheimnisse. Bitte lies sie langsam und sorgfältig durch und frag mich, wenn dir etwas unklar ist." Er übergab mir etwa zehn oder zwölf engbeschriebene Druckseiten. In der bekannten Sowjetmischung von Befehlen und Drohungen schrieben mir diese Seiten vor, wie ich mit den geheimen Dokumenten des Staates, der Partei und des Militärs umzugehen habe, wie ich meinen Schreibtisch, meinen Tresor und mein Büro gegen fremde Augen sichern und wie ich sogar meine Privatsekretärin daran hindern müsse, Einblick in gewisse amtliche Papiere zu erhalten. Ich erfuhr, daß es im Sownarkom zwei stenographische Abteilungen gebe, eine gewöhnliche und eine geheime. Gewöhnliche Briefe konnten der gewöhnlichen Stenotypistin diktieren werden, aber die geheimen Diktate durften nur den geheimen Stenographinnen gemacht werden, die man durch das Spezialdepartement anfordern mußte. Jeder Befehl der Vorgesetzten, betonte die Vorschrift, müsse schriftlich aufgezeichnet werden.

"Wie aber, wenn Genosse Utkin oder Genosse Panfilow oder sonst jemand im Kreml mir mündliche Befehle erteilen?" fragte ich.

"In diesem Falle mußst du ihre Worte unverzüglich in dein privates Tagebuch eintragen. Dasselbe gilt für den Inhalt wichtiger Telefongespräche. Notiere dir alles sogleich — das ist der beste Schutz gegen spätere Vorwürfe. Genosse Stalin hat uns gelehrt, den Leuten zu vertrauen, sie aber zugleich zu beobachten und zu prüfen."

Nachdem ich meine Lektüre beendet hatte, erging sich mein Besucher des langen und breiten über dieses Thema. Das Wesentliche dieser Lektion bestand darin, daß ich niemandem Glauben schenken und nie annehmen dürfte, andere glaubten mir nichts.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Ober jede Begegnung und jedes Gespräch müßten triftige Beweise vorliegen. Gegenseitiges Mißtrauen im Sowjetapparat war nicht bloß eine Tatsache, sondern war der erprobte und obligatorische Gang des Lebens und der einzige Weg, sich zu retten. Wiederum unterzeichnete ich ein Papier, das erklärte, ich sei mit dem System und den Strafen für alle Obertretungen bekannt.

Schließlich forderte er von mir, ein sehr geheimes Schriftstück mit den Unterschriften Stalins und Molotows zu lesen und zu überdenken. Es handelte sich um einen Beschluß des Politbüros, der die Rechte und Pflichten des Sownarkom umschrieb. Es ging in die kleinsten Einzelheiten und ließ keinen Zweifel aufkommen, daß die im Sownarkom verkörperte Regierung ein blinder Diener und ein Werkzeug des Politbüros war. Ich unterzeichnete das herkömmliche Formular, das mich zu Stillschweigen verpflichtete. Diese Unterordnung der Regierung unter die Partei war jedem intelligenten Sowjetbürger bekannt, und doch wurde sie als ein Geheimnis behandelt.

"Nun, auf Wiedersehen, Genosse Kravchenko. Wie bereits gesagt, wir werden uns bestimmt noch öfters sehen."

II

Die Lakaien des Beamtentums, denen ich nun angehörte, waren in mancher Hinsicht die unglücklichsten Menschen in der Sowjethierarchie. Im ganzen genommen hatten wir mehr Verantwortung als Macht. Wir leisteten die schwerste Arbeit, und unsere Vorgesetzten ernteten dafür das Lob. Wir waren zu hoch gestellt, um nachzulassen, wie es dies sich untergeordnete Beamte und gewöhnliche Angestellte leisten konnten, aber doch nicht hoch genug, um uns von der Arbeit zu drücken und andere dafür verantwortlich zu machen.

Von all den Kreuzen, die wir zu tragen hatten, war die Schlaflosigkeit das schwerste. Eine Woche, in der ich durchschnittlich mehr als fünf Stunden Schlaf täglich erhielt, war eine Ausnahme. Die große Masse unserer Büroleute und Spezialisten arbeitete von neun Uhr bis fünf Uhr, obschon ich hie und da einen von ihnen etwas länger beanspruchen durfte oder einigen meiner Untergebenen befehlen konnte, abends nochmals zur Arbeit anzutreten. Mein eigener Arbeitstag aber dauerte von zehn oder elf Uhr vormittags bis drei oder vier Uhr in der folgenden Nacht, oft noch länger. Nur selten konnte ich mir ein paar Abendstunden für meine Frau erübrigen. Gelegentlich wagte ich ein oder zwei Stündchen Schlaf auf dem Divan in meinem Büro, hinter verschlossener Tür und mit dem Telephon am Ohr, um nicht überrascht zu werden.

Die Arbeitszeit des höheren Beamtentums in Moskau ist ganz ausgefallen, da sie sich nach den Arbeitsgewohnheiten eines einzelnen richtet. Stalin beginnt gewöhnlich seinen Arbeitstag um elf Uhr morgens und arbeitet ständig bis vier oder fünf Uhr. Dann unterbricht er gewöhnlich bis zehn oder elf Uhr abends die Arbeit und bleibt dann

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

wieder bis drei oder vier Uhr morgens (manchmal noch länger) im Kreml. Von diesen beiden Zeiten ist die Nachtschicht aller Wahrscheinlichkeit nach die wichtigere.

Es gab verschiedene Theorien über die seltsamen Arbeitsstunden des Diktators. Die eine besagte, diese Einteilung erlaube es ihm, in ständiger persönlicher Berührung mit seinen Beamten in allen Teilen des großen Landes zu bleiben, trotz des Zeitunterschiedes von vier Stunden zwischen den westlichsten und östlichsten Gegenden. Eine andere Theorie sagte, er verunmögliche es dadurch seinen obersten Untergebenen, Unheil zu stiften, indem sie ihr Leben in unbequeme Tag- und Nachtschichten trennen mußten. Tatsächlich verminderte das auch ihre Gelegenheiten und Versuchungen eines privaten und gesellschaftlichen Lebens.

Welches auch immer die Gründe sein mögen, das Beamtentum der Hauptstadt richtete sein Leben nach der exzentrischen Uhr Stalins. Wie auf Kommando verstärkte die Bürokratie in ihrer obersten Schicht die Arbeit, wenn der "Chef" (wie wir ihn alle unter uns nannten) sein Büro betrat und ließen erst wieder nach, wenn auch er nach Hause ging. Das übrige Land, das in ständiger telephonischer Verbindung mit den Hauptquartieren stand und auf seine Stimmungen reagierte, nahm diese Einteilung ebenfalls an. Deshalb richtete sich tatsächlich die Arbeitszeit des Beamtenlebens in ganz Rußland nach dem Kommen und Gehen dieses einen stämmigen, pockennarbigen Georgiers. Eine Organisation arbeitete natürlich 24 Stunden täglich — die NKVD. Sie brauchte sich keiner Arbeitszeit unterzuordnen, da sie überhaupt nie schlief.

Etwa um zehn Uhr morgens beginnen die geräumigen, kugelsicheren Packards mit ihren grünen Fensterscheiben die vorstädtische Moschaisk-Straße herabzubrausen, schwenken dann ins lange Arbat-Boulevard und fahren zu den verschiedenen Zitadellen der "Macht". Am Klang der Sirenen und an der Art, wie die aufgeregten Polizisten den Verkehr für die Durchfahrt dieser eiligen Renner freigeben, wissen alle Moskowiter, daß der Chef, Molotow, Beria, Malenkow, Mikojan, Kaganowitsch und andere Führer durch ihre Hauptstadt geleitet werden. Jedes Auto wird von einem anderen Wagen (gewöhnlich einem Lincoln) angeführt und von einem zweiten gefolgt, beide mit schwerbewaffneten NKVD-Wachen in Zivil bemannt. Die Führer fahren natürlich alle einzeln und nicht in Gruppen, um die Gefahren für ihre Sicherheit zu vermindern.

Ihr Weg wird von einer besonderen Abteilung der Geheimpolizei bewacht, die für die Sicherheit der höchsten Beamten verantwortlich ist. Jeder Zoll dieses Weges ist fachmännisch überwacht. Die Einwohner der Häuser an dieser Strecke sind den Behörden bekannt, und zweifelhafte Individuen werden schleunigst aus dem Weg geschafft. Tausende von Männern in Zivilkleidung und in Uniform sind an den Schlüsselstellungen aufgestellt; die Rechte in der Tasche am schußbereiten Revolver. Sie wissen, daß ihr eigenes eben verwirkt ist, falls den geliebten Führern hinter dem kugelsicheren Glas etwas zustoßen sollte. Die Moskowiter bleiben niemals stehen,

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

wenn Stalin und seine engsten Mitarbeiter vorbeifahren. Vernünftige Bürger gehen aus dem Wege und machen sich unverdächtig, wenn ihre Führer die Straße benützen.

Beamte, die ein oder zwei Stufen niedriger stehen — Männer wie Pamfilow und Utkin in unserem Sownarkom zum Beispiel — waren immer etwas vor Stalin auf ihrem Posten und blieben dort, bis er wieder wegging. Ich selbst trachtete darnach, an der Arbeit zu sein, ehe meine Vorgesetzten eintrafen, genau so wie meine Mitarbeiter bereits immer da waren, wenn ich ins Sownarkom kam. Ich ging nie ohne besondere Erlaubnis weg, bevor meine Vorgesetzten ihre Nachtschicht beendet hatten, so daß mein Arbeitstag gewöhnlich 7 oder 18 Stunden dauerte. Utkin und Pamfilow erachteten es als selbstverständlich, mich am Telephon zu erreichen, wenn sie mich verlangten, genau wie Stalin oder Molotow es als selbstverständlich ansahen, daß Pamfilow an der Arbeit war, wenn sie ihn anriefen. Wahrscheinlich hat die bürokratische Pflichterfüllung in keinem Lande sich jemals so sehr nach den Launen eines einzelnen Mannes gerichtet.

Unser Sownarkom war das "Exekutiv- und Kontrollorgan" des allmächtigen staatlichen Verteidigungskomitees. Seine Hautaufgabe bestand darin, die Ausführung aller Befehle für Kriegslieferungen in der RSFSR zu leiten und zu prüfen. Da die Deutschen Weißrußland, die Ukraine und einen Teil des Kaukasus besetzt hielten, umfaßte unser Gebiet beinahe die ganze übrigbleibende Produktionsfähigkeit und Bevölkerung der Nation, so daß wir praktisch zu dieser Zeit für den größten Teil der Kriegsproduktion verantwortlich waren. Ein Teil dieser riesigen Aufgabe war in diesem Departement, das ich nun leitete, konzentriert. "Kriegsbewaffnung" war ein Ausdruck, der die Oberaufsicht und die Kontrolle über die Produktion der Versorgung mit Tanks, Artillerie, Flugwesen und Verbindungsmaterial, Landungs- und Tarnungsausrüstung umfaßte und sich sogar auf Gasmasken, Kompass, Feldtelephone und sogar einfache Hacken und Schaufeln und Laternen ausdehnte, die von der RSFSR-Industrie produziert wurden.

Buchstäblich Hunderte von Befehlen, Entscheidungen, Klagen und Drohungen, die von Stalin und seinen nächsten Mitarbeitern unterzeichnet waren, von Beria, Molotow, Mikojan, Wosnessenski, Malischew und Kossygin häuften sich alle auf meinem Schreibtisch. Ich stand mit jedem Kommissariat, mit Fabriken, besonderen Industriebüros und Regionalbüros im ganzen Land in ständiger Telephonverbindung. Im Laufe einer einzigen Stunde konnte ich die Produktionsfortschritte in Gorki, Swerdlowsk, Nowosibirsk und Tscheliabinsk überwachen.

Mein Leben wurde zum fieberhaften Kampf um Material, Brennstoff und Arbeit. Ich mußte die Produktion in vorgeschriebenen Zeiten durchsetzen und die Kommissariate überall von Moskau nach Sibirien zur Arbeit anstacheln. Ich wurde von meinen Vorgesetzten und verzweifelten Vertretern des staatlichen Verteidigungskomitees angebellt und angeflucht. In den obersten Schichten der Sowjetregierung gibt es

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

wahrscheinlich mehr schlimme Flüche, als auf der ganzen übrigen Welt zusammen. Ein herzhafter und ausgereifter häßlicher Fluch ist das bezeichnendste und manchmal auch das einzige Anzeichen für den "proletarischen" Ursprung unseres Regimes. Der Meister auf diesem Gebiet war Kaganowitsch; wir sagten von ihm, er fluche wie ein "Zapfenzieher", der die herrlichsten Höhen der häßlichen Sprache aufspirale. Aber Molotow, Woroschilow, Andrejew und andere standen ihm in dieser Kunst nur wenig nach, und auch Stalin war darin kein Waisenknabe. Ich kann jedoch bezeugen, daß die große Mehrzahl der Führer, mit denen ich in Berührung kam, fähige Männer waren, die ihr Geschäft verstanden; dynamische Männer, die ihrer Arbeit sehr zugetan waren.

Es gab Wochen in meinem Leben, die durch die Anstrengungen verbittert wurden, die Produktion von so einfachen Dingen wie Stacheldrahtscheren, Schaufeln, um Schützengräben auszuheben und Notlaternen, in Gang zu setzen. Immer werde ich mich an jene Nacht erinnern, da ein General der Roten Armee in meinem Büro saß und mich mit Tränen in den Augen um die Stacheldrahtscheren bat. Tausende von Soldaten, erklärte er mir, würden sinnlos verletzt und geschlachtet, weil ihnen dieser einfache Ausrüstungsgegenstand fehle. In seiner Gegenwart rief ich Kommissare in Moskau und Fabrikdirektoren außerhalb der Stadt an. Doch was nützte all mein Fluchen und Drohen, wenn die Fabriken weder den erforderlichen Stahl, noch Werkzeuge, noch Maschinen besaßen?

Ich stand in ständiger Verbindung mit Marschall Nowikow, Marschall Worobiow, General Selesnew, General Wolkow, Admiral Galler und einem Dutzend anderer militärischer Führer am anderen Ende der großen Kriegsanstrengungen. Aber ach, nur allzu oft konnten wir wenig mehr tun als gemeinsam über den in jeder Hinsicht herrschenden Mangel zu klagen.

Werde ich je die Zeit vergessen, da wir Tausende von primitiven Schulkompassen beschlagnahmten und sie sparsam auf die verschiedenen Frontabschnitte verteilten? Stalins Befehl hatte 50.000 Feldkompassse verlangt, aber der notwendige Stahl war nicht erhältlich.

Werde ich je die Konferenzen, die rasenden Telephongespräche, die angehäuften Drohungen und die Leiden vergessen, die wir in diesem Sommer auf der Suche nach Hufeisen verschwendeten? Tausende von Tieren und oft auch die Kavalleristen gingen wegen des Mangels an diesem Artikel zugrunde; aber dessen Herstellung wurde durch den Mangel an Metall und durch die beschränkte Leistungsfähigkeit der beiden Uralfabriken, welche Hufeisen herstellten, blockiert. Die Bestellung der Hufeisen stammte von Marschall Budjonny und gab mir so zufällig das Geheimnis über den Aufenthalt dieses Revolutionshelden preis. Er war von dem ihm ursprünglich anvertrauten hohen Befehlshaberposten abgesetzt und seither verschollen. Es gingen

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

sogar Gerüchte um, er sei liquidiert worden. Nun erfuhr ich, daß man ihn in ein Büro abgeschoben hatte, das sich mit der Versorgung der Kavallerie abgab.

Tag für Tag erhielt ich schlagende und traurige Beweise für die mangelhafte Vorbereitung unseres Landes in seinem Kampf auf Leben und Tod. Es war mir als einfache Tatsache bekannt, daß Zehntausende unserer tapfersten Kämpfer wegen des Mangels an primitivster Ausrüstung hingeschlachtet wurden. Weder Stalins markige Befehle noch Berias "scharfe Maßnahmen" vermochten aus den Fabriken, denen das Rohmaterial fehlte und deren Arbeiter auf Hungerrationen gesetzt waren, die notwendige Ausrüstung herauszupressen.

Noch besser sogar als die hohen Generäle und Admiräle lernte ich den Wert der amerikanischen Waffen, Materialien und Maschinerien für den Endsieg kennen. Die Amerikaner hegen darüber vielleicht immer noch gewisse Zweifel, nicht aber die Sowjetführer. Für sie gilt das als erwiesene Tatsache. Gott weiß, daß wir die alliierte Hilfe teuer bezahlt haben — in Menschenleben —, aber dies ändert an der Tatsache an sich nichts. Wie hätte sich das Schicksal des russischen Widerstandes gestaltet, ohne die riesige Zufuhr amerikanischer Flugzeuge, amerikanischer motorisierter Kolonnen, Telephone und tausend anderer Dinge, die uns mangelten? Die russische Produktion, der russische Heldenmut und die russische Opferbereitschaft nehmen unter den für den russischen Endsieg entscheidenden Faktoren den ersten Platz ein; der Triumph von Stalingrad wurde vor der großen Flut des Pacht-Leih-Vertrages errungen. Aber die amerikanische und alliierte Hilfe steht unmittelbar an zweiter Stelle.

Die Befehle von oben waren oft in einem übersteigerten Ton abgefaßt. Die Forderung irgendeines wichtigen Tankteiles oder eines lebenswichtigen Ausrüstungsstückes für Flieger, unterzeichnet von Stalin und gegengezeichnet von einem seiner Sekretäre, war unweigerlich mit der Androhung einer grausamen Bestrafung versehen:

"Die Volkskommissare sollen sich bewußt sein, daß dieser Befehl eine militärisch-politische Aufgabe von höchster Wichtigkeit darstellt. Der Staatsanwalt der USSR muß die Durchführung dieses Befehles persönlich kontrollieren und die an der Nichterfüllung Schuldigen streng zur Rechenschaft ziehen, gleichgültig, wer sie auch sein mögen."

Oder es mochte etwa heißen:

"Die Kontrolle über die Durchführung dieses Befehles liegt beim Volkskommissar der Staatskontrolle, Genosse Poplow. Jeder, der sich dieser Forderung entzieht, muß, wer er auch sein mag, verantwortlich gemacht und mir angezeigt werden."

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Verantwortlich gemacht zu werden, bedeutete Absetzung vom Posten und Gerichtsverhandlung vor einem Militärgericht. Befehle mit der Unterschrift Berias, der mit der ehrfurchtgebietenden Stimme der Geheimpolizei sprach, schlossen etwa folgendermaßen:

"Die Volkskommissare sind verpflichtet, diesen Befehl, ungeachtet der hindernden Umstände, auszuführen. Die Schuldigen müssen mir gemeldet werden..."

Dies war der übliche stalinistische Stil, wie er von jedem Bürokrat gegenüber seinen Untergebenen nachgeäfft wurde. Dies war die Sprache der Furcht und der Einschüchterung, und sie erinnerte uns grausam, ungeschminkt und offen an die Konzentrationslager und Hinrichtungen. Obschon sie sich an mächtige Führer richteten, an Männer, deren bloßer Name die Russen erschauern ließ, versäumten es Stalin und seine nächsten Mitarbeiter nie, die Furcht vor Verhaftung und Schande hineinzuflechten.

Noch nie hatte ich so angestrengt und so lange unter einem dermaßen überwältigenden Gefühl der Hoffnungslosigkeit gearbeitet. Bald sah ich graugrün aus, hatte blutunterlaufene Augen und jenes Fieber, das die chronische Übermüdung mit sich bringt. Beinahe alle Männer und Frauen meiner Umgebung arbeiteten ebenso angestrengt wie ich. Zweifellos haßten einige von ihnen den Sowjetdespotismus ebenso gründlich wie ich, aber unsere politischen Anschauungen hatten mit unserer Hingabe an die Sache des Sieges nichts zu tun. Unser Land war in Gefahr — und neben dieser überragenden Tatsache zählte nichts anderes mehr.

Wenn es uns gelang, einen Tag oder auch nur eine Stunde zu gewinnen, um die Front mit einem dringend benötigten Ausrüstungsstück zu versehen, so konnten wir Tausende unserer Leute retten. Keiner von uns brauchte einen anderen Antrieb; die Drohungen waren überflüssig. Das Gefühl, unsere Anstrengungen seien unmittelbar mit dem Kampf um Leben und Tod unseres Volkes verknüpft, begleitete uns immer, obschon wir wenig darüber sprachen. Wir hatten es mit konkreten Aufgaben zu tun, mit Materialien, Werkzeugen, Maschinen und unter so schweren Bedingungen, daß für unsere Gefühle wenig Raum blieb.

Die ganze Organisation, von Pamfilow bis, hinunter zum bescheidensten Schreiberlein, war von einem mächtigen Patriotismus erfaßt, der aus den tiefsten Tiefender russischen Geschichte und der russischen Seele aufstieg. Die wenigen Agenten der stalinistischen Maschine im In- und Ausland, welche das alles als bolschewistisches Phänomen zu erklären versuchen, versündigen sich schwer gegen Rußland. Sie versuchen eine elementare und zeitlose Gewalt mit Ausdrücken kleinlicher Parteiideen zu deuten. Dies war nicht ein sowjetisches, sondern ein russisches Wunder. Wenn ich daran denke, wie ich selbst ehrlich und schonungslos unter den Führern, die

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

ich haßte und denen ich mißtraute, gearbeitet habe, so sehe ich darin eine Art Symbol für Rußland im Krieg.

Die vielen Monate, die ich im Sownarkom verbrachte, deckten sich mit den quälendsten Phasen des Krieges. Sie umfaßten den grausamen Sommer 1942, als die Deutschen ihre größten Raumgewinne und ihre tiefsten Vorstöße machten. Sie umfaßten auch den Vormarsch an die Wolga und jenen Höhepunkt des Kampfes, der den Namen Stalingrad in der Geschichte der Menschheit für immer neben Marathon und Waterloo stellt. Im Herzen einer Nation gibt es ein hartes, ewiges und unbesiegliches Element — und dieses war es, das in Stalingrad zutage trat und das riesige Blutbad und Unglück überlebte. Es hatte ganz und gar nichts mit Karl Marx und Stalin zu tun.

Die amtlichen Communiqués fuhren damit fort, die Größe unserer Niederlagen abzuschwächen. Die verheerendsten Rückzüge verwandelten sich in strategische Manöver. Die russischen Massen wußten weniger vom wirklichen Verlauf des langen Duelles bei Stalingrad als die übrige Welt. Aber auf unserer Ebene im Regierungsapparat konnten wir uns diesen Selbstbetrug nicht leisten. Die Forderungen der Front um Nachschub und Flugzeuge, um Munition und Menschenmaterial klangen schrecklich und manchmal völlig verzweifelt. Wir mußten unsere riesigen Blutverluste notwendigerweise bemerken.

An der einen Wand von Utkins Büro hing eine große Karte Rußlands. Jeden Morgen schoben sich die Nadeln, welche den deutschen Vormarsch anzeigten, immer tiefer in unser Land hinein, und ein blutroter Faden zeigte das Ausmaß unserer Verluste an. Ich traf Utkin, der auf diese Karte starrte und sein rundes, hübsches Gesicht in Sorgenfalten legte.

"Ich habe ein dringendes Geschäft, Andrej Iwanowitsch", sagte ich und legte ihm einige Schriftstücke auf den Schreibtisch.

"Die Papiere können warten. Komm hierher und schau dir einmal an, was die deutschen Hurensöhne machen."

Die rote Linie verlief nur noch etwa 100 Kilometer westlich von Moskau, gerade noch jenseits von Moschaisk. Sie schnitt die ganze Ukraine ab und rückte beängstigend nahe zur Wolga in Richtung auf Stalingrad.

"Was sollen wir tun, wenn sie unsere Ölquellen erwischen, Victor Andrejewitsch? Dann sind wir verloren!"



Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Ein scheußliches Bild," gab ich zu, "scheußlich! Das einzige was wir tun können, ist arbeiten, arbeiten und nochmals arbeiten. Es ist gut, daß der Pacht-Leih-Vertrag langsam zu wirken beginnt ..." <sup>62</sup>

"Der Pacht-Leih-Vertrag!" rief Utkin nervös aus. "Was wir brauchen, ist eine zweite Front! Aber die kapitalistischen Bastarde zögern immer noch. Sie scherzen sich einen Teufel darum, wieviel russisches Blut vergossen wird! Wir bezahlen ihren Pacht-Leih-Vertrag reichlich ..."

Die Mobilisierung war schon lange in einem so riesigen Ausmaß durchgeführt worden, wie in keinem anderen kriegführenden Land. Die Arbeitskräfte in der Industrie und auf dem Land waren ausgerechnet dann, wenn der Produktionsbedarf am größten war, erschöpft. Ich saß genau an dem Ort in der Regierung, wo sich dieses katastrophale Bild am deutlichsten zeigte. Unsere kämpfenden Truppen rekrutierten sich aus Männern zwischen 16 und 56 Jahren. Die letzten Vorwände einer richtigen ärztlichen Untersuchung und der Dienstbefreiung fielen durch einen persönlichen Befehl Stalins hinweg, ein Befehl, der niemals veröffentlicht wurde. Zehntausende von Verletzten standen wieder an der Front, ehe ihre Wunden auch nur halb ausgeheilt waren. Knaben und Mädchen im schulpflichtigen Alter, Mütter kleiner Kinder, ja sogar Frauen vom Lande, deren Männer bereits eingezogen waren, erhielten Aufgebote zur Arbeit in den Fabriken. In dieser zunehmenden Krise an Arbeitskräften bildete die Zwangsarbeit der Millionen von Gefangenen einen wichtigen und oft sogar den wichtigsten Faktor zur Rettung der russischen Militärwirtschaft. Man muß dieser Wahrheit ins Angesicht blicken, wie unangenehm sie auch sein mag. Die evakuierten Fabriken, die vergrößerten Betriebe in Sibirien und im Ural und die neuerbauten Industrieverbände steigerten beständig die Kriegsproduktion. Aber wenige von ihnen arbeiteten ohne entscheidende Kader von Zwangsarbeitern. Jene Ausländer, die begeistert vom russischen Endsieg als einem Beweis für den "Erfolg des Sowjetsystems" sprechen, kämen der Wahrheit wesentlich näher, wenn sie diesen Erfolg der riesigen staatlichen Sklavenhalterei zuschreiben würden.

Da man die freien Arbeiter im Kriegsdienst einsetzte, wurde unsere Industrie mehr und mehr von den großen Armeen der Gefangenen abhängig, deren Reihen nun durch die beispiellosen Kriegsverhaftungen answollen. In offiziellen Kreisen schätzte man dieses Arbeiterreservoir auf zwanzig Millionen Menschen. In dieser Schätzung waren die Knaben und Mädchen von 14-16 Jahren nicht inbegriffen, welche mit Gewalt von

---

<sup>62</sup> Das Leih- und Pachtgesetz (englisch Lend-Lease Act, offiziell An Act to Promote the Defense of the United States: "Ein Gesetz, um die Verteidigung der Vereinigten Staaten zu fördern") wurde vom US-Kongress am 18. Februar 1941 verabschiedet. Es ermöglichte den Vereinigten Staaten, kriegswichtiges Material wie Waffen, Munition, Fahrzeuge, Treibstoffe, Nahrungsmittel, Flugzeuge etc. an die gegen die Achsenmächte (Deutschland, Italien, Japan) kämpfende Staaten zu liefern. Großbritannien, die UdSSR, China und viele andere Staaten erhielten aufgrund des Leih- und Pachtgesetzes Güter in einem Gesamtwert von knapp 50 Milliarden US-Dollar (ohne Transportkosten). Das Programm lief im August 1945 aus. (WP)

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

ihren Eltern getrennt und in jene Industriegebiete geschickt wurden, wo sich der Menschenmangel am schärfsten spürbar machte.

Die Kriegsindustrien der USSR beruhten, genau wie die deutschen Industrien, vorwiegend auf Sklavenarbeit. Der Hauptunterschied lag darin, daß Berchtesgaden besiegte Feinde und der Kreml sein eigenes Volk versklavte. Man kann sich die schrecklichen Lebensbedingungen, unter denen die Gefangenen lebten und arbeiteten, lebhaft vorstellen, wenn man an jene Zeit denkt, da der Hunger das Land regierte. Sie waren "Freigut", und die NKVD brauchte über diese Verluste keine Rechenschaft abzulegen.

Bei Kriegsausbruch waren die Waffen- und Munitionskommissariate der Kontrolle Berias, dem Kommissar der NKVD, unterstellt worden, der auch Beisitzer des Sownarkom und Mitglied des staatlichen Verteidigungskomitees war. Dies war gleichbedeutend mit der Kontrolle dieser Kommissariate durch die Geheimpolizei. Die zuständigen Kommissare Oustinow und Wannikow wußten, was das hieß. Ebenso alle anderen bis hinunter zum niedrigsten Beamten. Sie hätten einen raschen Tod dem Zorn Berias und seiner Organisation vorgezogen. In den Betrieben, Büros und den mittelbar oder unmittelbar mit Waffen und Munition verbundenen Einrichtungen litt jedermann unter einer schrecklichen Furcht.

Beria war kein Ingenieur. Er erhielt diese Oberaufsicht einzig deshalb, um allen tödliche Furcht einzujagen. Ich fragte mich oft — und andere in ihrem geheimsten Herzen sicherlich auch —, weshalb sich Stalin zu diesem Schritt entschloß. Ich konnte nur eine einzige plausible Antwort finden. Ihm mangelte das Vertrauen in den Patriotismus und die Nationalehre des russischen Volkes, und deshalb war er gezwungen, sich in erster Linie auf die Peitsche zu verlassen. Beria hieß diese Peitsche.

Derselbe Mangel an Vertrauen zeigte sich auch in den meisten anderen Industrien. Ihre Zivilleiter wurden von militärischen Führern bewacht oder mindestens von Personen, die mit militärischen Titeln und militärischer Macht ausgerüstet waren. Der Eisenbahnverkehr zum Beispiel unterstand der Leitung General Chrouliows. Er war Stalins Deputierter im Verteidigungskommissariat. Mit dem Einverständnis der Transportverwaltung der NKVD führte Chrouliow eine vollständige militärische Disziplin ein und ersetzte im ganzen Transportsystem die patriotische Zusammenarbeit durch grenzenlose Furcht.

Auf dieselbe Art wurde Malischew, ein Beisitzender des Sownarkom und Ingenieur von Beruf, in den Generalsrang erhoben und als Leiter der Tankindustrie über deren Zivilkommissar eingesetzt. Auch Fabrikdirektoren und andere wichtige Persönlichkeiten der Industrie erhielten militärischen Rang, so daß das militärische Regime rasch die gewöhnliche Verwaltung verdrängte. Die Kommissariate unter Berias Leitung beanspruchten natürlich den größten Teil der verfügbaren Sklavenarbeitskräfte

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

für sich. Aber es blieben noch genug für alle Departemente der Staatswirtschaft. Ich weiß aus meiner eigenen gründlichen Beobachtung, daß wenige Industrieunternehmen ohne Sklavenkontingente arbeiteten und daß in Dutzenden von Betrieben die Zwangsarbeit die wichtigste oder gar einzige Stütze bildete.

Während ich im Sownarkom arbeitete, vernahm ich viel über die besonderen Probleme, die sich durch die Konzentrationslager und Gefängnisse auf Evakuationsgebiet stellten, als die Deutschen an Raum gewannen. Es war bedeutend wichtiger, diese Sklavenbevölkerung zu evakuieren als die freien Bürger. Ihre Arbeitskraft stellte einen wirtschaftlichen Wert dar, den man unbedingt retten mußte. Was aber noch wichtiger war: Diese Gefangenen liebten das Sowjetregime nicht gerade in hohem Maße und hätten sich den Deutschen als hilfreiche Bundesgenossen angeschlossen. Zweifellos spielte auch noch eine andere, rein politische Erwägung mit — die Gefahr, die Außenwelt könnte durch diese Gefangenen einige skandalöse Geheimnisse über Ausmaß und Natur des Sowjetsklavensystems erfahren.

Einige von uns im Sownarkom kannten Fälle, wo die Gefangenen massenweise getötet wurden, als es unmöglich war, sie noch zu evakuieren. Dies geschah in Minsk, Smolensk, Kiew, Charkow, in meiner Heimatstadt Dnjepro-petrowsk und in Zaporosche. An einen dieser Fälle erinnere ich mich noch bis in die kleinsten Einzelheiten. In der kleinen Kabardino-Balkar-Sowjetrepublik — einer der "autonomen Republiken" —, im Kaukasus, gab es in der Nähe der Stadt Naltschik ein Molybdänkombinat der NKVD, das mit Zwangsarbeitern betrieben wurde. Als die Rote Armee sich aus diesem Gebiet zurückzog, konnten mehrere hundert Gefangene aus technischen Transportgründen nicht rechtzeitig evakuiert werden. Der Direktor des Kombinats ließ auf Befehl des Kommissars der Kabardino-Balkar-NKVD, Genosse Anochow, die Unglücklichen bis zum letzten Mann mit Maschinengewehrfeuer niederschließen. Nachdem die Gegend von den Deutschen wieder befreit wurde, erhielt Anochow seinen Lohn, indem man ihn zum Präsidenten des Rats der Volkskommissare machte, zum höchsten Beamten des autonomen Gebietes.

Bei meinem Druck auf die Kommissariate um die Beschleunigung der Produktion sah ich mich in kritischen Lagen immer wieder durch den Mangel an Arbeitskräften behindert. Die Volkskommissare kannten die Lage besser als ich, sie baten Pamfilow oft um zusätzliche Arbeitskräfte aus den NKVD-Reserven, und er forderte seinerseits von der NKVD Arbeiter zur Versorgung dieser oder jener Fabrik. Manchmal unterbreitete er die Probleme direkt Wosnessenski, Molotow und Beria. Die Zentralverwaltung der Zwangsarbeiterlager — unter dem Namen GULAG bekannt — wurde von NKVD-General Nedosekin, einem Assistenten Berias geleitet. Nedosekin erhielt die Anforderungen der Sklavenkontingente vom staatlichen Verteidigungskomitee mit den Unterschriften von Molotow, Stalin, Beria und anderen Mitgliedern und handelte dementsprechend.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Ich entsinne mich gut an ein Gespräch, das ich auf Utkins Befehl mit einem der Verwaltungsleiter der GULAG führen mußte. Er war beauftragt, ein gewisses Kommissariat zur Erledigung einer dringlichen Aufgabe mit einigen hundert Gefangenen zu versehen. Wir standen unter schrecklichem Druck Pamfilows, der natürlich seinerseits von oben gedrängt wurde, und ich hatte den GULAG-Beamten zu einer Besprechung dieser Frage kommen lassen.

"Aber Genosse Kravchenko, sei doch vernünftig", unterbrach er meine Rede. "Schließlich ist dein Sownarkom nicht der einzige, der nach Arbeitskräften schreit. Die staatliche Verteidigungskommission benötigt sie, Genosse Mikoian verbittert uns das Leben, Malenkow und Wosnessenski brauchen Arbeiter und Woroschilow verlangt Straßenbauer. Jeder meint natürlich, seine eigene Aufgabe sei die wichtigste. Was sollen wir denn tun? Wir haben noch nicht einmal alle unsere Verhaftungsprogramme durchgeführt. Die Nachfrage ist größer als der Nachschub."

*Verhaftungsprogramm!* Der phantastische und kaltblütige Zynismus dieses Satzes läßt mich noch immer erschauern. Was ihn noch unheimlicher machte, war die Tatsache, daß dieser Beamte sich der Scheußlichkeit seiner Bemerkung gar nicht bewußt war — die Verhaftung und Versklavung von Menschen galt in seinem Leben bereits als selbstverständlich. Natürlich wollte er damit nicht sagen, daß Verhaftungen tatsächlich geplant würden, um die Arbeitsnachfrage zu befriedigen. Seine Worte waren bloß eine Klage in der Sowjetsprache, daß die Multimillionenarmee der Zwangsarbeiter noch immer nicht allen Anforderungen genüge.

Das Ausmaß der Arbeit von Minderjährigen in Rußland blieb aus irgendeinem Grunde der Außenwelt völlig unbekannt. Selbst innerhalb unserer eigenen Grenzen wurde sie von viel Geheimnistuerei umgeben und selbstverständlich mit heuchlerischen Schlagworten bemäntelt. Das Wesen dieses Systems besteht, wenn man von aller Wortverkleidung absieht, im Zwang. Millionen von Kindern werden gegen ihren eigenen und gegen den Willen ihrer Eltern aus ihrem Heim weggenommen und auf einer "Mobilisierungsbasis" in die Industrien gesteckt, ohne nach ihren Wünschen gefragt zu werden. Es wäre falsch, diese Entwicklung einzig und allein dem Kriege zuzuschreiben, da sie bereits im Jahre 1940 begann und seit Kriegsende sogar noch verstärkt worden ist, was aus den letzten Nachrichten geschlossen werden kann.

Der erste Erlaß für die Mobilisierung von Kindern wurde im Oktober 1940 ausgegeben. Er sah eine unverzügliche Aushebung von etwa 800.000 — 1.000.000 Stadt- und Landkindern von 14-17 Jahren zur industriellen Ausbildung vor. Neben der Zwangsmobilisierung waren auch freiwillige Aushebungen gestattet. Die 14-17jährigen wurden meistens zu den schwereren Arbeiten, welche eine zweijährige Ausbildung brauchten, ausgewählt. Sechs Monate dauerte die Ausbildung für weniger schwierige Posten, für die Kinder zwischen 16 und 17 Jahren vorgesehen waren.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Nach der Erfüllung dieser Bedingungen kamen die jungen Menschen für eine Dauer von vier Jahren in Fabriken, Minen, Bauprojekte und andere Unternehmungen, je nach den Verfügungen der Verwaltung der Arbeitsreserven. Obschon dieser Vorgang mit schönen Schlagworten verbrämt wurde, war er doch eine Zwangsaushebung minderjähriger Arbeiter. Die Ausgehobenen wurden in Uniformen gesteckt, in Regierungsbaracken untergebracht und einer strengsten Disziplin, sowie einem militärischen Regime unterworfen. Ihre Zeit zerfiel in Arbeit, Studium und körperliche Ausbildung und war dazu bestimmt, sie nicht nur zu gehorsamen, sondern auch zu fanatischen Dienern des sowjetischen Superstaates zu erziehen. Politische Schulung war natürlich bei ihrer Ausbildung ein entscheidender Faktor.

Selbst vor dem Krieg, als ich noch im Glawtrubostal-Werk in Moskau arbeitete, sah ich in verschiedenen Fabriken große Mengen von Kindern, die mit Gewalt von ihren Familien getrennt worden waren. Ich hatte Gelegenheit, das ganze System aus nächster Nähe kennenzulernen. Die jungen Dienstpflichtigen wurden durch Trompeten- oder Trommelsignale um fünf Uhr dreißig zum militärischen Drill geweckt. Dann frühstückten sie und waren um sieben Uhr an ihren Arbeitsplätzen, sowohl Mädchen wie Knaben, treu den spartanischen Prinzipien, die bei ihrer Erziehung zu Staatsrobotern vorherrschten.

Einen Zug tödlicher Ironie erhielt dieses Regiment durch die Ernennung des Leiters aller Sowjetgewerkschaften, Nikolai Schwernik, Mitglied des Politbüros, zum politischen Aufseher. Maskatow, einer der Gewerkschaftssekretäre Schwerniks, war der Leiter der Arbeitsreservenverwaltung, welche die Ausbildung der jungen Rekruten leitete und sie ihren verschiedenen Funktionen in allen Teilen des Landes, je nach Bedarf des Staates, zuwies.

Im Laufe des Krieges machte die Regierung fünf neue Aushebungen, was die Zahl dieser uniformierten Knaben und Mädchen auf 9 Millionen ansteigen ließ. Zudem wurden Hunderttausende von Knaben (zum Teil erst 12- und 13jährige) in neugegründete Rekrutenschulen gesteckt, um genau so wie die andern, die für die proletarische Laufbahn geschult wurden, als Offiziere der Armee ausgebildet zu werden.

Diese Militärschüler waren zum Großteil Freiwillige, aber sie wurden auch durch ganze Herden von Kriegswaisen, zum Teil aus Kinderheimen und zum Teil aus den Reihen der *Besprizorni* oder heimatlosen Waisen, ergänzt. Viele Eltern, die ihre Kinder nicht mehr ernähren können, kommen leicht in Versuchung, die Knaben in die Militärschulen zu schicken, was praktisch einer Aushebung fürs Leben gleichkommt. Eine höhere Erziehung und die drei obersten Klassen der höheren Schulen stehen nämlich heute nur noch jenen offen, welche die Unterrichtsgebühren bezahlen können. Wenn man dem Kreml glauben darf, wurden diese Gebühren "angesichts des hohen

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Standards des nationalen Wohlstandes der Arbeiter" eingeführt. Viele Familien, welche die Gebühren aber nicht bezahlen können, sehen in der militärischen Laufbahn die beste Gelegenheit für ihre Söhne, um der ausgebeuteten Arbeiterklasse zu entfliehen.

Wenn dieses System der Zwangsrekrutierung von Kindern für die Industrie andauert — und dies trifft allem Anschein nach zu —, so werden dem Sowjetstaat des Jahres 1960 etwa 30-40 Millionen auf dieser Grundlage ausgebildete Arbeiter zur Verfügung stehen. Diese werden eine neue Art "Proletariat" darstellen, bei dem die Einflüsse des eigenen Heimes, die Erinnerung an eine freiere Vergangenheit und andere geistige Eindrücke nichtbehördlicher Art auf ein Minimum reduziert sind. Alles Menschen ohne Wissen um eine persönliche Freiheit und erfüllt von kommunistischen und stalinistischen Ideen, also freiwillige oder unfreiwillige Staatssklaven. Diese moralisch und politisch verkrüppelten Russen werden zu einem mächtigen Werkzeug in der Hand der Regierung, das sich zu Hause und im Ausland für alle Abenteuer gebrauchen läßt.

Dieses sorgfältig geschulte Kader von Bürgern wird durch annähernd 20 Millionen NKVD-Zwangsarbeiter und eine riesige stehende Armee von Soldaten und Offizieren ergänzt werden, die von Kindheit an neben und oberhalb der gewöhnlichen Truppen und Militärreserven auf der Basis des Stalinismus, einzig für die Verteidigung des Sowjetstaates ausgebildet wurden. Ferner muß berücksichtigt werden, daß unterdessen 10 Millionen andere Kinder in den gewöhnlichen Sowjetschulen erzogen wurden, in denen die Treue zur Regierung und der Glaube an ihre Methoden den ersten Platz im Unterricht einnimmt.

Das geistige Bild dieser riesigen mobilisierten Menschenmassen stand mir ständig vor Augen, während ich um Arbeitskräfte für die Forderungen verschiedener Kommissariate feilschte und mich bemühte, dringende Produktionspläne auszuführen. Der Vergleich mit Bienenstöcken oder Ameisenstaaten schien mir durchaus nicht abwegig. Daß er mit Heucheleien von Arbeitsehre und "sozialistischer" Zusammenarbeit ausgeschmückt wurde, und daß "Arbeiterklassenführer" wie der Sklavenhalter Schwernik dem Ganzen vorstanden, gestaltete das Bild in meinen Augen nur noch ungeheuerlicher. Mein "fauler Liberalismus" war zu tief verwurzelt, um noch geheilt zu werden.

### III

Schon bei Beginn des Krieges erkannte ich das tragische Ungenügen unserer Kriegsversorgung. Eine im Kreml von Alexej Kossygin, einem der mächtigsten Mitarbeiter Stalins, einberufene Konferenz bestärkte mich in meiner Ansicht. Da die Traktandenliste viele Gegenstände enthielt, die mein Departement betrafen, wünschte mich Utkin an seiner Seite und befahl mir, in dieser erlauchten Sitzung nicht zu sprechen, außer ich werde dazu aufgefordert.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Kossygin<sup>63</sup> vertrat das Politbüro in der Kontrolle von fünf Kommissariaten und war auch für die Probleme der militärischen Ausrüstung der Ingenieure verantwortlich. Schon lange vor ein Uhr morgens (die für die Konferenz festgesetzte Zeit) sind die fünf Volkskommissare im großen Empfangszimmer eingetroffen. Sie geben sich ungezwungen und lassen die offiziellen Masken für einen Augenblick fallen. Diese Männer kennen einander gut, sogar zu gut; der *Wlast* ist schließlich eine engverbundene Welt. Es werden Höflichkeiten, einige Scherze und Klatsch ausgetauscht.

Genosse Ginsburg, der Kommissar für das Bauwesen, ein kleiner, fatter Mann mit Glatzkopf und dicken Brillengläsern, sitzt in einer Ecke, trinkt schweigend Tee und kaut Kuchen. Ein großer Mann mit einer farbigen Russenbluse unter der Jacke verzehrt einen Apfel. Es ist Akimow, der Kommissar für die Textilbranche. Ich folge seinem Beispiel und greife in eine große Fruchtschale. Kommissar Liubimow, der Leiter der Leichtindustrie winkt mir zu. Er ist als witziger und scherzhafter Mann bekannt.

"Wie lang wird die Folter wohl dauern?" wendet sich Liubimow an einen der Leute Kossygins. "Ich möchte essen — Schinken und Eier zum Beispiel. Und ein Glas Wodka zum Hinunterspülen würde auch nichts schaden."

"Ja, du wirst heute abend deine Kraft brauchen", antwortet der andere lachend. "Man wird dir die Hölle heiß machen. Bereite dich besser darauf vor."

Jedermann nimmt am Gelächter teil, ausgenommen Genosse Sosnin, der Kommissar für das Baumaterial, ein großer Mann mit einem hageren und düsteren Gesicht. Seine Dürsterkeit ist verständlich: Er hat eine undankbare Aufgabe, seinem Kommissariat wird von den Leitern jeder Konferenz ganz selbstverständlich "die Hölle heiß gemacht". Den Gegensatz zu Sosnins chronischer Niedergeschlagenheit bildet der fröhliche Okopow, der Kommissar für Maschinenbau. Noch vor kurzem war er bloß Direktor einer Fabrik im Ural. Jetzt ist er Volkskommissar und genießt den Ruf, ein Liebling Mikojans zu sein. Sein rascher Aufstieg in den Funktinarshimmel wird allgemein seinem Erfolg bei der Produktion einer neuen Raketenkanone zugeschrieben, die unter dem Namen *Katjuscha* bekannt und noch immer in großes Geheimnis gehüllt ist. Opokow ist ein untergesetzter Armenier mit grauem Haar und einem schlaunen Gesicht und mit schönen Augen.

Jetzt tritt Marschall Worobiow ein, begleitet von General Kaliagin. Worobiow ist Stalins Mitarbeiter für die kombattanten Ingenieurtruppen und ihre Ausrüstung. Da seine Probleme auch mein Sownarkom-Departement angehen, sind wir bereits miteinander bekannt und begrüßen uns herzlich. Wir sind beide aufeinander angewiesen, und er und Kaliagin wissen, wie ernst ich arbeite, um den Bedürfnissen der

---

<sup>63</sup> Im Original "Kasygin" (wurde hier verändert zu "Kossygin"). Alexey Nikolaevich Kosygin (1904-1980) war ab 1960 bis zu seinem Tod Vorsitzender des Ministerrats der UdSSR ("Ministerpräsident"); im Deutschen in der Regel "Kossygin" geschrieben. Später wichtiger Entspannungspolitiker.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Front entgegentzukommen. Mitten im Gespräch und Teetrinken weilen unsere Gedanken bei jenen großen Eichentüren, die in die Gemächer Alexej Kossygins führen. Endlich werden diese Türen geöffnet.

"Alexej Nikolajewitsch ladet euch zur Konferenz ein", gibt eine Sekretärin bekannt.

Schweigen tritt ein. Das Lächeln verschwindet. Jedermann setzt wieder seine beste Beamtenmaske auf. In Gegenwart Kossygins trennt uns nur noch ein kleiner Schritt vom geliebten Führer persönlich. Das Zimmer ist groß, hoch und genau ovalförmig. Porträts des gesamten Politbüros hängen gleichmäßig verteilt an den cremefarbenen Wänden. Ein großer Radio mit Auslandempfang zieht meine Aufmerksamkeit auf sich; gewöhnlichen Sterblichen ist der Besitz solcher Apparate während des Krieges untersagt. Der mit grünem Filz bedeckte Konferenztisch ist groß genug für dreißig Leute.

Kossygin, oben am Tisch, trägt ausländische Kleider. Sein Ausdruck ist grimmig, und seine Gesichtszüge verraten Schlaflosigkeit und Müdigkeit, wie meine eigenen. Er erwidert die Begrüßungen der Kommissare und Generäle mit einem kurzen Nicken.

"Setzt euch", befiehlt er. "Der Leiter des GVIUK soll Bericht erstatten."

GVIUK ist die Abkürzung für das Departement unter Marschall Worobiow, der aufsteht, um zu sprechen. Daß er nicht mit seinem Namen und Titel aufgerufen wurde, ist für uns alle vielsagend, besonders für den Marschall. Es ist ein grober Hinweis, daß Kossygin schlechter Laune ist. Wir können uns auf Feuerwerk gefaßt machen.

Marschall Worobiow spricht etwa eine Viertelstunde nach seinen Notizblättern. Er bringt Zahlen und wieder Zahlen. Er malt ein schwarzes Bild der mangelhaften Versorgungslage. Es gebe keine Motorboote zur Flußüberquerung, führt er aus, und dies koste uns Tausende von Opfern. Es gebe keine fertiggestellten Brücken, keine Minen, um den Vormarsch des Feindes zu verzögern, keine motorisierten Reparaturwerkstätten, keine Telephon-Drähte und Instrumente, keine Ofen für die Gräben, ja sogar nicht einmal Äxte und Schaufeln für die Infanterie.

Kossygins Augen richten sich auf den vor ihm liegenden Block, mit dem er unruhig und gereizt spielt. Seine Gesichtsmuskeln zucken nervös. Weshalb gibt es nichts, um einem satanisch tüchtigen und mechanisierten Feind zu begegnen? frage ich mich immer wieder. Warum haben wir die beiden Friedensjahre vertrödelt? Während er mit seiner Statistik fortfährt, macht sich die bisher militärisch verhaltene Empfindung des Marschalls plötzlich Luft. Heiser ruft er aus: "In eben dieser Minute fallen die Soldaten zu Tausenden an der Front! Warum können wir sie nicht mit gewöhnlichen Schaufeln, Äxten und mit Stacheldrahtscheren ausrüsten? Unsere Leute bauen lebende Brücken mit ihren blutenden Körpern, weil sie keine Werkzeuge haben, um den Draht zu



Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

zerschneiden! Genossen, es ist eine Schande, es ist eine Schande! Wir haben keine Laternen, geschweige denn Scheinwerfer, nur einfache Petrollampen. Genosse Stalin hat in den letzten paar Monaten persönlich achtmal diese Laternen befohlen, aber die Front hat sie noch nicht. Wir sind ohne Tarnungsausrüstung. Genossen, die ihr hier an der Spitze der Industrie steht, ich wende mich im Namen des einfachen Frontsoldaten an euch!"

"Das ist alles klar", sagt Kossygin mit schneidender Stimme, wie der Marschall sich setzt. "Welche Art von Laternen meinst du?"

Ein Oberst an der Seite des Marschalls hebt eine primitive Glaslaterne in die Höhe: ein Metallrahmen mit Glasfenstern.

"Und diese Kleinigkeit können wir nicht herstellen?" ruft Kossygin zornig aus.

Zufällig bin ich gerade mit diesem Problem vertraut. Mit Utkins Erlaubnis spreche ich. "Gestatte mir eine Erklärung, Alexej Nikolajewitsch. Die Produktion der Laternen hat sich verzögert, weil wir kein Blattmetall, keine Preßmaschinen und keine Gläser von der richtigen Größe und Qualität besitzen. Der von Nowomoskowsk evakuierte große Blattmetallbetrieb arbeitet noch nicht. Das Glas können wir nur von Krasnojarsk erhalten. Vielleicht kann uns Genosse Sosnin sagen, warum es nicht kommt."

"Die Laternen müssen gemacht werden!" brüllt Kossygin plötzlich und schlägt mit der Faust auf den Tisch. "Ich sag euch, diese verbrecherische Faulheit muß endlich ein Ende nehmen! Und wenn ich diesen Halunken die faule Haut vom Rücken reißen muß, aber die Forderungen werden erfüllt, wie sie Genosse Stalin verlangt! Sosnin — berichte!"

Der klägliche Sosnin scheint gebrochen zu sein. Er spricht mit hilfloser Eintönigkeit. Die Maschinen in Krasnojarsk sind in schlechtem Zustand, das Elektrizitätswerk arbeitet nicht, und es gibt nicht genügend ausgebildete Arbeitskräfte ..

Kossygin ruft noch Akimow und andere auf. Stunde um Stunde dehnt sich die Konferenz aus. Jeder Bericht vertieft die herrschende Verzweiflung. Die "Flaschenhälse" scheinen bei Materialien, Maschinen und Transportmitteln immer zahlreicher zu werden — ein undurchdringlicher Wald von "Flaschenhälsen". Kossygin spricht nicht mehr und stellt keine Fragen mehr. Er schreit, befiehlt, setzt Aufträge und Daten fest, ohne überhaupt jemand zu fragen, und alle Volkskommissare und Generäle rutschen schuldbewußt auf ihren Sitzen herum wie Schuljungen, die von einem zornigen Lehrer abgekanzelt werden. Wir vermeiden es, einander anzublicken. Wir alle wissen, und auch Kossygin weiß es, daß diese Mängel tatsächlich bestehen und daß keiner von uns Wunder vollbringen kann.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Einmal, mitten in einem wilden Zornausbruch gegen Kommissar Ginsburg, klingelt das Telephon. Offenbar kennt Kossygin das Zeichen. Sein Ton, sein Gesichtsausdruck und sogar seine Haltung verändern sich plötzlich und werden sanft und untertänig. "Ja, Josef Wissarionowitsch .. Selbstverständlich, Josef Wissarionowitsch ... Es wird geschehen! ... Ja, ich werde sofort die notwendigen Maßnahmen treffen ..." sagt er. Stalin! Ein Schauer der Ehrfurcht und der Achtung durchrieselt die Männer um den Tisch. Wir sitzen alle da wie Statuen. Kossygin legt den Hörer ruhig und sorgfältig nieder, als sei er aus Glas. Er braucht fünf volle Minuten, um sich wieder in seine zornige Stimmung hineinzubefehlen und hineinzufluchen.

Um vier Uhr dreißig werden wir entlassen. Jeder von uns ist mit Befehlen überladen: eine halbe Million Tarnungsuniformen, eine Million Schaufeln, hunderttausend Feldtelephonrollen — Riesenzahlen. Dutzende von Riesenzahlen. Wir alle wissen, daß diese Aufgaben undurchführbar sind. Gelingt ihre Ausführung auch nur zu 75 Prozent, so wird darüber eitel Freude herrschen, und es wird Gratifikationen und Verdienstorden regnen. Wir wissen auch alle, daß diese Zahlen absichtlich höher angesetzt wurden, um aus der Industrie die letzten Kraftreserven herauszuholen und wissen auch, daß die Bedürfnisse noch viel größer sind, als diese Forderungen.

Zu Hause klettere ich die dunkle Treppe ins oberste Stockwerk empor, taste meinen Weg im dunklen Gang zu unserer Tür. Irina schreckt auf. "Warum so spät?", fragt sie schläfrig. "Etwas nicht in Ordnung?". – "Nein, nein, schlaf weiter ... nur wieder eine Konferenz. Der Morgen graut bereits ..."

Ich nahm an Dutzenden solcher Kremllkonferenzen teil, die von Stalins Deputierten: Wosnessensky, Saburow und anderen einberufen wurden. Hergang und Stimmung dieser Versammlungen waren fast immer genau wie bei der geschilderten Versammlung Kossygins. Stalins Befehle, Direktiven und Forderungen übergangen stets die Schwierigkeiten und bestanden auf den Erfolgen.

## (25) Die beiden Wahrheiten

*Sonderversorgung der Machtelite – NKVD-Sklaven in einer unterirdischen Fabrik – Fabriken, die für Parteileitung, Regierung und hohe Offiziere fertigen statt ihrem Auftrag gemäß für die Kriegsproduktion – Achselschmuck! – Die "beiden Wahrheiten" (die eine für die Bevölkerung und die Außenwelt, die andere für die Parteigetreuen, die Eingeweihten und die inneren Kreise) – Pawel Judin – Sowjetisches Atomprogramm – Vertraulichkeiten zwischen Regierungsfunktionären – Über Stalin – Kravchenko wird Koordinator bei Glawmetal.*

### I

Als Departementsleiter im Sownarkom verdiente ich nicht halb so viel wie früher in der Industrie, und ich erhielt keine jener Glücksgratifikationen mehr, wie sie sich die Fabrikverwaltungen selbst auszahlen. Aber in dieser Zeit schrecklichen Mangels war Geld bedeutungslos. Wichtig waren einzig die Höhe der Rationen und die Läden, in denen man einkaufen durfte.

In dieser Hinsicht befand ich mich in der höchsten und fettesten Kategorie. Ich hatte sowohl zu den speziellen Läden ("geschlossenen Verteilungsorten" wie sie in der pompösen Beamtensprache genannt wurden) wie auch zu den für den Mast reservierten Schuh- und Schneiderläden Zutritt. An diesen Orten traf ich die Elite der Partei, der Regierung, der Polizei und des Kremls, manchmal auch ihre Frauen, Chauffeure und Angestellten.

Von tausend Russen vermutete kaum einer, daß es solch reichhaltige Läden gab, und tatsächlich betrieb sie die Regierung sehr diskret und so weit wie möglich außerhalb des Gesichtsfeldes der Massen. Gewöhnlich stand eine lange Reihe eleganter Autos vor unseren "geschlossenen" Nahrungsmittelläden, aber wenige Passanten wußten, wozu sie hier waren. Kein gewöhnlicher Moskowiter konnte je einen Blick, geschweige denn einen Geschmack von diesen Pacht-, Leih- und Inlandsprodukten ergattern, die in solchen Läden aufgespeichert waren.

Unsere Käufe beschränkten sich natürlich auf die amtlichen Zuteilungen. Diese standen aber hoch über dem Durchschnitt und umfaßten Gegenstände, an die sich das Volk kaum mehr erinnern konnte. Ich gehörte zu jener Kategorie von Familien, die vom Druck von Golod und Cholod, Hunger und Kälte, die unser Volk in ihrem

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

erbarmungslosen Würgriff hielten, verschont blieben. Das Land litt ebenso grausam wie in den schlimmsten Bürgerkriegsjahren und dies nach einem Vierteljahrhundert "sozialistischen Aufbaus" und mehreren erfolgreichen Fünfjahresplänen.

Meine monatliche *Pajok* oder Ration umfaßte Schinken, Konserven, Butter, Zucker, Mehl, Pökelfleisch — alles aus den Vereinigten Staaten eingeführt — und Fische, Geflügel, Räucherfische, Gemüse, Wodka, Wein und Zigaretten aus Sowjetrußland. 15.000 Rubel konnten auf dem schwarzen Markt nicht kaufen, was ich für 150 Rubel in meinem Automobil aus dem "geschlossenen" Laden wegführte, dessen Eingang von Milizsoldaten bewacht wurde. Wenn meine Frau trotzdem an manchen Tagen Hunger litt, wie mochten da erst die Durchschnittsbürger leben? Besondere Schneider arbeiteten nur für das höchste Beamtentum und stellten aus amerikanischen und englischen Stoffen Kleider für uns her, zu einer Zeit, als zweitklassiger Stoff auf dem "offenen" Markt Tausende von Rubel kostete. Dann und wann erlebten die Kleiderläden Moskaus auch auf dem offenen Markt — unrationiert und deshalb schwindelerregend teuer — kurze Zeiten des Wohlstandes. Die Nachricht, es seien Kleider, Anzüge und Kinderkleider angekommen, breitete sich wie ein Lauffeuer aus. Trotzdem das einfachste Baumwollkleid etwa 500 bis 1000 Rubel, ein Paar Socken 50 bis 75 Rubel und ein ganz gewöhnlicher Anzug oder Mantel 2500 Rubel und mehr kosteten, bildeten sich augenblicklich lange Schlangen. Mit dicken Bündeln abgenutzter, zerlumpter und oft schmutziger Banknoten standen die Leute stundenlang da und beteten, das Lager möge noch nicht ausverkauft sein, wenn die Reihe an sie käme.

Täglich verschwanden Faden, Seife, Zündhölzer, elektrische Birnen, Tisch- und Küchengeschirr. Ein halber Liter Petrol kostete auf dem "offenen" Markt 200 Rubel. Selbst im Zentrum Moskaus war in den Wohnhäusern der elektrische Strom nur zwei oder drei Stunden während der Nacht eingeschaltet. Wer sich kein Petrol leisten konnte — und dies war die große Mehrheit der Bevölkerung —, der saß hinter seinen verdunkelten Fenstern in völliger Finsternis.

In diesem Winter 1942–1943 verbrannten die Menschen ihre Möbel, ihre Bücher, ihre geliebten Musiknoten und alles, was ihnen für einige Minuten Wärme verschaffen konnte. Sie rissen Bretter von ihren Fußböden und Schindeln von ihren Dächern, um ihre Kinder vor dem Erfrieren zu bewahren. Die Leute klopfen morgens an die Türe hungernder Nachbarn und fragten mit schwacher Stimme: "Wanja — oder Maria — lebst du noch?"

Irina und ich bauten einen guten Eisenofen in unser Zimmer, und durch den Sownarkom kam ich zu etwas Holz. Hin und wieder gaben wir unseren Nachbarn etwas davon ab, obschon dies eine Verletzung der Vorschriften bedeutete.

Manchmal fragte ich mich, ob nicht die Beweise meines verhältnismäßigen Reichtums für Nerven und Launen unserer Nachbarn eine schwere Probe seien. Irina

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

kochte auf einem Petrolofen in unserer eigenen Wohnung. Obschon wir unser Essen mit Freunden teilten, verzehrten wir unsere Rationen doch mit einer gewissen Verlegenheit. Schließlich lebten wir in einer Zeit, da der Anblick von Männern und Frauen, die vor Hunger in den Straßen Moskaus tot umfielen, bereits allzu häufig war, um überhaupt noch Schaulustige anzuziehen.

Die Toten wurden begraben, die Halbtoten stöhnten in ihren kalten Häusern, und die Lebenden kämpften weiter. Ich mußte geschäftlich viele Fabriken besuchen, deren Produktion mangelhaft war. Immer wieder war der Nahrungsmittelmangel einer der Hauptgründe. Wo die Verwaltung imstande war, wenigstens ein einziges, einigermaßen nahrhaftes Essen zu liefern, machte sich dies bereits beim Tempo der Produktion bemerkbar.

"Gib uns mehr Nahrung, und wir werden mehr Ware liefern", baten die Vertreter immer wieder. "Unsere Leute haben nicht mehr die Kraft, eure Forderungen zu erfüllen."

Einmal schickte mich Pamfilow mit dem Auto in die Stadt Solnechogorsk, nicht weit von Moskau, um zwei Fabriken zu inspizieren. Das Mahlen von Mehl wurde durch den Mangel an Sieben verzögert, die besonders feinen Draht brauchten, der in diesen Fabriken hergestellt werden konnte. Ich wurde von einem jungen Fremden begleitet — als Ingenieur vorgestellt, aber offensichtlich ein Agent der Wirtschaftsabteilung der NKVD —, was nicht etwa ein beleidigender Mangel an Vertrauen in meine Ehrlichkeit, sondern eine durchaus herkömmliche Gewohnheit war.

Die Fahrt führte uns durch eine von Bomben- und Artilleriefeuer verwüstete Gegend, die einige Zeit von den Deutschen besetzt war. Auf beiden Seiten der Straße sahen wir zerstörte deutsche Tanks und Lastwagen. Wir fuhren durch Dörfer und Weiler, in denen es kein einziges intaktes Haus mehr gab. Zerlumpte, hohläugige Frauen und Kinder krochen aus den Ruinen und streckten uns zitternd die Hände entgegen. Wir hatten einige Lebensmittelpakete mitgenommen, die uns von der Sownarkomküche eingepackt worden waren; aber alles war schon verschenkt, ehe wir unseren Bestimmungsort erreichten. An manchen Orten begegneten wir großen Zügen von Gefangenen, die unter schwerer Bewachung die Straßen wieder herstellten.

Solnechogorsk selbst war unbeschädigt. Ich wurde von den Fabrikleitern empfangen, die sich bereit erklärten, mit mir zusammenzuarbeiten. Sie gaben zu, die Maschinen könnten zur Herstellung des geforderten Drahtes umgestellt werden, aber sie erzählten mir alle dieselbe schaurige Geschichte vom nagenden Hunger.

"Unsere Leute möchten gerne arbeiten", sagte einer von ihnen. "Wie du siehst, beschäftigen wir nur sehr alte Leute, ganz junge Kinder und Frauen, die gar keine Fabrikerfahrung besitzen. Aber sie sind willig. Sie bleiben, wenn es Not tut, tagelang an

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

der Arbeit und schlafen hier in der Fabrik. Aber wenn sie nicht wenigstens die festgesetzte Brotration erhalten, wie in anderen Städten, so haben sie nicht die Kraft, weiterzuarbeiten."

"Warum erhalten sie nicht dieselben Rationen?" fragte ich erstaunt.

"Weil wir unter Bauern wohnen. Theoretisch sollten wir unsere Versorgung vom Lande erhalten. Aber das ist reine Theorie. In der Praxis hungern die Bauern selbst. Du hast sie wahrscheinlich auf dem Weg gesehen."

Mein junger Begleiter war über das Elend in diesen Fabriken ebenso entsetzt wie ich. Bei unserer Rückfahrt stimmte er mir zu, jeder Versuch, Produkte aus Solnechogorsk herauszupressen, sei sinnlos, wenn nicht zuerst das Nahrungsproblem gelöst werde.

Als ich in mein Büro kam, war der Chef bei seiner Abendruhe. Als er zurückkehrte, hatte ich bereits ein eingehendes Projekt für einen Regierungsbeschluß ausgearbeitet, der die augenblickliche Umstellung und Nutzung der Fabriken vorsah.

"Gut ... gut ... hervorragend", nickte er mit seinem Kahlkopf. Aber plötzlich umwölkte sich sein Gesicht. "Was ist denn das? – *Fünfhundert Gramm Brot täglich für die Arbeiter und ihre Familien ...*"

"Ja," sagte ich rasch, "das ist Grundbedingung. Diese Leute hungern."

"Streich diesen Punkt im Projekt aus", befahl Pamfilow.

"Aber Konstantin Gawrilowitsch, ich bitte dich, diesen Punkt im Entwurf stehen zu lassen. Ich gebe zu, daß ein paar Arbeiter vielleicht ihre eigenen Gärten oder Verwandte bei den Bauern haben, aber das nützt nichts. Diese Leute leisten Arbeit und sollten auch Arbeiterrationen erhalten."

"Sie tun mir ebenso leid wie dir, Genosse Kravchenko, aber dieser Punkt muß trotzdem gestrichen werden."

Bevor das Projekt Molotow zur Genehmigung geschickt wurde, bat ich Pamfilow noch einmal, die Notwendigkeit von Brot zu betonen, um die Arbeit in den Fabriken Solnechogorsks sicherzustellen. Der Leiter des Sownarkom blickte mich mit unverhohlener Gereiztheit an.

"Kravchenko, paß auf. Bist du ein sozialistischer Arbeiter oder ein Bolschewik? Menschenfreundlichkeit ist bei Staatsentscheidungen ein schlechter Berater. Lerne von Genosse Stalin — liebe das Volk, aber opfere seine Bedürfnisse, wenn nötig!"

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Daß die beiden Fabriken trotz genügendem Rohmaterial nicht die Hälfte des feinen Drahtes produzierten, überraschte mich nicht.

Eine andere Reise hat sich meinem Gedächtnis sogar noch schärfer eingepägt. Nur ein moderner Dante in einem pessimistischen Augenblick könnte das Bild der geheimen Untergrundfabrik des Kommissariats für Munition schildern. Die Fabrik wurde zur Hauptsache mit Sklavenarbeit betrieben. Jenseits von Podolsk, tief in der Provinz Moskau, war es nur wenigen Leuten mit besonderen Ausweisen gestattet, den Zug zu besteigen, der uns durch eine dichtbewaldete Gegend führte. NKVD-Offiziere prüften mehrmals unsere Dokumente. Der Zug fuhr langsam, und wir sahen aus dem Fenster wiederholt große Gefangenenscharen — man kann diese Unglücklichen nicht verwechseln —, welche Bäume fällten und sie zur Bahnlinie schleppten. Schließlich hielten wir am Ende dieser neuen Bahnlinie und stiegen aus.

In einer Waldlichtung stand eine Munitionsfabrik. In den jenseitigen Wäldern lagen unsichtbar die schmalen Zugänge zu ihren unterirdischen Räumen sorgfältig getarnt, die großen unterirdischen Werkstätten, wo Tausende von Gefangenen und freien Arbeitern Bomben, Minen und andere Munition mit Sprengstoff füllten. Das gesamte Gebiet dieser unterirdischen Welt war mit Stacheldraht eingezäunt und von bewaffneten NKVD-Wachen bewacht. Einige hatten wilde Hunde bei sich, die besonders auf diese Aufgabe abgerichtet waren.

Ich war mit einem Begleiter eingetroffen, um einen Streitfall zwischen dieser geheimen Fabrik und einer anderen, die ihr das Material lieferte, zu schlichten. Nach einer abendlichen Konferenz mit den Beamten wurde mir für die Nacht ein Zimmer im Fabrikhotel zugewiesen. Um die Gefangenen auf ihrem Gang zur Arbeit beobachten zu können, stand ich früh auf. Ein kühler Regen fiel. Kurz nach sechs Uhr sah ich ein Kontingent von etwa vierhundert Männern und Frauen in Zehnerkolonnen unter schwerer Bewachung in die geheimen Werkstätten marschieren.

In all den Jahren hatte ich diese elenden Sklaven unter allen möglichen Lebensbedingungen beobachtet. Ich hielt es nicht für möglich, noch traurigere Geschöpfe zu erblicken, als jene Gefangenen, die ich im Ural und in Sibirien gesehen hatte. Aber hier schien das Grauen eine noch satanischere Form angenommen zu haben. Diese Gesichter — mit kränklicher gelber Farbe und blutunterlaufenen Augen — glichen abstoßenden Totenmasken. Es waren wandelnde Leichen, die von den Chemikalien, mit denen sie in einer schmutzigen Hölle arbeiteten, hoffnungslos vergiftet waren.

Es befanden sich Männer und Frauen darunter, die etwa fünfzig oder älter sein mochten, aber auch junge Leute in den frühen Zwanzigern. Sie schritten wie Automaten in schweigender Verzweiflung und blickten weder nach links noch rechts. Sie waren phantastisch gekleidet. Viele trugen Gummisohlen, die mit Schnüren an ihre Füße

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

gebunden waren, andere hatten ihre Füße in Lumpen gewickelt. Einige trugen Bauernkleider; ein paar Frauen zerrissene Astrachanmäntel, hie und da bemerkte ich die Überreste guter ausländischer Kleider. Als die traurige Parade vor meinem Fenster vorbeischnitt, brach eine Frau plötzlich zusammen. Zwei Wächter schleppten sie weg, keiner der Gefangenen schenkte ihr auch nur die geringste Aufmerksamkeit. Sie kannten kein Mitleid und keine menschlichen Regungen mehr.

Andere Kontingente marschierten aus anderen Richtungen in diese unterirdische Hölle, aus NKVD-Kolonien, die wahrscheinlich kilometerweit entfernt, tief in diesen Wäldern versteckt waren. Am Abend sah ich eine etwa doppelt so lange Kolonne durch den Regen und Schmutz zur Nachtschicht antreten.

Es war mir nicht erlaubt, in den Untergrund hinabzusteigen, und ich hatte auch tatsächlich gar keine Lust auf diesen Anblick. Aber von den Beamten, mit denen ich in diesen zwei Tagen zu tun hatte, erhielt ich einen genügend starken Eindruck des aufgehäuften Elends und der Verachtung für das menschliche Leben. Die unterirdische Fabrik war schlecht ventiliert, da sie in panischer Eile und unter völliger Mißachtung der Gesundheit ihrer Arbeiter erbaut worden war. Ein paar wenige Wochen in diesem Rauch und Gestank genügten, um den menschlichen Organismus für immer zu vergiften. Die Ziffern der Todesfälle waren hoch. Daher war der Nachschub von Menschen ebenso dringend wie derjenige von Rohmaterial.

Der Direktor des Unternehmens war ein Kommunist mit düsterem Gesicht, der einen Orden und eine Reihe anderer Auszeichnungen auf seinem Waffenrock trug. Als ich ihm einige Fragen über seine Arbeiter stellte, blickte er mich merkwürdig an, als frage ich ihn nach der Gesundheit und dem Wohlergehen einer Schar untauglicher Maulesel.

"Unglücklicherweise hat es nicht viel gelernte Arbeiter unter diesen Geschöpfen," sagte er, "und ich habe viel Scherereien mit ihnen. Du fragst mich, ob die Gefangenen Politische oder Verbrecher seien? Das interessiert mich nicht. Das ist Sache der NKVD, die mich mit Arbeitskräften beliefert. Ich weiß nur, daß es Volksfeinde sind."

Monatelang konnte ich diesen Eindruck nicht mehr los werden. Er quälte mich selbst dann, wenn mein Geist und meine Hände mit anderen Dingen beschäftigt waren. Und in den kommenden Jahren, in einem fremden Land, kehrte manchmal diese Erinnerung plötzlich und hartnäckig wieder ins Bewußtsein zurück, vor allem, wenn ich Amerikaner die Wunder des Sowjetkommunismus preisen hörte. Ich konnte dann nicht umhin zu denken: Wenn ich euch Narren nur zwei Tage lang in jene unterirdische Fabrik stecken könnte, nicht mehr als zwei Tage, dann würdet ihr ein anderes Liedlein singen!



II

Der einzige Zweig der nationalen Verteidigung, auf den der Kreml zwölf Jahre lang seine besten Leute, Energien und Reden verschwendet hatte, war die Luftwaffe. Und doch wurde mir unsere Rückständigkeit auch auf diesem Gebiet bewußt, aus den von Stalin und Molotow unterzeichneten Schriftstücken, die durch mein Departement gingen.

Berge von Stahl, Kupfer und Aluminium waren nach den Bestimmungen des Wirtschaftsvertrages, der den erniedrigenden "Freundschaftspakt" begleitete, an Hitler geliefert worden. Ein großer Teil der uns verbliebenen Vorräte fiel den Invasionsarmeen als Beute zu. Die Flugzeugfabriken in Charkow, Kiew, Zaparosche, Taganrog und anderen Städten konnten nur teilweise evakuiert werden; die übrigen fielen dem Feind in die Hand. Das Ergebnis war, daß unsere Flieger in einigen Fällen Maschinen benutzen mußten, die aus Sperrholz erbaut waren. Einige Schüsse mit Leuchtspurnmunition genügten, um sie zu erledigen. Aus diesem Grunde waren die Verluste der russischen Luftwaffe höher als bei anderen kriegführenden Nationen. Um den Mangel an Flugzeugen wettzumachen, kamen unsere Piloten täglich mehrmals zum Einsatz. Diese Belastung wich natürlich mit der Ankunft der amerikanischen Flugzeuge.

Im Herbst 1942 gab Stalin einen dringenden Geheimbefehl heraus, der die augenblickliche Fabrikation einer feuersicheren Substanz als Überzug für alle Flugzeuge forderte. Es handelte sich um eine Harzmischung, die vom Institut für Luftschiffahrt vorgeschlagen wurde. Stalin legte auf dieses Unternehmen den größten Wert; seine Herstellung unterstand meinem Departement.

Es folgten Wochen voller Konferenzen mit den Leitern der chemischen Industrien und mit verschiedenen Flugzeugbüros. Die vorgeschlagene Formel erwies sich als höchst provisorisch und unvollständig. Schließlich wurden die Leiter des Institutes öffentlich belohnt; aber richtiger wäre es gewesen, man hätte die Belohnungen den bescheidenen gewöhnlichen Ingenieuren und gewöhnlichen Arbeitern gegeben, die Tag und Nacht arbeiteten und den Vorgang beschleunigten. Unglücklicherweise war die ganze Anstrengung verlorene Liebesmühe.

"Angenommen, es gelingt die Flugzeuge mit diesem Stoff zu überziehen," fragte ich einmal einen General der Luftwaffe in meinem eigenen Büro, "wird dies wirklich etwas nützen?"

Er blickte umher, als wolle er sich vergewissern, daß uns niemand zuhöre, beugte sich zu mir und flüsterte: "Genau so viel, wie eine Portion Gefrorenes für einen Toten ... Wenn es von den neusten deutschen Brandkugeln getroffen wird, so brennt das Flugzeug wie ein Federbett. Unter uns gesagt, es geht hier nur um die Psychologie. Diese Erfindung kann wenigstens für eine Weile die Moral unserer Flieger heben. Sie

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

sind Helden, jeder einzelne, aber sie sind auch nur Menschen. Die Verwendung umgewandelter Passagierflugzeuge und Holzflugzeuge zu Kriegszwecken geht ihnen langsam auf die Nerven."

Dutzend Arten von Instrumenten, Spezialapparaten und Spezialmaterialien mußten mit beschleunigtem Tempo und unter den ungünstigsten Bedingungen hergestellt werden, um unsere Luftwaffe für die kommenden Winterschlachten kampfbereit zu machen. Die Größe unserer Verluste machte mich ganz krank.

"Unsere ganze Luftwaffe wird in diesem Winter gelähmt sein, wenn diese Spezialapparate und Instrumente nicht rasch und in der erforderlichen Menge hergestellt werden", schrieb Marschall Nowikow in einem geheimen Bericht, der durch meine Hände ging, an Molotow.

Als ich die Fabriken in der Ukraine, im Ural und in Sibirien leitete, war ich über die andauernden Anrufe und Telegramme von Moskau und anderen Zentren verärgert, die immer Beschleunigung und nochmals Beschleunigung forderten. Jetzt befand ich mich durch eine Schicksalsfügung auch bei diesen Absendern. Beständig telephonierte, telegraphierte, bat und forderte ich. Ich wußte nur allzugut, wie lästig und wie sinnlos dies auch oft war. Und doch beharrte ich darauf. Die Zeit war knapp, und ich befand mich selbst unter dem unerbittlichen Druck meiner Vorgesetzten.

War es Mangel an lebenswichtigem Material, an Ausrüstung oder an Arbeitskräften, der die Produktion verzögerte, so gelangte ich an die Kommissariate, die das Material oder die Ausrüstung herstellten, an die Organisationen, welche die Arbeitskräfte unter sich hatten — wenn notwendig hetzte ich sogar das staatliche Verteidigungskomitee, die Parteiorgane und die zuständigen Kremlbeamten dahinter — und irgendwie wurde das Geforderte geliefert.

Merkwürdig ist nur, daß der von Marschall Nowikow geforderte Stoff tatsächlich in der von Stalin vorgeschriebenen Quantität und Qualität geliefert wurde. Die Kontrolle für die Flugzeugherstellung lag in Händen Molotows, aber die meisten Befehle unterzeichnete Stalin persönlich. Ich entwarf Pläne für die Produktionsbeschleunigung und für die Verabreichung von Brot und heißen Mahlzeiten an die Arbeiter gewisser Betriebe. Sie wurden ausgeführt, wenn Stalin sie unterzeichnete. Wir verluden Sauerstoffbomben per Auto von Gorki nach Moskau. Flugzeuge brachten Kalziumkarbid von Eriwan über die Frontlinien nach Moskau. Und schließlich war der geforderte Stoff hergestellt. Bald darauf entwarf ich auf Befehl des Kremls ein Dekret für die Belohnungen jener, die am wirksamsten zum Gelingen der Aufgabe beigetragen hatten. Das Dekret wurde im wesentlichen nach meiner Fassung in der Presse publiziert. Einige Tage später rief mich Marschall Nowikow an.

## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Genosse Kravchenko," sagte er mit bewegter Stimme, "ich möchte dir im Namen unserer Flugwaffe danken. Ich habe vielen von ihnen von deiner treuen Arbeit erzählt und möchte dich unsere Dankbarkeit wissen lassen."

Auch das Problem der Spulen für Feldtelefone war eine harte Nuß. Die Verantwortung für die Versorgung der Verbindungslinien an der Front trug Genosse Saburow, einer der Deputierten Stalins, und ich mußte mich deshalb oft mit seinem Büro in Verbindung setzen. Besondere Anweisungen aber waren immer von Stalin persönlich unterzeichnet. In einer langen Nachtsitzung im Kreml unter dem Vorsitz Saburows und in Anwesenheit vieler Kommissare wurden die Produktionspläne diskutiert und geprüft. Weil es kein Metallblech gab, beschloß man nach vielem Hin und Her, die Spulen aus Holz herzustellen, trotz der heftigen Einwände des militärischen Vertreters.

Etwa einen Monat später versammelten sich alle Vertreter der beteiligten Kommissariate und die zuständigen Militärbeamten in meinem Büro. Einer nach dem andern erstattete Bericht. Nur ein einziger, ein Hilfskommissar, machte einen frohen Eindruck. "Unsere Pläne für die Verbindungslinien," gab er bekannt, "sind mit 100 Prozent durchgeführt worden!"

Daß hier etwas nicht stimmen konnte, sah ich augenblicklich. Sein Kommissariat hatte nur eine kleine Menge fertiger Produkte und Instrumente geliefert. Erstaunt und nicht ganz ohne Zorn, bestand ich darauf, er solle mir diese wunderbare Zahl erklären. Es stellte sich rasch heraus, daß einige Teile des Apparates bis zu 270 Prozent hergestellt waren, während andere nur etwa 30 Prozent erreicht hatten. Seine stolze Botschaft beruhte auf einer Durchschnittszahl, eine typisch bürokratisch-statistische Errungenschaft. Die Zahl der wirklich gebrauchsfähigen Spulen entsprach der niedrigsten Zahl. Somit hatte sein Kommissariat bestenfalls 30 Prozent seiner Aufträge durchgeführt.

Jedermann lachte über die Verwirrung des Mannes. Aber es gab da nichts zu lachen. Wie die anwesenden Generäle erklärten, kosteten uns die unzulänglichen telephonischen Einrichtungen Tausende von Menschenleben und entschieden manchmal ganze Schlachten zu unsern Ungunsten. Der "Flaschenhals" lag diesmal bei der Herstellung dieser Spulen. Die Fabriken standen selbst mit der Produktion des Holzersatzes, den der Kreml bestellt hatte, im Hintertreffen.

In diesem Zusammenhang besuchte ich auch eine Fabrik für Holzprodukte am Stadtrand Moskaus, um persönlich den Gründen nachzugehen, weshalb die Spulen nicht geliefert wurden. Der Direktor erklärte mir, er verfüge nicht über genügend gelernte Arbeiter, und ich sah, daß tatsächlich nur wenig Leute an diesem Auftrag arbeiteten.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Und was wird hier hergestellt?" fragte ich und betrat eine andere Werkstatt, wo die Produktion auf Hochtouren lief.

Der Anblick machte mich rasend vor Wut. Etwa 15 Arbeiter beschäftigten sich mit der Herstellung eleganter Möbel: Sofas, Schreibtische, Spiegelschränke, geräumige Fauteuils, das meiste in bester Mahagoniausführung. "Keine gelernten Arbeiter sagst du! Aber hier arbeitest du auf Hochtouren. Sofas — während die Menschen auf den Schlachtfeldern sterben! Das ist ein Verbrechen, und ich sage dir, ich werde Skandal machen!"

Der Direktor schien kaum beunruhigt. Er zuckte die Schultern, und ich glaubte in seinen Mundwinkeln ein verstecktes Lächeln zu entdecken. "Ich mach dir keinen Vorwurf, daß du fast rasend wirst", sagte er. "In Tat und Wahrheit bin ich selbst ziemlich erbost. Aber ich bin nur ein kleiner Mann. Was bleibt mir anderes übrig, als den großen Männern zu gehorchen? Komm in mein Büro; ich will dir etwas zeigen."

In seinem Büro zeigte er mir die Aufträge. Die Möbel waren von der obersten Parteileitung, der Regierung und von Rotarmeeoffiziere bestellt worden. Ich erinnere mich an die Namen Wassili Pronin, Vorsitzender des Moskauer Stadtsowjets, General Mouchin und Schtscherbakow, Sekretär des Zentralkomitees.

Immer noch wütend eilte ich in den Sownarkom zurück und stürzte zu Utkin ins Büro. Ich unterbreitete ihm die Tatsachen. Er konnte kaum seinen Ohren trauen.

"Sie fabrizieren Armstühle, statt der von Genosse Stalin geforderten Kriegslieferungen!" rief er aus. "Das ist schmählich! Die Verantwortlichen gehören ins Gefängnis!"

"Einverstanden — und ich bin froh, daß du auch so denkst, Andrej Iwanowitsch! Aber der Direktor bewies mir, daß er diese Dinge für die Genossen Pronin, Schtscherbakow und General Mouchin — — "

Utkins Ausdruck wechselte sofort. Die Wut verschwand aus seinen Augen. "So? Für Schtscherbakow ... ich verstehe", murmelte er und wand sich. "Ja ... mhm mhm ... sehr schwierig. Vielleicht ist die Behaglichkeit unserer Führer auch kriegswichtig ... Ich will es mir überlegen."

Er überlegte es sich lange, während die Fabriken fortfuhren, Möbel zu fabrizieren und die Rote Armee fortfuhr, um Telephonspulen, Gewehrkolben und ähnliche Dinge zu bitten. Ich gestehe, daß ich mehrmals nicht ohne Böswilligkeit die Frage von neuem aufwarf, aber ohne Erfolg. Ich wagte es nicht, über Utkins Kopf hinweg zu Saburow zu gehen, und Utkin hatte offenbar nicht den Wunsch, sich politische Feinde zu schaffen.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Es war unvermeidlich, daß ich im Ingenieurkriegsdepartement in eines der bestbehüteten und peinlichsten Geheimnisse des kriegsführenden Rußland eingeweiht wurde. Es war ein Geheimnis, das schwer auf allen lastete, die darum wußten. Nur das siegreiche Kriegsende ermöglicht es, davon zu sprechen.

Nur ein kleiner Teil der Bevölkerung war mit Gasmasken ausgerüstet. Selbst in Moskau besaß nur etwa jeder Vierte eine Gasmaske, und im übrigen Land war die Lage noch viel schlimmer. Die große Mehrzahl der Dörfer und kleineren Städte hatte überhaupt keine. Aber dies war nur die Hälfte der Tragödie. Das furchtbare Geheimnis lag darin, daß wenige dieser Masken, seien sie nun in den Tornistern der Soldaten oder im Besitz von Zivilisten, überhaupt etwas taugten. Die offizielle Schätzung ging dahin, daß mindestens 65 Prozent der während des Krieges hergestellten Gasmasken völlig wertlos waren. Die Hauptschuld daran trug der Gummimangel. Wir mußten gummierte Leinwand verwenden, die das Gesicht nicht hermetisch abdichtete. Eisenblech, Glas und andere Bestandteile zur Gasmaskenherstellung waren ebenfalls sehr knapp.

Hätten die Deutschen von dieser Tatsache Kenntnis gehabt, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß sie einen schrecklichen und umfassenden Gaskrieg entfesselt hätten. War sie ihnen aber bekannt, so müssen wir annehmen, daß Roosevelts und Churchills Drohungen mit Giftgasrepressalien Millionen von Menschen auf den Schlachtfeldern und in unseren Städten retteten.

Als ich einmal einem hohen Militärbeamten der chemischen Kriegsabteilung gegenüber stand, fragte ich ihn direkt ins Gesicht, warum er diese Gasmasken überhaupt annehme.

"Welche Wahl bleibt mir denn?" antwortete er und zuckte verzweifelt die Achseln. "Überhaupt keine Masken? So verfügen wir wenigstens über ihren psychologischen und moralischen Wert."

Eines Nachts spät war ich zufällig bei Utkin, als er sich anschickte, heimzugehen. Er öffnete seinen Tresor und entnahm ihm mehrere neue und gute Gasmasken. Offenbar verriet ihm mein Gesicht meine Gedanken.

"Schau mich nicht so anklagend an", lachte er. "Sie sind für meine Frau und Kinder. Wer weiß, wann es beginnt ... Noch liegt zwar kein Grund für Panik vor, aber der gesunde Menschenverstand gebietet dennoch Wachsamkeit."

"Andrej Iwanowitsch, warum verwendest du nicht die öffentlich ausgegebenen Gasmasken?"

"Bist du verrückt?" rief er aus und fügte dann besänftigend hinzu: "Ich will auch für dich und deine Frau zwei solche besorgen."

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Hinsichtlich des Gasschutzes war die Lage der allgemeinen Bevölkerung noch schlimmer. Die wenigen erbauten Unterstände hätten im Falle eines Gasangriffs nur einen kleinen Teil der Leute dieser großen Stadt fassen können, und die meisten waren so schlecht gebaut, daß sie nicht luftdicht abschlossen. Die kleineren Städte und Dörfer besaßen natürlich überhaupt keine Unterstände.

In Moskau war der Kirowskaja-Untergrundbahnhof in einen Gasschutzkeller für hohe Beamte umgebaut worden, und auch in den verschiedenen Kommissariaten gab es solche. Der Gasschutzkeller unseres Sownarkoms war mit Teppichen ausgelegt und enthielt ein Büfett und eine Bibliothek. Ein kleiner Trost für die gewöhnlichen Bürger! Auch im chemischen Abwehrkrieg war die Lage nicht besser, trotzdem diese Phase des Kampfes vom Politbüro den chemischen Spezialtruppen der NKVD übertragen worden war. Aber alle diese Schwierigkeiten mit Gasmasken, Feldtelefonen, Tankteilen, beweglichen Waffen und Flugzeugen machten wir wenigstens in einer Beziehung wieder wett. Eines Nachts, während ich über einigen Berichten brütete, bat mich Utkin in sein Büro. Dort fand ich ihn über einer Tätigkeit sitzen, die sich zuerst wie ein merkwürdiges Spiel ausnahm. Auf seinem Schreibtisch, auf Stühlen, überall lagen mit Gold- und Silberstoff überzogene Pappestreifen.

"Achselschmuck!" rief er entzückt aus. Überall im Raum zerstreut lagen auch künstlerische Entwürfe für alle Militärränge, vom Marschall hinunter bis zum Leutnant, welche die gleichen Gegenstände auf den dazugehörigen Uniformen darstellten. Daß der Achselschmuck, einst ein verhaßtes Symbol des zaristischen Militarismus, wieder eingeführt werden sollte, war damals noch nicht öffentlich bekanntgegeben. Der Beschluß stammte vorn Politbüro und sollte bald vom Obersten Sowjet "bestätigt" werden. Aber die Herstellung der Gegenstände war bereits im Gange, und dies war eine Mustersendung.

"Ich nehme sie mit in den Kreml", sagte Utkin. "Genosse Stalin wird sie persönlich durchsehen. Sind sie nicht schön?" Er befand sich in einer spielerischen Stimmung. Was ich lieber sein möchte, wünschte er zu wissen, Marschall oder Admiral? Er nahm die Epauletten und legte sie mir auf die Schultern.

"Nein, nein, diese passen nicht ganz", sagte er mit gespielm Ernst. "Vielleicht passen dir diese besser — bloß für einen Obersten, aber hübsch."

"Andrej Iwanowitsch," sagte ich, "wird wohl diese Wiedereinführung der Epauletten und der neuen Uniformen nicht von vielen als Rückkehr zum russischen Imperialismus gedeutet werden?"

Er lachte. "Welch dumme Bemerkung! Wer wollte sich auch darum kümmern, was ein paar Idioten im In- oder Ausland denken? Die Herzen unter den vergoldeten Schultern bleiben treue Sowjetherzen und schlagen einmütig, so wie unsere Leute

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

einmütig für die Ideen Genosse Stalins kämpfen." Er zögerte und fügte dann langsam und mit Nachdruck hinzu: "Wenn übrigens einige Leute dies als Anzeichen einer Rückkehr zum Imperialismus deuten, so kann auch das politisch nur nützlich sein. Unser Land wird dadurch in gewissen Kreisen neue Freunde erhalten."

III

Das Parteikomitee ist in jeder Sowjetorganisation, sei sie nun groß oder klein, das Herz der diktatorischen Macht und das Spezialdepartement der NKVD ihre rechte Hand. Das Komitee handelt für die Parteimitglieder (die in jeder Sowjetorganisation gewöhnlich eine kleine Minderheit bilden) und überwacht ihre ideologische Reinheit. Es kontrolliert die politischen Tätigkeiten der Organisation und leitet die politischen Gedanken aller Angestellten. Aber seine Macht ist sozusagen nur zeitbedingt. Der Sekretär des Komitees ist der wahre Herr und Meister, obschon er sich im Hintergrund hält. Schließlich erhält der Leiter eines Trusts oder einer Fabrik für alle politischen Fragen die Befehle vom höchsten Parteifunktionär.

Auch im Sownarkom hatten wir ein Parteikomitee und beschäftigten uns mit einer großen Anzahl reiner Parteiangelegenheiten. Aber es herrschte folgender Unterschied: Da der Sownarkom selbst die Regierung verkörpert und seine Machtbefugnisse vom Politbüro und dem Zentralkomitee erhält, ist er dem Parteikomitee nicht unterstellt. An der Spitze unseres Parteikomitees stand ein alter Kommunist, Genosse Mironow. Er herrschte gleichsam in allen Dingen des "Glaubens" — politischer Moral, Besprechungen der Ereignisse usw. —, aber in der wirklichen Arbeit der Organisation durfte er Pamfilow, Utkin und anderen zeitweiligen Leitern nicht dreinreden.

Deshalb wurden unsere Parteiversammlungen auf einem etwas höheren Niveau durchgeführt, als an den meisten anderen Orten. Wir berührten selten die eigentlichen Probleme des Sownarkom und diskutierten mehr die Fragen der weiteren Politik und die "Glaubensartikel". Alle verantwortlichen Stellungen hatten selbstredend Kommunisten inne, und der Prozentsatz der Parteimitglieder war selbst in den niederen Schichten ungewöhnlich hoch. Die Parteiversammlungen waren deshalb beinahe Massenversammlungen des ganzen Apparates.

Ausländer, welche sich bemühen, Stalins Politik oder den "Sowjetgeist" zu verstehen, indem sie die Sowjetpresse oder die offiziellen Handlungen des Kremls studieren, stoßen gewöhnlich auf ganze Wagenladungen von Kauderwelsch. Nicht einer unter tausend versteht die bolschewistische Idee der "beiden Wahrheiten" — die eine für die Massen und die Außenwelt bestimmt, die andere für die Parteigetreuen, die Eingeweihten und die inneren Kreise. Während gewisse Propaganda- oder Aktionsprogramme öffentlich durchgeführt werden, erfolgt die Aufklärung der Parteileute mit dem Befehl, dem Ganzen keinen Glauben zu schenken oder sogar das genaue Gegenteil zu glauben.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

In dieser kritischen Kriegszeit wurde ein "Rückzug vom Leninismus" — der Form und nicht dem Wesen nach — als notwendig erachtet. "Rückständige Elemente" zu Hause und in Osteuropa sollten durch eine scheinbare Wiedereinführung der Religion besänftigt werden. Die innere Festigkeit, welche der altmodische, nationale Patriotismus gab, war bis aufs äußerste ausgenutzt worden. Parallel dazu wurden, wenn auch etwas später, die kapitalistischen Alliierten durch die "Auflösung" der kommunistischen Internationale versöhnlich gestimmt.

Die Außenwelt und die Mehrheit unseres eigenen Volkes sah darin sogleich einen Beweis für einen Gesinnungswandel der Sowjetführer. Ich habe Artikel und Bücher gelesen, in denen dieser "Rückzug" gepriesen und als Bruch des Kremls mit der Idee der Weltrevolution bezeichnet wurde. Es gab sogar "Experten", welche die törichte Ansicht verbreiteten, die Sowjetunion wende sich von der Diktatur ab und nähere sich dem Kapitalismus. Sie gaben vor, die demokratische und totalitäre Lebensart bewegten sich in der Richtung eines gemeinsamen Bodens, der irgendwo in der Mitte liege.

Hätte einer dieser Experten an unseren "geschlossenen" wöchentlichen Parteiversammlungen des höheren Personals teilgenommen, so hätte er sich wahrscheinlich entsetzt. Für uns bedeutete dieser "Rückzug vom Leninismus" einfach *ein vorübergehendes taktisches Manöver*. Der Kompromiß mit der Religion war ein erniedrigendes, aber unvermeidliches Zugeständnis. Gerade weil unsere Partei und unsere Regierung in diesem Augenblick der Krise zu Kompromissen gezwungen war, wurden wir ermahnt, unsere Treue zum Kommunismus und unsern innern Glauben zu festigen und diese taktischen Rückzüge als Schachzüge der Strategie für Stalins Vormarsch zum Endsieg anzusehen.

Kein wohlerzogener Kommunist nahm Anstoß daran, daß die Partei "log", indem sie öffentlich eine bestimmte Politik verfolgte, deren genaues Gegenteil sie im geheimen erstrebte. Er machte sich ebenso wenig ein Gewissen darüber wie ein General auf dem Schlachtfeld, der den Feind in die Irre führt und ihn desorientiert. Bis die ganze Welt sich in eine einzige Sowjetunion unter der Sonne des Stalinismus verwandelt hat, muß der Generalstab der Revolution — das heißt, unsere Führer im Kreml — manövrieren, einmal angreifen, dann wieder sich ducken und sich zurückziehen, um die Stellungen zu konsolidieren, vor allem aber immer die Gegensätze zwischen den kapitalistischen Nationen ausnutzen. Bourgeois-moralisten, die sich über dieses Doppelgesicht und diese Gemeinheit entrüsten, gelten einem bolschewistischen "Realisten" nur als lächerliche Überbleibsel einer toten Vergangenheit und obendrein noch als Heuchler.

In der Parteiarbeit zeigten sich keine Anzeichen der "gewaltigen Veränderungen", die angeblich in der Sowjetregierung stattgefunden hatten. Abgesehen davon, daß es Krieg war und die Kriegsaufgaben besprochen wurden, war eine Versammlung von



Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Parteiaktivisten in ihrem politischen Wesen, ihrem Ton und ihrer Besessenheit heute kein bißchen anders als vor dem Krieg.

Um zehn Uhr abends treffen wir uns zu unserer wöchentlichen Versammlung. Genosse Mironow führt unter einem riesigen Bild Stalins den Vorsitz. Andere bedeutende Genossen stehen bei ihm auf der Rednerbühne. Genosse Judin<sup>64</sup>, der Leiter der Regierungspresse, jetzt aber bei uns als Vertreter der Abteilung für Agitationspropaganda des Zentralkomitees der Partei, ist heute abend unser Gast. Weil wir wissen, daß er einer der geschätztesten Theoretiker Stalins ist, hören wir aufmerksam zu. Er spricht über die Weltlage. Was er aber sagen wird, sind nicht bloße "Ansichten" im Sinne des Westens. Er wird den vorgeschriebenen Glauben und die vorgeschriebene Haltung schildern, von der wir nicht abzufallen wagen — von der abzufallen auch keinem treuen Kommunisten je einfallen würde. Judin wird zu uns mit der Stimme Stalins sprechen, mit der Stimme der Partei und der Sowjetdiktatur.

Ehe er beginnt, gibt uns ein anderer Genosse einen Überblick über die militärische Lage. Er leugnet das Ausmaß unserer Verluste und die Größe der Gefahr nicht. Stalingrad ist der Prüfstein. Wir dürfen und werden nicht versagen. Wenn Stalingrad fällt und die Deutschen die Wolga überschreiten, sind wir vom Öl abgeschnitten, und die ganze Kriegsanstrengung wird gelähmt. Aber das ist noch nicht alles:

"Genossen, wir alle müssen verstehen, daß Stalingrad nicht einfach bloß eine weitere Stadt ist. Es ist die nach Stalin, dem *Woscht* des Weltkommunismus, benannte Stadt. In Stalingrad prallen zwei Weltanschauungen in einem Kampf auf Leben und Tod aufeinander: Der Kapitalismus in seiner faschistischen Form und der Kommunismus, die Armeen Hitlers — und die Kraft der stalinistischen Idee. Oder wie es Lenin ausdrückte: *Kto kowo?* Wer wird wen besiegen? Die Stadt Stalins darf und wird nicht aufgegeben werden, koste es, was es wolle. Wir werden jeden Stein und jeden Ziegelstein verteidigen. Riesige Reserven an Menschen und Material werden auf dieses historische Duell vorbereitet. Die Deutschen werden in ihrem eigenen Blut ersäuft werden. Die Welt wird wissen; was der geliebte Namen Stalins bedeutet. Stalingrad wird die Jahrhunderte als ein ruhmreiches Denkmal für das Genie unseres geliebten Führers überdauern."

Als sich der Beifall abschwächt, betritt Genosse Judin die Rednerbühne. Wir lauschen mit jeder Fiber unseres Körpers. Obschon er ein marxistischer Theoretiker ist, ist seine Ansprache mit Spott gesättigt. Dies ist seine Stärke, und er zeigt sie uns

---

<sup>64</sup> Pawel Fjodorowitsch Judin (1899-1968), sowjetischer Philosoph, Diplomat und Parteifunktionär. Von 1947 bis 1950 war er Chefredakteur der Kominform-Zeitschrift *Für dauerhaften Frieden, für Volksdemokratie*. Anschließend ging er nach China, um Mao Tse-tung bei der Herausgabe seiner Werke zu unterstützen. Im April 1953 wurde Judin als Politischer Berater des Vorsitzenden der Sowjetischen Kontrollkommission nach Berlin entsandt und fungierte dort ab Juni 1953 als Stellvertreter des neuen Hochkommissars Wladimir Semjonow. Von 1953 bis 1959 war er sowjetischer Botschafter in China und anschließend Professor für Marxismus-Leninismus in Moskau.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

reichlich, nicht nur auf Kosten der Hitlerbande, sondern auch auf Kosten der ganzen faulen und degenerierten Kapitalistenwelt.

In England und Amerika, sagt uns Judin, erhebe sich bei den Massen eine mächtige Flut des Glaubens in das Sowjetsystem. Er zitiert Priestley, Laski und andere. Weder die Churchills noch die Roosevelts, noch ihre sozialistischen "Arbeitslakaien" vermöchten sie aufzuhalten. In England sei der sozialistische Faschist Clement Attlee oft bei der faschistischen Lady Astor zu Gast. Die Schlußfolgerungen könnt ihr selbst ziehen, Genossen! "Die englische Bourgeoisie begreift, daß der Krieg die Massen revolutioniert. Es ist ihnen wichtiger, diese Gefahr zu bannen, als die Deutschen zu besiegen. Aber wie soll das geschehen? Die sogenannte Labour Party muß die bewaffneten Massen zerstreuen, um sie daran zu hindern, unter der Führung der britischen kommunistischen Partei und der kommunistischen Internationale die Staatsgewalt an sich zu reißen."

Das Scheingefecht zwischen Churchill und der Opposition ist nach Judin deshalb nur ein Schattenboxkampf. Beide Gruppen arbeiten zusammen, um das Proletariat zu unterdrücken. Und beide sind dazu bereit, God save the King zu singen.

"Was ihre Haltung gegenüber Rußland anbelangt," erklärt er, "so lieben uns die Labourführer ebenso sehr wie wir Hitler."

Dieser Hieb ruft Gelächter und Beifall hervor. Ein Seitenhieb gegen die Labourführer und andere falsche "Demokraten" lohnt sich in jeder Parteisitzung. Dann gießt Judin sein Vitriol über die Türkei und Japan aus." Wir wissen," ruft er, "daß Matsuoko — der Mann, den Genosse Stalin ehrte, indem er ihn zum Bahnhof begleitete — seinen Mikado zum Krieg gegen Rußland aufgehetzt hat, als die Deutschen (nach Pearl Harbour) gegen Moskau rückten. Japan und seine Matsuokos werden ihren Lohn erhalten, wenn wir erst einmal mit der Hitlerbande fertig sind!"

"In der Türkei entfesseln General Erkilet und eine Horde geifernder Journalisten — natürlich mit schweigender Billigung der Regierung — eine wilde antisowjetische Kampagne. Der Tag der Abrechnung mit diesen guten, braven Nachbarn wird kommen, darauf können wir zählen ... Ich komme nun zu Amerika, Genossen. Dort begegnet die Politik Roosevelts, die mit den Sowjets liebäugeln will, solange es nützlich ist, einer starken Opposition, wie sie im größten Bollwerk des Kapitalismus nur natürlich ist. Die Opposition wird vom früheren Präsidenten Herbert Hoover und gewissen reaktionären Senatoren und anderen Leuten im Solde Morgans, Rockefeller und du Ponts angeführt, unterstützt von der faschistischen und halbfaschistischen Presse von Hearst, McCormick und den übrigen und einer großen Menge käuflicher Journalisten. Es mag für uns lächerlich klingen, daß diese Leute glauben, Roosevelt hätte sich der USSR und dem Kommunismus verkauft. Sie verstehen nicht, daß Roosevelt wie Attlee einen letzten Vorposten gegen den unvermeidlichen Kommunismus darstellt. Sie verstehen

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

nicht, daß diese Kriegsfreundschaft zwischen der UdSSR und Amerika nur eine Vernunfteihe ist. Wir hassen die Kapitalisten ebenso sehr wie sie uns. Wir werden niemals, niemals von der Aufgabe ablassen, die uns von Lenin und Stalin gestellt wurde!"

Lautes Händeklatschen zeigt, daß wir (wenn auch nicht die Amerikaner) dies begriffen haben.

"Genossen," schließt Judin, "unsere Kriegsverbindungen mit den kapitalistischen Nationen dürfen keine Illusionen erzeugen. Wir müssen uns fest an die Fundamente halten. Es gibt zwei Welten. Hie und da ist es möglich, eine Brücke über diesen trennenden Abgrund zu schlagen, wie jetzt in diesem Krieg. Aber wir wissen, daß diese Brücke früher oder später einstürzen muß. Die beiden Welten des Kapitalismus und des Kommunismus können nicht für immer Seite an Seite leben. *Kto kowo?* — Wer wird wen besiegen? — bleibt jetzt wie immer die große Frage. Sie stellt das Hauptproblem der Zukunft. Solange wir von Kapitalisten eingekreist sind, besteht Gefahr, Genossen. Vergeßt das nie. Begeht nicht den Fehler, auf der Grundlage des Pacht-Leih-Vertrages zu denken. Dies ist ein Geschäft, das wir mit unseren Opfern an Sowjetblut und Sowjetboden teuer bezahlen. Übertreibt nicht diese neue und unnatürliche *Freundschaft*. erinnert euch immer daran, daß wir Parteimitglieder, die Soldaten Lenins und Stalins sind und wissen, wie wir das Wesen des Kapitalismus einzuschätzen haben."

Als Judin schließt, stehen wir alle auf und singen die Internationale. Welch dunkle Absichten auch immer andere dem "Rückzug" von der kommunistischen Doktrin unterschieben wollen, wir Kommunisten der höheren Schichten wissen, daß er nur ein zeitbedingtes Zugeständnis ist. Es handelt sich um Veränderungen der Form und nicht des Wesens der internationalen kommunistischen Bewegung — nur Dummköpfe glauben, es handle sich um ihre Verwerfung.

Ideologisch erfrischt, kehren wir in unsere Büros zurück. Aber die "großen Männer" — Judin, Pamfilow und ein paar andere — nehmen am Büfett eine kleine Erfrischung anderer Art zu sich. Mit sichtlichem Genuß verzehren sie amerikanische Pacht-Leih-Güter, während sie fortfahren, das Thema der Versammlung zu diskutieren und schon im voraus am Zusammenbruch der kapitalistischen Welt ihre Freude haben.

Bei einem späteren Anlaß war der Vortragende Wladimir Potiomkin<sup>65</sup>, der bekannte Sowjetdiplomate. Seine Anschauungen verbanden sich notwendigerweise mit denjenigen Judins — in Sowjetrußland hat natürlich niemand persönliche Anschauungen, jedermann schmückt nur die vorgeschriebene "Linie" aus oder wiederholt sie. Potiomkin aber konnte als Spezialist für Auswärtiges über die Zukunft der

---

<sup>65</sup> Wladimir Petrovich Potemkin (1874-1946) war offenbar 1943 Mitglied der Burdenko-Kommission, die die sowjetische Täterschaft beim Massaker von Katyn vertuschen sollte.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

verschiedenen europäischen Staaten etwas ausführlicher sprechen. Seine "Meinungen" und jene aller Sprecher des Zentralkomitees spiegeln natürlich die Theorie der Partei.

Auf welche ideologischen Stellungen wir uns auch zurückziehen, betonten sie, immer geschieht das nur, um neue Ausgangsstellungen zu neuen Vorstößen zu erbauen. Sie hielten es für sicher, daß die Kommunisten in die Regierungen der besiegten und befreiten Länder gewählt würden, sobald der Sieg errungen sei. Zu diesem Zwecke mußten die Reserven der revolutionären Kraft und des revolutionären Personals geschützt und vergrößert werden. Der Kapitalismus werde von oben durch seine eigenen Regierungen und von unten durch die Massen angegriffen werden.

Der quälendste Kompromiß, der durch den Krieg notwendig wurde, bezog sich auf die Religion. Man hatte der Geistlichkeit erlaubt, ein Buch unter dem Titel *Die Wahrheit über die Religion in der USSR* herauszugeben, worin sie sich mit dem Sowjetsystem aussöhnte. Obschon wenige Leute bei uns diesem Buch viel Bedeutung beimaßen, hörten wir, daß es im Ausland eine Sensation hervorgerufen habe. Um unser Denken über dieses ganze quälende Problem zu klären, versammelte Mironow die Parteiaktivisten in seinem Büro.

"Genossen", erklärte er, "wir mußten den Gläubigen einige Zugeständnisse machen, besonders weil so viele Rotarmisten aus rückständigen Dörfern stammen, wo die Religion immer noch einen beträchtlichen Rückhalt besitzt. Auch benützt der Feind unsere religionsfeindliche Haltung zu Propagandazwecken, und die Besserung in unseren Beziehungen zur russischen Kirche nimmt ihnen den Boden unter den Füßen weg. Ferner ist zu erwägen: Unsere Armeen werden bald in slavische Länder vordringen, denen die Wohltaten der kommunistischen Erziehung noch nicht zuteil wurden. Welchen Sinn hat das panslavische Komitee in Moskau, wenn wir immer noch an der alten Politik gegen die Kirche festhalten? Unsere neue Religionspolitik wird bei der Vernichtung der antisowjetischen Propaganda der römisch-katholischen Kirche, der lutherischen und ähnlicher Religionsgruppen wertvolle Dienste leisten. Unterschätzt deshalb die Weisheit dieser Parteipolitik nicht. Wir müssen in der nächsten Zeit dieses Problem von einem großzügigeren Gesichtspunkt aus betrachten. Wir haben damit die Möglichkeit, Rußland den orthodoxen Kirchen anderer Länder näherzubringen und Moskau zum dritten Rom zu machen."

"Aber Genosse Mironow," wandte einer der Leute ein, "besteht nicht die Gefahr, daß die neue Generation, die eines Tages unsere Stelle einnehmen wird, von religiösem Aberglauben vergiftet wird?"

"Mach dir darüber keine Sorgen", antwortete er lächelnd. "In der USSR gibt es weder Raum noch Kraft für die Religion. Schließlich stehen die Plätze, das Theater, der Rundfunk, die Schulen, die Literatur und alle Geisteskräfte einzig unter der Kontrolle der Partei. Es ist doch jedermann klar, daß ein junger Mann mit religiösen Neigungen

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

unmöglich Karriere machen kann. Wenn er nicht geistig und politisch auf unserer Seite steht, so hat es keinen Platz für ihn. Dies ist unser gewaltiger Vorteil. Die Kirche ist ja vom Staat getrennt — und die Schulen sind in den Händen des Staates. Die Komsomolzen werden eine stärkere Macht sein, als die Geistlichen, da kannst du Gift drauf nehmen. Sind wir denn solche Idioten, daß wir die neue Generation den Pfaffen aushändigen?"

Es war uns allen klar — auch dies war wieder ein strategisches Manöver, zu vorübergehenden taktischen Zwecken im In- und Ausland erfunden. Es war uns ebenfalls klar, daß wir bei der Diskussion dieses Gegenstandes mit den "Massen" diese Wendung in der Politik als echt und dauernd hinstellen mußten.

"Selbst die weniger fortgeschrittenen Parteimitglieder", warnte uns Mironow, "können nicht alles verstehen, was hier auf dem Spiel steht. Man muß sehr vorsichtig sein, wenn man mit ihnen darüber spricht."

Als die kommunistische Internationale (Komintern) im Mai 1943 scheinbar aufgelöst wurde, arbeitete ich nicht mehr im Sownarkom. Aber die Erklärungen bei geschlossenen Versammlungen führender Kommunisten stimmten mit dem überein, was uns Männer wie Judin und Potiomkin gesagt hatten. Man gab uns zu verstehen, die weltumfassende Organisation sei nur in einem formellen Sinn aufgelöst worden. In Tat und Wahrheit mußten Apparat, Personal und Ergänzung der Internationale verstärkt werden, da sie nun unterirdisch arbeiten. "Genossen, die Truppen unserer Revolution bereiten sich auf der ganzen Welt zum Kampf auf den Endsieg vor."

Bei dem Lärm um die angebliche Auflösung der Internationale, hatte man ganz vergessen, daß Stalins Buch "PROBLEME DES LENINISMUS" immer noch der oberste Führer in doktrinären Fragen des Kommunismus blieb. In diesem Buch läßt Stalin keinen Zweifel an seinem Glauben aufkommen, daß das "siegreiche Proletariat" — das heißt die USSR — nicht nur das Recht, sondern auch die heilige Verpflichtung hat, Gewalt anzuwenden, um in anderen Ländern die Revolution durchzuführen, wenn sich eine Gelegenheit bietet. Das bestehende, revolutionäre Regime, erklärte Stalin, muß der übrigen Welt Hilfe leisten, und "wenn es not tut, selbst mit militärischer Gewalt gegen die ausbeutenden Klassen in ihren Staaten vorgehen."

Ebenso blieb die offizielle stalinistische Geschichte der Partei in Kraft und ist heute überall verbreitet, wo Anhänger Stalins leben. Sie spricht eine deutliche Sprache. "Die kommunistische Partei der ganzen Union", erklärt der erste Abschnitt dieses Buches, "anerkannte und anerkennt jetzt als Führer in der Revolution die Lehre von Marx und Lenin. Das Studium der Parteigeschichte stärkt den Glauben in den Endsieg der großen Aufgabe Lenins und Stalins und den Sieg des Kommunismus in der ganzen Welt."

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Da diese Anschauungen nie revidiert wurden, denkt man mit Schauern daran, was hätte geschehen können, wenn der Staat Stalins — statt Amerika — die Atombombe zuerst erfunden hätte! Dies ist keine an den Haaren herbeigezogene Spekulation. Die russischen Wissenschaftler und Intellektuellen im allgemeinen, ganz gleichgültig, welches ihre politische Einstellung war, arbeiteten treu und tüchtig an der Erringung des Sieges. Sie halfen an der Überwindung der Mängel durch die Produktion von wichtigem Kriegsmaterial und durch die Erfindung überraschender, neuer Waffen. Es war ein offenes Geheimnis, daß unter Stalins eigener Leitung die Atomforschung stark forciert wurde.

Gegen Ende des Jahres 1942 ging das Gerücht um, Stalin hätte den Leiter der Akademie der Wissenschaften, Professor Komarow und den Direktor des physikalischen Institutes, Kapitza, zu einer geheimen Konferenz empfangen, um die Frage der Atomenergie zu besprechen. Militärische Sowjetspione strengten sich mächtig an, um in das Geheimnis der Atomforschung anderer Länder einzudringen. Bei der im Dezember 1942 abgehaltenen Sitzung der Akademie in Swerdlowsk sprach man viel vom Fortschritt in der Gewinnung seltener Metalle, unter anderem auch von Uran. In den kommunistischen Kreisen rühmte man sich, Kapitza mache erstaunliche Fortschritte in der Atomzertrümmerung.<sup>66</sup>

Wenn der Kreml die Atombombe vor den führenden Demokratien der Welt besessen hätte, würde sie Stalin wohl verwendet haben, um damit die Revolution, wie er sie forderte, überall durchzusetzen? Meine Antwort ist nur eine persönliche Meinung, aber sie stützt sich auf eine lebenslängliche Erfahrung des bolschewistischen Geistes, seiner Kühnheit und seiner Amoral in jenen Dingen, wo die Treue zur Sache hineinspielt. Die Antwort lautet: Ja.

Eben zur Zeit, als die angebliche Auflösung der kommunistischen Internationale bekanntgegeben wurde und die Herzen der naiveren kapitalistischen Alliierten erfreute, besuchte ich zufällig die Warenlager einer Organisation ("Das internationale Buch"), die fremdsprachige Propagandaschriften publizierte. Ich sah dort große Lager frischgedruckter Parteiliteratur, die zur Verteilung in jenen Ländern bestimmt war, welche die Rote Armee soeben betrat. Theoretisch war die Internationale tot, praktisch bereitete sich aber das Zentralkomitee der Partei eilig auf einen ideologischen Feldzug gegen Europa vor, der mit dem militärischen Feldzug Hand in Hand gehen sollte. Das Personal der "aufgelösten" Internationale wurde fieberhaft reorganisiert und auf die ungeheuren Arbeiten vorbereitet, die in Deutschland, Frankreich, Polen, Ungarn, Italien und in allen Ländern warteten.

---

<sup>66</sup> Pjotr Leonidowitsch Kapiza (1894-1984) verließ das sowjetische Atomprogramm nach Differenzen mit Beria. 1978 erhielt er den Nobelpreis für Forschungen zur Tieftemperaturphysik. War nicht Mitglied der KPdSU.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Die erhoffte Eroberung Europas sollte durch eine kräftige Mischung von Glauben und Gewalt errungen werden. In den Roten Gebäuden im Herzen Moskaus, nicht weit von Kuznetzky Most, in den befreiten Sowjetgebieten und anderen Ländern, wurden ausgewählte Tschekisten auf die Arbeit im Ausland gründlich vorbereitet. Alle diese Leute besaßen Offiziersrang und waren Kommunisten. Sie gehörten zur höchsten politischen Elite. Sie wurden auf die historische Aufgabe geschult, die Bevölkerung, die unter deutscher Besetzung und deutschem Einfluß gestanden hatte, zu "säubern". Im Lexikon der NKVD ist das Wort "Säuberung" von schrecklicher Wichtigkeit.

Diese frisch ausgebildeten Polizeikontingente begleiteten die Rote Armee und die NKVD-Truppen auf ihrem triumphalen Zug nach Westen. Gewöhnlich verbargen sie ihre politische Identität, indem sie statt der roten NKVD-Aufschläge die gewöhnlichen Armeeabzeichen trugen. Sie waren besonders für das anstrengende und blutige Geschäft abgerichtet, jene Millionen von Sowjetbürgern zu beseitigen, die nach ihrer zeitweiligen Befreiung von der Sowjetkontrolle als "unerwünscht" galten. Die "Treue" ungezählter Millionen, die bereits unter dem Joch der Nazi gelitten hatten, mußte nun mit dem brutalen Maß der Sowjetpolizei gemessen werden. Unter der Hauptanklage der Zusammenarbeit mit den Deutschen wurden unter einem fürchterlichen Terror Tausende erschossen, Hunderttausende verbannt. Diese Elitemörder verübten unter der Bevölkerung von Woronesch, Rostow, Smolensk, des nördlichen Kaukasus und jeder anderen Gegend, aus der sich die Deutschen zurückzogen, unaussprechliche Greuelthaten.

Männer, Frauen und Kinder, die nur unter den Deutschen gearbeitet hatten, um ihr Brot zu verdienen, wurden oft mit Gewalt zusammengetrieben und ohne Verhör, geschweige denn Gerichtsverfahren, hingerichtet. Riesige Armeen elender Sowjetbürger wurden in Viehwagen verladen und zur Sklavenarbeit in Konzentrationslagern und Kolonien ins Hinterland verfrachtet. Die Gesamtsumme dieser Deportierten, welche die Zwangsarbeiterkontingente zweifellos wieder auffüllten, betrug bei Kriegsende viele Millionen. Dieselbe Art von "Säuberung" fand natürlich auch in den anderen Ländern statt, die von der Roten Armee erobert wurden.

Gewiß gab es wirkliche Kollaborationisten, wirkliche Verräter, die eine Bestrafung verdienten. Aber die Annahme, die Verräterei habe tatsächlich ein solch riesiges Ausmaß erreicht, wie sie von der NKVD in den befreiten Gebieten angegeben wurde, wäre eine grausame Beleidigung für das russische Volk. Mit seiner charakteristischen Mißachtung des menschlichen Lebens dehnte der Polizeistaat seine Definition der Kollaboration und des Verrates soweit aus, daß sie schließlich jeden umfaßte, der ein einziges unvorsichtiges Wort gegen die stalinistische Diktatur oder einen einzigen Zweifel an dem vom Kreml aufgezwungenen "Sozialismus" laut werden ließ.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Die Wahrheit erfordert die Anerkennung der schaurigen Tatsache: Millionen von Menschen vertauschten die deutsche Sklaverei mit der Sowjetsklaverei.

IV

Ich lernte das System und die Organisation unserer Regierung gründlich kennen, ebenso den Mechanismus der Verwaltung, wie er in Tat und Wahrheit funktionierte, was wenig mit jenem Mechanismus zu tun hatte, der auf dem Papier und in der Verfassung aufgezeichnet stand. Diese Wirklichkeit wird nicht nur vor den Ausländern, sondern auch vor unserem eigenen Volk in einer tiefen Grube versteckt. Es bedürfte einer riesigen Abhandlung über die Sowjetmacht, um diese Wirklichkeit darzustellen. Hier muß ich mich begnügen, einzig die Tatsache anzuführen, daß die Regierung der USSR formell eine sowjetische, wesensgemäß aber eine Sache der Partei ist. Weder der Rat der Volkskommissare, noch der Oberste Sowjet ist mehr als eine bloße Funktion des Zentralkomitees der Partei und des Politbüros.

Weil mein neuer Posten nun so nahe der Macht stand, vernahm ich viel, was man als interne Informationen bezeichnen könnte. Wo die Presse vollständig kontrolliert wird, entsteht ein riesiger Austausch mündlicher Nachrichten. In Moskau breiteten sich die Gerüchte wahrscheinlich schneller aus als irgendwo sonst auf der Welt, sei es auch nur deshalb, weil es keine Maschinerie gab, um sie zu lenken und zurückzuweisen. Das Dementieren der Gerüchte stärkte sie nur. Ungewöhnliche Nachrichten, besonders wenn sie einen Anflug von Pikanterie und Illegitimität besaßen, wurden hoch geschätzt und nur mit den nächsten Freunden geteilt.

Ein Streit zwischen zwei Führern, die Auszeichnungen des einen oder die Schande des andern Beamten, die Vorgänge in Stalins Sekretariat oder eine interessante Bemerkung des Chefs persönlich — dies alles bildete das Rohmaterial dieser vertraulichen Mitteilungen. So erfuhr ich zum Beispiel, daß die beiden Mitglieder des Politbüros Kaganowitsch und Andrejew einander gegenseitig haßten und beständig um den Vorrang in Stalins Gunst miteinander kämpften; daß Mikojan und Molotow sich um eine Vorzugsstellung beim Führer bewarben; daß der aufsteigende Stern Wosnessensky und der alte Stern Kaganowitsch sich beständig stritten — Wosnessensky hatte Kaganowitsch bei einer öffentlichen Sitzung verächtlich behandelt; daß Mechlis, der Leiter des politischen Departementes der Roten Armee stillschweigend von seinem einflußreichen Posten enthoben worden war, weil er als Jude der Nazi-propaganda und unseren rückständigen Soldaten ein wirksames Angriffsziel bot, daß Stalins Lieblingssohn Wassilj sich beständig durch Trunk, Weibergeschichten und unvorsichtiges Fahren in die Nessel setzte.

Kurz bevor er sich auf seine Reise als Gesandter in Mexiko einschiffte, widerfuhr dem kürzlich verstorbenen Konstantin Oumansky, unserem früheren Gesandten in Washington, eine skandalöse persönliche Tragödie. Seine junge Tochter lebte mit dem



Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

ebenso jungen Sohn Schachurins, dem Kommissar der Flugzeugindustrie, zusammen. Eines Nachts gab es eine Eifersuchtszene zwischen ihnen, und der Jüngling erschoss Oumanskys Tochter mit dem Revolver seines Vaters. Die höheren Beamenschichten sprachen tagelang von dem Verbrechen, aber kein Wort davon gelangte in die Moskauer Presse.

Das anregendste Thema für den Klatsch bildete jedoch Stalin persönlich. Jede seiner Bemerkungen wurde durchgekaut und analysiert. Seine Sympathien und Antipathien, sein Gesundheitszustand, seine Gewohnheiten und seine Schwächen erregten mehr Interesse bei seinen Höflingen als die Kriegsfortschritte oder das Schicksal der Weltrevolution. Ich erfuhr, Stalins Steckenpferde seien Schach und Billard, und er beherrsche beide Spiele so glänzend, daß er Begegnungen mit den besten Schachmeistern und Billardchampions nicht zu fürchten brauchte. Die Lieblingsweine des Chefs, teilte man mir in dem eines Staatsgeheimnisses würdigen Tone mit, seien Kachetinsky und Kagor, beide kaukasischer Herkunft.

Wir wußten alle, daß Stalin eine Schwäche für russische und georgische Sprichwörter hatte, und diese oft anwandte, um die Diskussionen abzukürzen. Nachdem er seinen Pakt mit Hitler abgeschlossen hatte, soll er schweigend dagesessen sein, während der Pakt vom Politbüro diskutiert wurde. Schließlich faßte er die Lage mit einem seiner Lieblingssprichwörter zusammen: "Für den Geschmack der Speise kann ich nicht einstehen, aber sie wird jedenfalls heiß sein!" Wenn jemand allzu lange sprach, sagte er manchmal sanft: "Kehr die Gans um, sonst wird sie einseitig gebraten!" Wenn jemand um den heißen Brei herumkroch, pflegte er zu sagen: "Du brüllst wie eine schwangere Kuh, aber wo ist das Kalb?"

Bei einer Sitzung des Zentralkomitees wandte sich Stalin an die wichtigstuerischen Würdenträger seiner Regierung und erklärte: "Wenn sich eure Arbeit nicht sofort bessert, so werden wir euch Beine machen" — dann fügte er nach einer Pause hinzu — "nicht buchstäblich, aber wir werden euch Beine machen. Das ist alles."

Man sagt von Stalin, er liebe die Musik, aber sein Geschmack ist nicht besonders wählerisch und sein Verständnis auch ziemlich begrenzt. Dies hindert ihn natürlich nicht, auch musikalische Probleme zu lösen und musikalische Werke zu beurteilen. Es ist wohlbekannt, wie er den jungen Schostakowitsch eine Zeitlang unterschätzte und sogar fallen ließ. Weniger bekannt ist die Episode mit dem jungen Komponisten Tichon Chrennikow. Seine Oper "Im Sturm" wurde von den Moskauer Kritikern begeistert gelobt. Dann wohnte der Chef einer Vorführung bei und äußerte sich abschätzig. Augenblicklich kehrten die Kritiker den Spieß um. Die Oper fiel durch und wurde seither nicht mehr gehört.

Es zirkuliert über Stalin eine Geschichte, der ich niemals vollen Glauben schenken konnte, die aber von seinen Vertrauten allgemein für wahr gehalten wird. Sie besagt, er

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

besuche vor schwerwiegenden Entschlüssen den toten Lenin in seinem Granitmausoleum am Roten Platz. So soll man ihn schon stundenlang im Mausoleum gesehen haben, allein mit seinen Gedanken. Ein Tschekist hohen Ranges erzählte mir einmal: "Ich gebe keinen Pfifferling auf Spiritismus, aber dies ist wahr: Als die Deutschen vor den Toren Moskaus standen, kurz bevor Lenins Sarg im geheimen in den Ural überführt wurde, weilte Stalin mehrere Stunden allein mit dem Leichnam."

In den obersten Kreisen glaubt man fest, Stalin sei sehr abergläubisch und habe schon seine Pläne geändert, weil die "Zeichen" ungünstig standen. Vielleicht als einziger unter den Diktatoren und erfolgreichen Politikern, lebt er wie ein einsamer Wolf, eifersüchtig auf seine Zurückgezogenheit, und schließt sich oft lange Zeit ein, um nachdenken zu können. Selten und nur widerwillig besucht er große Versammlungen, und nur, wenn es die politische Notwendigkeit erfordert; aber dann hat er die Fähigkeit, sich wie "ein Junger" zu geben.

Ein Kollege, der dabei war, hat mir ausführlich erzählt, wie Stalin eine Gesellschaft für Flieger und andere Militärs veranstaltete, die sich im Kampfe ausgezeichnet hatten. Als diese Leute zur Front zurückkehrten, konnten sie mit Recht berichten, der *Woschd* — das russische Wort für Führer — sei ein einfacher und bescheidener Bursche. Er hatte an ihren Spielen, am Trinken, am Scherzen und am Gesang teilgenommen und sie überdies mit Geschenken überhäuft.

Wer ihn lange und gut kannte, gab zu, wenn er vom "Chef" sprach, er sei ein "harter" Mann, der sich nur auf die Macht und die List verlasse, wofür letztere er als eine Art von Kraft auffasse. Er ist außerordentlich rachsüchtig und hat noch nie jemandem eine Beleidigung vergessen oder gar verziehen. Wenn er bei einem Streit anscheinend zurückweicht, dann nur, um seine Stellung zu einem neuen Angriff aus dem Hinterhalt vorzubereiten. Er hat sich mit Menschen des gleichen Schlages umgeben — mit gewalttätigen, unerbittlichen und skrupellosen Männern.

Im Grunde genommen ist Stalin natürlich ein einsamer Mann und weiß das auch. Im Laufe der Jahre sah er sich gezwungen, fast alle seine nächsten Freunde und Genossen zu ermorden — selbst Männer wie Abel Jenukidse, mit dem er zusammen aufgewachsen war und den er lange zu seinen allerbesten Freunden zählte. Die Ermordung Kirows und der Tod seines Landsmannes Ordschonikidse ließen in seinem Privatleben große Lücken zurück. In den letzten Jahren waren Mikojan, Woroschilow, Beria und Molotow seine vertrautesten Freunde.

Stalins Mißtrauen in seine Umgebung ist aber pathologisch und verschont auch seine Günstlinge nicht jederzeit. Es besteht wenig Zweifel, daß er in ihnen allen Verschwörer erblickt, die sich entweder jetzt oder doch sicher später gegen ihn wenden werden.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Dies waren unsere internen Gerüchte. Stalin war vielleicht der einzige Kremlführer, dessen Name selten von einem Skandal beschmutzt wurde. Gerüchte über Ballerinas, Tänzerinnen, Orgien und ähnliches umgaben die anderen Führer beständig, niemals aber den Chef. Sein Wille, jederzeit die Hände in jedem wichtigen Abschnitt des nationalen Lebens zu haben, läßt ihm vermutlich keine Zeit zu solchen Ausschweifungen. Seine Lektüre ist ernster Natur: Clausewitz, Tschechow, Saltykow — und sein umfassendes Wissen auf wirtschaftlichem und politischem Gebiet erstaunt die Leute, die mit ihm in Berührung kommen, immer wieder.

Stalins Hang zur Einsamkeit und seine Abneigung gegen öffentliches Auftreten schrieben die meisten von uns seinem wenig einnehmenden Äußern zu. Die Hofmaler und selbst die Photographen haben Millionen von Bildern dieses Mannes hergestellt und die Tatsache verborgen, daß er klein, untersetzt und dickbäuchig ist, sein Aussehen finsterer und asiatischer als die meisten Menschen glauben, sein Gesicht pockennarbig, sein linker Arm teilweise entstellt, seine Zähne unregelmäßig und halbverfault. Wenn ihm seine körperlichen Mängel einen Minderwertigkeitskomplex gegeben haben, so erklärt das vielleicht sein gieriges Verschlingen aller Schmeicheleien, die einen gesunden Magen umkehren würden.

Es ist auch bezeichnend, wie phantastisch die Taten seines vorrevolutionären Vorlebens aufpoliert wurden, um sie glanzvoller erscheinen zu lassen. Die zaristischen Polizeiarchive trugen ihn zum Beispiel immer als Buchhalter ein; ich habe persönlich solche Dokumente gesehen. Bis zum heutigen Tage hat er seine bemerkenswerten Buchhalterfähigkeiten im Umgang mit Zahlen und statistischen Bilanzen beibehalten. Und doch ist diese bescheidene, aber keineswegs entehrende Tatsache niemals in die Presse gelangt.

Viel Bitteres konnte man über Stalins angebliche Bevorzugung der Kaukasier, das heißt der Georgier und Armenier, hören. Man sagt, er vertraue ihnen mehr und verstehe sie besser als die Russen, mit denen er schließlich der Rasse und der Erziehung nach nichts Gemeinsames hat. Die Kaukasier machen nur einen geringen Bruchteil der Gesamtbevölkerung Sowjetrußlands aus, und doch sind sie überall in der Regierung zu treffen. Beria, der bis vor kurzem Leiter des Polizeisystems war, Mikojan, der Chef des Außen- und Innenhandels, Pogo-sian und Kawdaradse, Molotows Hauptmitarbeiter, die Kommissare Opokow und Tewosian, die Deputiertenkommissare Dadyan und Aroutinow und hundert andere — sind alles Georgier und Armenier.

Als der 7. November herannahte, erwartete die ganze Organisation gespannt diesen Festtag. Der Jahrestag der Revolution sollte trotz den Niederlagen an der Front und gerade wegen dieser Niederlagen doch großzügig gefeiert werden. Wie gewöhnlich erwartete man, die großzügige Regierung werde zu diesem Anlasse Sonderrationen

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

bewilligen, und in diesem Jahr stellte die Aussicht auf etwas Eßbares natürlich fast alle anderen Interessen in den Hintergrund.

Die Büros wurden geschmückt, die Böden geölt und die vorgeschriebenen Schlagworte für den Feiertag überall angeschlagen. In unserem Gebäude herrschte festliche Stimmung. Pamfilow mäßigte seinen Ton, und jeder von uns mäßigte sich seinerseits gegenüber seinen Untergebenen. Am 6. November kamen die niederen Angestellten, einschließlich der Putzfrauen, Bodenwischer und Laufburschen mit Markttaschen, die aus Schnüren geknüpft waren, zur Arbeit. Solche Taschen waren für Sowjetbürger ein wichtiger Ausrüstungsgegenstand; man konnte sie leicht in eine Tasche stecken und für irgendeinen Glücksfall bereit halten, falls es Nahrungsmittel regnen sollte.

Schließlich wurde die große Nachricht bekannt gegeben. Zum Jahrestag erhielt jeder Angestellte des Sownarkom als Zeichen von Stalins tiefer Liebe zu seinen Untergebenen ein Kilo Weißbrot, fünf Kilo Kartoffeln und drei Pfund Honig! Die Aufregung wurde so groß, daß man unmöglich mehr arbeiten konnte. Die Freigebigkeit dieser Geschenke war selbstverständlich ein Beweis für den von Pamfilow ausgeübten Einfluß. Die Kartoffeln gaben für eine ganze Familie ein gutes Essen, und Honig war für Menschen, die lange nach Zucker gehungert hatten, mehr wert als Gold.

"Ach, mein Liebling, meine liebe kleine Kartoffel ..." sang der magere, grauhaarige Bodenwischer Iwanow den ganzen Morgen. Er glich kaum mehr dem tüchtigen kleinen Mann, der immer unsere feinen Parkettböden zu glänzen pflegte. Ihm war die Ehre zuteil geworden, die Kartoffeln abzuwiegen, und er blühte unter dieser großen Verantwortung auf. Ein anderer Mensch — kühn, verständig, nicht mehr schwach — war unter der unscheinbaren Oberfläche des ausgemergelten Iwanow versteckt gewesen. Nun war dieser innere Mensch hervorgetreten, leitete die Verteilung der Kartoffeln und wog die fünf Kilogramm ohne Furcht und ohne Begünstigung ab. Was war an einem solchen Tag schon Pamfilow, verglichen mit Iwanow, dem Gott der Kartoffeln?

"Liebster Andruscha", bat ihn eine ältere Sekretärin, "ich habe zu Hause drei Mäuler zu stopfen. Ich will ja nicht mehr als fünf Kilogramm, aber wenigstens nicht so viel erfrorene Kartoffeln ..."

Aber der neue Iwanow war gegen alle Bourgeoisentimentalität gefeit. Denn nun war er ein eisenharter Bolschewist geworden. "Alle erhalten dasselbe", erwiderte er. "Jedermann bekommt ein paar erfrorene und ein paar gute ... wenn es überhaupt gute darunter hat. Mach jetzt daß du weiterkommst, Bürgerin. Nächste bitte!"

Der Eintagsruhm des armen Iwanow endete aber mit Tränen und Aufregung. Seine Opfer sagten, der Idiot solle lieber seine Böden glänzen, statt kostbare Nahrungsmittel abwiegen. Iwanow selbst bestand darauf, es sei einfach nicht genügend vorhanden

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

gewesen, um allen Fünf-Kilo-Rationen auszuteilen. Sei das wie es wolle, jedenfalls war der Vorrat an gefrorenen und anderen Kartoffeln plötzlich zu Ende, aber noch immer standen etwa zwanzig Angestellte Schlange, um ihr Geschenk in Empfang zu nehmen.

Das Beamtentum fuhr viel besser. Wir erhielten dicke Nahrungsmittelpakete, die nach unserm Rang auf der Gunstleiter abgestuft waren. Zudem erhielten wir besondere Coupons, die sich beim Eintausch in einer besonderen, "geschlossenen" Apotheke in zwei Flaschen Portwein und eine Flasche Wodka verwandelten.

Im Kreml fand Stalins jährliche Gesellschaft statt. Nur die allerbedeutendsten und einflußreichsten Leute wurden natürlich eingeladen. Eine solche Einladung war eine höhere Ehre, als von einem König zum Ritter geschlagen zu werden. Die Liste wurde von der NKVD studiert und jeder Gast mehrere Wochen vor dem Ereignis einer Prüfung unterzogen. Ich beobachtete diesen Vorgang im Sownarkom. Ich sah die gründliche Sorgfalt, mit der Pamfilow seine Liste von Volkskommissaren und Hilfskommissaren aufstellte, die dieser höchsten Auszeichnung für "würdig" befunden wurden. Ich sah auch, wie er die Namenliste der NKVD zum Studium und zur Billigung einreichte.

Aber auch wir im Sownarkom hatten eine Gesellschaft. Es fehlte nicht an Prunk, Blumen, Schlagworten und Musik. Für die oberen Schichten der Beamten wurden die Tische im großen Auditorium aufgestellt. Da Essen und Trinken reichlich waren, versöhnten wir uns mit der unvermeidlichen Festtagsrede eines Parteimitglieds. Man muß das Saure mit dem Süßen zu verbinden wissen. Bei jeder Erwähnung von Stalins Name standen wir alle auf und brüllten Hurra, was die Rede hübsch unterbrach und ein bißchen weniger langweilig machte.

Als die rituelle Rede zu Ende war, fielen wir alle über das Essen her. Riesige Platten wurden rasch vom Sturme des festtäglichen Hungers verschlungen. Dann folgten die Trinksprüche: Zuerst natürlich auf den geliebten Führer, dann auf die geliebten Unterführer Molotow, Mikojan usw. Der Reihe nach bis hinunter zu Pamfilow. Genosse Wironow stimmte ein Lied an, und wir nahmen alle am Gesang dieses vertrauten Schlagers teil:

"Laßt uns singen, Genossen, ein Lied,  
Vom größten aller Menschen,  
Vom größten und geliebtsten —  
Von Stalin laßt uns singen ein Lied."

V

Seit einiger Zeit hatt ich alle Register gezogen, um das beliebteste Geschenk, das eine allmächtige Regierung gewähren kann, zu erhalten: eine Separatwohnung. Schließlich hatte ich Erfolg.

Die breite, gerade Moschaisk-Straße ist die bestasphaltierte und bestgepflegte Straße ganz Rußlands, weil sie zu Stalins Landhaus und zu manchem vorstädtischen Sommerpalast eines Politbüromitgliedes, das in der Hauptstadt arbeitet, führt. Selbstredend wird sie ständig bewacht und kontrolliert, um das Leben der geliebten Führer zu schützen. Schneidige NKVD-Leute in Lederjacken kommen und gehen beständig auf Motorrädern.

Eine Anzahl hübscher moderner Häuser sind an dieser Straße gebaut worden, dort wo sie in das Weichbild der Stadt mündet. In einem dieser Häuser erhielt ich schließlich durch die Hilfe des Sownarkom eine Wohnung: Zwei Zimmer und eine Küche — was unter den Moskauer Wohnbedingungen einen unermeßlichen Reichtum bedeutete. Ich besaß ein eigenes Bad, Zentralheizung, elektrische Beleuchtung und andere Schätze. Die Fenster gingen auf einen Hinterhof, statt auf die berühmte Straße, aber das war ein geringfügiger Mangel.

Mit meiner Niederlassungsbewilligung, meinem Beglaubigungsschreiben des Sownarkom, mit der Parteikarte und meinem persönlichen Paß bewaffnet, stellte ich mich im Büro des Hausvorsitzenden vor. Der Hausvorsitzende (ein wichtiger Funktionär im Leben jedes Sowjetbürgers) war ein netter Bursche, gewohnt, mit Leuten von Rang zu verkehren. In den Statistiken figurierten diese Häuser als "Arbeiterheime", aber in der Praxis konnten sie nur Bürokraten mit genügendem politischem Gewicht beziehen, und auch das nur solange sie bei den höheren Mächten in Gnade standen.

"Victor Andrejewitsch," sagte der Hausvorsitzende, "es scheint alles in Ordnung zu sein. Jetzt mußt du dich noch beim Chef der NKVD dieses Distriktes melden und dann wieder hierher zurückkommen. Es ist eine Formalität."

"Aber was hat denn die NKVD damit zu tun? Diese Papiere sollten doch genügen. "

"Für mich persönlich genügen sie schon, aber dies ist eine Regierungsstraße. Mitglieder des Politbüros fahren hier täglich vorbei! Dies verleiht den Wohnungen an dieser Straße einen sozusagen besonderen Charakter."

Nun sah ich klar. Obschon meine Fenster nicht auf die Straße hinausgingen, würde man mir nicht erlauben, an der Moschaisk-Straße zu wohnen, bevor sich die

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Geheimpolizei nicht überzeugt hatte, meine Gegenwart bilde keine Gefahr für Stalins Sicherheit! Ich meldete mich beim zuständigen NKVD-Beamten, ließ die bekannten Fragen über mich ergehen und erhielt die erforderliche Erlaubnis.

Aber mein Schicksal wollte es, daß ich diese Wohnung nie beziehen sollte. Es war ein Neubau und noch nicht einzugsbereit. Auch die Frage der Möblierung dieser Zimmer verschlang Zeit. Unterdessen war eine Gelegenheit für einen Posten im Ausland aufgetaucht — die gesegnete Gelegenheit, auf die ich nur in meinen optimistischsten Wachträumen und mit Bangen zu hoffen wagte. Bevor diese Frage endgültig entschieden war, hatte der Umzug noch keinen Sinn.

Die zunehmenden Pacht-Leih-Sendungen machten es notwendig, Hunderte von Fachleuten aller Wirtschaftszweige nach England, Kanada und besonders nach Amerika zu schicken. Mehr Russen als je in der Sowjetgeschichte waren nun imstande, in die Außenwelt zu gelangen. Als metallurgischer Ingenieur mit vielseitiger Erfahrung eignete ich mich für einen solchen Posten. Trotz meiner langen Prüfung während der Säuberungen war wenigstens formell mein politischer Ruf fleckenlos. Und doch wäre es schlechte Strategie und tatsächlich sogar fast unmöglich gewesen, diese Sache selbst in die Hand zu nehmen. Je lieber man ins Ausland wollte, um so sorgfältiger mußte man diese Sehnsucht, damit sie nicht mißverstanden — oder richtig verstanden — wurde, vor den Gehilfen unserer sowjetischen Herren verbergen.

Eines Nachts diskutierte ich mit einem Beamten hohen Ranges in unserem Außenhandel über die Pacht-Leih-Lage. Ich unterhielt mit ihm fast freundschaftliche Beziehungen. Sorgfältig und geschickt lenkte ich das Gespräch. Ich wagte nicht, ihm zu verstehen zu geben, vor ihm sitze ein Mann, der im Ausland nützlich sein könnte, aber es gelang mir, ihm diesen schönen Gedanken irgendwie nahezu legen, und plötzlich schien er eine Erleuchtung zu haben.

"Victor Andrejewitsch, würdest du gerne nach Amerika reisen?" fragte er mich. "Ich weiß, wir brauchen dort dringend Leute."

"Na, daran habe ich noch gar nie gedacht. Zudem leiste ich hier sehr verantwortungsschwere Arbeit im Sownarkom, wie du weißt. Aber wenn es für die Kriegsbemühungen nützlich sein sollte ..."

Mein Freund war aber nicht auf den Kopf gefallen. Er wurde durch meine Sprödigkeit nicht zum besten gehalten. "Ich will dafür sorgen", sagte er mir. "Du kannst damit rechnen, daß ich den Vorschlag den zuständigen Stellen unterbreiten werde."

Ich dankte ihm, dachte aber nicht im entferntesten daran, daß er sein Wort halten werde und wagte nicht, zu glauben, sein Vorschlag könnte Früchte tragen. Dies trug sich Ende Dezember zu. Etwa vierzehn Tage später ließ mich Pamfilow zu einer

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

privaten Unterhaltung kommen. Einen Augenblick lang glaubte ich aufgeregt, dies könnte mit meinem Amerikatraum in Beziehung stehen. Aber ich täuschte mich.

Pamfilow sagte, er wünsche mich in einer Angelegenheit zu konsultieren, die man ihm aufgebürdet habe. Eine Gruppe metallurgischer Fabriken verschiedener Art arbeiteten unter einer Organisation Namens Glawmetal. Diese Betriebe waren verstreut — in Chaliabinsk, Nowosibirsk, Molotow, im nördlichen Kaukasus und an anderen Orten —, wurden aber vom Hauptquartier in Moskau als eine Einheit verwaltet. Ihre Arbeit gehe schlecht vonstatten, erklärte Pamfilow, und es brauche eine starke Hand, sie wieder in Fahrt zu bringen.

"Ich brauche einen Leiter, den ich kenne und dem ich vertrauen kann", sagte er. "Ich glaube, du bist der richtige Mann dazu. Ich möchte betonen, daß dies in keinem Sinne ein Mißtrauensvotum ist. Sobald du in dieses Chaos etwas Ordnung gebracht hast, werde ich dich wieder in den Sownarkom zurückberufen. Was sagst du dazu?"

Ich ließ meine Einwilligung möglichst beiläufig klingen, ja sogar etwas enttäuscht. Es war unwahrscheinlich, daß ein verantwortlicher Departementsleiter des Sownarkom für einen Posten im Ausland als abkömmlich erachtet wurde. Aber als Funktionär des Glawmetal stiegen meine Chancen, entlassen zu werden, gewaltig an ...

Glawmetal hatte seine Büros in jenem langen niedrigen Gebäude, das mit einer Mauer am Roten Platz steht, direkt gegenüber dem Kreml: Das flache Gebäude ist jedermann bekannt, der schon einmal eine Photographie des Roten Platzes gesehen hat. Hier wurde ich in einem Büro installiert und mit einem Stab ausgerüstet. In ständiger persönlicher und telephonischer Verbindung mit den Direktoren der Fabriken in vielen Gegenden Rußlands leitete ich die Geschäfte der Organisation.

Meine Arbeitszeit war nun nicht mehr ganz so mörderisch wie zuvor. Ich begann den verlorenen Schlaf wieder etwas aufzuholen. Ich konnte mehr vom Leben Moskaus und mehr von meinen Freunden sehen, die ich unter den harten Bedingungen des Sownarkom-Regimes vernachlässigt hatte. Vielleicht war dies eine Warnung, daß mir wenig Zeit mehr verblieb, um die mir nahestehenden Dinge und Menschen in Rußland zu genießen, jedenfalls versuchte ich irgendwie, so viel wie möglich in jeder einzelnen Woche unterzubringen.

Auch verspürte ich einen starken Drang, die Menschen meiner Umgebung zu prüfen. Wie stellten sie sich zum Kriege? Meine Beobachtungen verstärkten noch meine Zuneigung zu meinem eigenen Volk. Ich bewunderte seine erstaunliche Kraft unter den Hammerschlägen des Feindes. Ich bewunderte sein instinktives Gefühl für die politischen Realitäten. Die einfachen Russen gaben Stalin, was Stalin gebührte, und Rußland, was immer schon Rußland gebührt hatte.



Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Es herrschte kein Zweifel mehr, daß der Krieg nun eine günstige Wendung nahm. In der langen Schlacht um Stalingrad war das Gemetzel phantastisch und die Leiden ohne Maß. Aber langsam zog in unsere Herzen die Gewißheit des Endsieges ein. Schon die Tatsache, daß der Kampf so lange andauerte, war an sich ein Siegesvorzeichen. In einem Zermürbungskrieg lagen die Vorteile alle auf unserer Seite.

Die Deutschen waren weit von ihrer Versorgungsbasis und erhielten bei den ungewohnten Winterbedingungen fast keine Verstärkungen mehr. Sie waren darauf angewiesen, mit den Truppen und den Vorräten zu kämpfen, die sie bereits an der Front angesammelt hatten — zweifellos große Mengen, aber doch keine unerschöpflichen. Die Russen waren andererseits imstande, fast unerschöpfliche Mengen von Menschen und Material auf den Kampfplatz zu werfen. Hitlers Armeen hätten halb Rußland töten müssen, ehe der Kreml eine Niederlage in Stalingrad zugegeben hätte. Bei den Vorbereitungen auf diese Schlacht hatte man eine neue Eisenbahnlinie parallel zur Wolga gebaut. Sie funktionierte während des Kampfes gut und diente als Trichter, durch den der verstümmelten und blutenden Stadt ununterbrochen neue Kraft eingefloßt wurde. Auch Nachschub und Verstärkungen kamen über die Wolga.

Der unvermeidliche Sieg wurde errungen. Die Deutschen waren tatsächlich im Blut ersäuft worden — in ihrem eigenen und in russischem. Neben dem Aufhalten des deutschen Vormarsches hatte dieser Triumph noch einen anderen Sinn, der allgemein übersehen und unterschätzt wurde. Die Rote Armee erbeutete in diesem Kampfe genügend deutsche Waffen, um dreißig oder vierzig Divisionen auszurüsten. Ein deutscher Militärtheoretiker, Clausewitz, gab den Generälen den Ratschlag, den Feind mit seinen eigenen Waffen zu bekämpfen. Genau das konnten die Sowjetgeneräle nach Stalingrad machen. Das von den Deutschen erbeutete Kriegsmaterial war für den Erfolg der russischen Gegenoffensive ebenso wertvoll wie der Pacht-Leih-Vertrag. Vom November 1942 bis November 1944 umfaßten die Siegestrophäen meines Landes über 4 000 Flugzeuge, 17.000 Tanks<sup>67</sup>, 55.000 Artilleriewaffen, 118.000 Maschinengewehre und 1.500.000 Gewehre. Vieles mußte natürlich erst wiederhergestellt werden. Die Waffen Hitlers aber wurden buchstäblich gegen ihn selbst gerichtet.

Ich sah der Schlacht um Stalingrad mit großer Sehnsucht auf den Endsieg zu, wie jeder andere Sowjetbürger auch, ganz gleichgültig, wie er sich zur Regierung stellen mochte. Zur selben Zeit — so groß ist die Verzerrung der moralischen Perspektive — wartete ich auf das Ergebnis der Frage, die entscheiden sollte, ob ich Rußland verlassen durfte.

---

<sup>67</sup> Panzer

(26) Auftakt zu Amerika

*1943: Überprüfungen und Verhöre ohne Ende, um für eine Auslandstätigkeit akzeptiert zu werden – Verhaltensmaßregeln für Sowjetbürger im kapitalistischen Ausland – Freund Gregori berichtet von der Folter – Im Zug nach Wladiwostok (Ausreise per Schiff) – Erste Erfahrungen mit US-Amerikanern – Landung in Vancouver (Kanada)*

I

Der Gedanke an eine Amerikareise formte sich in mir im Januar 1943; den Reisepaß erhielt ich im Juli desselben Jahres. Während dieser sechs Monate kam ich mir wie ein seltener Käfer vor, der in einem riesigen Laboratorium auf eine Nadel aufgespießt ist und von Legionen von Insektenkennern, Zoologen, Chemikern und anderen Wissenschaftlern von jedem möglichen Gesichtspunkt aus studiert wird. Man sondierte bei mir nach verborgenen Flecken und Mängeln. Alle Energien eines allmächtigen Staates vereinigten sich in der einen Aufgabe, meine bescheidene Persönlichkeit und ihre Auswirkung in Zeit und Raum durch Blutsverwandte, angeheiratete Verwandte und Anhängsel jeden Grades zu erforschen.

Das Verhör war in seinem endlosen Mißtrauen geradezu zynisch. Woche um Woche suchte und tastete man mit geübten Fingern in meiner Seele und meinen Nerven nach einem Schlüssel, der mein Innerstes aufschließen konnte. Erstaunlicherweise gelangten diese riesigen Untersuchungen zu keinem Ergebnis. Mein zitterndes Geheimnis — der Entschluß, aus der UdSSR zu fliehen — blieb verschlossen und unentdeckt.

Die große Durchforschung von Victor Kravchenko, Sohn der russischen Massen, kommunistisches Parteimitglied und Sowjetingenieur, begann im Büro des Personaldepartementes des Kommissariats für Außenhandel. Genosse Schtoob, ein nicht kleinzukriegender Bürokrat mit dicken Brillengläsern, war höflich und unpersönlich. Ihm galt ein Käfer gleich viel wie der andere, ihm stand nur die Aufgabe zu, die Insekten zu katalogisieren. Die feineren Unterschiede sollten erst später von spezialisierten Entomologen festgestellt und überprüft werden.

Genosse Schtoob durchforschte meinen persönlichen Lebenslauf von der Geburt bis zur gegenwärtigen Stunde und ging dann auf die Vergangenheit meiner Eltern, Großeltern, Brüder und Verwandten des zweiten Zweiges des Familienstammbaumes

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

über. Als alle Verwandtschaftsbeziehungen abgeklärt waren, wurden noch die ehelichen Verbindungen peinlichst genau überprüft und zuletzt meine bescheidene, aber entsetzlich beziehungsreiche Existenz mit Fragen über Freunde und Berufskollegen all dieser Jahre unter die Lupe genommen.

Ich hatte dieses autobiographische Labyrinth in der Vergangenheit schon mehrmals durchwandern müssen. Jede Einzelheit meines Lebens war schon von der Partei, dem Militär, verschiedenen Kommissariaten, ganz zu schweigen von den Tribunalen der gewöhnlichen und außergewöhnlichen Säuberungen, in endlosen Protokollen aufgezeichnet worden. Welcher noch so unbedeutende Umstand aus meiner Vergangenheit figurierte wohl noch nicht in den dicken Aktenbündeln der NKVD?

Aber das Verfahren durfte nicht abgekürzt, geschweige denn abgebrochen werden. Genosse Schtoob ging von der Voraussetzung aus, es handle sich um meine erste Bekanntschaft mit der Regierung und einem ihrer Untergebenen. Weder mein Name, noch Geschlechtsname und Alter galten als feststehend. Die periodische Entkleidung der Sowjetbürger bis zur völligen Nacktheit, das Entschleiern ihres intimsten Privatlebens, diese Auslegeordnung der politischen Gedanken, war mit den Jahren fast symbolisch geworden. Sie gehörte zur zeremoniellen Erniedrigung des Individuums zum größeren Ruhm des Kollektivs. Der erniedrigte und würdelose Mensch sollte vor dem Staate in seiner ganzen Herrlichkeit gedemütigt auf dem Bauche kriechen. Das Verlangen, ein Geheimnis zu bewahren und der Wunsch nach einem schützenden Feigenblatt, galten als Sakrilegium.

Es war ein Verfahren, das von Gefahren strotzte. Die Antworten mußten unter sich und mit den bei früheren Verhören auf Fragebogen, Formularen und Prüfungen gemachten Aussagen übereinstimmen. Der Polizeistaat ertrug keine Ausflüchte oder Abweichungen. Eine Gedächtnislücke, ein kleiner Widerspruch = und schon war sein gefährlicher Argwohn erweckt. Mancher Sowjetbürger hat seine Laufbahn durch eine harmlose Verwechslung von Daten oder irgendeine Zerstreutheit vernichtet.

Nachdem der kurzsichtige Schtoob sich davon überzeugt hatte, daß die Tante meiner Schwägerin Vera, die ich nicht persönlich kannte, keine Bedrohung der Union der sowjetischen sozialistischen Republiken war, ging er zum nächsten Schritt über. Er versah mich mit einer Reihe vorgedruckter Fragebogen, die ich nach Hause mitnehmen und bis zum nächsten Tag ausfüllen sollte. Abänderungen seien nicht gestattet, ebenso wenig ausstreichen oder durchradieren, warnte er mich. Zögern galt als Beweis für ein schuldbeladenes Gewissen. Entomologen bestanden auf Sauberkeit und Anstand.

Widerspruchslos kam ich seinen Befehlen nach. Ich gab die Papiere in der vorgeschriebenen Anzahl von Kopien an einem dafür bestimmten Schalter ab. Einige Tage später erhielt ich die Nachricht: "Fahre mit der Arbeit an deinem gegenwärtigen Posten fort. Falls es notwendig wird, dich ins Ausland zu schicken, so wirst du

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

benachrichtigt." In der doppelzüngigen Sowjetsprache hieß das, man prüfe mich auf das gründlichste und werde mich, falls würdig befunden, noch weiterprüfen.

Fast drei Monate vergingen. Ich hatte bereits die Hoffnung aufgegeben und war niedergeschlagen. Ich glaubte, irgendwo sei bei mir oder meiner Familie ein Flecken entdeckt worden. Als ich aber in einer schlammigen Aprilnacht nach einem strengen Vierzehnstudentag im Glawmetal müde nach Hause kam, erwartete mich eine geheimnisvolle Nachricht: Ich solle eine bestimmte Telephonnummer anrufen. Auch der Anflug des Geheimnisvollen gehörte mit zum Ritual. Ich verbrachte einige quälende Minuten in wechselnder Furcht und Hoffnung, ob es sich um die Polizei oder eine Beförderung handle.

Am Apparat meldete sich ein hoher Funktionär des Kommissariats für Außenhandel. Was man mit der bezeichnenden Anonymität der Nachricht bezweckte, werde ich wohl nie verstehen. Trotz der späten Stunde mußte ich mich augenblicklich melden. Eine Zutrittskarte würde mir an einem bestimmten Schalter ausgehändigt werden. Ich eilte aufs Kommissariat, von der neuen Hoffnung vollkommen überwältigt. Nach langem und ungeduldigem Warten wurde ich zu einer neuerlichen Befragung in ein anderes Büro geführt — diesmal durch ein schlaueres und gewichtigeres Exemplar der Schtschobschen Rasse.

Drei Stunden lang durchwanderten wir den Dschungel meiner Vergangenheit und machten hie und da eine Pause, um im Unterholz meiner politischen Stimmungen und Meinungen zu wühlen. Einmal war ich der Geführte, dann wieder der Gejagte. Er stellte mir Trickfragen, um mich in eine Falle zu locken, er führte mich in die Irre und kam plötzlich wieder auf früheres zurück, um mich zu überrumpeln. Mein Gesellschafter war eine geübte, alte Katze; diesmal aber mußte sie mit einer ebenso wachsamem und erfahrenen Maus spielen. Meine Nachtktionen unter den "Professoren" Gerschorn, Dorogan und anderen, machten sich nun bezahlt. Um zwei Uhr morgens waren Katze und Maus allzu müde, um weiterzuspielen. In einigen Tagen sollte ich wiederkommen, um einige ganz besondere Formulare auszufüllen.

Ein paar Tage später beantwortete ich den Fragebogen des längsten und listigsten Verhörs, das ich bis jetzt zu bestehen hatte. Es war ein in seinen Anmassungen so zynisches und in seinem Kreuzverhör so scharfes Schriftstück, daß mir alle anderen Fragebogen daneben unschuldig und kindisch vorkamen. Es ging von der Annahme aus, jeder Sowjetbürger sei ein Lügner, und es atmete einen Geist der Verachtung für alles Menschliche. Nachdem ich mit meinem Namen und meiner Parteinummer unterschrieb, war ich in Schweiß gebadet und vollständig gedemütigt.

Als ich den Fragebogen einreichte, wurde mir der zweite Schritt der Zeremonie befohlen, der darin bestand, Empfehlungen und Zeugnisse über meine politischen und geschäftlichen Tätigkeiten von allen Parteiorganisationen, in denen ich aktiv diente und

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Industrieunternehmen, wo ich gearbeitet hatte, zu sammeln. Natürlich konnten auch diese Bürostellen nichts sagen, was nicht bereits der NKVD durch Berichte und Spionage bis in alle Einzelheiten bekannt gewesen wäre. Aber die heiligen Dokumente durften nun einmal nicht übersprungen werden. Sie boten vielen Beamten und Organisationen, deren Weg ich gekreuzt hatte, eine günstige Gelegenheit, mich zu erledigen.

Ich wandte mich zuerst an Genosse Mironow, den Leiter des Parteikomitees des Rats der Volkskommissare der RSFSR. Ich verabredete mich mit ihm telephonisch und war zur festgesetzten Stunde am Eingang. Nach der Kontrolle meiner Parteipapiere und des internen Passes schritt ich, mit einer Eintrittskarte bewaffnet, durch den Hof zum Gebäude des Parteikomitees. Hier wurde meine Zutrittsbewilligung nochmals geprüft und mein Gesicht sorgfältig mit der Photographie verglichen. Im Stockwerk, auf dem das Komitee amtierte, studierte ein grimmiger NKVD-Wächter meine Papiere und Gesichtszüge sogar noch gründlicher, und schließlich wurde ich ins Zimmer 503 geschickt.

Noch vor wenigen Monaten bekleidete ich in diesem Gebäude eine wichtige Stellung. Die gleichen Wachen hatten mich hundertmal gesehen. Aber sie durften ihre vorgeschriebene Wachsamkeit nicht lockern; ich hätte ja inzwischen meine politische Farbe wechseln können. Im Korridor traf ich Männer und Frauen, die mit und unter mir gearbeitet hatten. Einige waren herzlich, die meisten aber begrüßten mich sehr zurückhaltend. Ich arbeitete nicht mehr im Sownarkom; die Gründe meines Scheidens waren ihnen nicht bekannt, und so konnten sie sich keine freundliche Begrüßung gestatten.

Genosse Mironow war höflich aber steif. Als Zugeständnis an unsere frühere Bekanntschaft fragte er mich, warum ich so eingefallen aussehe. "Offengestanden", sagte ich, "habe ich seit meinem Abschied vom Sownarkom nicht mehr genug zu essen." Er lächelte geschmeichelt über diese mittelbare Erkenntnis, der Sownarkom sei ein bevorzugter Platz für verdiente Führer. "Ja," pflichtete er trocken bei, "die Kriegsnot. Aber nun zum Geschäftlichen."

Während wir verhandelten, trat eine kleine Frau mit gestärkter Haube und Schürze ins Zimmer und brachte ein großes Tablett mit dem Essen. Es war mit Weißbrot, Schinken und Eiern, Konservenfleisch, Butter und Tee mit Zucker beladen.

"Alles amerikanisch", sagt er stolz, während er sich auf die Speisen stürzte. "Pacht-Leih, weißt du." Aber er forderte mich nicht auf, mitzuhelfen, weder auf Pacht-Leih noch auf anderer Basis. Zwischen dem Essen fuhr er mit meiner Befragung fort. Ob ich an meinem neuen Arbeitsplatz glücklich sei? Wie die Partezelle im Glawmetal arbeite? Grausam, ja sogar dumm, erledigte er die Formalitäten der Überprüfung meiner Treue zur Regierung und zu unserem geliebten Führer. Nicht etwa, daß ihm etwas daran lag,

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

nicht etwa, daß er mich für einen Verrückten hielt, der plötzlich beichten könnte, sondern aus reiner Ehrerbietung vor diesem feierlichen Akt.

"Du willst also einen Empfehlungsbrief?" sagte er. "Nun, ich will es mit Genosse Utkin besprechen. Man muß sich das überlegen. Komm morgen um neun Uhr wieder."

Am folgenden Tage ließ ich wiederum dieselbe mannigfache Prüfung über mich ergehen und wurde nach der üblichen Wartezeit in das Vorzimmer vor Mironow geführt. Man übergab mir einen Brief, einen guten Brief, der meine politischen und geschäftlichen Fähigkeiten bezeugte. Das Glück stand auf meiner Seite. In den folgenden Wochen erhielt ich auch vom Leiter des Glawmetal und dem Sekretär seiner Parteiorganisation ähnliche Empfehlungsschreiben. Meine Schriftstücke wurden gelesen und wieder gelesen, meine Gesichtszüge durchforscht und meine politische Treue hundertmal geprüft. Dies war aber, wie ich wohl wußte, nur die Oberfläche, unter welcher die wirkliche Arbeit durch die zuständigen Departemente der NKVD geleistet wurde.

Schließlich erhielt ich einen Beweis dafür, daß alles gut ging. Man befahl mir, mich bei der medizinischen Klinik des Kommissariats für Außenhandel zu einer Untersuchung zu melden und auch beim Kommissariatsphotographen verschiedene Gesichtsaufnahmen herstellen zu lassen. Zwei Tage später mußte ich mich bei Genosse Lebedew, dem Hilfskommissar und der rechten Hand Kommissar Mikojans, persönlich melden.

## II

Lebedew war von zwei Assistenten umgeben, die während unseres ersten Gesprächs Notizen machten und ihm verschiedene Papiere reichten. Er saß an einem prunkvollen Schreibtisch, der aus unbekanntem Grunde genau in der Mitte des großen Zimmers stand, inmitten leuchtender Farben orientalischer Teppiche. Stalin, Molotow, Mikojan und andere Führer blickten aus ihren Rahmen von den Wänden herab. Ein dickes Aktenbündel, das offenbar die Kopien meiner ungezählten Fragebogen und Sonderberichte geheimnisvoller Instanzen enthielt, lag auffällig vor ihm.

Nach einer formellen Begrüßung, begann Genosse Lebedew mich wieder von allem Anfang an auszuquetschen: Name, Geburtsort und Datum des Eintritts in die Partei. Er konnte unmöglich eine Frage finden, die ich nicht schon dutzendmal beantwortet hatte; aber sogar Hilfskommissare sind verpflichtet, sich den geheiligten Riten zu unterwerfen. Ich antwortete offen und begeistert, als sei ich über die Neuheit seiner Fragen entzückt und bewundere die Klugheit ihrer sprachlichen Formulierung. Dann wartete ich wieder, während er die Akten durchblätterte und hie und da einen Abschnitt, einmal lächelnd, dann wieder finster, durchlas. Die beiden Gehilfen verharrten in

## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

würdigem, neutralem Schweigen. Von Zeit zu Zeit diktierte er einige Worte, die offenbar zu seinem Bericht an den Kommissar gehörten.

Lebedew hatte eine untersetzte, breitschultrige Figur mit einem groben Stiernacken. Sein Gesicht wirkte angenehm, ja sogar hübsch und verriet einen menschlichen Zug, der nicht mit seinen kühlen Beamtenworten übereinstimmte.

Er war kein intelligenter Mensch, das hatte ich bald heraus. Wie war er nur zu einem so hohen Posten gekommen? Dann ruhten meine Augen auf seinen Händen, deren plumpe Wurstfinger mit einem dicken schwarzen Pelz bedeckt waren. Es schienen mir grausame Hände zu sein, zu jeder Gewalttat fähig.

"Genosse Kravchenko", sagte er schließlich feierlich, "ist dir der Ernst einer Mission im Ausland bewußt?"

"Oh ja, ich habe viel darüber nachgedacht."

"Du mußt das Vertrauen der Partei rechtfertigen."

"Ich werde mir Mühe geben, Genosse Lebedew", sagte ich demütig und eifrig.

"Man wird dich über die weiteren Entscheidungen auf dem laufenden halten. Ich hoffe, daß wir uns bald wieder treffen."

Fünf Tage später erfuhr ich vertraulich von einem Freund im Kommissariat, daß Anastas Iwanowitsch Mikojan, Mitglied des Politbüros, Vizevorsitzender des Rats der Volkskommissare, Mitglied des staatlichen Verteidigungskomitees und Volkskommissar für Außenhandel, eigenhändig eine Empfehlung an das Zentralkomitee der Partei unterzeichnet habe, man dürfe mich nach den Vereinigten Staaten von Amerika schicken. Ich fuhr mit meiner Arbeit im Glawmetal fort, aber meine Gedanken weilten in weiter Ferne. Bald erhielt ich vom Geheimdepartement unseres Trusts eine Nachricht. Wieder sollte ich eine bestimmte Telephonnummer anrufen, und wieder schien diese Geheimniskrämerei gänzlich überflüssig, da sich bloß eine Funktionärin des Kommissariats meldete, die mich auf elf Uhr dreißig am folgenden Morgen bestellte.

"Nimm deine Parteikarte, deinen Paß, das Gewerkschaftsbuch und die Militärausweise mit", sagte sie. "Punkt zwölf Uhr wirst du anderswo empfangen werden."

Ich folgte der Vorschrift aufs peinlichste. Nachdem ich von drei oder vier Wachen kontrolliert und von einem Beamten der NKVD verhört, worden war, wurde ich ins Büro des Zentralkomitees der kommunistischen Partei geführt. Dies war also das

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Anderswo", dessen Würde offenbar die Bürokratie zu solcher Geheimniskrämerei veranlaßte. Mit der notwendigen Zutrittskarte versehen, ging ich ins Parteigebäude. Hier wurden meine Schriftstücke nochmals überprüft, und bald schritt ich die breite Marmortreppe hinauf.

Auf dem ersten Absatz stand auf einem Marmorsockel ein Marmor-Stalin, dessen napoleonische Miene durch ihre Einsamkeit fast komisch wirkte. Auf dem zweiten Absatz stand wiederum ein Stalin, nicht weniger einsam und lächerlich. Hier wartete ich eine Weile und wurde schließlich in ein mit Teppichen ausgeschlagenes Büro geführt, wo mir ein dritter Stalin, diesmal an der Wand, Gesellschaft leistete, bis der Beamte kam. Offenbar haben die Sowjetbildhauer und Maler keinen Mangel an Motiven. Der Beamte saß hinter seinem riesigen Schreibtisch, musterte mich eine volle Minute und sagte dann: "Erzähl mir von dir. Bitte wiederhole nicht, was ich bereits aus deinen Fragebogen weiß. Mich interessieren dein geistiger Horizont und deine politischen Anschauungen."

Ich sprach fast aufs Geratewohl. Ich quetschte mein Hirn nach einigen Begebenheiten oder Gedanken aus, die in den vorhergehenden Befragungen und Formularen noch nicht aus mir herausgepreßt worden waren. Er unterbrach mich. Er kam zum Wesentlichen.

"Hast du jemals irgendwie an der Weisheit der Parteipolitik gezweifelt?"

"Niemals", erwiderte ich bündig. Es hatte keinen Sinn, sich auf solche Feinheiten einzulassen, wenn es nicht unbedingt notwendig war.

"Auch nicht während der Kollektivierung und während der Säuberungen, unter denen auch du gelitten hast? Hast du auch damals nicht an den Parteirichtlinien gezweifelt?"

"Nein, nicht an den allgemeinen Richtlinien."

"Aber du hast damals eine ziemlich unangenehme Zeit durchgemacht, in Nikopol in den Jahren 1936 und 1937. Man hat dich verhört, ausgefragt und so weiter. Wie hast du dich dazu gestellt?"

"Nun, ich war natürlich etwas benommen, ja sogar ein bißchen unwillig. Ich war eben von meiner Unschuld überzeugt. Ich fühlte mich ein wenig verletzt."

"Das ist begreiflich. Man kann dir das nicht vorwerfen. Es gab damals auch einige Ausschreitungen. Aber die verantwortlichen Volksfeinde sind ausgerottet — das ist die Hauptsache. Doch, Genosse Kravchenko, ist von dieser Wunde, von dieser Beleidigung noch etwas in dir zurückgeblieben?"



Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Aber nein, selbstverständlich nicht." Ich mußte über diese widersinnige Frage lächeln. Natürlich fühlte ich für all die Gerschgorins und Drogans, die mich geschlagen und erniedrigt hatten, nur Dankbarkeit.

Diese trübe Komödie dauerte etwa zwei Stunden. Es handelte sich bei ihr vermutlich um jenes intime Gespräch über die politische Grundhaltung, wie es vom Ritual vorgeschrieben wurde. Als gäbe es in unserem Sowjetleben Platz für Aufrichtigkeit! Als wagten es zwei Genossen, die sich zum erstenmal treffen, die Grenzen der gesalbten Heucheleien und elenden Ausreden zu überschreiten! Während das "Gespräch" andauerte, wurde ich immer sicherer und haspelte noch weitere abgedroschene Redensarten herunter. Ich empfand eine eigenartige, perverse Befriedigung darin, jedes seiner Schlagworte zu übertreffen und dachte die ganze Zeit voll glühender Hoffnung: Ich werde fliehen! Bald werde ich von dieser wahnsinnigen Spiegelfechterei und diesem bohrenden Grauen für immer befreit sein! Ich werde frei sein, um zu sprechen und zu kämpfen! — Bei meinem Richter hinterließ ich offenbar einen guten Eindruck. Er schien zu glauben, mein Hirn denke vorschriftsgemäß und sei frei von verbotenen Zweifeln und besonderen Gedanken. Wahrscheinlich hielt er mich für einen Mann mit seltenen aber achtbaren Einfällen, nicht allzu gescheit, aber verlässlich. Am Druck seiner feuchten Hand spürte ich seine Billigung.

"Nun, auf Wiedersehen. Du wirst den Entscheid des Zentralkomitees wahrscheinlich in vier oder fünf Tagen erfahren."

Er fiel günstig aus. Nach einer Woche erging der Befehl an Glawmetal, mich zur Verfügung des Kommissariats für Außenhandel zu entlassen. Am folgenden Tage meldete ich mich bei der Importverwaltung für Rohmaterial des Kommissariats für Außenhandel. Hier übergab man mir dicke, vertrauliche Berichte und Befehle, die ich lesen und überdenken sollte, um mich mit dem Pacht-Leih-Verfahren, den Bedingungen der amerikanischen Industrie und den Einzelheiten metallurgischer Betriebe, mit denen ich drüben in Verbindung treten sollte, vertraut zu machen.

Dann führte mich ein neuer Befehl wiederum ins Hauptquartier des Zentralkomitees. Diesmal wurden mir zwei vertrauliche Schriftstücke übergeben. Ich sollte sie an Ort und Stelle sorgfältig lesen, sie dann wieder zurückgeben und ein Formular mit der Bestätigung unterschreiben, ihren Inhalt zur Kenntnis genommen zu haben. Diese Schriftstücke enthielten die Vorschriften für Parteimitglieder im Ausland und umschrieben noch sorgfältiger die Strafbestimmungen für deren Verletzung. Der Kernpunkt dieser Ausführungen wird mir immer als beredter Kommentar zur grotesken Einstellung des Sowjets gegenüber der nicht sowjetischen Welt dienen.

Diese Vorschriften forderten an erster Stelle unbedingten Gehorsam gegen die Befehle der Vorgesetzten und warnten dann vor den Versuchungen, Fallen und Verführungen des Lebens in kapitalistischen Ländern. Sie malten ein erschreckendes

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

und zugleich anziehendes Bild der fremden, feindseligen, völlig verdorbenen und lüsternen Welt, die es sich einzig zur Aufgabe gesetzt hatte, Sowjetbürger einzufangen und ihnen Staatsgeheimnisse zu entlocken. Die Haupttätigkeit der ausländischen Regierungen bestand scheinbar in der Untergrabung kommunistischer Treue.

Wer sich in den Strudel des politischen Lasters der Schieber und parfümierter Huren werfen mußte, der durfte mit diesen Ungläubigen nicht unnötig über irgendein Thema sprechen und unter gar keinen Umständen die Politik berühren. Falls sich uns jemand mit dem Ansinnen näherte, uns "Dokumente" oder andere Geheimnisse zu verkaufen, so sollten wir solche Spione aufs nächste Sowjetkonsulat schleppen. Falls wir über das innere Leben der Sowjetunion befragt würden, hätten wir anzunehmen, die Fragesteller seien Agenten der Gegenspionage.

Besonders gesalzen waren die Vorschriften, die vor dem Kontakt mit Exrussen und unserem Lande "unfreundlich" gesinnten Publikationen warnten. Wir sollten alle von konterrevolutionären Emigranten im Ausland gedruckten Bücher meiden. Diese antisowjetischen Teufel seien allüberall: "Unfreundliche" Reden lägen in der Luft und antisowjetische Filme würden gespielt. Diese müßten wir natürlich fliehen.

Die Vorschriften besagten ferner, der Kapitalismus sei zwar in seinem Kern faul, an der Oberfläche aber glänzend und verführerisch, weshalb unsere kommunistische Tugend ständig gefährdet sei. Wir müßten unsere Sinne vor den Bourgeoisfleischtöpfen verschließen. Die besten kapitalistischen Hotels seien nur schlecht maskierte Bordelle, wo Mata Haras den unschuldigen Sowjetmännern auflauerten. Auf Reisen im Ausland müßten wir die Gefahrenzone augenblicklich räumen, falls unseren Kabinen oder Abteilungen eine hübsche Frau beigezeltet werde. Sollte eine Frau, besonders eine Russisch sprechende Frau, versuchen, uns ins Gespräch zu ziehen, so gebe es nur eins: augenblicklich Reißaus zu nehmen.

Alkohol wurde als zweites Lockmittel genannt, das die unschuldigen Sowjetbürger im Ausland in Versuchung führe. Wir dürften es nicht wagen, es sei denn zu einem bestimmten geschäftlichen, von oben befohlenen Zwecke, Bars, Nachtlokale oder andere Lasterhöhlen zu betreten, wo alkoholische Getränke ausgeschenkt würden, die uns die Zunge lockern könnten. Sollte uns unsere Aufgabe an der Teilnahme einer privaten oder öffentlichen Gesellschaft zwingen, so müsse der gute Sowjetabgesandte sich straff im Zaume halten, um ja keine Geheimnisse zu verraten.

Welches die schlimmen Geheimnisse sein mochten, die wir bewahren sollten und welche die Außenwelt aus uns herauszupressen versuchte, besagten die Vorschriften nicht. Aber die Antwort schien mir auf der Hand zu liegen. Der Kreml fürchtete, wir könnten die von "unfreundlichen" Schriftstellern, Rednern und Zeitungen ausgestreute "antisowjetische Propaganda" bestätigen. Die "Geheimnisse", auf welche hier angespielt wurde, waren die Wahrheit über Konzentrationslager, Sklavenarbeit, verheerende

## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Unterdrückung und menschliche Erniedrigung in der USSR, überhaupt alles, was das von der Regierungspropaganda gemalte Bild verderben konnte. Die beiden Schriftstücke bewiesen in Tat und Wahrheit das schlechte Gewissen der Sowjetregierung.

Sie schrieben den fremden Regierungen alle unsauberen Machenschaften zu, welche die NKVD und andere Sowjetinstitutionen selbst den Ausländern angetan hatten. Sie warnten uns, in Amerika würde unser Gepäck durchsucht, unsere Pässe zu Gegenspionagezwecken gestohlen, unsere Telephone abgehört und uns verführerische Frauen aufgehalst. In Amerika lebten wir in Feindesland, trotz der augenblicklichen diplomatischen Umstände, welche das Gegenteil besagten. Wenn wir nicht über jeden unserer Schritte wachten, so würden wir in die kapitalistischen Sümpfe der Gier, des Luxus und des Hasses gegen unser sozialistisches Vaterland gelockt.

Nachdem ich bescheinigt hatte, diese Warnungen verstanden zu haben und die Dokumente zurückgab, lieferte man mich einem weiteren Funktionär des Zentralkomitees in einem anderen großen Büro auf Gnade oder Ungnade aus. Er schlug einen strengen Ton an.

"Genosse Kravchenko, du stehst im Begriffe einen Auftrag im Ausland auszuführen. Du wirst in fremder Umgebung unter den Kapitalisten, die wir zu Recht verachten und denen wir mißtrauen, Geschäfte abschließen. Wir rechnen damit, daß dir durch den Anblick der Güter und Versuchungen einer Gesellschaft, die sich in den letzten Stadien einer verfaulten Degeneration befindet, nicht der Kopf verdreht wird. Vergiß niemals deine historische Mission als Vertreter der neuen Sowjetzivilisation. Es stimmt zwar, daß uns Amerika hilft. Wir dürfen aber nicht aus den Augen lassen, daß diese Hilfe widerwillig und nur aus reiner Notwendigkeit geleistet wird. Es stimmt, daß sich augenblicklich einige unserer Kriegsziele mit den ihren decken, aber unsere beiden Welten werden trotzdem unversöhnlich bleiben. Klammere dich fest an das Wissen, daß du als Kommunist ein geschworener Feind der kapitalistischen Gesellschaft bist, deren Weltzentrum heute Amerika ist. Kommunismus und Kapitalismus können niemals miteinander versöhnt werden!"

Ich verlieh meinem Gesicht einen der Situation angepaßten Ausdruck des Ernstes. Es war töricht von ihm, einem alten Parteimitglied eine so elementare Rede zu halten. Aber auch das gehörte zum Ritual. Dafür wurde er bezahlt, und zweifellos hielt er anderen am selben Tage genau die gleiche Rede.

"Nach deiner Ankunft in Amerika wirst du bei unserer Parteiarbeit weiterhin eine aktive Rolle spielen. Aber erinnere dich daran, daß du für die amerikanischen Behörden kein Parteimitglied bist und auch nie gewesen bist. Du mußt darauf bestehen, du seiest in Politik überhaupt nicht interessiert. In Amerika lebt die Organisation der kommunistischen Partei der USSR unterirdisch. Du wirst deine Parteikarte nicht

## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

mitnehmen, aber deine Parteimitgliedschaft wird den zuständigen Leuten trotzdem bekannt sein. Äußerlich bist du Ingenieur und sonst nichts. Ist das klar?"

"Ja, ich verstehe."

Am folgenden Tag kehrte ich ins Parteihauptquartier zurück. Es war jetzt Ende Juni. Ich wurde "gewaschen und wieder gewaschen" wie es eine Sowjetphrase nennt. Ein anderer Funktionär erwartete mich, der noch ein wenig gewichtiger auftrat. Zwei andere Männer — einer davon sicherlich ein Polizeiagent — waren zugegen. Der Parteibeamte war ein schwerer Bursche mit ausländischen Dandyallüren. Eine ausländische Uhr an seinem Handgelenk und eine ausländische Füllfeder in der obersten Westentasche wiesen darauf hin, daß er kürzlich aus den kapitalistischen Wüsten, vielleicht aus London oder Washington, zurückgekehrt war.

"Genosse Kravchenko, das Zentralkomitee hat deine Abordnung nach den Vereinigten Staaten bestätigt", sagte er mit finsterner Miene. "Bist du dir der vollen Bedeutung des in dich gesetzten Vertrauens bewußt?"

"Ja", antwortete ich.

"Hast du deine Instruktionen gelesen? Verstehst du die Folgen von Fehlern und schlechter Aufführung?"

"Ja. Ich werde alles beherzigen."

"Die beste Versicherung gegen Irrtümer besteht in bolschewistischer Wachsamkeit und der Hingabe aus vollem Herzen an unsere geliebte Partei."

"Ja, natürlich. Das kann ich verstehen."

"Du begibst dich in das Land des höchstentwickelten und raubgierigsten Kapitalismus. Die Gegenspionage der FBI ist raffiniert und unumgänglich. Man wird dir vielleicht Belohnungen versprechen, falls du dich bereit erklärst, dein Land zu verraten. Die dortigen Kapitalisten und Emigranten werden alles daransetzen, um dich zu kompromittieren. Die konterrevolutionäre und kapitalistische Presse, besonders von Hearst und McCormick, wird versuchen, dich in deinem Glauben wankend zu machen. Du darfst niemandem vertrauen, der vorgibt, ein Freund unseres Landes zu sein. Viele dieser angeblichen Freunde sind noch weit gefährlicher als die offenen Feinde. Es ist kürzlich in gewissen Emigrantenkreisen Mode geworden, und zwar nicht nur von der Linken, sondern auch von waschechten Monarchisten, uns die Schuhe zu lecken. Vertrau' ihnen nicht. Wer einmal ein Überläufer ist, bleibt immer ein Überläufer. Dasselbe gilt für Bankleute, Industrielle und andere Kapitalisten, die der neuen Mode

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

huldigen, die USSR zu bewundern. Ihre Bewunderung ist keinen Dreck wert. Sie kann sich über Nacht in Verrat verwandeln."

Zwischen seinen Worten bekundete ich einsilbig mein Verständnis und meine Billigung. Wann wird diese Posse endlich ein Ende nehmen, dachte ich beständig. Aber die Rede hatte ihren Gipfelpunkt noch nicht erreicht. Nachdem er nun mit den Regierungsspionen, Emigrantenüberläufern und doppelzüngigen Kapitalisten fertig war, wandte er sich jener Gefahr zu, die ihn am meisten interessierte. Mit einer merkwürdig leidenschaftlichen Stimme fuhr er fort, mich vor den kapitalistischen Fallgruben, Nachtlokalen und leichtgeschürzten Damen zu warnen.

"Diese Dinge sind Symptome des Verfalls des Bourgeoislebens, Genosse Kravchenko, aber sie sind doch eine Versuchung. Ich weiß," — seine Augen glänzten und sein Ton wurde lüstern — "daß die Agenten des Kapitalismus dich auf alle und jede Art zu erwischen versuchen."

Nach meiner Entlassung landete ich bloß im Fauteuil eines dritten Predigers. Offenbar war diese Abteilung technischer Natur und beschäftigte sich mehr mit meinen Verpflichtungen und Arbeiten als Ingenieur, als mit den Gefahren, die mir als Mann drohten. Eine meiner Hauptpflichten, sagte er, sei das Sammeln aller Informationen wirtschaftlichen und wenn möglich militärischen Charakters, deren ich habhaft werden könne. Ich müsse mich darin schulen, technische Einzelheiten, Fabrikpläne, Produktionsmethoden, Maschinenneuerungen, neue technische Fortschritte und überhaupt alles uns Unbekannte zu entdecken.

"Du wirst die Augen und Ohren unseres Landes in Amerika sein. Nach deiner Ankunft in Washington mußt du dich bei Genosse Serow melden. Übergib ihm den Ausweis, den du nach Ablieferung deiner Parteikarte erhalten wirst. Er weiß alles über dich. Ist das klar?"

"Völlig klar."

"Noch etwas: gib die Nachricht deiner Auslandsreise niemanden bekannt. Du darfst es nur Freunden sagen, die du für politisch verlässlich hältst."

Warum die Abordnung eines weiteren Vertreters der Handelskommission als Geheimnis behandelt werden sollte, weiß ich nicht. Aber selbstverständlich stellte ich keine naiven Fragen. Bevor ich das Gebäude verließ, erhielt ich statt meiner Parteikarte einen Ausweis. Ich kam mir merkwürdig, beinahe nackt vor, ohne diese Karte. Das Recht, diese Karte zu besitzen, war einst ein edler Traum gewesen. Nun gab ich sie ohne Bedauern zurück — der politische Symbolismus übte auf mich keine Wirkung mehr aus. Auf dem Kriegskommissariat wurden mir meine militärischen Beglaubigungsschreiben abgenommen, und man entband mich formell aller

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

militärischen Verpflichtungen. Das Kommissariat für Außenhandel stattete mich mit einer hübschen Summe Sowjetgeldes und besonderen Coupons zum Kaufe geeigneter Kleider aus, die notwendig waren, um in der degenerierten Kapitalistenwelt unterzutauchen. Ich erhielt auch etwas amerikanisches Geld, um bis Washington versorgt zu sein.

Nach all diesen Vorspielen meldete ich mich nochmals bei Genosse Lebedew. Es waren auch verschiedene andere Parteimitglieder anwesend, die nach Amerika geschickt wurden. Jetzt, da wir die vielen Hürden genommen und alle Reden geschluckt hatten, lächelte Lebedew herzlich.

"Nun, Genossen, ich will mich kurz fassen", sagte er. "Ihr alle seid politisch einsichtige Leute. Ich will euch ein kleines Gleichnis erzählen." Ausführlich und vergnügt erzählte er die Geschichte eines Sowjetgesandten in Amerika, der leider nicht so vorsichtig gewesen war, wie er es von ihm gehofft hatte. Dieser Unglückselige hatte es scheinbar zugelassen, daß ihn amerikanische Agenten einfangen konnten. Glücklicherweise war der Russe vernünftig genug, das Konsulat ins Vertrauen zu ziehen, und so wurde er augenblicklich gerettet.

Wir nickten alle verständnisvoll. Auch wir würden uns vor den Schlingen der amerikanischen Geheimpolizei zu wahren wissen.

"Noch eine kleine Vorsichtsmaßregel, und dann bin ich zu Ende, Genossen. Einige von euch reisen ohne die Frauen. In Amerika wird es reichlich zu essen und zu trinken geben. Falscher Kriegswohlstand natürlich, der bald von einem Rückschlag abgelöst wird. Zudem wißt ihr ja, wie es einem Rennpferd geht, das zuviel Hafer gefressen hat." Hier blinzelte er schlau, und wir lachten zustimmend, obschon viele den Zynismus seiner Worte nicht begriffen. "Jawohl. Es beginnt zu wiehern ... Hütet euch vor den Beinen der amerikanischen Mädchen." Er erhob warnend den Finger. "Wenn ihr mit kapitalistischen Weibern zu tun bekommt, erinnert euch daran, daß ich euch vor ihnen gewarnt habe."

Dann ließ er den scherzenden Ton beiseite und erging sich in ernstlichen Drohungen. Amerika, erklärte er, sei nur vorübergehend ein Alliiertes. Unser bester Schutz sei Enthaltensamkeit und Wachsamkeit. Eines Tages werde diese Schwindelfreundschaft zu Ende sein und die dialektischen Wirklichkeiten würden sich wieder geltend machen. "Lernt aus allem, beobachtet alles — und gebt nichts dafür her."

Als ich nach Hause ging, trug ich in meiner Brusttasche das kleine rote Büchlein, den Sowjetpaß fürs Ausland. Die Umstände machten ihn zum begehrtesten Papier, das man sich vorstellen konnte. Ich berührte ihn immer wieder, um mich zu vergewissern, daß nicht alles ein Traum sei. Zu Hause erwartete mich Irina. Sie sah mir augenblicklich an, daß alles in Ordnung war. Ich wußte, daß sie mit Tränen kämpfte. Sie wußte nichts von

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

meinem großen Geheimnis. Der beste Schutz, die einzige Freundlichkeit, die ich ihr als Dank für ihre Liebe erweisen konnte, bestand darin, daß ich sie über meine Absichten völlig im Dunkeln ließ.

"Es handelt sich um einen kurzfristigen Auftrag", sagte ich heiser. "Ich werde nur einige Monate fort sein, allerhöchstens ein Jahr."

III

Da ich im Innersten des Herzens wußte, daß ich meine Heimat und ihr Volk niemals wieder sehen würde, betrachtete ich sie in diesen Tagen vor meiner Abreise mit vorweggenommenem Heimweh und versuchte ihr Bild meinem Geiste unauslöschlich einzuprägen.

Es gab natürlich Dutzende von Freunden, die ich vor meiner Abreise gerne noch gesehen hätte. Die Schweigepflicht über meine Reise erschwerte mir die Erfüllung dieses Wunsches. Trotzdem wagte ich bei Genosse Mischa und anderen mir nahestehenden Menschen einen Abschiedsbesuch. Ich versuchte, so beiläufig wie möglich Abschied zu nehmen, damit sie meinen Entschluß nicht erraten konnten. Wenn ich meinen Paß zückte, starrten sie mich verwirrt an. Das Land zu verlassen und sich von Stalins "glücklichem Leben" auch nur für eine kurze Zeit zu befreien, gilt als die schwerste und deshalb auch als die beneidenswerteste Errungenschaft.

Einer dieser vertrauten Freunde, dem ich mein kleines rotes Wunder zeigte, war chemischer Spezialist, der in der Regierung einen hohen Posten bekleidete. Er war bei der Generalsäuberung verfolgt und dann "rehabilitiert" worden. Trotz seines "Geständnisses" der Teilnahme an Sabotageprojekten in den Moskauer Blutsgerichten machte er nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis eine rasche Karriere. Jetzt prangten Auszeichnungen für hervorragende Kriegsdienste auf seiner Brust.

Er schüttelte mir herzlich die Hand, vielleicht etwas neidisch, und hielt sie lange kräftig umschlossen. "Gratuliere, Vitja! Du bist auserwählt aus Hunderttausenden! Hätte ich nicht Frau und Kind, ich würde selbst nach einem Vorwand für eine Auslandsreise suchen ... Na, nun wirst du diese merkwürdige Außenwelt zu sehen bekommen, von der wir so wenig wissen dürfen!"

Er hielt kurze Zeit inne und runzelte die Stirn, als versuche er sich zu einem Entschluß durchzuringen. Dann sagte er heftig: "Wir wollen schnell in meine Wohnung fahren. Einen kurzen Abschiedstrunk ... Ich möchte dir dringend etwas sagen ..."

Er redete. Durch meine bevorstehende Abreise in ein fernes Land, hatte er wohl Mut gefaßt. Konnte er seine quälenden Gedanken nicht mehr länger bei sich behalten?

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Welchen Grund er auch immer haben mochte, jedenfalls sagte er mir an jenem Nachmittag Dinge, die kein normaler Russe in meinem Lande laut auszusprechen wagt.

"Vitja, die Narren glauben, daß sie mich mit diesen schillernden Orden gekauft haben. Aber sie täuschen sich. Ich arbeite angestrengt für den Sieg gegen die Deutschen. Ich bin Russe durch und durch. Aber ich habe das Jahr der Foltern weder vergessen, noch verziehen. Ich bin zwar heute im Aufstieg. Sie brauchen kompetente Leute. Selbst ich, der ehemalige Gefangene, gelte als fähiger Mensch. Vielleicht werde ich eines Tages Volkskommissar. Das ist gar nicht ausgeschlossen. Aber ich habe nichts vergessen, nichts! Ich erinnere mich an jede Minute der Qual, an jede Beleidigung, und ich behüte sie wie große Kostbarkeiten für den Tag der Rache. Ich wurde monatelang ununterbrochen gemartert, bis ich jenes faule, lügenhafte Geständnis unterzeichnete. Lange Zeit lag ich in Einzelhaft in dunklen, feuchten Kellern mit großen Ratten. Weißt du, mein Freund, was es heißt, gemartert zu werden? Ich will dir einmal erzählen —"

"Nein, Gregori, nein!" bat ich. "Ich habe es von anderen gehört. Wozu alte Wunden wieder aufreißen?"

"Sie waren nie verheilt, Vitja. Ich habe sie offen gehalten. Ich ließ sie nicht ausheilen. Jeden Tag erhebe ich mich mit einem Fluch auf den Lippen, und jede Nacht gehe ich mit diesem Fluch zu Bett. Hörst du? Ich habe dies noch niemandem gesagt, aber ich kann dieses Grauen nicht länger für mich behalten. Du hast von der Lichtmarter nur gehört, aber ich habe sie durchgemacht. Man sitzt in der Mitte eines Zimmers; starke elektrische Lampen sind auf deine Augen gerichtet, die du nicht schließen darfst. Wenn du einzunicken oder die Augen zu schließen beginnst, hindern dich die Wachen mit Schlägen. Einmal saß ich ohne Schlaf, ohne Nahrung, ohne zu trinken, 72 Stunden lang. Mein Körper schmerzte und meine Augen brannten wie heiße Kohlen. Nach dieser Marter wurde ich wiederum von einem kräftigen, ausgeruhten Sadisten verhört. Oh, sie sind klug, diese *sozialistischen* Henkersknechte. Sie wissen, wie man *freiwillige* Geständnisse erpreßt. Ich bin überzeugt, daß uns Hitlers Gestapo nichts mehr lehren könnte. Hunger, Durst, Hitze, Kälte — sie spielen wunderbare Variationen mit diesen Themen, unsere Paderewskis der Folterkammern. In unserem Gefängnis gab es einen Beamten, der seine Opfer auf das Kreuzverhör nach seiner eigenen Methode vorbereitete: Er ließ ihnen salzige Nahrung, zum Beispiel Heringe, geben und verweigerte ihnen Getränke. Als er sie dann endlich antreten ließ, waren sie bereits halb verrückt vor Durst. Während des Verhörs trank er selbst in großen Zügen kaltes Wasser oder schäumendes Bier, während der gemarterte Gefangene zuschauen mußte. Ich weiß, auf welche Art Geständnisse aus Menschen erpreßt wurden, die vorher 24 Stunden lang an ihren Handgelenken aufgehängt waren. Ich weiß von Fällern, da man einem Gefangenen das Haar mit den Wurzeln ausriß und zudem Stücke seiner Kopfhaut. Ja, sie sind klug, unsere Henkersknechte. Sie wissen, wann Schmerz gut ist und wann langsames, nervenzerrütterndes Martern. Ja, auch mich haben sie geschlagen und nicht



Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

nur einmal, sondern hundertmal. Schließlich kam dann der letzte Greuel. Ich habe dies noch niemanden erzählt, außer meiner Frau. Sie mußte es wissen. Eines Nachts wurde ich in der Folterkammer mit langen, nassen Tüchern gepeitscht. Ich hatte drei Mann gegen mich. Zuerst entkleideten sie mich splitternackt und dann schlugen sie mich übers Gesicht und über die Nieren. Dann wurde ich auf einen Tisch geworfen. Zwei der Schlächter hielten mich nieder und der dritte schwang die nassen Tücher mit aller Kraft über meine Schenkel... über meine Geschlechtsteile. Denk dir die schlimmste Qual aus, die du dir vorstellen kannst, vervielfache sie um eine Million und du kannst dir annähernd ausdenken, was ich durchgemacht habe. Diese Schweine waren kranke, perverse Ungeheuer."

"Nein, Gregori, laß ab", flüsterte ich.

"Viele Tage war ich bewußtlos. Als ich wieder zu mir kam, lag ich im Gefängnisspital. Es war mir alles gleichgültig geworden. Ich fragte mich, warum und auf welche Art ich überhaupt solange ausgehalten hatte. Ich schimpfte mich selbst einen idiotischen Idealisten. Ich unterschrieb alles, was man mir vorlegte, ohne es zu lesen, ohne mich darum zu kümmern. Als sie mich entließen, war ich für meine Frau zu nichts mehr gut ... Und diese Idioten glauben mich nun mit Titeln und Auszeichnungen gekauft zu haben. Sie glauben tatsächlich, ich hätte alles vergessen! Je höher ich im Dienst steige, je näher ich an den Thron des Kremls gelange, umsomehr hasse und verfluche ich sie, und um so mehr dürste ich nach Rache."

In den folgenden Monaten in Amerika mußte ich oft das Geschwätz über die "neue Zivilisation" in Sowjetrußland, über unseren "Sozialismus" und unsere "Wirtschaftsdemokratie" mitanhören. Beim Zuhören dachte ich manchmal an das, was Gregori widerfahren ist. Dann wurde es mir fast übel, und ich mußte rasch an etwas anderes denken, an etwas Angenehmes, um nicht erbrechen zu müssen.

In jenen letzten Tagen in Moskau hatte ich noch eine andere merkwürdige und denkwürdige Begegnung. Unglücklicherweise darf ich keinen Namen nennen. Es genüge, daß er zu den einflußreichsten Kommunisten gehört und Verbindungen mit der Regierungsschicht besitzt. Es genüge, daß ich selbst einmal meine eigene Freiheit aufs Spiel setzte, um die seine zu retten, was er mir nie vergessen hat. Ich wollte eigentlich nicht von ihm Abschied nehmen, aber offenbar erfuhr er von meiner Abreise und unternahm selbst den ersten Schritt. Wir verabredeten, uns gleichsam zufällig in der kleinen Anlage gegenüber dem Bolschoi-Theater am Teatralnyplatz zu treffen.

"Es ist also alles in Ordnung, und du gehst wirklich?" sagte er, als wir uns auf eine Bank im Park setzten. "Gratuliere! Gratuliere!"

"Ich hielt es für besser, nicht von dir Abschied zu nehmen", sagte ich. "Ich wußte, daß du mich durchschauen würdest."

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Aber ich muß mit dir sprechen, Victor Andrejewitsch. Ich weiß, wie es dir zumute ist. Du hast es mir zwar nie wirklich gesagt, aber ich weiß es trotzdem. Deshalb wollte ich dich sehen und warnen. Hier halten wir schon den Mund. Aber im Ausland schwebst du in beständiger Gefahr, deine Gefühle zu verraten. Freiheit wirkt berauschend. Du beginnst dich sicher zu fühlen, und eines schönen Tages wirst du überfließen. Dann plötzlich zitiert man dich nach Hause unter irgendeinem vollkommen legitimen Vorwand, nur zu einer Besprechung vielleicht, und wenn du erst einmal zurück bist — das Ende! Laß dich bitte durch die neue Umgebung nicht in ein falsches Gefühl der Sicherheit wiegen. Erwinnere dich daran, daß du dort von mehr Spionen und mehr Angebern umringt bist, als hier zu Hause. Wenn du dich an diese eine Tatsache hältst, so wirst du heil davonkommen. Unsere ganze Regierung stützt sich auf Spionage und Provokation. Das System ist nicht nur ins Ausland übertragen, sondern dort auch noch verstärkt worden. Es wird beständig verfeinert und vervollkommenet. Unsere Herren wissen, daß wir unsere wirklichen Seelen tief in unserer Brust verwahren, in einem geistigen Schneckenhaus. Sie wollen in dieses innerste Gemach eindringen ... Hier, bei uns zu Hause, ist in jedem Büro jeder fünfte ein Spion, der für die eine oder andere angebliche Kontrollorganisation arbeitet. In Amerika bereits jeder dritte. Und nicht nur Russen. Es stehen viele Amerikaner in unserm Sold, unter anderem auch solche, die nicht bezahlt werden müssen, da sie es um der Sache willen tun. Man wird dir unschuldige Fragen stellen, um dich zu provozieren, offen zu sprechen und anzuklagen. Agenten werden mit dir über Dinge sprechen, die sie in den Zeitungen gelesen oder am Radio gehört haben, nur um dich auszufragen."

"Du scheinst dieses System gut zu kennen, mein Freund, und ich werde vorsichtig sein. Jedenfalls bin ich dir dankbar ..."

"Du wirst beständig von allen Seiten beobachtet werden, Victor Andrejewitsch. Viele werden sich vor dir fürchten und sich fragen, ob du nicht selbst ein Agent bist. Darin liegt die teuflische Weisheit unseres Systems: keiner kennt seinen Bruder. Ich weiß, wie sehr du all dessen überdrüssig bist. Wenn du davonkommen willst, so genügt es nicht, meine Warnung einfach zu verstehen. Du mußt sie in deinem Innersten fühlen..."

Wir nahmen Abschied. Wenn ich später an ihn dachte, so sah ich ihn immer in jener merkwürdigen Szene auf der Bank im Park. Ich sah, wie er sorgfältig seine Mütze tiefer zog und seinen Kopf hinter dem Mantelkragen versteckte, um nicht erkannt zu werden. Dieser Freund ist ein Wunder — ein tief aufrichtiger, warmherziger Russe, der nicht nur die Säuberungen überlebt hat, sondern auch lächelnd und tüchtig unter den Mächtigen sitzt.

Einzig Irina begleitete mich an den Kasan-Bahnhof. Ich tröstete sie und versuchte sie stark zu machen. In meinem Innern weinte ich und wußte, was sie nicht einmal erraten konnte — daß dies unser letztes Beisammensein war. Ich fühlte mich elend. Aber was

sollte ich ihr sagen? Nichts. Es war viel besser, sie in völliger Unwissenheit zu lassen. In meiner Abreise nach Amerika lag keine Freude, nur scharfer Schmerz, ein durchdringender und unaussprechlicher Kummer. Es war nicht mein Fehler, daß ich mein Land verließ. Es war der Fehler einer korrupten und unmenschlichen Regierung. Das einzige, was ich für mein leidendes Volk tun konnte, war, zu fliehen und später zu versuchen, der Welt alles zu sagen, was ich wußte. Dies war ein Befehl meines russischen Erbteils. Dies war die Logik meines ganzen Lebens.

#### IV

Ein grauhaariger, milder Mann mit intelligentem Gesicht und freundlichen Augen teilte mit mir das Eisenbahncoupé. Vorsichtig und auf die skeptische Sowjetart schlossen wir Bekanntschaft. Wir aßen gemeinsam und diskutierten über den Krieg. Ich gehe nach Wladiwostok, sagte ich auf seine freundliche Frage. Seine Antwort auf dieselbe Frage lautete sogar noch unbestimmter — "hinter den Ural", erwiderte er mit nichtssagender Gebärde.

In der Nacht klopfte es an unsere Tür. Ein hübsch herausgeputzter NKVD-Offizier trat ein. Mein Herz klopfte plötzlich unruhig. Trotzdem ich überzeugt war, wirklich die USSR zu verlassen, waren meine Nerven wach und ungläubig.

"Ausweise bitte!" sagte der Offizier höflich.

Aus dem oberen Bett reichte ich ihm meinen Paß. Er prüfte ihn sorgfältig, verglich die Photographie mit dem Original und händigte mir mit einem kurzen Gruß das kleine rote Büchlein wieder aus. Zu meinem Erstaunen reichte ihm auch mein neuer Bekannter einen Auslandpaß. Wir gingen beide ins Ausland, hatten beide gelogen — und fühlten uns nun beide beschämt.

"Sag mir, Victor Andrejewitsch," sagte er, als der Offizier uns verlassen hatte, "warum müssen wir uns belügen? Warum müssen wir einander fürchten? Wir sind doch beide Russen, kennen dieselben Leute und Orte, und doch fürchten wir uns voreinander. Die Politik interessiert mich nicht. Ich bin auf dem Weg in die Mongolei, um Vieh für unser Land einzukaufen und für den Fleischimport zu sorgen, das ist das ganze Geheimnis. Wie traurig, deswegen zu lügen!"

"Ich gehe nach Amerika," sagte ich, "um Metallprodukte für unser Land unter dem Pacht-Leih-Vertrag einzukaufen. Verzeih auch mir meine Lüge! Ich schäme mich."

"Da gibt es nichts zu verzeihen, wir fahren beide im selben Schiff. Ach, dieses andauernde Mißtrauen ... diese kindische Geheimnistuerei ..."

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Der Viehhändler stieg hinter dem Ural um. Sein Platz wurde bald von einem großen Mann in einem Ledermantel und einer dicken Aktenmappe unter dem Arm eingenommen. Er war ein lauter, lärmiger und von sich selbst eingenommener Mensch, der Aufmerksamkeit und augenblicklichen Gehorsam gewöhnt schien. Hinter ihm trat ein junger Mann in militärischem Aufzug ein. Er trug keine Rangabzeichen, aber einen Revolver im Gürtel. Er schleppte das Gepäck des Großen und bemühte sich, es seinem Vorgesetzten bequem zu machen. Dies war ein vertrautes Bild: Ein hoher Regierungsfunktionär mit seinem Lakaien.

Ich erkannte in ihm sofort Genosse Borodin, den früheren Vorsitzenden des Stalingrader Regionalexekutivkomitees. Er zog seinen Mantel aus und zeigte auf seiner Brust das Abzeichen eines Mitglieds des Obersten Sowjet und einen Leninorden. Er war ziemlich rundbäuchig, und seine kleinen Augen blickten schlau aus seinem kalten Gesicht. Seine fleischigen Hände waren peinlichst maniküriert. Genosse Borodin zog demonstrativ einen Revolver aus der Tasche und legte ihn ebenso demonstrativ unter das Kissen. Man konnte an seiner Macht und Bedeutung keinen Zweifel hegen. Dann geruhte er seinen neuen Reisegefährten zu bemerken.

"Habe ich dich nicht schon irgendwo gesehen?" fragte er.

"Ja, Genosse Borodin, im Sownarkom. Ich wohnte einer Anzahl von Konferenzen bei, an denen auch du zugegen warst. Ich heiße Kravchenko, Victor Andrejewitsch Kravchenko."

"Ausgezeichnet, ausgezeichnet. Wohin fährst du?"

"Amerika, Washington."

"Was du nicht sagst! Sehr interessant. Hübsche und starke Teufel, diese Amerikaner. Wir müssen sie gründlich kennenlernen. Gut, daß ihre Industrie uns hilft."

Borodin reiste nach dem Altai-Gebiet in einer offiziellen Mission. Er war per Flugzeug abgefahren, aber durch ein "Husten und Schneuzen im Motor" zu einer Notlandung gezwungen worden und mußte nun mit der Bahn weiterfahren. Glücklicherweise hatte er genügend Nahrung mitgebracht und wollte überdies dafür sorgen, daß der Speisewagen geöffnet werde. Wir hatten zweifellos eine hübsche Reise miteinander. Ob ich Karten spiele? Ob ich gern ein Gläschen mittrinke?

Der uniformierte Diener, den Borodin wie einen Sklaven behandelte, öffnete einen Tornister und packte ein großartiges Essen aus. Ich gab der geschwätzigten Einladung meines Gefährten nach und teilte mit ihm seinen Luxus, bestand aber darauf, auch meine Ration beizusteuern. Zudem richtete der kriecherische Chef des Speisemagens, von Borodins Gegenwart beeindruckt, jede Nacht, nachdem sein Speisewagen für

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

gewöhnliche Speisende verschlossen blieb, festliche Nachtessen für uns und eine Anzahl anderer bedeutender Passagiere, darunter ein General und ein Admiral.

Zwischen den Mahlzeiten versammelten wir uns im einen oder anderen Abteil, wo die einen Karten spielten und die anderen über den Krieg, die Aussicht, die Eigenschaften verschiedener kaukasischer Weine und andere Probleme diskutierten. Wenn wir uns zum Essen niedersetzten, brachte Borodin jedesmal unweigerlich einen feierlichen Trinkspruch auf unseren geliebten Lehrer und Führer dar.

Nur der gelegentliche Anblick hungernder, halbnackter, heimatloser Kinder an den Bahnhöfen verdarb unsere Reise. An einem Bahnhof warf Borodin ein paar gut abgenagte Geflügelknochen aus dem Fenster. Augenblicklich stürzten sich hungernde Kinder auf diese Schätze und kämpften wild um jedes Stück. Borodin blickte finster drein, und seine Augen glichen nur noch schmalen Schlitzern, als er etwas über den schrecklichen Krieg murmelte. Der dickbauchige "Proletarienfürher" war ärgerlich. Trotzdem befahl er seinem Lakaien, den Besprizorni etwas Brot zu geben. Dann zog er die Vorhänge hinunter und beendigte sein Werk am kalten Hühnchen.

Wie wir erfuhren, führte unser Zug bedeutende ausländische Gäste mit — eine britische Gewerkschaftsdelegation unter der Leitung von Walter Citrine. Sie reisten in einem Sonderwagen mit mehreren Sowjetbeamten und Übersetzern, hatten ihre eigene Küche und waren auch sonst gegen den unmittelbaren Kontakt mit der Sowjetwirklichkeit geschützt. Es gab aber leider keine Möglichkeit, die verhungerten Besprizorni und die schlecht gekleideten, hungernden Leute auf den Bahnhöfen zu verstecken. Ich konnte nur hoffen, Sir Walter und seine englischen Mitreisenden gewahrten die bittere Wahrheit dieses tragischen Anblicks.

Beständig fuhren mit Ausrüstung und Waffen beladene Züge nach Westen zu den Kampffronten. "Pacht-Leih!" rief Borodin häufig aus, wenn wieder ein Zug an unsern Fenstern vorbeiratterte. "Wunderbare amerikanische Erfindung!" stimmte ihm der General zu. Je näher wir Wladiwostok kamen, um so größer wurde der Eindruck, den diese amerikanischen Güter auf uns machten. Bald stieg Genosse Borodin aus, und sein Lakai trug ihm stolpernd das Gepäck nach. Der Chef des Speisewagens seufzte erleichtert auf. Ich konnte nicht hören, was er murmelte, aber ich bin sicher, daß meine Vermutung richtig war. Der freie Platz in meinem Abteil wurde von einem anderen Mitglied der Sowjetaristokratie eingenommen; er war ebensogut gefüttert und selbstzufrieden wie sein Vorgänger, aber viel unterwürfiger. Es war der Chef des Regionaldepartementes für Kunst, der auf einer "kulturellen Mission" nach Ulan-Ude in die mongolische Volksrepublik fuhr.

Ich war während der ganzen Fahrt äußerst aufgeregt. Jede Prüfung der Personaldokumente — und sie wurden häufig geprüft — ließ mein Herz vor dummer Beunruhigung laut schlagen. Ich schlief schlecht, und als ich schließlich doch

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

einschlummerte, träumte ich, NKVD-Halunken schleppten mich aus dem Zug. In einem solchen Alpdruck zischte mir jemand ins Ohr: *"Du hast also geglaubt, wir wüßten das nicht... Du hast also geglaubt, wir lassen dich fliehen..."*. Ich blickte um, erkannte Gerschgorin und wachte in Schweiß gebadet auf.

In Wladiwostok stieg ich im Intourist-Hotel ab. Ein Orchester spielte beständig laute Tanzmusik; Wein und Bier flossen reichlich, und weibliche Agenten der NKVD spielten ihre Rollen. Ich besuchte den freien Stadtmarkt, wo Nahrungsmittel zu phantastisch hohen Schwarzmarktpreisen in größerer Menge verkauft wurden, als ich je irgendwo in Rußland gesehen hatte. Ein Großteil der Ware war offenbar amerikanischer Herkunft, zweifellos aus Pacht-Leih-Gütern gestohlen oder von russischen Seeleuten eingeführt. Ich sah, wie ein gewöhnliches Paar Damenschuhe für 3000 Rubel, ein Kilo Schinken für 1200 Rubel verkauft wurden. Kleine Konservenbüchsen mit amerikanischen Aufschriften erzielten 200 Rubel und mehr.

Wladiwostok war voller Leben. Überall sah man Seeleute in Uniform und Zivil, und die Lager barsten unter den Bergen amerikanischer Ausrüstungen und Hilfsmittel. Es herrschte Kriegsbetrieb in der Stadt.

Dann kam der Morgen, da ich zusammen mit anderen, die ebenfalls den pazifischen Ozean überquerten, im Auto zum Zollhaus des Hafens fuhr. Wir wurden einzeln mit unserem Gepäck in ein geschlossenes Zimmer geführt. Drei Tschekisten, der eine in Zivil, die beiden anderen in Uniform, durchsuchten methodisch alle Koffer und Pakete, kehrten die Taschen um, tasteten die Nähte meiner Jacke ab und schüttelten in einigen Fällen Hemden und andere Kleider aus. Dann durchsuchten sie meine Person nicht weniger gründlich. Jede Tasche wurde umgekehrt, jeder Zoll der Nähte und Aufschläge meiner Jacke mit geübten Fingern durchsucht, der Inhalt meiner Briefftasche geprüft, während einer der uniformierten Männer sich die Namen und Telephonnummern meines Notizbuches aufzeichnete.

Ein Umschlag enthielt Photographien verschiedener Familienmitglieder. Aus irgendeinem Grunde erregte er die Neugierde der Spürhunde. Ich wurde über die Identität jeder Person auf jeder Photographie gefragt.

"Und wer ist dieser Offizier?" fragte einer der Beamten und deutete auf ein Bild.

"Mein Bruder Konstantin."

"Wo ist er?"

"An der Kaukasusfront gefallen!"

"Warum nimmst du so viele Photographien mit dir?"

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Dies sind meine Angehörigen. Schließlich werde ich allein sein und fern von ihnen."

"Aber du kehrst doch wieder in die Sowjetunion zurück!"

Mein Herz klopfte laut. Ich schluckte schwer, ehe ich wieder die Sprache fand. Offenbar war seine Bemerkung aber ein Schuß ins Leere gewesen, denn alles ging glatt, und ich konnte passieren. Bald war ich tatsächlich an Bord des Holzfrachtdampfers Komiles, der nach Vancouver in Kanada auslief. Es waren vielleicht etwa zwanzig Passagiere an Bord, Männer und Frauen, die alle in den Vereinigten Staaten arbeiten sollten.

Ich wurde in einer kleinen, aber bequemen Kabine im Offiziersflügel untergebracht und versuchte, meine Gedanken zu ordnen. Vom Deck sah ich, wie der russische Boden langsam verschwand. Mein letzter Blick auf mein leidendes Land, wo Millionen Unglücklicher unter dem Druck einer Regierung stöhnen, deren systematischer und erbarmungsloser Despotismus in der Geschichte wenig Vorgänger hat. Zur Schande einer allumfassenden Sklaverei gesellten sich nun noch die Greuel des Krieges. Nirgends in der Welt gab es eine so schreckliche Anhäufung elender Leiden und politischer Tyrannei; nirgends war das Elend so zynisch mit "fortschrittlichen" Schlagworten getarnt. Ich konnte nicht lange auf Deck bleiben. Düstere Gedanken und Gefühle überwältigten mich. Innerlich bekümmert nahm ich von meinen Freunden, meiner Familie und meiner Vergangenheit Abschied. Völlig niedergeschlagen ging ich in meine Kabine, um mit meinen Gedanken allein zu sein.

Der Entschluß zur Flucht und zur Suche jener Freiheit, die es mir erlaubte, die bittere Wahrheit über Rußlands Leiden und politische Sklaverei zu sagen und für die Freiheit meines Volkes zu kämpfen, war in den Tiefen meines Wesens so mählich herangereift, daß ich selbst nicht wußte, in welchem Augenblick er zuerst Gestalt angenommen hatte. Aber seit Jahren schon hatte er sich in einen bewußten Plan gewandelt, und ich wartete auf den günstigen Augenblick. Und doch war ich jetzt, da dieser Augenblick endlich gekommen war, tief bekümmert. Der Bruch mit der Vergangenheit wurde mir deutlich bewußt, und es war, als würde ich meinem eigenen Begräbnis beiwohnen. In diesem Augenblick liebte ich mein Land und mein Volk mit einer fast untragbaren Leidenschaft.

Die Szenen meiner Kindheit, meiner Jugend und meines reifen Lebens, Stunden des Glücks und Stunden des Schmerzes, bereiteten mir in dieser Stunde der letzten Trennung größere Qual als die leidvollen Erlebnisse der durchlittenen Erniedrigung. Ich dachte an meine Erfahrungen der ersten Hungersnot, der Kollektivierung, anlässlich der zweiten (diesmal künstlich) herbeigeführten Hungersnot<sup>68</sup>, an die Säuberungen, den

---

<sup>68</sup> im Original: "in the second and manmade famine" (London 1947, S. 452)

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Hunger, die Kälte und die Folternächte in Nikopol. Ich dachte an die über ganz Rußland zerstreuten Konzentrationslager und an Dutzende, ja Hunderte von nahen Freunden, die in Gefängnissen und Zwangsarbeitslagern schmachteten.

Wo war meine sanfte Mutter? Wo mein unbeugsamer Vater, der allezeit seiner angestammten Freiheitsvision die Treue bewahrt hatte? Ob sie wohl beide die deutsche Gefangenschaft überleben würden? Brachte ihnen mein Entschluß neue Leiden? Wird man Irina wegen meiner Handlung strafen? Ob sie mir verzeiht, daß ich ihr von meinen Plänen nichts mitgeteilt habe? Was wird wohl mein Bruder Eugen, der sich von der Politik völlig fern hält, von meiner Flucht denken?

Meine Freunde, meine Lieben, lebende und tote, werdet ihr verstehen, warum ich euch verließ? Versteht ihr, daß ich euch verlassen muß, um euch näherzukommen und um über euch und für euch zu einer Welt sprechen zu können, die durch die Propaganda betäubt und durch Trugschlüsse geblendet wird?

Auf unserer Fahrt unter der Sowjetflagge befand ich mich, rechtlich gesehen, noch immer auf Sowjetboden. Das unvernünftige Unbehagen quälte mich immer noch und störte meinen Schlaf. Ein Telegramm, ein unbedachtes Wort in Gegenwart von Spionen, die zweifellos auch auf diesem kleinen Handelsschiff unter uns weilten, hätte genügt, um alle meine leidenschaftlichen Hoffnungen und Pläne zu zerstören.

Wir fuhren an den Küsten Japans vorbei. Aufmerksam beobachteten wir zwei japanische Zerstörer, und am folgenden Tag ein japanisches Flugzeug, das uns umkreiste. Mehrere Tage später sahen wir am Horizont Land und erfuhren, daß es sich um eine Insel in amerikanischem Besitz handelte. Der erste Anblick amerikanischen Landes verursachte bei Mannschaft und Passagieren große Aufregung. Als wir uns der Insel näherten, sah ich über ein paar neuen Häusern eine amerikanische Fahne flattern.

Ein Motorboot legte an. Zwei amerikanische Offiziere kamen an Bord und zogen sich in die Kabine des Kapitäns zurück. Drei Matrosen blieben im Boot, und wir alle versammelten uns an der Reeling, um zum erstenmal diese kapitalistischen "Klassenfeinde" zu sehen, vor denen wir so sorgfältig gewarnt worden waren. Diese groß gewachsenen, gebräunten und lachenden jungen Männer paßten gar nicht zu ihrer kapitalistischen Halunkenrolle. Mehrere Mädchen unserer Gesellschaft waren Dolmetscherinnen, und wir begannen sofort eine Unterhaltung.

Diese Amerikaner wußten nichts von der schlimmen Rolle, die sie in den Augen der Sowjets spielen und stellten keine einzige politische Frage. Es war klar, daß sie sich nur für die russischen Mädchen interessierten, und dies auf eine sehr unpolitische Art. Jemand setzte eine Grammophonplatte auf und spielte für die drei Matrosen drunten im



Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Boot russische Lieder. Einer bat uns, Otschi Tschorniye<sup>69</sup> zu singen, aber leider hatten wir keine Sänger unter uns.

Nach der Abfahrt des Motorbootes diskutierten wir diese ersten Exemplare von Amerikanern. Jedermann war lyrisch begeistert — ihr Aussehen, ihre Freundlichkeit und ihr Humor gingen uns nahe. Sogleich kühlte ein fanatischer Kommunist (in jeder Gruppe von Sowjetleuten gibt es mindestens einen solchen) unsere Begeisterung mit kaltem Wasser.

"Sollten wir nicht lieber unsere Begeisterung etwas dämpfen, Genossen?" sagte er mit einer festen, befehlenden Stimme. "Denkt daran, daß diese netten und süßen Jungen die Kinder und Lakaien einer feindlichen, kapitalistischen Welt sind!"

Seine Worte versetzten uns wieder in die Wirklichkeit zurück. Einige von uns schämten sich, so rasch den Versuchungen erlegen zu sein, vor denen wir doch ausdrücklich gewarnt worden waren.

Am neunzehnten Tage kam Kanada in Sicht. Ein kanadischer Zollinspektor kam an Bord und begrüßte uns in einem zwar zweifelhaften Russisch, aber mit unzweifelhafter Freundlichkeit. Bald fuhren wir in den Hafen von Vancouver ein. Wir dockten innert knapp zwanzig Minuten und ohne jede Störung. Die kanadischen Zollbeamten kamen an Bord, zwei Zivilisten und ein Marineoffizier. Wir stellten uns bereit, zeigten unsere Pässe, die nur oberflächlich geprüft und uns dann wieder ausgehändigt wurden. Niemand durchsuchte unsere Koffer, niemand kehrte unsere Taschen um, und niemand prüfte unsere Rockaufschläge nach geheimen Schriftstücken. Das Unglaublichste von allem: Niemand richtete an uns überhaupt eine Frage. Kurz, wir bemerkten nichts von der Furcht vor Sowjetbürgern, die wir vorschriftsgemäß erwartet hatten und nichts, das unsere anbefohlene "Wachsamkeit" gerechtfertigt hätte.

In weniger als einer Stunde waren wir fertig und durften frei an Land gehen! Selbst die ergebensten Kommunisten unter uns (auch der Genosse, der unsere Bewunderung für die amerikanischen Matrosen gedämpft hatte) waren erstaunt und im Grunde ihres Herzens enttäuscht — sie kamen sich vor wie Leute, die sich an einem strahlend schönen Tag mit Regenschirmen, Gummischuhen und Regenmänteln bewaffnet haben. Wo blieb die kapitalistische Klassenfeindschaft? Waren diese Leute naiv oder — welch schrecklicher Gedanke! — verachteten sie gar die Bazillenträger der Revolution? Es kam uns unwirklich, unglaublich und beinahe ungerecht vor, so unbehindert an der kanadischen Küste abgesetzt zu werden und überdies noch in Kriegszeiten!

Der Sowjetkonsul von San Francisco, Genosse Lomakin, versammelte uns im Salon und hielt uns eine langweilige und wenig überzeugende Vorlesung über die Gefahren

---

<sup>69</sup> <https://youtu.be/kptyESLwJOE>

## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

des kapitalistischen Dschungels. Der arme Kerl erfüllte ja nur seine Pflicht. Dann wurden wir uns selbst überlassen. Nur zwei Wachen standen am Ausgang, eine russische und eine kanadische.

Ich zögerte einige Augenblicke, bevor ich in die Stadt Vancouver ging. Mit tiefem Ernst erfaßte ich die Bedeutung dieses Augenblicks. Zum erstenmal in meinen achtunddreißig Jahren war ich frei von den Fesseln meiner heimatlichen russischen Welt. Zum erstenmal in meinen reifen Jahren befand ich mich, so schien es mir wenigstens, außerhalb der Reichweite Stalins und seiner Geheimpolizei.

(27) **Stalins Untergebene im Ausland**

*Einkaufen in Vancouver – Im Zug nach Washington (19.8.43) – Organisation in der Sowjeteinkaufskommission in Washington – Kontakte mit Amerikanern und die Gefahren – Rigide Kontrolle und Bespitzelung, verdeckte NKVD-Präsenz – Durchgängig einseitige Wahrnehmung der Sowjetunion bei Amerikanern: grundlegende Kritik Kravchenkos an den irrationalen amerikanischen Vorstellungen über das "Sowjetwunder" (entsprechende Autoren: Henry A. Wallace, Wendell Wilkie: EINE WELT, Joseph E. Davis: MISSION TO MOSKAU)*

I

Vancouver. Mein Kopf dröhnte. Meine Gedanken hüpfen. Ich war frei! Wer war es doch, der einmal gesagt hat, nur ein Sklave könne die Freiheit würdigen? Während ich mit einer Gruppe meiner Schiffsgenossen durch die Hauptstraße schritt, schien es mir, als hätte ich noch nie zuvor so viele entspannte, furchtlose und glückliche Leute an einem Ort und zur selben Zeit beisammen gesehen.

Am meisten erstaunten uns die Schaufenster. Welch ein Überfluß an Kleidern, Eßwaren und Gebrauchsgegenständen! Wir waren wie Kinder in einem Zirkus: Wir sperrten Mund und Augen auf und bestaunten Dinge, die einem Erwachsenen Selbstverständlichkeiten sind. Das ist ja, als sei der Traum des sozialistischen Überflusses verwirklicht worden, wiederholte ich immer wieder für mich. Das sind die Dinge, die man uns nach den endlosen Ketten von Fünfjahresplänen für eine ferne Zukunft versprochen hat! Aber auch ein Groll zuckte durch meine Gedanken: Dieses Volk, unsere Verbündeten, schien von den Grauen und Opfern des Krieges, die mein unglückliches Land überfluteten, wenig zu wissen.

Wir gingen in die Geschäfte, um einige Einkäufe zu machen: Für die meisten von uns die ersten "kapitalistischen" Einkäufe. Konnten wir all das Brot, all die Hemden, alle Schokolade und überhaupt alles, was wir wollten, wirklich kaufen? Das grenzte ans Wunderbare. Die Preise schienen uns lächerlich niedrig. Unsere Mädchen unterhielten sich in ekstatischen Tönen über ein Kleid in einem Schaufenster. In Moskau oder Wladiwostok hätten sie, vorausgesetzt, es wäre in Kriegszeiten etwas so Elegantes und Hübsches überhaupt zu finden gewesen, gern 2000 oder 3000 Rubel dafür bezahlt: Etwa acht oder zehn Monatsgehälter oder die Ersparnisse mehrerer Jahre. In Vancouver kostete es 14,98 Dollar...

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Wir beschlossen, in einen Schuhladen zu gehen. Freundlich wurden wir empfangen und höflich zu bequemen Stühlen geführt. "Dieser Hurensohn weiß, daß wir Ausländer sind," murrte ein Misanthrop in unserer Mitte, "und nun gibt er groß an." Wir waren aber nicht überzeugt, da auch die Kanadier mit der gleichen höflichen Achtung behandelt wurden. Der Verkäufer war so modisch gekleidet wie ein kapitalistischer Schurke in einem Sowjetpropagandafilm. Er brachte viele Schuhe verschiedener Formen, verschiedenen Materials, ein ganzes Schuhmuseum. Er war über unsere Verwunderung erstaunt und konnte sich das Entzücken der russischen Mädchen nicht recht erklären.

Mein soziologisches Interesse erwachte.

"Sind Sie der Besitzer dieses Geschäftes?" fragte ich ihn durch eine Dolmetscherin.

"O nein, ich bin hier nur Verkäufer", lachte er.

"Dürfen wir Sie fragen, wieviel Sie monatlich verdienen?"

"Natürlich. Das hängt vom Umsatz ab. Etwa 150 Dollar schätzungsweise."

"Hundertundfünfzig Dollar!" Der Misanthrop vergaß sich und rief dies auf Russisch aus. Gleich uns, verwandelte er diese Summe in Schuhpaare zu den eben genannten Preisen. "Dieser Teufelskerl kann sich mit seinem Monatsgehalt dreißig Paar Schuhe kaufen."

Dann beschlossen wir, ein Kurzwarengeschäft zu betreten. Hemden, Krawatten, Taschentücher, Pullover, Mäntel und ganze Berge von allem und jedem zu bescheidenen Preisen. Es kam uns merkwürdig vor, daß der Laden nicht von fanatischen Käufern gestürmt und im Nu geleert wurde.

Diese phantastischen Kapitalisten gaben einem nicht nur alles, was das Herz begehrte, sondern packten es überdies noch ein und dankten dafür, daß man es mitnahm! Beladen mit Paketen betraten wir ein Restaurant. Nach unserem besten Wissen und Gewissen wurden wir von niemandem verfolgt. Sofern wir uns nicht gegenseitig anzeigten, brauchte keine Menschenseele zu wissen, wo wir gewesen, was wir getan und was wir gesagt hatten. Die vorgetzten Speisen vollendeten das Bild des Überflusses.

Durch die aufgeregte Truppe plaudernder Russen angelockt, kam ein älterer, tadellos gekleideter Mann, eine lange Zigarre rauchend, auf uns zu und stellte sich vor. Er war der Besitzer des Restaurants. "Ihr Burschen macht den Deutschen das Leben zur Hölle!" erklärte er und gab uns der Reihe nach einzeln die Hand. "Ich sag euch, Rußland wird den Krieg gewinnen, und eure Alliierten sollten dafür verdammt dankbar sein."

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Ja, es ist notwendig, die Diktatur Hitlers zu vernichten", antwortete einer von uns.

"Sie haben recht!" sagte der Besitzer. "Ich bewundere alle Russen aus dem Grunde meines Herzens, obschon ich natürlich mit dem Kommunismus nicht einverstanden bin. Schließlich hat Mr. Stalin auch eine Diktatur eingeführt."

Frostiges Schweigen. Der Misanthrop blickte mich langsam und bedeutungsvoll an. "Da hast du's!" sagte er auf Russisch. "Ein Faschist, der sich freundlich gibt, aber im Grunde unser Land haßt."

Schon wollte ich die Bemerkung unseres Gastgebers verteidigen, als ich eben noch an mich halten konnte. Ich war ja noch immer unter Sowjetbürgern und meine Freiheit noch immer gefesselt.

Wieder auf dem Schiff, verglichen wir unsere Eindrücke und Einkäufe. Wir sprachen bis spät in die Nacht über die Wunder dieser reichen Welt, die der Wirklichkeit des Krieges so fern stand. Wir sagten einander natürlich zur politischen Sicherung, dies alles sei bloß oberflächliche Täuschung, unter der die Greuelthaten, die Ausbeutung, die Degeneriertheit und die zukünftigen Krisen lauerten, wie es von unserer stalinistischen Weltanschauung verheißen wurde. Vielleicht dachten wir auch, die Warnungen vor den kapitalistischen Fleischtopfen seien schließlich doch nicht übertrieben.

Einige Tage später bestiegen wir einen Zug. Ich durchschritt alle Wagen, um die Leute zu beobachten. Selbst in der dritten Klasse schienen meinen Sowjetaugen die Passagiere gut gekleidet. Ich sah Männer und Frauen, die offenbar nur Bauern, Angestellte oder Arbeiter waren; aber sie trugen alle gute Lederschuhe und warme, solide Kleider. Ein solcher Reichtum kam mir ein wenig unwirklich und extravagant vor.

Am folgenden Tag betrat ein uniformierter Amerikaner in Begleitung eines Zivilisten unseren Wagen. Er blickte in unsere Pässe, prüfte sie oberflächlich, ohne eine Spur von Verdächtigung und gab sie uns wieder lächelnd zurück. Wir wußten, daß der Zivilist Zollinspektor war und hatten alle unsere Koffer weit geöffnet. Er warf nachlässig einen Blick in den einen oder anderen, eine reine Formsache und sagte dann: "In Ordnung. Gut! Schließt sie nur wieder zu!"

Wir waren durch diese merkwürdige Sorglosigkeit geradezu in Verlegenheit geraten und wunderten uns, wo da wohl die Falle stecken mochte. Persönliche Freiheit ist etwas wert. Aber deutete nicht dieser Mangel an Wachsamkeit auf Anarchie und Chaos hin? Die beiden Männer hielten sich einige Minuten bei uns auf, weil sie sich freuten, Russen zu treffen. Dann wünschten sie uns viel Glück und gingen lächelnd hinaus. Irgendwie hatte ich mir vorgestellt, die Einreise in die Vereinigten Staaten sei ein

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

langwieriger Vorgang mit vielen ausgedehnten Inspektionen und vielleicht sogar Verhören hinter verschlossenen Türen.

Wir hatten in einer Stadt namens Buffalo einen kurzen Aufenthalt, den wir natürlich dazu benützten, uns die Stadt anzusehen. Ich erinnerte mich, das Wort Buffalo auf Maschinen in russischen Fabriken gelesen zu haben, und fühlte mich durch die großen Gebäude, die Sauberkeit und die Ordnung des Ortes angezogen. Ein paar Buffaloamerikaner hielten an, um mit uns zu sprechen, aber zu unserem Erstaunen stellte kein einziger eine politische oder wirtschaftliche Frage. Wir brauchten wohl lange Zeit, um diese Menschen kennen zu lernen, die sich gegenüber Politik und Ideologie so gleichgültig verhielten.

Die Reise nach Washington war für mich voller Aufregung. Fieberhafte Neugierde gegenüber dem neuen Land hatte mich erfaßt, und ich starrte verwundert auf jede neue Stadt, auf die breiten asphaltierten Straßen und auf die amerikanischen Bauern auf ihren Feldern, die so anders waren als die unsern. Die offene und ungezwungene Art, in welcher Männer und Frauen das Gespräch eröffneten, die fast kindliche Offenheit und Naivität, in der sie Fragen stellten und Fragen beantworteten, rührte mich. Aus den Romanen von Dreiser und Steinbeck war ich auf schreckliches Elend und tiefe Bitterkeit gefaßt, von der ich bis jetzt keine Spur zu sehen bekam. Später erfuhr ich dann, daß auch die Amerikaner ihren Anteil an Elend und Ungerechtigkeit besitzen. Aber ein Russe, der eben aus dem "sozialistischen" Lande kam, konnte Steinbecks Unwille kaum teilen; seine Joads waren nicht schlimmer dran als die meisten unserer Bauern.

Am 19. August 1943 fuhr ich in die Hauptstadt der Vereinigten Staaten ein und wurde am Bahnhof von einem Vertreter der Sowjeteinkaufskommission empfangen. Man hatte mir bereits ein Zimmer bei einer amerikanischen Familie gemietet. Es war sauber, sonnig, bequem, mit einem eigenen Bad, und meine Gastgeber schienen aufrichtig erfreut, unter ihrem Dach einen Ausländer zu beherbergen — einen jener "wunderbaren Russen". Sie fragten mich nicht nach "Dokumenten" und hatten es offenbar nicht nötig, mich bei einem Hauskomitee anzumelden. Einem gedrillten Gewissen kam diese Nachlässigkeit ziemlich unordentlich, wenn nicht geradezu sündhaft vor. Mit der Zeit erfanden diese Familie und ich eine Art eigener Sprache, die aus Zeichen und verstümmelten Worten bestand, aber für unseren oberflächlichen, gesellschaftlichen Verkehr genügte. Sie achteten mich aus freien Stücken als einen Experten des Krieges und aller ausländischen Dinge, speziell der russischen, und benahmen sich, als sei jeder militärische Sieg Sowjetrußlands mir persönlich zuzuschreiben.

Am folgenden Morgen meldete ich mich zur Arbeit. Das Innere unseres Washingtoner Hauptquartiers an der 16. Straße roch bemerkenswert sowjetisch. Es

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

schien vom amerikanischen Geist hermetisch abgeschlossen zu sein. Obschon die amerikanischen Angestellten der niedrigsten Stellungen — Schreiber, Stenographen, Portiers und Boten — frei miteinander plauderten, lastete auf dem Ort doch eine echt sowjetische Atmosphäre. Man verspürte ein verstohlenes, gequältes, beinahe verschwörerisches Etwas, das nur sowjetrussisch sein konnte.

Genosse Serow war ein hübscher, eindrucklicher Mann, groß, dunkel, kräftig gebaut und sah in seinen neuen amerikanischen Kleidern vertrauenerweckend aus. Er empfing mich kühl, ein wenig vorsichtig, wie es einem wachsamem Bürokraten ansteht. Ich übergab ihm den Ausweis, der meine Parteimitgliedschaft andeutete.

"Nummer?" schnauzte er.

Ich wiederholte sie zungenfertig — 2486475. Für einen Kommunisten ist das Vergessen seiner Mitgliedsnummer eine Art Majestätsbeleidigung, ein Anzeichen schwindenden Glaubens. Ein paar weitere Fragen überzeugten ihn, ich sei tatsächlich jener Kravchenko, der seiner Fürsorge unterstellt war, was ihm ein Lächeln abnötigte. Er ließ sich herbei, mich über meine Reise auszufragen und ein bißchen über Moskau zu plaudern. Aber die ganze Zeit über studierte er mich mit einem kleinlichen und durchdringenden Blick.

Als unmittelbarer Bevollmächtigter des Zentralkomitees der Partei war Serow der höchste kommunistische Gesandte in den Vereinigten Staaten. Er hatte keinen Umgang mit Amerikanern. Er nahm wenig Anteil an den russischamerikanischen Geschäften. Nach dem offiziellen Bericht galt er einfach als Mitglied der Kommission. In Tat und Wahrheit aber war er der mächtigste Sowjetagent in Amerika. Sein Wort war für jedermann, vom geringsten Sowjetangestellten bis hinauf zu den bedeutendsten militärischen, wirtschaftlichen und anderen Vertretern Gesetz! Serow war die Stimme der Partei, das heißt, der wirklichen Regierung in der USSR, während sogar der Gesandte nur das Kommissariat für Außenhandel repräsentiert. Für alle Sowjetbürger, die hier wohnten, war er der Stalin Amerikas.

Er leierte mir die langweilige und vertraute Vorlesung über die vor mir liegenden Gefahren und Pflichten herunter und über die Größe des von der Partei in mich gesetzten Vertrauens. Irgendwie langweilte mich dieser trockene Stoff weniger als früher. Ich konnte es mir nun leisten, innerlich darüber zu lachen: Das geheime Wissen, daß ich bald das totalitäre Joch abschütteln werde, machte mich für die Beleidigungen dieser Befehle und die versteckten Drohungen unempfindlich. Ich hatte sogar die Stirne, unter dem Vorwand meiner Müdigkeit, die Bitte abzuschlagen, ihm an diesem Abend bei einer Versammlung über die Lebensbedingungen im Heimatland Bericht zu erstatten. Was konnte ich bei dieser Versammlung schon sagen außer den offiziellen Lügen?

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Mein unmittelbarer Vorgesetzter, teilte mir Genosse Serow mit, heiße Alexander Rastartschuk, und ich sei einer von etwa zehn metallurgischen Spezialisten in der von ihm geleiteten Metallabteilung. Zehn Millionen Dollar in Metallwaren sollten unter dem Pacht-Leih-Vertrag nach Sowjetrußland eingeschifft werden, und es war meine Pflicht, einen Teil dieses Materials zu prüfen, die Eignung zu unseren Zwecken zu bestätigen und Materialien von unermeßlichem Wert auszuwählen oder zurückzuweisen. Ich sei für alles durch meine Hände gehende Material voll verantwortlich.

II

In allen Absichten und Zwecken bildete unsere Kommission ein Stück reinsten Totalitärstaates, das sich vom Ufer des Moskauerflusses losgelöst hatte und heil an die Gestade des Potomac versetzt worden war. In Washington, direkt im Herzen der größten Demokratie der Welt, lebten Hunderte von Männern und Frauen das streng überwachte Leben der Bürger der größten Diktatur der Welt. Obschon wir unter freien Menschen lebten und arbeiteten, blieben wir dennoch die terrorisierten Untergebenen eines Polizeistaates. Wir hatten keinen Anteil an der Redefreiheit, Pressefreiheit, Glaubensfreiheit und der Freiheit vor Furcht unserer amerikanischen Nachbarn, ausgenommen im geheimen und auf die Gefahr schwerer Bestrafung.

Was wir dachten, was wir lasen, wen wir zu treffen wagten, alles war bis ins letzte vorgeschrieben und überwacht, als befänden wir uns immer noch in der Sowjetunion. Jedes Wort und jede Handlung wurde einer sorgfältigen Spionagetechnik unterworfen. Wir hatten ein Parteikomitee, Parteizellen, ein Sonder- oder Geheimdepartement — die ganze Ausrüstung der politischen Einschüchterung und NKVD-Bewachung, unter der wir schon zu Hause gelitten hatten. Auch hier gab es geheimnisvolle Sicherheitsschranke, die mit Informationen und böswilligen Verleumdungen über einen jeden von uns angefüllt waren. Was aber in der USSR als natürlich und beinahe unvermeidlich erschien, streifte hier oft das Groteske und nahm sich vor dem amerikanischen Hintergrunde besonders häßlich aus.

Bei rein geschäftlichen und technischen Konferenzen führte General Belajew — später sein Nachfolger General Rudenko — den Vorsitz. Aber bei den Versammlungen des Parteibüros der Kommission, wo die wirklich lebenswichtige Politik diskutiert wurde, saß Genosse Serow im Stuhl des Vorsitzenden. Gelegentlich mochte auch eine Versammlung, der nur Kommunisten beiwohnten, unter dem Befehl des Generals beginnen, der dann, wenn der geschäftliche Teil zu Ende war, seinen Sitz oben am Tisch an Genosse Serow übergab. Dann waren die Türen unweigerlich geschlossen, damit die Parteiversammlung beginnen konnte.

Dasselbe autoritäre System herrschte in jeder Abteilung der Organisation. Genosse Rastartschuk leitete die technischen Konferenzen unserer Metallabteilung, aber der Zellensekretär Markow übernahm den Vorsitz — und Rastartschuk wurde abgesetzt —,



Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

wenn Parteifragen auf der Traktandenliste standen. Wer nicht dieses Bild einer Diktatur mit einer einzigen Partei sehen kann, wie sie hinter der Fassade der Regierung alle Fäden in Händen hält, der hat vom Wesen des modernen totalitären Staates noch überhaupt nichts begriffen!

Mein Gehalt belief sich auf etwa 300 Dollar monatlich. Da ich aber oftmals reiste und große Reiseauslagen hatte, erhielt ich noch eine Extrabesoldung für Vergnügungen, wenn die Geschäftsstrategie sie erforderte. Deshalb war mein wirkliches Einkommen tatsächlich größer. Die ärgerlichste Behinderung war von allem Anfang an das Verbot, mit den Amerikanern Beziehungen anzuknüpfen. Die Leute, unter denen ich jetzt lebte, interessierten mich. Sie schienen mir so vollkommen verschieden von den Russen und deshalb auch von den Europäern — nicht nur eine andere Rasse, sondern beinahe eine andere Gattung. Aber es war uns streng verboten, mit ihnen freundschaftliche Beziehungen zu unterhalten, außer zu bestimmten Geschäftszwecken. Hatten wir eine amerikanische Bekanntschaft geschlossen, so mußten wir darüber einen eingehenden Bericht erstatten, der nicht nur die Identität des Betreffenden, sondern auch unseren Eindruck seiner politischen Stimmung und seiner Gefühle gegen Sowjetrußland enthalten mußte. Ob wir die Bekanntschaft weiterführen durften, hing von den höheren Beamten ab. Sie hatten zu entscheiden, ob diese Beziehung "erwünscht" sei oder nicht.

Ich traf jedoch unvermeidlich Dutzende von Leuten in den Washingtoner Geschäftskreisen und auch unter den paar Angestellten der Kommission, die mit dem riesigen Pacht-Leih-Unternehmen in Beziehung standen. Ihre Herzlichkeit, ihre Bereitschaft, mir alles zu zeigen, und ihr freies Gespräch brachten mich immer wieder in Verlegenheit. Einem Sowjetbeamten, der lange mit Intrigen zu kämpfen hatte und von Furcht gepeinigt war, schienen die Aufrichtigkeit und der fehlende Argwohn der Amerikaner beinahe kindisch.

Die Gefahren des Zusammentreffens mit Amerikanern stiegen noch erheblich, wenn sie zufällig russischen Ursprungs oder russischer Herkunft waren. In diesem Falle bestand immer die Gefahr ihrer Mitgliedschaft bei einer antistalinistischen Bewegung. Gleichzeitig aber war die Versuchung, mit Exrussen Bekanntschaft zu schließen, am größten, sei es auch nur der gemeinsamen Sprache wegen.

Die Welle der Russenfreundlichkeit, die nach den Triumphen der Roten Armee Amerika überflutete, war für uns Sowjetbürger eine ständige Gefahrenquelle. Die Amerikaner wollten ihren guten Willen und ihre Freude zeigen. Sie luden uns immer wieder zu sich nach Hause und in ihre Klubs ein oder wollten rasch mit uns in einer Bar etwas trinken. Es war nicht immer leicht, ihrer gutgemeinten Gastfreundlichkeit zu entgehen. Wenn wir einer hartnäckigen Einladung nachgaben, befanden wir uns bereits in Schwierigkeiten. Wir schützten uns immer dadurch, daß wir diese Begebenheiten meldeten.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Eine ältere amerikanische Dame, die eine sehr bescheidene Stellung in der Kommission innehatte, bat mich mehrmals, ihr einen Besuch abzustatten. Da sie wußte, daß ich hier ohne Familie lebte, erwachte ihr mütterliches Gefühl. Unter dem einen oder anderen Vorwand vermied ich ihre Freundlichkeit. Eines Abends wollte es mein Pech, daß ich sie auf der Straße traf. Zufällig befanden wir uns ganz in der Nähe ihres Hauses, und sie erwartete den Besuch mehrerer Freunde. Ohne sie zu beleidigen, konnte ich ihre Einladung zu einer Tasse Kaffee nicht abschlagen. Ich blieb etwa eine Stunde in ihrem Hause. Andere Gäste kamen, und wir plauderten ein wenig.

Noch Wochen später war ich darüber beunruhigt. Jedesmal wenn ich in die Gemächer des Parteisekretärs gerufen wurde, klopfte mein Herz. Wie, wenn jemand mich gesehen und angezeigt hatte? Wie, wenn die Dame selbst in ihrer Unschuld diese schreckliche Wahrheit den falschen Leuten ausgeplaudert hatte? Unsere amerikanischen Mitarbeiter waren sich zum größten Teil des Druckes nicht bewußt, unter dem wir Russen arbeiteten.

Das Tabu der Amerikaner galt natürlich nicht gegenüber jenen, die wir aus geschäftlichen oder politischen Gründen sprechen mußten. In diesem Falle wurden wir im Gegenteil mit besonderen Mitteln für Vergnügungen ausgerüstet und ermutigt, generös und sogar großartig aufzutreten. Wir mußten beweisen, daß wir "Weltmänner" seien, Vertreter einer reichen, mächtigen und freigebigen Nation.

Wir gaben jenen Amerikanern, deren guter Wille uns nützlich sein konnte, wertvolle Geschenke und kostbare Pelze. Der Empfänger mag dies als persönliche und spontane Geste aufgefaßt haben, aber in jedem einzelnen Falle handelte es sich um eine amtliche Überprüfung und Entscheidung. Die Kontrolle unserer Beziehungen zu Amerikanern wurde soweit getrieben, daß sogar Neujahrskarten amerikanischen Beamten und Geschäftsfreunden nur dann geschickt werden durften, wenn wir die Einwilligung der zuständigen Behörden erhalten hatten. Wir mußten alle eine Liste jener Namen aufstellen, denen wir nach amerikanischem Brauch Karten schicken wollten. Ebenso den genauen Text dieser Grüße. Listen und Texte wurden geprüft und uns dann mit der formellen Bewilligung wieder zugestellt. Um sich jedoch zu vergewissern, daß wir die Vorschriften nicht verletzen, trug die Kommission die Karten selbst auf die Post.

Auch der Einsatz von Sex Appeal war erlaubt, um Informationen zu erlangen oder auf die geheime Spur irgendeines Geschäftes zu kommen. Einmal wurde ich vor einen der oberen Kommissionsbeamten gerufen. Er erklärte mir ein "Problem", mit dem er sich beschäftigte. Es war wichtig, eine gewisse Sache im Kriegsproduktionsausschuß zu beschleunigen, und die Schlüsselperson im betreffenden Büro war eine junge Frau. "Du mußt diese Frau einladen, Victor Andrejewitsch", sagte er, "und Freundschaft mit ihr schließen. Führe sie in Nachtlokale, kauf ihr Geschenke und spiele den Liebhaber. Der Rest ist einfach, davon bin ich überzeugt."

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Er war entrüstet, als ich mich kategorisch weigerte, die Rolle des Verführers zu übernehmen. Ich schützte Mangel an Begabung für diese Aufgabe vor und die Schwierigkeit meines unzulänglichen Englisch und konnte mich schließlich dieser unerfreulichen Aufgabe entziehen.

Nach ein oder zwei Wochen Abwesenheit, vor allem in Begleitung amerikanischer Techniker und Geschäftsleute, erschien mir das Leben der Kommission immer wieder doppelt drückend. Mir war, als kehre ich nach einem Urlaub ins Gefängnis zurück. Mein Leben war wieder beherrscht von den drückenden Gefängnisvorschriften, unter denen so viele anständige Russen in der Kommission litten. Wir totalitären Untergebenen im Ausland sahen uns genau wie in der USSR gezwungen, unsere Gedanken für uns zu behalten und durften die kleine Ecke unserer wahren Überzeugung nur selten jenen wenigen offenbaren, denen wir vertrauen konnten. Bei einem solchen Vertrauen blieb aber stets eine schwere Ungewißheit zurück. Wir gaben vor, für die Freiheiten der Amerikaner blind zu sein. Bewunderung oder auch nur Toleranz für den amerikanischen Lebensstil wäre politischer Selbstmord gewesen.

Ich weiß, daß es nicht leicht ist, den Amerikanern unsere Haltung verständlich zu machen. Wie könnten sie denn etwa meinem amüsanten, aber doch äußerst tragischen Erlebnis mit Mitja ganz Glauben schenken? Auch er war ein Sowjetbürger im Ausland und arbeitete für Amtorg, die Sowjethandelsorganisation. Als ich eines Tages in New York zu tun hatte, begab ich mich unangemeldet in Mitjas Hotelzimmer. Ich ertappte ihn auf frischer Tat bei einem schrecklichen Verbrechen: Er las eine radikale russische Zeitschrift, eine "konterrevolutionäre" Veröffentlichung, deren Lektüre uns verboten war.

"Also das liest du!" rief ich aus und heuchelte Entsetzen.

Mein Freund wurde blaß. Tränen traten in seine Augen. Er wußte, daß sein Schicksal nun in meinen Händen lag. Wenn ich seine Blasphemie anzeigte, wurde er bestimmt sofort nach Rußland zurückberufen, aus der Partei ausgestoßen und vielleicht mit der ganzen Familie der Schande preisgegeben. Er versuchte, sich zu verteidigen und rang nach Worten. In panischer Furcht bat er mich, ihn zu schonen.

"Glaub mir, Victor Andrejewitsch, auf mein Ehrenwort als Kommunist, daß ich nur wissen wollte, was diese Halunken über uns schreiben. Ich bitte dich, diese Übertretung zu vergessen. Wir kennen einander seit vielen Jahren. Wenn du mich anzeigst, zerstörst du mein Leben."

Beim Anblick seiner Verzweiflung fühlte ich mich beschämt. Ich versicherte ihm, ich beabsichtige nicht, ihn anzuzeigen und hätte überdies diese Zeitung selbst gelesen.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Was sind wir für Sklaven, Mitja", seufzte ich. "Wie fürchten wir uns voreinander und sogar vor unseren eigenen Gedanken. Was wollen sie denn aus uns machen? Spione, Lügner und Krüppel, die des wahren Glaubens und der wahren Freundschaft unfähig sind. Warum fürchten unsere Führer, daß wir lesen, was uns paßt? Glauben sie, wir könnten unangenehme Wahrheiten erfahren? Es ist schon schwer genug, in Moskau Sklave zu sein — hier in Amerika ist es noch tausendmal schwerer."

Aber selbst dieser Ausbruch von Ehrlichkeit vermochte seine Besorgnis nicht zu zerstreuen. Im Gegenteil, er fragte sich, ob ich ihm damit wohl eine Falle stellen wolle, um ihn zu noch gefährlicheren Aussagen zu verleiten. Selbst als ich ihn mit auf mein Zimmer im Pennsylvania-Hotel nahm, meine Mappe öffnete und ihm die gleiche Zeitschrift in meinem eigenen Besitz zeigte, war er noch immer nicht ganz beruhigt.

Erst dann öffnete er sich, und ich erfuhr im Laufe eines langen nächtlichen Gesprächs, daß er das Sowjetregime ebenso gründlich haßte, wie ich. Nur die Tatsache, daß er in Rußland eine große Familie besaß, hinderte ihn, auszubrechen und seine Unabhängigkeit zu erklären. Ich widerstand der Versuchung, ihm meine eigenen Absichten zu enthüllen, weil ich ihn nicht mit der Mitwisserschaft eines so schuldvollen Geheimnisses belasten wollte.

Obgleich es uns nicht ausdrücklich verboten war, die *New York Times* oder die Washingtoner Zeitungen zu lesen, war es nicht rätlich, dies zu tun. Hearst- und Scripps/Howard- Veröffentlichungen galten als Konterbande. Sicherheit bot einzig die Lektüre des "Daily Worker", der russischen Zeitung "Russky Golos", der New Yorker Boulevardzeitung "PM" und der prosowjetischen Wochenzeitungen "The Nation" und "The New Republic". Auch die Zeitschrift "Life" galt damals als ideologisch annehmbar — besonders nachdem sie einen russischen Bericht veröffentlichte, der mehr Sowjetpropaganda als Wahrheit enthielt; diesen günstigen Ruf verlor sie später mit einem Schlage wieder, als sie einen Artikel des ehemaligen Gesandten William C. Bullitt über die Sowjetpolitik in Europa abdruckte.

Auf dem Wege nach Washington las ich in einem Pullman-Car eine Nummer der "Saturday Evening Post", als plötzlich ein Genosse der Kommission eintrat. Er setzte sich zu mir, und wir sprachen eine Zeitlang über dies und das. Dann machte ich eine Bemerkung über die Zeitung, ihre Illustrationen und ihre Reklame. Ich war besonders für einen Artikel interessiert, der sich gegen die Regierung wandte.

"Die Amerikaner", sagte ich, "halten mit ihrer Meinung über ihre Beamten, angefangen bei Präsident Roosevelt, wirklich nicht zurück!"

Das war eine beiläufige, unbedachte Bemerkung, die ich augenblicklich wieder vergaß. Mehrere Tage später rief mich der Sekretär meiner Parteieinheit, Markow, in sein Büro.

"Wie ist deine Reise verlaufen?" fragte er.

"Ganz gut."

"Du hast doch Genosse B\*\*\* getroffen, nicht wahr?"

"Ja, das stimmt."

"Worüber hast du dich mit ihm gestritten?"

"Gestritten?" ich war erstaunt. "Ich erinnere mich an keinen Streit."

"Es tut mir leid, Genosse Kravchenko, daß wir heute einen schlechten Anfang machen. Du bist nicht ehrlich zu mir. Muß ich dich daran erinnern? Du hast doch sicherlich nicht vergessen, daß du die Sowjetpresse kritisiert und dich beklagt hast, daß wir Genosse Stalin nicht angriffen?"

"Das ist eine Lüge!" rief ich. "Ich bestehe darauf, daß du augenblicklich Genosse B\*\*\* rufen läßt. Er wird seine Lüge zurücknehmen müssen."

Genosse B\*\*\* hatte in meiner Gegenwart nicht den Mut, die Bemerkung, die er über meine "konterrevolutionäre Aussage" gemacht hatte, aufrechtzuerhalten. Der Sekretär ließ die Sache fallen. Aber ich war mehr als je von der Notwendigkeit, meine Zunge im Zaum zu halten, überzeugt.

Noch eine kleine Episode: Einmal wurde ich krank und mußte einige Tage das Bett hüten. Mehrere amerikanische Angestellte sandten mir freundliche Briefe und gaben ihrer Hoffnung auf meine rasche Genesung Ausdruck. Dies war ein menschlicher Zug, der Beweis einer herzlichen Kameradschaft. Als ich zur Arbeit zurückkehrte, hatte ich allen Grund, ihre Freundlichkeit zu bereuen.

Da mein Englisch der Aufgabe des Brieflesens nicht immer gewachsen war, hatte ich sie ins Büro mitgenommen und jemand gebeten, sie mir zu übersetzen.

Ich vergaß die ganze Geschichte, bis ich wiederum plötzlich vor Genosse Markow stand. Er nahm mich in ein strenges Kreuzverhör über meine Beziehungen mit jedem einzelnen Amerikaner, der mir geschrieben hatte. Was steckt wohl hinter diesem ungewöhnlichen Fraternisieren eines verantwortlichen Parteimitgliedes mit den "Klassenfeinden" seiner Umgebung? Er schloß mit einem feierlichen Verweis und schärfte mir ein, mich vor den Fallen meiner kapitalistischen Umgebung zu hüten. Ich konnte mich glücklich schätzen, so leicht davongekommen zu sein.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Der briefliche Verkehr war auch für eine zweite Krise in meiner Washingtoner Laufbahn verantwortlich. Eine von einem Korporal der amerikanischen Armee aus Florida an mich adressierte Postkarte wurde zufällig von einem hohen Beamten der Kommission gesehen. Sofort zitierte man mich unter der Anklage unerlaubter "Beziehungen zu amerikanischen Truppen" vor die Parteibehörden. Es brauchte manche Erklärung, um sie zu überzeugen, daß der Korporal der Sohn der Familie war, bei der ich wohnte.

"Es handelte sich nur um eine freundschaftliche Geste ohne jede politische Bedeutung", machte ich geltend. "Überdies habe ich ihm keine Antwort gegeben."

Diese letzte Aussage war eine Lüge. Ich hatte tatsächlich seinen Gruß erwidert. Sonst hätte er geglaubt, alle Russen seien Lümmel. Eine kleine Notlüge ist aber ein geringer Preis für eine Ausrede, wenn ein totalitärer Untergebener so tief in der Tinte sitzt.

Im Kommissionsgebäude gab es auch eine Bibliothek. Eines Abends bat ich den diensthabenden Bibliothekar um zwei Bücher: Den Roman ICH LIEBE von Avdejenko und einen geschichtlichen Band eines Schriftstellers Namens Virt, in dem General Tuchatschewski erwähnt wurde. Keines der beiden Bücher war erhältlich. Ich nahm einige andere mit und vergaß die Angelegenheit.

Bald darauf wurde ich von meinem Parteivorgesetzten vorgeladen. Offenbar hatte ich eine ganze Reihe von Fehlern begangen, die sich von einfachen Sünden bis zu möglichen Verbrechen ausdehnten. Mein angebliches Interesse in die Arbeit Tuchatschewski, der als Verräter hingerichtet wurde, war offenbar beunruhigend. Wußte ich denn nicht, daß dieses Buch von Virt in der USSR nicht mehr erhältlich war? Meine Unwissenheit war keine Entschuldigung — ein guter Kommunist kennt die "Volksfeinde". Was diesen Roman anbetrifft, der einst in Rußland große Verbreitung hatte, so schien er aus irgendeinem Grunde verboten worden zu sein und stand auf der literarischen schwarzen Liste. Weshalb ich diese "konterrevolutionäre" Geschichte ausgerechnet zu dieser Zeit zu lesen wünsche? Kurz, ich war in den Augen der Wächter meiner Parteinheit schwer kompromittiert.

Die Bibliothek war tatsächlich ein wichtiges Mittel, um unsere Gedanken zu überwachen. Da wir von den Amerikanern abgeschnitten und meistens der englischen Sprache nicht mächtig waren, mußten wir viel Russisch lesen. Die Bücher und Zeitschriften waren von den Bibliothekspionen sorgfältig zusammengestellt worden. Selbst die Bücher, die wir bloß rasch durchblättern, wurden gemeldet. Alles waren nützliche Hinweise auf unseren Gedankengang und wurden pflichtschuldigst in unsere persönlichen Dossiers eingetragen.

Die Bibliothek umfaßte viel leichte Lektüre, aber auch die gewichtigen Bände über Parteigeschichte und andere achtunggebietende ideologische Gegenstände. Um mein

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

leichtfertigeres Lesen etwas auszugleichen, lieh ich mir oft diese achtbaren Bücher aus, allerdings ohne die entfernteste Absicht, sie wirklich zu lesen. Unsere Führer fürchteten immer, wir könnten unserer verweichlichten Bourgeoisumgebung zum Opfer fallen. Wir mußten deshalb beständig die Festigkeit und Unerschütterlichkeit unseres Glaubens beweisen. Auf Serows Anregung hin studierten wir wiederum DIE GESCHICHTE DER PARTEI und Stalins PROBLEME DES LENINISMUS. Bei geschlossenen Parteiversammlungen übertrafen wir uns gegenseitig in Schaustellungen unseres Vertrauens in die Partei und unseren Führer.

Die Grenze des Privatlebens war sogar noch enger gezogen als zu Hause. Die einzige Adresse, an die uns unsere Freunde in Rußland schreiben konnten, war die Kommission, wo jeder Brief zuerst gelesen wurde, ehe man ihn uns aushändigte, trotzdem er bereits durch die Sowjetzensur gegangen war. Post an Freunde in Rußland mußte (wenn man sie einem in die USSR Zurückkehrenden mitgab) offen der Kommission eingereicht werden.

Es war uns verboten Nachtlokale zu besuchen, "konterrevolutionäre" Filme anzusehen und den Radiokommentaren zuzuhören, die man als "unfreundlich" erachtete. Wir hätten uns lieber bei einem Mord erwischen lassen, als bei der Lektüre eines antisowjetischen Buches. Da wir auch nur Menschen waren, sündigten wir trotzdem — die Versuchung zu politischen Sünden ist in einem demokratischen Land überwältigend groß —, aber immer nur mit Furcht und Zittern, denn viele hatten solche Überschreitungen schon mit ihrer Laufbahn bezahlt.

Die Größe und das Ausmaß der Spionage, der ein Sowjetfunktionär im Ausland ausgesetzt ist, ist wirklich unglaublich. Man erwartete von uns allen, daß wir als treue Parteimitglieder und auch aus bloßem Selbstschutz, alle verdächtigen Worte und Handlungen der anderen anzeigten. Dies galt als Minimalforderung, sei es nun in Moskau oder Wladiwostok, in Washington oder in Chicago.

Zudem aber verfügte die Partei über eine Anzahl besonderer Agenten in der Kommission, die scheinbar verschiedenen technischen Aufgaben nachgingen, in Wirklichkeit aber ihre Umgebung ausspionierten. Darüber hinaus und am gefährlichsten waren natürlich die Netze der NKVD-Agenten, die uns unbekannt waren und die ihre Spionage auf einer mehr berufsmäßigen Grundlage betrieben. Selbst der General an der Spitze der Kommission und Genosse Serow persönlich blieben von dieser allumfassenden Polizeikontrolle nicht verschont.

Da wir nicht wußten, welches die Spione waren — für gewöhnlich kennt ja ein Agent nicht einmal seine Kollegen —, bot einzig die Annahme, jedermann sei wirklich oder möglicherweise ein Denunziant (ausgenommen die nächsten Freunde), einige Sicherheit. Merkwürdig ist tatsächlich nur, daß viele von uns trotz dieses entwürdigenden Systems Freundschaften schlossen und unter dem Siegel der

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Verschwiegenheit ihre Gedanken, Unzufriedenheiten und Verzweiflungen untereinander austauschten. Genosse Serow ahnte nicht, wieviele seiner Untergebenen in einem Zustand völliger Ernüchterung, aus Rußland zurückgekommen und wieviele von der demokratischen Seuche in Amerika erfaßt worden waren. Die meisten dieser totalitären Auslandsreisenden waren anständige Menschen und haßten die Demütigungen, die ihnen eine Regierung, die sich auf allgemeines Mißtrauen aufbaute, auferlegte.

Machten sich bei einem Kollegen ungewöhnliche Anzeichen von Freundlichkeit bemerkbar, so forderte der gesunde Menschenverstand, daß man die Möglichkeit in Betracht zog, er oder sie versuche unser Vertrauen zu einem ganz bestimmten Zwecke zu gewinnen. Wir wußten nur allzu gut, daß Gespräche über "gefährliche" Gegenstände oft von eifrigen Genossen oder Berufsagenten provoziert wurden, um unsere Unantastbarkeit in der sündigen amerikanischen Umgebung zu prüfen.

Durch meine langjährige Erfahrung im Sowjetapparat und besonders durch die im Sownarkom verbrachte Zeit kannte ich viele einflußreiche Sowjetbeamte und Führer persönlich. Einige fand ich nun zu meiner Überraschung in merkwürdig bescheidenen Stellungen in Washington wieder. Ich zweifelte nicht daran, daß jene Stellungen nicht notwendigerweise ihren wirklichen Beschäftigungen in den Vereinigten Staaten entsprachen. Nach dem russisch-amerikanischen Vertrag kann nur eine beschränkte Anzahl Sowjetfunktionär mit den üblichen diplomatischen Pässen einreisen. Zusätzliches Spionagepersonal mußte deshalb unter der Maske von Wirtschaftsfunktionären und Spezialisten importiert werden.

Einmal sah ich mich im Kommissionsgebäude einem recht bedeutenden Beamten aus Moskau gegenüber. Ich erinnerte mich an eine Zeit, da ich ihn bei der Premiere des Schauspiels "Die Front" in Gesellschaft zweier NKVD-Generäle gesehen hatte. Jetzt gab er vor, mich nicht zu kennen. Später jedoch besuchte er mich und warnte mich, nicht zu verraten, daß ich ihn kenne und seine Identität nicht aufzudecken, da er hier in einem besonderen geschäftlichen Auftrag weile. Für die amerikanische Regierung war er wahrscheinlich nur ein untergeordneter Funktionär, obschon er in Wirklichkeit zu den bedeutenden Funktionären des Moskauer Parteikomitees zählte.

Welches auch immer die besondere Arbeit eines wirtschaftlichen Vertreters Sowjetrußlands sein mag, ein Großteil seiner Verpflichtungen geht dahin, alle möglichen Einzelheiten über amerikanische Geschäftsfirmen, Technologie, militärische Angelegenheiten, wissenschaftliche Vorgänge und dergleichen auszuspionieren. So lauteten zum Teil auch meine Befehle, ehe ich Rußland verließ, und sie wurden beständig von den hiesigen Kommissionsbeamten erneuert. In den geschlossenen Parteiversammlungen machten wir aus der Tatsache kein Geheimnis, daß die



Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Sammlungen wirtschaftlicher Angaben und aller anderen nützlichen Informationen beim Besuch amerikanischer Fabriken und Büros für uns äußerst wertvoll seien.

Der Druck des Krieges hatte uns zu Verbündeten Englands und Amerikas gemacht, wiederholte man mir beständig, aber trotzdem dürften wir keinem Amerikaner trauen. Die plutokratischen Demokratien würden die erste beste Gelegenheit benützen, um unser System zu untergraben. Bei unserem ersten Gespräch sagte Genosse Serow: "Du darfst dir über unsere Beziehungen zu den Vereinigten Staaten keine falschen Vorstellungen machen. Heute sehen wir in unseren Beziehungen mit dem kapitalistischen Amerika eine diplomatische und militärische Notwendigkeit. Dies heißt aber nicht, daß auch unsere Interessen jemals miteinander übereinstimmen werden. Im Kriege und der zukünftigen Friedenszeit werden unsere Wege und Ziele wieder völlig verschieden sein. Wenn du immer daran denkst, so wirst du verstehen, warum wir wachsam, argwöhnisch und auf der Hut sein müssen."

Eines Tages wurden die Kommunisten der Organisation, das heißt etwa 90 Prozent unserer verantwortlichen Beamten, zu einer Sonderversammlung einberufen. Als die Türen verschlossen waren, teilte Genosse Serow mit, er habe eine wichtige Neuigkeit bekanntzugeben. Er sah feierlich aus. Die Nachricht bestand aus einem sehr langen Schriftstück, das er uns langsam und nachdrücklich vorlas. Dann unterzeichneten wir es alle, um zu bezeugen, daß wir mit dem Inhalt vertraut seien.

Das Schriftstück war von Mikojan, dem Kommissar für Außenhandel unterzeichnet; aber offenbar war es das Werk der NKVD und der militärischen Spionage. Es handelte sich um eingehende Instruktionen über das Festhalten von Nachrichten aus den Vereinigten Staaten, über die Wege, wie wir sie erhalten, unsere Spuren verwischen und sie nach Rußland übermitteln. Diese neuen Instruktionen, die im wesentlichen bloß die früheren Befehle wiederholten, waren offenbar als auffrischender Lehrgang gedacht, um uns daran zu erinnern, daß die höchsten Behörden von uns in dieser Hinsicht unter dem Mantel der Pacht-Leih-Tätigkeit höchste Pflichterfüllung erwarteten.

### III

Wohin ich auch in Amerika ging, überall bekundete man mir eine allgemeine und unbegrenzte Bewunderung für "unsere tapferen russischen Alliierten". Diese Huldigungen kamen mir manchmal fast wie Schmeicheleien vor. Trotzdem tat es wohl, zu wissen, daß die Opfer meines Volkes gewürdigt wurden.

Aber diese Bewunderung war auch die Quelle meiner aufreizendsten und für mich manchmal fast demütigendsten Erfahrungen in Amerika, da sie eine merkwürdige, ja sogar groteske Form annahm. Durch eine krankhaft anmutende Verdrehung der Logik wurden nicht nur die russischen Siege, sondern auch die vorangehenden zerschmetternden Niederlagen der Vereinigten Staaten zu einem gültigen Beweis für die

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Größe der Sowjetregierung. Hitlers Offensive diente bloß als Beweis der Gewalttätigkeit dieses Ungeheuers, während Stalins Gegenoffensive die Achtbarkeit des bolschewistischen Systems bestätigte.

Die Leistung des russischen Volkes war großartig! Dies wußte ich besser als alle amerikanischen Enthusiasten, weil ich mir im Gegensatz zu ihnen bewußt war, daß mein Volk benachteiligt war durch ein bürokratisiertes despotisches Regime, das einen Fehler nach dem andern beging. Und doch konnte ich die Tatsache nicht übersehen, daß wir in unserem eigenen Land mit seinen Vorteilen eines fast unerschöpflichen Menschenmaterials, unter voller Ausnutzung aller unserer Industrien mit amerikanischer Hilfe kämpften. Wieso die teuer bezahlten russischen Siege dem Genie des Bolschewismus zugeschrieben werden konnten, war für mich kaum zu ertragen. Als ständig überwachter Sowjetfunktionär konnte ich leider nicht offen sprechen, und es war mir verwehrt, meine Landsleute gegen diese ungeheure Verzerrung der Tatsachen zu verteidigen. Tausendmal war ich gezwungen, in peinlichem Schweigen mit anzuhören, wie man den ganzen Verdienst für die Erfolge des russischen Volkes der Sowjetdiktatur zuschrieb.

In Rußland waren wir über den Freundschaftspakt zwischen Hitler und Stalin dermaßen beschämt, daß wir ihn nicht zu erwähnen wagten. Die offiziellen Publikationen und Reden übergangen absichtlich jene Zeit. In Amerika aber wandelte sich dieses Bündnis in einen weiteren Beweis für Stalins Weisheit. Im gleichen Atemzug brüllte man Hitlers Sieg in München nieder und sang ein Loblied auf seinen Pakt mit Moskau. Die Alliierten hatten den Zeitgewinn durch Ablenkung der Nazikräfte gegen Polen und Rußland als unehrenhaft betrachtet; aber dem Kreml wurde es als glanzvolle Leistung verbucht, Deutschland zum Krieg im Westen gegen Frankreich und England gedrängt zu haben.

Die Amerikaner schienen förmlich darauf erpicht, alles zu Stalins Gunsten auszulegen und die Demokratien zu beschimpfen. Jeder diplomatische Schnitzer des Kremls, sein mißlicher Handel mit den Nazi, seine unzulänglichen Kriegsvorbereitungen, jeder seiner Fehler — die mit ganzen Meeren russischen Blutes bezahlt werden mußten — verwandelte sich in den amerikanischen Zeitungen und in den amerikanischen Gesprächen in eine besondere, fast mystische Tugend.

Naiiv, wie ich war, hatte ich erwartet, daß die Opfer meines Volkes das Ausland auch auf seine Leiden aufmerksam machen würde. Ich hatte von den demokratischen Bürgern den Ausspruch erhofft: "Das Wenigste, was diese heroischen Russen verdienen, ist ein anständiges Maß von Freiheit und Demokratie". Ich begegnete aber im Gegenteil einer bemerkenswerten Unempfindlichkeit gegenüber der Tragödie des russischen Volkes. Sie beruhte zum großen Teil auf Unwissenheit, was entschuldbar war, zum Teil aber auch auf Gleichgültigkeit, was ich als offene Beleidigung empfand. Die demokratischen

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Aspirationen der Koreaner und Ungarn trafen hier auf bereitwilliges Verständnis und Aufmunterung; aber die demokratischen Aspirationen der Russen wurden ignoriert und sogar als eine Art von Verrat behandelt.

Schon in den ersten Wochen nach meiner Ankunft sah ich, daß unbekannte Kräfte die Woge des Mitgefühls für die Russen zu Stalins Vorteil ausgenutzt hatten. Was ein Vorbote für die russische Freiheit sein sollte, diente jetzt als Rechtfertigung des Sowjetdespotismus. Stalin würgte den amerikanischen Geist<sup>70</sup> mit fast gleicher Stärke, wie sein Griff das russische Denken umklammerte.

"Auch die Engländer sind eure Verbündeten," sagte ich einmal zu einem amerikanischen Freund, "und doch kritisiert ihr sie bitter. Gestern noch sagtest du, die englischen Massen müßten sich gegen die Tories und Imperialisten erheben. Weshalb kritisiert ihr die Sowjetregierung nicht mit der gleichen Offenheit?"

"Oh, das ist etwas anderes!"

"Willst du damit sagen, die Russen seien die einzigen auf der Welt, denen eine Revolution nicht erlaubt sei?"

"Du willst mich wohl zum Besten halten, Victor?"

Nein, das wollte ich nicht; dennoch versuchte ich es nun auf andere Art.

"Wir Russen", sagte ich, "kämpften mutig, und Millionen fielen im ersten Weltkrieg gegen Deutschland. Seid ihr Amerikaner damals zu fanatischen Bewunderern des Zaren und seiner Tyrannei geworden? War es euch ein Beweis dafür, daß die russischen Massen ihre Ketten und ihre Gefangenenwärter liebten?"

"Oh, das war etwas anderes!"

Seine Verbohrtheit ließ sich weder durch Vernunft noch durch Analogieschlüsse bekehren. Hinter allem steckte natürlich das Gaukelbild des glücklichen und erfolgreichen "sozialistischen" Volkes, das der Außenwelt durch die besten Propagandamaschinen der Geschichte vorgespiegelt worden war. Der geringste Versuch, etwas von dem Flitter wegzureißen und den darunter liegenden Schmutz und die moralische Häßlichkeit aufzuzeigen, wurde von den meisten Amerikanern wie eine Verletzung ihrer tiefsten religiösen Überzeugung zurückgewiesen.

Mit dem amerikanischen Geist war etwas Merkwürdiges vorgegangen: Die Sowjetdiktatur und das russische Volk galten als ein und dasselbe. Was den

---

<sup>70</sup> Dies ist nicht Stalin zugeschrieben, vielmehr folge einer in den USA bis heute verbreiteten semantischen, populistischen Begeisterung für revolutionäre Bewegungen – sofern sie Macht und finanzielle Interessen der USA nicht tangieren.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Kommunisten in ihrem eigenen Lande noch nicht ganz gelungen war — wie die Säuberungen und die Millionen politischer Gefangener beweisen —, war ihnen in Amerika geglückt! Die Rede- und Pressefreiheit legte sich in der Kritik anderer Alliierten keine Schranken auf — England, Polen, Tschechoslowakei, China — und trat sogar gegenüber der amerikanischen Regierung und ihrer Kriegführung offen in Erscheinung. Aber gegenüber den Interessen und dem Prestige des Sowjetdiktators verpflichtete der moralische Druck zur Zurückhaltung. Ich sah Männer und Frauen, die Präsident Roosevelt ganz offen einen Diktator schimpften, aber wütend wurden, wenn man Stalin als solchen bezeichnete.

In der Sowjetunion bewirkte der Krieg nur geringe Änderungen in der antikapitalistischen Propaganda. Die Kritik an der englischen und amerikanischen Kriegspolitik dauerte an und war oft äußerst scharf. In Amerika aber herrschte ein mächtiges Tabu für allen und jeglichen Zweifel hinsichtlich der Taten des Kremls im In- oder Ausland. Ein "liberaler" Verleger verlangte tatsächlich die Entfernung aller moskaufindlichen Bücher aus dem Buchhandel! Man erzählte mir, daß auch andere Verleger aus eigenem Befinden oder auf Befehl der Regierung sich weigerten, Bücher zu verlegen, die Stalins Gefühle verletzen könnten. Nur einige Zeitschriften hatten den Mut, das zu drucken, was die Amerikaner "antisowjetische" Artikel nennen.

Die "Nachrichten" der Moskauer Korrespondenten in der amerikanischen Presse waren schlimmer als nutzlos. Zu Hause hatten wir, mit den Jahren wenigstens, gelernt, in den Sowjetzeitungen zwischen den Zeilen zu lesen. Die amerikanischen Journalisten in Moskau begnügten sich gewöhnlich mit einfachen Auszügen aus den Moskauer Zeitungen, da ihnen keine anderen Informationsquellen offen standen; ihre Leser zu Hause waren aber nicht in der Lage, dieses Material zu durchschauen. Sie glaubten alles wörtlich und kritiklos. Jede Kremllüge und jede diplomatische Verdrehung wanderte deshalb unter der scheinbaren Autorität einer amerikanischen Quelle nach Amerika und wurde hier noch leichter geglaubt, als bei uns zu Hause. Wie soll man einem demokratisch erzogenen Volk begreiflich machen, daß zensurierte und kontrollierte Nachrichten schlimmer sind als gar keine?

Die vorherrschenden amerikanischen Vorstellungen über das Sowjetwunder waren wirklich phantastisch. Große Teile der kommunistischen Wirklichkeit, wie: Sklavenarbeit, Polizeidiktatur, die harten periodischen Säuberungen, die phantastisch niederen Lebensbedingungen, die große Hungersnot der Jahre 1932/33, die Greuel der Kollektivierung, die staatlich organisierte Arbeit der Minderjährigen, Dinge, die in Rußland jedermann wußte, waren der amerikanischen Aufmerksamkeit völlig entgangen. Einige von uns erachteten sie vielleicht als notwendig und unvermeidlich oder sogar als gut; aber es wäre uns nie eingefallen, sie abzuleugnen. Und doch blickten mich die Amerikaner ungläubig an, wenn ich versuchte, diese Dinge zu

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

erwähnen (zu einer Zeit, da ein offenes Gespräch bereits möglich war), und einige beeilten sich sogar, überzeugte Gegenreden vorzutragen.

Der größte Sowjettriumph lag nach meiner Ansicht auf dem Gebiet der ausländischen Propaganda. Bald kristallisierte sich meine Überzeugung in diesem Punkte in folgender Formel: "Wenn die Sowjetunion in zwanzig Jahren die Hälfte dessen erreicht, was ihre amerikanischen Bewunderer ihr heute schon zuschreiben, dann ist dies die größte soziale Errungenschaft der Geschichte ..."

Bei jenen, die etwas von der häßlichen Wahrheit des Sowjetlebens wußten, traf ich auf eine merkwürdige Bereitschaft, alles Stalin in die Schuhe zu schieben. Dies erlaubte ihnen, alle Greuelthaten als eine Art Zwischenspiel vor der endgültigen Einführung des Paradieses anzusehen. Nach Stalin — und er ist doch auch nur ein sterblicher Mensch, nicht wahr? — wird die "sozialistische Demokratie" erst zu blühen beginnen. Auch in Rußland war ich dieser Auffassung, alle angehäuften Übel einem einzigen Mann zuzuschreiben, oft begegnet, aber in Amerika war diese Selbsttäuschung noch viel häufiger. Unglücklicherweise sind diese Übel im ganzen Sowjetsystem verwurzelt, und das System wird sicherlich nicht mit Stalin sterben. Irgendein anderer Diktator oder eine diktatorische Bande wird die alten Methoden weiterführen.

Einmal war ich in einer kleinen, amerikanischen Industriestadt in Gesellschaft einiger stockkonservativer Kapitalisten. Sie gestanden mir offen, daß sie gegen das Sowjetsystem waren, daß sie es sogar haßten und dessen Einfluß auf den amerikanischen Geist fürchteten. Wie aber dachten sie sich dieses verhaßte System? Ich begann, sie darüber auszufragen. Zu meiner Überraschung entdeckte ich, daß sie Rußland für ein Land hielten, wo "die Arbeiter regierten", wo die Bauern "in einer genossenschaftlichen Gesellschaft lebten", und wo "jedermann gleichberechtigt ist"! Weil noch ein anderer Sowjetfunktionär zugegen war, befand ich mich in der quälenden Lage, diesen verworrenen Köpfen nicht erklären zu können, daß es in Amerika mehr Kontrolle der Arbeiter, mehr Einfluß der Gewerkschaften, mehr wirkliche Genossenschaftsbauern und mehr persönliche Freiheit gibt, als die Sowjetrussen auch nur zu träumen wagen.

In unserer Kommissionsbibliothek fand ich mehrere Reden von Henry A. Wallace. Ein Dolmetscher las mir die wichtigsten Stellen auf Russisch vor. Ich konnte meinen Ohren nicht trauen — der Vizepräsident einer demokratischen Regierung pries die "Wirtschaftsdemokratie" in Stalins Polizeistaat! Unsere Geheim- und Spezialdepartemente in jeder Fabrik, unsere staatlich kontrollierten Gewerkschaften, unsere Mängel an wirklichem Kollektivhandel, die Todesstrafe für Streikversuche, das Stachanow- und andere Lohnsysteme, Arbeitspässe, Gesetze, die eine Verspätung von 20 Minuten mit Hunger und Zwangsarbeit bestrafen — war es möglich, daß Herr

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Wallace alle diese Gemeinplätze unseres Landes nicht kannte, oder deutete er sie tatsächlich als Aspekte der "Wirtschaftsdemokratie"?

Ich kämpfte mich auch durch Wendell Willkies Buch EINE WELT. Während seines Besuches hatte ich im Sownarkom gearbeitet und wußte deshalb, daß man keinen Propagandatrick versäumt hatte, um ihn zu beeindrucken. Es geschah nichts Unvorhergesehenes — alles war vorbereitet. Jetzt war ich verblüfft und entsetzt über den Erfolg unserer Vorbereitungen. Ich wunderte mich, wie es möglich war, einen Mann in so kurzer Zeit dermaßen gründlich zu täuschen. Beim Lesen seiner russischen Kapitel hatte ich das Gefühl, er spreche von einem Land, das ich noch nie gesehen hatte, einem Land irgendwo hinter dem Mond. Das Buch war ein prächtiger Triumph der totalitären Propaganda.

Herr Willkie erzählt, wie er eine Gruppe von Sowjetjournalisten in einem Moskauer Hotel zu einem "offenen und freimütigen Gespräch" um sich versammelte. Sie verschlossen die Türe und "sprachen frei von der Leber weg". Hätte ich die Aufgabe, ein Theaterstück über die Leichtgläubigkeit der amerikanischen Naivlinge im Ausland zu schreiben, so würde ich diese Szene ohne Änderung übernehmen. Glaubten Herr Willkie und seine Schüler wirklich, sie bekämen aufrichtige Meinungen zu hören, indem sie die Türe verriegelten und "Beamte" ausschlossen? Begriffen sie wirklich nicht, daß jeder Sowjetjournalist oder Ingenieur oder Touristenführer — ein "Funktionär" ist, der unter beständigem Zwang lebt? Schon der bloße Gedanke an ein "freimütiges" Gespräch mit einem Sowjetuntergebenen innerhalb Hörweite eines anderen Sowjetuntergebenen oder eines möglichen Diktaphons enthüllt eine völlige Unwissenheit über die totalitäre Wirklichkeit. Es ist doch klar, daß jeder dieser Journalisten über diese Sitzung einen genauen Rapport erstatten mußte, wobei er besonderen Nachdruck auf seine eigene Treue in der Verteidigung der Regierung und im Abfüllen Herrn Willkies mit den vorgeschriebenen "Ansichten" legte.

Es blieb ihnen auch keine andere Wahl. Jeder Journalist, jeder hohe Industriebeamte und jeder andere Sowjetbürger, dessen Arbeit ihn mit Ausländern in Berührung bringt, ist formell und offiziell "ins Vertrauen gezogen" — das heißt, verpflichtet, augenblicklich der NKVD alle Begegnungen mit Ausländern und alle Einzelheiten schriftlich anzugeben. Der "offene" Gedankenaustausch, auf den Herr Willkie so stolz war, wurde dem Auslandsdepartement der NKVD, dem Pressedepartement des Kommissariats für Auswärtiges, dem Auslandsdepartement des Zentralkomitees der Partei und allen interessierten Organisationen augenblicklich bis in alle Details mitgeteilt. Es hat wohl nie eine besser überwachte Konferenz stattgefunden, dessen können wir gewiß sein.

Den quälendsten Abend in Amerika verbrachte ich in einem Washingtoner Kino. Ich war froh um die Dunkelheit, die das Elend verbarg, das sich sicherlich auf meinem

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Gesicht abzeichnete. Der andere Sowjetbeamte in meiner Begleitung, ebenfalls ein Parteimitglied, wand sich auf seinem Sitz. Ich wußte, daß er genau so entsetzt war wie ich. Wir sahen an diesem Abend einen Film mit dem Titel "Mission in Moskau", gedreht nach einem gleichnamigen Buch des früheren Gesandten in Moskau, Joseph E. Davies. Was ich hier sah, war eine brutale und grobe Beleidigung der russischen Nation — eine Karikatur ihrer Revolution und eine Verhöhnung ihrer langen Leiden.<sup>71</sup>

Das Buch<sup>72</sup> war mehr dumm als schlecht. Eine Mischung aus Unwissenheit und Fälschung und größtenteils einfach töricht. Gelegentlich wurden diese Fehler durch einen Anflug von Wahrheit gemildert. Der Film aber umging diese Wahrheiten sorgfältig und fügte noch traumhaftere Erfindungen hinzu, die nicht im Buch standen. Wo auch immer den Hollywooder "Historikern" die Wahl zwischen Tatsachen und Erfindung, zwischen Wirklichkeit und Unsinn offenstand, wählten sie sorgfältigst die Erfindung und den Unsinn. Zufällig war ich mit der sibirischen Fabrik, die in einem der Säuberungsgerichte vorkam, bekannt. Ein lächerlicheres Bild als die Hollywooder Version konnte man sich kaum vorstellen. Kein Sowjetpropagandafilm hätte es gewagt, die Tatsachen so leichtsinnig zu verdrehen. Die amerikanischen Propagandisten verließen sich offenbar auf die Unwissenheit ihres Publikums und glaubten, mit ihrer Phantasie "davonzukommen". In diesem Sinne war der Film ebenso sehr eine Beleidigung für die Amerikaner, wie für die Russen. Kein Wunder, daß die Moskauer "Prawda" Herrn Davies und seinem Buch höchstes Lob erteilte und ihn als Beispiel für die fleckenlose Sowjetgerechtigkeit zitierte. Die Säuberung hatte demnach eine Fünfte Kolonne vernichtet, und die Hinrichtung der Gründer der bolschewistischen Revolution war völlig gerechtfertigt. Eine seltsame Lektion für intelligente Russen!

Stalin ermordete die Gründer des Sowjetstaates. Dieses Verbrechen war aber nur ein kleiner Teil jenes größeren Blutbades, in dem Hunderttausende unschuldiger Männer und Frauen untergingen. Aber im Davies-Warner-Brothers-Film wurden alle diese Greuelthaten in eine hübsche Opera-buffa-Ver-schwörung einiger weniger komischer alter Bolschewisten und ausländischer Agenten der Fünften Kolonne verkleinert. Ein politisches Ereignis, das die Bartholomäusnacht, die Französische Revolution und die armenischen Grausamkeiten als unbedeutende Straßenhändler erscheinen läßt, war hier in einen häuslichen Streit verkleinert worden.

Ich hatte die Säuberung mitgemacht. Obschon ich eines der geringsten Opfer war, erlitt ich ihre Gemeinheit an meinem eigenen Fleisch und Blut. Jetzt sah ich in einem Washingtoner Kino meine eigene Qual und die meines Landes in Karikaturen und Fälschungen verhöhnt. Ich erblickte die scheußliche Szene, in der Hollywood die Leichen mit Füßen trat und die Mörder pries.

---

<sup>71</sup> Der Film hieß wie das zugrundeliegende Buch des Botschafters: *Mission To Moscow* (Michael Curtiz, 1943). vgl. [https://de.wikibrief.org/wiki/Mission\\_to\\_Moscow](https://de.wikibrief.org/wiki/Mission_to_Moscow)

<sup>72</sup> Joseph E., Davies: *MISSION TO MOSCOW* (1941; deutsch: *ALS USA-BOTSCHAFTER IN MOSKAU*; Zürich 1943)

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Als ich nach diesen höllischen Stunden ins Freie kam, sah ich, daß ich mit meinen Fingernägeln meine Handflächen blutig gekratzt hatte. Mein Begleiter und ich sahen einander an — ein Blick genügte, wir bedurften keiner Worte. Ich wälzte mich die ganze Nacht im Bett, ohne Schlaf finden zu können.

Ein anderer Film, der das amerikanische Märchen über Rußland bewies und mich in hilflose Verzweiflung versetzte, hieß "Polarstern". Er spielte in einem böhmischen Dorf in einem Niemandsland, wo gutgenährte, malerische und übergläckliche Bauern froh und frei, singend, tanzend und liebend von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang dahinlebten. Es war ein Wunderdorf mit allem Märchenschmuck, wo die Straßen von Feen gereinigt wurden und sogar Pferde und Kühe frei herumspazierten — jedenfalls gab es in diesem reinlichen Dorfe gar keine Schattenseiten. Aber wir waren nicht im Lande Oz. Es stellte sich überraschenderweise heraus, daß wir uns in einem kollektivierten Dorfe im Lande Stalins befanden!

Diese Hollywooder Ansicht über die Kollektivierung besaß ungefähr ebenso viel Gewicht wie die Hollywooder Geschichtsauffassung in "Mission in Moskau". Und es gab noch viele andere Filme, Bücher und Artikel mit den gleichen Widersinnigkeiten. Die amerikanische Propaganda begnügte sich nicht damit, unangenehme Tatsachen über Rußland darzustellen und sie wegzuerklären. Sie wählte statt dessen den einfacheren Weg, leugnete die Tatsachen und baute ein Rußland auf, das nur in ihrer überhitzten Phantasie existierte.

Warum, warum, fragte ich mich immer wieder, wollen diese Amerikaner unbedingt ein Paradies schaffen und es ausgerechnet in mein gequältes Land versetzen? Warum mußten sie jedes stalinistische Verbrechen reinwaschen, jede bolschewistische Greueltat wegerklären?

Es gab offenbar eine Reihe Männer und Frauen — Duranty, Hindus, Anna Louise Strong, Ella Winter, Albert Rhys Williams, um nur ein paar wenige zu nennen — die durch diese amerikanische Schwäche für die Süßigkeiten der Sowjetpropaganda Karriere gemacht hatten. Wenn man ihre Schriften las, glaubte man, die Moskauer Presse zu lesen. Daneben gab es noch einen anderen, etwas besseren und etwas ehrlicheren Schlag echter Kommunisten, für welche die Verbreitung solcher Lügen über Rußland eine Methode des Klassenkampfes war: Der kürzeste Weg zur Macht. Weshalb aber schluckten die großen Massen der Amerikaner all diesen Unsinn?

Am meisten setzten mich die angeblichen "Experten über Sowjetrußland" mit ihrer krassen Unwissenheit über Wesen und Organisation der Macht in der USSR und den Mechanismus der Verwaltung des Landes in Erstaunen. Ihre Propaganda hatte in Amerika tiefe Wurzeln geschlagen. Einmal erhielt ich in der Bibliothek einer amerikanischen Universität Gelegenheit, den Katalog durchzusehen. Ich war erstaunt, daß die abgegriffensten Karten die Werke Lenins und Stalins waren. Offenbar hatten



Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

einige Leute diese Werke ernsthaft studiert, wohl als Führer zu einer besseren Welt ... Ich war nicht erstaunt, später zu entdecken, daß einige amerikanische, indische und chinesische Studenten dieser Universität sich in der Hoffnung sonnten, ihre eigenen Länder nach dem Sowjetmuster zu reformieren. Ich konnte nur hoffen, es möchte ihnen niemals vergönnt werden, dieselbe bittere Erfahrung wie ich durchmachen zu müssen.

In vielen Fällen nahmen die Amerikaner diese Märchen als Ersatz für die Wirklichkeit. Sie waren wegen der Ungleichheit des Lebens in ihrem eigenen Land besorgt und brauchten einen Trost, wie ein Kind, das seine Schmerzen mit einem glänzenden oder lärmenden Spielzeug vergißt. Sie täuschten weniger die anderen, als sich selbst. Ich entdeckte dieses Element der eifrigen Selbsttäuschung in den Arbeiten der sogenannten liberalen Schriftsteller in "The Nation", "The New Republic", "PM" und anderen Zeitungen. Ihre Haltung kam mir vor wie eine sinnlose Verschwendung guter Absichten.

Oh, daß doch diese Leute die geistige Klarheit und das seelische Gleichgewicht erlangen könnten, um zu begreifen, daß die Ungerechtigkeiten in Amerika nicht als Vorwand für die Förderung der Ungerechtigkeit in anderen Ländern geltend gemacht werden dürfen! Das Hurrabrüllen über die blutigen Liquidationen in Rußland mag ihnen eine zeitweilige geistige Erleichterung gewähren, aber es fördert weder die Sache der Gerechtigkeit auf der ganzen Welt, noch in den Vereinigten Staaten von Amerika.

Beim Schnüffeln in amerikanischen Bibliotheken entdeckte ich beredte Bücher von Amerikanern, die zur Zeit des zaristischen Terrors gewagt hatten, die Tatsachen zu enthüllen. Da war zum Beispiel George Kennans Buch über Sibirien<sup>73</sup>. Ich weiß auch, daß viele russische Emigranten — etwa ein Peter Kropotkin — aus der Reichweite der zaristischen Ochrana flüchteten, um die Unterdrücker ihres Volkes bloßzustellen und zu entlarven. Ich fragte mich, ob sie wohl damals auch als Dank für ihren Wagemut von den amerikanischen Liberalen als "Antirussen" beschimpft wurden. Oder waren sich klarer denkende, weniger leidenschaftliche und weniger verdorbene Generationen bewußt, daß gerade jene Männer "prorussisch" eingestellt waren, die ihr Mitleid mit den Opfern herausschrien?

Im heutigen Amerika mußte ich allmählich und zuerst ungläubig erkennen, daß derjenige, welcher die Wahrheit über die despotische Tyrannei zu sagen wagt und für das russische Volk und gegen seine Unterdrücker Stellung nimmt, verachtet, totgeschwiegen und sogar als antirussisch hingestellt wird. Ich bemerkte, daß mein Entschluß, in die freie Welt zu fliehen und meine Freiheit zur Verteidigung meines Volkes einzusetzen, nicht so einfach durchzuführen war, wie es von ferne ausgesehen hatte. Ich erkannte, daß ich gerade von jenen braven und großzügigen Fremden, mit

---

<sup>73</sup> George Kennan: TENT LIFE IN SIBERIA (1870; deutsch: ZELTLIBEN IN SIBIRIEN, Berlin 1890–1892).

## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

deren Verständnis und Hilfe ich gerechnet hatte, Gegnerschaft und Unglaube erwarten mußte.

Die stalinistische Propaganda ist im Ausland erfolgreicher gewesen, als wir es in Rußland vermuteten. Das Märchen eines glücklichen "sozialistischen" Landes gilt im Innern Rußlands als ein grobes Stück totalitären Geschwätzes. Von einem Großteil jener Männer und Frauen aber, die in der demokratischen Außenwelt die öffentliche Meinung schaffen, wird es fast wörtlich, feierlich und mit religiöser Inbrunst geglaubt.

(28) **Flucht vor der Ungerechtigkeit**

*Zitat aus Kravchenkos Erklärung nach seinem Untertauchen, veröffentlicht am 4. April 1944  
– Erste Reaktionen – Joseph Starobin – Sowjetagenten zeigen sich.*

I

Die Zeitungsberichte über meinen Bruch mit der Sowjetregierung sagten, ich sei durch den stalinistischen Kommunismus enttäuscht worden, nachdem ich die amerikanische Demokratie kennengelernt hätte. Es sei meine unmittelbare Erfahrung mit der amerikanischen Freiheit gewesen, die mich dazu verführte, die Sowjeteinkaufskommission zu verlassen.

Dies gab der ganzen Geschichte einen dramatischen Anstrich und war für Amerika ein hübsches Kompliment. Aber es entsprach nicht der Wahrheit. In Wahrheit hatte ich meinen Entschluß, die totalitäre Zwangsjacke bei der nächstbesten Gelegenheit auszuziehen, wo und wann auch immer sich diese bieten mochte, schon lange gefaßt. Hätte man mich nach China oder Patagonien geschickt, statt nach Amerika, so hätte ich genau denselben Versuch gemacht, meine Freiheit zu erobern, um der Aufgabe willen, die ich mir gestellt hatte.

Ich hatte diese Verpflichtung bewußt übernommen, obschon ich den genauen Punkt in meinem inneren Leben, wann dies geschah, nicht angeben kann. Sie war das Ergebnis von Gefühlen, die in mir langsam aber unvermeidlich herangereift waren. Ich stand unter dem Zwang meiner ganzen Persönlichkeit und meiner Gedanken. Eine Kindheit, die vom Idealismus meines Vaters durchdrungen war, und der tiefe, religiöse Glauben meiner Mutter, hatten mich dazu bewegt. Ihre Güte und ihre Menschenliebe waren verschieden und doch im Grunde gleichgerichtet. Und es war dieser Grund und Kern, der zweifellos auch in mir wirkte.

In mir lebte auch jener Geist der Nation, der in seinen dunkelsten Zeiten und unter den despotischsten und grausamsten Führern Rebellen erzeugt hatte. Dieses eine weiß ich: Hätte ich es für möglich gehalten, innerhalb der Sowjetgrenzen für die Freiheit zu kämpfen, so wäre ich dort geblieben ... Hätte eine wirkliche Hoffnung zum Besseren bestanden — die Einführung politischer und wirtschaftlicher, demokratischer Freiheiten oder die Abschaffung des internationalen kommunistischen Programms durch die Führer der Regierung —, so wäre ich dort geblieben. Unglücklicherweise bewegte sich

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

die Regierung mit jedem Jahr nicht etwa in der Richtung auf jene Menschenideale, sondern von ihnen fort.

Die Hoffnung für unser Rußland wurde immer trüber, die wirtschaftlichen Freiheiten und demokratischen Garantien entschwanden immer mehr, und schließlich schien selbst die Erinnerung an solche Güter zu erlöschen. Die Verheerungen der Machtwillkür wuchsen an Größe und Unbekümmertheit. Während des Krieges gab es einen Augenblick, da einige von uns glaubten, die Prinzipien der Atlantic-Charta und die Versprechen der "Vier Freiheiten" würden auch auf unser Land übertragen. Aber wir sahen uns in diesen Illusionen rasch enttäuscht. Für unser Land und unser Volk waren diese Dokumente wertlose Papierfetzen.

Warum ich diese Zwangsjacke noch sieben Monate nach meiner Ankunft in den Vereinigten Staaten trug? Die Antwort lautet: Ich brauchte Zeit, um das Terrain zu überschauen und meine psychologischen Kraftreserven zu sammeln, ehe ich den schrecklichen Sprung wagte. Genau so geht es einem Sträfling, der sich zur Flucht entschlossen hat: Er macht sich zuerst mit den Gewohnheiten der Wächter und der Geographie seiner Umgebung vertraut.

Ein unter der Sowjetbevormundung aufgewachsener Russe ist bei seinem ersten Gang ins Ausland ein verwirrtes und hilfloses Geschöpf. Die einfachsten Alltäglichkeiten werden ihm zu Problemen. Er entdeckt, daß er anders denkt und anders fühlt, als seine Umgebung. Er braucht Zeit, um Schicht um Schicht seiner totalitären Einstellung abzutragen, und dieser Vorgang ist keineswegs leicht.

In Amerika war ich fremd, ohne einen einzigen Freund außerhalb der Sowjetwelt, ohne die Beherrschung der Sprache und ohne die Möglichkeit, mich wirtschaftlich über Wasser zu halten. Hätte ich in Amerika ebenso viele offene und versteckte Freunde gehabt wie die Sowjetdiktatur, so wären diese Probleme leicht zu lösen gewesen ... Schließlich sollte mich wohl meine Übung und Erfahrung im Ingenieurberuf instandsetzen, meinen Lebensunterhalt zu verdienen. Aber im Augenblick meiner Loslösung von der Kommission mußte ich ohne Geld, ohne Freunde und ohne Hilfe der schrecklichen Maschinerie der Verleumdung und Rache entgegentreten, die meinen beleidigten Gefängniswärtern zur Verfügung stand. Sieben Monate waren tatsächlich eine kurze Zeit, um mich in Amerika zu akklimatisieren, um einen kleinen Wortschatz zu lernen und einige menschlichen Beziehungen aufzubauen.

Ich war mir wenigstens einen Monat vorher im klaren, daß ich den unwiderruflichen Schritt Ende März 1944 wagen würde. Den größten Teil dieses Monats verbrachte ich auf Reisen: Zwei Fahrten, die eine nach Lancaster in Pennsylvanien und die andere nach Chicago. Mein Hauptanliegen war die Sicherstellung meiner Freunde und Kollegen in der Kommission und in Rußland. Ich verriet meine Pläne keinem von ihnen, weder durch Worte noch durch Gebärden, obschon ich dringend Helfer brauchte und mich

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

gerne jemandem anvertraut hätte. Ich wußte allzu genau, was es für einen Sowjetbürger bedeutete, falls auch nur ein Schatten von Schuld auf seinen Ruf fiel, sobald sich einmal die NKVD meines "Falles" annehmen würde.

Ein zweites Anliegen bestand darin, der Kommission keinen Anlaß zu bieten, wilde Angriffe auf meinen Charakter vorzubringen. Mein Ruf in der lebenswichtigen Pacht-Leih-Arbeit war fleckenlos, und ich wollte ihn bis zum Ende rein erhalten. Deshalb vollendete ich, so weit als möglich, die mir übertragene Arbeit und ließ alles in so guter Ordnung zurück, daß ein anderer Spezialist jederzeit die Arbeit dort fortsetzen konnte, wo ich sie abgebrochen hatte. An meinem letzten Morgen im Hauptquartier der 16. Straße beschäftigte ich mich noch sorgfältig mit meinen finanziellen Verhältnissen. Dreißig Dollar sollten mir noch ausbezahlt werden, und ich war bei meiner Abreise darüber froh, obschon jeder Dollar in diesem Augenblick für mich den tausendfachen Wert besaß.

Meine Flucht habe ich in den ersten Seiten dieses Buches bereits beschrieben. Ich war nun zu einem staatenlosen Menschen geworden. Ich war nun die Zielscheibe der Wut der amerikanischen Kommunisten, und was noch viel schlimmer war, der Wut ihrer selbstgerechten Anhänger geworden. Ich hatte mich zur Zielscheibe des mörderischen Hasses der stärksten und unerbittlichsten Regierung der Welt gemacht.

Meine Zukunft war dunkel und unruhig. Absichtlich und in vollem Bewußtsein der schrecklichen Folgen, hatte ich eine unsichere Freiheit gegen eine bequemere Versklavung eingetauscht. Nur der abgehärtete Untertan eines modernen diktatorischen Polizeistaates kann diese Furcht ganz verstehen, welche eine despotische Macht, Allgegenwart und Gemeinheit dem Herzen eines Mannes einflößen kann.

Als ich Washington verließ, wußte ich, daß bereits ein formeller Entscheid der Kommission (von Moskau ratifiziert) bereit lag, der mich zu einer Dauerstellung in ihrem Stab ernannt hätte. Dies bedeutete eine wesentliche Beförderung. Ich sollte einige Tage später, am 3. April, mit dem Segen Moskaus diese Arbeit beginnen. Später hätte ich dann mit meiner ausländischen Erfahrung als getreuer Sohn Stalins, der allen Stürmen der Bourgeoisversuchen getrotzt hatte, nach Hause zurückkehren können. Es hätte dann keine Stufe mehr gegeben, die ich auf der Leiter der Bürokratie nicht hätte erklimmen können.

Aber auch auf diesen Höhen wäre ich genau so sehr Sklave des *Wlast* geblieben, hätte meinem Volk nicht dienen können und wäre mit seinen Unterdrückern verbündet gewesen. Ich wählte absichtlich das Ausland. Ich benötigte zum Kampf gegen die Despotie die Freiheit, und um diese Freiheit zu erlangen, war ich bereit, viel Schwierigkeiten, wirtschaftliche Gefahren und körperliche Bedrohungen auf mich zu nehmen. Von jetzt an gab es keinen Victor Kravchenko mehr. Seine Identität war ausgelöscht. Jetzt war er Italiener, Jugoslawe, Portugiese, alles, nur kein Russe. Was ich

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

nicht alles für Namen hatte! In einem trüben und niederdrückenden Hotel in Manhattan bereitete ich jene Erklärung vor, von der ein Teil in der "New York Times" und anderen Zeitungen am 4. April 1944 erschien. Wenn ich sie jetzt, da der Krieg siegreich beendet ist, wieder durchlese, so gibt es nichts in meiner Aussage, das ich verbessern möchte. Im Gegenteil, die Zeit hat meine Befürchtungen und Warnungen bestätigt. Ich klagte damals den Kreml an, er "verfolge Ziele, die mit der Zusammenarbeit mit den Alliierten nicht in Einklang ständen", während er offiziell mit England und Amerika verbündet sei. Nach der scheinbaren Auflösung der kommunistischen Internationale, schrieb ich, fahre Moskau fort, die kommunistischen Bewegungen überall zu fördern. An Hand von Stalins Politik gegenüber Polen, dem Balkan, der Tschechoslowakei, Ungarn, Österreich und anderen Ländern versuchte ich, nachzuweisen, daß seine Ziele rein sowjetisch und undemokratisch seien. Ich fügte dann hinzu:

"Unter dem Vorwand, in den vom Faschismus befreiten Ländern die Demokratie einzuführen, hat die Sowjetregierung zu Hause nicht einen einzigen ernstlichen Schritt unternommen, um die elementaren Freiheiten dem russischen Volk zu garantieren. Das russische Volk ist wie früher von unaussprechlicher Bedrückung und Grausamkeit unterjocht, während die NKVD mit ihren Tausenden von Spionen fortfährt, die Völker Rußlands mit ihrer ungezügelten Schreckensherrschaft zu unterdrücken. In den von den Nazi gesäuberten Gebieten führt die Sowjetregierung ihr politisches Regime der Gesetzlosigkeit und Gewalt wieder ein, während Gefängnisse und Konzentrationslager wie bisher weiter existieren. Die Hoffnungen auf politische und soziale Reformen, die das russische Volk bei Kriegsausbruch hegte, haben sich als leere Illusionen erwiesen ... Mehr als jedes andere Volk, verdient das russische die Garantie der elementaren politischen Rechte — echte Rede- und Pressefreiheit, Befreiung von Not und Befreiung von Furcht. Was das russische Volk von seiner Regierung erhalten hat, sind bloße Lippenbekenntnisse dieser Freiheiten. Jahrelang hat es unter beständiger Furcht und Mangel gelitten. Das russische Volk hat mit seinen unermeßlichen Opfern, die das Land und die bestehende Regierung selbst gerettet haben, eine andere Behandlung verdient, da es dadurch dem Faschismus die entscheidenden Schläge versetzte und den Lauf des Krieges änderte."

Seit ich diese Worte geschrieben, ist nichts geschehen, was dieses Bild verändert hätte. Die stalinistische Diktatur dauert in ihrer Grausamkeit und Macht weiter, und die Methoden ihres Terrors sind nicht gemildert worden. Ich darf von einem Durchschnittsbürger einer demokratischen Nation nicht erwarten, daß er das wahre Wesen einer totalitären Tyrannei versteht. Jene Männer, die die Anklagen gegen die Naziverbrecher entwarfen, kamen mit ihrer Schilderung der Naziregierung einem solchen Verständnis nahe. Als ich ihr Dokument las, konnte ich nicht umhin, auszurufen: "Hier endlich finde ich eine treffende Beschreibung des Sowjetregimes! Wir brauchen bloß einige Namen zu ändern, das Wort *Nazi* mit *Sowjet* zu vertauschen, und wir erhalten ein getreues Bild der Kremlregierung."

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Die Anklagen gegen die Nazi zeigen das Führerprinzip als zentrale Macht in der faschistischen Lehre und Praxis. Es ist nicht minder auch das Prinzip des Kremls. Die Anklage erklärt: "Die Verschwörer erledigten alle anderen Parteien außer der Nazipartei ... verwandelten den Reichstag in eine Körperschaft ihrer eigenen Abgeordneten und verhinderten die Freiheit der Wahlen ... sie errichteten ein Terrorsystem gegen ihre Gegner und gegen die angeblichen verdächtigen Regierungsfeinde ..."

Abgesehen von der Identität von Verschwörern und Opfern, las ich hier eine Anklage gegen die Sowjetdiktatur und alle modernen totalitären Polizeistaaten.

Und doch finden manche Leute, welche die Hitlerverschwörer verurteilen, keine Worte, um die Sowjetverschwörer gegen die Freiheiten des russischen Volkes zu verdammen. Das Wecken des Weltgewissens gegen die russischen Greuelthaten ist eine Aufgabe, die noch immer ihrer Vollendung harret.

II

Die schlimmen Ahnungen, mit denen ich mein neues Leben begann, wurden durch die Ereignisse rasch bestätigt. Als die Nachricht meiner Tat in der Presse erschien, täuschte die Sowjeteinkaufskommission vor, mich gar nicht zu kennen. Offenbar wartete sie auf Instruktionen aus Moskau. Dann gab sie meine Existenz zu und begann jene unvermeidlichen Aussagen zu machen, die meinen Charakter beschmutzen sollten.

Ihre bedeutendste Waffe, die ich nicht vorausgesehen hatte, bestand in der Behauptung, ich sei noch immer Hauptmann in der Roten Armee. Damit versuchte sie meine politische Flucht in eine militärische Desertion zu verwandeln, um einen rechtlichen Vorwand zu haben, meine Auslieferung zu fordern. In Wirklichkeit hatte meine kurze militärische Laufbahn vor mehr als zwei Jahren in einem Spital geendet. Nachher war ich nur noch reiner Zivilfunktionär. Bevor das Kommissariat für Außenhandel mich ins Ausland schicken konnte oder wollte, war ich offiziell und völlig von allen militärischen Verpflichtungen befreit worden.

Die kommunistische und geheimkommunistische Presse warf sich begeistert in den Kampf. Die Schlagzeile des "Daily Worker" vom 5. April lautete: "Der Fall eines kleinen Deserteurs: Hier wendet sich Hitler an seine letzten Reserven." Der Artikel war von einem gewissen Starobin<sup>74</sup> unterzeichnet und im üblichen Stil der Parteibeschimpfung abgefaßt. Es lag darin aber ein Unterton, den der Uneingeweihte vielleicht nicht bemerkte, der aber meinen geübten Ohren deutlich genug klang.

---

<sup>74</sup> Joseph Starobin (1913-76), geboren in einer weißrussisch-jüdischen Familie in New York City, wuchs unter Sozialisten auf und radikalisierte sich währenddessen die Große Depression. Er war von 1945 bis 1954 Auslandsredakteur (bzw. -herausgeber) des Daily Worker. 1951 ging er ins europäische "Exil", "um dem McCarthyismus zu entkommen" (heißt es in einer amerikanischen Quelle).

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Es war der Ton einer unmittelbaren Drohung. Genosse Starobin berichtete über "einen ekelhaften Verrat eines Mannes, der sich selbst Funktionär der Sowjeteinkaufskommission schimpft". "Solche Verräter, angefangen bei Trotzki bis hinunter zu den Wichten wie Kravchenko", schrieb er, "können eine Zeitlang viele Leute täuschen. Aber ..." und nun kam die Warnung: "Die wachsame und rächende Hand der fortschrittlichen Menschheit erreicht auch sie und wird sie schließlich vernichten."

Beim Lesen dieser Worte erinnerte ich mich daran, daß diese wachsame und rächende Hand im Falle Trotzkijs eine Spitzhacke ergriff, womit sie ihm in Mexiko City den Schädel einschlug. Nach einigen weiteren verleumderischen Abschnitten kehrte Genosse Starobin wieder zu seinem Leitmotiv zurück. "Kravchenko lebte offenbar mit geborgter Zeit", erklärte er. Dann schloß er im Hinblick darauf, daß ich mich dem Schutz der öffentlichen Meinung Amerikas unterstellt hatte, wie folgt: "Unser Land ist kein Niemandsland für Feinde unserer Alliierten und unserer eigenen Kriegsanstrengungen ... Dies wäre ein trauriger Tag, wenn die Vereinigten Staaten eine Brutstätte für Eidechsen dieser Art würden, ein Asyl für Charaktere, die nicht Manns genug sind, dem Volk der Sowjetunion direkt zu sagen, was sie drückt, sondern ihr Herz der New York Times ausschütten."

Dadurch gab der "Daily Worker" den dümmern seiner Leser zu verstehen, jedermann, der "Manns genug" sei, könne dem Volk der Sowjetunion alles direkt sagen! Und dies nach dem Eingeständnis, ich hätte "auf geborgte Zeit gelebt", weil die Sowjetpolizei meine geheimen Gedanken nicht herausgefunden hatte! Ich sollte "vernichtet" werden — natürlich nicht durch die Geheimagenten von Starobins geistigem Vaterland, sondern von der "fortschrittlichen Menschheit".

Es machte mir keine Schwierigkeiten, diese Botschaft zu entziffern. Falls ich nicht schwieg, würde die "wachsame und rächende Hand" ihre edle Arbeit verrichten; es herrsche kein Mangel an Spitzhacken. Andere mochten diese Warnungen als bloße Rhetorik abtun, ich kannte jedenfalls die Methoden und die Agenten der Regierung, die ich verraten hatte, nur allzu gut.

Trotz meiner sorgfältigen Vorsichtsmaßregeln fiel es der Sowjetspionage in New York offenbar nicht schwer, mich aufzuspüren. Ihre Agenten schlenderten unverkennbar auf den Bürgersteigen vor meinem Hotel hin und her. Mehrmals wechselte ich die Hotels und meinen Namen. Hie und da glaubte ich, ihnen entgangen zu sein. Aber rasch genug hielten wieder dieselben Männer vor meinem Hause Wache. Wiederholt tauchte ich in der Untergrundbahn unter und fuhr in Taxis, um den Verfolgern zu entgehen.

Um mich eine Zeitlang von diesen nervenzermürenden Beobachtungen zu befreien, nahm ich eine Einladung an, einige Zeit bei neuen Freunden in einem Vorort einer Stadt



Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

des mittleren Westens zu verbringen. Diese Freunde waren Amerikaner, die mich aufgesucht hatten, nachdem einer meiner Artikel im "Cosmopolitan" erschienen war. Ich gab meine Abreise niemandem bekannt und glaubte, unbemerkt in den Zug gelangt zu sein. Ich täuschte mich. Meine Freunde, die mich am Bahnhof erwarteten, waren äußerst beunruhigt. Sie zeigten mir drei Männer, die uns seit einer Viertelstunde sorgfältig beobachteten, ohne ihr Interesse zu verschleiern.

Es herrschte kein Zweifel, daß das Trio mich erwartete. Einer von ihnen hielt seine Rechte in der Tasche, zog sie nie hervor und ließ mich keinen Augenblick aus den Augen. Als wir in unser Auto stiegen, nahmen die Fremden rasch ein zweites und folgten uns ganz offensichtlich. Wir fuhren aufs Geratewohl durch die Stadt, in der vergeblichen Bemühung, sie abzuschütteln. Erst als wir vor einem Polizeiposten vorfuhren, fuhr das andere Auto an uns vorbei und verschwand. Wir schrieben uns seine Nummer auf, und spätere Nachforschungen ergaben, daß sie gestohlen worden war. In den folgenden Tagen fuhr derselbe düstere Wagen oft an dem Vorstadthaus, in dem ich lebte, vorbei. Zudem kamen Fernanrufe aus New York, in denen mich geheimnisvolle "Freundesstimmen" warnten, mein Leben sei in Gefahr, und ich müsse mich verstecken. Offenbar sollten meine Gastgeber eingeschüchtert werden, um mich aus ihrem Hause zu entfernen und mich in irgendein geheimnisvolles Versteck zu bringen, wo ich leichter "vernichtet" werden konnte. Mir war, als sei ich wieder in Rußland und nicht in den Vereinigten Staaten. Ob ich jemals wieder imstande sein werde, ohne Angst um mein Leben zu wirken und zu arbeiten?

Meine Freunde hielten sich unter diesem Druck tapfer, und ich werde ihnen in alle Ewigkeit dafür dankbar sein. Mein Gastgeber ging Nacht für Nacht mit einer scharfen Axt ins Bett — die einzige Waffe im Hause — für den erwarteten Notfall. Andere Amerikaner — und ein paar Russen — in anderen Gegenden des Landes, ließen sich von den Sowjeteinschüchterungen nicht kleinkriegen und wachten über meinem Leben, während ich an diesem Buch arbeitete.

Nun ist das Buch vollendet. Ich habe meine Geschichte erzählt. Die Mörder, die angeblich der "fortschrittlichen Menschheit" dienen, haben vielleicht doch noch Erfolg und können mich "vernichten". Die geborgte Zeit mag aufgebraucht sein. Aber sie können diesen Bericht nicht vernichten, den ich dem leidenden russischen Volke widme, aus dem ich stamme. Ich wage zu hoffen, daß ihm eines Tages die wirkliche Freiheit und die wirkliche Wirtschaftsdemokratie zuteil wird.

Wenn dieser Tag anbricht, werden wir wirklich dem Ideal einer einheitlichen Welt nahe stehen. Solange noch ein Sechstel der Erdoberfläche, der jetzt durch den Zuwachs der verratenen kleineren Nationen noch größer wurde, unter totalitärer Sklaverei und in einer geistigen Verdunkelung lebt, kann der Friede bestenfalls eine unsichere Sache sein.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Der nächste Schritt zur Weltsicherheit liegt nicht in einer Weltorganisation - obschon auch diese kommen muß —, sondern in der Befreiung der russischen Massen von ihren Tyrannen. Man braucht bloß anzunehmen, Rußland werde durch irgendein Wunder plötzlich demokratisiert, um zu erkennen, daß die meisten Spannungen, die heute den Frieden der Menschheit bedrohen, von selbst nachlassen und eine ehrliche Zusammenarbeit auf der Welt möglich wird. Die Befreiung Rußlands von seinem totalitären Joch, mag man einwenden, sei eine Sache, die nur die Russen angehe. Wer so denkt, begeht einen großen Fehler. In mancher Hinsicht hängt die Sicherheit der ganzen Zivilisation und die Möglichkeit eines dauernden Friedens von dieser Befreiung ab.

Ich bin nicht optimistisch genug, um das Wunder in unserer Generation zu erwarten. Aber dies weiß ich bestimmt: Das Verständnis der russischen Wirklichkeit durch die demokratische Welt ist eine Vorbedingung für die Befreiung meines Landes von innen. Das Gewicht der Weltmeinung, die Hebelkraft ihrer geistigen Hilfe, die nun den Despotismus des Kremls stärkt, muß sich wandeln, um den russischen Aspirationen nach Freiheit Auftrieb zu geben und sie zu unterstützen.

Dieses Buch, geschrieben als Lebensgeschichte eines typischen Russen, dessen Freiheitsgefühl nicht vernichtet werden konnte, ist mein Appell an das demokratische Gewissen Amerikas und der Welt.

(29) **Nachwort Victor Kravchenko (1946)**

Ich begann die Arbeit an diesem Buch unmittelbar nach meiner Flucht aus der Sowjeteinkaufskommission und arbeitete daran Monat um Monat unter der schwersten Verfolgung und Lebensbedrohung. Ich mußte von Stadt zu Stadt wandern, beständig Hotels und Privathäuser wechseln, unter angenommenen Namen und angenommenen Nationalitäten leben und fand sichere Verstecke in den Häusern von Amerikanern oder Landsleuten. Allen, die mir mit ihrer Freundlichkeit und Hilfe beigestanden sind, möchte ich hier meine tiefe Dankbarkeit bezeugen.

Hätten mich die Sowjetagenten während dieser Zeit erwischt, so wäre ich wohl vernichtet oder, noch schlimmer, ich wäre in die Sowjetunion zur "Rechenschaftsablegung" zurückbefördert worden. Glücklicherweise geschah dies nicht, so daß ich heute zum erstenmal in meinem Leben frei für mein Land, mein Volk und mich selbst sprechen kann.

Als ich die Kommission verließ, wütete noch immer der Krieg. Die Wichtigkeit der militärischen Zusammenarbeit zwischen den westlichen Demokratien und der totalitären Sowjetunion legte mir große Zurückhaltung auf. Ich nahm sie willig an. Die Notwendigkeit des gemeinsamen Sieges ging allem anderen vor. Jetzt aber, da der Krieg siegreich beendet ist, halte ich es nicht nur für berechtigt, sondern auch für meine ausdrückliche Pflicht, alles ehrlich und so wirksam wie möglich zu sagen. Deshalb dieses Buch.

Das Volk meines Landes befindet sich in den Klauen des Polizeistaates. Es kann seine Ansichten, seine Hoffnung und sein Elend der Welt nicht mitteilen. Indem ich das wahre Gesicht der Kremldiktatur den Völkern und Regierungen der demokratischen Länder enthülle, leiste ich einen kleinen Beitrag, um die Welt vor einer Selbsttäuschung zu bewahren. Zum Aufbau einer besseren Welt brauchen wir größeres gegenseitiges Verständnis und engere Freundschaft zwischen den Völkern dieser Erde, nicht nur zwischen ihren Regierungen.

Die kommunistische Diktatur in der USSR ist nicht nur ein Problem des russischen Volkes oder der Demokratien. Es ist das Problem der ganzen Menschheit. Die Welt wage nicht, dem Martyrium eines großen Teiles der menschlichen Rasse, die einen Sechstel der Erdoberfläche bewohnt, weiterhin den Rücken zu kehren. Dieser Erdteil wird von einer vergötterten Führerschicht beherrscht, die sich auf den Parteiapparat des Politbüros und auf eine mächtige Polizeimacht stützt. Das Zweihundertmillionenvolk Rußlands besitzt keine Stimme, um sein eigenes Schicksal zu bestimmen und ist völlig von den Völkern und Gedankengängen aller anderen Länder abgeschnitten.

## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Obschon die Kremlführer ihren eigenen Untertanen die primitivsten wirtschaftlichen und politischen Freiheiten vorenthalten haben, versuchen sie und ihre Anhänger im Ausland, die übrige Welt glauben zu machen, das Sowjetsystem fördere die Freiheit — es sei die einzige wirkliche Demokratie verglichen mit den "altmodischen" Spielarten.

Natürlich schrieb ich dieses Buch auf Russisch, und es mußte ins Englische übersetzt werden. Der englische Text wurde vor der Veröffentlichung in Amerika überarbeitet. Alle Tatsachen, Geschehnisse, persönlichen Erfahrungen, politischen Ereignisse, Bilder und Charakteristiken wurden bis in die kleinsten Einzelheiten getreu meinem russischen Original übersetzt. Überdies habe ich den fertigen englischen Text persönlich überprüft und die letzte Fassung selbst herausgegeben.

Ich versuchte, dieses Buch auf einer persönlichen autobiographischen Linie zu halten. Es war deshalb notwendig, viel Material auszulassen, das sich mit den komplizierten politischen, administrativen und polizeilichen Formen und anderen Problemen des Sowjetstaates befaßt. Dieses Material werde ich später veröffentlichen.

In einigen Fällen war ich genötigt (um unschuldige Leute vor der erbarmungslosen Rache des Sowjetstaates zu schützen), einige Namen zu ändern, einige Orte zu tarnen und einige äußere Umstände abzuwandeln. Wo solche Änderungen notwendig wurden, bleiben die Geschehnisse trotzdem völlig wahr, und ihre Bedeutung in der Erzählung wird dadurch nicht berührt.

Ich widme dieses Buch dem russischen Volk, aus dem ich stamme. Ich widme es dem Andenken jener Millionen, die im Kampfe gegen den Sowjetabsolutismus fielen; den Millionen Unschuldiger, die in den unzähligen Gefängnissen und Zwangarbeitslagern des Kremls schmachten; dem Gedächtnis der Millionen Landsleute, die bei der Verteidigung unseres geliebten Vaterlandes starben und von einer besseren Zukunft unseres Volkes träumten. Ich widme dieses Buch den fortschrittlichen und sozial gesinnten Menschen auf der ganzen Welt, die im Kampfe um ein freies demokratisches Rußland mithelfen, ohne das es keinen dauernden Frieden auf der Welt geben wird.



New York, 11. Februar 1946

## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus



<sup>75</sup> Standbilder aus dem Film *L'Affaire Kravchenko - La guerre froide à Paris* (Arte France 2009)  
Mitte rechts: Margarete Buber-Neumann; darunter links: General Rudenko

## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

#### Mondrian Graf v. Lüttichau Nachwort zur Neuausgabe (2023)

Хранить вечно – Für immer bewahren!  
Lev Kopelev

"Bei ihm kommen Millionen zu Wort, die man der Stimme beraubt hat."  
Maître Izard über Kravchenko (Nossik, S. 269)

Die Russen haben einen besonderen Ausdruck: Wlast — "die Macht". Es bedeutet Regierung, die höchste Macht. Aber es bedeutet noch viel mehr: Stalin, das Politbüro, die Geheimpolizei, Stalins Lieblinge, seien sie nun in öffentlichen Stellungen oder Hofleute ohne Titel. Im Munde des Durchschnittsbürgers schwingen bei diesem Wort Obertöne der Ehrfurcht und Untertöne des Grolls mit, es schließt "unsere Herren" ein, und drückt die unermessliche Kluft zwischen ihnen und dem gewöhnlichen Volk aus.  
Victor Kravchenko

Seine Kunst bestand darin, sie gleich zu machen. Mit den Jahren wurde das immer einfacher. Die Kunst wurde zu einem Handwerk. Er lernte es, sich mit handwerklichen Mitteln in den für eine bestimmte Arbeit notwendigen seelischen Zustand zu versetzen. Sowohl sein Zorn als auch seine scheinbare Anteilnahme waren Teil seines Handwerks. Er hatte nur zwei Gefühle, die echt, nicht vorgetäuscht waren – Verachtung und Angst. Verachtung gegen Menschen, die er bei Verhören in die Knie zwang und zerbrach, und Angst um seine Existenz.  
Israil Metter: Die fünfte Ecke (S. 35)

"The trial with which we are concerned must be included in the number of those events of international importance which subject the conscience of the world to a violent shock, which oblige it to push forward in its evolution."  
Staatsanwalt im Pariser Prozeß

"Unsichtbar macht sich die Dummheit, indem sie sehr große Ausmaße annimmt. Ganz ungereimte Behauptungen sind unwiderlegbar."  
Bertolt Brecht: TUI-ROMAN (um 1930)

"Wer glaubt schon persönlichen Eindrücken?"  
Boris Nossik (1989)

## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Victor A. Kravchenko<sup>76</sup> wurde geboren am 11. Oktober 1905 in Jekaterinoslaw (heute Dnipro/Ukraine); er starb am 25. Februar 1966 in Manhattan. Er war ein sowjetischer Ingenieur und späterer Handelsdiplomate in Washington, D.C., der dort 1944 um politisches Asyl gebeten hatte. Sein 1946 veröffentlichtes Buch *I CHOSE FREEDOM* war das erste umfassende Zeugnis zur terroristischen Bürokratie des sowjetischen Stalinismus jener Zeit. Es erregte weltweites Aufsehen und wurde in viele Sprachen übersetzt.<sup>77</sup> –

Das kommunistisch-sowjetische Projekt einer neuen Form von Staat und Gesellschaft galt seit seinem Anfang (mit der Oktoberrevolution 1917) bei vielen fortschrittlich orientierten Menschen als Anknüpfung an die Ideale der Französischen Revolution, gab Hoffnung auf eine Gesellschaft im Zeichen von Menschenwürde, Gleichberechtigung, Demokratie. Insbesondere sehr viele Intellektuelle und Künstler\*innen in den westeuropäischen Staaten waren solidarisch mit dem sowjetischen Staat – umso mehr während des Zweiten Weltkriegs, als Sowjetrußland entscheidenden Anteil am Sieg über Nazideutschland hatte. Angesichts irritierender Hinweise auf die Realität in Sowjetrußland zeigte sich gerade bei idealistisch Gesonnenen häufig die Argumentation des zweckheiligenden Mittels. So argumentierte selbst der bedeutende Theologe Karl Barth: "Was in Sowjetrußland – es sei denn: mit sehr schmutzigen und blutigen Händen, in einer uns mit Recht empörenden Weise – angefaßt worden ist, das ist immerhin eine *konstruktive* Idee, immerhin die Lösung einer Frage, die auch für uns eine ernsthafte und brennende Frage ist und die wir mit unseren sauberen Händen nun doch noch lange nicht energisch genug angefaßt haben: *der sozialen Frage*."<sup>78</sup>

Auf diesem Hintergrund war Kravchenko mit dem Wunsch, in den USA Aufnahme zu finden, auf gemischte Gefühle gestoßen. Bis zum Ende der Präsidentschaft von Franklin D. Roosevelt (1945) blieb die amerikanische Regierung offen für das Anliegen der sowjetischen Behörden, ihn als "Verräter" an sie auszuliefern. Die stalinfreundliche Haltung der Regierung Roosevelt voraussehend, trat Kravchenko die Flucht in die Öffentlichkeit an: Als die *New York Times* am 4. April 1944 seine Erklärung zu den

---

<sup>76</sup>Виктор Андреевич Кравченко. Sein Name wird in den Medien meist in der englischen Transkription "Kravchenko" geschrieben; aufgrund der von ihm erlangten amerikanischen Staatsbürgerschaft dürfte dies die offizielle Schreibweise seines Namens sein. Im deutschen Sprachraum taucht gelegentlich (z. B. bei Wikipedia) noch die traditionelle Transkription "Wiktor Andrejewitsch Krawtschenko" auf.

<sup>77</sup> In seinem Prozeß gegen die französische Zeitschrift *Les Lettres françaises* (1949, siehe hier in der Folge) erwähnt Kravchenko, daß sein Buch "in vierzig amerikanischen Zeitungen gleichzeitig als Fortsetzungsroman veröffentlicht wurde". (Berberova 1991, S. 72)

<sup>78</sup> Karl Barth: *Die Kirche zwischen Ost und West*, in Ders.: *DER GÖTZE WACKELT. ZEITKRITISCHE AUFSÄTZE, REDEN UND BRIEFE*, Berlin 1961, S. 137

Gründen abdruckte, in den USA bleiben zu wollen, schützte sie Kravchenko vor der Überstellung an die sowjetischen Alliierten. –

Für Menschen in westlichen Ländern, die oft in gläubiger Unbedingtheit an ihrem Ideal einer fortschrittlich menschenwürdigen Sowjetgesellschaft hingen, bedeutete Kravchenkos Zeugnis Skandal und Tabubruch – wogegen eine Vielzahl auch prominenter Intellektueller und Künstler mit allen Mitteln der medialen Öffentlichkeit Einspruch erhob. In einer kommunistisch orientierten französischen Zeitung (Les Lettres françaises) erschien ein übel diffamierender Artikel, in dem nicht nur die Aussagen des Kravchenkobuches insgesamt bestritten, sondern auch der Autor in jeder nur möglichen Weise persönlich diffamiert wurde. Deshalb verklagte Kravchenko die Zeitung wegen Verleumdung. In einem ebenfalls aufsehenerregenden Prozeß wurde monatelang gestritten – nicht eigentlich um ein Buch oder Kravchenkos Persönlichkeit, sondern um die Situation im sowjetischen Staat!

Kravchenkos Buch war nicht die einzige frühe Veröffentlichung eines Überlebenden des stalinistischen Terrors. Die nur um ihn entstandene öffentliche Aufregung zeigt nicht zuletzt das Versagen von Öffentlichkeit und Medien. Retrospektiv wird deutlich, wie leicht es sich gerade die formal an Menschenrechten orientierte linke Öffentlichkeit über Jahrzehnte gemacht hatte (und noch weitere Jahre machte), wenn es um die Realität in der Sowjetunion ging. Niemand wollte es so genau wissen; das sowjetische Experiment blieb allzu lange ein kollektiver Wunschtraum – noch bis in die Zeit der '68er Bewegung.

Victor Kravchenkos Zeugnis in Verbindung mit dem von ihm angestregten Prozeß (den er gewann) lenkte erstmals die Aufmerksamkeit der Weltöffentlichkeit auf die menschenverachtenden, die mörderischen Zustände in der stalinistischen Sowjetunion.

Kravchenkos Buch I CHOSE FREEDOM erschien auf Deutsch 1947 in Zürich, zwei Jahre später kam eine Ausgabe in Hamburg heraus, dann war Schweigen in der ja keineswegs kommunistenfreundlichen jungen BRD. Ob das an einer zu diesem Zeitpunkt noch vorherrschenden Anpassung an die politischen Vorgaben "der Alliierten" lag? (Die Beißhemmung gegenüber der Sowjetunion wird deutlich an einem Artikel im SPIEGEL [21/48], der hier im Anhang dokumentiert wird) Die hier vorliegende Ausgabe beim Verlag Autonomie und Chaos (2023) ist die erste und (bisher) einzige deutschsprachige Neuauflage.<sup>79</sup> –

---

<sup>79</sup> In englischsprachigen Ländern, in Frankreich sowie in Rußland und in der Ukraine findet sich Kravchenkos Buch noch immer im öffentlichen Diskurs. Englische Neuauflagen gab es 1988 und 2016.



Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Spätestens nach dem russischen Überfall auf die Ukraine läßt sich die Frage nicht verdrängen, inwieweit es innere Verwandtschaften geben könnte zwischen dem sowjetischen Stalinismus (auch der Zeit nach Stalin) und dem von Wladimir Putin bestimmten aktuellen politischen System in Rußland. Ich meine, wir (im Westen) sollten uns bemühen, mehr zu verstehen von unserem Nachbarn Rußland, von der Entwicklung der russischen Gesellschaft, von Lebensgefühl und Lebenssituation auch der dörflichen und kleinstädtischen Bevölkerung dieses größten Flächenstaates der Welt, um von daher den an der Entwicklung einer demokratischen Zivilgesellschaft in Rußland Interessierten solidarisch die Hand reichen zu können.

Auch solche Überlegungen trugen bei zur Neuausgabe. Etliche im Anhang dokumentierte Auszüge aus anderen Veröffentlichungen könnten Ausgangspunkte sein für weitere Lektüre.

### Rußland

Wie in jeder traditionell, kulturell eigenständigen staatlichen Einheit muß auch in dem Gefüge "Rußland" der Wert einer menschenwürdigen, demokratischen Zivilgesellschaft erst gelernt werden; und wie in jedem Staat dauert das mehrere Jahrhunderte – wobei das Resultat niemals gesichert ist. Wie oft, standen auch in Rußland Schriftsteller am Anfang. Denjenigen, die eine Annäherung an westeuropäische Lebensformen und Institutionen befürworteten, standen immer auch nationalromantisch geprägte "Russophile" oder "Slawophile" gegenüber, die einen spezifisch russischen Weg in die Moderne suchten und die Übernahme westlicher Werte ganz oder zum großen Teil ablehnten. Vieles vom Leben in Eußuland im 19. und 20. Jahrhundert läßt sich für uns höchstens noch in literarischen Werken nachspüren, – Bücher, die auf Deutsch oft nur einmal erschienen sind: in der DDR. Manche Erzählungen des vagabundierenden, singenden Schriftstellers Skitalez (Stepan Petrow, 1869–1941), lesen sich wie Zündfunken der Revolution 1905. Der Autor ist heute nahezu vergessen; es gibt nichtmal einen russischen Wikipedia-Artikel für ihn.<sup>80</sup>

Die Narodniki (oder Volkstümler) waren eine sozialrevolutionäre Bewegung im Russischen Kaiserreich, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Erscheinung trat. Im Vordergrund standen revolutionäre Intellektuelle, die das einfache Volk über soziale Mißstände aufklären wollten. Propagiert wurde die Erneuerung Rußlands durch eine Bauernbewegung hin zu einem Sozialismus, in dessen Mittelpunkt die

---

<sup>80</sup> Siehe auch die wunderbare Sammlung von Lola Debüser (Hrsg.): ZAR AGGÄUS & ANDERE. PHANTASTISCHE ERZÄHLUNGEN, KUNSTMÄRCHEN UND PARABELN VON PUSCHKIN BIS GORKI (Leipzig 1981)

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Dorfgemeinde stehen sollte. Die Narodniki sahen in der Dorfkommune eine Möglichkeit, die Entwicklung zum Kapitalismus zu umgehen und auf direktem Wege den Sozialismus zu erreichen. Trotz der wichtigen Fortschritte in der russischen Landwirtschaft nach der Bauernreform von 1861 waren diese neuen Strukturen für sie ein künstliches Produkt, das keinen Zusammenhang mit der russischen Geschichte aufwies. Im Frühjahr 1874 erfolgte ein spontaner und unorganisierter Aufstand, der niedergeschlagen wurde.

Bekanntere Vertreter dieser revolutionären Richtung waren Alexander Iwanowitsch Herzen, Nikolai Gawrilowitsch Tschernyschewski (WAS TUN?), Nikolaj Ogarjow und Pjotr Lawrowitsch Lawrow. Das Scheitern ihrer Kulturrevolution wie ihres Terrorismus führte namentlich Plechanow zur Ablehnung der Narodniki und zur Auffassung, daß die russischen sozialen Probleme nur durch den Marxismus und die Sozialdemokratie zu lösen seien.

Durch das Versäumnis innenpolitischer Reformen und den Konflikt zwischen Anhängern einer Annäherung an den Westen und Gegnern einer solchen Annäherung (Slawophile) geriet Rußland wirtschaftlich immer mehr ins Hintertreffen gegenüber den anderen Großmächten. Die Korruption im Land war weit verbreitet und höher als in den westlichen Ländern. Zudem war die starke Zentralisierung des Staates nicht immer von Vorteil. In Moskau und Sankt Petersburg, aber auch in anderen russischen Städten entstanden Kreise von Intellektuellen, Kommunisten und Anarchisten. Sie wurden von Zar Alexander III. brutal verfolgt. Sein Nachfolger, Nikolaus II. behielt die Politik seines Vaters bei. Hinzu kamen soziale Probleme, die im Zuge der Industrialisierung des Landes entstanden, sowie eine Hungersnot im Jahr 1890.

Das heterogene und schwärmerische Denken der Volkstümpler beeinflusste den Schriftsteller Lew Tolstoi und war auch die Triebfeder für die 1901/1902 gegründete russische Partei der Sozialrevolutionäre. Nach der Februarrevolution 1917 spaltete sich diese Partei: Ihr rechter Flügel wurde Teil der Koalition, die ab Mai 1917 die Provisorische Regierung bildete, und stellte ab Juli 1917 mit dem zu ihr gewechselten Alexander Kerenski den Regierungschef, während der linke Flügel nach der Oktoberrevolution zusammen mit den Bolschewiki vom 8. Dezember 1917 bis zum März 1918 regierte, sich aber in Folge gegen die Politik der Bolschewiki wandte. –

Sowohl die "russophil" oder "slawophil" orientierten Revolutionäre als auch die "Volkstümpler" suchten eine eigene russische Fortschrittlichkeit, die sich mehr an traditionellen Formen des Lebens – in den Dörfern und Kleinstädten! – orientieren wollte als an dem Vorbild der westlichen (und städtischen) Gesellschaften. Dargestellt wird dieses traditionelle ländliche Leben unter anderem von den Erzählern Gleb Uspenski, Alexander St. Jakowlew, Pjotr Krasnow, Nikolai Leskow, Pawel Melnikov-

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Petscherski, Valentin Rasputin, Wassili Below, aber auch in den frühen Arbeiten Maxim Gorkis; Anklänge an diese Perspektive finden sich noch bei Alexander Solschenizyn.<sup>81</sup> Bei der Lektüre entsprechender Erzählungen und Romane wird deutlich, daß es sich hier offenbar um eine stabile Gemeinschaftlichkeit handelte, zu deren Selbstverständnis allerdings auch das (nicht unbedingt explizit infrage gestellte) patriarchalische, autoritäre zaristische System mit dem ihm eigenen Terror gehörte. Das Gefühl der Geborgenheit in Gottes Schutz – und auf der anderen Seite die Unterwerfung unter leidvolle Lebensumstände: diese beiden Faktoren ziehen sich offenbar durch die russische Geschichte, vielleicht bis heute. (Bekanntlich wurde die russisch-orthodoxe Kirche seit der Gorbatschow-Zeit sofort wieder zum bedeutenden gesellschaftlichen Faktor; mittlerweile unterstützt sie vorbehaltlos Putins Regime.)

Grundlegende soziale Spaltungen der Bevölkerung Rußlands sind Tradition seit dem patriarchalisch-autoritären Zarenreich. Damals standen die "Altgläubigen"<sup>82</sup> gegen die herrschende Religion. Ihre Altäre wurden versiegelt, Bischöfe eingekerkert. Im sowjetischen Rußland entstand die technisch-industrielle Aufrüstung – bei anhaltender Rückständigkeit der ländlichen Bevölkerung. Gorbatschows Revolution von oben konnte nichts ändern an den stalinistischen Machtstrukturen der lokalen Basis und damit auch nicht am entsprechenden traditionellen Selbstverständnis der Bevölkerungsmehrheit – für die auch diese grundlegende Veränderung etwas Oktroyiertes war: *von Moskau kommend*.<sup>83</sup> Putins Clique bedient sich derselben staatlich-gesellschaftlichen Tradition – mit eigenen Intentionen. Es ist nachvollziehbar, daß die Umwandlung derart riesengroßer, traditionell autoritär regierter Gesellschaften (neben Rußland gilt dies jetzt noch für China) jahrhundertlang dauert – zivilgesellschaftliches Selbstverständnis muß im wesentlichen aus der Bevölkerung heraus wachsen. (Der aktuelle informelle Widerstand in Rußland gegen Putins Krieg gegen die Ukraine könnte sich zu einer neuen Stufe eines solchen Bewußtseins entwickeln; im Mittelpunkt steht dort tatsächlich das Ziel einer "Zivilgesellschaft"; die weiß-blau-weiße Flagge ist ihr Symbol.<sup>84</sup>)

Das traditionelle Territorium Rußlands umfaßte mit rund 22,7 Millionen Quadratkilometern fast ein Sechstel des Festlandes der Erde. Es liegt auf der Hand, daß

---

<sup>81</sup> Eine eigene Position nimmt der aus dem russischen Adel stammende, während der Revolution nach Deutschland emigrierte Arzt und Schriftsteller Wladimir Lindenberg ein.

<sup>82</sup> vgl. Alexander St. Jakowlew, Pawel Melnikow-Petscherski, Nikolai Leskow (im Literaturverzeichnis).

<sup>83</sup> Mehrere Bücher von Swetlana Alexijewitsch dokumentieren erschütternd nachdrücklich die weitgehende Erosion sämtlicher gesellschaftlich-sozialer Selbstverständlichkeiten während der Gorbatschow/Jelzin-Zeit, zumindest in den Städten: SEHT MAL, WIE IHR LEBT. RUSSISCHE SCHICKSALE NACH DEM UMBRUCH (Berlin 1999) und SECONDHAND-ZEIT. LEBEN AUF DEN TRÜMMERN DES SOZIALISMUS (Berlin 2013/15) – Siehe Exzerpte aus beiden hier im Anhang.

<sup>84</sup> Weiß-blau-rot ist die Flagge Rußlands; der rote Anteil, verstanden als Symbol für Blut und Krieg, wurde in dieser Variante eliminiert.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

dieses riesige Herrschaftsgebiet niemals zentralistisch (wie es jedoch der Anspruch des Zarentums war) organisiert werden konnte. Die mehr oder weniger genuin gewachsenen traditionellen lokalen Sozialformen dürften die menschenwürdigste Gesellschaftsform gewesen sein, die es in diesem Teil der Erde je gab. Jedoch wurde ihnen in der politisch-gesellschaftlichen Weiterentwicklung nach dem Sturz des Zarenreichs niemals Rechnung getragen! –

Unter anderem in Novellen Valentin Rasputins und Wassili Belows<sup>85</sup> zeigt sich deutlich eine in sich ruhende dörfliche Interaktion, wie sie vermutlich auch während der Sowjetzeit noch existierte. Es ist nicht anzunehmen, daß der Bevölkerung in den russischen Weiten während aller Regime seither eine sozialverträgliche Entwicklung in die gesellschaftliche Normalität des 20./21. Jahrhunderts in Europa ermöglicht wurde.<sup>86</sup>

Das Schicksal des zaristischen Kosakengenerals und Schriftstellers Pjotr Nikolajewitsch Krasnow (1869-1947) steht für eine Amalgamierung ideologischer Tendenzen, die meist nur säuberlich getrennt voneinander diskutiert werden, was zum Verständnis der realen Komplexität in der Geschichte wenig beiträgt. Krasnow hielt widerständige, revolutionäre Bewegungen gegen das Zarentum bereits in den 20er Jahren für eine jüdische Verschwörung. Nach einer kurzzeitigen Koalition mit der Regierung Kerenski (1917) und dem Untergang seiner Kosakenarmee (von 30.000 Mann) emigrierte Krasnow nach Deutschland. Er trat mit pro-zaristischen und anti-bolschewistischen Publikationen an die Öffentlichkeit und sammelte um sich eine Kosakeneinheit, mit der er die deutsche Armee unterstützte. – Am Kriegsende ergab sich Krasnow mit den Überresten seiner Kosakentruppen in Österreich der britischen Armee. Ihnen wurde von Seiten der Alliierten zugesichert, daß sie als Emigranten nicht an die Sowjetunion ausgeliefert werden würden. Dennoch wurden die Kosaken, insgesamt ca. 50.000 Mann mit 11.000 Frauen und Kindern, im Mai 1945 bei Lienz an die Rote Armee ausgeliefert und zwangsrepatriert. Krasnow wurde zusammen mit anderen Kosakengenerälen, die ebenfalls mit den Deutschen kollaboriert hatten, in

---

<sup>85</sup> Wassili Below: WENN SICH MORGEN- UND ABENDDÄMMERUNG KÜSSEN (Berlin/DDR 1975); – Valentin Rasputin: ABSCHIED VON MATJORA (Berlin/DDR 1979). Dazu gab bzw. gibt es innerhalb der Sowjetunion unzählige nichtrussische Ethnien mit jeweils eigenen Traditionen sozialer Gemeinschaftlichkeit. Diese wurden im Zarenreich, in der Sowjetunion und jetzt wieder innerhalb der GUS Wladimir Putins entweder marginalisiert oder aber im Interesse einer russischen Minderheit (in einer bestimmten Region) instrumentalisiert. Vgl. dazu <https://www.gfbv.de/de/news/verlogene-minderheiten-politik-russlands-scharf-kritisiert-6294/>.

<sup>86</sup> Ein eigenes Problemfeld wurden die nach der Auflösung der Sowjetunion plötzlich brutal und blutig aufflammenden Nationalitätenkonflikte in verschiedenen ehemaligen Sowjetrepubliken (Georgier/Abchasen, Armenier/Aserbeidschaner), ähnlich auch nach dem Zerfall von Jugoslawien. – Wie ist sowas zu erklären? Vielleicht, daß viele Menschen, deren Persönlichkeit sich entwickelt hat in Orientierung an einer verbindenden gemeinschaftlichen Identität, den Verlust dieser Gruppenidentität nicht kompensieren können und sich umgehend zu einer anderen Gruppenidentität verbinden müssen, wobei Gruppenidentität bekanntlich am schnellsten durch ein gemeinsames Feindbild entstehen kann.

Moskau durch den Militärerrat des Höchsten Gerichts der UdSSR zum Tod verurteilt. Das Urteil gegen Krasnow wurde 1947 vollstreckt.

Pjotr Krasnow hat etliche, teilweise lesenswerte Romane geschrieben. Vor allem die frühen sind wohl unverzichtbar, um bestimmte Aspekte der geschichtlichen (der sozialpsychologischen) Entwicklung Rußlands nachzuvollziehen, einer Gesellschaft, die mehr war als zaristisch-bürokratische Diktatur – und die seit der Oktoberrevolution geradezu pulverisiert wurde ... ohne daß eine aus sich heraus lebensfähige Gesellschaft an ihrer Stelle entstand.

Bereits in seinem Roman FALLENDE BLÄTTER (1920) zeigt Krasnow in einem Handlungsstrang eine gebildete, reiche jüdische Familie, teilweise bewundert von der nichtjüdischen russischen Umgebung. Diese Familie wird in deutlichen Gegensatz gestellt zum mehr oder weniger abgewirtschafteten, dekadenten zaristischen Adel und Bürgertum. Die jüngere Generation der jüdisch-russischen Familie sympathisiert mit den russischen Revolutionären der Narodnaja Wolja, wobei die zum Ausdruck kommende Kritik an der zaristischen Diktatur noch heute als angemessen gesehen werden kann. Deutlich dargestellt wird zugleich in Krasnows Buch eine explizite Intention der jüdisch-russischen jungen Generation jener Familie, diese abgewirtschaftete Führungsklasse dereinst zu ersetzen durch die aufsteigende Schicht der jüdischen Rasse!<sup>87</sup> Als einzige ernstzunehmende Gegenkraft wird dabei die russisch-christliche Liebe und Güte gesehen, die es zu überwinden gilt!<sup>88</sup> Diese Interpretation teilte Krasnow vermutlich mit nicht wenigen Menschen; zumal dann deutlich wurde, wie viele der bolschewistischen Anführer aus jüdischer Familie kamen.<sup>89</sup> Insgesamt stellt der Roman FALLENDE BLÄTTER eine zunehmende, antisemitisch orientierte nationalistische Abgrenzung der fortschrittlichen jungen Generation der christlich-russischen von jüdisch-russischen revolutionären Gruppierungen dar: "Lisa ordnete sich den Führern der Landfremden nicht unter. Sie hoffte auf die Führer aus den Kreisen des Volkes, sie war überzeugt, daß das russische Volk selbst, ohne jüdische Führung, das richtige Wort finden würde. Und die Schule sollte den Prozeß der Volksentwicklung fördern."<sup>90</sup> Inwieweit dies der sozialen Realität entsprach, kann hier nicht geklärt werden; mir kam es darauf an, damals virulente ideologische Fronten anzudeuten.

---

<sup>87</sup> P. N. Krasnow: FALLENDE BLÄTTER (Jena o.J. [1925], S. 185)

<sup>88</sup> A.a.O., S. 199

<sup>89</sup> Noch heute findet sich unter den Nutzerkommentaren auf themenbezogenen russischen Blogs der Hinweis auf den Bolschewismus als jüdische Verschwörung, andererseits aber auch auf die Zerstörung der Sowjetunion durch jüdische Verschwörung.

<sup>90</sup> A.a.O., S. 441

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

In Kravchenkos Buch finden sich mehrfach Hinweise auf die Relevanz des patriotischen Selbstverständnisses in der Bevölkerung, im Gegensatz zu einer spezifisch sowjetischen Identität. Besonders deutlich wird dies im Zusammenhang mit den kriegsbedingten Anstrengungen: "Die ganze Organisation, von Pamfilow bis hinunter zum bescheidensten Schreiberlein, war von einem mächtigen Patriotismus erfaßt, der aus den tiefsten Tiefen der russischen Geschichte und der russischen Seele aufstieg. Die wenigen Agenten der stalinistischen Maschine im In- und Ausland, welche das alles als bolschewistisches Phänomen zu erklären versuchen, versündigen sich schwer gegen Rußland. Sie versuchen eine elementare und zeitlose Gewalt mit Ausdrücken kleinlicher Parteiideen zu deuten. Dies war nicht ein sowjetisches, sondern ein russisches Wunder. Wenn ich daran denke, wie ich selbst ehrlich und schonungslos unter den Führern, die ich haßte und denen ich mißtraute, gearbeitet habe, so sehe ich darin eine Art Symbol für Rußland im Krieg."

**Exkurs (1): Wladimir Uljanow (Lenin)**<sup>91</sup>

Der 21jährige Student Alexander Uljanow gehörte einer revolutionären Gruppe an, die Zar Alexander III. umbringen wollte. Er starb 1887 am Galgen. Sein vier Jahre jüngerer Bruder Wladimir gründete eine eigene Geheimorganisation, um das Zarenregime zu stürzen und seinen Bruder zu rächen. Wollte er zunächst noch Rußland modernisieren und den Sozialismus schaffen, entstand aus dieser Intention bald eine terroristische Diktatur unter Lenins Führung. Noch 1905 befand er auf gut marxistisch, in Rußland leide die Arbeiterklasse weniger unter dem Kapitalismus als unter dessen "mangelhafter Entwicklung", sie sei deshalb an der "breitesten, freiesten und schnellsten Entwicklung des Kapitalismus interessiert". Nach Marx erfüllte die Bourgeoisie nämlich eine progressive Rolle; eine Gesellschaftsordnung konnte erst untergehen, wenn sie ihre Volkswirtschaft nur noch behinderte, sich weiterzuentwickeln.

In der deutschen und schweizerischen Emigration lernte Lenin von 1900 bis 1917 den Vormarsch der Sozialdemokratie kennen, der im unterentwickelten Rußland die soziale Basis fehlte. Die SPD finanzierte ihm seine nach Rußland zu schmuggelnden Dissidentenblätter, Lenin aber brach zum erstenmal mit der reinen Lehre: Anstelle der von Marx proklamierten Selbstbefreiung der Arbeiter sollten Intellektuelle als berufsmäßige Agenten unmündige Proletarier auf den rechten Weg bringen: "Das politische Klassenbewußtsein kann in den Arbeiter nur von außen hineingetragen werden." So schrieb er es in München, wo er anfangs unter dem Decknamen *Meyer* lebte, in seine Programmschrift "Was tun?" Damit stellte er Marxens zentrale These, das gesellschaftliche Sein bestimme das Bewußtsein, auf den Kopf.

Er hatte durchaus begriffen, daß sein Entwicklungsland die notwendige Gesellschaftsepoche, den Kapitalismus, nicht überspringen konnte, um in den Sozialismus zu gelangen. Also folgte er, der Kapitalismus müsse von seiner eigenen Intellektuellenpartei organisiert werden. Anstelle der Marx'schen Ideen von einer Arbeiterselbstverwaltung proklamierte er, beeindruckt von der

---

<sup>91</sup> Zusammenfassung zu Lenin aus einem Artikel im SPIEGEL 29/1999 von Fritjof Meyer, Autor des Buches WELTMACHT IM ABSTIEG - DER NIEDERGANG DER SOWJET-UNION (1984). Er leitete seit 1966 die Ost-Berichterstattung des SPIEGEL. <https://www.spiegel.de/politik/auf-der-stelle-erschossen-a-1105bd09-0002-0001-0000-000013981253>

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Zuverlässigkeit der Deutschen Reichspost: "Unser nächstes Ziel ist es, die ganze Volkswirtschaft nach dem Vorbild der Post zu organisieren."

Das Resultat sollte zu einem Orwell-Staat gerinnen: "Die ganze Gesellschaft wird ein Büro und eine Fabrik mit gleicher Arbeit und gleichem Lohn sein ... Alle Bürger werden Angestellte und Arbeiter eines das ganze Volk umfassenden Staats-Syndikats."

Von Ludendorff, Deutschlands faktischem Diktator der letzten Kriegsjahre, übernahm Lenin die allgemeine Arbeitspflicht. In Deutschland sei das ein "staatsmonopolistischer Kriegskapitalismus", wußte er, ein "Militärzuchthaus für Arbeiter". Für Rußland bedeute es aber "unweigerlich einen Schritt, ja Schritte zum Sozialismus!" Seine Nachfolger behaupteten später, der Staatsmonopolismus sei sogar schon der Sozialismus.

Er wollte die Macht, und zwar eine Diktatur. Was hieß das? "Nichts anderes als die durch nichts eingedämmte, weder durch Gesetze noch durch allgemeingültige Regeln beschränkte, unmittelbar auf der Gewalt basierende Macht", so Lenin. Zulässig sei im Sozialismus auch die "diktatorische Macht einzelner Personen".

Lenins Mitarbeiter Leo Trotzki organisierte am 25. Oktober 1917 den Staatsstreich, er kostete nur sechs Tote, weil die Petrograder Garnison bereitwillig mitmachte. Die folgenden allgemeinen Wahlen zu einer verfassungsgebenden Nationalversammlung aber brachten den Kommunisten weniger als ein Viertel der Stimmen. Lenin ließ das erste wirklich frei gewählte Parlament Rußlands schon auf seiner Gründungssitzung am 18. Januar 1918 auseinanderjagen. Er führte Todesstrafe und Pressezensur wieder ein, unterband jegliche regimiekritische Demonstration.

Er nahm in den folgenden Monaten den Arbeitern, die ihre Betriebe besetzt hatten, und den Bauern ihren neuen Besitz wieder ab, indem er die Fabriken und den gesamten Grund und Boden verstaatlichte. Das Land durften Kleinbauern noch bewirtschaften, doch Lenin richtete sogleich 5000 Staatsgüter und 6000 Kolchosen ein.

Von der Administration eines großen Landes hatten Lenins Intellektuelle keine Ahnung, so griffen sie auf die Kader der Zarenbürokratie zurück. 89 Prozent der Führungsbeamten im Finanzministerium behielten ihren Schreibtisch, die meisten Kollegen vom Kaiserlichen Ministerium für Staatskontrolle saßen nun im Volkskommissariat für Staatskontrolle. Selbst die Gefängnisdirektoren blieben im Amt, derweil die Gefangenen wechselten. 41 Prozent des höheren Offizierskorps der neuen "Roten Arbeiter- und Bauernarmee" hatten schon dem Zaren gedient.

*"Lenin und seine Mitstreiter sind zu jedem Verbrechen fähig, sie sind bereits vom faulen Gift der Macht infiziert"*, wagte der Schriftsteller Maxim Gorki aufzubegehren – bis seine Zeitschrift *Nowaja schisn* im Juli 1918 verboten wurde und schließlich auch Gorki sich unterwarf und mit Stalin kollaborierte.

Dieser Lenin erfand für Rußland auch jene Geißel, welche die Tyrannen des 20. Jahrhunderts zur Korrektur ihrer Untertanen bevorzugten: "Man muß schonungslos Massenterror anwenden", telegraphierte er 1918 zur Niederschlagung eines Bauernaufstands, "verdächtige Personen in ein Konzentrationslager außerhalb der Stadt einsperren." – Drei Wochen nach der KZ-Verfügung schoß die Sozialrevolutionärin Fanni Kaplan auf Lenin: "Ich halte ihn für einen Verräter," sagte sie unter der Folter, "je länger er lebt, desto mehr wird die Idee des Sozialismus entstellt. Und das auf Dutzende von Jahren." Sie wurde ohne Gerichtsurteil im Kreml erschossen, die Regierung dekretierte den massenhaften "roten Terror" .

Im Bürgerkrieg mit den Armeen der Antikommunisten 1918 bis 1920 (bis zu zehn Millionen Tote) holte er mit Hilfe der Roten Armee die von ihm selbst zur Unabhängigkeit ermunterten nichtrussischen Völkerschaften im Kaukasus und in Mittelasien sowie die Ukraine zurück, er rekonstruierte das Zaren-Imperium. Es fehlten nur noch Polen, die baltischen Staaten und Bessarabien, die sich Stalin später von Hitler schenken ließ.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Lenin versuchte es auch im Baltikum mit Gewalt, die Balten obsiegt mit Hilfe der Briten und deutscher Freikorps. 1920 führte er sogar Krieg gegen Polen und dachte an der Grenze zu Deutschland nicht haltzumachen: "Durch den Angriff auf Warschau tragen wir zur Sowjetisierung Litauens und Polens sowie zur Revolutionierung Deutschlands bei." Aber die Polen stoppten die Russen an der Weichsel.

[Ende Exkurs 1]

**Exkurs (2): Rudi Dutschke: Versuch, Lenin auf die Füße zu stellen<sup>92</sup>**

In seiner Dissertation (erschienen 1974) erklärte er [Dutschke] die Ursachen der sowjetisch-chinesischen Fehlentwicklung im Gefolge Karl August Wittfogels mit der marxistischen Gesellschaftsanalyse. Die Voraussetzungen für eine sozialistische Revolution hätten in Russland nie bestanden: Dort habe keine feudalistische und kapitalistische, sondern eine "asiatische" Produktionsweise vorgeherrscht. Daraus habe sich unvermeidlich eine "asiatische Despotie" entwickelt, die in ungebrochener Kontinuität von Dschingis Khan bis zu Josef Stalins Zwangskollektivierung und Zwangsindustrialisierung bestanden habe. Während Lenin 1905 noch für die Entfaltung des Kapitalismus in Russland plädiert habe, damit dort eine echte Arbeiterklasse heranwachsen könne, sei schon die "Machtergreifung der Bolschewiki" beim "Oktoberputsch" 1917 als Rückfall in die "allgemeine Staatssklaverei" anzusehen. Die Erziehungsdiktatur der Bolschewiki sei dann zwangsläufig gefolgt, um der rückständigen Bevölkerung den Sozialismus nahezubringen. Die Entwicklung von Lenins Parteien- und Fraktionsverbot über diese Erziehungsdiktatur zu Stalin sei folgerichtig gewesen. Stalins brutale Zwangsindustrialisierung, um die Produktivität zu steigern, habe die Abhängigkeit der Sowjetunion vom kapitalistischen Weltmarkt nie beseitigen können, sondern nur einen neuen Imperialismus hervorgebracht. Daher stellten militärische Unterstützung von Befreiungsbewegungen in der Dritten Welt und Unterdrückung von selbstbestimmten Sozialismusversuchen im Ostblock eine logische Einheit dar. Für die westliche Linke könne die Sowjetunion kein Modell sein, da sie Ergebnis völlig anderer sozialökonomischer Voraussetzungen sei. Der Stalinismus sei manifester "Anti-Kommunismus", der eine "Monopolbürokratie" geschaffen habe, die nicht minder aggressiv sei als die "Monopolbourgeoisie", die Stalin für den deutschen Faschismus verantwortlich machte. Somit sei es kein Zufall, dass seine Gulags und Konzentrationslager nach 1945 aufrechterhalten worden seien. Diesen systembedingten, nicht als "Entartung" der Politik Lenins zu begreifenden Charakter der Sowjetunion hätten auch Leo Trotzki, Nikolai Iwanowitsch Bucharin, Karl Korsch, Rudolf Bahro, Jürgen Habermas und andere marxistische Kritiker und Analytiker nicht voll erkannt. Der isolierte "Sozialismus in einem Land" sei eine "antidynamische Sackgassenformation", die sich nur noch durch Kredite und Importe aus dem Westen am Leben erhalten könne. Alle ihre scheinbaren inneren Reformanläufe seit Nikita Sergejewitsch Chruschtschow und dem XX. Parteitag der KPdSU von 1956 seien nur Mittel zum Überleben der ZK-Bürokratie gewesen: "Von pseudo-linker, gutgemeinter moralisch-romantischer Position kann man es gutheißen, Produktionsweisen zu 'überspringen', mit einem sozialistischen Standpunkt hatte (und hat) die Moskauer Position desgleichen wie die Pekinger nie etwas zu tun." <<

[Ende Exkurs 2]

---

<sup>92</sup> Rudi Dutschke: VERSUCH, LENIN AUF DIE FÜßE ZU STELLEN. ÜBER DEN HALBASIASISCHEN UND DEN WESTEUROPÄISCHEN WEG ZUM SOZIALISMUS. LENIN, LUKÁCS UND DIE DRITTE INTERNATIONALE. (Berlin 1974) – Ich bin soeben auf dieses Buch gestoßen und habe es bisher nicht gelesen, möchte jedoch gleichwohl in dieser Veröffentlichung darauf hinweisen – mit dem Zitat einer Passage aus dem Dutschke-Artikel der deutschen Wikipedia (Abruf 25.2.2023, 15:00; ohne einzelne Quellenhinweise).



\*

Für die Zeit seiner jugendlichen Identifikation mit der sowjetischen Revolution schreibt Kravchenko: "Mein Vorrecht, als einer der Auserwählten, war härtere Arbeit, Geringschätzung des Geldes und Unterdrückung des persönlichen Ehrgeizes. Ich darf nie vergessen, daß ich in erster Linie ein Komsomolze und erst in zweiter Linie ein Mensch bin. Weil ich in einer Grubengegend eingetreten war, in einem Gebiet *industriellen Aufschwungs*, schien mir diese Handlung eine Art mystischer Bedeutung zu verleihen. Ich glaube, ein junger, zaristischer Edelmann, der am Hof eingeführt wurde, muß ungefähr dasselbe *Zugehörigkeitsgefühl* empfunden haben. (...) Wir waren uns immer bewußt, daß aus unseren Reihen die Lenins und Bucharins von morgen erstehen müßten. Wir vervollkommneten uns für die Berufung zur Führerschaft, wir waren die Altardiener einer Art materialistischer Religion."<sup>93</sup> – Diese Haltung läßt sich wohl verallgemeinern. Sie findet sich überall auf der Welt, in allen Generationen, und führt zu Identifikationen mit allen nur denkbaren Angeboten, die die Funktion eines Selbstobjekts (Kohut) annehmen können. Wenn David Riesman in seinem seinerzeit berühmten Buch *DIE EINSAME MASSE*<sup>94</sup> unterschied zwischen traditionsgeleiteten, innengeleiteten und außengeleiteten Menschen und letzteres für die im 20. Jahrhundert vorherrschende Variante hielt, ging es ebenfalls um diese Funktion, wobei allerdings die heutige außengeleitete Orientierung wohl der traditionsgeleiteten Persönlichkeitsorientierung entspricht, wie sie früher bei der Mehrheit der Menschen zu finden war.<sup>95</sup> Nur wer das von den primären Bezugspersonen herrührende Über-Ich umwandeln konnte in ein stabiles Ichideal (so bei Freud), kann sein Leben "von innen" organisieren. Diese vorrangig innengeleitete Persönlichkeitsstruktur gab es jedoch durchaus zu allen Zeiten – zumal es hier nur um Modelle für individuelle Gewichtungen geht: tatsächlich tragen wir Momente aller drei Aspekte in uns.

---

<sup>93</sup> Siehe hierzu auch Raymond Aron: *OPIUM FÜR INTELLEKTUELLE ODER DIE SUCHE NACH WELTANSCHAUUNG* (Köln 1957)

<sup>94</sup> David Riesman: *THE LONELY CROWD* (1950); deutsch: *DIE EINSAME MASSE* (Darmstadt 1956)

<sup>95</sup> Die Funktion von Traditionen wurde – zumindest in den sogenannten entwickelten Gesellschaften – weitgehend ersetzt durch Moden/Trends, Gruppenidentitäten und ideologische Konstruktionen.

**Exkurs (3): Karen Swassjan: Zur geistigen Situation zwischen Ost und West**<sup>96</sup>

Die historische Entwicklung im russischen Großraum führte möglicherweise zu einer speziellen sozialpsychologischen Engführung, die der armenische Kulturwissenschaftler Karen Swassjan folgendermaßen interpretiert:

"(...) Dann kam die Zeit des unheimlichen kommunistischen Experiments, während der nur eines klar blieb: das Fehlen der bürgerlichen Gesellschaft, der einigermaßen geordneten Gliederung des sozialen Lebens. Die bisherige Vertikale des Staates fuhr wie früher fort, das ganze Leben, bis hin zum Privatleben, zu bestimmen. Es ist wohl schwer, sich dies vorzustellen, so leicht läßt sich das in einem westlichen Bewußtsein nicht unterbringen, aber es handelt sich hier um ein Land mit zahllosen Satrapen, vom Hauptsatrap bis zu den kleinsten und winzigsten. Es gibt keine Gesellschaft, es gibt nur einen Staat, dessen Metastasen den ganzen Organismus durchdrungen haben, so daß sich hier ein jeder, der irgendein Amt bekleidet, als *Obrigkeit* im persönlichsten, ja willkürlichsten Sinne fühlt. Man verfällt einem schweren Irrtum, wenn man das Machtzentrum nur im Gipfel, im Moskauer Kreml oder irgendwo sonst zu suchen unternimmt; Macht im pathologisch personifizierten Sinne des Wortes ist hier überall zentralisiert, wo es auch nur die kleinste amtliche Stelle gibt, vom Makroorganismus des Gipfels bis zu den unzähligen niederen Schichten der sozialen Gliederung, so daß, wenn man von einer Diktatur sprechen will, man diese nicht in gewöhnlicher europäischer Art verstehen darf, wo es einerseits einen Diktator mit seinem nächsten Klüngel gibt und andererseits das relativ normale, will sagen maschinell normale Leben funktioniert, sondern in der ganz ungeheuren Weise, daß schlechterdings alle, die irgendwelche Mandate haben, Diktatoren, ja Despoten sind – bis hin zur Putzfrau oder etwa Verkäuferin. (...) Jeder kleine Beamte fühlt sich innerhalb seines Machtbereichs als so ein portativer Caligula und genießt die von ihm verteilten Demütigungen, woraufhin nicht zuletzt man selbst, nach so vielen Strapazen in den Bereich eigener Vollmacht zurückgekehrt, den moralischen Schaden rein mechanisch mit dem gleichen Verhalten gegenüber abhängigen Menschen kompensiert und das ad infinitum."

(*Ende Exkurs 3*)

Wenn jeder Mensch in einem sozialen Verbund sich ausschließlich in den komplementären Funktionen des Machtunterworfenen bzw. Machtausübenden erlebt, wird beides zu statischen Rollen, die reflexhaft eingenommen werden: sowohl die Unterwerfung als auch der Griff nach jedem Nutzen, der sich situativ bietet.<sup>97</sup> In Anton Tschechows Erzählung *Mein Leben* (1896) finden sich – in einer für diesen Schriftsteller ungewohnt deutlichen Darstellung – Momente und Auswirkungen dieser Lebenshaltung, die also offenbar schon zu jener Zeit nicht untypisch waren für Sozialität in Rußland:

---

<sup>96</sup> Karen Swassjan: UNTERWEG NACH DAMASKUS. ZUR GEISTIGEN SITUATION ZWISCHEN OST UND WEST (Stuttgart 1993, S.162f.) Karen Arajewitsch Swassjan (geb. 1948 in Tiflis) ist ein armenischer Philosoph, Kulturwissenschaftler und Anthroposoph. Seit 1993 lebt er als freier Schriftsteller und Dozent in Basel.

<sup>97</sup> Swetlana Alexijewitsch berichtet in ihren Büchern nuanciert von entsprechenden Reaktionsweisen nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion – als die Zuordnung von sozialen Funktionen für einige Jahre völlig regellos war..

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

>>In der ganzen Stadt kannte ich keinen einzigen ehrlichen Menschen. Mein Vater ließ sich bestechen und bildete sich ein, dies geschehe aus Hochachtung vor seinen seelischen Qualitäten; die Gymnasiasten gingen – damit sie versetzt wurden – zu ihren Lehrern in Pension und mußten viel Geld dafür bezahlen; die Frau des Stadtkommandanten erhielt während der Musterung Bestechungsgelder von den Rekruten, sie gestattete sogar, daß man sie freihielt, und einmal konnte sie sich in der Kirche nicht mehr von den Knien erheben, so betrunken war sie; während der Musterung nahmen auch die Ärzte Bestechungsgelder, und der Stadtarzt und der Veterinär erhoben von den Fleischerläden und den Schenken Sondersteuern; in der Kreisschule wurde mit Zeugnissen gehandelt, die einem bestimmte Vorteile verschafften; die Probste nahmen von den ihnen unterstellten Kirchendienern Geldgeschenke an; in der städtischen Behörde, im Gewerbeamt, im Gesundheitsamt und in allen übrigen Ämtern wurde dem Besucher hinterhergeschrien: "Und wo bleibt der Dank?" – und der Besucher kehrte zurück und gab dreißig oder vierzig Kopeken. Diejenigen aber, die sich nicht bestechen ließen, wie zum Beispiel die Gerichtsbeamten, die waren hochmütig, reichten einem nur zwei Finger zum Gruß, zeichneten sich durch Kälte und Beschränktheit ihrer Überlegungen aus, spielten viel Karten, tranken viel, heirateten reiche Bräute und übten zweifellos einen schädlichen, zersetzenden Einfluß auf ihre Umwelt aus. Nur die Mädchen verbreiteten eine Atmosphäre sittlicher Reinheit; die meisten fühlten in sich einen Drang nach Höherem und besaßen ehrliche, reine Herzen, doch sie verstanden das Leben nicht und glaubten, Bestechungsgelder würden nur aus Hochachtung vor seelischen Qualitäten gegeben, und wenn sie geheiratet hatten, alterten sie rasch, verloren den Mut und versanken dann hoffnungslos im Morast eines ekelhaften, spießbürgerlichen Lebens.<<<sup>98</sup>

>>Die Burschen respektierten mich und behandelten mich mit Achtung; anscheinend gefiel ihnen, daß ich nicht trank, nicht rauchte und ein ruhiges, solides Leben führte. Es berührte sie nur unangenehm, daß ich mich nicht am Stehlen von Firnis beteiligte und auch nicht zusammen mit ihnen zu den Auftraggebern ging und um Trinkgelder bettelte. Der Firnis- und Farbdiebstahl war bei den Malern eine Art Gewohnheitsrecht und galt nicht als Betrug, und es war bemerkenswert, daß selbst ein so gerechter Mann wie Rettich immer ein wenig Zinkweiß und Firnis mitgehen ließ, wenn er eine Arbeit beendet hatte.<<<sup>99</sup>

Daß wohl jede Gesellschaft für sich in zumeist generationenlangen Prozessen lernen muß, demagogische, autokratische, kriminelle Tendenzen strukturell weitestmöglich zu kanalisieren (ohne Gewähr, daß diese nicht einige Generationen oder Jahrhunderte später wieder aufflammen), erfahren wir in diesen Jahren in den USA (Thema: Trumps Ermunterung zum Sturm aufs Weiße Haus) oder in Israel (Thema: Netanyahus Initiativen zur Einschränkung der Demokratie u. a.)<sup>100</sup> – in Staaten also, die wir gegen derlei einigermaßen gefeit dachten.

<sup>98</sup> Anton Tschechow: *Mein Leben* (in Ders.: AUS DEN NOTIZEN EINES JÄHZORNIGEN; Leipzig 1984, S.168)

<sup>99</sup> A.a.O., S. 183 – Diese Haltung des gewohnheitsmäßigen "Sozialisierens" (so der übliche Begriff dafür) gab es auch in der DDR, selbst nach der Wende.

<sup>100</sup>

[https://he.wikipedia.org/wiki/%D7%94%D7%9E%D7%97%D7%90%D7%94\\_%D7%A0%D7%92%D7%93\\_%D7%9E%D7%9E%](https://he.wikipedia.org/wiki/%D7%94%D7%9E%D7%97%D7%90%D7%94_%D7%A0%D7%92%D7%93_%D7%9E%D7%9E%)

**Exkurs (4):**

**Miklós Haraszti: Der Staatskünstler oder: Ästhetik der Zensur (1980)**

Die staatssozialistischen Regime des Warschauer Vertrages haben (in unterschiedlicher Perfektion) eine bis dahin unerreichte neue Stufe von kollektiver Gehirnwäsche ("Zensur") entwickelt: eine Zensur des Denkens, Reagierens und Handelns, die von den ihr Unterworfenen aufgrund manipulativer und gewaltvoller Sozialisationsbedingungen verinnerlicht wurde.<sup>101</sup> Ausgehend von der Situation in Ungarn, stellt der ungarische Oppositionelle Miklós Haraszti (1980) diese "totale Zensur" für den Wirkungsbereich der Künstler und der Kunst umfassend dar in seinem Buch DER STAATSKÜNSTLER<sup>102</sup>.

Für diese soziologisch-psychologische Entwicklung scheint es jedoch eine zivilisatorische Folgerichtigkeit gegeben zu haben, denn wir finden sie mittlerweile auch hierzulande, im Westen (und möglicherweise weltweit?). So korreliert Haraszti's Buch mit den Überlegungen der Kritischen Theorie (Horkheimer/Adorno) zur "Dialektik der Aufklärung" und zur "Kulturindustrie", mit Guy Debords GESELLSCHAFT DES SPEKTAKELS (1967), mit Hans Kilians glücklicherweise inzwischen wiederentdeckter Arbeit DAS ENTEIGNETE BEWUSSTSEIN (1971) sowie mit Julien Bendas DER VERRAT DER INTELLEKTUELLEN (1927).<sup>103</sup> Medienkritik im Zeitalter des Internet verweist auf die nächste Stufe einer solchen kollektiv verinnerlichteten Gehirnwäsche. Die "Macht der Zentrale" (so noch bei Haraszti) wird zu einem fast naturwüchsigen Machtkontinuum, das sich nur noch in Einzelaspekten personalisieren läßt. –

Weit über den Themenkreis Kunst hinaus, verdeutlicht Haraszti's tiefeschürfende Analyse uns den zivilisatorischen "Sinn" unzähliger Momente des realsozialistischen Alltags, die von Kravchenko und in Beiträgen des Anhangs dargestellt werden, aber auch deren Metamorphose in unserer gegenwärtigen gesellschaftlichen Situation. Haraszti schreibt: "Unsere neue Zivilisation kennt weder die Freiheit der Kunst noch jene Zensur, die durch das Fehlen dieser Freiheit definiert wird". (S. 8). Das bringt auf den Punkt, worum es geht.

Die im Staatssozialismus meist nur taktische Orientierung am Willen der "Kollektive" macht der (interessengeleiteten) Orientierung am "Käufer" (der "Käuferin") Platz. Die "Diktatur des Proletariats" war (weltweit) erfolgreich – nur anders als geplant, nämlich amalgamiert mit der gegenwärtigen "Staatdemokratie" in ihren unterschiedlichen Facetten.

Die "ästhetischen Qualitäten" der "engagierten Kunst" – Haraszti meint die in die staatssozialistischen Regime eingebundene Kunst bzw. Kultur – liegen im heutigen "demokratischen Konsumismus" (mein Ausdruck) im Engagement für Möglichkeiten, den Markt bzw. die Käufer\*innen für neue (nicht nur künstlerische) Inhalte zu sensibilisieren. Agenten dieser Ästhetik

---

[D7%A9%D7%9C%D7%AA\\_%D7%99%D7%A9%D7%A8%D7%90%D7%9C\\_%D7%94%D7%A9%D7%9C%D7%95%D7%A9%D7%99%D7%9D\\_%D7%95%D7%A9%D7%91%D7%A2](#)

<sup>101</sup> Literarische Annäherungen daran waren George Orwells Dystopie NEUNZEHNHUNDERTVIERUNDACHTZIG (1984) und Huxleys BRAVE NEW WORLD.

<sup>102</sup> A CEBTÚRA ESZTÉTIKÁJA (*Die Ästhetik der Zensur*); deutsch: DER STAATSKÜNSTLER, Berlin 1984; Neuausgabe bei A+C vorgesehen.

<sup>103</sup> Nicht zuletzt zeigen sich dieselben Funktionszusammenhänge im Bereich der Organisierten (ritualisierten) Gewalt. Die Ähnlichkeit des Täterverhaltens ist offensichtlich.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

sind heute vor allem Werbepsycholog\*innen, Designer\*innen, Marketing-Fachleute, Influencer\*innen.

Die "Botschaft", die im Staatssozialismus der "engagierte Künstler" (bewußt oder unbewußt) vermittelte, war das "Gemeinschaftliche Gesellschaftliche Anliegen". In unserer gesellschaftlichen Situation liegt dieses Anliegen in der Produktion von Warenwerten zum nachfolgenden Konsum. Haraszti (im Hinblick auf staatssozialistische Verhältnisse): "Für die gelenkte Kultur ist es lebenswichtig, daß das populistische Element die Norm bleibt." (S. 63)

(Ende Exkurs 4)



Victor Kravchenkos Widerstand gegen die stalinistische Diktatur gehört zum nächsten Schritt einer Entwicklung zu einer menschenwürdigen Gesellschaft in Rußland, in der Ukraine und in den anderen damals zur Sowjetunion verbundenen Ländern. Allerdings kam sein heldenhafter Schritt im April 1944 fast zum falschen Zeitpunkt. Am 6. Juni 1944 erfolgte die Landung der Westalliierten in der Normandie. Ein Zerwürfnis mit der alliierten Sowjetunion zu diesem Zeitpunkt hätte katastrophale Auswirkungen auf den Fortgang der Befreiung von den Nazis haben können. Als Kravchenkos Buch I CHOSE FREEDOM 1946 erschien, war immerhin diese Gefahr gebannt; sein Zeugnis wurde zum Weltbestseller.

Ab 1948/49 wurden Kravchenkos Buch und nachfolgende Berichte von sowjetischen Dissidenten und Flüchtlingen im "Kalten Krieg" einseitig funktionalisiert von Menschen, die sozial fortschrittliche Intentionen zu diskreditieren versuchten, sofern diese irgendwie mit Karl Marx assoziiert werden konnten. – Ab 1956 kam es in der Sowjetunion zu einer halbherzigen Entstalinisierung (durch Chruschtschow), die ab 1966 durch seinen Nachfolger Leonid Breschnew ins Abseits geführt wurde. In der DDR hielt sich ein Neo-Stalinismus mit wechselnden Schwerpunkten und ging nach einem kurzen Machtkampf mit Walter Ulbricht (1971) auf Erich Honecker über.<sup>104</sup> –

Die AgitProp-Normalität des sowjetischen Alltags (zwischen Planvorgaben, Kampagnen, taktisch wechselnden Sprachregelungen, Berichten und Regierungskommissionen, Losungen und "Selbstkritik") hatte zweifellos in den über zwei Generationen seines Bestehens die meisten Bereiche produktiver Rationalität vergiftet (ähnlich wie in der DDR, wenn auch gewalttätiger); Kravchenko beschreibt

---

<sup>104</sup> Siehe hierzu: Heinz Brandt: EIN TRAUM, DER NICHT ENTFÜHRBAR IST. LEBEN FÜR EINEN HUMANEN SOZIALISMUS (1967; Neuausgabe Berlin 2022: A+C online); – Matthias Storck: KARRIERTE WOLKEN (Moers 1993), eine hautnahe autobiographische Darstellung der politisch begründeten Haft in der DDR; – Ute Erb: DIE KETTE AN DEINEM HALS (Frankfurt/M.: 1960) Die junge Autorin (geb. 1940) bezeugt durch ihren autobiographischen Roman, daß in der DDR schon zu dieser Zeit selbst unter jungen Leuten Bewußtsein bestehen konnte für die stalinistische Zerstörung ihrer Gesellschaft. Ein wichtiges und seltenes Zeitdokument!

dies deutlich. Möglicherweise hat sich diese alltägliche Rationalität (sprich: Vernünftigkeit) am ehesten erhalten in noch einigermaßen vitalen dörflichen Gemeinschaften abseits der Städte. Durch eine satirisch-ironische Erzählung Fasil Iskanders<sup>105</sup> wird vorstellbar, wie gesellschaftliche Rationalität sich in der Sowjetunion aufgelöst hatte zu taktischer Rationalität Einzelner – im Interesse ihres individuellen Nutzens<sup>106</sup>, wie aber andererseits die alltägliche Vernünftigkeit in den dörflichen Regionen seiner abchasischen Heimat erst durch gewaltsame Umsiedlungsprojekte zerstört wird. Interaktion im institutionalisierten Kontext, wie Iskander sie hier skizziert, hatte offenbar etwas Irreales, wirkt in seiner Darstellung wie Begegnungen im Spiegelkabinett ..

Ein Aspekt dieser Irrealisierung liegt in der taktisch begründeten Umdefinierung von Begriffen, wie sie in George Orwells bekannter – und auf die Realität der Sowjetunion gemünzter – Dystopie "1984" (erschieden 1949) als "doublethink" (Zwiedenken) zentrale Bedeutung hat.<sup>107</sup> Auch hierzu äußert sich Fasil Iskander in einer gegenüber der sowjetischen Zensur wohl unverfänglichen Formulierung: "Oft begnügen wir uns damit, das Wesen einer Sache mit einem ungefähren Wort zu definieren. Doch selbst wenn wir es genau definieren, das Wesen der Sache ändert sich, die Beziehungen, das Wort aber bleibt noch lange bestehen und bewahrt die Form dieses Wesens, wie eine leere Schotenhülse die Ausbuchtung der schon längst ausgefallenen Erbsen. Jeder dieser Fehler, meist sogar ein doppelter, führt letzten Endes zur Begriffsverwirrung. Begriffsverwirrung widerspiegelt letztlich unsere Gleichgültigkeit oder unsere ungenügende Liebe zum Wesen des Begriffs, denn Liebe ist die höchste Form des Interesses."<sup>108</sup>

1986 begann Michail Gorbatschows Versuch einer Revolution von oben. Er konnte fortschrittliche Kräfte in der Sowjetunion in nie erlebter Fülle um sich binden.. dennoch waren diese Enthusiast\*innen gegenüber der Majorität der Bevölkerung, gegenüber dem seit der Zarenzeit konstitutiven Selbstverständnis von Macht und Ohnmacht zu schwach. Gerade auf Grundlage der anhaltenden Auflösung einer gesellschaftlich-

---

<sup>105</sup> Fasil Iskander: DAS STERNBILD DES ZIEGENTUR (1966; deutsch: Berlin/DDR 1968)

<sup>106</sup> Siehe auch Karen Swassjans Darstellung hier weiter oben.

<sup>107</sup> Eine treffende Kurzbeschreibung des Zusammenhangs aus Wikipedia: "Doppeldenk (engl. doublethink; in älteren Übersetzungen: Zwiedenken) ist ein Neusprech-Begriff aus dem dystopischen Roman 1984 von George Orwell und beschreibt eine Art widersprüchlichen Denkens, von dem gesagt wird, dass zu seinem Verständnis Doppeldenk selbst die Voraussetzung bilde. Durch dieses propagierte Denken, bei dem zwei widersprüchliche oder sich gegenseitig ausschließende Überzeugungen aufrechtzuerhalten und beide zu akzeptieren sind, setzt die herrschende Kaste die Gesetze der Logik außer Kraft. Dadurch wird das Denken der Parteimitglieder schwammig und in Zweideutigkeit gehalten, wodurch schnelle Kurswechsel des Regimes auf eigentümliche Weise sofort akzeptiert werden können, auch wenn es sich dabei um das genaue Gegenteil der zuvor noch 'gültigen Wahrheit' handelt, etwa bei abrupten Wechslen der Feindbilder oder der politischen Lösungen."

<sup>108</sup> a.a.O., S. 159

gemeinschaftlichen Rationalität brachte die fast übergangslose Öffnung des Staates für die westliche Konsumgesellschaft Rußland an den Rand der staatlichen Zerstörung. Geschäftemacher, Gangster, Neureiche, aus der Bahn geworfene Arbeitslose und politisch heimatlos Gewordene bestimmten über Jahre das soziale Klima. Am 19. August 1991, einen Tag, bevor Gorbatschow und eine Gruppe der Führer der Republiken einen neuen Unionsvertrag unterzeichnen wollten, versuchte eine Gruppe hoher Funktionäre als "Staatskomitee für den Ausnahmezustand" die Macht in Moskau zu ergreifen. Bereits am 21. August war dieser Putsch am Widerstand der Bevölkerung unter Führung von Boris Jelzin gescheitert. –

Seit 1. Januar 1992 übt die "Russische Föderation" als größte ehemalige Sowjetrepublik die völkerrechtlichen Rechte und Pflichten der UdSSR aus. In den ersten Jahren ergaben sich innenpolitische Konflikte über den einzuschlagenden Kurs: In der russischen Verfassungskrise 1993 löste Jelzin<sup>109</sup> den Volksdeputiertenkongress sowie den Obersten Sowjet Rußlands auf, die sich seinen Bemühungen und den Resultaten einer Volksbefragung am 25. April 1993, Wirtschaftsreformen durchzusetzen, widersetzt hatten. Jelzin ordnete eine gewaltsame Stürmung des Parlamentsgebäudes (Weißes Haus) an, in dem sich etwa 100 Parlamentarier und deren Anhänger verbarrikadiert hatten. Bei der gewaltsamen Niederschlagung eines weiteren Aufstandes gegen ihn am 3. und 4. Oktober gab es in Moskau 190 Tote. Dieser Putschversuch war offenbar eine eigene traumatische Bürgerkriegserfahrung, wodurch die Sehnsucht nach einem "starken Mann" sich in der Bevölkerung zu verdichten begann. –

In den folgenden Jahren war die Inflation hoch, große Teile der Bevölkerung verarmten. 1998 rutschte das Land in die Zahlungsunfähigkeit. Die chaotischen Jahre unter Jelzin verunsicherten viele Menschen. Die Geburtenrate war niedrig, Kriminalität, Alkoholismus waren verbreitet. In der Endphase von Jelzins Herrschaft bestand die russische Außenpolitik fast nur noch aus leeren Drohungen und Reaktionen.

Seit dem 31. Dezember 1999 (mit formeller Unterbrechung von 2008 bis 2012) führt der ehemalige KGB-Major<sup>110</sup> Wladimir Putin die Amtsgeschäfte eines Präsidenten der Russischen Föderation. Von August 1999 bis Mai 2000 sowie von Mai 2008 bis 2012 war Putin Ministerpräsident Rußlands. Wahlfälschungen waren der Auslöser für Demonstrationen mit bis zu 100.000 Teilnehmer\*innen gegen Putin im Dezember 2012

---

<sup>109</sup> Von 1991 bis 1999 war er der erste Präsident Rußlands und zudem das erste demokratisch gewählte Staatsoberhaupt in der Geschichte Rußlands.

<sup>110</sup> Mitarbeiter des KGB 1975-1991

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

("Schneerevolution"), der jedoch die folgende Wahl zum russischen Präsidenten gewinnt. Wiederwahl 2018.

Nach vorherrschender Einschätzung in der Fachliteratur entwickelte sich Rußland während seiner Präsidentschaft in eine freiheitsfeindliche und pseudodemokratische Richtung; Putin selbst schreibt eine "patriotische" und zunehmend imperialistische und militaristische Ideologie vor. Das als Putinismus bezeichnete Herrschaftssystem wird als autoritär, despotisch, revanchistisch und diktatorisch, seit dem russischen Überfall auf die Ukraine 2022 vermehrt auch als faschistisch charakterisiert. Ein vor seinem Amtsbeginn eingeleiteter wirtschaftlicher Aufschwung und seine aggressive Außenpolitik förderten in der Bevölkerung Russlands seine Popularität, verstärkt durch eine einseitig positive Darstellung seiner Politik in staatsnahen russischen Medien sowie durch Verbote freier Medien und Nichtregierungsorganisationen mit überregionaler Verbreitung.<sup>111</sup> Auch einzelne Vorkommnisse in der Konfrontation zwischen Staatsgewalt, Institutionen und Bürgern (soweit sie nach dem Westen durchdringen) lassen eine Kontinuität der aktuellen russischen Gesellschaft zu sowjetischen Traditionen ahnen.<sup>112</sup> So entstand seit 2014 in Rußland eine private Söldnergruppe ("Gruppe Wagner"), die in unterschiedlichen Staaten in Absprache mit der russischen Staatsführung spezielle Einsätze durchführt. Derzeit wird auch Häftlingen russischer Straflager angeboten, nach sechs Monate Kampfeinsatz in der Ukraine freigelassen zu werden. Als erste Operation der "Wagner-Gruppe" gilt die Eroberung ukrainischer Einheiten auf der Krim im Jahr 2014.<sup>113</sup>

Bei diesem skizzenhaften Überblick über die russische Geschichte der letzten hundert Jahre wird vielleicht deutlich, wie wenig Möglichkeiten die russische Bevölkerung bisher hatte, eine Art Zivilgesellschaft zu erleben: Krieg, Bürgerkrieg, Leid, staatlich-gesellschaftliches Chaos und Zerstörung (seelische, materielle, existentielle). – Ist nicht die russische Pseudo-Gesellschaft (siehe Swassjans Darstellung hier zuvor) trotz ihrer wissenschaftlich-technischen Errungenschaften im wesentlichen noch immer eine vorindustrielle Kultur, ähnlich wie die islamisch verfaßten Staaten? Es gab keine industrielle Revolution – nur den autoritär verfügbaren technisch-

---

<sup>111</sup> Im wesentlichen nach deutscher Wikipedia.

<sup>112</sup> Aktuell, im Februar 2023, geht es um Sergej Furgal, Gouverneur des Gebiets Chabarowsk.

<https://www.faz.net/aktuell/politik/ausland/warum-der-gouverneur-von-chabarowsk-verhaftet-wurde-16855632.htm>.

Der ausführliche Artikel in der russischen WP (Abruf 11.2.23, 8:42) erwähnt Demonstrationen mit mehreren zehntausend Teilnehmer\*innen gegen seine Verurteilung: immerhin!

<sup>113</sup> Angaben nach deutscher und russischer Wikipedia. – Am 10.März 2023 in den Medien: Jewgeni Prigoschin, Chef der russischen Söldner-Gruppe Wagner, hat bekanntgegeben, daß in 42 russischen Städten Büros zur Söldner-Rekrutierung für den russischen Militäreinsatz in der Ukraine eröffnet wurden



Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

wissenschaftlichen Wasserkopf<sup>114</sup> eines unüberschaubaren, kaum gesellschaftlich strukturierten Halbkontinents, dessen Struktur- und Identifikationselemente offenbar ausschließlich Gewalt, religiöse Separatwelten und ein diffuser nationaler Stolz (z. B. als Sieger über NS-Deutschland) waren und sind; mittlerweile kam offenbar ein brutaler Frühkapitalismus (im Verbund mit einer gnadenlos konsumistischen Lebenshaltung in der Bevölkerung) dazu.<sup>115</sup> Der Politologe Bassam Tibi<sup>116</sup> interpretiert die "Krise des modernen Islam" als diejenige einer "*Defensiv-Kultur*" gegenüber der (westlich-europäischen) technisch-wissenschaftlichen Kultur. Trotz grundlegender Unterschiede zwischen den beiden politisch-gesellschaftlichen Sphären sehe ich in seiner Darstellung Ansatzpunkte auch zur Reflexion über die Situation der russischen Gesellschaft. Dabei ist die offenbar weiterhin vitale traditionelle religiöse Bindung einer Majorität der Bevölkerung des russischen Halbkontinents ein heutzutage eventuell noch zu wenig beachteter Faktor. –

In der aktuellen Gegenwart scheint sich ein Großteil der russischen Bevölkerung an Wladimir Putin (als einem neuen *Woschd*) zu orientieren, andere versuchen derzeit, zu protestieren und zivilen Widerstand zu leisten gegen Putins Krieg gegen die Ukraine.<sup>117</sup> – Jedoch dürfte die überwältigende Mehrheit der 145 Millionen Bürger\*innen in den Weiten dieses Staates einfach nur ihren Alltag leben wollen, wie überall.

Am Ende seines Buches I CHOSE FREEDOM äußert Kravcheno sich deutlich zu der grandiosen Verkennung des Sowjetsystems durch westliche Regierungen, speziell die amerikanischen.<sup>118</sup> Bei dieser flächendeckenden Idealisierung bzw. Rechtfertigung des sowjetischen Systems (deren Ausläufer sich noch in der französischen und westdeutschen '68er-Bewegung und den Jahren danach finden)<sup>119</sup> kamen wohl mehrere Faktoren zusammen: Menschen mit unterschiedlich fundierter gesellschaftskritischer Intention im Westen sahen in dem "Experiment des Sozialismus" den einzigen Hoffnungsträger zur Veränderung des etablierten bürgerlich-kapitalistischen Systems. Menschen mit dem Bedürfnis nach glaubensartig orientierter Orientierung an einem übergeordneten Prinzip hatten in westlichen Gesellschaften über lange Zeit neben den

---

<sup>114</sup> Dessen Darstellung einen Großteil von Kravchenkos Buch einnimmt!

<sup>115</sup> Siehe hierzu in den Büchern Swetlana Alexijewitschs.

<sup>116</sup> Bassam Tibi: DIE KRISE DES MODERNEN ISLAM. EINE VORINDUSTRIELLE KULTUR IM WISSENSCHAFTLICH-TECHNISCHEN ZEITALTER. ERWEITERTE AUSGABE (Frankfurt/M. 1991)

<sup>117</sup> Weiß-blau-weiß, das Titelbild der vorliegenden Veröffentlichung, ist die von der nichtinstitutionalisierten russischen Bürgerbewegung gegen Putins Krieg initiierte Flagge einer zukünftigen russischen Zivilgesellschaft.

[https://de.wikipedia.org/wiki/Wei%C3%9F-blau-wei%C3%9Fe\\_Flagge](https://de.wikipedia.org/wiki/Wei%C3%9F-blau-wei%C3%9Fe_Flagge)

<sup>118</sup> Kravchenkos zweites Buch (I CHOSE JUSTICE, 1950) richtet sich im Teil Drei wesentlich an die US-amerikanische Öffentlichkeit. Siehe hierzu in der Folge.

<sup>119</sup> Leider auch bei Rudolf Bahro; vgl. Hinweise in der Biografie von Guntolf Herzberg/Kurt Seifert: RUDOLF BAHRO. GLAUBE AN DAS VERÄNDERBARE (Aufbau Taschenbuch Verlag, Berlin 2005, S.175-178)

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

christlichen Kirchen nur zwei Optionen: Hitlerismus/Antisemitismus oder Marxismus/Kommunismus. Außerdem gehörte die Sowjetunion zu den westlichen Alliierten; ohne die russischen/sowjetischen Truppen wäre NS-Deutschland vielleicht nicht geschlagen worden. Dieser Sieg wurde auch mit dem Blut von Millionen Menschen der Sowjetunion bezahlt. Zuletzt kam noch die umfassende sowjetische Propagandamaschinerie, zu der Sightseeing-Besuche westlicher (insbesondere kommunistischer) Künstler und Politiker nach Rußland gehörten, die dort dann nur gute Erfahrungen machen und in den Medien verbreiten konnten.<sup>120</sup> Nicht zuletzt unter dem Eindruck von Kravchenkos Zeugnis kippte das Ideologem vom glücklichen und erfolgreichen "sozialistischen Volk" ins andere Extrem; der Kalte Krieg begann.<sup>121</sup>

Kravchenkos Bericht ist alles andere als privatistische Erinnerung an den eigenen Lebensweg. Wohl in keiner anderen Veröffentlichung zu diesen Themen verbindet sich eine derartige Fülle nuancierter Informationen (die durch die heutzutage vorliegende Vielzahl von fachwissenschaftlichen Arbeiten bestätigt wurden) mit einem flüssig lesbaren, nicht ermüdenden, mitreißenden Schreibstil! Kravchenkos Buch ist – neben der kurz danach erschienenen Dokumentation von Alexander Weißberg-Cybulski<sup>122</sup> möglicherweise das ausführlichste und genaueste Zeitzeugnis zu Funktion und Praxis der stalinistischen Bürokratie. Keine aus unterschiedlichen Quellen und Forschungsergebnissen zusammengefügte historisch-politologische Arbeit kann es ersetzen, aber auch keine belletristisch-biographische Darstellung. Auch das in seiner Weise bedeutende Werk Alexander Solschenizyns vermag kaum, die konsistente paranoide Hermetik nachvollziehbar zu machen, ausgehend von Joseph Stalin (letztlich schon von Lenin) und krebsartig weiter wuchernd über die GPU/NKWD-Funktionäre bis in jeden Ausläufer der sowjetischen Gesellschaft. Kravchenkos Darstellung seiner eigenen Befindlichkeiten im Ablauf der Ereignisse ist meines Erachtens durchweg psychologisch plausibel und ermöglicht uns, seinen Blick auf die Umwelt und seine jeweiligen Entscheidungen einigermaßen nachzuvollziehen.<sup>123</sup> Durch sein Buch schauen wir zu bei dieser Verkrebsung eines Staates – wie in einem Film. Nicht weniger als Solschenizyn hätte Kravchenko für dieses Buch und für seinen Prozeß gegen die pro-stalinistischen westlichen Intellektuellen einen Nobelpreis verdient gehabt,

---

<sup>120</sup> Einen individualistischeren Blickwinkel bewahrt sich die britische Bildhauerin Claire Sheridan, die Rußland 1920 besucht und dort an Portraitbüsten von Dzhirjinski, Trotzki und Lenin arbeitet. (Claire Sheridan: ICH, MEINE KINDER UND DIE GROßMÄCHTE DER WELT. EIN LEBENSBUCH (Leipzig 1928, S. 130-202)

<sup>121</sup> Lesenswert sind in diesem Zusammenhang Kravchenkos Äußerungen im Kapitel 27 des hier vorliegenden Buches, im dritten Teil seines zweiten Buches (I CHOSE JUSTICE, 1950) sowie in seinen Äußerungen bei der Anhörung vor dem berühmten-berüchtigten *House Committee on Un-American Activities*. Die Anhörung wurde als Dokumentation herausgegeben und auch auf Deutsch veröffentlicht; vgl. Literaturhinweise.

<sup>122</sup> Alexander Weißberg-Cybulski: HEXENSABBAT. RUSSLAND IM SCHMELZTIEGEL DER SÄUBERUNGEN. (Frankfurt/M. 1951).

<sup>123</sup> Wenn auch Kravchenko bei der endgültigen Abfassung seines Buches von Dritten unterstützt wurde (siehe hierzu in der Folge), spricht die Konsistenz dieser Ebene der Darstellung – neben Kravchenkos Auftreten während seines Prozesses gegen die Zeitschrift – unbedingt für die Authentizität seiner Autorschaft auf der inhaltlichen Ebene.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

allerdings einen Friedensnobelpreis. In einer zukünftigen Zivilgesellschaft Rußlands wird er als einer ihrer Vorkämpfer geachtet werden.

Derzeit wird der Ukrainer Victor Kravchenko offenbar auch in der Ukraine<sup>124</sup> wiederentdeckt, nämlich als Zeuge der Hungersnot 1931/32, die mittlerweile als versuchter Genozid verstanden wird ("Holodomor")<sup>125</sup>. Im Kapitel 26 seines Buches findet sich die Formulierung von der "zweiten (diesmal künstlich) herbeigeführten Hungersnot". Nirgendwo äußert er allerdings die Vermutung, diese "manmade famine" (so im englischen Original) hätte die Intention eines Zerstörungskrieges gegen die ukrainische Bevölkerung gehabt. "Menschengemacht" könnte auch bedeuten: durch die allgegenwärtige bürokratische Schlampigkeit<sup>126</sup>, die rigiden Vorgaben aus Moskau und ihre übereifrige Umsetzung durch lokale Funktionäre (wie von ihm ausführlich dargestellt) mittelbar herbeigeführt. Immerhin erwähnt Kravchenko, daß in der Molkerei des Dorfes Petrowo, dessen Bevölkerung konkret am Verhungern war, die abgelieferte Milch zu Exportbutter verarbeitet wurde. Zugleich entdeckt er große Mengen Korn in einem lokalen Lager, wobei es sich hier angeblich um "Staatsreserven des Distrikts" handelte.<sup>127</sup> Beides deutet meines Erachtens eher hin auf unkoordinierte, von Oberflächlichkeit und individueller Verantwortungslosigkeit bestimmte bürokratische Umsetzungen irgendwelcher zentraler Verfügungen als auf direkte Zielsetzung durch Stalins Clique. In Richtung einer intendierten *Bestrafung durch Verhungern* geht eine Aussage von Mendel Markowitsch Chatajewitsch (dem Ersten Sekretär des Dnepropetrowsker ZK), die Kravchenko erinnert: "Es brauchte eine

---

<sup>124</sup> In der ukrainischen Wikipedia wird darauf hingewiesen, daß sein Buch sich gegen die "separatistische" Politik damaliger ukrainischer Politiker aussprach, weil sie die territoriale Integrität Rußlands und der UdSSR bedrohe. "Dies war der Grund, warum Kravchenko in den Kreisen der patriotischen ukrainischen Diaspora in Amerika nicht akzeptiert wurde", heißt es dort mit Quellenhinweisen. (Abruf 13.2.23, 15:20) Die beiden Stellen finden sich in seinem zweiten Buch (I CHOSE JUSTICE, 1950, S. 29 und 40). Seine damalige Einschätzung läßt sich wohl nachvollziehen: Kravchenko stand ein für das Projekt einer Union der Sowjetrepubliken – wenn auch nicht mit den vom stalinistischen Regime gewählten Mitteln.

<sup>125</sup> <https://war.ukraine.ua/articles/holodomor-the-artificial-famine-that-killed-millions-of-ukrainians/>

<sup>126</sup> Das offenbar flächendeckende Chaos der Organisation in der Sowjetunion (mit Ausnahme der NKWD-Organisation!) hatte eventuell auch mit dem durch die "Säuberungen" bedingten Verlust vieler sachkundiger oder zumindest umsichtig an gestellten Aufgaben arbeitender Funktionäre zu tun, wodurch Funktionärsposten in allen Bereichen und auf allen Ebenen vermutlich allzu oft mit inkompetentem und unwilligem Personal besetzt werden mußten. Die allgegenwärtige Angst (und von daher die extreme Scheu, Verantwortung zu übernehmen) kam dazu. – Diese Scheu, Verantwortung zu übernehmen, als grundlegendes Moment (auch) der DDR-Gesellschaft habe ich noch während meiner Tätigkeit in einer ostberliner Psychiatrie (1995-2000) erlebt. Es führte zu routinierten taktischen Finessen, mithilfe derer Entscheidungen oft nicht mehr auf den Entscheidenden zurückgeführt werden konnten. So verhielten sich auch Führungskräfte, die tatsächlich durchaus sehr verantwortungsvoll arbeiteten. Selbst der mir vorgesetzte Chefarzt hatte (nach eigenem Bekunden) zu DDR-Zeiten gelernt, daß ihm im Zweifelsfall "selbst die Küchenfrauen" ein Bein stellen konnten, wenn er nicht aufgepaßt hatte. Siehe hierzu mein Tagebuch aus dieser Zeit: Mondrian Graf v. Lüttichau: DU UND ICH - BEZIEHUNGSORIENTIERTE ENTHOSPITALISIERUNG MIT HINDERNISSEN (Leipzig 2009: A+C online)

<sup>127</sup> Etwas weiter erwähnt Kravchenko allerdings: "Später erfuhr ich, daß die Regierung in vielen andern Teilen des Landes ebenfalls riesige Reserven aufbewahrte, während die Bauern in den gleichen Gegenden verhungerten. Warum dies geschah, konnte nur Stalins Politbüro wissen – ich wußte es nicht." Dem könnte durchaus eine Hamstermentalität lokaler Funktionäre zugrunde liegen, die im Zweifelsfall nicht verantwortlich gemacht werden wollten für Engpässe. Abgesehen davon ist das "Hamstern" typisch für Gesellschaften mit chronischem Mangel an Gütern; auch für die DDR war es nach allem, was ich erfahren und lesen konnte, selbstverständlich. (Vielleicht ist auch das Horten von Toilettenpapier während der Coronazeit noch nicht ganz vergessen.)

**Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus**

Hungersnot, um ihnen zu zeigen, wer Meister ist. Sie hat Millionen von Leben gekostet, aber das Kollektivierungssystem hat sich durchgesetzt." – In jedem Fall läßt die von Kravchenko im gesamten Buch berichtete menschenverachtende Brutalität den Schluß zu, daß das Sterben einer beliebigen Anzahl von Menschen von vielen stalinistischen Funktionären jener Zeit billigend in Kauf genommen wurde. Dies in Verbindung mit lokalen Machtauswüchsen einzelner Funktionäre sowie deren kognitiver Eingeschränktheit könnte genügen, die Intention eines Völkermords zu vermuten. Mit solchen Überlegungen möchte ich keineswegs die sowjetische Führungsclique um Stalin entlasten. Wichtig ist mir ein stärkeres Augenmerk auf menschenverachtende, feige, machtorientierte Selbstläufer bei den "kleinen Rädchen im Getriebe" (bei uns allen), die sich allzugerne hinter bösen Machenschaften von "oben" verstecken, damals wie heute und in jeder Gesellschaft!

**Kravchenkos Verleumdungsklage – Der Pariser Prozeß (1949)**

In einer großangelegten Kampagne (ab 13. November 1947) bezeichnete die kommunistisch orientierte Wochenzeitschrift *Les Lettres françaises* Kravchenko als Lügner und Alkoholiker. Sie behauptete, das Buch habe nicht er geschrieben, sondern Beauftragte westlicher Geheimdienste. (1944, bei Erscheinen des Buches, war Kravchenko von sowjetnahen Medien unterstellt worden, Agent der Nationalsozialisten zu sein.)<sup>128</sup> Die von Kravchenko berichteten menschenverachtenden und mörderischen Lebensumstände in der Sowjetunion wurden in den Artikeln vollständig geleugnet. Kravchenko verklagte die Zeitschrift wegen der persönlichen Verleumdungen. In dem Sensationsprozess im Paris des Jahres 1949 sagten als Zeugen Überlebende des GULAG aus, darunter Margarete Buber-Neumann. Im Sinne der beklagten Zeitschrift äußerten sich General Rudenko (Kravchenkos Vorgesetzter während seiner Tätigkeit in Washington), Kravchenkos aus der Sowjetunion eingereiste erste Ehefrau Zinaida sowie kommunistisch orientierte Personen unterschiedlicher Qualifikation aus dem Westen, die sich vorrangig auf Besichtigungsbesuche in der Sowjetunion beriefen oder

---

<sup>128</sup> Hier mag mitgespielt haben, daß in Dresden 1944 ein Buch erschien mit dem Titel: ICH WAR STALINS GEFANGENER. Als Autor firmierte ein "R. Krawtschenko", angeblich ein ehemaliger sowjetischer "Ingenieur-Offizier". Das Buch beschreibt einigermaßen realistisch wesentliche Momente des stalinistischen Terrors, macht für diese jedoch ausschließlich "die jüdischen Kommissare" verantwortlich, wobei diese Funktionäre umfassend in derselben böartigen Ekelhaftigkeit dargestellt werden, wie es in dem NS-Hetzblatt "Stürmer" üblich war. – Eine zweifellos seltsame Koinzidenz, jedoch habe ich keinen Hinweis gefunden, daß irgendjemand Victor Kravchenko ernsthaft mit dem anderen Autor in Verbindung gebracht hätte. In Kravchenkos zweitem Buch (I CHOSE JUSTICE, 1950, Kap. XVIII) erwähnt der Autor dieses Nazipamphlet, das aber selbst die Angeklagten in seinem Prozeß nicht gegen ihn zu verwenden suchten.

auf ihre eigene Vergangenheit als Résistance-Angehörige. – Kravchenko gewann den Prozeß.

Diese Verleumdungsklage wurde faktisch zu einem Prozeß gegen den terroristischen Stalinismus, in dem die Beklagten und ihre Parteigänger wissentlich die Rolle der Verteidigung dieses Systems übernahmen. Rückenstärkung erhielten sie dabei von teilweise prominenten westlichen Intellektuellen, unter anderem Jean-Paul Sartre. Als der Schriftsteller und politische Aktivist David Rousset, ehemals mit Sartre politisch verbunden, sich in einer Veröffentlichung Kravchenkos grundlegender Kritik am Stalinismus anschloß<sup>129</sup>, warf Sartre ihm vor, "abtrünnig geworden" zu sein. Er schrieb: "Wie immer die gegenwärtige Sowjetunion aussehen mag, grosso modo befindet sich die UdSSR, bei Gleichgewicht der Kräfte, auf Seiten derer, die die bei uns bekannten Formen der Ausbeutung bekämpfen."<sup>130</sup>

Noch Anfang der 50er Jahre schrieb Sartre: "Historisch ist die UdSSR die Chance des Proletariats, sein Vorbild und die Quelle der revolutionären Wirkung. Darüber hinaus ist sie an sich selbst ein zu verteidigender historischer Wert, der erste Staat, der, obwohl er den Sozialismus noch nicht verwirklicht, dessen Prämissen enthält."<sup>131</sup> –

Der Kravchenkoprozeß sammelte nicht nur pro-sowjetische, sondern brachte auch stalinismuskritische Intellektuelle wie Richard Wright, Margarete Buber-Neumann, Arthur Koestler, Manès Sperber, Ignazio Silone, David Rousset miteinander in Kontakt. Es entstanden die Vereinigungen *Congress for Cultural Freedom, CCF*<sup>132</sup> sowie die von Rousset begründete *Commission internationale contre le régime concentrationnaire (CICRC)*. Somit bereitete der Kravchenkoprozeß den Weg für eine verstärkte Auseinandersetzung mit dem Stalinismus in Frankreich und weit darüber hinaus.

In einer amerikanischen Zeitung fand ich folgenden Hinweis über den Hauptbeklagten in Kravchenkos Verleumdungsprozeß: "Thirty years after the trial, the *Les Lettres françaises* editor responsible for the anti-Kravchenko articles, Claude Morgan, wrote in his autobiography, *DON QUICHOTTE ET LES AUTRES* (1979), that

---

<sup>129</sup> Bereits zuvor erschien von Daniel Rousset: *L'UNIVERS CONCENTRATIONNAIRE* (Paris 1946; deutsch: Berlin 2020). Dort wurde der offizielle Begriff GULAG für das Lagersystem der Sowjetunion erstmals im Westen publiziert, 30 Jahre vor Solschenizyns Buchtitel *DER ARCHIPEL GULAG*. Rousset wurde von *Les Lettres françaises* als "trotzkistischer Fälscher" bezeichnet. Auch er klagte (1951) und gewann seinen Verleumdungsprozeß. *Am Rande: Der Physiker (und Nobelpreisträger) Frédéric Joliot-Curie, der im Kravchenko-Prozeß als Zeuge der beklagten Zeitschrift aufgetreten war, trat in Roussets Prozeß als Zeuge gegen diese Zeitschrift auf.*

<sup>130</sup> Jean-Paul Sartre: *DIE KOMMUNISTEN UND DER FRIEDEN* (1982, S. 27)

<sup>131</sup> Jean-Paul Sartre (a.a.O., S. 86) – Beide Zitate nach Ulrike Ackermann: *Jean-Paul Sartre und die totalitäre Verführung* (in: *Merkur*, Juli-Heft 2005)

<sup>132</sup> Später stellte sich heraus, daß diese Initiative vom CIA finanziert und beeinflußt wurde.

'*Kravchenko was right*'. Morgan wrote that after Kravchenko's death he wished to salute the defector in print, '*but it was as yet too early*'.<sup>133</sup>

Kravchenkos Prozeß selbst konnte wenig mehr sein als schaumschlägerisches Herumgerede, weil die Beklagten (und ihre Zeugen) keinerlei substanzielles Wissen über die Verhältnisse in der UdSSR hatten (und sichtlich keine Motivation, sich darüber zu informieren) und von daher ihre Behauptungen beim besten Willen nicht belegen konnten. Nach den mir vorliegenden Dokumentationen (siehe in der Folge) wurden von ihnen aus Kravchenkos Buch durchgängig nur periphere Momente herausgezogen und mithilfe von neuen Unterstellungen und sophistischer Rhetorik interpretiert. Ohne die von Kravchenkos Anwälten zugezogenen Zeug\*innen (im Westen lebende Opfer der stalinistischen Regimes), die in bedrückender Eindringlichkeit von ihrem Schicksal berichteten, hätte dieser Prozeß über weite Strecken das Niveau einer populistischen Talkshow gehabt – was nicht an Kravchenko lag, sondern an den wirren, geschwätzigen, polemischen Beiträgen der beklagten Partei.<sup>134</sup>

### **Victor Kravchenko: I CHOSE JUSTICE (1950)**

Auf Grundlage des Prozesses konzipierte Kravchenko sein zweites Buch: *I CHOSE JUSTICE* (New York 1950).<sup>135</sup> Es bleibt wohl die gewichtigste Veröffentlichung zum Prozeß und ist zugleich eine bedeutende Ergänzung zum ersten Buch.

*I CHOSE JUSTICE* stellt den Pariser Prozeß, Kravchenkos Rechercharbeiten im Vorfeld und den grundsätzlichen Ablauf übersichtlich dar (nicht jedoch als Prozeß-Chronologie).<sup>136</sup> Schritt für Schritt werden wir in die Prozeßsituation hineingeführt. Aussagen von Kravchenkos Zeugen werden im Zusammenhang ihrer Lebensgeschichte nachvollziehbar; oft wird ihr Schicksal im Buch umfassender dokumentiert als es im Prozeß möglich war.<sup>137</sup> Auch die Versuche der angeklagten Partei, diese Aussagen zu

---

<sup>133</sup> <https://www.phoenixnewtimes.com/news/l-affaire-kravchenko-6426499> Als Morgan, damals Herausgeber der *Lettres françaises*, 1980 starb, wies Pierre Daix (damals Chefredakteur dieser Zeitung) die Medien auf dieses Bekenntnis in Morgans Buch hin (*Le Monde*, 15. November 1980).

<sup>134</sup> Allerdings scheint die französische Gerichtsprozeßordnung wesentlich mehr Streitgespräch zu erlauben, als es in Deutschland üblich ist. Selbst die Plädoyers der Anwälte konnten von den gegnerischen Anwälten durch Gegenargumente unterbrochen werden, ohne daß der Richter einschritt. (Diese Besonderheit wird bestätigt in Kravchenkos zweitem Buch: *I CHOSE JUSTICE*, New York 1950, S. 55.)

<sup>135</sup> Charles Scribner's Sons (New York 1950). Nur diese Ausgabe liegt mir vor. 1989 erschien eine Neuauflage (Transaction Publishers, New Jersey). Eine deutsche Ausgabe erschien unter dem Titel *SCHWERT UND SCHLANGE* (Zürich o.J. [1950]).

<sup>136</sup> Eine eigentliche Prozeßdokumentation scheint zu existieren: *KRAVCHENKO CONTRE MOSCOU* (Paris 1949), sie lag mir allerdings nicht vor. Siehe auch bei den Literaturhinweisen.

<sup>137</sup> Eine kurzgefaßte Übersicht über den Inhalt des Buches findet sich hier im Anhang, innerhalb des Kapitels: *Opfer des stalinistischen GULAG berichten. Das zweite Buch (I CHOSE JUSTICE) und andere Hinweise zu Kravchenkos Prozeß.*

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

diskreditieren, werden nachvollziehbar vorgestellt. Jedoch liegt der Schwerpunkt in Kravchenkos zweitem Buch deutlich auf den Zeugnissen der überlebenden Stalinismus-Opfer (sei es im Zusammenhang mit der Zwangskollektivierung oder der Verschleppung in Zwangsarbeitslager). Gelegentlich werden ähnliche Erfahrungen in einem Kapitel zusammengestellt, jedoch immer in übersichtlicher Form, oft mit Zwischenüberschriften, sodaß die Zeugen als Subjekte ihres Lebens gewürdigt werden (und nicht nur "Beispiele" für generalisierende Argumentationen sind).

Einunddreißig Dokumente aus der Praxis des stalinistisch-bürokratischen Terrors (einzelnen Zeugenaussagen zugehörig) werden im Anhang als Faksimile wiedergegeben, zusätzlich im Text transkribiert.<sup>138</sup>

Die in diesem Buch zu Wort kommenden GULAG-Überlebenden erwähnen unzählige Namen anderer Opfer, denen sie begegnet sind während ihrer Odyssee – hilfloser Impuls, der Zerstörung dieser Menschen ein Weniges entgegenzusetzen.

Die von Victor Kravchenko angestrebte Verleumdungsklage war mutig, ernst und wurde von ihm mit bewundernswürdiger Konsistenz vorbereitet und durchgezogen. Gleichwohl war der Prozeß juristisch gesehen eine Farce – mußte es sein, weil die Behauptungen, um die es untergründig ging, in einem derartigen Setting nicht beweisbar sind. Allenfalls eine Prozeßmaschinerie nach dem Vorbild des Nürnberger Prozesses hätte juristisch valide Entscheidungen treffen können.<sup>139</sup> – Der historische Wert dieses Verleumdungsprozesses liegt darin, die Weltöffentlichkeit nachhaltig auf die Problematik des stalinistischen Regimes hingewiesen zu haben.

Die Dokumentationen zum Prozeß haben teilweise kaum mehr als anekdotischen Wert; informativ und bewahrenswert sind die darin enthaltenen Ergänzungen von Zeugenaussagen. Historisch bedeutsam bleiben Kravchenkos Darlegungen zur administrativen und verbrecherischen Struktur des stalinistischen Sowjetregimes (im ersten Buch) sowie die vor allem im zweiten Buch akribisch dokumentierten Lebens- und Leidensgeschichten einer Vielzahl von Opfern der Entkulakisierung, des GULAG, der NKVD.<sup>140</sup>

Das zweite Buch (*I CHOSE JUSTICE*) bestärkt meinen Eindruck der von leidenschaftlichem Humanismus getragenen Authentizität Victor Kravchenkos. Daß zu

---

<sup>138</sup> In Kravchenkos Archiv fanden sich unzählige schriftliche Zeugenaussagen; vgl. den im Anhang wiedergegebenen Artikel von Alex Klevitsky: *Victor Kravchenkos Archiv* sowie Gary Kerns umfassende Kravchenko-Biografie.

<sup>139</sup> Tatsächlich stellte der Staatsanwalt in seinem Schlußwort eine unmißverständliche Analogie zu den Nürnberger Prozessen gegen die Haupt-Kriegsverbrecher her!

<sup>140</sup> Siehe meine Übersicht hier im Anhang: *Opfer des stalinistischen GULAG berichten. Das zweite Buch (I chose Justice) und andere Hinweise zu Kravchenkos Prozeß.*

seiner Persönlichkeit auch Momente von Selbstgefälligkeit, Männlichkeitsattitude und eine Art Wildwestheldenmentalität zu gehören schienen (jedenfalls wurde mehrfach darauf hingewiesen), tut dem keinen Abbruch. Es gehört schon eine genuine und sehr individuelle Lebenskraft dazu, auszuhalten und durchzuhalten, was ihm gelungen ist.<sup>141</sup>

Nachdem Kravchenkos erstes Buch (hier wiederveröffentlicht) sowie der sich anschließende Prozeß in Paris weltweite Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, blieb für seine Nachfolgeveröffentlichung nicht viel übrig. Das ist sehr bedauerlich! Eine Rezension des zweiten Buches in einer westdeutschen Fachzeitschrift<sup>142</sup> unter dem Titel "Der zweite Kravchenko" referiert 1950 auf 70% des Textes in oberflächlicher Weise den Pariser Prozeß; erst am Schluß folgen ein paar oberflächliche Kommentare zum zweiten Buch sowie der Hinweis auf "politische Intimitäten", die dort ausgebreitet würden. Der letzte Satz des Textes lautet: "Dergleichen Enthüllungen enthält I Chose Justice viel. Mögen sie zur Verbreitung des Buches beitragen, denn das Interesse der Leser am westlichen Kamin für den eigentlichen Stoff (50 % des neuen Buches ist eine bloße Erweiterung des alten) ist nicht so unerschöpflich wie der Stoff selbst." – Die Ignoranz dieser Pseudo-Rezension macht mich sprachlos! Der Rezensent hat nicht einmal begriffen, daß es in Kravchenkos erstem Buch vorrangig um die bürokratisch-strukturelle Dimension des Stalinismus geht, während im zweiten Buch Überlebende des stalinistischen Terrors konsistent, ausführlich zu Wort kommen – was auch im Prozeß, in dem es ja konkret um Kravchenkos erstes Buch ging, nur sehr eingeschränkt möglich war.

### **Victor Kravchenko und seine Familie**

In den 50er Jahren lebte Kravchenko meistens in Südamerika, wo er einen Großteil seines (durch die unzähligen Auflagen seines ersten Buches verdienten) Vermögens nutzte, um in Peru, Chile und Bolivien Silber- und Kupferminen zu finanzieren. Auch Projekte zur Organisation der armen Bauern in Genossenschaften scheint er dort unterstützt zu haben. Angeblich hatte er zunächst beträchtlichen Erfolg als Prospektor und Bergwerksunternehmer.<sup>143</sup> Zeitweise hielt er sich in New York und auf der Ranch seiner Gefährtin Cynthia Earle in Arizona auf, bei seinen Söhnen Anthony und Andrew. Die Unternehmungen in Südamerika waren auf lange Sicht erfolglos, Kravchenko

---

<sup>141</sup> Irgendwo las ich den Kommentar, bei Kravchenko habe sich eventuell eine Mischung aus Idealismus und Narzißmus produktiv ergänzt.

<sup>142</sup> Ost-Probleme, Vol. 2, Nr. 42, 1950, pp. 1335–37. JSTOR, <http://www.jstor.org/stable/44923031>. Accessed 13 Dec. 2022. (Autor: H. B.); die Zeitschrift erschien im Berliner Wissenschafts-Verlag.

<sup>143</sup> Diverse Quellen, u.a. bei Boris Nossik (Berlin 1992, S. 336–341).



Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

scheint deshalb viel Geld verloren zu haben, dazuhin Geld, das er sich für sein neuestes Projekt von Elizabeth Hapgood<sup>144</sup> geliehen hatte.

In dieser Zeit berichteten ihm die ehemalige Schauspielerin des Moskauer Kunsttheaters V. P. Bulgakova und unabhängig davon eine aus den Lagern geflohene Polin von Gerüchten, daß seine Verwandten in den Lagern umgekommen seien.<sup>145</sup>

Kravchenko hatte offenbar auf das mit Chruschtschow verbundene "Tauwetter" in der Sowjetunion gehofft. Nach dessen Sturz 1964 hoffte er auf Leonid Breschnew, einen Kommilitonen im Metallurgischen Institut. Die Schauprozesse gegen Andrej Sinjowski und Juli Daniel (1966) deprimierten ihn tief.<sup>146</sup>

Am 25. Februar 1966 wurde Kravchenko mit einer Schußwunde in seiner Wohnung in Manhattan gefunden.

Kravchenkos Sohn aus der ersten, kurzen Ehe, Valentin Bodrov (1934-2001), wurde 1935 von Aleksandr Svet adoptiert, der mittlerweile der zweite Ehemann seiner Mutter Zinaida geworden war. Er wurde Musiker. In den 80er Jahren wurde sein Eigentum beschlagnahmt, er wurde in ein Isolationsgefängnis in Dnepropetrowsk gesperrt; seine Frau und sein Sohn waren auf sich gestellt. Er wurde gefoltert, hat einen Suizidversuch überlebt (nachdem er im Gefängnis erfuhr, daß seine Mutter gestorben war); 1982-88 war er in einem Straflager. Die Identität seines Vaters hatte Valentin Bodrov bereits im Zusammenhang mit dem Pariser Prozeß erfahren, als seine Mutter dort als Zeugin gegen ihren Ex-Mann auftreten mußte. Seither galt er als Kind eines "Volksfeindes" und fühlte sich lange Zeit so.<sup>147</sup>

Victor Kravchenko ging in Amerika bereits 1947 eine Verbindung mit Cynthia Dryden Kuser ein.<sup>148</sup> Wegen der von NKVD-Schergen drohenden Gefahr<sup>149</sup> und der damit verbundenen Notwendigkeit, seinen Aufenthaltsort zu verbergen, wurde auch die Verbindung geheimgehalten, ebenso die Identität der gemeinsamen Söhne, Anthony

---

<sup>144</sup> Ursprünglich Emilie Bigelow (1894-1974, Tochter des Chicagoer Bankiers Anson Bigelow), war in erster Ehe verheiratet mit Norman Hapgood, in zweiter Ehe mit Kempley Reynolds. Sie sprach fließend Russisch und übersetzte ein theaterdidaktisches Werk Konstantin Stanislawskis ins Englische (AN ACTOR'S WORK). Sie stand Kravchenko bei der Arbeit an seinem ersten (und zweiten?) Buch zur Seite; die beiden waren eng befreundet.

<sup>145</sup> Nach B. Nossik (a.a.O., S. 340).

<sup>146</sup> So bei Nossik (a.a.O., S. 342), in Anlehnung an persönliche Erinnerungen Roman Guls.

<sup>147</sup> Diverse Quellen aus dem Internet.

<sup>148</sup> Sie lebte 1910-1985 und war zunächst verheiratet mit Theodore Wilhelm Herbst, von dem sie etwa 1945 geschieden wurde.

Angeblich gibt es aus dieser Ehe eine Tochter, geboren 1943. Weitere Angaben siehe hier:

[https://en.wikipedia.org/wiki/Anthony\\_R.\\_Kuser](https://en.wikipedia.org/wiki/Anthony_R._Kuser) und <https://www.bernardsvillelibrary.org/bpl/wp-content/uploads/2012/04/2016-Keepsake-Journal.pdf>.

Cynthia Dryden Kuser arbeitete als Übersetzerin und betrieb den Verlag Dryden Press New York.

<sup>149</sup> 1940 war Leo Trotzki (nach einem zweiten Mordanschlag) von einem sowjetischen Agenten in Mexiko-Stadt ermordet worden.

## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

und Andrew.<sup>150</sup> Victor Kravchenko wurde für die Söhne "Tato", ein Freund der Familie Earle; 1964 weihte sein Bruder Anthony den jüngeren Andrew in Tatos Identität ein.<sup>151</sup>

Anthony (geboren 1947) hat sich 1969 das Leben genommen.<sup>152</sup> Andrew (geb. 1950) hat sich später unermüdlich für die Würdigung seines Vaters eingesetzt.<sup>153</sup> Er ist Rechtsnachfolger seines Vaters und ordnete das riesige Archiv seines Vaters. Aus der Zusammenarbeit mit Gary Kern entstand dessen umfassende Kravchenko-Biografie *THE KRAVCHENKO CASE*.<sup>154</sup> Andrew initiierte das Projekt eines Dokumentarfilms zu Leben und Kampf seines Vaters: *The Defector* (2008?). Regisseur war Mark Jonathan Harris.<sup>155</sup> Auf den Film wird an etlichen Stellen im Netz hingewiesen, jedoch konnte ich keinen konkreteren Hinweis auf seine Existenz finden!<sup>156</sup>

Um 1990 begann Valentin Bodrov, Victor Kravchenkos ältester Sohn, Nachforschungen anzustellen über das Schicksal seiner Angehörigen. Im Oktober 1990 brachte die sowjetische Zeitschrift *Literaturnaya Gazyeta* einen Artikel über den Vater. Andrew Kravchenko kontaktierte die Publikation und wurde einige Wochen später von einem Redakteur kontaktiert, der ihm von der Existenz seines Halbbruders erzählte. Im Januar 1992 konnte Valentin mit einem Touristenvisum aus Rußland ausreisen und Andrew kennenlernen. In einem Pressebericht heißt es, er habe einen Großteil seines Lebens damit verbracht, sich für den Sohn eines Verräters zu halten. "Mein ganzes Leben lang habe ich mit gebrochenem Herzen gelebt. (...) Die Kommunisten haben mir beigebracht, meinen Vater als Feind Stalins zu hassen."

Nach dem Pressebericht von der Begegnung fürchtete er Lebensgefahr, wenn er zurück nach Rußland ginge. Er war mißtrauisch gegenüber den neuen "sogenannten Demokraten" und behauptete, der sowjetische Polizeiapparat sei nicht abgebaut worden. Sein Name, deutete er an, stehe auf einer Liste derjenigen, die für die Todesstrafe vorgesehen seien. "Dieses Gefühl in den Vereinigten Staaten jetzt, daß es keinen Kommunismus gibt, daß sich das jetzt alles geändert hat – dieses Gefühl: *Junge, ist das nicht großartig!* – das ist nichts als deine amerikanische Kindheit", sagte Valentin zu

---

<sup>150</sup> 1953 heiratete Cynthia Herbst (geb. Kuser) Arthur Honkley Earle, der die beiden Söhne aus der Beziehung mit Kravchenko adoptierte. Es handelte sich um eine freundschaftliche Scheinehe, um die beiden Kinder konventionell zu legitimieren bzw. auch dadurch zu schützen.

<sup>151</sup> Diverse Quellen, vor allem <https://www.latimes.com/la-tm-kravchenko11may11-story.html>.

<sup>152</sup> Quelle: Nossik (Berlin 1992, S. 347).

<sup>153</sup> <https://www.washingtonpost.com/magazine/2022/08/17/ukraine-russia-war-putin-stalin/>

<sup>154</sup> Gary Kern: *THE KRAVCHENKO CASE. ONE MAN'S WAR ON STALIN* (New York 2007). Siehe auch den Bericht zur Arbeit an Kravchenkos Archiv sowie eine Rezension des Buches hier im Anhang.

<sup>155</sup> [http://www.wildatheartfilms.us/projects\\_defector.html](http://www.wildatheartfilms.us/projects_defector.html)

<sup>156</sup> Mailanfragen beim Regisseur bzw. der Filmfirma blieben ohne Antwort.

## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

seinem Bruder. "Du mußt erwachsen werden. Ich bete zu Gott, daß es keinen Bürgerkrieg geben wird. Also geh nicht herum und feiere."<sup>157</sup>

Valentin starb 2001 an einem Herzinfarkt; am selben Tag erhielt er die amerikanische Aufenthaltsgenehmigung.



Victor Kravchenko präsentiert beim Prozeß seine Manuskripte

### **Zur Geschichte von I CHOSE FREEDOM & zur Wiederveröffentlichung (2023)**

Boris Nossik zitiert eine eidesstattliche Zeugenaussage von Marc Kinoy, bei dem Kravchenko während der Arbeit an seinem ersten Buch zeitweise gewohnt hatte: "Was mich an meinem Untermieter besonders verwunderte, war seine bei russischen Intelligenzlern so seltene Fähigkeit zum konzentrierten Arbeiten, zum Verzicht auf alles, was ihn hätte ablenken können. (...) Vom frühen Morgen bis zum späten Abend saß er am Tisch und arbeitete an seinem Buch. (...) Er schrieb mit der Hand, russisch, ohne Stenotypistin oder Maschinenschreiberin, schrieb Hunderte von Seiten voll ..." <sup>158</sup>

<sup>157</sup> <https://www.phoenixnewtimes.com/news/l-affaire-kravchenko-6426499>

<sup>158</sup> Boris Nossik: DER SELTSAME PROZESS ODER EIN ÜBERLÄUFER IN PARIS (Berlin 1992, S.311)

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Während seines Prozesses gab Kravchenko Auskunft über das Entstehen des Buches und seine damit zusammenhängenden Kontakte.<sup>159</sup> Darüber hinaus gilt mittlerweile als gesichert, daß Victor Kravchenko bei der endgültigen Fassung seines ersten Buches unterstützt wurde von mehreren fachkundigen Personen. Dabei wurden vermutlich Gespräche und Situationen auf Grundlage von Kravchenkos Erinnerungen zu nachvollziehbaren Szenen komplettiert, nicht anders als in anderen Büchern (oder Filmen), die historische Begebenheiten für Außenstehende vorstellbar machen wollen. Von besonderer Bedeutung ist hier David Dalin (auch Dallin).

David J. Dalin (1889-1962), geboren als David Yulevich Levin, wurde in Rußland wegen antizaristischer Aktivitäten verhaftet und floh nach zweijähriger Haft nach Deutschland. In Berlin promovierte er 1913. Nach der Februarrevolution von 1917 kehrte Dallin nach Rußland zurück. Er gewann die Wahl in das Zentralkomitee der menschewistischen Gruppe der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Rußlands und vertrat die Gruppe von 1918 bis 1921 im Moskauer Stadtsowjet. Die Bolschewiki verhafteten ihn 1920 zum ersten Mal und er vermied eine zweite Verhaftung im Jahr 1922 durch die Flucht zurück nach Deutschland. Er blieb in Deutschland, bis ihn die Nazis 1935 zur Ausreise zwangen. Er ließ sich in Polen nieder und blieb dort bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkriegs. Dann zog er in die USA. Im Januar 1944 lernte Dalin Kravchenko kennen. Am nächsten Tag offenbarte Kravchenko seinen Wunsch, die sowjetische Botschaft zu verlassen. Dalin bat den ehemaligen US-Botschafter in Rußland, William C. Bullitt, den er noch aus Moskau kannte, um Rat. (Bullitt hatte auch mit einem anderen sowjetischen Überläufer, Walter Krivitsky<sup>160</sup>, zu tun gehabt.) Im März traf Dalin Kravchenko in Pennsylvania. Kravchenko folgte seinem Rat und kontaktierte das FBI, das ihn vor Ende des Monats dreimal in Washington interviewte. Dalin und seine Frau trafen Kravchenko wieder, als er im April als Überläufer in New York ankam. Dalin riet Kravchenko, seine Geschichte so schnell wie möglich der New York Times zu erzählen. Kravchenko begann noch in der ersten Nacht mit dem Entwurf seines Artikels. Dieser wurde in der New York Times veröffentlicht. Als jedoch Joseph Shaplen, Journalist der New York Times, und Kravchenko nicht miteinander auskamen,

<sup>159</sup> vgl. Nina Berberova: DIE AFFÄRE KRAWTSCHENKO (Hildesheim 1991, S. 181-184)

<sup>160</sup> Walter Germanowitsch Kriwitzki (1899-1941) war General des sowjetischen Militärnachrichtendienstes (GRU). Nachdem Freunde und ehemaligen Kameraden in der Roten Armee als Spione und Staatsfeinde erschossen worden waren, flüchtete er 1937 nach Paris. Im März 1938 gab er der Zeitschrift Figaro ein Interview, in dem er sich von Stalin lossagte. Zu der Zeit stand er schon unter Polizeischutz in Frankreich. Trotzdem erlebte er mehrere Versuche, ihn zu ermorden. Ab 1939 hielt er sich mit Ehefrau und Sohn in den USA auf. Dort veröffentlichte er in der Sunday Evening Post Artikel über die Arbeit der sowjetischen Geheimdienste im Ausland und erläuterte die politisch-ökonomische Situation in der Sowjetunion. Er wurde in einem Washingtoner Hotel tot auf dem Bett aufgefunden – mit seiner Waffe neben sich. Kriwitzky hatte vor dem Ereignis allen Freunden und der Familie eingeschärft, im Falle seines plötzlichen Ablebens unter keinen Umständen an Selbstmord zu glauben (so von Arthur Koestler erinnert). (WP) Allerdings existieren ausführliche Abschiedsbriefe. (Englische WP) Siehe auch Walter G. Krivitsky: ICH WAR STALINS AGENT. Hrsg. Hellmut G. Haasis mit zeitgenössischen Dokumenten und einem Nachwort. Trotzdem-Verlag, Grafenau-Döffingen 1990.

wandte sich Dalin an einen ehemaligen Korrespondenten der United Press in Moskau, Eugene Lyons, den damaligen Herausgeber von The American Mercury. Er stellte Kravchenko auch Isaac Don Levine und Max Eastman vor. (Levine war Krivitskys Co-Autor gewesen.) Lyons, Levine und Eastman bildeten die Kerngruppe der Co-Autoren und Mitherausgeber von Kravchenkos Buch I CHOSE FREEDOM.<sup>161</sup>

Als federführender Übersetzer und Co-Autor Kravchenkos gilt oft Eugene Lyons (1898-1985).<sup>162</sup> Lyons wurde 1898 als Sohn einer jüdischen Familie in Uzlyany in der Nähe von Minsk im heutigen Weißrußland geboren. Nach der Einwanderung in die USA wuchs er in einem ärmeren Viertel New Yorks auf, wo er mit der radikalen Arbeiterbewegung sympathisierte. Seine journalistische Tätigkeit begann er bei der Gewerkschaft Industrial Workers of the World, für die er hauptsächlich über Gerichtsverfahren gegen Mitglieder der Arbeiterbewegung berichtete, wie zum Beispiel im Fall Sacco und Vanzetti. Später arbeitete er im New Yorker Büro der amtlichen sowjetischen Nachrichtenagentur TASS. Von 1928 bis 1934 war er Auslandskorrespondent der United Press in Moskau. Lyons hatte zunächst der Kommunistischen Partei der USA nahegestanden, ohne jedoch Mitglied gewesen zu sein, nach eigenen Angaben, weil er weder bereit war, eine führende Verantwortung zu übernehmen noch sich der Parteidisziplin unterzuordnen. In seiner Zeit in Moskau entwickelte er sich zu jedoch zu einem entschiedenen Gegner der Sowjetunion. Seine Eindrücke aus dieser Zeit verarbeitete er in seinem Buch ASSIGNMENT IN UTOPIA. Ausführlich berichtete er über die Hungersnot in der Ukraine zu Beginn der dreißiger Jahre. – Von 1939 bis 1944 arbeitete er für die Zeitschrift The American Mercury und danach für den Reader's Digest. Von 1951 bis 1952 war er der erste Präsident des Amerikanischen Komitees für die Befreiung der Völker Rußlands. –

Die Zusammenarbeit mit Kravchenko war (laut Nossik, a.a.O., S. 313f.) jedoch zwiespältig. So verlangte der Autor, daß ihm alles von Lyons Übersetzte ins Russische rückübersetzt würde, damit er den Text Satz für Satz kontrollieren konnte. Dazu engagierte er einen eigenen Übersetzer (Bernard Nicholsky). Gesichert bleibt jedoch, daß der dem US-amerikanischen Publikum entgegenkommende Erzählstil (den der Verlag forderte) das Werk Eugene Lyons' ist.

Nach heutigem Kenntnisstand kann wohl alles in dem Buch Enthaltene als historisch belegt gelten. Wiederveröffentlicht wird das Buch, weil es eines der wenigen

---

<sup>161</sup> Soweit nach der englischen Wikipedia. Von Dalin gibt es eine Vielzahl von selbständigen Veröffentlichungen sowie Artikel zur Situation in der Sowjetunion. – Selten erwähnt werden unter den Mitarbeiter\*innen Cynthia Kuser (seine amerikanische Lebensgefährtin und Mutter zweier Söhne) sowie die Freundin Elizabeth Hapgood (die als Übersetzerin eines bedeutenden theaterdidaktischen Werkes von Konstantin Stanislawskij bekannt wurde).

<sup>162</sup> So auch bei Boris Nossik (a.a.O., S. 312).

umfassenden Zeugnisse der organisatorischen und administrativen Normalität des sowjetischen Stalinismus jener Zeit ist, nachvollziehbar und mitreißend geschrieben. Dieses Werk (und der gesamte Zusammenhang "Kravchenko versus Moskau") ist lebendige Geschichte, mehr als mechanistisches Ordnen von Fakten. Deutlich werden sozialpsychologische, ideologiegeschichtliche, prozeßsoziologische, psychohistorische Phänomene und Zusammenhänge, die nicht beschränkt sind auf die damalige historische Situation. Wir können daraus lernen für die Gegenwart und für die Zukunft. Aber zugleich kann das Buch vielleicht motivieren, sich ein wenig mehr für den biographischen Hintergrund einzelner Protagonisten der sowjetischen Geschichte zu interessieren; diese Intention haben auch meine Fußnoten mit Zitaten aus Wikipedia und anderen Quellen.<sup>163</sup> Bereits diese sehr verkürzten Angaben verdeutlichen etwas von der politischen Psychodynamik solcher Machtcliquen – auch bei uns im Westen, selbst wenn hier der politisch motivierte Mord sehr viel seltener vorkommt. Immerhin.

I CHOSE FREEDOM erschien in New York 1946<sup>164</sup> und wurde in mindestens 15 Sprachen übersetzt.<sup>165</sup> Neuauflagen auf englisch 1988 und 2007. Eine russische Ausgabe gibt es bis heute nicht, nur informelle Teilübersetzungen sind im Netz zu finden. Eine vollständige (?) ukrainische Ausgabe existiert.<sup>166</sup>

Diese einzige deutsche Wiederveröffentlichung ist im wesentlichen textgleich mit der mir vorliegenden deutschen Erstausgabe (Zürich 1947). Allerdings wurde die Schreibweise einiger Ortsnamen (z.B. Pennsylvanien, Neuyork) an die heutige Üblichkeit angepaßt, außerdem auf das heutzutage unüblich gewordene Dativ-e verzichtet. Der in der deutschen Originalausgabe fast durchgängig verwendete Begriff "Beamter" (für Personen im sowjetischen Dienst), der im Deutschen eine spezielle politische Bedeutung hat oder hatte, wurde teilweise durch den Begriff "Funktionär" ersetzt, der insbesondere bei den realsozialistischen Staaten üblich war.

Eine wenige Formulierungen wurden geändert; meist betraf dies den Satzbau, außerdem wurde der im Buch zwanzigmal vorkommende Begriff "hysterisch" bzw. "Hysterie" durchgängig durch ein anderes Wort ersetzt, teilweise ersatzlos gestrichen.

---

<sup>163</sup> Fremdsprachige Websites lassen sich im Browser (d.h. in HTML) bequem mit einem Klick übersetzen mithilfe von TWP - Translate Web Page: <https://www.patreon.com/filipeps>. Sehr empfehlenswerte App!

<sup>164</sup> Die New Yorker Originalausgabe findet sich online hier: [http://scriptum.cz/soubory/scriptum/%5Bnode%5D/kravchenko-v-i-chose-freedom\\_ocr.pdf](http://scriptum.cz/soubory/scriptum/%5Bnode%5D/kravchenko-v-i-chose-freedom_ocr.pdf) sowie die Londoner Ausgabe (als Transkript) hier: [http://belousenko.com/books/Berberova/kravchenko\\_i\\_chose\\_freedom\\_english.htm](http://belousenko.com/books/Berberova/kravchenko_i_chose_freedom_english.htm)

<sup>165</sup> Angabe nach ukrainischer Wikipedia: [https://uk.wikipedia.org/wiki/%D0%9A%D1%80%D0%B0%D0%B2%D1%87%D0%B5%D0%BD%D0%BA%D0%BE\\_%D0%92%D1%96%D0%BA%D1%82%D0%BE%D1%80\\_%D0%90%D0%BD%D0%B4%D1%80%D1%96%D0%B9%D0%BE%D0%B2%D0%B8%D1%87](https://uk.wikipedia.org/wiki/%D0%9A%D1%80%D0%B0%D0%B2%D1%87%D0%B5%D0%BD%D0%BA%D0%BE_%D0%92%D1%96%D0%BA%D1%82%D0%BE%D1%80_%D0%90%D0%BD%D0%B4%D1%80%D1%96%D0%B9%D0%BE%D0%B2%D0%B8%D1%87)

<sup>166</sup> [http://libcc.univ.kiev.ua/ukr/elcat/new/detail.php3?doc\\_id=633274](http://libcc.univ.kiev.ua/ukr/elcat/new/detail.php3?doc_id=633274)

Darüber hinaus wurden einige meines Erachtens mißverständlich übersetzte Formulierungen verändert.

Der Umfang des Buches (in der deutschen Originalausgabe 591 engbedruckte Seiten) stellt einige Anforderungen an unsere Aufmerksamkeit. Um die Verinnerlichung des Inhalts zu erleichtern, wurde in dieser Neuausgabe durchgängig jeder Absatz zwischen Leerzeilen gestellt; außerdem wurden Inhaltsverzeichnis und Kapitelanfänge durch inhaltliche Stichworte ergänzt.

Transkription der kyrillischen Schrift orientiert sich bis heute an unterschiedlichen Normen. Bei der Vielzahl von Quellen konnte ich hier nichts vereinheitlichen.

Albert Heß, der Übersetzer aus dem Englischen, hat daneben DAS HAUS DER SIEBEN GIEBEL von Nathaniel Hawthorne übertragen. Zusammen mit Peter Schürmann hat er William Faulkners AS I LAY DYING (1961) übersetzt, die Version wurde mehrfach neu aufgelegt; erst 2012 erschien eine neue deutsche Übertragung dieses komplexen Werkes. Mehr konnte ich zu ihm nicht finden.

### Zum Anhang

Victor Kravchenkos erstes Buch (I CHOSE FREEDOM) sollte vorrangig seine persönlichen Erfahrungen in Sowjetrußland als Ingenieur, Werkleiter und Kreml-Funktionär dokumentieren. Opfer des GULAG konnten dort naturgemäß nicht angemessen zu Wort kommen. In Kravchenkos Verleumdungsprozeß gegen die kommunistische Presse dagegen sollten Überlebende des stalinistischen Terrors im Vordergrund stehen. Jedoch war ihre Aussagemöglichkeit eingeschränkt durch die Bedingungen des Gerichtsprozesses, in dessen Fokus wiederum Kravchenkos Buch stand. Hieraus ergab sich vermutlich eine Intention Kravchenkos zu seinem zweiten Buch (I CHOSE JUSTICE): Gerechtigkeit für die schuldlosen Opfer eines Regimes – die vielleicht allenfalls durch das öffentliche Zeugnis, das Urteil der Geschichte möglich ist! Hier, in seinem zweiten Buch, konnten Menschen einfach von dem Leid berichten, dem sie ausgesetzt waren und das sie vielleicht für den Rest des Lebens begleiten sollte – ohne kritische Befragungen und diskriminierende Zweifel. Der Anhang der vorliegenden Veröffentlichung enthält eine kurzgefaßte Übersicht der ausführlicheren

Zeugenaussagen sowie Namen vieler Opfer, die in jenem Buch genannt wurden. Auch I CHOSE JUSTICE ist mittlerweile wiederveröffentlicht.<sup>167</sup>

Der Aufsatz des Historikers Sebastian Voigt (*Über die Bedeutung des Kravčenko-Prozesses 1949 in Paris für die politische Entwicklung Margarete Buber-Neumanns*) vermittelt einen Eindruck von den komplizierten, um nicht zu sagen verworrenen politischen Frontstellungen nach 1945. Margarete Buber-Neumann, ehemalige Lebensgefährtin und Mitarbeiterin eines prominenten Komintern-Funktionärs, war Opfer des GULAG, wurde während des Hitler-Stalin-Pakts an die Nazis ausgeliefert, dort im Konzentrationslager als mutmaßliche sowjetische Spionin. Sie überlebte und fand durch ihre Mitwirkung beim Kravchenko-Prozeß (und die damit verbundene öffentliche Bekanntheit) zur Aufgabe für ihr weiteres Leben. Auf diesem Weg kam es allerdings zu etlichen Verwerfungen. Sebastian Voigt bringt es auf den Punkt: "Bald musste sie aber die Erfahrung machen, dass die meisten Menschen sich entweder nur für die Lager des Gulag oder nur für die nationalsozialistischen Konzentrationslager interessierten. Die Linke wollte den gesellschaftlich breit verwurzelten und politisch wirkmächtigen Antikommunismus nicht durch Gräueltgeschichten über den Stalinismus befeuern, und die Rechte nutzte die kommunistischen Verbrechen, um die Brutalität des NS-Regimes zu relativieren. Buber-Neumann saß folglich zwischen den Stühlen und war im wahrsten Sinne des Wortes politisch heimatlos." – Letztlich wurde Buber-Neumann zur konservativen CDU-Publizistin, die jedes Zugeständnis an die Welt jenseits des "Eisernen Vorhangs" rigoros ablehnte.<sup>168</sup>

Ein Schlaglicht auf die öffentliche Ignoranz, die zu dieser Zeit im Hinblick auf die Realität in der Sowjetunion herrschte, ist der ebenfalls im Anhang dokumentierte Artikel, mit dem DER SPIEGEL den Prozeß ankündigte. Er belegt, wie selbst in einer Zeitung, deren ständig bekundetes Anliegen von Anfang an die Analyse politischer Umstände war, die sich zugleich von Anfang an als dezidiert antikommunistisch verstand (und zu deren ursprünglicher Redaktion auch ehemalige NS-Funktionsträger gehörten), Kravchenkos substantielle Darstellung der innenpolitischen Verhältnisse

---

<sup>167</sup> Die deutsche Erstausgabe des zweiten Buches (1950) habe ich nicht herangezogen, da sie von James Schwarzenbach, dem damaligen Eigentümer des herausgebenden Thomas-Verlages (Zürich) angefertigt wurde. Schwarzenbach gilt als begabter nationalistischer Demagoge, sein öffentliches Auftreten enthält einiges Befremdliche, auch antisemitische Publikationen. Ich wollte nicht die gesamte Übersetzung anhand des Originals überprüfen müssen, hätte das Mißtrauen kritischer Leser\*innen ja dennoch nicht verhindern können.

<sup>168</sup> In den folgenden Jahrzehnten nutzte die "Rechte" die Greuel des Stalinismus, um "linke" (insbesondere an Karl Marx orientierte) Gesellschaftskritik zu diskreditieren; die "Linke" nutzte demgegenüber die Assoziation mit "Faschismus" und "Auschwitz", um etablierte Strukturen und politische Intentionen in der BRD und anderswo zu diskreditieren.



Sowjetrußlands nicht ernstgenommen wurde.<sup>169</sup> Auf dem Hintergrund der kollektiv verdrängten NS-Vergangenheit tat sich die (west-)deutsche Öffentlichkeit möglicherweise besonders schwer damit, eine menschenverachtende, terroristische Diktatur als solche zu identifizieren.

Zwei kurze Auszüge aus Artikeln des kommunistischen Dissidenten und späteren Schriftstellers Arthur Koestler tragen (aus der Sicht jener Zeit) einige Momente der sowjetischen Realität bei, die bei Kravchenko weniger konkret erwähnt werden.

Die bedeutende belarussische Schriftstellerin Swetlana Alexijewitsch (Nobelpreis 2015) hat in allen ihren Büchern versucht, die seelische, existentielle und politisch-gesellschaftliche Situation nach der Auflösung der Sowjetunion zu vermitteln, vor allem mithilfe von verdichteten O-Ton-Berichten. Es gibt wohl wenige Veröffentlichungen auf Deutsch, denen diese Vermittlung ähnlich unmittelbar, mitreißend, berührend und subtil gelungen ist. Die von mir aus zweien ihrer Bücher herausgezogenen Passagen knüpfen nahtlos an Kravchenkos Berichte vom Leben im Stalinismus an: Hier hören wir von den nächsten beiden Generationen in dieser grauenhaft verwundeten und sich selbst weiter verwundenden Gesellschaft!

Alex Klevitskys Bericht von der Einsichtnahme in Victor Kravchenkos Archiv zeigt eine weitere Facette dieses Kampfes, den Kravchenko als Einzelner gegen ein mörderisches Regime geführt hat.

Anschließend folgt eine etwas kuriose Amazon-Rezension der großen Kravchenko-Biografie von Gary Kern (entstanden auch auf Grundlage des Archivs). Ihr Schwerpunkt liegt auf einer durchaus informativen Darstellung der innenpolitischen Situation in den Vereinigten Staaten um 1943/44. An Gary Kerns Arbeit lobt der Autor (Michael J. Mangan) ebenfalls diesen Aspekt. Leider ist das Buch mittlerweile antiquarisch so teuer, daß ich es mir nicht kaufen konnte.

Meine Literaturhinweise orientierten sich an meinem eigenen Lernen zu diesem umfangreichen Thema. Kravchenkos erstes Buch hatte ich schon 1984 irgendwo in einem Berliner Büchertrödel gefunden – und lange nicht gelesen: zu dick! zu unübersichtlich! Und überhaupt: ein ehemaliger Beamter? Das klang nach verstaubten

---

<sup>169</sup> Ein späterer Artikel zum Prozeßverlauf ("Wenn meine Großmutter Räder hätte. Drei Exemplare pro Minute", Heft 9/49) bringt zwar ein paar Informationen, jedoch wird der läppisch-ironische Stil beibehalten. Und der Schwerpunkt wird auf die Unterstellung gelegt, daß Kravchenkos Anliegen vorrangig in der Werbung für sein Buch liege.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Memoiren, lesbar nur für Historiker. Erst als es dann um Perestrojka ging, ich die MOSKAU NEWS verschlungen habe, rührte sich die Frage: was ist das eigentlich für ein Land? Aber noch lange Zeit war mir die Geschichte der DDR näher; dazu gehörte allerdings Ulbricht – und der Stalinismus! Erst nach der Lektüre von Galina Nikolajewas wunderbarem Buch SCHLACHT UNTERWEGS (auch ein Zufallsfund) habe ich mich an Kravchenko erinnert, dieses Buch endlich ganz gelesen – und als ich feststellte, daß es (auf deutsch) nie mehr wiederveröffentlicht worden war, wußte ich, es soll bei A+C erscheinen. Mittlerweile hatte Putin die Krim annektiert.



Am Ende dieses Nachworts sollen einige vielleicht noch heutzutage bedenkenswerte Gedanken Maxim Gorkis stehen.<sup>170</sup>

Es scheinen gar nicht mehr dieselben Menschen zu sein, die vor einer halben Stunde aufeinander losgeschrien hatten, sich beinahe geprügelt hätten, in Weinen und Schluchzen ausgebrochen waren. Ich konnte es kaum glauben, daß ihnen das alles Ernst gewesen; ihre Tränen, ihr Geschrei, ihre ewigen Zwistigkeiten, die rasch ausbrachen und meist ein ebenso rasches Ende nahmen, wurden für mich nach und nach zu etwas Alltäglichem, und ihr Eindruck auf mein Gemüt wurde immer schwächer und schwächer.

Viel später erst wurde mir klar, daß die Russen, um sich einen Ersatz für die Armseligkeit und Inhaltslosigkeit ihres Lebens zu schaffen, mit Kummer und Schmerz zu spielen lieben gleich Kindern, und daß sie sich nur selten ihres Unglücks schämen.

In der grenzenlosen Langeweile des Alltags ist auch der Schmerz ihnen eine Abwechslung und die Feuersbrunst ein Fest; einem leeren Gesicht gereicht auch eine Schramme zur Zierde. (196)

Wenn ich an diese bleiern lastenden Scheußlichkeiten des kulturlosen russischen Lebens zurückdenke, frage ich mich zuweilen, ob es sich auch verlohnt, von diesen Dingen zu reden. Und ich antworte mir, stets von neuem überzeugt: ja, es verlohnt sich, denn es ist noch immer furchtbare, zählebige Wirklichkeit, was ich da schildere, eine Wirklichkeit, die in ihrer ganzen Roheit noch heute besteht und die man bis in ihre Wurzel hinein kennenlernen muß, um sie mitsamt der Wurzel aus dem Bewußtsein, aus der Seele des Volkes, aus unserem gesamten dumpfen, schmachvollen Leben herauszureißen.

Und noch einen zweiten, positiven Grund habe ich, diese Scheußlichkeiten zu schildern: wenn sie auch noch so widerwärtig sind, noch so sehr auf uns lasten, noch so viele edle Seelen vernichten und zermalmen, so ist doch der Russe so urgesund und so jung von Herzen, daß er sie wohl überwindet und weiter überwinden wird.

Nicht allein das ist an unserem Leben so erstaunlich, daß in ihm die Schicht des Rohen, tierisch Gemeinen noch so feist und dick ist, sondern auch das, daß durch diese Schicht, so dick sie auch sein mag, das menschlich Gute, Gesunde, Schöpferische siegreich hindurchwächst und die unerschütterliche Hoffnung auf unsere Wiedergeburt zu einem schönen, lichtvollen, wahrhaft menschlichen Dasein wach erhält. (250 f.)

---

<sup>170</sup> Maxim Gorki: MEINE KINDHEIT (1913/14; deutsch: Wien 1947) – Aber auch er wurde zuletzt ein privilegierter Stalinapologet!

**VICTOR A. KRAVCHENKO**

**Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus**



***ANHANG***



**Opfer des stalinistischen GULAG berichten.**

Das zweite Buch (*I chose Justice*) und andere Quellen zu Kravchenkos Prozeß

a) Hier folgen zunächst Hinweise zum Inhalt von Victor Kravchenkos zweitem Buch

**I CHOSE JUSTICE (1950)**<sup>171</sup>,

insbesondere auf sehr eindrückliche Berichte von Opfern des Stalinismus und auf grundsätzliche Überlegungen des Autors. Argumentationen der Beklagten und ihrer Gewährsleute bzw. Zeugen werden aufgrund der geringen Aussagekraft hier nur ausnahmsweise erwähnt. Siehe auch die entsprechenden Abschnitte in meinem (MvL) Nachwort.<sup>172</sup>

Für das zweite Buch gibt es keine Informationen zu den Umständen des Entstehens. Erwähnt wird jedoch Kravchenkos häufiger Wechsel des Aufenthaltsortes (mit Unterkunft bei verschiedenen Unterstützern oder Freunden) wegen konkreter Bedrohung durch NKVD-Gangster sowie anonyme Warnungen, nach Frankreich zu reisen (8,9).

(23-30): Kravchenkos Pressekonferenz (11.1.48) vor dem Prozeß.

Kravchenko schreibt über die Auswahl seiner Zeug\*innen, den Ausschluß von Personen, deren Angehörige noch in der Sowjetunion leben, von Nazis und antisemitisch Orientierten, von russische Monarchisten, die für ihre Ideale eintreten wollten (38ff).

Dann werden wir Schritt für Schritt in die Prozeßsituation hineingeführt, Beteiligte werden uns vorgestellt mit ihrem biografischen Hintergrund, ihrer Rhetorik und Körpersprache, ihrer Argumentation.

Die Kapitel IV - VI enthalten Aussagen von Zeugen.

(S. 100-108) findet sich eine Erinnerung Kravchenkos an einen militärischen Politischen Kommissar. Dieser hatte ihm berichtet von einem blutigen Aufstand mehrerer Kosaken-Stanitzas (Siedlungen) gegen die Zwangskollektivierung.

---

<sup>171</sup> Das Buch liegt mir im Original vor, die genannten Seitenzahlen beziehen sich hierauf. Ein PDF dieser Ausgabe findet sich hier: <https://vdoc.pub/documents/i-chose-justice-5t9li6vc4mo0>. Mittlerweile gibt es eine englische Neuausgabe (New Jersey 1989: Transaction Publishers); sie enthält eine Einleitung von Ludmilla Thorne (1937-2009), einer lebenslangen Kämpferin für sowjetische Dissidenten und für Menschenrechte in Rußland. Die Seitenzahlen differieren von der Erstausgabe.

Die deutsche Ausgabe (Zürich 1950) wurde von mir nicht herangezogen.  
<sup>172</sup> *Kravchenkos Verleumdungsklage – Der Pariser Prozeß (1949)* und *Victor Kravchenko: I CHOSE JUSTICE (1950)*

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Kapitel VII: Die Erinnerung Kravchenkos an einen Hochschullehrer (seiner eigenen Studentenzeit), der in einer institutsinternen "Säuberung" ein überraschendes rhetorisches Meisterwerk einer Selbstkritik ablieferte. Acht Jahre später (1943) erfährt Kravchenko die Lebensgeschichte dieses **Prof. Slashev** (Pseudonym?), eines begabten Doppelagenten. Diese Falldarstellung (eine Art Exkurs) ermöglicht es Kravchenko, die taktische Raffinesse von Bespitzelungen durch Geheimdienste<sup>173</sup> beispielhaft vorzuführen.<sup>174</sup>

Die beiden ausführlichen Fallberichte (in Kap. VI und VII) gehörten inhaltlich eher zu Kravchenkos erstem Buch; vermutlich wurden sie dort aus Platzgründen zurückgestellt.

Kapitel VIII: Zeugenaussagen für die Beklagten. (145-155): Grundsätzliche Hinweise Kravchenkos zu den Säuberungen ("Purges").

*"The first and greatest misunderstanding about the Purges has to do with their duration. To most Americans, a Soviet purge is something exceptional, a violent phenomenon which they vaguely understand has happened once, or perhaps several times, but is then over and done with. This is as basic error. Purges are part of the permanent machinery of the Soviet regime. They are continuous and neverending. There have been periods on intensification of this process – as in the super-purges which followed Serge Kirov's death in December, 1934. But there has never been a period free of purging."* (145)

Kapitel IX: Ausführliche Verfolgungsgeschichte des hohen Eisenbahnfunktionärs **Andrej Lebid** (bereits in Kap. VI). Einer der von Lebid erwähnten Täter-Funktionäre war Staatsanwalt Rudenko, später einer der sowjetischen Ankläger im Nürnberger Prozeß der NS-Hauptangeklagten und Bruder des Generals Rudenko, Vorgesetzter Kravchenkos in Washington, auch Prozeßzeuge für die Beklagten (S. 166, 175).

Als Einschub die Leidensgeschichte eines alten Juden (**Tcherviavski**), den Lebid im Gefängnis von Artemorsk kennengelernt hatte (S. 169 ff.)

Kapitel X: Zeugenaussagen.

**Polycarp Kypkalo**: ausführliche schriftliche Zeugenaussage über Verhörmethoden.

Aussage **Erast Babnin** (war im Pariser Prozeß) und **Boris Udalov** (von dem ersterer Kravchenko erzählte; war nur kurz beim Prozeß).

**Lilia Bitak**: war in einer Zelle mit etlichen Frauen von inhaftierten/verbannten/getöteten Männern, von denen Kravchenko in seinem Buch berichtet.

Kapitel XI: **Lydia Grebin** (Pseudonym): Suchte ihren zu 10 Jahren verurteilten Mann. Bericht auch vom Schicksal eines befreundeten Ingenieurs, **Larchenko**.

**Kanev** (Pseudonym): ausführlicher Bericht.

<sup>173</sup> Zweifellos bedienen sich auch Geheimdienste anderer Staaten derselben Methoden, an Informationen zu kommen.

<sup>174</sup> Die ziemlich feuilletonistische Ausschmückung dieser Darstellung legt allerdings nahe, daß es sich hier um einen idealtypisch konstruierten Fall handelt.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Kapitel XII: Kapitelüberschrift: *The Sword and the Serpent*. Dies meint das Emblem der NKVD (sword = NKVD, serpent = "Volksfeinde"). Der Titel wurde als Gesamttitel der deutschen Ausgabe (1950) gewählt.

Kravchenko berichtet von einer Wiederbegegnung mit einem Mitschüler (Grishka Podubin; Pseudonym?), der als Jugendlicher eine verstörende Neigung zu destruktiven, sadistischen Handlungen hatte. Zugleich zeigte er plötzliches Umkippen zu zarter Behutsamkeit gegenüber Pflanzen; einmal dabei "ertappt", zerstörte er eruptiv diese Blumen. Er kam aus einer offenbar dysfunktionalen Familie, hatte keine Freunde, war ein sehr guter Schüler, der sich jeder Autorität gegenüber (oder jemandem, der "stärker" als er selbst schien) extrem unterwürfig zeigte. Dieser Junge wurde ein höherer NKVD-Funktionär. Als Kravchenko ihn 1939 zufällig wiedertrifft, kommt es zu einem Gespräch, bei dem Grishka Podubin ausführlich das Selbstverständnis und die Ideologie der führenden NKVD-Funktionäre darstellt. – Selbst falls es sich hier um eine aus Einzelerfahrungen kombinierte idealtypische Fallvignette handelt, könnte Kravchenkos Erfahrung mit derlei Personen verallgemeinerbar sein.<sup>175</sup>

Kapitel XIII: Weitere Zeugenberichte von NKVD-Opfern.

**Akim Pokhilov**

**Kanev** und **Sergei** (Pseudonyme) – Kanev (Fortsetzung aus Kap. XI): Ausführlicher Bericht über seine Verschleppung nach Sibirien (Kotlas, Chibiu/Oukhta = Autonome Republik Komi). Kanev kam in Kontakt mit einem 15jährigen, einem 13jährigen und einem zwölfjährhjährigen Verurteilten. Über diverse Leitungsfunktionäre des Lagers. Er kommt nach Workuta (Varkuta), Bericht von der Situation dort. Er erwähnt etliche Gefangene, nennt ihre Namen.

1938: Säuberungen innerhalb der bereits "gesäuberten" und verurteilten Zwangsarbeiter in den sibirischen Lagern!

Einer der Mitgefangenen war der ukrainische Schriftsteller **Pavlo Mihajlovitch Gubenko** (der unter dem Namen Ostap Visnja schrieb). (252)

**Melanie Piroguov** (schriftlicher Bericht, Zitat:)

*"When I read your book, I wept bitterly. Through it all I lived over again those things which were known to me. (...) With all my heart and all my being I am following the sessions of the trial by reading in the newspapers the accounts of the case. If only I could cry into the face of the world all the vileness of the lackeys of Soviet Communism!"*

Kapitel XIV: Zeugenberichte vom GULAG

**Mikhail Schebet** (Fortsetzung von Kap. IV)

---

<sup>175</sup> Bei den heutigen Kenntnissen läßt sich hier deutlich narzißtische Symptomatik interpretieren, zudem die von Adorno u.a. konzipierte "Autoritäre Persönlichkeit". Das "Umkippen" zu Sensibilität wiederum erinnert an dissoziative Ego States, wie sie durch traumatische Kindheitsumstände entstehen können. – Derartige Persönlichkeitsentwicklungen werden von sadistischen Gewalttätern angenommen und dürften bei vielen NKVD-Funktionären (und entsprechenden Personen in anderen Gesellschaften) vorhanden (gewesen) sein.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

**Nikolai Antonov** (Mann von **Lilia Bitak**, Kap. X): Leidensgeschichte, die so ausführlich im Prozeß nicht dargestellt werden konnte. Antonovs spätere Verurteilung zu 5 Jahren Arbeitslager bezog sich überhaupt nicht auf die Fragestellungen in den monatelangen Folterverhören!

**Filonov** und **Matvienko** (Pseudonyme): Schriftliche Zeugenaussagen.

**Ivan Krevsoun** (Zeuge im Prozeß): Ausführliche Verschleppungsgeschichte. Erwähnt (wie auch andere), daß oft nach fast abgelaufener Strafzeit eine neue Verurteilung (ohne jede Gerichtsverhandlung) fabriziert wurde und der Zwangsarbeiter weitere Jahre gefangengehalten wurde. (293) Krevsoun wurde nach seiner nominellen Freilassung ausschließlich erlaubt, sich in der arktischen Stadt Murmansk niederzulassen.

Kapitel XV: (Weitere Zeugen)

**Ivan Puschkar**: Schriftliche Zeugenaussage; sehr ausführlich werden einzelne Mitgefangene porträtiert. Nach 2 Jahren wurde Puschkar entlassen mit der lakonischen Begründung: "Because of the dropping of his case". (Faksimile der Bescheinigung im Buch)

**Feodor Pokhounov** (Schriftliche Aussage)

Kapitel XVI: Berichte von Stalinismusopfern aus der Kriegszeit und nach 1945.

a) **Vassili Bobrovnikov** (von Kap. V): kam als Kriegsgefangener nach NS-Deutschland und wurde in ein KZ gesteckt. Dann DP-Camp in Bayern, zurückgeschickt nach Rußland, dort in der Gewalt der NKVD.

b) **Nina Larin** (Pseudonym): Brief aus Italien. Ehemann lebte seit Kindheit in Italien, wurde 1945 (nach Anforderung Rußlands und mit Unterstützung der italienischen Behörden) nach Rußland abgeschoben. Der Ehemann schreibt ihr aus Sowjetrußland: "*This is a cemetery in which we are buried alive*" (315).

c) **Paul Chiarelli** (korsisch-französisch). Ein temperamentvoller Zeuge in Paris. Hier dokumentiert Kravchenko ausnahmsweise ein umfangreiches Gesprächsprotokoll von der Zeugenvernehmung in Paris. (317ff.)

d) **Elisabeth Lescova** (Pseudonym): Brief an Kravchenko nach Abschluß des Prozesses. Sie berichtet von sadistischen NKVD-Schergen im besetzten Polen, insbesondere gegen die gefangenen Frauen. Einige von ihnen waren zuvor in Polen als Kommunistinnen eingesperrt worden, jetzt galten sie als antisowjetische Agentinnen oder Spioninnen.<sup>176</sup> – Bei Heranrücken der deutschen Armee wurden die Gefangenen großenteils kollektiv ermordet (MPI).

Erläuterungen Kravchenkos:

a) zu speziellen Kolonien und Arbeitshäusern für Kinder (331), die von der NKVD unterhalten wurden. Die Orientierung der Kinder an Eltern sollte hier (so Kravchenko) ersetzt werden durch diejenige an die Führer des Staates.

b) zu dem speziell für NKVD-Arbeitslager (GULAG) gedruckten Papiergeld; drei Faksimiles befinden sich im Buch (332f, bzw. Anhang 18-20).

---

<sup>176</sup> Zur Situation kommunistischer Aktivist\*innen zwischen Polen und Sowjetrußland siehe auch Moshe Zalcman: ALS JÜDISCHER ARBEITER IN POLEN UND IM SOWJETISCHEN GULAG (1977, deutsch 1982, Neuausgabe Berlin 2022: A+C online)

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

c) zum Profit, den die NKVD bzw. das Sowjetsystem mutmaßlich aus der Zwangsarbeit seiner Arbeitssklaven bezogen hat (Hochrechnung).

d) zum NKVD-eigenen buchhalterischen Verfahren, als er selbst für 12 Monate zu "Zwangsarbeit am gegenwärtigen Arbeitsplatz" verurteilt worden war. (Vgl. 1. Buch, Kapitel 21/IV)

Im Teil 3 ("The Defense", ab S. 341) geht es vorrangig um den Pariser Prozeß. Im Mittelpunkt stehen jetzt die aus Sowjetrußland (bzw. Washington) eingeflogenen russischen Zeug\*innen gegen Kravchenko: ausnahmslos Menschen, die ihn persönlich kannten. Kravchenko macht deutlich, daß deren Aufgabe wesentlich darin bestand, in Koalition mit den angeklagten französischen Kommunisten Kravchenkos Persönlichkeit zu diskreditieren. Um die tatsächliche Lebenssituation von Menschen in der Sowjetunion sollte es hier nicht gehen, von dieser Fragestellung sollte möglichst abgelenkt werden. Er zitiert dazu den treffenden Satz der Pariser Zeitung *Populaire* :

*"Talk about Kravchenko – as much as you want. About his book? W-e-e-ll, if we have to, but cautiously. About the Soviet Regime? Heavens, no! Taboo!"* (341)

In diesem dritten Teil des Buches werden folgende Zeug\*innen für Kravchenko erwähnt:

**Nicolas Tregubov** (347f)

**Nicolas Lagowski** (349,353)

**Passetschnik** (353f, 359)

**Mrs. Kornienko** (353f.)

**Dr. Anna Kashinskaja** (355f.)

**Boris Udalov** (358f.)

**Margarete Buber-Neumann** (386f.)

**Andrei Vassilkov** (392f.)

Kapitel XVIII

In diesem Kapitel berichtet Kravchenko von taktischen Manövern der französischen Kommunisten sowie des Sowjetregimes, sowohl innerhalb des Prozesses als auch außenpolitisch sowie medial (an die Öffentlichkeit gewandt). Einige taktische Tricks hatte allerdings auch Kravchenko auf Lager.

Deutlich wird in diesem Kapitel, daß der Kravchenkoprozeß, in dem mittelbar nicht nur die sowjetische, sondern ebenso die französische und amerikanische Regierung involviert war, zum publizistischen Auftakt des "Kalten Krieges" gehörte. (S. 387 ff.)<sup>177</sup> Die komplizierten Frontstellungen zeigen sich dabei auch am Bemühen der französischen Angeklagten und ihrer

---

<sup>177</sup> Als Ausgangspunkt des Kalten Krieges gilt meist die Verkündung der sogenannten Truman-Doktrin durch US-Präsident Harry S. Truman am 12. März 1947. Nach dieser Doktrin sollte es zum außenpolitischen Grundsatz der Vereinigten Staaten von Amerika werden, "freien Völkern beizustehen, die sich der angestrebten Unterwerfung durch bewaffnete Minderheiten oder durch äußeren Druck widersetzen". Ziel der Doktrin war es, die Expansion der Sowjetunion aufzuhalten, und Regierungen im Widerstand gegen den Kommunismus zu unterstützen.(WP)



Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Zeugen (darunter drei französische und ein englischer Parlamentsabgeordneter, ein französischer General, ein französischer Senator und ehemaliger Minister sowie ein Nobelpreisträger), Kravchenko als Agenten der USA darzustellen, der die Aufgabe habe, den sowjetischen Staat zu diskreditieren.

Kravchenko äußert sich in diesem Kapitel auch über die Situation russischer DP's (Deplaced Persons), die im NS-Deutschland Zwangsarbeit verrichten mußten und sich dazu entschlossen, nicht mehr in die Sowjetunion zurückzukehren – auch, weil sie dort im allgemeinen als NS-Kollaborateure be- und verurteilt wurden, ähnlich wie russische Soldaten, die in NS-Gefangenschaft gewesen waren.

Zeuge **Andrei Vassilkow** (392 f.) berichtet von der Verfolgung und Ermordung von Priestern in der Sowjetunion.

Kap. XIX : Übersicht über Pressemeldungen verschiedener Länder zum Prozeß:

Auszugsweise Dokumentation mehrerer Artikel gegen Kravchenko in der Moskauer PRAVDA (von Konstantin Simonow, einem hochrangigen sowjetischen Propagandajournalisten)<sup>178</sup>; auch weitere Veröffentlichungen in der sowjetischen Presse werden erwähnt.

Erläuterung, wieso Kravchenko unter dem Pseudonym "Paul Kedrin" nach Frankreich eingereist war: nämlich auf Anraten der französischen Behörden, zum eigenen Schutz vor sowjetischen Killern.

In Paris (und anderswo in Frankreich) tauchten während des Prozesses emaillierte Buttons auf, die über einer Trikolore die Worte "J'ai choisi la liberté!" zeigen, Taschentücher mit demselben Satz hingen in Fenstern. Dies veranlaßte die kommunistisch orientierte Zeitung L'Humanité zu der Behauptung, damit werde versucht, die Franzosen gegeneinander auszuspielen.<sup>179</sup>

Am Schluß des Kapitels erzählt Kravchenko von allerlei wohlmeinenden privaten Botschaften an ihn (Fanpost).

Kapitel XX: "The Verdict"

In seiner abschließenden Stellungnahme bewertete der Staatsanwalt<sup>180</sup> Kravchenkos Prozeß als "of equivalent importance" wie den Nürnberger Prozeß gegen die NS-Täter und bekräftigte dies mit den Worten: "The trial with which we are concerned must be included in the number

---

<sup>178</sup> Konstantin M. Simonow war ein auch in Deutschland (vor allem der DDR) bekannter Schriftsteller mit dem Hauptthema Zweiter Weltkrieg. In diesem Zusammenhang äußerte er sich teilweise stalinkritisch. Siehe auch seine Autobiographie: AUS DER SICHT MEINER GENERATION: GEDANKEN ÜBER STALIN. Aus dem Russischen von Harry Burck und Klaus Schneider. (Zusammengestellt und mit einem Vorwort von Lasar Lasarew) (Berlin 1990 [!])

<sup>179</sup> Zu den Zeugen gegen Kravchenko gehörte Pierre Courtade-Cabessanis, außenpolitischer Redakteur der L'Humanité. – 2009 kommentiert L'Humanité den Prozeß anders: "Kravchenko gagna ce procès, et aura eu le mérite d'ouvrir une première brèche dans la représentation idéale de l'URSS."

<sup>180</sup> Die französische Staatsanwaltschaft kann auch im Zivilprozeß tätig werden, sei es als Nebenintervenient oder sogar als Partei, wenn Belange der öffentlichen Ordnung in Betracht kommen. (WP)

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

oft those events of international importance which subject the conscience of the world to a violent shock, which oblige it to push forward in its evolution." (413)

Es folgt die Dokumentation des substantiellen Schlußworts Victor Kravchenkos (414-418). Er sagt darin, Völker hätten eben nicht unbedingt die Regierungen, die sie verdienen. – Er betont die Notwendigkeit, zu unterscheiden zwischen dem Sowjetregime und dem russischen Volk. – Er widerspricht der Festschreibung eines "Eisernen Vorhangs". Solche Begriffe machten Feinde aus Völkern, statt sie zu Alliierten im Kampf gegen alle Formen von Diktatur zu machen. (416f.)

In seiner Schlußfolgerung zu seinem Schlußwort schreibt Kravchenko: "Without a free democratic Russia there can be no enduring peace on earth." – Das sind Überlegungen, wie sie 40 Jahre später Michail Gorbatschow zu seiner Revolution von oben bestimmt haben dürften.<sup>181</sup>

Kravchenko betont das relativ geringe und letztlich größtenteils nur am Sensationsgehalt orientierte Interesse amerikanischer Blätter, wohingegen in der europäischen Presse die übergeordnete Bedeutung des Prozeßausgangs erkannt wurde: daß der Prozeß "turned into a public trial of the Soviet System. (...) Kravchenko (...) is not a reactionary (...) but a revolutionary socialist who realizes that the Russian revolution has turned sour." (The Spectator, England)<sup>182</sup>

Zuletzt folgt eine (verkürzte) Dokumentation des Gerichtsurteils. (428-431)

Teil Vier: "Conclusion"

Kapitel XXI: Nuancierte, jedoch achtungsvolle Kritik bestimmter Annahmen und Prinzipien, die im US-amerikanischen außenpolitischen Selbstverständnis zu finden sind. Sie werden in der Folge durch zitierte Schlüsselformulierungen Kravchenkos zusammengefaßt:

- a) "The American way of live, the American spirit, are not articles for export." (436)
- b) "We know how to fight against Communism, with all our strength and all our power, and in that also we have more experience than America, for we have been at closer grips with him." (436)
- c) "We are carrying out a necessary program of social changes. We will never return to unbridled capitalism, if only for the simple reason that we will never be able to defeat Communism with this weapon."
- d) "Unlimited capitalism – with seems to be what many persons mean when they talk of '*free enterprise*' – is an anachronism belonging to an past century." (437)
- e) "The United States is one of the mightiest countries in the world. It is playing the part of the leader of the non-Communist world – and it seems to us that it rather enjoys playing this part." (439)

---

<sup>181</sup> Siehe auch Gorbatschows historisch aufschlußreiche und trotz ihres Umfangs Seite für Seite bis heute lesenswerten ERINNERUNGEN (Berlin 1995). (Victor Kravchenko wird dort übrigens nicht erwähnt.)

<sup>182</sup> Eine abweichende Meinung hatte natürlich die kommunistische Presse.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

f) "We have a right to criticize American foreign policy, even domestic policy, for when they determine theirs, they often to some extent determine ours." (440)

Diese und andere Kritikpunkte sind zweifellos unter Mitarbeit Anderer formuliert worden. Kravchenko legt sie denn auch ungenannten europäischen Stimmen in den Mund ("outstanding European personalities and intellectuals, whose opinion is very important not für me alone"), wobei er die kritischen Äußerungen den Sprechern gegenüber für sich zu relativieren vorgibt ("you are seeing only one side of American opinion") bzw. sich bescheiden für nicht kompetent für Antworten erklärt.

Mit diesen deutlich an amerikanische Politiker und Medien gerichteten Belehrungen, diesem Plädoyer für "a new order" (443)<sup>183</sup> hat Victor Kravchenko sich in den USA und deren westlichen Parteigängern nicht unbedingt beliebt gemacht, und wohl auch deswegen wurde sein zweites Buch eher wenig gelesen. Aber seine kritischen Überlegungen haben in allen Jahren bis heutzutage ihre Berechtigung behalten.

Ab Seite 440 argumentiert Kravchenko teilweise auch aus dem "wir"-Blickwinkel Amerikas, dann läßt sich zunehmend das "we" und "our" als Stimme aller an Menschenwürde und Vernunft orientierten (manchmal jedoch unbedacht in ihren Denktraditionen verhafteten) Menschen verstehen..

Eine Vielzahl von nuancierten kritischen Hinweisen (die vermutlich nicht alle von Kravchenko formuliert wurden) schließt sich diesem einleitenden Paukenschlag an. Hier wieder nur einige Leitsätze:

g) "The USSR is not the only place where elementary democracy is lacking. About these non-Communist tyrannies we remain hypocritically silent." – "The fact that Communism is devil does not automatically make its adversaries good." (441f.)

h) "The United States will have no success in its struggle against Communism if her material aid to other countries and plans for military defense are not accompanied by ideological action – not words, but deeds – such as the pursuit of necessary social reforms." (442)

i) "It is true that reactionaries hate Communism and that I hate Communism – but it is for different reasons, and we fight against it for different aims. Under no circumstances will I become their ally." (444)

j) "The unlimited operation of competition, the give and take of trade for the benefit of all parties to an transaction, is possible only in a market where traders meet as equals. Such a market exists no longer." (445)

Am Schluß des Buches (S. 444-458) stellt Kravchenko diesen Kritikpunkten Überlegungen zu einem "Dritten Weg" zwischen freier Marktwirtschaft und Planwirtschaft gegenüber, wobei er (z.T. kritisch) anknüpft an Harry S. Trumans "Point-IV"-Programm in dessen Antrittsrede als US-Präsident am 20. Januar 1949 (sowie am 24. Juni 1949). Analoge Intentionen entstanden in

---

<sup>183</sup> Wieder klingen Gorbatschows Worte 40 Jahre später an!

## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

diesen Jahren unter dem Begriff eines "Demokratischen Sozialismus"<sup>184</sup> einerseits und einer "Sozialen Marktwirtschaft"<sup>185</sup> andererseits.

Im Anhang des Buches werden in Ergänzung einzelner Zeugenaussagen einunddreißig dazugehörige Dokumente aus der Praxis des stalinistisch-bürokratischen Terrors als Faksimile wiedergegeben, im Text sind sie zusätzlich transkribiert.



Zeugin im Prozeß

---

<sup>184</sup> Der Begriff gehörte schon zur Gründungsgeschichte der SPD und wurde nach 1945 (Godesberger Programm) aktualisiert. Kritische DDR-Intellektuelle wie Wolfgang Harich, Robert Havemann, Heinz Brandt und Wolf Biermann verstanden sich als demokratische Sozialisten, im Westen auch Rudi Dutschke und Jochen Steffen. Während der DDR-Revolution wurde der Begriff zur Bezeichnung einer gewendeten SED: "Partei des demokratischen Sozialismus" (PDS). Vgl. auch Heinz Brandt: EIN TRAUM, DER NICHT ENTFÜHRBAR IST. LEBEN FÜR EINEN HUMANEN SOZIALISMUS (1967, Neuauflage Berlin 2022: A+C online).

<sup>185</sup> Alfred Müller Armack: WIRTSCHAFTSLENKUNG UND MARKTWIRTSCHAFT (1947) und andere. Wurde zum volkswirtschaftlichen Prinzip der BRD-Politik.

## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

b) Nina Berberova:

#### DIE AFFÄRE KRAWTSCHENKO

(Erstausgabe Arles/FR 1990; deutsch Hildesheim 1991)

Die russische Schriftstellerin (1901-1993) verließ 1922 die Sowjetunion und lebte zunächst vor allem in Paris, nach 1950 in den USA. Während Kravchenkos Prozeß saß sie auf der Presstribüne und berichtete für eine in Frankreich erscheinende Zeitung russischer Emigrant\*innen (Russkaja Mysl).

Ihr journalistisch orientiertes Buch<sup>186</sup> vermittelt den Prozeß durch die auszugsweise Dokumentation von Dialogpassagen; vermutlich handelt es sich im wesentlichen um die Zusammenstellung ihrer damaligen Gerichtsreportagen. Ein Verzeichnis der im Prozeß auftretenden Personen (mit Seitenzahlen) fehlt leider, dennoch gibt das Buch einen Eindruck vom Klima des Prozesses, wobei die affektive Parteinahme der Autorin für Kravchenkos Standpunkt sehr deutlich wird. Der französische Verleger, Hubert Nyssen, schreibt in einem Vorwort: "Für viele, auch für mich, bestand der Kern dieser Affäre darin, daß die Existenz der Konzentrationslager in der Sowjetunion endlich einer breiten Öffentlichkeit bekannt wurde. (...) Als ich 1962 Solschenizyns EIN TAG IM LEBEN DES IWAN DENISSOWITSCH las, eine Erzählung über die sowjetischen Konzentrationslager, und erfuhr, daß dieses Buch in französischer Übersetzung erscheinen würde, wartete ich darauf, daß wenigstens einer der Vereidigten, die 1949 das Gericht belogen hatten, auf dieses Werk reagieren würde. Aber das war nicht der Fall." (S. 6/7)

Ein Zitat aus Berberovas Dokumentation soll hier folgen:

Jean Baby, Mitglied der kommunistischen Partei, Historiker und Professor am Institut für politische Studien (Paris), gibt zu Protokoll: "Die amerikanische Geheimpolizei hat Krawtschenko Dokumente von den Nürnberger Prozessen zugespielt. Aus denen hat er seine ganzen Greuelthaten." (S. 39/40)

---

<sup>186</sup> Auch in dieser deutschen Übersetzung wird "Krawtschenko" geschrieben (im Original "Kravchenko"), wobei seltsamerweise der Autorinname in der dem Original entsprechenden Transkription "Berberova" erscheint.

## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

c) **Boris Nossik:**

**DER SELTSAME PROZESS ODER  
EIN MOSKAUER ÜBERLÄUFER IN PARIS**

(deutsch Berlin 1992)<sup>187</sup>

Der russische Übersetzer, Journalist und Schriftsteller (1931-2015) lebte seit 1980 in Paris. Nossiks Buch ist eine Art Reportage, in der Auszüge aus der Prozeßdokumentation, Auszüge aus Interview-Recherchen bei ehemals Beteiligten sowie themenbezogene Dokumente zu einem Mosaikbild verdichtet werden. Nossiks journalistisches Engagement für die Thematik und das Schicksal Victor Kravchenkos wird deutlich; er war offenbar kontinuierlich im Kontakt mit dem Sohn Andrew Kravchenko sowie mit Angehörigen Cynthia Earles. Das Buch ist sehr lesenswert und enthält eine Fülle von weiterführenden Hinweisen auf Personen, Veröffentlichungen und Hintergründe, auch zu Kravchenkos Leben nach der Buchveröffentlichung, allerdings ärgert das Fehlen einer Gliederung, eines Personenverzeichnisses und von Quellenhinweisen sehr! Das Buch vermittelt deutlich das intellektuelle Klima im Westen (speziell Frankreich) um 1949, die Einschätzung der stalinistischen Sowjetunion – und wie Beteiligte sich Jahrzehnte später zu ihrer damaligen Haltung äußerten.

Einige Zitate aus dem Buch sollen hier folgen:

▶ Le Monde (28. Januar 1949): "Das einzige, was dieser Prozeß demonstriert, ist, daß die Menschen lediglich Spielball ihrer Leidenschaften, ihres Sektierertums und ihrer Interessen sind, und ferner, daß der Verstand in ihren Handlungen eine höchst unbedeutende Rolle spielt." (S. 97)

▶ Boris Nossik schreibt zu den "vielen Geschichten, mit denen wir in jenem Tauwetterwinter [nach Stalins Tod 1953] wie aus einem Schreckenshorn überschüttet wurden und heute noch werden, und das nimmt kein Ende ... Aber soll es denn ein Ende haben? Immer öfter hören wir heute: Solche traurigen Geschichten brauchen wir nicht mehr. Was gewesen ist, ist gewesen, wozu darin herumstochern, alles wieder aufrühren?

Ich denke, diese Geschichten müssen jedem von uns zu Herzen gehen, müssen unser ganzes Volk aufwühlen, erst dann, und nur so erwachsen vielleicht Garantien dafür, daß so etwas sich nicht wiederholt, nicht von neuem eine Atmosphäre entsteht, in der solche Gewalt und solche demutsvolle Hinnahme von Gewalt möglich sind – eine Atmosphäre des Denunziantentums und der Angst, des gemeinen Pharisäertums, der Lüge, des Rassismus und der Verehrung der nackten Gewalt, eine Atmosphäre des Vater- und Brudermords, des Hasses auf alle, *die heute nicht mit uns singen*, die uns nicht ähneln, die anders denken, anders reden, anders atmen, die Sehenswürdigkeiten Washingtons anders kennenlernen wollen ..." (177/8)

---

<sup>187</sup> Russische Originalausgabe: Boris Michajlovič Nosik: ETOT STRANNYJ PARIŽSKIJ PROCESS, Moskva : Moskovskij rabočij, 1991 (ISBN 5-239-01144-3)

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

► Aus Boris Nossiks Gespräch (1989) mit Maître Matarasso, seinerzeit einer der Anwälte der beklagten Zeitschrift:

"Sie müssen uns verstehen", sagt er. "Wir waren im *maquis* gewesen, bei den Partisanen. Wir hatten gerade einen Krieg hinter uns, in dem Hitler uns besiegt hätte, wäre nicht die Sowjetunion gewesen. Vor dem Krieg war ich mehr oder weniger Trotzkist. Aber nach dem *maquis* glaubte ich an Stalin. Und nun ein Mann wie Krawtschenko, der seinen Posten verlassen hatte. Für uns war er ein Verräter, der noch dazu sein Buch nicht selbst geschrieben hatte." – "Heute habe ich das Gefühl, was er dort über Lager und die Kollektivierung geschrieben hat, ist alles wahr. Das hat es wirklich gegeben. Und ich finde, daß die Zeit gekommen ist, über das alles zu schreiben." (S. 208/9)

► Aus Nossiks Gespräch (1989) mit Maître Espinoza, einem von Kravchenkos damaligen Anwälten:

„Ich betrachte den Anwalt und denke, wie erstaunt wohl der Ingenieur Romanow<sup>188</sup> gewesen wäre, hätte er damals erfahren, daß seine Feinde, die Advokaten, die ihm solch ein Greuel waren, genauso Linke, genauso Teilnehmer am antifaschistischen Widerstand und Gegner des amerikanischen Imperialismus waren, daß sie wie viele ihrer edelmütigen Gegner dachten und Anhänger Sowjetrußlands gewesen waren, von dem geheimnisumwobenen Freundesland allerdings lange Zeit nichts wußten ... Eben solch ein Mann war zum Beispiel der damals etwa dreißigjährige, langhaarige, sympathische Maître Espinoza, in dessen Büro ich heute morgen sitze. Und mir erzählen lasse, wie er mit Rußland sympathisierte, wie verdächtig ihm Amerika war, was für hochherzige Menschen all diese Zeugen der *Lettres françaises* gewesen seien, wenn es ihnen auch bei manchem, was sie beweisen wollten, an Sachkenntnis gefehlt habe – was ihren Edelmut nur unterstreiche. Ja, das sei eine wahre Schlacht der Ideen, ein Treuegelöbniß, ein Symbol des Glaubens gewesen ...

Ich höre zu und sehe mich um: in meinem halbproletarischen Paris habe ich selten solch schönes Arbeitszimmer gesehen ...

"Ja, natürlich, sie wußten nichts, die Zeugen der Zeitung, es war reiner Glaube bei ihnen", sagt Maître Espinoza. "Überhaupt hat die Realität damals für uns nicht existiert, das alles war zweitrangig. Der Krieg war gerade aus, das Leben war noch schwer, derlei Dinge interessierten uns nicht. Unsere Ideen hatten wir noch aus dem Krieg – unser großer Verbündeter, die große Sowjetunion, wo alles gut ist, nicht so wie bei uns. Dieser Krawtschenko dagegen – noch dazu kam er aus Amerika, können Sie sich das vorstellen?" (S. 215)

---

<sup>188</sup> Ehemaliger Arbeitskollege Kravchenkos, im Prozeß Zeuge gegen ihn.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

► Aus Nossiks Gespräch mit Pierre Daix<sup>189</sup> (1989):

"1980, als ich das Vorwort zu Krawtschenkos Buch<sup>190</sup> schrieb," sagt Pierre Daix, "war das Erstaunlichste für mich, wie genau und vollständig das Buch war. Übrigens habe ich das auch schon 1963 gedacht, als ich das Vorwort zu Solshenzyns Roman [Iwan Denissowitsch] schrieb und an seiner Übersetzung arbeitete<sup>191</sup>: Vieles darin war mir bekannt – von Krawtschenko her. Aber 1947-1948 konnte man sich das alles natürlich noch schwer vorstellen. Der Sieg der UdSSR im Krieg schien ja die Einheit von Partei und Volk zu beweisen, suggerierte die Schlußfolgerung, daß dort Gerechtigkeit, Demokratie und – warum auch nicht? – Freiheit herrschten, daß die Wirtschaft ordnungsgemäß funktionierte ... Überhaupt war es schwer, die UdSSR zu kritisieren. Immerhin erklärte ihre Revolution sich als Erbin unserer Revolution, ihr Land aus den Ideen der französischen Arbeiterbewegung geboren, gewissermaßen als Tochter unserer Linken. Wie kann man dem eigenen Kind schaden wollen? Man muß lernen, Geduld zu üben, zu verstehe, zu verzeihen. Einen anderen Weg in die Zukunft gab es nicht ... Also versuchte man, nicht zu kritisch zu sein ..."

(Nossik:) "Aber es gab doch auch damals schon Leute, die sich ihre eigenen Gedanken machten, die die Situation zu analysieren versuchten ..."

"Ja. Bereits damals erschien in der *Temps modern* ein Aufsatz von Claude Lefort.<sup>192</sup> Er schrieb – geben Sie acht: *'Eine der wichtigsten und originellsten Besonderheiten von Krawtschenkos Buch ist, daß es mit ungewöhnlicher Schärfe die Inkonsequenz und das Chaos entlarvt, die im Stalinschen ökonomischen System herrschen. Diese seine Grundidee widerspricht den landläufigen Meinungen.'* Mein Gedanke war, daß auf bestimmten Ebenen in der Sowjetunion vielleicht mehr Informationen kursierten, als wir ahnen. Oder aber Krawtschenko hatte sich von Arbeiten russischer Emigranten wie Dalin und Nikolajewski inspirieren lassen, die den Stalinismus eingehend studierten ..."

"Ich glaube, beides. Und noch etwas kommt hinzu: sein Leben. Unser Leben. 1949 erschienen übrigens zwei Bücher von Dalin<sup>193</sup> auf einmal, eins davon hatte er mit Nikolajewski zusammen verfaßt ..."

"In Frankreich?"

---

<sup>189</sup> Pierre Daix (1922–2014) war ein französischer Résistancekämpfer, Journalist und Schriftsteller. Er war ein Bekannter Pablo Picassos und Autor mehrerer Werke über Picasso und andere Künstler. Außerdem veröffentlichte er Artikel und Bücher über seine Erfahrung als Kommunist und Internierter im Konzentrationslager Mauthausen. Nach 1945 war er zeitweise Mitarbeiter eines kommunistischen Ministers (in Frankreich). Er verfaßte einen Artikel für *Les Lettres françaises* mit dem Titel *Pierre Daix, Matrikelnummer 59807 in Mauthausen*, in dem er sowjetische Konzentrationslager leugnet. Als David Rousset – nach Kravchenkos Zeugnis und Prozeß – einen Ausschuß fordert, der die Existenz von Konzentrationslagern in der Sowjetunion untersuchen soll, spricht Daix sich dagegen aus. Später wurde er stellvertretender Direktor der *Lettres françaises* (Gründungsdirektor war Louis Aragon). 1957 bringt er selbst die Verbrechen Stalins zur Sprache. Im Jahre 1974 veröffentlichte er anlässlich des Erscheinens von ARCHIPEL GULAG das Buch *CE QUE JE SAIS DE SOLJENITSYNE* und brach mit der französischen kommunistischen Partei (PCF). Im Oktober 1978 beschrieb er in einem in *Le Point* erschienenen Artikel *L'espoir a changé de camp (Die Hoffnung hat das Lager gewechselt)*. – Daix ist zu sehen in dem hier folgend vorgestellten Dokumentarfilm zum Kravchenko-Prozeß.

<sup>190</sup> 1980 erschien eine französische Neuauflage des Werkes bei Olivier Orban / Nouvelles Éditions Baudinière, mit Hinweisen des Übersetzers Jean de Kerdéland und einem Vorwort von Pierre Daix.

<sup>191</sup> Die französische Übersetzung ist nicht von ihm. Daix hat nur aus dem Englischen übersetzt.

<sup>192</sup> Claude Lefort: *Kravchenko et le problème de l'URSS* (1948, *Les Temps Modernes* 29: 1490–1516).

Lefort (1924–2010) war ein französischer Philosoph, der insbesondere zu den Themen Totalitarismus und Demokratie arbeitete.

<sup>193</sup> Zu David Dalin siehe in meinem Nachwort, Kapitel: *Zur Geschichte von I CHOSE FREEDOM & zur Wiederveröffentlichung* (2023).



Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

"Ja. In Frankreich, in französischer Sprache ... Überhaupt erschienen damals Dutzende Zeugnisse, erschütternde Reportagen *aus dem Bauch des Wals*. Geflohene Strafgefangene, geflohene Mitglieder des Stalinschen Apparats, geflohene Aufklärer – alle schrieben. Doch niemand las es. Wer glaubt schon persönlichen Eindrücken? Denken Sie nur an den Prozeß ... Aber erstaunlich ist, welchen Grad von Ignoranz sich alle großen französischen Rußland-Experten wie Bayet, Garaudy erlaubt haben (und es auch heute noch oft genug tun). Gott behüte uns vor Ihren Rußland-Kennern!" (S. 315-316)

d) L'Affaire Kravchenko - La Guerre froide à Paris

(Regie: Bernard George; Arte France 2009)<sup>194</sup>

Der Film stellt auf einer Ebene den Kravchenko-Prozeß dar anhand einer Nacherzählung wesentlicher Passagen (aus dem off), untermalt durch passende Standfotos aus dem Prozeß, von denen einige in der vorliegenden Veröffentlichung wiedergegeben werden. Unterbrochen wird dieser Ablauf durch aktuelle Stellungnahmen verschiedener, mit dem Zusammenhang befaßter Personen. Dabei handelt es sich um:

1) den französischen Historiker Michel Winock, geboren 1937. Ins Deutsche übersetzt wurde sein Buch *DAS JAHRHUNDERT DER INTELLEKTUELLEN* (2003).

2) den Historiker Gary Kern, der eine umfassende Biografie Kravchenkos geschrieben hat: *THE KRAVCHENKO CASE: ONE MAN'S WAR AGAINST STALIN* (New York 2007). Kern war einbezogen in die Durchsicht von Kravchenkos Nachlaß; siehe hier im Anhang das Kapitel zu Kravchenkos Archiv sowie die Rezension zu seinem Buch.

3) den russischen Historiker Alexander Vatin, Professor an der Lomonossow-Universität in Moskau. Seine Habilitation hatte das Thema KPdSU und Komintern in den Zwanzigerjahren.

4) die ehemalige kommunistische Journalistin Dominique Desanti (1914-2011), geboren als Anne Persky in Moskau. Sie floh mit ihren Eltern 1918 aus Rußland, lebte bis 1924 in Berlin und danach in Paris. In der Zeit der deutschen Besetzung Frankreichs war sie Mitglied der Résistance und trat 1943 der Parti communiste français (PCF) bei. Ihre Eltern wurden als Juden verraten und von den Deutschen in das KZ Auschwitz deportiert und dort ermordet. Bei Kriegsende arbeitete Desanti als Korrespondentin und berichtete von der Befreiung des KZ Bergen-Belsen. Sie arbeitete für die kommunistische Parteizeitung *L'Humanité* und berichtete von den Nürnberger Prozessen. Nach der Niederschlagung des Ungarischen Volksaufstands 1956 verließ sie die PCF.

---

<sup>194</sup> [https://youtu.be/ytQx7n\\_WEEY](https://youtu.be/ytQx7n_WEEY)

## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

5) Pierre Daix, zur Zeit des Kravchenko-Prozesses ehemaliger stellvertretender Herausgeber von Les Lettres françaises – wurde hier vorgestellt im Zusammenhang mit Boris Nossiks Buch.

6) Edgar Morin, geboren 1921 als Edgar Nahoum, ist ein französischer Philosoph. In seinem sechsbändigen Hauptwerk entfaltet er einen Ansatz, in dessen Mittelpunkt die unabänderliche Komplexität des Lebens steht.<sup>195</sup> Er war Mitglied der Résistance und bis etwa 1950 auch der PCF.

e) **Maurice Garçon (Hg.): Le procès Kravchenko.**

Compte rendu sténographique, Paris 1949

[Editions Albin Michel, Collection "Grands procès contemporains" sous la direction de Maurice Garçon de l'Académie Française - 1949 - 2 volumes in-8, broché - 676 p. & 648 p.]

f) **Kravchenko contre Moscou** (Paris 1949: Fournier-Valdés)

["Cet ouvrage a été réalisé par l'équipe de l'Institut Français d'Information et de Rédaction"];  
englische Übersetzung dazu:

g) **Kravchenko versus Moscow : the report of the famous Paris case**

With an introduction by the Rt. Hon. Sir Travers Humphreys, P.C. (London 1950)

h) **V. G. Rich (Ed.): Bol'shevizm na skam'e podsudimvkh: podrobnyi otchet o parizhskom protsesse V. A. Kravchenko** (Bolshevism on the prisoner's bench:

a detailed report on the Paris trial against V. A. Kravchenko).

Mönchehof: Vladimir Gorachek, 1949. (*Text russisch*)

A report of the 1949 libel suit filed by the Soviet defector

Victor Kravchenko (1905–1966) against a French Communist weekly.

*The trial led to testimony by both KGB agents and victims of the Gulag.*

*Kravchenko's eventual victory was of great significance for the DP readership.*

*The DP journal Grani (Facets) published this brochure as its monthly supplement in March 1949. Printed by Limburger Vereinsdruckerei. Priced 3 Marks.*

*"Published under Civil Affairs Division, Authorization UNDP 304." 95 pages, 25 cm.*

*Printed wrappers. With photographs in the text.*

Diese vier Prozeßdokumentationen wurden nicht eingesehen.

---

<sup>195</sup> [https://de.wikipedia.org/wiki/Edgar\\_Morin](https://de.wikipedia.org/wiki/Edgar_Morin)

**VICTOR A. KRAVCHENKO**

**Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus**



Margarete Buber-Neumann beim Prozeß

**Sebastian Voigt:**

*"Es war mir nicht möglich, zu schweigen über das Erlebte."*

**Über die Bedeutung des Kravčenko-Prozesses 1949 in Paris  
für die politische Entwicklung Margarete Buber-Neumanns<sup>196</sup>**

Am 23. Februar 1949 betrat Margarete Buber-Neumann den Gerichtssaal der 17. Strafkammer in Paris. Sie war geladen, um in einem Zivilverfahren für den Kläger auszusagen. Als Zeugen der Gegenseite traten unter anderem auf: der Chemie-Nobelpreisträger und Hochkommissar für Atomtechnologie Frédéric Joliot-Curie, der ehemalige Résistance-Kämpfer und Schriftsteller Jean Bruller, der unter dem Pseudonym Vercors mit seinem 1942 verfassten Roman *Le silence de la mer* (Das Schweigen des Meeres) international bekannt geworden war, sowie das Mitglied des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei Frankreichs Roger Garaudy. Im Vergleich zu diesen Persönlichkeiten schien Margarete Buber-Neumann eher eine Nebenrolle zuzukommen. Eine Annahme, die sich jedoch im Prozessverlauf als falsch herausstellen sollte. Ihre eindringlichen Schilderungen der Zustände in den sowjetischen Lagern, der stalinistischen Verbrechen, ihrer Auslieferung durch den NKWD an Deutschland im Rahmen des Hitler-Stalin-Pakts und der darauf folgenden fünfjährigen Haft im nationalsozialistischen Konzentrationslager Ravensbrück hinterließen einen bleibenden Eindruck bei den Anwesenden. Sowohl der Richter, die zahlreichen Pressevertreter als auch die Zuschauer – darunter Jean-Paul Sartre, Simone de Beauvoir und Arthur Koestler – waren stark berührt. Bei dem Verfahren handelte es sich um eine Verleumdungsklage des ehemaligen sowjetischen Diplomaten Viktor Kravčenko gegen die beiden Redakteure der kommunistischen Zeitung *Les Lettres françaises* André Wurmser und Claude Morgan.<sup>197</sup>

In der Rückschau, so die hier vertretene These, erweist sich der Prozess als einschneidend für die politische Entwicklung Margarete Buber-Neumanns. Durch ihre Zeugenaussage kratzte sie am moralischen Nimbus, der der Sowjetunion aufgrund ihrer Rolle bei der Zerschlagung des

---

<sup>196</sup> Quelle: JHK 2015 | Jahrbuch für Historische Kommunismusforschung | Seite 161-180 | Metropol Verlag  
<https://www.kommunismusgeschichte.de/jhk/jhk-2015/article/detail/es-war-mir-nicht-moeglich-zu-schweigen-ueber-das-erlebte-ueber-die-bedeutung-des-kravcenko-prozesses-1949-in-paris-fuer-die-politische-entwicklung-margarete-buber-neumanns>

Mit freundlicher Erlaubnis des Autors Dr. Sebastian Voigt.

Die folgenden Fußnoten stammen vom Autor (im Original als Endnoten).

<sup>197</sup> Ihre eigene Sicht auf den Kravčenko-Prozess legte Margarete Buber-Neumann im dritten Teil ihrer Autobiografie dar: Margarete Buber-Neumann: »Freiheit, du bist wieder mein ...«. Die Kraft zu überleben, München/Wien 1978, S. 241–255. Siehe auch Gisela Rassow: »Weil ich meine Erfahrungen nicht begraben konnte.« Margarete Buber-Neumann, Berlin 2004, S. 123–127.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Nationalsozialismus und der Befreiung von Konzentrations- und Vernichtungslagern seinerzeit weit über die kommunistischen Parteien hinaus in Westeuropa zugesprochen wurde. Dadurch erlangte Buber-Neumann internationale Bekanntheit. Seitdem intensivierte sie erfolgreich ihre Bemühungen, einer größeren Öffentlichkeit ihr Schicksal darzulegen, in dem sich viele Aspekte der Geschichte des Kommunismus spiegeln. Bis zu ihrem Tod im Jahre 1989 blieb Buber-Neumann eine engagierte Intellektuelle.

Im Folgenden werden zunächst auf Basis des Nachlasses von Margarete Buber-Neumann im Frankfurter Exilarchiv der Hintergrund und die Bedeutung des Kravčenko-Prozesses erläutert. Ohne diese Gerichtsverhandlung und ihre Implikationen ist Buber-Neumanns Wandlungsprozess von einer linkssozialistischen zu einer rechtskonservativen Antikommunistin nicht zu verstehen. Die Forschung zu Margarete Buber-Neumann behandelt den Prozess bislang eher am Rande. Er markiert jedoch ein formatives Ereignis mit Blick auf die Quintessenz ihrer historischen Erfahrungen und selbst auferlegten Verpflichtungen: »Es war mir nicht möglich, zu schweigen über das Erlebte.«<sup>198</sup> Der Kravčenko-Prozess bot Margarete Buber-Neumann erstmalig die Möglichkeit, ihr Schweigen öffentlichkeitswirksam zu brechen.

### Der Pariser Prozess

Der eigentliche Protagonist des Prozesses, Viktor Kravčenko, war als Mitarbeiter der sowjetischen Botschaft in Washington D.C. für die sogenannte Einkaufskommission tätig gewesen, die sich im Zweiten Weltkrieg vor allem mit dem Erwerb von Waffen befasste. Am 1. April 1944 erläuterte er einem amerikanischen Journalisten seine Motivation zum Überlaufen. Wenige Tage später berichtete die New York Times auf der Titelseite über die Flucht und druckte die Erklärung Kravčenkos, sich von nun an unter den Schutz der öffentlichen Meinung in den Vereinigten Staaten von Amerika zu begeben.<sup>199</sup> Das Überlaufen eines sowjetischen Beamten war 1944 eine äußerst heikle Angelegenheit, die zu einer Belastungsprobe im Verhältnis der beiden damals in der Anti-Hitler-Koalition verbündeten Staaten hätte werden können. Die sowjetische Botschaft gab zunächst für einige Tage keinerlei Stellungnahme ab. Die kommunistische Zeitung Daily Worker beschimpfte Kravčenko aber als »trotzkistischen Verräter«, der im Auftrag Hitlers handele.<sup>200</sup>

---

<sup>198</sup> Margarete Buber-Neumann: Mein Weg zur Aktion, in: Die Aktion 1 (1951), H. 1, S. 3–8, hier S. 4.

<sup>199</sup> Siehe Soviet Official Here Resigns. Assails »Double-Faced« Policies. Red Official Here Denounces Stalin, in: New York Times vom 4. April 1944.

<sup>200</sup> Daily Worker Scores Red for Resignation. Calls Kravchenko a »Petty Traitor« in »Hitler's Nets«, in: New York Times vom 6. April 1944. Kurz darauf ließ die sowjetische Botschaft in Washington verlautbaren, dass Kravčenko ein Deserteur sei, der dem Dienst in der Armee entgegen wolle, und verlangte die Auslieferung. Siehe Kravchenko Denounced. Soviet Embassy Calls Accuser an Army Deserter, in: New York Times vom 7. April 1944.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Nichtsdestotrotz gewährten die Vereinigten Staaten von Amerika Kravčenko politisches Asyl. Zwei Jahre später, 1946, rechnete er in ICH WÄHLTE DIE FREIHEIT mit der Sowjetunion ab.<sup>201</sup> Als Ingenieur war er Zeuge der Hungersnot in der Ukraine geworden und hatte die Verhältnisse in den Arbeitslagern beobachtet. Die französische Übersetzung seines Buches erschien wenig später. Am 13. November 1947 veröffentlichte Les Lettres françaises schließlich auf der Titelseite das Pamphlet Comment fut fabriqué Kravchenko (Wie Kravčenko gemacht wurde) von Sim Thomas.<sup>202</sup> Der Autor warf Kravčenko vor, das Buch nicht selbst verfasst zu haben, vielmehr ein Agent des amerikanischen Geheimdienstes, ein Vaterlandsverräter und Alkoholiker zu sein. Daraufhin strengte der Beschuldigte eine Verleumdungsklage an. Nach einigen Verzögerungen begann der gut zwei Monate dauernde Prozess Ende Januar 1949 in Paris.<sup>203</sup> Die angeklagten Redakteure, Claude Morgan und André Wurmser, die statt des Autors vor Gericht erschienen, erfuhren nicht nur tatkräftige Unterstützung durch hohe Sowjetfunktionäre, sondern auch durch die frühere Ehefrau Kravčenkos. Sie prangerte die vermeintlichen charakterlichen Schwächen ihres Ex-Gatten an. Außerdem traten ehemalige Widerstandskämpfer und angesehene französische Intellektuelle für die Angeklagten auf. Kravčenko hingegen lud vor allem emigrierte Opfer des stalinistischen Terrors vor, die als Displaced Persons in Westeuropa lebten und äußerlich zumeist verwahrlost erschienen. Daneben hatten Kravčenkos Anwälte Margarete Buber-Neumann gebeten, als Zeugin nach Paris zu kommen. In einer nachträglichen Reflexion beschrieb sie die Situation folgendermaßen: »Als ich in Paris ankam, sah ich zu meinem Erstaunen, dass mich Kravčenko offensichtlich nicht erwartet hatte. Auf jeden Fall hatte er mich nicht nach dort rufen lassen. Auch war ich nicht aus eigener Initiative gefahren, sondern Freunde hatten meinen Namen an die Advokaten weitergegeben. Das ließ mich meine Aussage wesentlich unbeschwerter machen.«<sup>204</sup> Das Buch Kravčenkos hatte Margarete Buber-Neumann bereits in Schweden gelesen, als sie gerade an ihrer Autobiografie ALS GEFANGENE BEI STALIN UND HITLER arbeitete. Die Lektüre bewegte sie tief, hinterließ aber einen ambivalenten Eindruck.<sup>205</sup> So sehr ihre eigenen Erfahrungen sich mit den Schilderungen des Autors deckten, so unzureichend erschienen ihr diese: »Denn

---

<sup>201</sup> Englische Originalfassung: Victor Kravchenko: I Chose Freedom, New York 1946. Deutsche Ausgabe: Wiktor Krawtschenko: Ich wählte die Freiheit. Das private und politische Leben eines Sowjetbeamten, Zürich 1947. Das Buch wurde in 22 Sprachen übersetzt. Allein in Frankreich verkauften sich 500 000 Exemplare. Siehe Louis Bodin: Autour de Kravchenko. Relectures [Rund um Kravčenko. Re-Lektüren], in: Politix 5 (1992), H. 18, S. 129–136. Kravčenko wurde 1966 in einem New Yorker Hotel unter ungeklärten Umständen erschossen aufgefunden.

<sup>202</sup> Siehe Sim Thomas: Comment fut fabriqué Kravchenko [Wie Kravčenko gemacht wurde], in: Les Lettres françaises vom 13. November 1947, S. 1. Bereits vor dem Prozess wurden Zweifel an der Existenz von Sim Thomas geäußert, weil er nicht auffindig zu machen war. Die Vermutung, dass es Sim Thomas gar nicht gibt, legte der ehemalige Zeitschriftenherausgeber nahe. Siehe Claude Morgan: Les »don Quichotte« et les autres [Die »don Quichotte« und die anderen], Paris 1979, S. 189. Später stellte sich heraus, dass André Ullmann den Artikel geschrieben hatte, der für den sowjetischen Geheimdienst arbeitete.

<sup>203</sup> Der Prozess wurde stenografiert. Maurice Garçon (Hg.): Le procès Kravchenko. Compte rendu sténographique [Der Kravčenko-Prozess. Stenografischer Bericht], Paris 1949. Auszüge in deutscher Übersetzung finden sich in Nina Berberova: Die Affäre Krawtschenko, Hildesheim 1991 und Boris Nossik: Der seltsame Prozess oder ein Moskauer Überläufer in Paris, Berlin 1992. Nina Berberova war Prozessbeobachterin für eine russische Exilzeitschrift in Paris.

<sup>204</sup> So Buber-Neumann in dem Manuskript »Warum ich auf dem Krawtschenko-Prozess aussagte«, das sich in ihrem Nachlass in der Deutschen Nationalbibliothek, Deutsches Exilarchiv 1933–1945, Frankfurt am Main (im Folgenden: DEA) befindet. Siehe DEA, Nachlass Buber-Neumann, EB 89/193, II. F. 001. Ich danke Karin Kokot für die hilfreiche Unterstützung bei der Archivrecherche. Mein besonderer Dank gebührt Judith Buber-Agassi, die mir die Erlaubnis zur Einsicht in den Nachlass ihrer Mutter gewährte.

<sup>205</sup> Siehe Buber-Neumann: Freiheit (Anm. 2), S. 234.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Kravčenko konnte nur von den Leiden der russischen Bevölkerung berichten, die sich noch in zweifelhafter Freiheit befand. Den Augenzeugenbericht über die Sklavenlager des europäischen und asiatischen Russland konnte er nicht liefern. Über das Schicksal der unzähligen gläubigen ausländischen Kommunisten, die begeistert in das Paradies des Proletariats fuhren, um zu Tausenden in den Kellern der Gefängnisse oder in Sibirien zugrunde zu gehen, konnte er nichts aussagen. Seine Berührung mit dem komplizierten Apparat des NKWD war eine viel zu oberflächliche, um über dessen Wirksamkeit eine erschöpfende Aussage zu machen.<sup>206</sup> Um diesen Mangel zu beheben, habe sie ihr eigenes Buch zügig beendet und sei der Aufforderung zur Aussage in dem Prozess nachgekommen.

**Die Zeugenaussage Buber-Neumanns**

Im Zeugenstand am 23. Februar 1949 befragten die beiden Anwälte Kravčenkos Buber-Neumann zu ihren Erlebnissen in der Sowjetunion. Sie begann ihre Aussage mit folgenden Worten: »Ich bin als Zeugin hierher gekommen, weil ich fünf Jahre als deutsche Kommunistin in Sowjetrußland war und am eigenen Leib zu spüren bekam, wie das Stalinregime ist.«<sup>207</sup> Sie schilderte ihren Werdegang als 1901 in Potsdam geborene Tochter aus gutbürgerlichem Hause, die über die Jugendbewegung zum Kommunistischen Jugendverband kam, dem sie von 1921 bis 1926 angehörte.<sup>208</sup> Damals war sie noch mit Rafael Buber, dem Sohn Martin Bubers, verheiratet. Die Ehe, aus der auch zwei Töchter hervorgingen, wurde jedoch Ende der 1920er Jahre geschieden. Als Mitglied der Kommunistischen Partei Deutschlands (KPD) lernte sie bei ihrer Arbeit für *Inprekorr*, der Zeitschrift der Kommunistischen Internationale, Heinz Neumann kennen, Reichstagsabgeordneter und führendes Mitglied im KPD-Politbüro. Wenig später wurden sie ein Paar und heirateten kurz darauf. Als seine Ehefrau traf Margarete Buber-Neumann nahezu alle wichtigen Persönlichkeiten der internationalen kommunistischen Bewegung jener Jahre.<sup>209</sup> Der rasante Aufstieg Heinz Neumanns in der KPD vollzog sich zur Zeit des sogenannten ultralinken Kurses. Sein bedingungsloses Vorgehen gegen parteiinterne Abweichler und seine kompromisslose Agitation gegen die als »Sozialfaschisten« diffamierten Sozialdemokraten machten ihn zum »Sprachrohr Stalins«.<sup>210</sup> Darüber hinaus befürwortete Neumann die Politik der Revolutionären Gewerkschaftsopposition (RGO), die auf die Spaltung des mehrheitlich sozialdemokratischen und reformorientierten Allgemeinen Deutschen

<sup>206</sup> Buber-Neumann: »Warum ich auf dem Krawtschenko-Prozess aussagte« (Anm. 9).

<sup>207</sup> Zitiert nach Nossik: *Der seltsame Prozess* (Anm. 8), S. 292. Die gesamte Aussage von Buber-Neumann, die auf Deutsch ausgesagt hat, aber für das Gericht übersetzt wurde, findet sich auf Französisch hier: *Déposition de Mme Margarete Buber-Neumann* [Zeugenaussage von Frau Margarete Buber-Neumann], in: *Garçon: Le procès Kravchenko* (Anm. 8), S. 261–282.

<sup>208</sup> Siehe Geburtsurkunde Anna Margarethe Thüring, Potsdam am 24. Oktober 1901, in: DEA, Nachlass Buber-Neumann, EB 89/193, II.A. 001. Später änderte sie die Schreibweise ihres Rufnamens in Margarete.

<sup>209</sup> Siehe hierzu vor allem Margarete Buber-Neumann: *Von Potsdam nach Moskau. Stationen eines Irrwegs*, München 1957.

<sup>210</sup> Biografie Heinz Neumanns, in: Hermann Weber/Andreas Herbst: *Deutsche Kommunisten. Biographisches Handbuch 1918 bis 1945*, Berlin 2004, S. 531–533, hier S. 532.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Gewerkschaftsbundes (ADGB) abzielte. Hierfür nahm die KPD auch eine Zusammenarbeit mit der Nationalsozialistischen Betriebszellenorganisation (NSBO) in Kauf.<sup>211</sup>

Die Veränderung der sowjetischen Außenpolitik ließ Neumann schließlich in Ungnade fallen. Neben der Sozialfaschismustheorie hatte er nämlich auch den Kampf gegen den Nationalsozialismus propagiert und die Parole »Schlagt die Faschisten, wo ihr sie trifft« geprägt. Die Haltung der Sowjetunion gegenüber dem Nationalsozialismus wurde aber zunehmend pragmatisch. So habe sich Stalin im Dezember 1931 mit den Worten an Neumann gerichtet: »Glauben Sie nicht, Genosse Neumann, dass der Nationalsozialismus, falls er in Deutschland die Macht übernimmt, so sehr mit dem Westen beschäftigt sein wird, dass wir in Ruhe den Sozialismus in Russland aufbauen können.«<sup>212</sup> Die Komintern enthob Heinz Neumann zunächst aufgrund dieser Meinungsverschiedenheiten im April 1932 aller Funktionen und beorderte ihn nach Moskau zurück, sandte ihn dann 1933 für ein knappes Jahr nach Spanien und schließlich 1934 nach Zürich. Dort nahm die Polizei Neumann und seine Ehefrau fest. Sie liefen nun Gefahr, ins nationalsozialistische Deutschland abgeschoben zu werden.<sup>213</sup> Die Schweizer Behörden verweigerten sich aber letztlich dem Gesuch des NS-Regimes. Das Ehepaar reiste daraufhin im Mai 1935 auf Anordnung der Komintern in die Sowjetunion, wo es zusammen mit vielen anderen ausländischen Kommunisten im Moskauer Hotel Lux logierte.<sup>214</sup> Im Zuge der Großen Säuberung des Jahres 1937 wurde Heinz Neumann vom NKWD verhaftet und zum Tode verurteilt. Margarete Buber-Neumann bemühte sich, Informationen über den Verbleib ihres Mannes zu erhalten, war jedoch lange über sein Schicksal im Unklaren. Frühzeitig vermutete sie, dass er ermordet worden war.<sup>215</sup> Sie selbst wurde im April 1938 vom Geheimdienst verhaftet und nach einem kurzen Gefängnisaufenthalt in das Lager Karaganda nach Kasachstan deportiert. Als Grund für die Verhaftung nannte Buber-Neumann vor dem

---

<sup>211</sup> Das prominenteste Beispiel für eine Zusammenarbeit zwischen KPD und NSDAP ist der Streik bei den Berliner Verkehrsbetrieben im November 1932. Damals war Neumann zwar innerparteilich bereits kaltgestellt, er hatte die Politik der RGO aber selbst jahrelang forciert. Siehe Margarete Buber-Neumann: Kriegsschauplätze der Weltrevolution. Ein Bericht aus der Praxis der Komintern 1919–1943, Stuttgart 1967, S. 188.

<sup>212</sup> »Ne croyez-vous pas, camarade Neumann, que, si le national-socialisme prend le pouvoir en Allemagne, il sera suffisamment occupé à l'Ouest de telle sorte que nous pourrions tranquillement construire le socialisme en Russie.« Déposition de Mme Margarete Buber-Neumann [Zeugenaussage von Frau Margarete Buber-Neumann], in: Garçon: Le procès Kravchenko (Anm. 7), S. 261–282, hier S. 262. Nossik übersetzt hier nicht »Nationalsozialismus«, sondern »Faschisten«, was einen nicht zu unterschätzenden inhaltlichen Unterschied darstellt.

<sup>213</sup> Der bedeutende Funktionär der internationalen kommunistischen Bewegung Willi Münzenberg und Ehemann von Babette Gross, der Schwester Buber-Neumanns, initiierte eine Solidaritätskampagne gegen die Auslieferung. Münzenberg selbst verfasste den Aufruf »Die Auslieferung des Genossen Heinz Neumann an die faschistischen Henker muß verhindert werden!«, in: Rundschau, Nr. 1 vom 3. Januar 1935, S. 39 f. Dieser Artikel und andere Solidaritätserklärungen, etwa der Internationalen Roten Hilfe, finden sich in: DEA, Nachlass Buber-Neumann, EB 89/193, II.A. 013. Zu Münzenberg siehe Babette Gross: Willi Münzenberg. Eine politische Biographie, Stuttgart 1967.

<sup>214</sup> Siehe Hermann Weber: Hotel Lux. Die deutsche kommunistische Emigration in Moskau, in: Die politische Meinung, Nr. 443 vom Oktober 2006, S. 55–61. Diese Stationen beschreibt Margarete Buber-Neumann auch in ihrem am 22. September 1936 in Moskau verfassten »Parteilebenslauf«, den der Historiker Reinhard Müller im Komintern Archiv gefunden, dokumentiert und kommentiert hat. Siehe Reinhard Müller: Linie und Häresie. Lebensläufe aus den Kaderakten der Komintern (II): Erich Birkenhauer, Otto Unger, Margarete Buber-Neumann, in: EXIL. Forschung, Erkenntnisse, Ergebnisse 11 (1991), H. 1, S. 46–69.

<sup>215</sup> Auch nach dem Zweiten Weltkrieg versuchte Margarete Buber-Neumann, Informationen über das Schicksal ihres Ehemannes herauszufinden. So wandte sie sich unter anderem 1959 an das Rote Kreuz, erhielt aber keine Auskunft über den Verbleib von Heinz Neumann. Das Antwortschreiben vom 18. Februar 1960 des Deutschen Roten Kreuzes mit einem Auszug aus der Antwort des Sowjetischen Roten Kreuzes vom 23. Juli 1959 findet sich in: DEA, Nachlass Buber-Neumann, EB 89/193, II.A. 013.



Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Pariser Gericht ihre »konterrevolutionären« Aktivitäten in der KPD 1931/32. Der Richter bohrte nach, worum es sich dabei genau gehandelt habe, schließlich sei es doch nicht möglich, ohne konkreten Vorwurf und spezifische Taten verhaftet zu werden. Buber-Neumann wiederholte daraufhin ihre Antwort: »Der Ermittlungsrichter hat mich niemals mit präzisen Tatsachen konfrontiert, sondern nur mit meiner oppositionellen Haltung in der Kommunistischen Partei Deutschland.«<sup>216</sup> Mehrere Presseartikel zitierten diese Aussage als Beleg dafür, wie weit die westliche und die sowjetische Vorstellung von Gerechtigkeit auseinander lägen.<sup>217</sup>

Das Lager Karaganda sei doppelt so groß wie Dänemark gewesen, führte Margarete Buber-Neumann in der Vernehmung weiter aus. Sie habe dort die Zustände in den stalinistischen Arbeitslagern zwei Jahre lang am eigenen Leib erfahren. Maître Blumel, der einzige nicht-kommunistische Anwalt der Angeklagten und ehemalige Kabinettsleiter des sozialistischen Präsidenten Léon Blum, bezweifelte, dass es sich bei dieser Größe um ein Lager gehandelt habe: »Ich stelle eine Frage, um zu verstehen: Ist dieser Platz eingezäunt? Gibt es dort eine Mauer?« Buber-Neumann verneinte, wies aber darauf hin, dass sie in einer riesigen Steppe gelebt hätten, die von NKWD-Truppen durchgekämmt worden sei. »Also«, fuhr der Anwalt fort »[...] ist es kein Lager, im Französischen nennt man dies ein Gebiet. [...] Ein französisches Lager ist ein Ort, wo es Mauern gibt. Das nennt man in Frankreich einen Zwangsaufenthaltort.«<sup>218</sup> Der Anwalt intendierte, die Glaubwürdigkeit Buber-Neumanns zu untergraben. Deshalb hielt er ihr vor dem Hintergrund einer verbreiteten antinazistischen Stimmung in der Nachkriegsgesellschaft mehrmals vor, die Sowjetunion mit dem nationalsozialistischen Deutschland gleichzusetzen. Dadurch beschmutze sie die Rolle der Roten Armee bei der Zerschlagung des NS-Regimes und damit auch bei der Befreiung Frankreichs.

Buber-Neumann hielt der konfrontativen Befragung stand. Mit der Schilderung ihres weiteren Schicksals schockierte sie das im Saal anwesende Publikum und die Anwälte. Nach zwei Jahren im kasachischen Lager lieferte die Sowjetunion sie im Rahmen des Hitler-Stalin-Pakts an das nationalsozialistische Deutschland aus. Zusammen mit einer Gruppe von circa 30 Personen wurde sie an einer Brücke bei Brest-Litowsk vom NKWD an die Gestapo

---

<sup>216</sup> »Le juge d'instruction ne m'a jamais reproché de faits précis, mais seulement mon attitude d'opposition à l'intérieur du Parti communiste allemande.« Déposition de Mme Margarete Buber-Neumann, in: Garçon: Le procès Kravchenko (Ann. 8), S. 261–282, hier S. 266.

<sup>217</sup> So hieß es in einem Bericht des Continental News Service vom 4. März 1949: »A brief exchange between President Durkheim and Frau Buber-Neumann, [...] the most impressive witness brought forward by Maître Izard for Kravchenko, epitomised the gulf between Soviet and Western justice, which has revealed before astonished French eyes. President Durkheim asked Mrs. Neumann why she was sentenced by Soviet authorities to the Karaganda Camp in Kazakhstan. She replied: »Because of my oppositional activities in the German Communist Party in 1930–1931.« Durkheim was completely at a loss and explained: »No, I am asking you what are the precise facts and activities with which you were reproached.« And Mrs. Neumann, half smiling, repeated: »No other facts. My oppositional activities in the German Communist Party in Germany in 1930–1931.«

<sup>218</sup> »Je pose une question pour comprendre: est-ce que cet espace est clos? Y a-t-il un mur? [...] Alors, monsieur le Président, ce n'est pas un camp en français, c'est ce qu'on appelle une zone. [...] Un camp français c'est un endroit où il y a des murailles. Cela s'appelle, en France, une résidence forcée.« Déposition de Mme Margarete Buber-Neumann, in: Garçon: Le procès Kravchenko (Ann. 7), S. 261–282, hier S. 268.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

übergeben.<sup>219</sup> Drei Gefangene hätten sich der Abschiebung widersetzt, ein ungarischer Jude namens Bloch, ein junger Arbeiter aus Leipzig, der vom NS-Regime zum Tode verurteilt worden war, und ein deutscher Lehrer: Alle seien mit Gewalt über die Brücke getrieben worden. Die ebenfalls anwesenden SS-Männer hätten sie sofort ihre Wut und Brutalität spüren lassen.

Als deutsche Soldaten die Identität der überstellten Personen überprüften und auf die Ehefrau von Heinz Neumann stießen, gingen sie davon aus, dass sie eine Agentin des NKWD oder der Komintern sein müsse. Deshalb verhörte die Gestapo Margarete Buber-Neumann tagelang im Berliner Hauptquartier, bevor sie ins Konzentrationslager nach Ravensbrück gebracht wurde. Dort war Buber-Neumann die nächsten fünf Jahre eingesperrt, bis ihr kurz vor der Befreiung des Lagers durch die Rote Armee die Flucht gelang, die sie wagte, um nicht wieder den Sowjets in die Hände zu fallen.<sup>220</sup>

Buber-Neumann war der lebende Beweis dafür, dass Stalin aus machtpolitischen Gründen Hunderte deutscher Kommunisten an das NS-Regime und damit in ihren fast sicheren Tod hatte ausliefern lassen. Damit wurde das Image der antifaschistischen Sowjetunion grundlegend erschüttert. Die Zentralität dieses Aspekts belegen auch die Reaktionen der Presse nach Buber-Neumanns Zeugenaussage.<sup>221</sup> So schrieb der Spiegel in einer längeren Reportage: »Es war einer der Höhepunkte des Prozesses, als Frau Neumann, die auch die Schwiegertochter des deutschen Philosophen Buber war und die heute in Stockholm lebt, am Abend des 14. Verhandlungstages ihre Aussage machte. [...] Sie enthüllte auch, wie die Bolschewiken sie 1940 – zur Zeit des deutsch-russischen Nichtangriffspaktes – zusammen mit anderen Kommunisten den Nazis auslieferten.«<sup>222</sup>

Die kommunistischen Zeitungen diskreditierten die Zeugin weiter, indem sie auf den vermeintlich fragwürdigen moralischen Lebensstil Buber-Neumanns verwiesen, die schon

---

<sup>219</sup> Generell zur Auslieferung deutscher und österreichischer Antifaschisten siehe Hans Schafranek: Zwischen NKWD und Gestapo. Die Auslieferung deutscher und österreichischer Antifaschisten aus der Sowjetunion an Nazideutschland, 1937–1941, Frankfurt/M. 1990.

<sup>220</sup> Die Flucht aus Ravensbrück beschreibt sie in ihrer Autobiografie: Margarete Buber-Neumann: Als Gefangene bei Stalin und Hitler. Eine Welt im Dunkel, Stuttgart 1958, S. 295–308. Zur Interpretation der autobiografischen Schriften Buber-Neumanns siehe Hermann Kuhn: Bruch mit dem Kommunismus. Über autobiografische Schriften von Ex-Kommunisten im geteilten Deutschland, Münster 1990, S. 37–51. Generell zu Selbstdarstellungen von »Renegaten« siehe die allerdings stark psychologisch argumentierende Darstellung von Ernst-August Roloff: Exkommunisten. Abtrünnige des Weltkommunismus. Ihr Leben und ihr Bruch mit der Partei in Selbstdarstellungen, Mainz 1969.

<sup>221</sup> Siehe auch Materialsammlung zum Kravčenko-Prozess, Paris 1949, in: DEA, Nachlass Buber-Neumann, EB 89/193 II.F. 001. Es berichteten nicht nur französische und deutschsprachige Zeitungen, sondern auch spanische, skandinavische und englischsprachige. Siehe zur französischen Berichterstattung etwa: Le coup de grâce. Mme Neumann démontre que c'est Staline qui livra les communistes allemands à la hache de Hitler [Der Todesstoß. Frau Neumann beweist, dass es Stalin war, der die deutschen Kommunisten an die Axt Hitlers auslieferte], in: L'Aurore. France Libre vom 24. Februar 1949; Des Bagnes de Sibérie à Ravenbrück. Dramatique déposition au procès Kravchenko [Von den Strafkolonien Sibiriens nach Ravensbrück. Dramatische Aussage im Kravčenko-Prozess], in: Figaro vom 24. Februar 1949; »J'ai été déportée en Russie puis livrée aux nazis« affirme Mme Neumann communiste allemande [»Ich wurde nach Russland deportiert und dann an die Nazis ausgeliefert«, behauptet die deutsche Kommunistin Frau Neumann], in: Combat vom 24. Februar 1949.

<sup>222</sup> »Wenn meine Großmutter Räder hätte«, in: Der Spiegel vom 26. Februar 1949, S. 9–13, hier S. 12. In einem anderen Artikel hieß es: »Die eigentliche Sensation, die auch in der Auslandspresse unter stärksten Schlagzeilen hervorgehoben wurde, bildete aber die Aussage von Frau Buber-Neumann [...].« Der Gnadestoß. Moralische Hinrichtung, in: Echo der Woche vom 4. März 1949.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

mehrmals verheiratet war. Außerdem wurde immer wieder angedeutet, dass sie wohl zu Recht in der Sowjetunion als Agentin inhaftiert gewesen sei und mit dem NS-Regime kooperiert habe. So druckte beispielsweise das Zentralorgan der Kommunistischen Partei Frankreichs, *L'Humanité*, nach der Befragung einen Artikel, in dem Buber-Neumann als Trotzkinistin und antisowjetische Provokateurin beschrieben wird. Kravčenko hingegen wurde als Deserteur diffamiert.<sup>223</sup> Wenig später, am 14. März 1949, schrieb die kommunistische Niedersächsische Volksstimme: »Heute setzt Frau Buber-Neumann, die in Wirklichkeit weder Buber noch Neumann heißt, ihre anti-sowjetischen Provokationen fort. Gestern stand sie im Dienste der amerikanischen Imperialisten. Immer arbeitet sie für die Feinde der Demokratie und des Sozialismus, für die Kriegshetzer. Das ist das Schicksal der Trotzkinisten, das Schicksal aller Renegaten des Kommunismus.«<sup>224</sup>

Allerdings verfehlte die Verleumdungsstrategie ihr Ziel. Das Gericht sprach Viktor Kravčenko am 4. April 1949 letztlich eine Entschädigung von 150 000 Francs zu, wohingegen die Angeklagten André Wurmser und Claude Morgan jeweils zu einem Bußgeld von 5000 Francs verurteilt wurden. Diese Summe lag zwar weit unter der ursprünglichen Forderung des Klägers, aber dennoch markierte der Prozessausgang einen symbolischen Sieg: Ein Einzelner hatte das einflussreiche kommunistische Establishment in Frankreich herausgefordert und – trotz aller Unterstützung der Gegenseite durch die Sowjetunion – juristisch besiegt.<sup>225</sup> Auch die zweite Strafkammer in Paris bestätigte das Urteil im Berufungsprozess Ende 1949.

Es erwies sich für die weitere Entwicklung Margarete Buber-Neumanns als bedeutsam, dass sie durch ihre Zeugenaussage im Kravčenko-Prozess weltweit bekannt geworden war. Dadurch eröffneten sich ihr neue Möglichkeiten der politischen Tätigkeit. Ihr Auftritt in Paris verlieh ihren Aktivitäten große Aufmerksamkeit. Ihre Aussagen hatten enthüllt, dass das stalinistische Russland deutsche Kommunisten an das nationalsozialistische Deutschland ausgeliefert hatte. Ihre Schilderung schürte selbst bei einigen kommunistischen Intellektuellen Zweifel an der Richtigkeit ihrer Ideologie.<sup>226</sup> In der ersten Ausgabe der von ihr neu gegründeten Zeitschrift *Aktion* beschrieb Buber-Neumann den Pariser Prozess als wichtige Motivation für ihr Engagement: »Die Kommunisten waren zahlreich erschienen. Sie empfingen jeden einzelnen der Zeugen Kravčenkos mit dem gleichen stereotypen Gebrüll: »Kollaborateur! Spion! Vaterlandsverräter!« [...] Es war einer der schönsten Augenblicke meines Lebens, als den kommunistischen Zuhörern bei meiner Geschichte das Geschrei im Halse stecken blieb. Einige aus dieser ritterlichen Phalanx haben bald darauf die Konsequenzen gezogen. [...] Hier in Paris,

<sup>223</sup> Le clan kravchenkiste s'est servi hier d'un condamné à mort de trotskystes et d'un déserteur [Die Kravchenko-Sippe bediente sich gestern eines zum Tode verurteilten Trotzkinisten und eines Deserteurs], in: *L'Humanité* vom 24. Februar 1949.

<sup>224</sup> Auch dieser Artikel findet sich in: DEA, Nachlass Buber-Neumann, Materialsammlung zum Kravčenko-Prozess, EB 89/193 II.F. 001.

<sup>225</sup> Zur Urteilsverkündung und den Reaktionen der Anwälte siehe Berberova: *Affäre* (Anm. 8), S. 313–319.

<sup>226</sup> Siehe die Aussagen von Dominique Desanti, die für die kommunistische Presse über den Prozess berichtete, und von Edgar Morin – bis 1951 KPF-Mitglied – in der Fernsehdokumentation von Bernard George: *L'affaire Kravchenko. La guerre froide à Paris* [Die Kravčenko-Affäre. Der Kalte Krieg in Paris], 2012.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

angesichts der heulenden Derwische, angesichts der intelligenten, in ihrem Fach jeweils bedeutenden Europäer, die trotz aller Enthüllungen bereitwillig den Ungeist verteidigten, hier erkannte ich, dass ein Privatleben eine Vermessenheit wäre in dieser Zeit. Ich habe damals erlebt, dass Kommunisten ihre Parteibücher zerrissen, als sie hörten, Stalin habe politische Emigranten an Hitler ausgeliefert. Die Welt weiß immer noch zu wenig.«<sup>227</sup>

Margarete Buber-Neumann kam durch ihren Auftritt in engeren Kontakt mit anderen ehemaligen Kommunisten, allen voran Arthur Koestler, der dem Kravčenko-Prozess als Zuschauer beigewohnt hatte. So beteiligte sie sich auch an der Gründung des Kongresses für kulturelle Freiheit (KKF).<sup>228</sup> Als Reaktion auf die Aktivitäten des prosowjetischen Kongresses der Kulturschaffenden zum Schutze des Friedens schlossen sich antitotalitäre Intellektuelle unterschiedlicher politischer Herkunft zu einer losen Bewegung zusammen. Eine wichtige Rolle spielten dabei frühere Kommunisten wie Arthur Koestler und Manès Sperber. Auch der Italiener Ignazio Silone, der Brite Stephen Spender und der Afro-Amerikaner Richard Wright waren entweder Mitglieder der Kommunistischen Partei oder Sympathisanten gewesen.<sup>229</sup> Der erste KKF tagte Ende Juli 1950 in West-Berlin.<sup>230</sup> Nicht wenige Teilnehmer waren in stalinistischen, faschistischen oder nationalsozialistischen Lagern inhaftiert gewesen. Diese Erfahrungen trugen auch zu dem sich zum ideologischen Kern verdichtenden, moralisch argumentierenden Antitotalitarismus bei.<sup>231</sup> Zu Beginn des Kongresses schrieb Buber-Neumann: »Erst wenn die Menschen an ihrer eigenen Haut verspüren mussten, was der Verlust der Freiheit bedeutet, sind sie bereit, für deren Erhaltung mit allen Kräften zu kämpfen.«<sup>232</sup> Im Kontext des KKF lernte sie

<sup>227</sup> Margarete Buber-Neumann: Mein Weg zur Aktion, in: Die Aktion 1 (1951), H. 1, S. 3–8, hier S. 6. Zur Tiefenwirkung des Kravčenko-Prozesses siehe auch Wolfgang Kraushaar: Sonnenuntergang. Das Verhältnis europäischer Intellektueller zum Kommunismus im Spiegel dreier Prozesse (1993), in: ders.: Linke Geisterfahrer. Denkanstöße für eine antitotalitäre Linke, Frankfurt/M. 2001, S. 31–58. Eine linkssozialistische Zeitschrift gleichen Namens hatte Franz Pfemfert bereits 1911 gegründet. Auch die Zeitschrift von Buber-Neumann verstand sich bei ihrer Gründung als linkssozialistisch, rückte von dieser Linie jedoch mehr und mehr ab. Als Pfemfert im mexikanischen Exil erfuhr, dass die Zeitschrift von Buber-Neumann »Aktion« hieß, verfasste er einen erbosten Leserbrief: »Man will mir Die Aktion rauben! [...] Die Frau des deutschen Stalinvertreters Heinz Neumann, den Stalin liquidieren ließ wie andere lästige Mitwisser, Frau Margarete Buber-Neumann beabsichtige, meine Zeitschrift »Die Aktion« herauszugeben.« Franz Pfemfert, Leserbrief im »Aufbau« (New York) vom 13. April 1951, in: Margarete Buber-Neumann. Mit einem Essay von Michaela Wunderle (= Reihe apropos, Bd. 17), Frankfurt/M. 2001, S. 89 f. Pfemfert strengte einen Urheberrechtsprozess gegen Buber-Neumann an, den er allerdings 1952 in zweiter Instanz verlor.

<sup>228</sup> Siehe Michael Hochgeschwender: Freiheit in der Offensive? Der Kongress für kulturelle Freiheit und die Deutschen, Oldenburg 1998; zur Bedeutung der ehemaligen kommunistischen Intellektuellen im KKF siehe Daniela Muraca: Die Rolle der exkommunistischen Intellektuellen beim Kongress für kulturelle Freiheit, in: Ulrich Mählert u. a. (Hg.): Jahrbuch für Historische Kommunismusforschung 2011, Berlin 2011, S. 155–176.

<sup>229</sup> Ihre Abrechnung mit dem Kommunismus sowie die Geschichten der früheren kommunistischen Weggefährten André Gide und Louis Fischer finden sich in: Richard Crossmann (Hg.): The God that failed. A Confession, New York 1949.

<sup>230</sup> Zur Entwicklung des KKF siehe Peter Coleman: The Liberal Conspiracy. The Congress for Cultural Freedom and the Struggle for the Mind of Postwar Europe, New York/London 1989. Nachdem aufgrund eines Artikels in der »New York Times« die Finanzierung des KKF durch den amerikanischen Auslandsgeheimdienst Central Intelligence Agency (CIA) ruchbar geworden und die Reputation zerstört war, löste sich die internationale Gemeinschaft antikommunistischer Intellektueller 1967 auf.

<sup>231</sup> In der wissenschaftlichen Debatte ist der Totalitarismusbegriff umstritten und sein Gebrauch vielfältig. Zu unterschiedlichen Totalitarismustheorien siehe Wolfgang Wippermann: Totalitarismustheorien. Die Entwicklung der Diskussion von den Anfängen bis heute, Darmstadt 1997 und Achim Siegel (Hg.): Totalitarismustheorien nach dem Ende des Kommunismus, Köln/Weimar 1998. Speziell zur linken Totalitarismuskritik siehe Mike Schmeitzner: Totalitarismuskritik von links. Deutsche Diskurse im 20. Jahrhundert, Göttingen 2007.

<sup>232</sup> Siehe den Bericht des Magazins »Stern« über die Gründung des Kongresses für Kulturelle Freiheit, H. 28, 3. Jg. vom 9. Juli 1950, S. 28 f., hier S. 29. Dort ist auch ein Foto von Margarete Buber-Neumann abgedruckt. Zur Gründung des KKF aus Sicht Buber-Neumanns, siehe dies.: Freiheit (Anm. 1), S. 271–273.

**Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus**

auch David Rousset kennen, der den Kravčenko-Prozess ebenfalls intensiv verfolgt hatte. Die klare Stellungnahme Buber-Neumanns vor Gericht regte ihn im Oktober 1950 zur Gründung der Commission internationale contre le régime concentrationnaire (CICRC, Internationale Kommission gegen das Konzentrationslagerregime) an. Der ehemalige trotzkistische Widerstandskämpfer war nach seiner Verhaftung 1943 durch die Gestapo gefoltert worden und in den Konzentrationslagern Buchenwald und Neuengamme inhaftiert gewesen. Darüber hatte er bereits 1946 *L'univers concentrationnaire* (Das Konzentrationslager-Universum) und wenig später den Roman *Les jours de notre mort* (Die Tage unseres Todes) geschrieben.<sup>233</sup> Die Kommission gegen die Konzentrationslager widmete sich den Zuständen in der Sowjetunion, aber auch in Jugoslawien, Spanien und Griechenland.<sup>234</sup> Nachdem Rousset in *Les Lettres françaises* als »trotzkistischer Fälscher« verunglimpft worden war, strengte er ebenfalls einen Prozess an und gewann hauptsächlich mithilfe der Aussagen Alexander Weißberg-Cybulskis.<sup>235</sup> Außerdem hatte Rousset Margarete Buber-Neumann als Zeugin nach Paris geladen.<sup>236</sup>

Somit hatte der Kravčenko-Prozess den Weg für eine verstärkte Auseinandersetzung mit dem Stalinismus in Frankreich bereitet. Er stellte einen frühen Markstein der Entwicklung dar, die in den 1970er Jahren zum massiven Bedeutungsverlust des Kommunismus bei französischen Intellektuellen und schließlich in den 1980er Jahren zum Niedergang des Einflusses der Kommunistischen Partei Frankreichs im politischen System führte.<sup>237</sup>

**Die Auswirkungen des Prozesses in der Bundesrepublik**

Doch die Nachwirkungen des Kravčenko-Prozesses spürte Buber-Neumann nicht nur in Frankreich, sondern auch in der Bundesrepublik Deutschland. Besonders die KPD setzte die Diffamierungskampagne fort. Anlässlich der Verurteilung eines vermeintlichen früheren Gestapo-Spitzels in den Reihen der KPD hieß es in den parteieigenen Informationen vom 17.

---

<sup>233</sup> Siehe David Rousset: *L'univers concentrationnaire* [Das Konzentrationslager-Universum], Paris 1946 und ders.: *Les jours de notre mort* [Die Tage unseres Todes], Paris 1947.

<sup>234</sup> Zur Situation in der Sowjetunion siehe die von der Kommission erstellten Publikationen: David Rousset: *Police-State Methods in the Soviet Union*, Boston 1953; ders.: *Coercion of the Worker in the Soviet Union*, Boston 1953.

<sup>235</sup> Alexander Weißberg-Cybulski wurde um 1900 in einer jüdischen Familie im Habsburgerreich in Krakau geboren. Er war Kommunist und wurde ein berühmter sowjetischer Physiker. Während des Großen Terrors wurde er verhaftet und 1940 vom NKWD an die Deutschen ausgeliefert. Bereits Anfang der 1950er Jahre schrieb er ein Buch, das maßgeblich den stalinistischen Terror in Westeuropa bekannt machte. Siehe Alexander Weißberg-Cybulski: *Hexensabbat. Rußland im Schmelztiegel der Säuberungen*, Frankfurt/M. 1951. Dass Arthur Koestler in der Neuauflage von 1977 das Vorwort verfasste, ist alles andere als zufällig.

<sup>236</sup> Der entsprechende Brief vom 17. Juli 1950 ist enthalten in: DEA, Nachlass Buber-Neumann, EB 89/193, I.A. 591. Siehe außerdem das offizielle Schreiben des französischen Konsulats in Frankfurt am Main vom 7. November 1950, in: DEA, Nachlass Buber-Neumann, EB 89/193, I.B. 137.

<sup>237</sup> Bedeutsam für die Entstehung einer antitotalitären Denkrichtung in Frankreich war die Gruppe der »Nouveaux Philosophes«, zu der unter anderem Bernard-Henri Lévy, André Glucksmann und Alain Finkielkraut zählten. Als Gründungstext gilt Bernard-Henri Lévy: *Les Nouveaux Philosophes. Le dossier* [Die Neuen Philosophen. Das Dossier], in: *Les Nouvelles Littéraires* vom 10. Juni 1976, S. 15–22. Die Neuen Philosophen forcierten auch die Auseinandersetzung mit Aleksandr Solženicyns »Archipel Gulag«.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Juli 1949: »Seine Verurteilung als V-Mann hat jetzt die Legende von der Auslieferung durch die GPU zerstört und die Trotzkistin Grete Buber, die heute als amerikanische Agentin arbeitet, wird gut daran tun, in Zukunft andere Romane zu erzählen.«<sup>238</sup> Deshalb reichte Buber-Neumann gegen den verantwortlichen Redakteur Ernst Eichelsdörfer vor dem Amtsgericht Frankfurt-Höchst eine Klage wegen übler Nachrede und Beleidigung ein.<sup>239</sup> Der Prozess wurde jedoch auf unbestimmte Zeit vertagt, weil der eigentliche Verfasser des Artikels der KPD-Funktionär, Landtagsabgeordnete und jüdische Kommunist Emil Carlebach war.<sup>240</sup> Die Angriffe auf Buber-Neumann verschärfte Carlebach in der Sozialistischen Volkszeitung noch weiter: »Aber das größte Pech hat die Dame Buber damit, dass sie in ihrem Buch [...] offen für die Clique um Tuchatschewski, Jakir, usw. Stellung nimmt, die als Spione und Putschisten für die Hitler-Spionage vor Gericht gestellt, verurteilt und erschossen wurden. [...] Die Sowjetregierung hat diese Bande und ihren gesamten Anhang unschädlich gemacht. Die Rädelsführer und Hauptverbrecher wurden an die Wand gestellt, der Rest dahin geschickt, wo er hingehörte.«<sup>241</sup>

Carlebach, der selbst jahrelang in Buchenwald inhaftiert gewesen war, rechtfertigte die stalinistischen Säuberungen und implizit die Deportation Buber-Neumanns nach Kasachstan. Die Hauptverhandlung fand im Januar 1951 vor dem Amtsgericht Frankfurt-Höchst statt.<sup>242</sup> In dem Prozess trat als Zeuge für Buber-Neumann auch Alexander Weißberg-Cybulski auf, der bereits für David Rousset ausgesagt hatte. Er berichtete von seiner Inhaftierung in der Sowjetunion und der Auslieferung im Rahmen des Hitler-Stalin-Pakts in Brest-Litowsk 1940 an das NS-Regime. Den Verhandlungsverlauf kommentierte die damals bedeutende Neue Zeitung folgendermaßen: »Die Aussagen der Zeugen, die Frau Buber-Neumanns Buch in vollem Umfang unterstützten, zerstörten restlos das Bild der sogenannten fünften Kolonne.«<sup>243</sup> Der Prozess machte deutlich, dass auch andere Personen ein ähnliches Schicksal wie Margarete Buber-Neumann durchlitten hatten und von der Sowjetunion an das nationalsozialistische Deutschland ausgeliefert worden waren. Sie war folglich keine subversive Agentin, die im Auftrag einer fremden Macht mithilfe von Lügen und Verleumdungen auf die Zerstörung der Sowjetunion hingearbeitet hat, wie das in der kommunistischen Presse oft verwendete Bild der »fünften Kolonne« suggerierte.

Das Gericht verurteilte Emil Carlebach wegen übler Nachrede und Beleidigung zu 200 DM Strafe, ein Ausgang, der keine der beiden Parteien zufriedenstellte. Sowohl die Klägerin als

---

<sup>238</sup> Zitiert nach Kraushaar: Sonnenuntergang (Anm. 32), S. 47.

<sup>239</sup> Frau Buber-Neumann verklagt kommunistischen Redakteur, in: Neue Zeitung vom 25. Mai 1950.

<sup>240</sup> »Der kommunistische Landtagsabgeordnete und Chefredakteur der SVZ, Emil Carlebach, war von Eichelsdörfer als der Verfasser des von der Klägerin beanstandeten Artikels benannt worden. Carlebach hielt die darin aufgestellten Behauptungen auf Befragen vor Gericht aufrecht.« Zusammenarbeit NKWD – Gestapo? Vor dem Prozess Grete Buber-Neumann gegen Carlebach, in: Neue Zeitung vom 25. Mai 1950.

<sup>241</sup> Emil Carlebach: Trotzkisten und Unternehmervetreter – die USA-Propagandakoalition gegen die Werktätigen, in: Sozialistische Volkszeitung, Nr. 119 vom 25. Mai 1950.

<sup>242</sup> Auch hierzu sammelte Buber-Neumann Zeitungsartikel, siehe in: DEA, Nachlass Buber-Neumann, EB 89/193; IV. E. 001.

<sup>243</sup> Lenin und der Codex Justinianus. Prozeß Margarete Buber-Neumann contra Carlebach vor dem Amtsgericht Frankfurt-Höchst, in: Neue Zeitung vom 19. Januar 1951.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

auch der Angeklagte gingen in Revision. Buber-Neumann kritisierte besonders, dass der Richter die ganze Angelegenheit als Privatsache gewertet und den politischen Kontext ausgeblendet habe. Außerdem kontaktierte sie Benedikt Kautsky, den Sohn des bekannten sozialdemokratischen Politikers Karl Kautsky. Bevor er nach Auschwitz deportiert wurde, hatte er im Konzentrationslager Buchenwald Carlebach als Funktionshäftling erlebt. Trotz großer Bedenken, Wasser auf die Mühlen des reaktionären Antikommunismus zu kippen, erklärte sich Kautsky bereit, eine eidesstattliche Versicherung abzugeben.<sup>244</sup> Er charakterisierte Carlebach als linientreuen Parteifunktionär, der gegen vermeintliche Abweichler mit aller Härte vorgegangen sei und an der Erstellung von Häftlingstransportlisten mitgewirkt habe, was faktisch einem Todesurteil für die Betroffenen gleichgekommen sei. Carlebachs Verleumdungen und Beschimpfungen Buber-Neumanns kommentierte Kautsky folgendermaßen: »Dass Emil Carlebach ohne weiteres imstande ist, die Unwahrheit zu sagen, falls er dies im Interesse seiner Partei für nötig findet, halte ich für absolut sicher. Wenn Carlebach behauptet, es seien aus Russland keine deutschen Kommunisten an die Gestapo ausgeliefert worden, so ist das nicht nur objektiv, sondern zweifellos auch subjektiv unwahr.«<sup>245</sup> Doch weder Kautsky noch der ebenfalls als Zeugin geladenen Ex-Kommunistin Ruth Fischer wurde vor Gericht das Wort erteilt.<sup>246</sup> Nachdem der ehemalige Buchenwald-Häftling und SPD-Bundestagsabgeordnete Hermann Brill bezeugt hatte, dass Carlebach andere Häftlinge geschlagen habe, wurde er von diesem als bezahlter Agent denunziert. Als der Richter Brill aufforderte, sich zu seiner Tätigkeit für die amerikanische Militärverwaltung zu äußern, fragte dieser empört zurück, ob er sich etwa vor einem sowjetischen Gericht befinde.<sup>247</sup> Am 8. Mai 1951 wurde das Urteil aus erster Instanz bestätigt. Beide Parteien legten erneut Berufung ein, aber die nächsthöhere Instanz verwies das Verfahren zurück nach Frankfurt. Das dortige Gericht verurteilte Carlebach im Oktober 1952 doch noch wegen Beleidigung und übler Nachrede zu einer Gefängnisstrafe von einem Monat.<sup>248</sup>

---

<sup>244</sup> Die Verwendung des Begriffs Antikommunismus ist sehr vielfältig. Zur Genese und Differenzierung unterschiedlicher Konnotationen siehe Andreas Wirsching: Antikommunismus als Querschnittsphänomen politischer Kultur 1917–1945, in: Stefan Kreuzberger (Hg.): »Geistige Gefahr« und »Immunsierung der Gesellschaft«. Antikommunismus und politische Kultur in der frühen Bundesrepublik, München 2014, S. 15–28. Außerdem Bernd Faulenbach: »Antikommunismus« als Problem der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland. Skizze über einen ungeklärten Begriff der Nachkriegsgeschichte, in: Hermann Weber u. a. (Hg.): Jahrbuch für Historische Kommunismusforschung 2008, Berlin 2008, S. 231–238.

<sup>245</sup> Zitiert aus: Um Recht und Wahrheit. Der Prozess Marg. Buber-Neumann gegen Carlebach, Aktion. Sonderdruck, Frankfurt/M. 1951, S. 4. Die gesamte eidesstattliche Versicherung vom 4. Mai 1951 von Benedikt Kautsky ist abgedruckt in: Schafranek: NKWD (Anm. 23), S. 201–208. Im Nachlass von Buber-Neumann finden sich auch insgesamt sechs Briefe dazu, die zwischen dem 14. Juli 1949 und dem 21. Mai 1951 verfasst wurden: DEA, Nachlass Buber-Neumann, EB 89/193, I.A. 324.

<sup>246</sup> Mit Ruth Fischer war Buber-Neumann in Briefkontakt. Siehe die Korrespondenz in: DEA, Nachlass Buber-Neumann, EB 89/193, I.A. 189.

<sup>247</sup> »Stehe ich vor einem sowjetischen Gericht?« Der Prozeß Buber-Neumann gegen Carlebach vor dem Landgericht Frankfurt, in: Neue Zeitung vom 9. Mai 1951.

<sup>248</sup> Die Auseinandersetzung sollte über vierzig Jahre später noch ein Nachspiel haben. Als der österreichische Historiker Hans Schafranek den Prozess zwischen Buber-Neumann und Carlebach in seinem Buch »Zwischen NKWD und Gestapo« aufgriff, strengte Carlebach eine Zivilklage an, die er jedoch in den meisten Punkten verlor. Siehe hierzu Kraushaar: Sonnenuntergang (Anm. 32), S. 53–57.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Seinerzeit verstand sich Margarete Buber-Neumann noch als demokratische Sozialistin und Antikommunistin. Seit 1946 war sie mit führenden Sozialdemokraten in Kontakt.<sup>249</sup> Unter anderem hatte sie Kurt Schumacher getroffen und neben Politikern der CDU und FDP sowohl Carlo Schmid als auch Willy Brandt und Otto Suhr als Unterstützer für ihr im Herbst 1951 gegründetes Institut für politische Erziehung in Jagsthausen/Odenwald gewinnen können.<sup>250</sup> Bereits ein Jahr zuvor, im Oktober 1950, hatte sie die Gründung des Befreiungskomitees für die Opfer totalitärer Herrschaft angestoßen. Ihre politische Einstellung in den frühen 1950er Jahren brachte Buber-Neumann im Editorial der ersten Ausgabe der Aktion zum Ausdruck: »Ich hatte Zeit und Gelegenheit genug gehabt, den Verfall der kommunistischen Idee zu beobachten. [...] Ich lernte aber auch die Tragödie des gläubigen Kommunisten kennen, der sich gezwungen sieht, den endgültigen Bruch zu vollziehen. Er gehört dann meist – so wie ich – zur sogenannten heimatlosen Linken.«<sup>251</sup>

Zugleich lehnte Buber-Neumann jede Konzession an die Ostblockstaaten und die Anerkennung der DDR strikt ab. Jegliche Schwäche würde von den Kommunisten ausgenutzt. Deshalb wandte sich Buber-Neumann sowohl gegen einen Pazifismus, der die einseitige Abrüstung der westlichen Staaten forderte, als auch gegen einen Neutralismus des Dritten Weges, der die Bundesrepublik Deutschland zwischen dem kapitalistischen Westen und staatssozialistischen Osten verortete. Derartige Positionen vertrat sie in der Aktion und später in der von Paul Rütli gegründeten Zeitschrift *Frei-Sein*, die Buber-Neumann ab 1955 mit herausgab.<sup>252</sup> Sie entfaltete eine rege Vortragstätigkeit, reiste durch das ganze Land und bald auch ins deutschsprachige Ausland, um über ihre Erfahrungen zu sprechen. Nicht zu schweigen, sondern über ihre eigenen Erlebnisse und sowohl die stalinistischen als auch die nazistischen Verbrechen aufzuklären, begriff sie als ihre eigentliche Aufgabe. Bald musste sie aber die Erfahrung machen, dass die meisten Menschen sich entweder nur für die Lager des Gulag oder nur für die nationalsozialistischen Konzentrationslager interessierten. Die Linke wollte den gesellschaftlich breit verwurzelten und politisch wirkmächtigen Antikommunismus nicht durch Gräueltgeschichten über den Stalinismus befeuern, und die Rechte nutzte die kommunistischen Verbrechen, um die Brutalität des NS-Regimes zu relativieren. Buber-Neumann saß folglich zwischen den Stühlen und war im wahrsten Sinne des Wortes politisch heimatlos.

Zu ihrer zunehmenden Verbitterung dürfte beigetragen haben, dass sie über das weitere Schicksal ihres Ehemannes nach dessen Verhaftung nur Mutmaßungen anstellen konnte. Sie

---

<sup>249</sup> Siehe die Beschreibung eines Treffens im Haus des ehemaligen deutschen Emigranten und jetzigen US-Leutnants Sigi Höxter, bei dem einige hohe Parteifunktionäre, darunter Kurt Schumacher, anwesend waren, in: Buber-Neumann: *Freiheit* (Anm. 1), S. 90 – 93. Darauf nimmt auch ein Brief des SPD-Parteivorstands vom 1. Dezember 1946 Bezug, der sich im Nachlass befindet: DEA, Nachlass Buber-Neumann, EB89/193, I.B. 315.

<sup>250</sup> Siehe Ernst Cincera: Die Erfahrungen von Margarete Buber-Neumann mit der SPD, in: Konrad Löw (Hg.): *Verratene Treue. Die SPD und die Opfer des Kommunismus*, Köln 1994, S. 19–36, hier S. 33.

<sup>251</sup> Buber-Neumann: *Mein Weg zur Aktion* (Anm. 3), S. 7.

<sup>252</sup> Die erste Ausgabe von »*Frei-Sein*. Schweizerische Widerstandsschrift für Männer und Frauen, Jünglinge und Töchter« erschien im Januar 1951. Druckbelege der Zeitschrift in: DEA, Nachlass Buber-Neumann, EB 89/193 III.K. 001.



Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

vermutete, dass Herbert Wehner, ehemals Kommunist und Mitglied des Zentralkomitees der KPD, indirekt für den Tod Heinz Neumanns verantwortlich war.<sup>253</sup> Ferner witterte sie die Gefahr einer Unterwanderung in wichtigen gesellschaftlichen Organisationen, eine Taktik, die sie selbst in der internationalen kommunistischen Bewegung kennengelernt hatte und die nach 1945 von den realsozialistischen Staaten weiter betrieben wurde. So hielt sie beispielsweise Wehner für einen sowjetischen Agenten und sparte auch sonst nicht mit Kritik an der SPD. Diese Haltung führte bald zum Bruch.<sup>254</sup> Auch viele kritische Sozialisten distanzieren sich von Buber-Neumann, als sich konservative und rechte Organisationen für ihre Erfahrungen im stalinistischen Gulag und ihre bedingungslose Opposition gegen den Kommunismus zu interessieren begannen und sie öfter zu Vorträgen einluden.

Ebenso negierte Buber-Neumann selbst bald jede Differenz zwischen dem Nationalsozialismus und dem Stalinismus. Dabei hatte sie noch 1952 in einem Vortrag vor Studenten in Mainz die Spezifik der nationalsozialistischen Vernichtungslager hervorgehoben, indem sie ausführte, dass diese »obschon von furchtbarer Realität, doch so unvorstellbare Stätten des Grauens [sind], solche Grenzfälle menschlicher Möglichkeiten, dass sie nicht mehr gemessen werden können mit den Maßstäben des tatsächlichen Geschehens allein.«<sup>255</sup> Nur einige Jahre später hingegen betonte sie die Identität beider totalitärer Regime. In einem Bericht des Hamburger Abendblatts über einen Vortrag Buber-Neumanns in Hamburg am 13. Juli 1960 wird sie mit folgenden Worten zitiert: »Aufs Haar gleicht der Kommunismus in seiner unmenschlichen Härte der Nazi-Diktatur – mit einem Unterschied: Das Hitlerreich ist vergangen, aber der Kommunismus ist drohende Gegenwart.«<sup>256</sup> Die Einschätzung, dass der Kommunismus gefährlicher sei als der Nationalsozialismus, weil die Sowjetunion noch existiere, das NS-Regime aber untergegangen sei, sollte in den folgenden Jahren zu einer weiteren Annäherung Buber-Neumanns an (rechts-)konservative Positionen führen, die Ende der 1960er Jahre aufgrund der veränderten politischen Umstände noch beschleunigt wurde.<sup>257</sup>

---

<sup>253</sup> Zum Verhältnis von Buber-Neumann und Herbert Wehner siehe Bernd Faulenbach: Der Umgang mit den Emigrationserfahrungen ehemaliger Kommunisten in der bundesdeutschen Öffentlichkeit – die Beispiele von Margarete Buber-Neumann und Herbert Wehner, in: Horst Möller/Aleksandr Cubar'jan (Hg.): Mitteilungen der Gemeinsamen Historikerkommission für die Erforschung der jüngeren Geschichte der deutsch-russischen Beziehungen, Bd. 4, München 2010, S. 140–148.

<sup>254</sup> Das zerstörte Verhältnis wurde schon in einem Brief des SPD-Parteivorstands vom 24. Mai 1952 deutlich: »Wir haben dagegen eine Reihe von Mitgliedern der SPD, die ursprünglich als Förderer Ihres Institutes genannt wurden, über die gegen die SPD gerichtete publizistische Tätigkeit informiert, für die Sie als Herausgeberin der Zeitschrift ›Aktion‹ verantwortlich sind. Wir glauben, dass die in Ihrer Zeitschrift veröffentlichten und zum Teil maßlosen Attacken Sozialdemokraten nicht die Möglichkeit geben, mit Ihnen zusammenzuarbeiten.«, in: DEA, Nachlass Buber-Neumann, EB 89/193, I.B. 315. Zum Verhältnis Buber-Neumanns zur SPD siehe Ernst Cincera: Die Erfahrungen von Margarete Buber-Neumann mit der SPD, in: Löw (Hg.): Verratene Treue (Anm. 54), S. 19–36.

<sup>255</sup> Margarete Buber-Neumann: Versöhnung mit Israel. Ein Vortrag, gehalten am 24. Januar 1952 vor Studenten der Universität Mainz, in: Aktion 2 (März 1952), H. 13, S. 15–18, hier S. 15.

<sup>256</sup> Der Artikel findet sich in: DEA, Nachlass Buber-Neumanns EB 89/193, I.B. 216.

<sup>257</sup> Siehe Eva Oberlosekamp: »Kalte Kriegerin« oder Kämpferin für Demokratie und Menschenrechte? Die Kommunismuskritik Margarete Buber-Neumanns und die Bundesrepublik der 1960er Jahre, in: Bernhard Gotto u. a. (Hg.): Krisen und Krisenbewusstsein in Deutschland und Frankreich in den 1960er Jahren, München 2012, S. 245–256.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Bereits zehn Jahre zuvor war Buber-Neumann vom KKF angefragt worden, ob sie bereit sei, Berichte über die interne Situation in der Bundesrepublik zu verfassen. Besonderes Augenmerk sollte sie dabei auf die neutralistischen Strömungen und Gruppen legen, die sich gegen die atomare Bewaffnung einsetzten.<sup>258</sup> Seit dieser Zeit war Buber-Neumann auch mit dem ehemaligen Kommunisten Erich Wollenberg in Briefkontakt, der nach einer Kritik an der KPD und namentlich an Walter Ulbricht in den frühen 1930er Jahren in Ungnade gefallen war, nachdem Ulbricht zusammen mit Herbert Wehner eine interne Untersuchung gegen Wollenberg angestrengt hatte. Er war in den Besitz einer Rechtfertigungsschrift gelangt, die Wehner im Moskauer Exil angefertigt hatte. In einem Brief vom 17. Januar 1959 schrieb Wollenberg: »Liebe Grete, Ich lese gerade die ›vertrauliche‹ Denkschrift von Herbert Wehner mit den niederträchtigen Angriffen gegen Remmele, Neumann und alle anderen, die zu Wehners Regierungszeit im ZK der KPD von Ulbricht, ihm und der GPU verfolgt und liquidiert wurden.«<sup>259</sup> Buber-Neumann sah sich dadurch in ihrer Annahme bestätigt, dass Wehner noch immer ein kommunistischer Agent sein müsse. Seine Befürwortung der Neuen Ostpolitik verstärkte ihre Skepsis. Sie sammelte Material über Wehner, um ihre Vermutung zu untermauern, dass er ein »gesamtdeutscher Ulbricht« werden wolle.<sup>260</sup>

Ihr kompromissloser Antikommunismus und ihre vehemente Kritik an jeder Annäherung an die DDR brachte Buber-Neumann mehrere Einladungen des überparteilichen Kuratoriums Unteilbares Deutschland. In einem Vortrag über die Auswirkungen von 1968 rechnete sie mit dem Sozialistischen Deutschen Studentenbund und anderen Studentenorganisationen ab, die sie für Schrittmacher der kommunistischen Bestrebungen hielt. Wenn ihre Ideologie von dem »Marcuse-Wust« befreit werde, trete ihr marxistisch-leninistischer Kern zum Vorschein.<sup>261</sup> Zur Distanzierung Buber-Neumanns von den Achtundsechzigern trugen sicherlich auch die unkritische Begeisterung nicht geringer Teile der Studentenbewegung für nationale Befreiungsbewegungen in der Dritten Welt und die bisweilen ressentimentgeladene Kritik an den Vereinigten Staaten von Amerika bei, die Buber-Neumann als Garantiemacht der Freiheit und einzigen Schutz gegen die sowjetische Bedrohung begriff. Dass die Unterstützung der chinesischen Kulturrevolution oder gar der Roten Khmer in Kambodscha durch deutsche

---

<sup>258</sup> Buber-Neumann erhielt für ihre Arbeit über mehrere Jahre für sich und ihre Schwester, Babette Gross, ein Stipendium von vierteljährlich 210 Dollar. Die Korrespondenz mit dem europäischen Hauptquartier des Kongresses in Paris befindet sich im Nachlass: DEA, Nachlass Buber-Neumann, EB 89/193, I.B. 076.

<sup>259</sup> Erich Wollenberg an Margarete Buber-Neumann, Brief vom 17. Januar 1959, in: DEA, Nachlass Buber-Neumann, EB 89/193, I.A. 844. Zu Wehners Exil in Moskau, siehe Reinhard Müller: Die Akte Wehner. Moskau 1937–1941, Berlin 1993 und ders.: Herbert Wehner. Moskau 1937, Hamburg 2004.

<sup>260</sup> So Buber-Neumann in einem nie veröffentlichten Manuskript, das unter dem Titel »Moskaus Mann in Bonn. Ist Wehner ein Sowjetagent?« als politische Biografie geplant war. Buber-Neumann war überzeugt, dass Wehner eine Mitschuld am Tod ihres Ehemannes trage, mehrmals zu Geheimtreffen nach Ost-Berlin gereist sei und auch den Sturz Willy Brandts als Bundeskanzler nach der Spionageaffäre um Günter Guillaume herbeigeführt habe. Über Wehners Charakter schreibt sie: »Er ist aggressiv, feige, verlogen, unsicher und voller Selbstmitleid, falls jemand wagt, ihn anzugreifen.« Das Manuskript und eine umfangreiche Materialsammlung über Wehner befinden sich ebenfalls in: DEA, Nachlass Buber-Neumann, EB 89/193 III.B. 006.

<sup>261</sup> So wird aus einem Vortrag Buber-Neumanns bei der Jahresversammlung des »Kreiskuratoriums Waldeck. Unteilbares Deutschland« in einem Artikel der Waldeckischen Allgemeinen vom 30. April 1969 zitiert. Einladungen des Kuratoriums und Zeitungsberichte dazu in: DEA, Nachlass Buber-Neumann, EB 89/193, I.B. 226a.

**Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus**

Studenten Buber-Neumann vor dem Hintergrund ihres Lebenswegs mehr als suspekt erschien, liegt auf der Hand.

Sie hielt jedoch auch die Gewerkschaften für kommunistisch infiltriert und hegte den Verdacht, dass die Bundeswehr systematisch unterwandert werde, um die nationale Verteidigungsfähigkeit zu unterminieren. Letztlich mache die kommunistische Subversion auch vor den Kirchen nicht halt. Der Antikommunismus Buber-Neumanns barg bereits frühzeitig verschwörungstheoretische Tendenzen in sich, die sich aus ihren Erlebnissen in der Zwischenkriegszeit herleiteten. Sie wusste aus persönlicher Erfahrung, wie die Komintern agierte, und sie hatte die Skrupellosigkeit erlebt, wenn Menschen sich dem Dienst einer höheren Sache verschrieben. Diese nachvollziehbare Position steigerte sich bei Buber-Neumann aber im Laufe der Jahre zu einer geradezu paranoiden Sicht, die überall Feinde witterte und reale Gefahren für die bundesrepublikanische Gesellschaft nicht mehr von Übertreibungen und Einbildungen zu unterscheiden vermochte.<sup>262</sup> Ihre Annäherung an revisionistische Positionen provozierte eine Auseinandersetzung mit Erich Wollenberg, der sich für die Anerkennung der politischen Realitäten und damit der Existenz der DDR aussprach. Eine kritische Haltung erfordere die Anpassung an neue Gegebenheiten. In einem Brief vom 27. März 1971 an Buber-Neumann formulierte er diese Position: »Damals, in den Jahren nach 1945, war es auch meiner jetzigen Meinung nach richtig, die Rückgabe der von Stalin und seinen Satelliten annektierten deutschen Ostgebiete zu verlangen. Jetzt leben und arbeiten in diesen Ostgebieten Millionen russische und polnische Menschen, von denen 60 % bereits dort geboren sind. Heute [...] die Oder-Neiße-Grenze und die DDR nicht anzuerkennen, ist meines Erachtens eine verbrecherische Demagogie und gefährdet jede friedliche Regelung in unserem armen Europa ...«<sup>263</sup> Er sei eben ein kritischer Kommunist und damit Antistalinist geblieben, während sich Buber-Neumann der CDU/CSU und den Vertriebenenverbänden angenähert habe.

**Von der KPD zur CDU**

Ihre Ablehnung gegenüber der sozial-liberalen Politik beabsichtigte Buber-Neumann noch öffentlichkeitswirksamer zum Ausdruck zu bringen. Im Jahre 1975 trat sie deshalb dem hessischen Landesverband der CDU bei, der unter dem Vorsitzenden Alfred Dregger als

---

<sup>262</sup> Ein Beispiel dafür ist auch: Margarete Buber-Neumann: Der kommunistische Untergrund. Ein Beitrag zur Geschichte der kommunistischen Geheimarbeit, Mühlheim 1970. Darin finden sich Kapitel wie »Kirche und Unterwanderung«, »Infiltration der Gewerkschaften und Betriebe« und »Die Zersetzung der Bundeswehr«. Buber-Neumann ging davon aus, dass die kommunistische Taktik sich auch nach 1945 nicht geändert habe und das Ziel noch immer die Weltrevolution sei, wie sie es in ihrer aktiven Zeit in der Komintern erlebt hatte. Siehe hierzu Margarete Buber-Neumann: Kriegsschauplätze der Weltrevolution. Ein Bericht aus der Praxis der Komintern 1919–1943, Stuttgart 1967.

<sup>263</sup> Brief von Wollenberg an Buber-Neumann, in: DEA, Nachlass Buber-Neumann, EB 89/193, I.A. 844.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

besonders rechts galt.<sup>264</sup> Anfang der 1980er Jahre wurde sie auch Mitglied im Bund Freiheit der Wissenschaft und revidierte ihren Kirchenaustritt von 1926.<sup>265</sup> Zu ihren Geburtstagen erhielt Buber-Neumann Ehrungen von CDU-Parteigremien und besonders von der Presse aus dem Springer-Verlag. 1981 wurde ihr das Große Verdienstkreuz des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland verliehen.<sup>266</sup> Nach ihrer Einstellung gefragt, antwortete sie: »Ich bin konservativ und Mitglied der CDU.«<sup>267</sup>

Für die wenigen Linken, die sich überhaupt noch mit Buber-Neumann befassten, war ihr Engagement für den CSU-Kanzlerkandidaten Franz Josef Strauß, den sie als Hauptantagonisten von Herbert Wehner sah, der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte.<sup>268</sup> Eine Annäherung an die CSU hatte sich bereits im Laufe der 1970er Jahre angebahnt, nachdem Buber-Neumann einen Artikel im Bayernkurier zu einer WDR-Dokumentation über das Hotel Lux in Moskau publiziert hatte, in der Wehner, aber nicht sie selbst zu Wort gekommen war.<sup>269</sup>

Aufgrund ihres politischen Wandels wurde Margarete Buber-Neumann von der Linken geschmäht. Eine Beschäftigung mit ihren doppelten Erfahrungen des Nationalsozialismus und des Stalinismus, also der Inhaftierung im kasachischen Gulag, der Auslieferung an das NS-Regime und der Haft in Ravensbrück, fand selbst bei Linksliberalen kaum noch statt.<sup>270</sup> Buber-Neumanns Entwicklung von der linkssozialistischen Antikommunistin, die bereits unmittelbar nach 1945 eine Beschäftigung mit dem stalinistischen Totalitarismus forderte, hin zu einer rechtskonservativen Publizistin, die mit revisionistischen Organisationen kooperierte und anscheinend einer verschwörungstheoretischen Weltsicht verfallen war, machte es ihren Kritikern äußerst einfach, sie schlichtweg zu ignorieren. Diese Abkehr verhinderte eine ernsthafte Auseinandersetzung mit dem Schicksal Buber-Neumanns in der Linken. Zugleich war jedoch die verbreitete Nichtthematisierung der stalinistischen Verbrechen in der unmittelbaren Nachkriegszeit ein Grund für Margarete Buber-Neumann gewesen, sich von ihrer politischen Herkunft zu entfernen. Ein nicht geringer Teil der westdeutschen Linken wollte im Kontext des Kalten Krieges nicht der hegemonialen antikommunistischen Stimmung in die Hände spielen und zog es vor, zu schweigen. Diese Haltung war für Buber-Neumann angesichts ihrer persönlichen Erlebnisse unmöglich. Sie erblickte in der schonungslosen

<sup>264</sup> Buber-Neumann erhielt die Mitgliedsnummer 10147 und ihr Ausweis trägt den Datumstempel vom 15. September 1975, in: DEA, Nachlass Buber-Neumann, EB 89/193, II.A. 007.

<sup>265</sup> Siehe die Urkunde über den Rücktritt zur Evangelischen Kirche vom 21. März 1982, in: DEA, Nachlass Buber-Neumann, EB 89/193, II.A. 008.

<sup>266</sup> Aus diesem Anlass telegraphierte ihr Axel Springer persönlich: »Wie sollte man sich nicht herzlich freuen, wenn die tapferste der Tapferen, die geliebte Margarete Buber-Neumann öffentlich ausgezeichnet wird.« Zitiert nach: »Behüte Gott« die tapferste der Tapferen, in: Welt am Sonntag vom 15. Februar 1981.

<sup>267</sup> Sie kennt das Geheimnis des Überlebens. Margarete Buber-Neumann sprach in der Frankfurter B’Nai-B’Rith-Loge, in: Frankfurter Neue Presse vom 27. März 1981.

<sup>268</sup> Siehe Gabriele Schnell: Margarete Buber-Neumann. Ein Jahrhundertchicksal, in: dies. (Hg.): Potsdamer Frauen. Zehn Frauenschicksale vom Kaiserreich bis heute, Potsdam 1993, S. 99–108, hier S. 107.

<sup>269</sup> Siehe Margarete Buber-Neumann: So verwischt man blutige Spuren. Wehner und die Sendung über das Hotel »Lux«, in: Bayernkurier vom 28. Juli 1973.

<sup>270</sup> Eine Ausnahme ist Esther Schapira: Die ungeratene Tochter, in: Pflasterstrand, Nr. 215 vom 27. Juli–9. August 1985, S. 16–20.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Auseinandersetzung mit dem Stalinismus vielmehr eine Prämisse für die Erneuerung einer demokratisch-sozialistischen Position, unabhängig vom gesellschaftlich hegemonialen Antikommunismus. Diese Differenz hinsichtlich des Umgangs mit dem Stalinismus steigerte sich zu einer Entfremdung, die letztlich nicht mehr zu überbrücken war und zum endgültigen Bruch Buber-Neumanns mit der Linken führte.<sup>271</sup>

Ihre Verbitterung über die inkrementelle Annäherung der Bundesrepublik an die Staaten des Ostblocks, die Verständigungspolitik, aber auch die Liberalisierung der westdeutschen Gesellschaft im Zuge der Achtundsechzigerbewegung schlug sich in einer dogmatischen Verhärtung ihrer Haltung nieder. Bereits Anfang der 1950er Jahre wurde eine derartige Entwicklung ehemaliger Kommunisten als Möglichkeit antizipiert: »Der bekehrte Kommunist erliegt leicht der Gefahr, zu weit in die entgegengesetzte Richtung zu pendeln. Er neigt dazu, gerade die Dogmen zu übernehmen, um deren Zerstörung es ihm ehemals gegangen war. Seine Enttäuschung ist so groß, dass er bereit ist, seine Bundesgenossen da zu nehmen, wo sie sich ihm bieten. Das ist verhängnisvoll, wenn auch begreiflich.«<sup>272</sup> Die Autorin dieser Zeilen ist Margarete Buber-Neumann.

---

<sup>271</sup> Zum Bruch der Anti-Hitler-Koalition, der Ablösung des Antifaschismus durch den Antitotalitarismus in den westlichen Demokratien nach 1945 und der Instrumentalisierung des Antifaschismus als Staatsideologie in den realsozialistischen Ländern siehe Enzo Traverso: Im Bann der Gewalt. Der europäische Bürgerkrieg 1914–1945, München 2006, S. 298–303. Bei aller Kritik am Kommunismus und der Nutzung des Antifaschismus als stalinistische Legitimationsideologie wendet sich Traverso doch gegen den heutigen antitotalitären Konsens, der zu Unterscheidungen nicht mehr willens ist und ausblendet, welche Rolle der antifaschistische Kampf und auch die revolutionäre Gewalt für die Etablierung liberal-demokratischer Staaten gespielt haben.

<sup>272</sup> Buber-Neumann: Mein Weg zur Aktion (Anm. 56), S. 7

## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

## MOSKAU VOR DEM KADI

DER SPIEGEL 21/1948

Viele Franzosen freuen sich, daß ihre traditionelle Begeisterung für Sensationsprozesse ein neues Objekt zu erwarten hat: Victor A. Kravchenko kontra »Les Lettres Françaises«. Die Vorfreude ist um so größer, als die Franzosen in der Verhandlung nicht den Prozeß eines Mannes gegen eine Wochenzeitung, sondern den Prozeß eines russischen Emigranten gegen Moskau sehen.

Victor A. Kravchenko schickte vor zwei Jahren seinen Best-Seller »Ich wählte die Freiheit« in allen Sprachen in alle Länder. Der russische Autor schlug sich damit im kalten Ost-West-Krieg eindeutig auf die westliche Seite. Die tausend Seiten seines Buches<sup>273</sup> sind nichts als die Lebenserinnerungen eines ehemaligen Sowjetbeamten, der es satt hatte, einer zu sein.

Der Arbeitersohn Kravchenko lernte in seiner Geburtsstadt Dnjepropetrowsk das Schmiedehandwerk, wurde mit 17 Jahren Kumpel im Kohlenpott des Donez und stieg schließlich aus dem dunklen Schacht auf einen Büroschemel der Grubenverwaltung. Dann marschierte er, von einem turkestanischen Kavallerieregiment d. u. entlassen, auf der leichten Straße der Sowjetbegabten zum Studium an der Technischen Hochschule von Charkow.

Eines Tages saß er in Sibirien. Als Chefdirektor einer Fabrik. 1942 trug Victor A. Kravchenko mit Stolz den Titel »Chef der Abteilung Kriegsrüstung im Rat der Volksbeauftragten« Ein Jahr später schickte ihn sein volksbeauftragter Gebieter mit einer sowjetischen Einkaufskommission nach Washington.

Die kapitalistische Luft bekam Victor so schlecht oder so gut, daß sein revolutionäres Herz für die Freiheit zu schlagen begann. Als Moskau seinen Beamten zu Mütterchen Rußland zurückzitierte, schlug er ab. Er wurde Emigrant und schrieb seine Lebenserinnerungen, wie er sagt, »im Kampf um ein freies demokratisches Rußland« Er verdiente gut damit.

Und Moskau schwieg. Zunächst. Dann tönte es aus den Lautsprechern der kommunistischen Partei-Niederlassungen, vor allem in Frankreich. »Lettres françaises«, eine literarische

---

<sup>273</sup> Die amerikanische Originalausgabe (C. Scribner's Sons, 1946) umfaßt 481 Seiten, die deutsche Originalausgabe (Thomas Verlag Zürich 1947) 591 Seiten.

## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Wochenschrift, hatte einen gewissen Sim Thomas, Amerikaner und angeblichen Duzfreund eines USA-Geheimdienstbeamten, ausgegraben, der Kravchenkos Leben besser kannte.

Kravchenko war in der Version des vorgeblichen Geheimagenten Trumans ein armer, verschuldeter, versoffener Lump, aus dem die USA-Spionage mit Leichtigkeit einen ganz simplen Hochverräter habe machen können. Außerdem, so steht in dem Artikel der »Lettres françaises«, sei der armselige Victor nicht der Autor des sensationellen Buches. Die 60 läppischen Seiten, die er zustande gebracht habe, seien in dem dicken Wälzer nicht mehr wiederzufinden. Das Buch sei vom USA-Geheimdienst »redigiert« worden.

Der 43jährige Kravchenko empfand den Artikel der französischen Zeitschrift als verletzend. Er machte kurzen Prozeß und strengte einen an. Wegen Beleidigung. Die Zeitschrift will einen Gladiatorenauftzug von prominenten Zeugen starten. General Rudenko, Kravchenkos Missionskollege aus Washington. Mr. Joliot-Curie, Kommunist und atomforschender Wissenschaftler, Mr. Courtade, Außenpolitiker der kommunistischen »Humanité« und etliche führende sowjetische Wirtschaftler marschieren an der Spitze. Sie sollen die Herrlichkeit des Sowjetsystems bezeugen.

Im letzten Gliede der Zeugenkolonne stehen die drei Ex-Gattinnen Victors, der bei dieser Gelegenheit zum erstenmal von ihnen zu hören vorgibt. Es fehlt nur der Kronzeuge: Mr. Sim Thomas. Der war noch nicht aufzutreiben.

Victor A. Kravchenko schrieb im Pariser »France Soir«, er sei bereit, den Prozeß als »Prozeß mit dem Kreml« zu führen. »Da sie mich anklagen, das Leben in der Sowjetunion falsch dargestellt zu haben, werden sie nachweisen müssen, daß dieses Regime ein wahrhaft demokratisches Regime ist«. Victor meint, das werde sehr schwer fallen. An den Schluß des Artikels hängt er den Satz: »Dieser Artikel darf von allen Publikationsorganen der Welt nachgedruckt werden, einschließlich der »Prawda« und »Iswestija«. Beide verzichteten darauf.

**Arthur Koestler:  
Warum Greuelthaten nicht geglaubt werden [1944] <sup>274</sup>**

Das ist mein Traum, der in fast regelmäßigen Abständen immer wiederkehrt. Es ist dunkel, ich werde in einer Art von Dickicht oder Gebüsch ermordet; eine belebte Straße führt in nicht mehr als zehn Meter Entfernung daran vorbei. Ich schreie um Hilfe, aber niemand hört mich, die Leute gehen lachend und plaudernd weiter.

Ich weiß, daß sehr viel Leute, mit gewissen Abweichungen, Gleiches träumen. Ich habe darüber mit Analytikern gestritten und ich glaube, da hier ein Archetyp im Jungschen Sinne vorliegt: ein Ausdruck der äußersten Einsamkeit, in der das Individuum dem Tod und der Gewalt des Kosmos gegenübersteht, und Gleichnis seiner Unfähigkeit, den größten erfahrbaren Schrecken mitzuteilen. Ich glaube, daß hier die Wurzel der Unwirksamkeit unserer "Greuelpropaganda" ist. –

Denn schließlich seid ihr die Menge, die lachend auf der Landstraße vorüberzieht, und einige wenige von uns, die entronnenen Opfer oder Augenzeugen dessen, was in dem Dickicht vor sich geht, wir, von unseren Erinnerungen gepeinigt, wir schreien am Radio, wir brüllen auf: in den Zeitungen, öffentlichen Versammlungen, Theatern und Kinos. Dann und wann gelingt es uns, euer Ohr eine Minute lang zu erreichen. Jedesmal, wenn dies der Fall ist, weiß ich es, weil ich eine gewisse sprachlose Verwunderung auf euren Gesichtern, einen matten, glasigen, starren Blick in eure Augen treten sehe. Und dann sage ich mir: "Nun hast du sie erfaßt, nun halte sie, halte sie, damit sie wach bleiben." Aber es dauert nur eine Minute lang. Ihr schüttelt euch wie junge Hunde, denen das Fell naß geworden ist; dann senkt sich wieder der durchsichtige Vorhang, und ihr spaziert weiter unter dem Schutz der Traumbarriere, welche jeden Laut erstickt.

Wir aber, die Schreier, sind nun etwa zehn Jahre lang am Werk gewesen. Wir haben in jener Nacht begonnen, in der der Epileptiker Van der Lubbe den Deutschen Reichstag anzündete. Wir sagten damals, daß diese Flammen, wenn ihr sie nicht sofort ersticken würdet, sich über die ganze Welt ausbreiten werden. Ihr dachtet, wir seien Wahnsinnige. Zur Zeit haben wir die Manie, daß wir versuchen wollen, euch davon zu erzählen, daß die jüdische Bevölkerung von Europa durch heißen Dampf <sup>275</sup>, elektrische Massenhinrichtungen und Eingrabungen bei lebendigem Leib getötet wird. Bis jetzt sind drei Millionen gestorben. Es ist die größte

---

<sup>274</sup> Originalveröffentlichung im New York Times Magazine (Januar 1944); Quelle: Arthur Koestler: DER JOGI UND DER KOMMISSAR. AUSEINANDERSETZUNGEN (Esslingen 1950; S. 138-147)

Der deutsch-ungarisch-britische Schriftsteller Arthur Koestler (1905-1983) war ein seinerzeit medial einflußreicher Renegat der Kommunistischen Partei Deutschlands (KPD), der er sieben Jahre lang angehört hatte. 1932/33 hatte er die Sowjetunion bereist. Als Journalist hat er den spanischen Bürgerkrieg miterlebt. 1937/1938 wandte er sich vom Kommunismus ab. Koestlers bekannteste Veröffentlichung, der Roman SONNENFINSTERNIS (engl. Titel: DARKNESS AT NOON) spielt in der Zeit der Stalinschen Säuberungen in den 1930er Jahren. Ohne explizite Zuordnung zur Sowjetunion thematisiert der Autor die Unterwerfung und Selbstverleugnung alter Revolutionäre, die Verbrechen gestanden, die sie nicht begangen haben. Das Buch erschien erstmals 1940 in London 1940 (als Übersetzung aus dem deutschen Manuskript). Von französischen Kommunisten wurde es bekämpft. – Koestler war beim Kravchenkoprozess als Zuschauer anwesend.

<sup>275</sup> Noch war wohl nicht bekannt, daß es sich um Giftgas handelte. (MvL)



Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Massentötung in der uns überlieferten Geschichte. Sie geht weiter, täglich, stündlich, so regelmäßig wie das Ticken deiner Taschenuhr. Ich habe Photographen vor mir auf dem Schreibtisch liegen, während ich dies schreibe, und daher meine Erschütterung und Bitterkeit. Es sind Menschen gestorben, nur um diese Photos aus Polen herauszuschmuggeln; sie dachten, es wäre der Mühe wert. Die Tatsachen sind in Flugschriften, Weißbüchern, Zeitungen, Magazinen und sonstwo veröffentlicht worden. Aber dann traf ich hier einen der bekanntesten amerikanischen Journalisten. Er erzählte mir, daß bei einer kürzlich erfolgten Befragung der öffentlichen Meinung von zehn amerikanischen Durchschnittsbürgern, die gefragt wurden, ob sie glaubten, daß die Nazis Greuelthaten begingen, neun die Antwort gaben, daß dies alles Propagandalügen seien und daß sie kein Wort davon glaubten. Was England betrifft, so habe ich nun drei Jahre lang vor den Truppen Vorträge gehalten und ihre Haltung ist dieselbe. Sie glauben nicht an Konzentrationslager, sie glauben nicht an die verhungerten Kinder in Griechenland, an die erschossenen Geiseln in Frankreich, an die Massengräber in Polen; sie haben nie von Lidice, Treblinka oder Belzec gehört; man kann sie eine Stunde lang überzeugen, dann schütteln sie sich, ihre seelische Selbstverteidigung beginnt zu arbeiten, und nach einer Woche hat sich das Achselzucken der Ungläubigkeit wieder eingestellt wie ein Reflex, der nur vorübergehend durch einen Schock geschwächt war.

Es ist klar, daß dies alles bei mir und meinesgleichen zum Wahn wird. Es ist klar, daß wir an einer krankhaften Besessenheit leiden müssen, während die anderen gesund und normal sind. Indes, das Merkmal des Geisteskranken ist, daß sie den Kontakt mit der Wirklichkeit verlieren und in einer Phantasiewelt leben. So ist es also vielleicht gerade umgekehrt, vielleicht sind es wir, die Schreier, welche in gesunder Weise auf die uns umgebende Wirklichkeit reagieren, und ihr, ihr anderen seid die Wahnbefangenen, die in einer verschleierte Phantasiewelt herumtorkeln, weil euch die Fähigkeit, den Tatsachen ins Gesicht zu sehen, abgeht. Wenn dies nicht so wäre, dann wäre dieser Krieg vermieden worden und die unter euren wachträumenden Augen Ermordeten wären noch am Leben.

Ich sagte "vielleicht", weil das Vorstehende offensichtlich nur die halbe Wahrheit sein kann. Es hat zu allen Zeiten Schreier gegeben, Propheten, Prediger, Lehrer und Verschrobene, welche die Stumpfheit ihrer Zeitgenossen verdammt und doch ist die Lage so ziemlich dieselbe geblieben. Immer wieder schreien die Schreier aus dem Dickicht heraus und immer wieder gehen die Leute auf der Landstraße weiter. Sie haben Ohren und hören nicht, sie haben Augen und sehen nicht. So ist es also nicht nur Stumpfheit, sondern die Wurzel des Übels muß tiefer liegen.

Sind vielleicht die Schreier daran schuld? Manchmal, ohne Zweifel, aber ich glaube nicht, daß dies der Kern der Sache ist. Amos, Hosea, Jeremia waren ziemlich gute Propagandisten, und doch gelang es ihnen nicht, ihr Volk zu erschüttern und es zu warnen. Kassandras Stimme soll durch Mauern hindurchgedrungen sein, und doch fand der Trojanische Krieg statt. Und was unsere Zeit anbetrifft, so glaube ich, daß die M. O. I. und B. B. C. im ganzen ihre Sache recht gut machen. Fast drei Jahre lang mußten sie dieses Land in Bewegung halten, es gab nur Niederlagen, und doch gelang es ihnen. Aber zur gleichen Zeit versagten sie jämmerlich, sie

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

haben auch nicht annähernd das Bewußtsein dessen geschaffen, worum es ging, sie haben den Menschen die Größe und das Grauen dieser Zeit nicht vergegenwärtigt. Sie machten "alles wie üblich" weiter, nur daß das Töten und Getötetwerden nun zum Üblichen dazugehörte. Die sachliche Phantasielosigkeit ist eine Art angelsächsischer Rassenmythus geworden; man pflegt sie der Hysterie der lateinischen Völker gegenüberzustellen und wegen ihres hohen Wertes in einer Notzeit zu preisen. Aber der Mythos sagt nicht, was zwischen den Notzeiten sich ereignet, un daß dieselbe Eigenschaft auch dafür verantwortlich ist, daß es nicht gelingt, deren Wiederkehr zu verhüten.

Nun ist diese Bewußtseinsbeschränkung kein angelsächsisches Privileg, obwohl die Angelsachsen wahrscheinlich die einzige Rasse sind, die als einen Vorzug wertet, was andere als Mangel ansehen. Es ist auch keine Sache des Temperamentes; Stoiker haben weitere Horizonte als Fanatiker. Es ist eine psychologische Tatsache, die zu einer bestimmten psychischen Struktur gehört und der, wie ich glaube, in der Sozialpsychologie oder in der politischen Theorie nicht genügend Beachtung geschenkt worden ist.

Wir sagen: "Ich glaube dies" oder "Ich glaube das nicht", "ich weiß es" oder "Ich weiß es nicht" und sehen dies als schwarz-weiße Alternativen an. Nun hat aber in Wirklichkeit sowohl ein solches "Wissen" als auch ein solches "Glauben" verschiedene Grade der Intensität. Ich weiß, daß es einen Mann namens Spartakus gab, der die römischen Sklaven in den Aufstand führte, aber mein Glaube an seine vergangene Existenz ist viel blasser als z. B. mein Glaube an die Existenz von Lenin. Ich glaube an Spiralnebel, kann sie in einem Fernrohr sehen und ihre Entfernung in Zahlen ausdrücken, aber sie haben einen niedrigeren Grad von Wirklichkeit für mich als das Tintenfaß auf meinem Schreibtisch. Entfernung in Raum und Zeit setzt die Bewußtseinsintensität herab. Auch der Größenumfang übt diese Wirkung aus. Siebzehn ist eine Zahl, mit der ich wie mit einem Freunde vertraut bin, fünfzig Milliarden, das ist nur ein Wortklang. Ein von einem Auto überfahrener Hund bringt unser Gefühl und unsere Verdauung aus dem Gleichgewicht; drei Millionen in Polen umgebrachte Juden verursachen nur ein leichtes Unbehagen. Statistiken bluten nicht. Es kommt auf die Einzelheit an. Wir sind nicht imstande, den Gesamtvorgang mit unserem Bewußtsein zu erfassen, wir können unser Augenmerk nur auf kleine Ausschnitte aus der Wirklichkeit richten.

So weit handelt es sich lediglich um Gradunterschiede in der Intensität des Wissens und Glaubens. Sowie wir aber den Bereich des Endlichen verlassen und es mit Worten wie Ewigkeit in der Zeit und Unendlichkeit des Raumes zu tun haben, uns also der Sphäre des Absoluten nähern, hört unser Reaktion auf, eine Sache des Gradunterschiedes zu sein und wird in der Qualität verschieden. Vor dem Absoluten bricht das Verstehen zusammen und unser "Wissen" und "Glauben" wird zum reinen Lippendienst. So gehört zum Beispiel der Tod zur Kategorie des Absoluten und unser Glaube daran ist lediglich ein Lippendienstglaube. "Ich weiß", daß ich, nachdem die statistische Durchschnittslebensdauer ungefähr 65 Jahre beträgt, nur noch mit einer weiteren Lebenszeit von 27 Jahren rechnen darf. Wenn ich aber sicher wüßte, daß ich am 30. November 1970 um fünf Uhr in der Frühe sterben muß, so würde ich von diesem Wissen wie vergiftet sein. Ich würde die mir verbleibenden Tage und Stunden immer wieder zählen. Ich

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

würde mich über jede vergehende Minute ärgern, mit anderen Worten, ich würde eine Neurose entwickeln. Das hat nichts mit der Hoffnung zu tun, länger als der Durchschnitt zu leben. Wenn das Datum um 10 Jahre hinausgerückt wäre, dann würde der Prozeß der Neurosenbildung derselbe bleiben. So leben wir alle in einem Zustand der Bewußtseinsspaltung. Es gibt da eine tragische und eine triviale Ebene; sie enthalten zwei einander ausschließende Arten von Erfahrungswissen. Ihr Klima und ihre Sprache sind so verschieden von einander wie Kirchenlatein von der Geschäftssprache.

Diese Beschränkungen des Bewußtseins sind der Grund für die Grenzen der Aufklärung durch Propaganda. Die Leute gehen in die Kinos, sie sehen Filme über Peinigungen durch die Nazis, über Massenerschießungen, über Untergrundverschwörungen und Selbstaufopferung. Sie seufzen, sie schütteln die Köpfe, einige weinen sich gut aus. Aber sie bringen dies nicht mit den Wirklichkeiten ihrer normalen Daseinsebene in Verbindung. Es ist Romantik für sie, es ist Kunst, es sind die "höheren Dinge", es ist Kirchenlatein. Wir leben in einer Gesellschaft nach dem Muster von Jekyll und Hyde, jedoch ins Gigantische vergrößert.

Dies ist jedoch nicht immer in solchem Ausmaß der Fall gewesen. Es gab Zeitabschnitte und Bewegungen in der Geschichte, in Athen, in der Frührenaissance, während der ersten Jahre der russischen Revolution, wo wenigstens gewisse repräsentative Gesellschaftsschichten eine verhältnismäßig hohe Stufe der geistigen Integration erreicht hatten. Es gab Zeiten, wo es aussah, als ob die Menschen sich die Augen rieben und aufwachten, wo ihr kosmisches Bewußtsein sich zu erweitern schien, wo sie in viel weiterem und vollere Sinne "Zeitgenossen" waren, wo die triviale und die kosmische Ebene nahezu miteinander verschmolzen.

Es gab aber auch Zeiten des Auseinanderfallens und der Aufspaltung. Aber nie zuvor, nicht einmal während des großartigen Zerfalls von Rom und Byzanz, lag das gespaltene Denken so handgreiflich zutage als eine einheitliche Massenerkrankung; nie zuvor erreichte der Selbstbetrug im Seelenleben eine solche Höhe. Unsere Bewußtheit scheint in demselben Maße zu schrumpfen, wie die Nachrichtennetze sich ausbreiten. Die Welt liegt offen vor uns wie nie zuvor und wir spazieren umher wie gefangene, jeder in seinem eigenen beweglichen Käfig. Mittlerweile aber tickt die Uhr immerfort. Was können da Schreier anderes tun als weiterschreien, bis sie blau im Gesicht werden ..

Ich kannte einen, der durch dieses Land [England] zu reisen pflegte, um jede Woche durchschnittlich auf zehn Versammlungen Ansprachen zu halten. Es ist ein wohlbekannter Londoner Verleger.<sup>276</sup> Vor jeder Versammlung pflegte er sich in einem Zimmer einzuschließen,

---

<sup>276</sup> Möglicherweise meint er Victor Gollancz (1893-1967), der auch sein Verleger war. Hierzu bei Wikipedia (Abruf 24.1.23, 14:00): Bereits 1936 veröffentlichte Gollancz in seinem Verlag das von einem anonymen Autor verfaßte Buch THE YELLOW SPOT, das hauptsächlich anhand deutscher Originalquellen die Entrechtung und Ächtung der Juden nach drei Jahren Nazi-Regime detailliert darstellte. [<https://archive.org/details/in.ernet.dli.2015.215942/page/n3/mode/2up>] In den nächsten Jahren folgten weitere Bücher mit dieser Thematik. In seiner in der Weihnachtszeit 1942 verfaßten Druckschrift LET MY PEOPLE GO, die 1943 in sechs Auflagen mit insgesamt einer viertel Million Exemplaren erschien, schilderte Gollancz, was den Juden durch die Deutschen und ihre Helfer angetan wurde. Rückblickend konstatierte er im April 1945: "Das letzte dieser Bücher war LET MY PEOPLE GO, wo ich versuchte, durch Beschreibung der Ereignisse in Polen eine öffentliche Meinung hervorzurufen, die gewisse praktische Maßnahmen zur Rettung eines wenn auch kleinen Prozentsatzes dieser Opfer erzwingen würde, bevor es zu spät wäre. Der Versuch scheiterte: Wir wissen jetzt, daß etwa vier Millionen Juden – ein Viertel der jüdischen Bevölkerung weltweit – inmitten jeder nur denkbaren

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

die Augen zuzumachen und sich 20 Minuten lang bis in die Einzelheiten vorzustellen, er sei einer von den Menschen, die in Polen getötet werden. An einem Tag versuchte er zu empfinden, wie es sei, wenn man in einem Todeszug durch Chlorgas erstickt wird; am andern Tag mußte er mit zweihundert anderen sein Grab ausheben und dann vor dem Maschinengewehr stehen, welches ziemlich ungenau und launenhaft zielte. Dann trat er ans Rednerpult und sprach. Dies hat er ein volles Jahr hindurch getan, bis er dann einen Nervenzusammenbruch erlitt. Er hatte eine große Gewalt über seine Zuhörer, und vielleicht hat er manches Gute getan, vielleicht hat er die zwei Ebenen, die durch Meilen voneinander getrennt sind, um einen Zoll einander nähergebracht.

Ich denke, man sollte dieses Beispiel nachahmen. Zehn Minuten solcher täglichen Übung, mit geschlossenen Augen, nach dem Lesen der Morgenzeitung, tun uns zur Zeit mehr not als Morgengymnastik und Atemübungen nach Yogi-Art. Dies könnte sogar ein Ersatz für den Kirchgang sein. Denn, solange die Leute auf der Landstraße und die Opfer im Dickicht durch Traumbarrerien voneinander getrennt sind, werden wir in einer Scheinzivilisation leben.

---

Ausprägung von Terror und Schande massakriert wurden. Wer wissen will, wie das vor sich ging, lese diesen Auszug aus einem Brief eines polnisch-jüdischen Kindes: *Nun muß ich Euch Lebewohl sagen, morgen kommt Mutter in die Gaskammer und ich werde in einen Schacht hinunter geworfen.*" Und Gollancz wendete sich an seine britischen Leser: "Nein, es gab nie die geringste Ausrede für das Vorschützen von Unkenntnis. Und nun frage dich selbst, Leser, was hast du dagegen unternommen? – Nichts? – Warum?" Als die Dritte Internationale nach dem Abschluß des Hitler-Stalin-Paktes zur Sabotage des "imperialistischen Krieges" Großbritanniens gegen das Deutsche Reich aufrief, wurde dies 1941 von Gollancz und anderen prominenten Mitgliedern des Left Book Clubs heftig kritisiert.

---

**Arthur Koestler:**  
**Sowjet-Mythos und Wirklichkeit [Vor 1946] <sup>277</sup>**

*Unterdrückung der Tatsachen*

Ausländische Zeitungen waren und sind in Rußland verboten. Die Sowjetpresse steht in einem derartigen Maße unter Kontrolle, wie es der Nazismus nie fertiggebracht hat. Jede Stadt in der Union, einschließlich Moskau, hat zwei Morgenzeitungen: ein Regierungsorgan und ein Parteiorgan. Alle Regierungsblätter im ganzen Land erscheinen jeden Morgen mit einem einheitlichen Leitartikel, der durch Radio und Telegraph durchgegeben wird: dem Leitartikel der Moskauer "Iswestija". Die Parteiblätter im ganzen Land dagegen bringen den Leitartikel der Moskauer "Prawda". Auslands- und Inlandsnachrichten werden beide gleichermaßen durch die offizielle TASS-Agentur verbreitet. Die lokalen Nachrichten stammen aus amtlichen Quellen.

Die Wirkung dieser vollkommenen Zentralisation des Nachrichtenwesens in einem Land mit derartig ungeheuren Entfernungen ist die, daß die große Masse des Volkes in Unwissenheit nicht nur über die Ereignisse im Ausland, sondern auch über die Vorgänge jenseits ihrer unmittelbaren Nachbarschaft gehalten wird. Hier ein Beispiel, wie dieses System arbeitet:

Ich verbrachte den Winter 1932 bis 1933 hauptsächlich in Charkow, der damaligen Hauptstadt der Ukraine. Es war der Katastrophenwinter nach der ersten Welle der Kollektivierung des Bodens; die Bauern hatten ihr Vieh geschlachtet, ihre Ernte verbrannt oder versteckt<sup>278</sup> und starben an Hunger und Typhus dahin; die Anzahl der Toten allein in der Ukraine wird auf ungefähr zwei Millionen geschätzt. Eine Reise durch die Gegend war ein Spießbrutenlaufen: Die Bahnhöfe waren umsäumt von bettelnden Bauern mit geschwollenen Händen und Beinen, die Frauen hielten schrecklich aussehende Kinder mit unförmigen wackelnden Köpfen, stockdünnen Gliedern und geschwollenen spitzigen Bäuchen an die Wagenfenster hinaus, man konnte einen Laib Brot gegen ukrainische gestickte Kopftücher, Nationalkostüme und Bettbezüge eintauschen; Ausländer konnten mit jedem Mädchen, außer Parteimitgliedern, gegen ein Paar Schuhe oder Strümpfe schlafen. Unter meinem Hotelfenster in Charkow zogen jeden Tag Leichenbegängnisse vorbei, die Stromversorgung war in Charkow zusammengebrochen; es gab kein Licht in der Stadt und die Straßenbahnen waren nur eine Stunde lang täglich in Betrieb, um Arbeiter zu den Fabriken und zurück zu bringen. Es gab auch keinen Brennstoff oder Petroleum in der Stadt, und der Winter war selbst für die Ukrainer hart mit Temperaturen unter 30 Grad. Das Leben schien stillzustehen, die ganze Maschinerie am Rande des Zusammenbruchs.

Dies waren die Bedingungen, die die bolschewistische Alte Garde in die Opposition gegen Stalin hineintrief, in ihre laue Verschwörung der Verzweigung: sie waren der eigentliche

---

<sup>277</sup> a.a.O., S. 236-351. Keine Vorveröffentlichung erwähnt. Exzerpt daraus: S. 247-266

<sup>278</sup> Dies ist wohl unangemessen pauschal dargestellt! Zweifellos wurden Nahrungsmittel versteckt, jedoch wollten die Menschen sich kaum selbst zum Hungertod verurteilen! Schon Koestlers nächste Sätze machen diese Behauptung ungläubwürdig.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Hintergrund für die Säuberungen und Gerichtsverhandlungen.<sup>279</sup> Heute wird die Katastrophe von 1932 bis 1933 mehr oder weniger offen in den Sowjet-Kreisen zugegeben; aber damals durfte nicht die leiseste Andeutung über die wahre Lage in der Sowjet-Presse einschließlich der Zeitungen in der Ukraine selbst erscheinen. Jeden Morgen, wenn ich den "Charkower Kommunisten" las, erfuhr ich von Planzahlen, die erreicht oder überschritten worden waren, von Wettbewerben von Fabrikstoßbrigaden, Verleihungen des Roten Banners, neuen riesenhaften Fabrikkombinaten im Ural usw.; die Photos zeigten entweder junge Leute, immer lachend und immer Fahnen in der Hand haltend, oder einige malerische ältere, immer lächelnd und immer das Alphabet lernend. Kein einziges Wort über die örtliche Hungersnot, über Epidemien, das Aussterben ganzer Dörfer; selbst die Tatsache, daß es in Charkow keinen Strom gab, wurde in der Charkower Zeitung nicht einmal erwähnt. Man bekam ein Gefühl traumhafter Unwirklichkeit; die Zeitungen schienen von einem ganz anderen Land zu sprechen, das keinerlei Berührungspunkte mit dem täglichen Leben hatte, das wir führten, und ebenso verhielt es sich mit dem Rundfunk.

Die Folge von all dem war, daß die große Mehrheit der Bevölkerung von Moskau keine Ahnung hatte von dem, was in Charkow vorging, und nicht weniger von dem, was in Taschkent, Archangelsk oder Wladiwostok sich ereignete – zwölf Stunden Eisenbahnfahrt entfernt, in einem Land, wo das Reisen den Regierungsbeamten vorbehalten war, und diese Reisenden waren nicht mitteilend. Das ungeheure Land war mit einem Teppich des Schweigens zugedeckt, und niemand außerhalb des kleinen Kreises der Eingeweihten konnte sich ein faßbares Bild von der Lage machen.

Ein zweiter Gürtel des Schweigens schnitt das Land von der Berührung mit der Außenwelt ab. Die ausländischen Vertretungen und Zeitungskorrespondenten waren in Moskau konzentriert. Die Hauptstadt genoß Vorrang in allen Dingen, von der Ernährung und dem Brennstoff bis zu den Industrieerzeugnissen, Zahnbürsten, Lippenstiften, Empfängnisverhütungsmitteln und anderen Luxusgegenständen, die im übrigen Land unbekannt waren; der Lebensstandard in Moskau war völlig unmaßgeblich für das übrige Land. Wenn der Durchschnittsbewohner von Moskau in einem großen Ausmaß nicht wußte, was in entfernteren Teilen seines eigenen Landes vorging, so war die Unkenntnis des Ausländers unbegrenzt. Er konnte nur in Begleitung von Sicherheitskräften reisen, welche die Funktionen von Dolmetschern, Fremdenführern, Kraftfahrern, Zufallsbekanntschaften und sogar Liebesabenteuern ausüben mußten. Seine Berührung mit der Bevölkerung beschränkte sich auf Sowjetfunktionäre. Für den gewöhnlichen Sowjetbürger bedeutete der gesellschaftliche Umgang mit Ausländern, daß er Gefahr lief, wegen Spionage oder Landesverrat angeklagt zu werden. Abgesehen von den Schwierigkeiten, überhaupt Nachrichtenmaterial zu bekommen,

---

<sup>279</sup> Meines Erachtens ist das eine unangemessen monokausale Interpretation. Macht- und Hierarchiekämpfe (fast "jeder gegen jeden") gehörten offensichtlich während der ganzen Stalinzeit auf allen Ebenen der "Nomenklatura". Zudem wird die unbestritten sehr problematische Persönlichkeitsstruktur Stalins hier völlig außer Acht gelassen. Siehe dazu überblickshaft in der russischen Wikipedia:

[https://ru.wikipedia.org/wiki/%D0%9F%D1%81%D0%B8%D1%85%D0%B8%D1%87%D0%B5%D1%81%D0%BA%D0%BE%D0%B5\\_%D0%B7%D0%B4%D0%BE%D1%80%D0%BE%D0%B2%D1%8C%D0%B5\\_%D0%A1%D1%82%D0%B0%D0%BB%D0%B8%D0%BD%D0%B0](https://ru.wikipedia.org/wiki/%D0%9F%D1%81%D0%B8%D1%85%D0%B8%D1%87%D0%B5%D1%81%D0%BA%D0%BE%D0%B5_%D0%B7%D0%B4%D0%BE%D1%80%D0%BE%D0%B2%D1%8C%D0%B5_%D0%A1%D1%82%D0%B0%D0%BB%D0%B8%D0%BD%D0%B0)

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

stand dann der Auslandskorrespondent vor dem Problem, es durchzubringen. Nachrichten durchzuschmuggeln, die vom Zensor beanstandet worden waren, war gleichbedeutend mit Ausweisung, ein Risiko, das Journalisten und ihre Auftraggeber nur ungern auf sich nahmen und nur, wenn lebenswichtige Dinge auf dem Spiel standen. Aber "lebenswichtige Dinge" ist ein dehnbare Begriff, und das praktische Ergebnis des auf sie ausgeübten dauernden Druckes war, daß selbst gewissenhafte Presseleute eine Routine des Kompromisses entwickelten: zwar kabelten sie keine Lügen, paßten sich aber dem amtlichen Schmus an und brachten an Kommentar und Kritik nur soviel zum Ausdruck, wie sie "zwischen den Zeilen" mit einigen spitzfindigen Adjektiven oder Nuancierungen wagen durften – die dann natürlich von jedermann unbemerkt durchschlüpfen, abgesehen von eingeweihten Lesern.

Ich spreche hier selbstverständlich von der fortschrittlichen und neutralen Presse; falls der Feldzug der reaktionären Presse gegen den "roten Schrecken" auf die Linke überhaupt einen Einfluß hatte, so den, daß ihre Ergebenheit gegenüber der Sowjetunion dadurch nur verstärkt wurde. – Der Endeffekt von all dem war ein durch Halbwahrheiten und systematische Auslassungen verzerrtes Bild. Dies bildete den Grund, auf dem die direkte Sowjetpropaganda aufbauen konnte.

*Direkte Propaganda*

Die sowjetische Auslandspropaganda verfährt nach zwei Rezepten, die sich in ihrer Wirkung gegenseitig ergänzen. Das erste besteht in der Hervorhebung des statistischen Zahlenrahmens unter Weglassung der menschlichen Einzelheiten; das zweite in der Herausstellung einer gar nicht typischen Einzelheit, mit der dann der ganze Rahmen ausgefüllt wird.

Die erste Methode wendet sich mit Hilfe der statistischen Sensationen an unser amerikanisiertes Phantasievermögen. Ein Blendwerk von Zahlen über Erzeugung, Bauwesen, Verkehr, Spitzenlöhne usw. wird vor den Zuschauer hingestellt; hinter diesem Lärm und Rauch sind dann die Wirklichkeiten des menschlichen Faktors, des Sowjetalltags, verborgen.

Daß Rußland eine industrielle Umwälzung mitmachte, wird natürlich niemand bestreiten. Dies geschah in England, Deutschland, Amerika und Japan im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert ebenfalls. In Rußland setzte jedoch die Industrialisierung erst *nach* der proletarischen Revolution ein: Dies benützt die Sowjetpropaganda als Rechtfertigung, um den Bau von Fabriken und Eisenbahnen als einen "einzigsten Triumph des Sozialismus" darzustellen. Diese dialektische Taschenspielererei hat eine Geschichte; sie geht zurück auf Lenins berühmten Ausspruch: "Sozialismus heißt Sowjets plus Elektrifizierung". Lenin meinte damit, daß Sozialismus nur in einem modernen, industriell hochentwickelten Land möglich ist, wo die Industriearbeiter über die rückständige ländliche Bevölkerung das Übergewicht hat; mit anderen Worten: Industrialisierung ist eine *Vorbedingung* für die Errichtung einer sozialistischen Gesellschaft. Diese elementare Wahrheit ist durch die Stalinsche Propaganda so lange herumgedreht worden, bis die Bevölkerung schließlich glaubte, der bloße Bau von Fabriken sei

identisch mit Sozialismus. Der Dnjeprstaudamm, die Turk-Sib-Eisenbahn, der Weißmerkanal und die Moskauer Untergrundbahn usw. wurden auf diese Weise nicht als beachtliche technische Leistungen angesehen, vergleichbar ähnlichen Leistungen in England und Amerika, sondern als etwas, wie es die Welt noch nie gesehen hat, als das Wesen, die Blüte und Erfüllung des Sozialismus selber. Die Mehrzahl der russischen Bevölkerung glaubt wirklich, daß Moskau die einzige Stadt in der Welt ist, die eine Untergrundbahn hat.

Die Hypnose, die von der Propagandagleichung: "Sozialismus gleich Industrialisierung" ausging, war so wirkungsvoll, daß sie nicht nur in Rußland selbst, sondern auch bei den Sympathisierenden in den alten Industrieländern ihre Wirkung tat. Für den, der dem Sowjetmythos huldigt, nahmen der Dnjeprstaudamm, die Untergrundbahn, die sowjetischen Stratosphärenflüge und Polarexpeditionen, die Sowjetfliegerei und die sowjetischen Flammenwerfer den Fetischcharakter einer Locke vom Haar der Geliebten an. Die Apotheose dieses Kults wurde jedoch erreicht in dem Zirkustheater während der Schaustellungsreise des "Sozialistischen Weiblichen Hinterhalts-Schützen" Ludmilla Pawlitschenko, die 137 Deutsche mit "Sozialistischer Schützenmeisterkunst" erschossen hatte und dies der bürgerlichen Presse mit sozialistischem Realismus schilderte. (Die Ausdrücke in Anführungszeichen sind Zitate aus der Sowjetpresse.)<sup>280</sup>

Die zweite Methode, Verallgemeinerung einer gar nicht typischen Einzelheit ist die augenfälligere. Touristen, Journalisten und Photographen werden Musterfabriken, Kinderheime, Musterklubhäuser und Sanatorien für Arbeiter gezeigt. Solche Einrichtungen kommen vielleicht einem Prozent der Bevölkerung zugute. – Vor diesem Krieg [Zweiter Weltkrieg] konnten Touristen innerhalb jedes zivilisierten Landes in der ganzen Welt uneingeschränkt herumreisen, sobald sie einmal ein Visum auf ihren Pässen bekommen hatten; dies traf sogar für das faschistische Italien und das nazistische Deutschland zu.<sup>281</sup> Nur in Rußland waren ihre Bewegungen auf bestimmte Abschnitte des Landes beschränkt.

Die Sowjetfunktionäre waren tief entrüstet, wenn man ihnen vorwarf, daß sie sich solcher Vorführeffekte in der wohlüberlegten Absicht bedienten, zu täuschen. Die naheliegende und überzeugendste Weise, diese Beschuldigung zurückzuweisen, hätte in der Aufhebung jener Einschränkungen bestanden, und darin, daß man der Welt gesagt hätte: kommt und seht selbst! Dies wurde jedoch als unmöglich erklärt, da jeder Ausländer ein Saboteur oder Spion sein könnte. Sympathisierende ließen diese Entschuldigung als etwas ganz Vernünftiges gelten. Ihre Widersinnigkeit wird jedoch offenbar, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß Deutschland während der Zeit seiner geheimen Wiederaufrüstung in den Jahren 1933 bis 1936 zum mindesten gerade soviel Grund hatte, sich vor Spionen zu fürchten. Aber die Deutschen wußten so gut wie die Russen, daß militärische Geheimnisse und sogar die krasserer Formen der politischen Verfolgung durch normale Polizeimethoden vor dem Reisenden leicht zu verbergen sind, besonders in einem Land, das unter Diktatur steht. Das Geheimnis, das die Sowjetunion so

---

<sup>280</sup> [https://de.wikipedia.org/wiki/Ljudmila\\_Michailowna\\_Pawlitschenko](https://de.wikipedia.org/wiki/Ljudmila_Michailowna_Pawlitschenko)

<sup>281</sup> Zu Deutschland siehe auch Nora Waln: NACH DEN STERNEN GREIFEN. DEUTSCHLAND, ÖSTERREICH UND TSCHECHOSLOWAKEI 1934–1938 (englisch 1939; Neuausgabe Berlin 2014: A+C online)



Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

eifersüchtig hütete, war nicht militärischer Art; es waren die durchschnittlichen Lebensbedingungen ihrer Bürger. Hinter dem Feuerwerk von Statistik, Symbolen und Proklamationen lag das ungeheure Land der Sowjetwirklichkeit in Dunkel und Schweigen. Diese Wirklichkeit, das Alltagsleben der Leute in Kasan und Saratow, Aschkabad und Tomsk, sogar in den Vororten von Moskau – von den Zwangsarbeitslagern am Weißmeer, von den ausgesiedelten und deportierten Millionen in Sibirien und Zentralasien gar nicht zu reden – ist von dem westlichen Beobachter so weit entfernt wie die dunkle Seite des Mondes vom Fernrohr des Sternguckers.

*Esoterische und exoterische Wahrheit*

Eine ganze Generation lang ist Rußland von der übrigen Welt durch eine neue chinesische Mauer geschieden gewesen, die ihren Schatten auf beide Seiten warf: die Unwissenheit der Sowjetbevölkerung über die Verhältnisse in der kapitalistischen Welt war sogar größer als die auf der anderen Seite. Der einzige Trost, den sie in all ihrer Not hatten, war die Überzeugung, daß das Leben unter dem Kapitalismus noch schlimmer war; wenn sie im Fegfeuer lebten, lebten die im Ausland in der Hölle. Im Film, im Radio, in Presse und Literatur erschien die Welt hinter Negoreloje (bekannte Grenzstation) von dicken Bankiers bevölkert, die zu jeder Tageszeit Zylinderhüte und Gehröcke trugen, höhnisch grinsenden Bourgeois und hungernden Proletariern, die sich in Kellern verschwören. Es war eine Welt voll der naiven Schrecken der alten russischen Zaubergeschichten.

Im Jahr 1933 sah ich in Moskau einen Film, in dem ein deutscher Gelehrter in den Gewölben eines katholischen Klosters geprügelt wurde von Mönchen mit schwarzen Kapuzen, verstärkt durch SA-Leute. Der Film war mit einem Vorwort von Lunatscharsky, dem Volkskommissar für Erziehung und Unterricht<sup>282</sup> versehen. Es war ein Film für den Inlandsgebrauch, eine Sparte, die sich scharf von den früheren für die Auslandspropaganda bestimmten unterschied.

Mit gleicher Lebhaftigkeit erinnere ich mich an eine andere Episode. Ein populärer ukrainischer Schriftsteller fragte mich um Rat: Er schrieb gerade eine Kurzgeschichte, die in London spielte, und war an einer Szene steckengeblieben, in der ein Arbeiter, der an einem Sonntagmorgen durch die Straßen spaziert, durch einen Polizisten vom Bürgersteig hinuntergestoßen wird. Was würde nun der Polizist sagen, welche Ausdrucksweise, welchen Fluch würde er gebrauchen?

"Die Frage ist, warum stößt ihn der Polizist hinunter?"

"Warum? – Ich sagte Ihnen doch, daß er ein Arbeiter ist. Er trägt weder Kragen noch Krawatte."

Der ukrainische Kollege war ehrlich davon überzeugt, daß in dem kapitalistischen London Polizisten Proletarier vom Bürgersteig stoßen. Und er war nicht etwa ungebildet, sondern ein

---

<sup>282</sup> Lunatscharsky verlor 1929 seine Funktion als Volkskommissar.  
[https://de.wikipedia.org/wiki/Anatoli\\_Wassiljewitsch\\_Lunatscharski](https://de.wikipedia.org/wiki/Anatoli_Wassiljewitsch_Lunatscharski)

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

junger Mann, der an einer Sowjet-Universität studiert hatte und wachsenden literarischen Ruf besaß.

Dieselbe Schwarzweiß-Technik wurde auf die innerrussische Opposition angewandt. Das in seiner eigenen Unfehlbarkeit gefangene System durfte die Bevölkerung nicht gewahr werden lassen, daß in politischen Dingen in ein- und demselben Lager Raum für verschiedene Meinungen sein konnte. Deshalb mußten die Angeklagten in den Moskauer Schauprozessen zur „schwarzen Seite“ gehören: sie durften nicht als gutwillige Politiker erscheinen, die anderer Ansicht als die Regierung war, sondern mußten die Rolle von gegenrevolutionären Agenten ausländischer Mächte spielen, die nicht aus Überzeugung, sondern um der Bezahlung willen und aus unbekanntem satanischen Motiven heraus handelten.

Die Opfer gaben sich selbst zu diesem bösen Spiel her, aus Gründen, die je nach ihrer Persönlichkeit verschieden waren. Männer wie Bucharin, die mit der Philosophie ihrer Ankläger einig gingen, spielten ihre Rolle freiwillig in der Überzeugung, daß dies der letzte Dienst war, den sie der Partei erweisen konnten, nachdem sie politisch unterlegen waren und deshalb, entsprechend dem Alles-oder-nichts-Gesetz der totalitären Politiker, ihr Leben aufgegeben hatten. Andere, die durch einen lebenslangen Kampf erschöpft waren, hofften, wenn auch nicht ihr eigenes, so doch wenigstens das Leben ihrer als Geiseln festgehaltenen Familien zu retten. Wieder andere hatten aufgegeben infolge körperlicher und seelischer Qualen, die abwechselten mit Versprechungen, geschont zu werden, an welche sie sich gegen besseres Wissen klammerten. Die Geständnisse in den Moskauer Prozessen erscheinen nur denen rätselhaft, die nach einer einfachen Erklärung für das Verhalten von Menschen suchen, die von verschiedenartigen Gründen angetrieben werden.

Als erst einmal diese Tradition geschaffen war, daß Angeklagte in politischen Prozessen gezwungen wurden, "freiwillig" ihre angeblichen Verbrechen zuzugeben, gab es kein Zurück mehr. Daher auch die sonderbare Erscheinung, daß im Charkower Prozeß der deutschen Kriegsverbrecher im Jahr 1943 die angeklagten deutschen Offiziere dazu gebracht wurden, sich wie Charaktere von Dostojewski zu benehmen. Einer von ihnen erzählte in der Verhandlung aus freien Stücken, wie er bei einer Massenhinrichtung von Russen die Maschinenpistole eines Soldaten genommen und eine Mutter mit ihrem Kind in den Armen erschossen habe. Auf den ausländischen Beobachter machte der Charkower Prozeß (der gefilmt und in London öffentlich vorgeführt wurde) denselben unwirklichen Eindruck wie die Moskauer Schauprozesse, da die Angeklagten ihre Ausführungen in hochtrabenden Phrasen vortrugen, die sie offensichtlich auswendig gelernt hatten, und manchmal in die Rolle des Staatsanwalts verfielen, um dann wieder zum alten Punkt zurückzukommen.<sup>283</sup> Es besteht kein Zweifel, daß die Deutschen in Rußland Grausamkeiten begangen haben, welche die Vorstellungskraft des Westens

---

<sup>283</sup> [https://de.wikipedia.org/wiki/Kriegsverbrecherprozess\\_von\\_Charkow](https://de.wikipedia.org/wiki/Kriegsverbrecherprozess_von_Charkow)

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

überstiegen, daß aber diese bestimmten Deutschen jene bestimmten Verbrechen begingen, konnte auf keine andere Weise als durch ihr eigenes Geständnis bewiesen werden. Dies mildert zwar die entsetzliche Schuld des Nazismus nicht; es zeigt aber, wie die Methoden der Sowjet-Justiz den Bedürfnissen der Propaganda für den Hausgebrauch untergeordnet wurden und die Fähigkeit, die Wahrheit glaubwürdig erscheinen zu lassen, verloren haben.

Eine Rechtsprechung, die sich zu einem Hilfsorgan der Propaganda hergibt, muß zu absurden Ergebnissen kommen. Nach den Schuldsprüchen der entsprechenden Moskauer Prozesse war Trotzki schon zu der Zeit, als er die Rote Armee befehligte und die Einmischung des Auslands besiegte, ein Agent des Auslands; und Männer, die die russische Revolution machten, waren (mit Ausnahme von Stalin und derer, die rechtzeitig starben) samt und sonders Agenten des britischen, deutschen oder japanischen Geheimdienstes. Hohe Parteifunktionäre vergifteten Gorki mit Arsenik, versuchten, den GPU-Chef (der sich später als einer ihrer Komplizen herausstellte) mit Quecksilberdämpfen zu vergiften, verbrachten ihre Zeit damit, Schraubenschlüssel in Maschinen zu werfen, das Land stückweise an schmutzige Ausländer zu verkaufen, Väterchen Stalin vergiften zu wollen und sich allgemein wie die Charaktere in Chestertons *Der Mann, der Donnerstag war* zu benehmen. Wenn ein Verteidiger des Sowjetsystems auf solche Sinnlosigkeiten, Widersprüche und Unwahrscheinlichkeiten hingewiesen wird, versucht er zuerst, sie abzuleugnen; wenn es dann aber passiert, daß ihm die in Moskau amtlich herausgegebenen wörtlichen Prozeßberichte vorgelegt werden, wird er sagen, daß diese Übertreibungen die "exoterische" (für außen bestimmte) Art von Wahrheit seien, mit denen die Denkweise der "russischen Massen im Hinterland" zufriedengestellt werden solle.

Tatsächlich ist die russische Bevölkerung in politischer Hinsicht die fortschrittlichste oder am weitesten zurückgebliebene auf der ganzen Welt, je nach dem augenblicklichen Bedürfnis. Die Wirkung, die zwanzig Jahre<sup>284</sup> solcher exoterischer Wahrheit auf sie ausübten, werden wir im nächsten Abschnitt besprechen.

*Zweck und Mittel*

"... Die englische Regierung hat angekündigt, daß ihr Ziel in diesem Krieg mit Deutschland nicht mehr und nicht weniger ist als die Zerstörung des Hitlerismus. Dies bedeutet, daß die Engländer und Franzosen Deutschland so etwas wie einen ideologischen Krieg erklärt haben, der an die religiösen Kriege früherer Zeiten erinnert ... Ein derartiger Krieg ist in keiner Weise gerechtfertigt. Man mag die Ideologie des Hitlerismus annehmen oder ablehnen wie jedes andere ideologische System, das ist eine Sache der politischen Anschauung. Aber jedermann sollte begreifen, daß ein Ideologie nicht durch Gewalt zerstört werden kann, daß sie nicht durch einen Krieg ausgemerzt werden kann. Es ist deshalb nicht nur sinnlos, sondern

---

<sup>284</sup> Stand 1945!

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

verbrecherisch, einen solchen Krieg unter der Tarnung eines Kampfes für die Demokratie um der Zerstörung des Hitlerismus willen zu führen ..."

So sprach Molotow, der Volkskommissar für auswärtige Angelegenheiten am 31. Oktober 1939 in einer Sitzung des Obersten Rates der UdSSR.

Der Verteidiger des Sowjetsystems, dem der Text dieser und ähnlicher Reden und die amtlichen russischen Akten von 1939 bis 1941 vorgelegt werden, wird sofort mit einem wissenden Lächeln antworten, daß dies alles ein Notbehelf war, um Zeit zu gewinnen, und unter die Überschrift "revolutionäre Taktik" gehört. Der Stalin-Hitler-Pakt sei eine taktische Maßnahme zur Beruhigung Deutschlands, bis Rußland kriegsbereit war; genauso wie die Auflösung der Komintern und Earl Browders<sup>285</sup> Äußerungen zugunsten des Kapitalismus taktische Maßnahmen zur Beruhigung der Alliierten sind, bis die Bühne für eine neue revolutionäre Welle aufgeschlagen ist. Dasselbe Argument wird zur Verteidigung reaktionärer Maßnahmen, Verordnungen, Reden usw. innerhalb Rußlands oder auf der internationalen Bühne gebraucht.<sup>286</sup>

Dieses Argument schließt das uralte Problem ein, ob der Zweck die Mittel – alle Mittel – heiligt. Ich werde hier nicht auf die ethische Seite der Frage eingehen. Vom realistischen Standpunkt aus mag die unbarmherzige Anwendung der machiavellistischen Taktik für Sowjetrußland von Nutzen gewesen sein, aber um den Preis der Korruption, Entartung und schließlich Zerstörung der internationalen revolutionären Bewegung und Opferung der besten Elemente der europäischen Arbeiterklasse. (...) Von 1939 bis 1941 nahm die Presse und der Apparat der Komintern eine ausgesprochen alliiertenfeindliche Haltung ein, um Hitler zu gefallen. Zwei Jahre später wurde die Komintern aufgelöst, um Churchill und Roosevelt zu gefallen, wie behauptet wird. Man kann aber nicht einer Arbeiterinternationale wie einer unbrauchbaren Magd den Laufpaß geben, um morgen eine neue zu engagieren; die Reaktionen von Millionen Menschen aller Nationalitäten, ihr Idealismus und ihre Selbstaufopferung können nicht wie Posten in einem Geschäftsbuch abgeschrieben werden.

Dasselbe gilt für die Bevölkerung in Rußland selbst. Politische Erziehung ist zugegebenermaßen eine Grundvoraussetzung für die Verwirklichung des Sozialismus. Es muß ferner zugegeben werden, daß die Menschen in Rußland mehrheitlich derart rückständig sind, daß die Propaganda für den Hausgebrauch in äußerst vereinfachten Formulierungen abgefaßt werden muß. Was für eine Wirkung ist dann aber von einer ganzen Reihe von radikalen Propagandafeldzügen zu erwarten, von denen jeder mit dem vorhergehenden in völligem Widerspruch steht? Offensichtlich nur dies, daß die Bevölkerung, verwirrt durch die hinter den feurigen Ermahnungen vag empfundenen Widersprüche, sich mit der Tatsache abfindet, daß die

---

<sup>285</sup> Präsidentschaftskandidat und Führer der Kommunistischen Partei der USA (CPUSA).

<sup>286</sup> Diese Begründung traf zweifellos nicht selten zu und entspricht Koestlers vorherigem Kapitel von der "esoterischen und exoterischen Wahrheit". Die (sowjetische) Intention für den Hitler-Stalin-Pakt (*im Original steht "Stalin-Hitler-Pakt", jedoch ist die andere Formulierung üblich, auch z.B. in der englischen Wikipedia so*) war nach heutiger Übereinkunft jedoch Stalins Erwartung, daß NS-Deutschland sich zunächst auf den Krieg mit den Westmächten konzentrieren würde. Kravchenko formuliert deutlich seine Irritation und sein Entsetzen, wie wenig sich Rußland auf einen Krieg mit Hitler vorbereitet hatte (Kapitel 21). Bekannt ist heutzutage, daß Stalin ernstzunehmende Warnungen (u.a. von Richard Sorge sowie vom US-Außenministerium) vor Hitlers Kriegsvorbereitungen Richtung Osten in den Wind geschlagen hat.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Geheimnisse der Politik undurchdringlich sind, ihre kritischen Fähigkeiten bedingungslos ihren Führern ausliefern und in den Geisteszustand zurückfallen, von dem sie vor fünfundzwanzig Jahren ausgegangen ist.<sup>287</sup>

Es gibt jedoch gefühlsmäßige Entschädigungen für die Bevölkerung. Des Rechtes zum eigenen Urteil beraubt, werden sie ermutigt, zu verdammen; Sündenböcke sind vorgesehen, um Unbehagen und Unzufriedenheit abzuleiten; ein neuer und einzigartiger politischer Wortschatz, der Ausdrücke wie "tolle Hunde", "Teufel", "Hyänen" und "Syphilitiker" umfaßt, ersetzt die früher gebräuchlichen Unterscheidungen für politisch Andersdenkende.

Die Apotheose dieses Prozesses einer sozialistischen Umerziehung wurde im Aufleben des öffentlichen Hängens als eines Volksfestes erreicht. Eine dreißig- bis vierzigtausendköpfige Volksmenge wohnte dem Aufhängen nach dem Charkower Prozeß bei; die Vorgänge wurden in allen Einzelheiten gefilmt, einschließlich aller Phasen der eigentlichen Strangulierung, und in ganz Rußland und sogar im Ausland vorgeführt.<sup>288,289</sup>

---

<sup>287</sup> Diese diskriminierende Interpretation des gesellschaftlichen Bewußtseins in der russischen Bevölkerung vor der Oktoberrevolution ist zu kurzichtig; vgl. auch mein Nachwort. (MvL)

<sup>288</sup> <https://youtu.be/ysL-t9IfngE?t=710>

<sup>289</sup> A.a.O., S. 247- 266.

## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

## SWETLANA ALEXIJEWITSCH

*Exzerpte für diese Veröffentlichung*

(...) Zum erstenmal bin ich 1973 in Moskau gewesen. Ich war schon verheiratet und hatte eine Tochter. Ich weiß noch, es war Herbst, kalt, es regnete, ich hatte keinen Regenschirm mit, aber ich habe sechs Stunden in der Schlange zum Mausoleum gestanden. Ich bin zu Lenin gegangen, so wie man in einen Tempel geht. Halbdunkel, Blumen ... Flüstern: "Weitergehen ... nicht stehenbleiben ... Vorsicht, Stufe! ..." Er war ein Gott. Ich habe geweint, ich konnte vor Tränen nichts sehen. Der einzige Ort, zu dem es mich heute zieht, ist die Kirche. Aber sie müßte leer sein, ich würde niederknien und reden, ich weiß nicht zu wem ...

Und worüber? Daß wir unwahrscheinlich glücklich waren! Davon bin ich heute absolut überzeugt. Wir waren arm, wir hatten nichts, und wir beneideten niemanden. Im Sommer liefen wir in Leinenschuhen rum, die haben wir mit Zahnpulver geweißt, das war schön! Im Winter hatten wir Gummigaloshen an, und bei Frost brannten die Sohlen. Das war lustig! Ich erinnere mich gern daran. Wir glaubten, daß es morgen besser wird als heute und übermorgen besser als gestern. Wir liebten unsere Heimat, liebten sie grenzenlos – sie war die größte, die beste! Das erste sowjetische Auto – hurra! Ein ungebildeter sowjetischer Arbeiter fand heraus, wie man nichtrostenden Stahl herstellt – Sieg! Daß der Welt das Geheimnis längst bekannt war, erfuhren wir erst später. Und dann: Wir werden als erste den Pol nach Amerika überfliegen! Wir werden lernen, das Nordlicht zu steuern, wir werden gigantische Flüsse verlegen, wir werden durch dichte Wälder die längste Eisenbahnstrecke der Welt legen ... Wir glaubten! Glaubten! Glaubten! (Sie hat Tränen in den Augen.)

Ich war so stolz und glücklich. Ich sagte mir, wie glücklich kannst du sein, in einem so ungewöhnlichen Land zu leben! Ich weiß noch, wie ich durch die Straßen ging und dachte: Wie glücklich du doch bist!

Ständig spielte das Radio in den Straßen. Morgens wurde die Hymne gespielt, dann kamen Märsche, Lieder von Dunajewski, Lebedew-Kumatsch. Meine Heimat und ich – das gehörte zusammen. Ich bin zweiundfünfzig, aber ich kann immer noch singen. Soll ich? (Singt:)

Unsere Väter träumten von Freiheit und Glück.  
Dafür fochten sie wieder und wieder.  
Und im Kampf schufen Lenin und Stalin  
unser Vaterland Stück für Stück ...

Meine Mutter hat mir erzählt, daß ich am Tag nach meiner Aufnahme in die Pionierorganisation morgens kerzengerade im Bett gestanden habe, bis die Hymne im Radio zu Ende gespielt war. Zu Hause gab's ein Fest, es duftete nach Kuchen, der mir zu Ehren gebacken wurde. Ich konnte mich nicht von meinem roten Halstuch trennen, ich hab's heute noch. Ich

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

wollte es meiner Tochter schenken ... Auch mein Komsomolmitgliedsbuch hab ich aufgehoben ... Für wen?

Wenn ich früher das Fenster aufmachte, kam von draußen Musik herein, daß es in den Beinen zuckte und ich aus dem Bett sprang und durch die Wohnung marschierte. Soll's meinetwegen ein Gefängnis gewesen sein, wie es heute heißt, aber wir hatten's warm darin! Wir waren eins, wir waren gewohnt, in der Menge zu sein. Gucken Sie sich doch an, wie wir in einer Schlange stehen, dicht an dicht – das ist alles, was von diesem Leben übriggeblieben ist.<sup>290,291</sup>

(...) Sie wollen wissen, wie das zusammenpaßt: unser Glück und die nächtlichen heimlichen Verhaftungen? Das haben wir nur ganz vage wahrgenommen ... Jemand verschwand, jemand weinte hinter der Tür ... Das blieb nicht hängen. Hängengeblieben sind die Gesteige aus Holz, die nach Wärme dufteten, die herrlichen Sportlerparaden, die Worte "Lenin" und "Stalin", aus lebenden Körpern und Blumen geformt ... In Stadien, auf Plätzen ... Gut, es gab Berija, die Keller der Lubjanka ... Aber ich erinnere mich auch, wie der Flieder blühte ... An die großen Volksfeste ... Und daß man das Bedürfnis hatte, seine Gefühle, seine Liebe auszudrücken. Stalin bedeutete Freude, bedeutete Glück! Dann hieß es, daß er klein ist und rote Haare hat ... Seine Entmachtung ... Er wurde aus dem Mausoleum entfernt ... Und ich habe ihn doch immer geliebt! Bis vor drei, vier Jahren, als ich Dokumente aus den Archiven las ...<sup>292</sup>

Mein Vater – meine Mutter hatte nochmal geheiratet – war aktiv an der Revolution beteiligt und ist dann 1937 in die Säuberungen geraten. Ein paar Jahre später wurde er freigelassen, aber nicht wieder in die Partei aufgenommen. Das war ein Schlag, den er nie überwunden hat. Er war Agronom, und wenn er Schlampigkeiten sah, hat er immer an Stalin geschrieben. Dabei hatten sie ihm im Gefängnis alle Zähne ausgeschlagen und Schädelverletzungen beigebracht! ...

Wie ist das zu erklären? Waren alle dumm oder verrückt? Meine Mutter kannte mehrere Sprachen, sie las Shakespeare und Goethe im Original. Mein Vater hat die Timirjasew-Akademie abgeschlossen. Und Blok, Jessenin, Majakowski? Alexandra Kollontai, Innessa Armand? Meine Vorbilder, meine Ideale ... Mit ihnen bin ich aufgewachsen, an sie habe ich geglaubt ... (*Pause*) ... Gerechtigkeit für alle – das war der Sinn unseres Lebens. Und jetzt gibt es wieder Arme und Reiche. Der eine besitzt schon ein Geschäft, ein anderer hat nicht mal genug Geld, um Milch und Brot zu kaufen. So was kann ich nie und nimmer akzeptieren, in so ein Leben passe ich nicht!<sup>293</sup>



---

<sup>290</sup> Vgl. Wladimir Sorokin: DIE SCHLANGE (Zürich 1990) [Anmerkungen ohne Hinweis stammen vom Herausgeber dieser Neuveröffentlichung, MvL.]

<sup>291</sup> Quelle: Swetlana Alexijewitsch: SEHT MAL, WIE IHR LEBT. RUSSISCHE SCHICKSALE NACH DEM UMBRUCH (Berlin 1993, S.117-119) – Drei Passagen aus diesem Buch, die von derselben Zeitzeugin stammen, der Ärztin Margarita Pogrebizkaja.

<sup>292</sup> a.a.O., S. 120

<sup>293</sup> a.a.O., S. 122f.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

(Aus dem Vorwort der Autorin Swetlana Alexijewitsch:)

Die Menschen möchten einfach nur leben, ohne große Idee. So etwas hat es in der russischen Geschichte noch nie gegeben, so etwas kennt auch die russische Literatur nicht. Im Grunde sind wir Menschen des Krieges. Immer haben wir entweder gekämpft oder uns auf einen Krieg vorbereitet.<sup>294</sup> Etwas anderes kannten wir nicht. Darauf ist unsere Psyche ausgerichtet. Auch im friedlichen Leben war alles militärisch organisiert. Ein Trommelwirbel, die Fahne wird entrollt ... und das Herz hüpfte in der Brust ... Die Menschen bemerkten ihre Sklaverei gar nicht, sie liebten sie sogar. Auch ich erinnere mich: Nach der Schule wollte sich unsere ganze Klasse als Neulandfahrer<sup>295</sup> verpflichten, wir verachteten jeden, der sich weigerte; wir bedauerten sehr, daß Revolutionen und Bürgerkrieg, daß das alles ohne uns stattgefunden hatte. Wenn ich heute zurückschaue – waren das wirklich wir? War das ich? Zusammen mit den Helden meines Buches erinnere ich mich. Einer von ihnen sagte: "Nur ein Sowjetmensch kann einen Sowjetmenschen verstehen." Wir waren Menschen mit dem gleichen kommunistischen Gedächtnis. Gefährten der Erinnerung.

Mein Vater erzählte oft, er habe nach dem Raumflug von Juri Gagarin angefangen, an den Kommunismus zu glauben. Wir waren die Ersten! Wir können alles! So haben er und meine Mutter auch uns erzogen. Ich war Oktoberkind<sup>296</sup>, trug das Abzeichen mit dem lockenköpfigen kleinen Jungen darauf, ich war Pionierin und Komsomolzin. Die Enttäuschung kam später.

Nach der Perestrojka warteten alle auf die Öffnung der Archive. Sie wurden geöffnet. Und wir erfuhren vieles aus der Geschichte, das man vor uns geheim gehalten hatte ...

*"Wir müssen neunzig der hundert Millionen, die Sowjetrußland bevölkern, für uns gewinnen. Mit den Übrigen ist nicht zu reden – sie müssen vernichtet werden." (Sinowjew<sup>297</sup>, 1918)*

*"Mindestens 1000 notorische Kulaken und Reiche aufhängen (unbedingt aufhängen, damit das Volk es sieht) ... ihnen alles Getreide wegnehmen, Geiseln bestimmen ... Dafür sorgen, daß das Volk im Umkreis von Hunderten Werst das sieht und zittert ..." (Lenin, 1918)*

*"Moskau verhungert buchstäblich." (Professor Kusnezow<sup>298</sup> an Trotzki) – "Das ist kein Hunger. Als Titus Jerusalem einnahm, aßen jüdische Mütter ihre eigenen Kinder. Wenn ich eure Mütter dazu bringe, die eigenen Kinder zu essen, dann können sie kommen und sagen: Wir hungern." (Trotzki, 1919)*

Die Menschen lasen das alles in Zeitungen und Zeitschriften und verstummten. Ein so unvorstellbares Grauen! Wie sollten sie damit leben? Viele nahmen die Wahrheit auf wie einen

---

<sup>294</sup> Vgl. Galina Nikolajewas Titel ihres großen Buches zur Zeit um und nach Stalins Tod: SCHLACHT UNTERWEGS (1957; deutsch Berlin/DDR 1962)

<sup>295</sup> Von den 1950er bis zu den 1960er Jahren war die Erschließung von Neuland in Kasachstan, an der Wolga, in Sibirien, im Ural und im Fernen Osten eines der sozialistischen Großprojekte, für die besonders die Jugend angeworben wurde. (Anmerkung der Übersetzerin.)

<sup>296</sup> Oktoberkinder waren die jüngsten in der sowjetischen Pionierorganisation, ihr Abzeichen war ein kleiner roter Stern mit einem Kinderbild von Lenin, einem lockenköpfigen Knaben. (Anmerkung der Autorin)

<sup>297</sup> Grigori Sinowjew (1883-1936), 1921-1926 Mitglied des Politbüros der Kommunistischen Partei Russlands, enger Vertrauter Stalins, 1936 im Zuge der "Säuberungen" als angeblicher "Drahtzieher" einer Verschwörung hingerichtet. (Anm. der Übersetzerin.)

<sup>298</sup> Wladimir Dmitrijewitsch Kusnezow, sowjetischer Physiker



Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Feind. Und auch die Freiheit. "Wir kennen unser Land nicht. Wir wissen nicht, was die Mehrheit der Menschen denkt, wir sehen sie, begegnen ihnen jeden Tag, doch was sie denken, was sie wollen, das wissen wir nicht. Aber wir erdreisten uns, sie zu belehren. Bald werden wir alles erfahren – und entsetzt sein" sagte ein Bekannter von mir, mit dem ich oft in meiner Küche saß. Ich stritt mit ihm. Das war 1991 ... Eine glückliche Zeit! Wir glaubten, morgen, buchstäblich morgen würde die Freiheit anbrechen. Aus dem Nichts, allein aus unseren Wünschen.

Aus den NOTIZBÜCHERN von Warlam Schalamow<sup>299</sup>: "Ich habe teilgenommen an der großen verlorenen Schlacht für eine wahre Erneuerung des Lebens." Das schrieb jemand, der siebzehn Jahre in Stalins Lagern gesessen hat. Die Sehnsucht nach dem Ideal war geblieben.<sup>300</sup>

"(...) Meine Generation ist mit Vätern aufgewachsen, die entweder aus dem Lager oder aus dem Krieg kamen. Das Einzige, wovon sie uns erzählen konnten, war Gewalt. Und Tod. Sie lachten selten, waren schweigsam. Und sie tranken ... sie tranken ... Und wurden schließlich zu Trinkern. Die andere Variante ... Wenn jemand verhaftet worden war, hatten sie die ganze Zeit Angst, auch verhaftet zu werden. Und das nicht einen Monat lang oder zwei, nein, jahrelang! Wer nicht verhaftet wurde, fragte sich: Warum werden alle verhaftet, nur ich nicht? Was mache ich falsch? Man konnte verhaftet werden, aber man konnte auch zum Dienst beim NKWD verpflichtet werden ... die Partei bittet, die Partei befiehlt. Eine unangenehme Entscheidung, aber viele mußten sie treffen ... Und nun zu den Tätern ... Den ganz gewöhnlichen, nicht schlimmen ... Mein Vater wurde von unserem Nachbarn denunziert ... von Onkel Jura<sup>301</sup> ... Wegen einer Lappalie, wie meine Mutter sagte. Ich war sieben Jahre alt. Onkel Jura nahm immer seine Kinder und mich mit zum Angeln, er ließ uns auf einem Pferd reiten. Er reparierte unseren Zaun. Verstehen Sie, das ist ein ganz anderes Bild eines Täters – ein ganz normaler Mensch, ein guter sogar ... Ein ganz normaler Mensch ... Mein Vater wurde verhaftet, ein paar Monate später auch sein Bruder. Unter Jelzin habe ich seine Akte bekommen, sie enthielt mehrere Denunziationen, eine von Tante Olja ... seiner Nichte ... Sie war eine schöne, fröhliche Frau ... Konnte gut singen ... Sie war schon alt, und ich fragte sie: "Tante Olja, erzähl mir von 1937 ..." – "Das war das glücklichste Jahr meines Lebens. Ich war verliebt", antwortete sie ... Vaters Bruder kehrte nicht nach Hause zurück. Er ist verschollen. Im Gefängnis oder im Lager – das weiß niemand. Obwohl es mir schwerfiel, stellte ich Tante Olja die Frage, die mich quälte: "Warum hast du das getan, Tante Olja?" (*Sie schweigt.*) – Und dann war da noch Onkel Pawel, der hat in Sibirien bei den NKWD-Truppen gedient ... Verstehen Sie, das Böse, das ist nie

---

<sup>299</sup> Warlam Schalamow (1907-1982), russischer Schriftsteller und Oppositioneller, 1929 bis 1931 erste Haft und Verbannung, nach erneuter Verhaftung 1937 Lagerhaft bis 1953 – diese Zeit verarbeitete er in autobiographisch geprägten Erzählungen, die in der Sowjetunion nicht veröffentlicht wurden. (Anm. der Übersetzerin)

<sup>300</sup> Quelle: Swetlana Alexijewitsch: *SECONDHAND-ZEIT. LEBEN AUF DEN TRÜMMERN DES SOZIALISMUS* (München 2013; hier Suhrkamp Taschenbuch 2015, S.10-12) – Alle folgenden Auszüge stammen aus diesem Buch.

<sup>301</sup> Die Anrede *Onkel* und *Tante* ist in Rußland üblich für Personen der älteren Generation.

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

chemisch rein ... Das sind nicht nur Stalin und Berija ... Das ist auch Onkel Jura und die schöne Tante Olja ..." <sup>302</sup>

"Ich bin ein einfacher Mann. Die einfachen Leute hat Stalin nicht angerührt. In unserer Familie hat niemand gelitten – das waren alles Arbeiter. Bei den Natschalniks<sup>303</sup> sind Köpfe gerollt, der einfache Mensch wurde in Ruhe gelassen." <sup>304</sup>

"(...) Vor einer Weile hat man mir ein deutsches Paket ins Haus gebracht, mit Geschenken: Grieß, Schokolade, Seife ... Von den Besiegten für die Sieger. Ich brauche keine deutschen Pakete. Nein, nein ... Ich habe es nicht genommen ... (*Sie bekreuzigt sich.*) Die Deutschen mit den Hunden ... das Fell der Hunde glänzte ... sie liefen durch den Wald, und wir saßen im Moor. Bis zum Hals im Wasser. Frauen, Kinder. Auch die Kühe zusammen mit den Menschen. Alle schwiegen. Auch die Kühe, sie schwiegen genau wie die Menschen. Verstanden alles. Nein, ich will keine deutschen Süßigkeiten und keine deutschen Kekse! Wo ist das, was mir zusteht? Für meine Arbeit? Wir haben so sehr geglaubt! Geglaubt, daß eines Tages ein gutes Leben kommen würde. – Warte, hab Geduld ... ja, warte, hab Geduld ... das ganze Leben in Kasernen, in Wohnheimen, in Baracken." <sup>305</sup>

"Das ganze Leben habe ich in dem Glauben gelebt: Wir sind die glücklichsten Menschen der Welt, wir sind in einem einzigartigen, wunderbaren Land geboren. Ein anderes solches Land gibt es nicht! Wir haben den Roten Platz und dort auf dem Spasski-Turm schlägt die Uhr, nach der in der ganzen Welt die Zeit gemessen wird. Das hat mein Vater gesagt ... auch meine Mutter ... und meine Großmutter ... *Der 7. November – in roter Tag im Kalender.*" <sup>306, 307</sup>

"Was wissen wir noch über Berija? Über die Lubjanka? Meine Mutter schwieg dazu immer ... Nur einmal erzählte sie, wie sie und mein Vater im Sommer aus dem Urlaub auf der Krim heimkehrten. Sie fuhren durch die Ukraine. Das war in den dreißiger Jahren ... Kollektivierung ... In der Ukraine herrschte eine große Hungersnot, auf Ukrainisch: *Holdomor*. Millionen starben, ganze Dörfer ... Keiner konnte sie mehr begraben. ... Die Ukrainer wurden getötet, weil sie nicht in die Kolchose wollten. Getötet durch Hunger. Heute weiß ich das ... Sie hatten einmal freie Kosakengemeinschaften gehabt wie die Saproshjer Sitsch, das Volk hat die Erinnerung an die Freiheit bewahrt. Der Boden dort – steck einen Stock in den Boden, und es wächst ein Baum daraus. Und dort verhungerten die Menschen, verreckten wie Vieh! Man hatte ihnen alles weggenommen, bis zum letzten Korn. Und sie mit bewaffneten Truppen abgeriegelt, wie im Konzentrationslager. Heute weiß ich das ... Auf meiner Arbeitsstelle bin ich mit einer

---

<sup>302</sup> A.a.O., S. 38-39

<sup>303</sup> Leiter, Vorgesetzte

<sup>304</sup> A.a.O., S. 41

<sup>305</sup> A.a.O., S. 103

<sup>306</sup> Zitat aus dem Kindergedicht *Rund ums Jahr* von Samuil Marschak (Anm. d. Üb.)

<sup>307</sup> A.a.O., S. 105

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Ukrainerin befreundet und sie hat von ihrer Großmutter gehört ... daß in ihrem Dorf eine Mutter eines ihrer Kinder eigenhändig mit einer Axt erschlagen hat, um es zu kochen, damit die anderen etwas zu essen hatten. Ihr eigenes Kind ... Das alles ist geschehen ... Sie hatten Angst, die Kinder aus dem Haus zu lassen. Genau wie Katzen und Hunde wurden auch Kinder eingefangen ... Sie buddelten im Garten Regenwürmer aus und aßen sie. Wer konnte, schleppte sich in die Stadt oder zu den Zügen. Wartete, daß jemand einen Kanten Brot aus dem Zug warf ... die Soldaten traten mit Stiefeln nach ihnen, schlugen sie mit Gewehrläufen ... Die Züge rasten vorbei, mit Höchstgeschwindigkeit rasten sie vorbei. Die Zugbegleiter schlossen die Fenster, zogen die Vorhänge vor. Und keiner stellte Fragen, niemandem. Sie kamen nach Hause, nach Moskau. Brachten Wein mit und Obst, waren stolz auf ihre Bräune und erzählten vom Meer. (*Sie schweigt.*)

Ich habe Stalin geliebt ... Lange habe ich ihn geliebt. Selbst dann noch, als geschrieben wurde, daß er klein gewesen sei und rothaarig und einen verkrüppelten Arm gehabt habe. daß er seine Frau erschossen habe. Als er entlarvt wurde. Aus dem Mausoleum geworfen. Ich liebte ihn trotzdem noch.

Ich war lange ein Stalin-Mädchen. Sehr lange. Sehr lange ... ja, so war das! Mit mir ... mit uns ... Ohne das stehe ich mit leeren Händen da."<sup>308</sup>

"Die UdSSR hätte noch lang gehalten. Ein Koloß auf tönernen Füßen? Blödsinn! Wir waren eine mächtige Supermacht, wir haben vielen Ländern unseren Willen diktiert. Selbst Amerika hatte Angst vor uns. Es fehlte an Damenstrumpfhosen und Jeans? Um einen Atomkrieg zu gewinnen, braucht man keine Strumpfhosen, sondern moderne Raketen und Bomben. Die hatten wir. Erstklassige. In jedem Krieg hätten wir gesiegt. Der russische Soldat hat keine Angst vorm Sterben. Darin sind wir Asiaten ... (*Pause*) Stalin hat einen Staat geschaffen, den man von unten nicht zerschlagen konnte, da war er unangreifbar. Von oben aber, da war er verletzlich, ungeschützt. Niemand hätte gedacht, daß seine Zerstörung von oben beginnen würde, daß die oberste Führung des Landes den Weg des Verrats einschlagen würde. Diese Wendehälse! Der Generalsekretär entpuppt sich als oberster Revolutionär, der sich im Kreml eingenistet hat. Vom oben her war dieser Staat leicht zu zerstören. Die strenge Disziplin und die Hierarchie der Partei haben sich gegen sie gekehrt. Ein einzigartiger Fall in der Geschichte..."<sup>309</sup>

"Für Amerika waren wir das "Reich des Bösen", man drohte uns mit einem Kreuzzug ... mit einem "Krieg der Sterne" ... Aber unser Oberbefehlshaber redete plötzlich wie ein buddhistischer Mönch: "die Welt als gemeinsames Haus", "Veränderungen ohne Gewalt und Blutvergießen", "Krieg ist nicht mehr die Fortsetzung der Politik" und so weiter. – Es war gefährlich, an dieser Konstruktion zu rütteln ... der stalinschen ... der sowjetischen ... nennen Sie es, wie Sie wollen ... Unser Staat hat immer im Zustand der Mobilmachung existiert. Von den ersten Tagen an. Für das friedliche Leben war er nicht gedacht. Und dann ... Meinen Sie,

<sup>308</sup> A.a.O., S. 114f.

<sup>309</sup> A.a.O., S. 141

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

wir hätten nicht massenweise moderne Frauentiefel und schöne Büstenhalter produzieren können? Oder Plastik-Videogeräte? Jederzeit. Aber wir hatten andere Ziele ... Und das Volk? (*Pause*) Das Volk wünscht sich einfache Dinge. Zuckerbrot im Überfluß. Und – einen Zaren! Gorbatschow wollte kein Zar sein. Er hat sich geweigert. Aber Jelzin ... als er 1993 spürte, daß sein Präsidentenstuhl ins Wanken geriet, gab er geistesgegenwärtig den Befehl, das Parlament zu beschießen. Die Kommunisten hatten sich 1991 gescheut zu schießen ... Gorbatschow hat die Macht ohne Blutvergießen abgegeben ... Jelzin dagegen ließ aus Panzern schießen. Ein Blutbad anrichten. Ja ... so ... Und er wurde unterstützt. Unser Land ist ein Zarenland, von der Mentalität her, im Unterbewußtsein. Von den Genen her. Alle brauchen einen Zaren. An Iwan den Schrecklichen, der die russischen Städte mit Blut überschwemmt und den Livländischen Krieg verloren hat, erinnert man sich voller Angst und Begeisterung. Genauso wie an Peter I. und an Stalin.<sup>310</sup> Doch Alexander II., der Befreier<sup>311</sup> ... der Zar, der Rußland die Freiheit geschenkt hat ... wurde ermordet."<sup>312</sup>

"(...) Mir fiel die letzte Parteikonferenz ein. Wie das Grußwort an Genossen Stalin verlesen wurde und der ganze Saal aufstand und in Ovationen ausbrach: "*Ruhm dem Genossen Stalin – dem Organisator und geistigen Vater unserer Siege!*" – "*Ruhm Stalin!*" – "*Ruhm dem Führer!*" Fünfzehn Minuten lang ... eine halbe Stunde ... alle drehten sich zueinander um, aber niemand setzte sich als erster. Alle standen. Ich setzte mich hin. Ganz mechanisch. Zwei Männer in Zivil kamen zu mir. "*Genosse, warum sitzen Sie?*" Ich wieder aufgesprungen! Bin aufgesprungen, als hätte ich mich verbrüht. In der Pause schaute ich mich die ganze Zeit um. Ich rechnete damit, daß sie gleich kommen und mich verhaften würden ..." <sup>313</sup>

"Ich habe nicht für Stalin gekämpft, ich habe für die Heimat gekämpft. Ich schwöre bei meinen Kindern und Enkeln, ich habe nie gehört, daß jemand gerufen hätte: '*Für Stalin!*'" <sup>314</sup>



"Das ganze Leben lang – Hände an die Hosennaht! Keinen Mucks habe ich gesagt. Jetzt will ich reden.

Als Kind ... solange ich denken kann ... da hatte ich immer Angst, meinen Vater zu verlieren ... Die Väter wurden nachts abgeholt und sie verschwanden im Nichts. So verschwand der Bruder meiner Mutter, mein Onkel Felix. Er war Musiker. Verhaftet wurde er wegen einer

---

<sup>310</sup> Ähnlich populär ist in Rußland jedoch bis heute Stenka Rasin, der Anführer eines Kosaken-Aufstandes gegen das Zarenreich (im 17. Jahrhundert). Bei der Herausbildung einer russischen Tradition des Widerstands gegen den Staat nahm er einen besonderen Stellenwert ein.

<sup>311</sup> Alexander II. (1818-1881) regierte von 1855 bis 1881, beendete 1864 den Krimkrieg und hob 1861 die Leibeigenschaft auf. (Anm. d. Üb.) – Er wurde durch Attentäter aus der Gruppe Narodnaja Wolja ermordet.

<sup>312</sup> A.a.O., S. 144f.

<sup>313</sup> A.a.O., S. 204

<sup>314</sup> A.a.O., S. 225

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Dummheit ... einer Bagatelle ... Er hatte im Laden laut zu seiner Frau gesagt: *"Nun haben wir schon zwanzig Jahre Sowjetmacht, aber anständige Hosen gibt es noch immer nicht zu kaufen."* Heute liest man oft, alle seien dagegen gewesen ... aber ich sage Ihnen – das Volk hat die Verhaftungen unterstützt. Nehmen wir meine Mutter ... Ihr Bruder saß, doch sie sagte: *"Das mit unserm Felix ist ein Irrtum. Das wird bestimmt bald geklärt. Aber Verhaftungen müssen sein, bei den vielen schlimmen Dingen um uns herum."* Das Volk hat das unterstützt ... Der Krieg! Nach dem Krieg wagte ich kaum, mich an den Krieg zu erinnern ... an meinen Krieg ... Ich wollte in die Partei eintreten, wurde aber nicht genommen. *"Was warst du für ein Kommunist, wenn du im Ghetto warst?"* Ich habe geschwiegen ... immer geschwiegen ... In unserer Partisaneneinheit gab es ein junges Mädchen, Rosotschka, ein hübsches jüdisches Mädchen, sie schleppte ständig Bücher mit sich herum. Sechzehn war sie. Die Kommandeure schliefen reihum mit ihr ... *"Ihre Haare da unten sind noch wie bei einem Kind ... haha ..."* Rosotschka wurde schwanger ... Sie führten sie ein Stück tiefer in den Wald und erschossen sie wie einen Hund. Kinder wurden öfter geboren, klar, der ganze Wald war voller gesunder Kerle. Die übliche Praxis war: Gleich nach der Geburt wurde das Kind ins nächste Dorf gebracht. In den nächsten Weiler. Aber wer würde schon ein jüdisches Kind nehmen? Juden durften keine Kinder bekommen. Als ich von einem Auftrag zurückkehrte, fragte ich: *"Wo ist Rosotschka?"* – *"Was kümmert's dich? Ist die eine weg, findet sich eine andere."* Hunderte Juden, die aus den Ghettos geflohen waren, irrten durch die Wälder. Die Bauern machten Jagd auf sie und lieferten sie an die Deutschen aus, für ein Pud Mehl, für ein Kilo Zucker. Schreiben Sie das auf! ... Ich habe so lange geschwiegen ... Der Jude hat sein Leben lang vor irgendetwas Angst. Egal, wo ein Stein hinfällt, er trifft immer einen Juden. (...)

Das Wort *"Jidd"* hörte ich in den ersten Kriegstagen ... Unsere Nachbarn klopfen an unsere Tür und riefen: *"He, ihr Jidden, jetzt ist es aus mit euch! Für Christus werdet ihr büßen!"* Ich war ein sowjetischer Junge, hatte gerade die fünfte Klasse abgeschlossen, ich war zwölf Jahre alt. Ich verstand nicht, was sie da sagten. Warum redeten sie so? Ich verstehe es auch jetzt nicht ... Unsere Familie war gemischt, Vater war Jude, Mutter Russin. Wir feierten Ostern, aber auf eine besondere Weise: Mutter sagte, das sei der Geburtstag eines guten Menschen. Und buk einen Kuchen. Und zu Pessach (als G'tt sich der Juden erbarmte) brachte Vater von Großmutter Matzen mit. Aber zu der Zeit wurde darüber nicht offen gesprochen ... man mußte schweigen ...(...)

(*Im Ghetto Minsk:*) Meine Mutter nahm ihren Ehering ab, wickelte ihn in ein Taschentuch und sagte mir, wohin ich gehen sollte ... In der Nacht kroch ich unterm Stacheldrahtzaun hindurch ... An der verabredeten Stelle erwartete mich eine Frau, ich gab ihr den Ring und bekam dafür Mehl. Am Morgen sahen wir, daß ich statt Mehl Kreide gebracht hatte. Schlämmkreide. So ging Mutters Ring weg. Weitere Wertsachen besaßen wir nicht ... wir hungerten ... Vor dem Ghetto standen immer Bauern mit großen Säcken. Tag und Nacht. Sie warten auf den nächsten Pogrom. Wenn Juden zur Erschießung fortgebracht wurden, ließ man die Bauern herein und sie plünderten die verlassenen Häuser. Die Polizisten suchten nach

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Wertsachen, die Bauern packten alles ein, was sie fanden, *"Ihr braucht sowieso nichts mehr"*, sagten sie zu uns." <sup>315</sup>

"Wir trinken Wodka, und gegen Morgen liegen wir uns betrunken in den Armen und grölen die Lieder unserer Jugend – *Komsomolzen, unsere Stärke liegt in unsrer Freundschaft* .... Und erinnern uns an die Kartoffeleinsätze während unseres Studiums und an lustige Erlebnisse aus dem Armeedienst. Kurz gesagt, an die Sowjetzeit. Verstehen Sie? Und diese Gespräche enden immer gleich: *"Heutzutage herrscht gesetzloses Chaos. Wir brauchen einen Stalin."* Obwohl bei uns, wie gesagt, alles gut läuft. (...) Einerseits ist da Nostalgie, andererseits Angst. Alle wollen weg, abhauen aus diesem Land. Kohle machen und abhauen. Und unsere Kinder? Die wollen alle Buchhalter werden. Und fragen Sie die mal nach Stalin ... Keinen Schimmer! Höchstens eine vage Vorstellung ... Ich habe meinem Sohn Solschenizyn zu lesen gegeben – er hat die ganze Zeit gelacht. Ich hörte ihn lachen! Für ihn ist die Anschuldigung, daß jemand Agent dreier Geheimdienste gewesen sein soll, einfach lustig. (...) Ich ... und mein Sohn ... und meine Mutter ... wir leben jeder in einem anderen Land, auch wenn das alles Rußland ist. Aber wir sind ungeheuer stark miteinander verbunden. Ungeheuer! Alle fühlen sich betrogen. (...) Sie aber, unsere Eltern ... meine Mutter ... sie wollen hören, daß ihr Leben groß war und nicht vergebens und daß sie an etwas geglaubt haben, woran zu glauben sich lohnt. Und was bekommen sie zu hören? Sie hören von allen Seiten, daß ihr Leben absolute Scheiße war, daß sie nichts hatten als ihre schrecklichen Raketen und Panzer. Sie waren bereit, jedem Feind zu trotzen. Und das hätten sie! Doch nun ist ohne jeden Krieg alles zusammengebrochen. Keiner versteht, warum. Darüber sollten sie nachdenken ... Aber denken können sie nicht! Sie können nur Angst haben." <sup>316</sup>

"Der Marxismus ist wieder in, er ist Trend, ist eine Marke. Sie tragen T-Shirts mit Bildern von Che Guevara und von Lenin. (*Verzweifelt*) Nichts hat Früchte getragen. Alles war umsonst." <sup>317</sup>

"Wer kommt als Nächstes - ein neuer Gorbatschow oder ein neuer Stalin? Oder das Hakenkreuz? *Sieg Heil!*" <sup>318</sup> Rußland hat sich von den Knien erhoben. Das ist ein gefährlicher Augenblick. Rußland hätte nicht so lange erniedrigt werden dürfen." <sup>319</sup>

"In den letzten zwanzig Jahren hat sich das Bild mehrmals vollkommen gewandelt. Und das Ergebnis? *Putin, tritt ab! Putin, tritt ab!* Wie ein Mantra. Ich gehe nicht zu diesen Spektakeln. Angenommen, Putin tritt ab. Dann besteigt ein neuer Selbstherrscher den Thron. Geklaut werden wird nach wie vor. Nach wie vor werden die Hausflure dreckig sein, die Alten einsam

<sup>315</sup> A.a.O., S. 225, 226, 227, 228. – Der Bericht "Geschichte eines Mannes" umfaßt die Seiten 225-233.

<sup>316</sup> A.a.O., S. 314f.

<sup>317</sup> A.a.O., S. 336

<sup>318</sup> Im Original deutsch. (Anm. d. Üb.)

<sup>319</sup> A.a.O., S. 337

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

und verlassen, die Beamten zynisch und die Verkehrspolizisten unverschämt .. und Bestechung wird als normal gelten ... Was hat es für einen Sinn, die Regierung auszuwechseln, wenn wir selbst uns nicht ändern? Ich glaube an keine Demokratie bei uns. Es ist ein orientalisches Land ... Feudalismus ... Popen statt Intellektuelle ..." <sup>320</sup>

"Habt ihr eine Ahnung, daß es außer euch noch Rußland gibt? Bis nach Sachalin ... Und Rußland will keine Revolutionen – keine orangefarbene, keine Rosen- und auch keine Schneerevolution. Schluß mit den Revolutionen! Laßt die Heimat in Ruhe!"<sup>321</sup>

"(...) Der Russe muß schlecht und elend leben, dann erhebt sich die Seele, dann erkennt sie, daß sie nicht in diese Welt gehört ... Je schmutziger und blutiger, desto mehr Raum für die Seele..." <sup>322</sup>

"Jetzt laufen auch in Amerika viele junge Russen in T-Shirts mit einem Stalinbild herum. Auf die Kühlerhaube ihres Autos malen sie Hammer und Sichel. Und sie hassen die Schwarzen ..." <sup>323</sup>

"Ich bin mit einem Tadschiken zusammen. Er heißt Saïd. Er ist schön wie ein junger Gott! Bei sich zu Hause war er Arzt, hier arbeitet er auf einer Baustelle. Ich bin bis über beide Ohren in ihn verliebt. Was soll ich tun? Wenn wir uns treffen, gehen wir in Parks spazieren oder fahren irgendwohin ins Grüne, um keinen meiner Bekannten zu treffen. Ich habe Angst vor meinen Eltern. Mein Vater hat mich gewarnt: *"Wenn ich dich mit einem Schwarzen sehe, erschieße ich euch beide!"* – Mein Vater? Er ist Musiker ... hat am Konservatorium studiert ..." <sup>324</sup>

"Wofür sie gehaßt werden? Wegen ihrer braunen Augen, wegen der Form ihrer Nase. Man haßt sie einfach so. Bei uns haßt jeder irgendwen: seine Nachbarn, die Bullen, die Oligarchen ... die blöden Amis ... Wen auch immer! Es liegt viel Haß in der Luft ... man bekommt keinen Kontakt zu einem Menschen ..." <sup>325</sup>

---

<sup>320</sup> A.a.O., S. 347 – Vgl. K. A. Wittfogel: DIE ORIENTALISCHE DESPOTIE (1957; Köln 1962)

<sup>321</sup> A.a.O., S. 348

<sup>322</sup> A.a.O., S. 385

<sup>323</sup> A.a.O., S. 448

<sup>324</sup> A.a.O., S. 461

<sup>325</sup> A.a.O., S. 461

**Alex Klevitsky:**  
**Victor Kravchenkos Archiv**<sup>326</sup>

Die erste Erwähnung des Prozesses gegen Victor Kravchenko fand ich in Alexander Solschenizyns Buch DAS ARCHIPEL GULAG, das ich Anfang der 1980er Jahre in der ehemaligen UdSSR las. Damals konnte ich keine Informationen über den Prozeß selbst finden, und bald vergaß ich es.

Als ich Solschenizyns Buch zehn Jahre später in Amerika noch einmal las, erinnerte ich mich, daß ich nie Informationen über den Kravchenko-Prozeß gefunden hatte. Ohne große Schwierigkeiten fand ich Kravchenkos Buch I CHOSE FREEDOM in englischer Sprache in der Bibliothek und Materialien über den Prozeß selbst.

(...) Im Frühjahr 2003 erhielt ich einen Anruf vom Besitzer eines Antiquariats in Boston, dem ich bei der Materialbeschreibung auf Russisch half. "Ich brauche deine Hilfe. Ein sehr großes Archiv muß schnell beschrieben werden und ein neues *Zuhause* finden. Kannst du für ein paar Tage mit mir nach LA kommen?" hat er gefragt. Jetzt weiß ich nicht mehr warum, aber damals wollte ich nirgendwo hin. "Wessen Archiv?" Ich habe trotzdem gefragt, bevor ich mich weigerte, und als ich die Antwort hörte: "Victor Kravchenko", fragte ich sofort: "Wann fahren wir ab?"

...Wir betreten einen Besprechungsraum im Roosevelt Hotel in Los Angeles. Archivboxen fallen sofort ins Auge, wie sich herausstellte, gibt es viele davon – fünfzig. Wir treffen auf den Sohn von Victor Kravchenko – Andrew. Er stellt uns Gary Kern vor, Professor für russische Literatur, Autor und Übersetzer von Büchern über Rußland. Gary Kern hat das Archiv zerlegt und systematisiert. Er bereitet ein Buch über Viktor Kravchenko vor, das vier Jahre später erscheinen soll.<sup>327</sup> Seine Hilfe beim Kennenlernen des Archivs war von unschätzbarem Wert.

Es gibt mehr als 6000 Objekte in Archivboxen:

✚ Persönliche Dokumente (sowjetische, amerikanische und Dokumente der sowjetischen Einkaufskommission), unvollständige Manuskripte der Bücher I CHOSE FREEDOM und I CHOSE JUSTICE, maschinengeschriebene Kopien, die von dem amerikanischen Journalisten Eugene Lyons getippt wurden – er half Kravchenko mit dem englischen Text –, sowie Kopien von Ausgaben dieser Bücher in mehr als zehn Sprachen, diverse Artikel.

✚ Prozeßunterlagen, Personalakten von Zeugen, Plakate, Veröffentlichungen zum Prozeß, diverse Bücher, Zeitungen und Zeitschriften.

---

<sup>326</sup> Quelle: <https://www.chayka.org/node/11278> auf CHAIKA, einer in den USA gehosteten russischen Website. Originaltitel: Он выбрал свободу - Виктор Кравченко (Er wählte die Freiheit – Victor Kravchenko). Zu Beginn referiert der Autor Kravchenkos Vorgeschichte, worauf hier verzichtet werden konnte. Übersetzt mit TWP. (MvL)

*Nichtbezeichnete Fußnoten stammen vom Autor des Artikels.*

<sup>327</sup> Gary Kern: THE KRAVCHENKO CASE. ONE MAN'S WAR AGAINST STALIN (New York, Enigma Books, 2007) – (MvL:) Siehe hier in direkter Folge einer Rezension des Buches.



Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Dokumente, Briefe (persönlich und öffentlich) und Manuskripte von ehemaligen Bürgern der UdSSR aus den DP-Camps – dies ist der Hauptteil des Archivs!

Briefe von Victor Kravchenko an Andrews Mutter Cynthia Kuzer.

Rechtsdokumente und Dokumente im Zusammenhang mit der Entwicklung von Silberminen in Peru (1950er Jahre).<sup>328</sup>

Besonders interessiert haben mich die Bücher und natürlich die Materialien, die aus den DP-Camps geschickt wurden.

Ich erinnere mich an Berberovas Bücher über den Prozess, die in den Verlagen Russkaja Mysl und Grani erschienen sind, an Stalins Buch FRAGEN DES LENINISMUS, an Molotows Rede vom 22. Juni 1941– alle mit zahlreichen Notizen von Kravchenko. Aus irgendeinem Grund hat sich eine seltene Ausgabe von Puschkins EUGEN ONEGIN mit Illustrationen von M. Dobuzhinsky, die 1938 in Brüssel gedruckt wurde, in mein Gedächtnis eingepägt. Auf der Titelseite befindet sich die Unterschrift des Besitzers Kravchenko.

Mit der freundlichen Hilfe von Gary Kern konnte ich schnell eine allgemeine Beschreibung des Archivs vervollständigen und daher den ganzen Nachmittag der Lektüre von Materialien aus den DP-Lagern widmen.

Briefe, Dokumente, Manuskripte von Arbeitern, Bauern, Priestern, Ukrainern, Kalmücken, Usbeken, Kosaken, Polen, Bewohnern der baltischen Staaten und vielen, vielen anderen.

Auf einem amtlichen Briefkopf mit Unterschriften und Rundsiegel eine Urkunde mit folgendem Inhalt: "Der und der wird zur Todesstrafe (Hinrichtung) ohne Vermögenseinziehung mangels Vermögens verurteilt." Kommentare sind meiner Meinung nach überflüssig.

Wandkarte der Lager auf dem Territorium der UdSSR in ukrainischer Sprache, von Hand gefertigt.

Einige Manuskripte haben Buchgröße. Die Titel der Manuskripte sprechen Bände. Lev Dudin <sup>329</sup> : *"Die große Fata Morgana. Ereignisse 1941-1947 im Verständnis des Sowjetmenschen"*, 381 Seiten. Felonoff: *"Wie sind wir zu einem solchen Leben gekommen?"*, 34 Seiten. Golubnichny: *"Über die Gefängnisse und Konzentrationslager der UdSSR"*, 73 Seiten. Kulichenko: *"Vom sonnigen Kaukasus zum verschneiten Ohr-Pechora"*, 100 Seiten.

Aus einem persönlichen Brief von Sabik-Vogulov <sup>330</sup>, vom 5. Februar 1949: „Lieber Landsmann! Ich bewundere Ihre Rede im Prozeß und gratuliere Ihnen im Voraus aufrichtig zum Sieg über die kommunistischen Unterstützer des Kremls in Frankreich ... Ich gebe Ihnen meine Zustimmung, im Prozeß zu sprechen ... als Zeuge Ihrerseits ... Ich kann die Tragödie der Balkhan-Kupferschmelze 1932 bezeugen ..., die nationale Politik des Kremls im Kaukasus und in Zentralasien 1932-33 ... Ich bin zweimal von der GPU-Troika vor Gericht gestellt worden ...

<sup>328</sup> In den frühen fünfziger Jahren ging Kravchenko nach Peru, wo er mit der Entwicklung von Silberminen begann. Er scheiterte und ging bankrott.

<sup>329</sup> Lev Vladimirovich Dudin – Journalist, Mitarbeiter in der Nachkriegszeit, Sowjetologe, Angestellter von Radio Liberty.

<sup>330</sup> Vladimir Fedorovich Yuzhakov (Pseudonym Vladimir Sabik-Vogulov) – ein sowjetischer Offizier, der in der Nachkriegszeit nach Westdeutschland floh und ein Buch veröffentlichte, in dem er das Sowjetregime kritisierte. – (MvL:) [https://libking-ru.translate.google.com/books/prose-military/347596-vladimir-sabik-vogulov-v-pobezhdennoy-germanii.html?x\\_tr\\_sl=ru&x\\_tr\\_tl=de&x\\_tr hl=de&x\\_tr\\_pto=sc](https://libking-ru.translate.google.com/books/prose-military/347596-vladimir-sabik-vogulov-v-pobezhdennoy-germanii.html?x_tr_sl=ru&x_tr_tl=de&x_tr hl=de&x_tr_pto=sc)

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Ich kann Ihnen erzählen vom Konzentrationslager Moskau-Wolga, in dem ich bis 1937 Gefangener war ...".

Ein weiterer persönlicher Brief, mit Initialen unterzeichnet, aus Rom gesandt. Der Autor wurde 1924 in Rußland geboren. Sein Vater, ein Ausländer, mußte 1937 die UdSSR verlassen. Der Verfasser des Briefes durfte als Minderjähriger nicht ausreisen. 1940 wurde er vom NKWD unter dem Vorwurf der Aufrechterhaltung von Verbindungen zum Ausland verhaftet. 1941 wurde er als sozialschädliches Element verurteilt (er war 17 Jahre alt). Zuerst "Kreuze" in Leningrad<sup>331</sup>, danach – sechs verschiedene Lager. Er war 1941 Mitglied der Todeskampagne von Tichwin-Wologda.<sup>332</sup> Ihm gelang die Flucht und er trat unter falschem Namen als Gefreiter in die Rote Armee ein. Er stieg in den Rang eines Batteriekommandanten auf. 1945 hielt er sich in der Tschechoslowakei auf, von wo er nach der kommunistischen Machtübernahme nach Italien emigrierte. Er war bereit, im Prozeß als Zeuge aufzutreten.

Sammelbrief auf drei Seiten aus München vom 24. Juni 1948. Zentralbüro des buddhistischen Klerus: 2 Unterschriften, Laienkalmücken: 76 Unterschriften. Siegel der Internationalen Flüchtlingsorganisation<sup>333</sup>. Notariell beglaubigt. "Wir, die kalmückischen Emigranten aus Astrachan und Stawropol, die im D.P.-Lager Schleißheim in der amerikanischen Zone Deutschlands leben, erklären dem Gericht die wahre Wahrheit über die Tragödie des kalmückischen Volkes und die Opfer, die die Kalmücken durch das bolschewistisch-kommunistische Regime erlitten haben. Wegen des Widerstands des kalmückischen Volkes und seines Wunsches nach Freiheit liquidierte die Sowjetregierung mit Dekret vom 27. Dezember 1943 die kalmückische Republik, löschte sie aus der UdSSR, und die gesamte Bevölkerung wurde tief nach Sibirien vertrieben und angesiedelt dort an verschiedenen Orten. Das Volk der Kalmücken als Ganzes hat aufgehört zu existieren ... Und wir Kalmücken haben Grund zu der Behauptung, daß die Aktionen der Sowjetregierung nicht nur für das Volk der Kalmücken gefährlich und feindselig sind, sondern die Freiheit der ganzen Welt zu zerstören drohen."<sup>334</sup>

Essay von Fjodor Kubansky (Fedor Ivanovich Gorb): *"Im Namen des Moskauer Kremls"*. Maschinenschrift, 9 Seiten. Über Enteignung. Erste Variante. Die endgültige, erweiterte Fassung erschien 1958 in dem Buch *"Zur Erinnerung. Sammlung von Essays, Romanen und Kurzgeschichten"* (Paterson, New Jersey) mit dem Titel *"In Erinnerung an unsere Nachwelt"*<sup>335</sup>. Während der Kollektivierung im Jahr 1929 wurde Fjodor Kubansky zusammen mit seiner enteigneten Familie in die Region Swerdlowsk verbannt. Später – drei Jahre Lager. Seit 1949 in

<sup>331</sup> Сначала «Крестья» в Ленинграде (Sinn unklar) (MvL)

<sup>332</sup> Die Schlacht um Tichwin vom 16. Oktober bis 30. Dezember 1941 war während des Zweiten Weltkrieges eine militärische Auseinandersetzung im Norden der deutsch-sowjetischen Ostfront. Was hier genau gemeint ist, bleibt unklar. (MvL)

<sup>333</sup> Die Internationale Flüchtlingsorganisation war eine am 20. April 1946 gegründete zwischenstaatliche Organisation zur Bewältigung des massiven Flüchtlingsproblems, das infolge des Zweiten Weltkriegs entstand.

<sup>334</sup> Die Aussage des Briefes entspricht im wesentlichen den Tatsachen.

[https://ru.wikipedia.org/wiki/%D0%9A%D0%B0%D0%BB%D0%BC%D1%8B%D0%BA%D0%B8#%D0%94%D0%B5%D0%BF%D0%BE%D1%80%D1%82%D0%B0%D1%86%D0%B8%D1%8F\\_%D0%BA%D0%B0%D0%BB%D0%BC%D1%8B%D0%BA%D0%BE%D0%B2](https://ru.wikipedia.org/wiki/%D0%9A%D0%B0%D0%BB%D0%BC%D1%8B%D0%BA%D0%B8#%D0%94%D0%B5%D0%BF%D0%BE%D1%80%D1%82%D0%B0%D1%86%D0%B8%D1%8F_%D0%BA%D0%B0%D0%BB%D0%BC%D1%8B%D0%BA%D0%BE%D0%B2) (MvL)

<sup>335</sup> [https://findingaids.library.columbia.edu/ead/nnc-rb/ldpd\\_4077559](https://findingaids.library.columbia.edu/ead/nnc-rb/ldpd_4077559) (MvL)

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

den USA. 1988 verstorben. Autor von mehr als fünf Büchern, zahlreiche Veröffentlichungen in Emigrantenzeitungen und -zeitschriften.

Erinnerungen von N. Andreeva: "Tsad".<sup>336</sup> Manuskript, 44 Seiten. Deggendorf<sup>337</sup> 11/1-49. Als ich anfing, diese Zeilen zu lesen, konnte ich mir nicht vorstellen, daß die Handlung in Odessa spielt, der Stadt, in der ich geboren und aufgewachsen bin. "*Tsad*" - Zentrale Haftanstalt ... Zu Sowjetzeiten wußten nicht viele, womit '*Tsad*' belastet war – '*Zentrale Hölle*', wie wir es nannten ... Ich landete 1938 auch in diesem Tsad." Laut der Denunziation des Chefs, eines Arztes, "den ich für einen anständigen Menschen hielt und dem ich die Unklugheit hatte zu sagen, daß ich nichts gegen ausländische Interventionen habe". Zwei Monate in TsAD. Februar. Eine Zelle mit Betonboden, ein winziges Fenster unter der Decke – das Glas ist zerbrochen. Eisenbetten mit Brettern, ohne Matratzen, Netze und Kissen. In einer kleinen Zelle sind zwölf Frauen.

Der Tagesablauf, Essen, Gespräche in der Zelle, schreckliche Verhöre, Durchsuchungen, weibliche Gefangene, Gefängniswärter werden ausführlich beschrieben. "Es ist unmöglich, all die Fälle von unerträglichem Spott über unglückliche Menschen zu beschreiben, die ich im TsAD beobachten mußte." Dr. Frantsev, einer der beliebtesten Ärzte in Odessa, wurde an einen Tisch gefesselt und mit Gummiknüppeln geschlagen, nackt ausgezogen und nachts verhört. Doktor Frantsev beging Selbstmord. Der Verschärfung der Terrorwelle im März 1938 ist ein ganzes Kapitel gewidmet. Die Zellen waren überfüllt und die Menschen schliefen auf dem Zementboden, ... Verhörufe, Stöhnen und Schreie der Geschlagenen, zynisches Fluchen - all dies erfüllte uns nicht wie zuvor mit Angst, sondern mit Entsetzen, einer Art von mystisches Grauen ... '*Obwohl ich lieber ins Gefängnis gehen würde, sogar auf eine Bühne*'<sup>338</sup> - träumte jeder vor sich hin ... Am 30. April wurde ich ins Gefängnis verlegt. Als ich zusammengekauert in der engen und dunklen Kiste der 'Murka' stand, vollgestopft mit den gleichen Gefangenen wie ich, auf dem Weg ins Unbekannte, konnte ich das Gefühl egoistischer Freude nicht überwinden, daß ich den TsAD hinter mir gelassen hatte."

Bis zu diesem Tag wußte ich nichts vom Unterschied in den Empfindungen zwischen dem Lesen eines gedruckten Buches (selbst eines Buches wie DER ARCHIPEL GULAG) und dem Lesen einer großen Anzahl von Dokumenten, Manuskripten – Memoiren verschiedener Menschen über die Schrecken dieser Zeit, die von ihnen selbst geschrieben wurden, handschriftlich oder auf einer Schreibmaschine getippt. Gegen sechs Uhr abends hatte ich das Gefühl, keine Kraft mehr zum Lesen zu haben...

Ein paar Stunden später, beim Abendessen in einem Restaurant, fragte ich Andrew nach seinem Vater. Er sagte mir, daß bald ein Artikel in der Los Angeles Times erscheinen würde

<sup>336</sup> TsAD (ЦАД — Центральный арестный дом) – ein besonderer Ort im System der Verwaltungsgebäude des NKWD (das Gebäude der Kriminalpolizei) in Odessa für die Inhaftierung der Verhafteten. 1937 organisiert.

<sup>337</sup> Deggendorf war ein mittelgroßes DP-Lager im Raum Bamberg – der amerikanischen Besatzungszone.

<sup>338</sup> 'Хоть бы скорее в тюрьму, хоть бы в этап,' (Sinn unklar) (MvL)

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

und versprach, mir ein Exemplar zu schicken.<sup>339</sup> – Andrew wuchs ohne Vater auf. Er war mit einem Mann namens "Tato" zusammen, wußte aber nicht, daß es sein Vater Victor Kravchenko war. Andrew erfuhr die Wahrheit erst im Alter von 15 Jahren, und zwei Monate später wurde Viktor Kravchenko tot in seiner Wohnung in Manhattan aufgefunden – mit einem Kopfschuß. Sein Tod gilt offiziell als Suizid. Präsident Lyndon B. Johnson interessierte sich sehr für Kravchenkos Selbstmord und forderte das FBI auf, festzustellen, ob sein Abschiedsbrief echt oder eine sowjetische Fälschung war. Das FBI bestätigte die Echtheit. Andrew glaubt jedoch, daß "die Hand des KGB" seinen Vater erwischte hat.

Als er über den Prozeß sprach, erwähnte Andrew die erste Frau von Victor Kravchenko, der vom KGB mit der Verhaftung ihres Sohnes gedroht wurde, wenn sie sich weigerte, im Prozeß auszusagen.<sup>340</sup> Die zweite Frau weigerte sich zu gehen.<sup>341</sup> Sie starb wenige Tage später. Beim Überqueren der Straße wurde sie von einem Auto angefahren. Der Fahrer floh vom Tatort und ... er wurde nicht gefunden.

Während des Prozesses sah Krawtschenko aus dem Hotelfenster junge Männer in dunklen Regenmänteln die Straße entlanggehen. Er befürchtete, daß es sich um KGB-Agenten handelte. Wie sich jedoch später herausstellte, waren sie Mitarbeiter des FBI und von Scotland Yard, die für seine Sicherheit verantwortlich waren. Die "geprüfte" Schreibkraft, die in seinem Zimmer Dokumente für den Prozeß tippte, arbeitete für den KGB.

Im Februar 2004 erhielt ich ein vom Autor signiertes Exemplar von Kravchenkos I CHOSE FREEDOM. Der Empfänger des Autogramms beschrieb sein Treffen mit Kravchenko auf der Umschlaginnenseite: "Kravchenko und seine Frau aßen an einem Sonntagabend um 1946 oder 1947 mit uns zu Abend. Später wurde er 1958 in New York auf mysteriöse Weise ermordet."

Ich meldete meinen Fund Andrew, der freundlicherweise zurückschrieb: "Sie haben sicherlich geglaubt, daß meine Mutter und Victor verheiratet waren. Alles andere macht Sinn, außer daß er 1966 starb."<sup>342</sup>

Mein Freund konnte kein "Zuhause" für das Archiv finden, und bald wurden meine Kontakte zu Andrew leider unterbrochen.

---

<sup>339</sup> Mitchell Landsberg: Chancing For Tato (Los Angeles Times 11. Mai 2003) <https://www.latimes.com/la-tm-kravchenko11may11-story.html>

<sup>340</sup> Zinaida Gorlowa, Mutter von Valentin, die im Prozeß gegen Victor Kravchenko aussagte. (MvL)

<sup>341</sup> Möglicherweise war das die "Irina" im Buch? (MvL)

<sup>342</sup> Viktor Kravchenko und Cynthia Kuser waren nicht verheiratet. Sie trafen sich 1946 bei der Präsentation von Kravchenkos erstem Buch, zur gleichen Zeit begann ihre stürmische Beziehung. Das Datum, an dem sie sich zum Abendessen trafen und daß sie wie Ehemann und Ehefrau aussahen, macht Sinn. Andrew schrieb, daß Kravchenko 1966 starb – keinen Selbstmord beging –, weil er nicht an den Selbstmord seines Vaters glaubte (zusätzliche Erklärung auf Bitte der Redaktion).

**VICTOR A. KRAVCHENKO**

**Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus**



Andrew Kravchenko

**Michael J. Mangan:  
Rezension zu Gary Kern: The Kravchenko Case (2017)<sup>343</sup>**

The subject of the Kern book, of course, is the Kravchenko book, *I Chose Freedom*. Kern's effort is a Hamlet-like book within a book. But it is much more than that. Kern has obviously mastered the social, political, military, and international environment into which Kravchenko emerged in April 1944 and into which his book exploded in April 1946. Kravchenko was a Soviet citizen of Ukrainian descent who was posted to a Soviet government job in Washington in August 1943 in the midst of World War II. This was a time when the United States -- commonly regarded throughout the world, then and now, as a beacon of political and personal freedom -- was allied with the Soviet Union -- a nation of over 150 million people whose oppression and suffering at the hands of one man and his government-sponsored goons were almost without parallel in the civilized world.

Fundamentally, this was an alliance of convenience because the Soviet leader, Joseph Stalin, had allied himself with Hitler in August 1939, effectively giving the Nazis the green light to attack Poland and later ravage the remainder of Europe. If Stalin had had his way, the Soviet Union would have remained the long term partner of the Nazis throughout the war and into the future. But Hitler had other ideas and attacked his dutiful partner in June 1941. As a result, Stalin, along with all the hideous baggage of his loathsome regime, his secret police, pernicious ideology, slave labor camp system, and other institutions of repression and murder, just fell into the Allied camp led by Franklin Roosevelt.

*I Chose Freedom* drew immediate outrage from the Soviets and the Western intellectuals because it revealed in stark prose the real conditions of barbarism under which the Russian people lived. The Communist government of Russia, known since 1922 as the Soviet Union, was autocratic, violent, and the very antithesis of democracy and freedom. It had controlled the country since the Bolshevik coup of November 1917. From the very beginning under Lenin, the Russian nation was a one-party terror-state that ruled its people by force and physical violence. Lenin created his unbelievably violent secret police, then called the Cheka, in December 1917, a month after taking power. The first Cheka leader, Dzerzhinsky, was a character out of a horror movie -- a tortured and introverted sociopath whose only enjoyment in life came from personally inflicting pain on other human beings. And there was nothing essentially new in Stalin's government. He merely honed and improved the institutional violence created by Lenin. And all of this was known to the Western democracies, who initially sent troops to Russia in a failed attempt to stamp out what Churchill called this social "plague bacillus." When that failed,

---

<sup>343</sup> AMAZON-Rezension vom 22. Oktober 2018 (aus den Vereinigten Staaten; deutsch durch Amazon-Übersetzungsprogramm, leicht korrigiert von MvL)

## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

they weakly resisted establishing diplomatic relations with the Soviet Union and then struggled to prevent its spies and local ideological operatives from tearing down their governments from within.

Perhaps the strangest aspect of this story is the character of the American president into whose lap Stalin had fallen in June 1941 and into whose world Kravchenko stumbled in 1944. By April 1944 when Kravchenko left his Soviet job in Washington, Franklin Roosevelt was serving his third term as President and had been in office for over ten years. No other president before or since had served that long and FDR has been described as the most powerful man ever to inhabit the White House. But Roosevelt was a unique ingredient in the US-Soviet alliance of seeming opposites. Even before he took office in March 1933, he was a supporter and champion of Stalin and the Soviet government. By extending diplomatic recognition to the Soviet Union in November 1933, for example, he validated the Stalin regime immediately after the Ukrainian terror famine in which an estimated 5-7 million people were systematically and intentionally starved to death in order to achieve some social goal. Over the next decade, FDR sent hand-picked admirers of Stalin to Moscow as ambassadors, stymied State Department efforts to call attention to its real character, and made strenuous attempts to meet personally with the great Soviet leader.

So it should come as no surprise that when Hitler drove Stalin into the Allied camp in June 1941, Roosevelt welcomed him with open arms. He immediately sent his trusted lieutenant, Harry Hopkins, who had no official government position at the time and had not been confirmed to act for the American people in any capacity by Congress, to Moscow to tell the Soviet leader that the US would give him everything he wants and ask for nothing in return. And this was before the president had even gone to the trouble to certify that the Soviet Union qualified as a recipient of Lend-Lease aid. Roosevelt then spent the next four years genuflecting to Stalin, providing unheard-of volumes of technology and materials to him with no accountability, creating an extensive pro-Soviet propaganda machine (OWI) in the US Government, and periodically begging the great Soviet leader to meet with him so they could have cocktails before dinner and jointly plan for the post-war world.

This was the environment into which Kravchenko stepped when he defected to the US on April 1, 1944. At the time, Roosevelt had gotten his wish, had met with Stalin in Tehran in the previous Nov-Dec, and in a private meeting memorialized by Chip Bohlen in one of the FRUS volumes, he shared with the world's greatest mass murderer his need to conceal his support of Stalin's retention of half of Poland because if it came out he feared he would lose the Polish vote in the 1944 election. And he would meet Stalin a second and last time at Yalta in the following February.

## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

What is more, Stalin and his terror-state were the darlings of the mainstream media. Stalin was Time magazine's 1942 Man of the Year and Life magazine published a special issue on the Soviet Union in March 1943 in which it characterized the FBI as the rough equivalent of the NKVD, the Soviet secret police organization that carried out Stalin's orders for mass arrests, mass shootings, mass deportations to Siberia and other uninhabitable regions, and ran the vast system of concentration camps known as the GULAG. The majority of Americans, brainwashed by the Roosevelt-inspired propaganda, thought that "Uncle Joe" was a benevolent and beloved leader who led a patriotic and valiant people against the hated Nazis.

Kravchenko publicly announced his defection to the US in a statement that appeared in the New York Times on April 4, 1944. And the essence of Gary Kern's book is the telling of what happened after that. And what a telling! In my opinion, Kern is a masterful writer. His prose breathes life into the many risks that Kravchenko faced, not the least of which were first, that the American authorities would send him back to their ally Stalin for certain torture and death, and second, that the many NKVD operatives in the United States would assassinate him as they most probably had assassinated another famous Soviet defector, Walter Krivitsky, who like Kravchenko had defected to the West and written high profile magazine articles and a blockbuster book exposing the real conditions in the Soviet Union.

And these risks were very real. As to the the first risk -- deportation back to the Soviets -- arrayed against Kravchenko was the President himself and his palace guard: Under Secretary (and later Secretary) of State, Edward Stettinius; Harry Hopkins, FDR's closest advisor and right-hand man; Joseph Davies, Roosevelt's ambassador to the Soviet Union during several of the 1930s show trials, which he found fair and just; Averell Harriman, close advisor to FDR, in charge of Lend-Lease to Europe and the Soviet Union in 1941-1943 and ambassador to the Soviet Union since October 1943; and Charles "Chip" Bohlen, the key State Department official on Russian affairs and liaison with the White House. These were the principal people who dealt with Soviet affairs in the administration, and this was a formidable group.

As to the second risk -- assassination -- the Soviets had hundreds of NKVD operatives in the country, not only in their Embassy and consulates but also in the many organizations, much like the one that Kravchenko worked for in Washington, that were sprinkled throughout the nation. And all of this was taking place at a time when the US was at war and its principal ally was the very country from which Kravchenko had fled.

But one of the real values of this book is that it tells the story not only of Kravchenko and his writings but also of 1943-1945 wartime Washington and New York and the many behind-the-scenes intrigues at play during this period. One of startling facts that has been largely ignored by the principal chroniclers of this period is Roosevelt's physical and mental condition at the time. By April 1944 when Kravchenko defected, Franklin Roosevelt was a very sick man. His inner



## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

circle, fearing for their jobs and power, propped him up, carried him about, and displayed him to the American public as the lone symbol of American power and prestige. His Navy doctor methodically falsified his medical reports to the public. Churchill said that at Yalta in February 1945 conversing with Roosevelt was like talking to a darkening void. There is a growing consensus among scholars that he was physically and mentally unfit to serve another term in office and should never have been permitted to run for a fourth term in November 1944.

Given this state of affairs, with the president himself on the edge of the abyss and his pro-Soviet spouse and inner circle in charge, one would think that there would be no way that Kravchenko could possibly have avoided one or the other of deportation or assassination. But somehow he did, and in a supreme bit of irony, it was FDR's ill-advised candidacy in the 1944 election that saved him. Kern tells the complicated story of how that played out with a masterful touch based on unexcelled research and attention to detail. I have spent the last ten years doing research at the NYPL on the relationship between Roosevelt and Stalin and I know a good deal about the events of this period and the people who populate Kern's book, and I can say without reservation that his research is among the best I have seen from anyone writing modern history.

The only shortcoming that I see in the book is that it is a bit too long at times and goes into too much detail on some peripheral points. It reminds me of the old adage "If I had more time, I would have written a shorter letter." But that is a small price to pay for a marvelous piece of scholarship.

\*

#### *Übersetzung:*

Das Thema des Buches von Gary Kern ist natürlich das Kravchenko-Buch I CHOSE FREEDOM. Kerns Bemühen ist ein Hamlet-ähnliches Buch im Buch. Aber es ist viel mehr als das. Kern hat offensichtlich das soziale, politische, militärische und internationale Umfeld gemeistert, in das Kravchenko im April 1944 eingetreten ist und in das sein Buch im April 1946 explodiert ist. Kravchenko war ein sowjetischer Staatsbürger ukrainischer Abstammung, der im August 1943 auf einen Posten bei der sowjetischen Regierungskommission in Washington versetzt wurde, mitten im Zweiten Weltkrieg. Dies war eine Zeit, in der die Vereinigten Staaten – die damals und heute in der ganzen Welt allgemein als Leuchtturm politischer und persönlicher Freiheit angesehen werden – mit der Sowjetunion verbündet waren; einer Nation mit über 150 Millionen Menschen, deren Unterdrückung und Leiden in der Hand eines einzigen Mannes und den von seinem Regime unterstützten Idioten in der zivilisierten Welt fast ohne Beispiel sind.

**Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus**

Im Grunde war dies ein Zweckbündnis, denn der sowjetische Führer Joseph Stalin hatte sich im August 1939 mit Hitler verbündet und den Nazis effektiv grünes Licht gegeben, Polen anzugreifen und später den Rest Europas zu verwüsten. Wenn es nach Stalin gegangen wäre, wäre die Sowjetunion während des gesamten Krieges und in Zukunft der langfristige Partner der Nazis geblieben. Aber Hitler hatte andere Ideen und griff seinen pflichtbewußten Partner im Juni 1941 an. Infolgedessen fiel Stalin, zusammen mit dem abscheulichen Anhängsel seines abscheulichen Regimes, seiner Geheimpolizei, seiner schändlichen Ideologie, seines Sklavenarbeitslagersystems und anderer Institutionen der Unterdrückung und des Mordes geradewegs in das Lager der Alliierten, angeführt von Franklin Roosevelt.

I CHOSE FREEDOM erregte sofort Empörung bei den Sowjets und den westlichen Intellektuellen, weil es in deutlichen Worten die wahren Bedingungen der Barbarei enthüllte, unter denen das russische Volk lebte. Die kommunistische Regierung Rußlands, seit 1922 als Sowjetunion bekannt, war autokratisch, gewalttätig und das genaue Gegenteil von Demokratie und Freiheit. Sie hatte das Land seit dem Putsch der Bolschewiki im November 1917 kontrolliert. Von Anfang an war die russische Nation unter Lenin ein Einparteien-Terrorstaat, der sein Volk mit Gewalt und physischer Gewalt beherrschte. Lenin schuf im Dezember 1917, einen Monat nach seiner Machtübernahme, seine unglaublich gewalttätige Geheimpolizei, die damals Tscheka hieß. Der erste Tscheka-Führer, Dzerzhinsky, war eine Figur aus einem Horrorfilm – ein gequälter und introvertierter Soziopath, dessen einzige Lebensfreude darin bestand, anderen Menschen persönlich Schmerzen zuzufügen. Und in Stalins Regierungszeit gab es im Wesentlichen nichts Neues. Er verfeinerte und verbesserte lediglich die von Lenin geschaffene institutionelle Gewalt. All dies war den westlichen Demokratien bekannt, die ursprünglich Truppen nach Rußland entsandt hatten, um das auszurotten, was Churchill einen sozialen "Pestbazillus" nannte. Als dies fehlschlug, wehrten sie sich schwach gegen die Aufnahme diplomatischer Beziehungen mit der Sowjetunion und kämpften dann darum, ihre Spione und lokalen ideologischen Agenten daran zu hindern, ihre Regierungen von innen heraus niederzureißen.

Der vielleicht merkwürdigste Aspekt dieser Geschichte ist die Figur des amerikanischen Präsidenten, in dessen Schoß Stalin im Juni 1941 gefallen war und in dessen Welt Kravchenko 1944 stolperte. Im April 1944, als Kravchenko seinen sowjetischen Posten in Washington aufgab, diente Franklin Roosevelt seine dritte Amtszeit als Präsident und war über zehn Jahre im Amt. Kein anderer Präsident zuvor oder danach war so lange im Amt, und FDR wurde als der mächtigste Mann beschrieben, der jemals im Weißen Haus gelebt hat. Aber Roosevelt war eine einzigartige Zutat in der amerikanisch-sowjetischen Allianz scheinbarer Gegensätze. Schon vor seinem Amtsantritt im März 1933 war er Unterstützer und Verteidiger Stalins und der Sowjetregierung. Indem er beispielsweise im November 1933 die diplomatische Anerkennung auf die Sowjetunion ausdehnte, bestätigte er das Stalin-Regime unmittelbar nach der terroristischen Hungersnot in der Ukraine, bei der schätzungsweise 5 bis 7 Millionen Menschen

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

systematisch und vorsätzlich verhungert wurden, um ein soziales Ziel zu erreichen. Im Laufe des nächsten Jahrzehnts schickte Roosevelt handverlesene Bewunderer Stalins als Botschafter nach Moskau, behinderte die Bemühungen des Außenministeriums, die Aufmerksamkeit auf seinen wahren Charakter zu lenken und unternahm energische Versuche, den großen sowjetischen Führer persönlich zu treffen.

Es sollte daher nicht überraschen, dass Roosevelt Stalin mit offenen Armen empfing, als Hitler Stalin im Juni 1941 in das Lager der Alliierten trieb. Er schickte sofort seinen vertrauenswürdigen Leutnant Harry Hopkins, der zu dieser Zeit keine offizielle Regierungsposition hatte und vom Kongress nicht bestätigt worden war, in irgendeiner Funktion für das amerikanische Volk zu handeln, nach Moskau, um dem sowjetischen Führer zu sagen, daß die USA ihm alles geben würden, was er will, ohne etwas dafür zu verlangen. Und das, bevor sich der Präsident überhaupt die Mühe gemacht hatte, zu bestätigen, daß die Sowjetunion als Empfänger von *Lend-Lease*-Hilfe qualifiziert war. Roosevelt verbrachte dann die nächsten vier Jahre damit, vor Stalin zu knien, ihm unerhörte Mengen an Technologie und Materialien ohne Rechenschaftspflicht zur Verfügung zu stellen, eine umfangreiche pro-sowjetische Propagandamaschinerie (OWI) in der US-Regierung aufzubauen und den großen sowjetischen Führer regelmäßig darum zu bitten, sich mit ihm treffen, um vor dem Abendessen Cocktails zu trinken und gemeinsam Pläne für die Nachkriegswelt zu schmieden.

Dies war das Umfeld, in das Kravchenko eintrat, als er am 1. April 1944 in die USA überlief. Roosevelt hatte sich zu der Zeit seinen Wunsch erfüllt; er hatte sich im vorangegangenen Nov./Dez. mit Stalin in Teheran getroffen. In einem privaten Treffen (dokumentiert von Chip Bohlen in einem der FRUS-Bände) teilte er dem weltgrößten Massenmörder seinen Wunsch mit, seine Unterstützung für Stalins Beibehaltung der Hälfte Polens zu verbergen, weil er befürchtete, er würde die polnischen Stimmen bei den Wahlen von 1944 verlieren, wenn dies herauskäme. Und er würde Stalin ein zweites und letztes Mal im folgenden Februar in Jalta treffen.

Darüber hinaus waren Stalin und sein Terrorstaat die Lieblinge der Mainstream-Medien in Amerika. Stalin war 1942 Mann des Jahres des Time Magazine und das Life-Magazin veröffentlichte im März 1943 eine Sonderausgabe über die Sowjetunion, in der es das FBI als grobes Äquivalent zum NKWD bezeichnete, der sowjetischen Geheimpolizeiorganisation. Die NKWD führte Stalins Befehle zu Massenverhaftungen und Massenerschießungen aus, zu Massendeportationen nach Sibirien und in andere unbewohnbare Regionen; sie leitete das riesige System von Konzentrationslagern, das als GULAG bekannt ist. Die Mehrheit der Amerikaner, die durch die von Roosevelt inspirierte Propaganda einer Gehirnwäsche unterzogen wurden, dachte, daß "Uncle Joe" ein wohlwollender und geliebter Führer war, der ein patriotisches und tapferes Volk gegen die verhassten Nazis geführt hatte.

## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Kravchenko kündigte öffentlich seinen Übertritt in die USA in einer Erklärung an, die am 4. April 1944 in der New York Times erschien. Und die Essenz von Gary Kerns Buch ist die Erzählung dessen, was danach geschah. Und was für ein Erzählen! Meiner Meinung nach ist Kern ein meisterhafter Autor. Seine Prosa haucht den vielen Risiken Leben ein, denen Kravchenko ausgesetzt war, nicht zuletzt die, daß die amerikanischen Behörden ihn zu ihrem Verbündeten Stalin zur sicheren Folter und zum Tod zurückschicken würden, und zweitens, daß einer der vielen NKWD-Agenten in den Vereinigten Staaten ihn ermorden könnten, wie sie höchstwahrscheinlich einen anderen berühmten sowjetischen Überläufer ermordet hatten, Walter Krivitsky, der wie Kravchenko in den Westen übergelaufen war und hochkarätige Zeitschriftenartikel und ein Blockbuster-Buch geschrieben hatte, das die wirklichen Bedingungen in der Sowjetunion aufdeckte.

Und diese Risiken waren sehr real. Was das erste Risiko – die Deportation zurück zu den Sowjets – betrifft, so waren der Präsident selbst und seine Palastwache gegen Kravchenko eingestellt: Unterstaatssekretär (und später Staatssekretär) Edward Stettinius; Harry Hopkins, FDRs engster Berater und rechte Hand; Joseph Davies, Roosevelts Botschafter in der Sowjetunion während mehrerer Schauprozesse in den 1930er Jahren, die er fair und gerecht fand; Averell Harriman, enger Berater von Roosevelt, von 1941 bis 1943 zuständig für *Lend-Lease* nach Europa und in die Sowjetunion und seit Oktober 1943 Botschafter in der Sowjetunion; und Charles "Chip" Bohlen, der Schlüsselbeamte des Außenministeriums für russische Angelegenheiten und die Verbindung zum Weißen Haus. Dies waren die wichtigsten Personen, die sich in der Verwaltung mit sowjetischen Angelegenheiten befaßten, und dies war eine beeindruckende Gruppe.

Was das zweite Risiko betrifft – Attentate: die Sowjets hatten Hunderte von NKWD-Aktivisten im Land, nicht nur in ihrer Botschaft und ihren Konsulaten, sondern auch in den vielen Organisationen, ähnlich der, für die Kravchenko in Washington arbeitete, die überall in den Vereinigten Staaten verstreut waren. Zudem geschah all dies zu einer Zeit, als sich die USA im Krieg befanden und ihr wichtigster Verbündeter genau das Land war, aus dem Kravchenko geflohen war.

Aber eine der entscheidenden Qualitäten dieses Buches ist, daß es nicht nur die Geschichte von Kravchenko und seinen Veröffentlichungen erzählt, sondern auch von Washington und New York in den Kriegszeiten von 1943-1945 und den vielen Intrigen hinter den Kulissen, die sich in dieser Zeit abspielten. Eine der erschreckenden Tatsachen, die von den wichtigsten Chronisten dieser Zeit weitgehend ignoriert wurde, ist Roosevelts körperlicher und geistiger Zustand zu dieser Zeit. Als Kravchenko im April 1944 überlief, war Franklin Roosevelt ein sehr kranker Mann. Sein enger Kreis, der um seine Jobs und Macht fürchtete, stützte ihn, trug ihn herum und präsentierte ihn der amerikanischen Öffentlichkeit als das einsame Symbol amerikanischer Macht und Prestige. Sein Navy-Arzt fälschte methodisch seine medizinischen

## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

Berichte an die Öffentlichkeit. Churchill sagte, daß ein Gespräch mit Roosevelt im Februar 1945 in Jalta wie ein Gespräch mit einer sich verdunkelnden Leere sei. Unter Gelehrten herrscht zunehmend Einigkeit darüber, dass er körperlich und geistig nicht in der Lage war, eine weitere Amtszeit zu absolvieren, und daß er im November 1944 niemals für eine vierte Amtszeit hätte kandidieren dürfen.

Angesichts dieser Sachlage, mit dem Präsidenten selbst am Rande des Abgrunds und in Verbindung mit seiner pro-sowjetischen Ehepartnerin<sup>344</sup> und einem ebensolchen inneren Führungsgremium, sollte man meinen, daß Kravchenko Abschiebung oder Ermordung kaum hätte vermeiden können. Aber irgendwie tat er es, und mit einem Hauch Ironie war es FDRs unkluge Kandidatur bei den Wahlen von 1944, die ihn rettete. Kern erzählt die komplizierte Geschichte, wie sich das abspielte, mit einem meisterhaften Touch, der auf unübertroffener Recherche und Liebe zum Detail basiert. Ich habe die letzten zehn Jahre damit verbracht, an der NYPL<sup>345</sup> über die Beziehung zwischen Roosevelt und Stalin zu forschen, und ich weiß ziemlich viel über die Ereignisse dieser Zeit und die Menschen, die Kerns Buch bevölkern, und ich kann ohne Einschränkung sagen, daß seine Forschung zum Besten gehört, was ich im Bereich moderne Geschichte kenne.

---

<sup>344</sup> Für eine "pro-sowjetische" Haltung Eleanor Roosevelts habe ich keine Belege gefunden; angesichts ihres fundierten sozialen, sozialpolitischen Engagements kann ich mir das auch nicht vorstellen. (MvL)

<sup>345</sup> Die New York Public Library (NYPL) ist eine der drei öffentlichen Bibliotheken in New York City und mit über 55 Millionen Medien eine der größten Bibliotheken der Erde. (WP)

**Literaturhinweise**<sup>346</sup>  
und Internet-Links

- Swetlana Alexijewitsch: Der Krieg hat kein weibliches Gesicht (Berlin/DDR 1987; erweitert: Frankfurt/M. 1992) [*Die Erweiterungen – auch bei ihren anderen Büchern – betreffen Passagen, die bei den russischen Erstausgaben der Zensur zum Opfer gefallen waren. Vgl. dazu [http://belousenko.de/wr\\_Alexievich.htm](http://belousenko.de/wr_Alexievich.htm)*]
- Swetlana Alexijewitsch: Zinkjungen. Afghanistan und die Folgen (Frankfurt/M. 1992; erweitert: Berlin 2014)
- Swetlana Alexijewitsch: Seht mal, wie ihr lebt. Russische Schicksale nach dem Umbruch (Berlin 1999)
- Swetlana Alexijewitsch: Die letzten Zeugen. Kinder im Zweiten Weltkrieg (Berlin 1999)
- Swetlana Alexijewitsch: Tschernobyl. Eine Chronik der Zukunft (Berlin 1997)
- Swetlana Alexijewitsch: Secondhand-Zeit. Leben auf den Trümmern des Sozialismus (Berlin/München 2013)
- Raymond Aron: Opium für Intellektuelle oder die Suche nach Weltanschauung (Köln 1957)
- Michail P. Arzybaschew: Ssanin (München 1919; Rudolstadt 2009)
- Marija Belkina: Die letzten Jahre der Marina Zwetajewa (Frankfurt/M. und Leipzig 1991)
- Wassili Below: Sind wir ja gewohnt (Berlin/Weimar 1978)
- Walssili Below: Wenn sich Morgen- und Abenddämmerung küssen (Berlin/DDR 1975)
- Nina Berberova: Die Affäre Krawtschenko (Hildesheim 1991)
- Georgi P. Berdnikow: Anton Tschechow. Eine Biografie (Berlin/DDR 1985)
- Andrej Bitow: Georgisches Album. Auf der Suche nach der Heimat (Berlin 2017)
- Andrej Bitow: Das Puschkinhaus (Berlin 2007)
- Andrej Bitow: Armenische Landschaft (Berlin 2002)
- Andrej Bitow: Mensch in Landschaft. Eine Pilgerfahrt (Reinbek 1997)
- Leonid Bobyčín: Im Gouvernement S. – Šurkas Verwandtschaft (Berlin 1996)
- Heinz Brandt: Ein Traum, der nicht entführbar ist. Mein Weg zwischen Ost und West (München 1967). *Neuausgabe mit geändertem Untertitel: Leben für einen humanen Sozialismus* (Leipzig/Berlin 2022: A+C online)
- Margarete Buber-Neumann: Als Gefangene bei Stalin und Hitler (München 1949)
- Margarete Buber-Neumann: Die politische Bedeutung des Krawtschenko-Prozesses (1950), in: Janine Platten, Judith Buber Agassi, Margarete Buber-Neumann. Plädoyer für Freiheit und Menschlichkeit. Vorträge aus 35 Jahren, Berlin 2000, S. 174-178
- Anna Larina Bucharina: Nun bin ich schon weit über Zwanzig. Erinnerungen (Göttingen 1989)
- Iwan Alexejewitsch Bunin [*Gesamtwerk*]
- Theodoras Četrauskas: Als ob man lebte. Ein heroisches Märchen (Oberhausen 2002)
- Lola Debüser (Hrsg.): Zar Aggäus & andere. Phantastische Erzählungen, Kunstmärchen und Parabeln von Puschkin bis Gorki (Leipzig 1981)
- Irina Deneschkina: Komm (Frankfurt/M. 2003)

<sup>346</sup> Vergriffene Bücher (auch DDR-Übersetzungen/Veröffentlichungen) lassen sich unschwer bei den online-Antiquariaten finden. Generell wurden hier möglichst deutsche Erstausgaben genannt.

## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

- Fjodor Dostojewski: Arme Leute (Frankfurt/M. 2007)  
Fjodor Dostojewski: Weiße Nächte. Aus den Erinnerungen eines Träumers (München 1923)  
Fjodor Dostojewski: Aufzeichnungen aus einem Kellerloch [*verschiedene Übersetzungen*]  
Sergej Dowlatow: Der Kompromiss (Zürich 2008)  
Rudi Dutschke: Versuch, Lenin auf die Füße zu stellen. Über den halbasiatischen und den westeuropäischen Weg zum Sozialismus. Lenin, Lukács und die Dritte Internationale (1974; Berlin 1984)  
Ute Erb: Die Kette an deinem Hals (Frankfurt/M. 1960)  
Orlando Figes (Hrsg.): Schick einen Gruß, zuweilen durch die Sterne. Eine Geschichte von Liebe und Überleben in Zeiten des Terrors (Berlin 2012)  
Wera Figner: Nacht über Rußland. Lebenserinnerungen (Berlin 1926)  
Pawel A. Florenskij: Meinen Kindern. Erinnerungen an eine Jugend im Kaukasus (Stuttgart 1993)  
Wsewolod Garschin: ..alle Bitternis der Welt. Die Erzählungen (Leipzig 1956)  
Jewgenija Ginsburg: Marschroute eines Lebens (Hamburg 1967)  
Jewgenija Ginsburg: Gratwanderung. (München/Zürich 1991)  
Michail Gorbatschow: Umgestaltung und neues Denken für unser Land und für die ganze Welt (Berlin/DDR 1988)  
Michail Gorbatschow: Erinnerungen (Berlin 1995)  
Maxim Gorki: Meine Kindheit (1913/14; deutsch Wien 1947)  
Maxim Gorki: Unter fremden Menschen (1916; Wien 1947)  
Maxim Gorki: Meine Universitäten (1923; deutsch Berlin 1946)  
Wassili Solomonowitsch Grossman: Alles fließt (Berlin 1990)  
Wassili S. Grossman: Leben und Schicksal (Berlin 2007)  
Miklós Haraszti: Der Staatskünstler (Berlin 1984)  
Mark Jonathan Harris (Regie) / Andrew Kravchenko (Produzent): The Defector (Film 2007)  
[*Existenz unklar!* – vgl. [http://www.wildtheartfilms.us/projects\\_defector.html](http://www.wildtheartfilms.us/projects_defector.html) und [http://www.markjonathanharris.com/film\\_pages/film\\_defector.html](http://www.markjonathanharris.com/film_pages/film_defector.html)]  
Alexander Herzen: Mein Leben. Memoiren und Reflexionen. 3 Bände (Berlin/DDR 1962/3)  
Fasil Iskander: Das Sternbild des Ziegentur (Berlin/DDR 1968)  
Fasil Iskander: Sandro von Tschegeg (Frankfurt/M. 1989)  
Alexander N. Jakowlew: Ein Jahrhundert der Gewalt in Sowjetrußland (Berlin 2004)  
Alexander Stepanowitsch Jakowlew: Der Mensch und die Steppe (Wien-Leipzig-Zürich 1936)  
Wladimir Jaworiwski: Maria mit der Wermutspflanze. Roman um die Havarie von Tschernobyl (Berlin/DDR 1989)  
Gary Kern: The Kravchenko Case. One Man's War Against Stalin (Michigan/USA 2007)  
Ernst Klee / Willi Dreßen (Hrsg.): "Gott mit uns" – Der deutsche Vernichtungskrieg im Osten 1939-1945 (Frankfurt/M. 1989)  
Arthur Koestler: Der Yogi und der Kommissar (Eßlingen/Neckar 1950)  
Paul Kohl: Der Krieg der deutschen Wehrmacht und der Polizei 1941-1944. Sowjetische Überlebende berichten (Frankfurt/M. 1995)  
Alexandra Kollontai: Ich habe viele Leben gelebt... (Berlin/DDR 1980)  
Lew S. Kopelew: Und schuf mir einen Götzen (*Autobiographie Teil 1*) (Hamburg 1979)  
Lew S. Kopelew: Aufbewahren für alle Zeit! (*Autobiographie Teil 2*) (Hamburg 1976)  
Lew S. Kopelew : Tröste meine Trauer (*Autobiographie Teil 3*) (Hamburg 1981)  
Wladimir Korolenko: Die Geschichte meines Zeitgenossen [*übersetzt und mit einer Einleitung versehen von Rosa Luxemburg*] (Berlin 1947)

## VICTOR A. KRAVCHENKO

### Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

- Nadeshda Koshewnikowa: Die schöne Jelena (Berlin/Weimar 1985)
- Pjotr Nikolajewitsch Krasnow: Fallende Blätter (Jena o.J. [1925])
- Victor Kravchenko:** I Chose Freedom: The Personal and Political Life of a Soviet Official (New York/London 1946 [*mehrere Neuauflagen, übersetzt in viele Sprachen*] – *Deutsche Erstaussgabe:* Ich wählte die Freiheit. Das private und politische Leben eines Sowjetbeamten (Zürich 19747; Hamburg 1949). *Veränderte Neuauflage mit Anhang:* Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus (Leipzig/Berlin 2023: A+C online)
- Victor Kravchenko:** I Chose Justice (New York 1950) *Deutsch:* Schwert und Schlange (Zürich 1950)
- (**Victor Kravchenko:**) Maurice Garçon (Hg.): Le procès Kravchenko. Compte rendu sténographique, Paris 1949 [*Editions Albin Michel, Collection "Grands procès contemporains" sous la direction de Maurice Garçon de l'Académie Française - 1949 - 2 volumes in-8, broché - 676 p. & 648 p.*]
- Kravchenko contre Moscou** (Paris 1949: Fournier-Valdés) [*"Cet ouvrage a été réalisé par l'équipe de l'Institut Français d'Information et de Rédaction."*]; – *englische Übersetzung:*
- Kravchenko versus Moscow** – The report of the famous Paris case / with an introduction by the Rt. Hon. Sir Travers Humphreys, P.C. (London 1950)
- Victor Kravchenko:** Einvernahme vor dem Komitee für unamerikanische Umtriebe in den Vereinigten Staaten. 22. Juli 1947 (Zürich 1947, Thomas Verlag)
- Walter G. Krivitzky: Ich war Stalins Agent. Hrsg. Hellmut G. Haasis mit zeitgenössischen Dokumenten und einem Nachwort. Trotzdem-Verlag, Grafenau-Döffingen 1990
- Moische Kulbak: Die Selmenianer (Berlin 2017)
- Moyshe Kulbak: Montag. Ein kleiner Roman (1926; deutsch: Berlin 2017)
- Aino Kuusinen: Der Gott stürzt seine Engel. Hrsg. u. eingel. v. Wolfgang Leonhard (Wien, München und Zürich 1972)
- Asja Lacis: Revolutionär im Beruf (München 1971)
- Nikolai Leskow [Gesamtwerk]
- Wladimir Lindenberg: Gottes Boten unter uns (München 1967)
- Wladimir Lindenberg: Bobik im Feuerofen (München 1964)
- Wladimir Lindenberg: Marionetten in Gottes Hand (München 1987)
- Ivy Litwinow: Ein Fall von Liebe (Frankfurt/M. 1989)
- Susanne Leonhard: Gestohlenes Leben. Schicksal einer politischen Emigrantin in der Sowjetunion (Frankfurt/M. 1956)
- Rosa Luxemburg: Herzlichst Ihre Rosa. Ausgewählte Briefe.(Berlin/DDR 1989)
- Wladimir Makanin: Stimmen. Drei Prosatexte (Berlin/Weimar 1989)
- Nadeshda Mandelstam: Das Jahrhundert der Wölfe. Eine Autobiographie (Frankfurt/M. 1971)
- Nadeshda Mandelstam: Generation ohne Tränen. Erinnerungen (Frankfurt/M. 1975)
- Pawel Melnikov-Petscherski: Die alten Zeiten (Berlin/Weimar 1981)
- Israil Metter: Die fünfte Ecke (Frankfurt/M. und Leipzig 1994)
- Boris Mikhailov: CASE HISTORY (Zürich/Berlin/New York 1999)
- Czeslaw Milosz: Verführtes Denken (Köln/Berlin 1953)
- Alexandr Mostowschtschikow (Hrsg.): Sender Jerewan antwortet. Witze in der Sowjetunion 1960-1990 (Berlin 1995)
- Vladimir Nabokov: Andere Ufer. Ein Buch der Erinnerung (Reinbek 1964) [*Spätere Ausgabe unter dem Titel "Sprich, Erinnerung, sprich"*]
- Vladimir Nabokov: Erzählungen I (1921-1934) (Reinbek 1989)



Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

- Vladimir Nabokov: Erzählungen II (1925-1951) (Reinbek 1989)  
Nikolai Alexejewitsch Nekrassow: Gedichte und Poeme, Bd. 1+2 (Berlin/Weimar 1965)  
Galina Nikolajewa: Ernte (Berlin/DDR 1951)  
Galina Nikolajewa: Schlacht unterwegs (Berlin/DDR 1962)  
Boris Nossik: Der seltsame Prozess oder ein Moskauer Überläufer in Paris (Berlin 1992)  
Novellen aus Mittelasien (Tschingis Aitmatow, Timur Pulatiw, Timur Sulfikarow, Moris Simaschko, Oralchan Bökejew) (Berlin/DDR 1980)  
Abdishamil Nurpeissow: Der sterbende See (Berlin/Weimar 1988)  
Juri Olescha: Liompa (Leipzig 1978)  
George Orwell: Farm der Tiere (1945; deutsch: Zürich 1946)  
George Orwell: 1984 (1949; deutsch: Zürich 1950)  
Ljudmila Petruschewskaja: Unsterbliche Liebe. Erzählungen (Berlin 1990)  
Andrej Platonow: Unterwegs nach Tschewengur (Darmstadt/Neuwied 1973)  
Andrej Platonow: Die Baugrube (Frankfurt/M. 1971)  
Anatoli Pristawkin: Schließ ein goldnes Wölkchen (Berlin/DDR 1989)  
Valentin Rasputin: Abschied von Matjora (Berlin/DDR 1979)  
Maria Razumovsky: Marina Zwetajewa. Eine Biographie (Frankfurt/M. 1989)  
Harriet v. Rathlef-Keilmann: Anastasia – Ein Frauenschicksal als Spiegel der Weltkatastrophe (Leipzig/Zürich 1928). *Veränderte und erweiterte Neuauflage unter dem Titel: Anastasia? – Eine Unbekannte kämpft um ihre Identität* (Berlin 2019: A+C online)  
Günter Reimann: Berlin – Moskau 1932. Das Jahr der Entscheidung (Hamburg 1993)  
Günter Reimann: Der rote Profit. Preise, Märkte, Kredite im Osten. Eine Reportage und kritische Untersuchung der Revision des Staatssozialismus (Frankfurt/M. 1968) [*Autor ist Wirtschaftsexperte, hielt sich 1930 und 1932 als Funktionär der Komintern in der Sowjetunion auf: stalinkritisch, enger Kontakt mit Bucharin. Korreliert mit Kravchenkos Darstellungen der ökonomisch-industriellen Situation*]  
Lenka Reinerova: Alle Farben der Sonne und der Nacht (Berlin 2003)  
Trude Richter: Totgesagt (Halle/Leipzig 1990)  
Paavo Rintala: Leningrader Schicksalssymphonie (Rostock 1970), *Neuauflage unter dem Titel: Die Menschen, die Stadt und der Hunger. Berichte aus der von NS-Deutschland belagerten Stadt Leningrad (1941-1943)* (Leipzig/Berlin 2022: A+C online)  
Grigol Robakidse: Das Schlangenhemd (Jena 1928)  
Grigol Robakidse: Megi. Ein georgisches Märchen (Tübingen 1932)  
Anatolij N. Rybakov: Die Kinder vom Arbat (München 1990)  
Michail K. Ryklin: Leben, ins Feuer geworfen. Die Generation des Grossen Oktobers (Berlin 2019)  
Jüri Rytchëu: Traum im Polarnebel (Zürich 1993)  
Andrej D. Sacharov: Mein Leben (München 1991) [Sowie andere Veröffentlichungen]  
Paul Scheffer: Sieben Jahre Sowjetunion (Leipzig 1930)  
Landolf Scherzer: Nahaufnahmen. Aus Sibirien und dem sowjetischen Orient (Rudolstadt 1977)  
Landolf Scherzer: Auf Hoffnungssuche an der Wolga (Köln 1991)  
Landolf Scherzer: Am Sarg der Sojus: Die Hoffnung stirbt als letztes (Suhl 1993)  
Wjatscheslaw Schischkow: Taiga (Berlin/DDR 1976)  
Wjatscheslaw Schischlow: Vagabunden (Berlin/DDR 1964)  
Wassili Makarowitsch Schukschin: Ich kam euch die Freiheit zu bringen (Berlin/DDR 1978)

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

- Roman Senčín: Minus (Köln 2003)  
Skitalez [= *Stepan Petrow*]: Die Liebe des Dekorationsmalers. Erzählungen (Berlin/DDR 1966)  
Soja Sokolowa: Das Land Jugorien (Leipzig 1976)  
Fjodor Sologub: Der kleine Dämon (Leipzig 1980)  
Alexander I. Solschenizyn: Ein Tag im Leben des Iwan Denissowitsch (Berlin 1963)  
Alexander I. Solschenizyn: Archipel Gulag (Bern/München 1974) [*Die gekürzte und bearbeitete Neuauflage (Frankfurt/M. 2008: Fischer-Taschenbuch) ist nicht zu empfehlen!*]  
Vladimir Sorokin: Die Schlange (Zürich 1990)  
Michail Sostschenko: Wie mit Gabeln aufs Wasser geschrieben. Erzählungen (Mannheim 2004: persona verlag)  
Matthias Storck: Karierte Wolken. Lebensbeschreibungen eines Freigekauften (Moers 1993)  
Karen Swassjan: Unterwegs nach Damaskus. Zur geistigen Situation zwischen Ost und West (Stuttgart 1993)  
Ludmilla Thorne: Soviet POWs in Afghanistan (New York 1987)  
Bassam Tibi: Die Krise des modernen Islam. Eine vorindustrielle Kultur im wissenschaftlich-technischen Zeitalter. Erweiterte Ausgabe (Frankfurt/M. 1991)  
Anton Tschechow: Aus den Notizen eines Jähzornigen. Erzählungen (Leipzig 1984) [*Enthält die Novelle Mein Leben*]  
Anton Tschechow: Die Insel Sachalin. (Berlin/DDR 1982)  
Nikolai N. Tschernyschewski: Was tun? Aus Erzählungen von neuen Menschen (Berlin 1947; Zürich 1949)  
Georgi W. Tschitscherin: Mozart. Eine Studie (Leipzig 1975)  
Gleb Iwanowitsch Uspenski: Neue Zeiten, neue Sorgen (Berlin 1952)  
Gleb Iwanowitsch Uspenski: Der Ruin. Skizzen aus dem Provinzleben (Berlin 1953)  
Gleb Iwanowitsch Uspenski: Die Straße der Verlorenen (Berlin/DDR 1958)  
Angel Wagenstein: Pentateuch oder: Die fünf Bücher Isaaks (Berlin 1999)  
Alexander Weißberg-Cybulski: The Accused (New York 1951; Conspiracy Of Silence, London 1952), *deutsch*: Hexensabbat. Rußland im Schmelztiegel der Säuberungen (Frankfurt/M. 1951 [*Achtung: 2. Auflage gekürzt, Titel: Die Gedankenpolizei*])  
Karl August Wittfogel: Die orientalische Despotie. Eine vergleichende Untersuchung totaler Macht (Köln 1962 und später)  
Moshe Zalcman: Als Mosche Kommunist war (Darmstadt 1982); *Neuauflage unter dem Titel: Als jüdischer Arbeiter in Polen und im stalinistischen GULAG* (Leipzig/Berlin 2022: A+C online)  
Marina Zwetajewa: Mein Puschkin / Puschkin und Pugatschow. Zwei Essays (Berlin/DDR 1978)

Internetlinks:

- <http://belousenko.com/> sowie <http://belousenko.de/>

Aleksander Belousenko (Seattle/USA) betreibt einen kommentierten online-Katalog russischer Literatur sowie ins Russische übersetzter Bücher – darunter eine Sammlung von Zeugnissen aus dem GULAG: [https://belousenko.de/bk\\_gulag.htm](https://belousenko.de/bk_gulag.htm)

- <http://www.gulag.memorial.de/>

MEMORIAL Deutschland e.V. ist der deutsche Zweig von MEMORIAL International, einer internationalen Nichtregierungsorganisation, die auf dem Gebiet der Menschenrechte tätig ist und zahlreiche nationale und regionale Organisationen in mehreren Ländern (Rußland, Ukraine, Deutschland, Italien, Frankreich, Tschechien) umfaßt. Die Gesellschaft entstand als Bürgerrechtsbewegung während der Perestrojka-Zeit in der früheren Sowjetunion mit dem Ziel, die Auswirkungen der Gewaltherrschaft des Stalinismus aufzuarbeiten und der Opfer zu gedenken. Der erste Vorsitzende der Gesellschaft war der Atomphysiker, Dissident und Friedensnobelpreisträger Andrej Sacharow. –

Zur historischen Aufarbeitung der politischen Gewaltherrschaft gehört die Betreuung des ehemaligen "KGB-Gefängnisses" in der Leistikowstraße 1 in Potsdam mit seiner Dauerausstellung "Von Potsdam nach Workuta", in der die Schicksale deutscher und russischer Häftlinge des sowjetischen Geheimdienstes dokumentiert sind. Ferner veranschaulicht MEMORIAL Deutschland auf einem Internetportal die Dimension und Auswirkungen des GULAG, des Systems der Zwangsarbeitslager in der früheren Sowjetunion.

Die Aufklärung über die aktuelle Menschenrechtssituation in Rußland und den Gebieten der ehemaligen Sowjetunion ist ein weiterer Schwerpunkt der Arbeit von MEMORIAL Deutschland. Mit dem Nachrichtenserver werden aktuelle Berichte zur Menschenrechtsproblematik und Fragen der Zivilgesellschaft zur Verfügung gestellt.

- <https://www.themoscowtimes.com/>

Die Moscow Times ist eine unabhängige englisch- und russischsprachige Online-Zeitung. Im Jahr 2022 wurde ihr Hauptsitz nach Amsterdam in den Niederlanden verlegt, als Reaktion auf restriktive Mediengesetze, die in Rußland nach dem Einmarsch in die Ukraine verabschiedet wurden. Die Website wurde später in Rußland verboten.


Siehe dazu auch [https://en.wikipedia.org/wiki/The\\_Moscow\\_Times](https://en.wikipedia.org/wiki/The_Moscow_Times)

VICTOR A. KRAVCHENKO

Als Funktionär im sowjetischen Stalinismus

**ЛЮДИ ПРАВДИ  
ЩОБ СВІТ ЗНАВ**

*“Ця арифметика звірства – тисячі жертв  
сьогодні для забезпечення щастя  
ненароджених  
тисяч завтра –  
не мала жодного  
сенсу”*



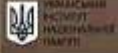

1944-го зумів утекти  
на Захід і видав бестселер  
“Я обрав свободу”.  
У ній описав колективізацію,  
Голодомор, Великий терор,  
свідном яких був.

колишній радянський функціонер  
**ВІКТОР КРАВЧЕНКО**

**1932  
ГОЛОДОМОР  
1933**

**28**  
Листопада

**ЗАПАЛИ СВІЧКУ ПАМ'ЯТІ  
ЗА ЖЕРТВАМИ  
ГОЛОДОМОРУ**



Poster 2015 des Ukrainischen Instituts für nationales Gedenken <https://uinp.gov.ua/>